Geschichte

der

deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Laube
Geschichte d
D. Literatur

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung 1.2
1839.

53 G

BIBLIOTEKA
REGIA

Geschichte der deutschen Literatur.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ihrer Durchlaucht

der Frau Fürstin

Lucie von Pückler-Muskau

geborenen Fürstin von Hardenberg.

Sie haben mir, durchlauchtigste Frau, das Haus geöffnet, was so schön blickt auf Busch und Wiese, auf die harmonisch gefaltete Welt des Muskauer Parks, auf den weichen stillathmenden Segen einer neuen Kunstwelt.

Dort konnte ich wohlgebettet dem Geistesleben unserer Nation nachsinnen. — Sie haben mir, durchlauchtigste Frau, durch Zusprache und Gespräch den Blick geöffnet und gesichert in jene ungemeine Welt deutscher Seele, worin die aufmerksame Theilnahme wohnt auch für die langen Bücher und für die kleinen Worte; worin das maaßvolle, und so erkenntliche Urtheil wohnt, worin die Sorge wohnt für Alles, was erdacht wird. Was kann mehr ermuntern für ein Feld, welches oft so wüst auseinander zu gehen scheint, wie das Feld einer ganzen Literatur, und wo man verzagt, Aufmerksamkeit zu finden!

Sie thaten noch mehr, durchlauchtigste Frau: Sobald ich frei war, öffneten Sie mir jene weiten Wälder, in

denen der Hirsch und das Reh gedeihn, und gaben sie Preis meiner jagdthörichten, ach so geliebten Leidenschaft. Wie erquickte mich dies für das Ende des Buches, wie hob mir der stille Wald die Hoffnung, es sei Zeit und Ruhe und Aufmerksamkeit in der Welt auch für alte graue Gedanken einer verwitterten Zeit.

Jetzt lärmt unter mir der wimmelnde Boulevard von Paris, und alltäglich, alltäglich schweift mein Gedanke fort von diesem wüsten Tumulte, wo keine deutsche Literaturgeschichte entstehn und gedeihen kann, und schweift nach den Fichten und Wiesen jenes Jagdhauses, wo die Stille des Urwaldes herrscht.

Was in diesem Buche frisch duftet, es stammt von

Ihrer Waldes-Gnade, was an Maaß darin wohl thut, es stammt von Ihrem Sinne, durchlauchtigste Frau. Könnte mir Uebleres begegnen, als wenn ich dies Buch Eurer Durchlaucht nicht widmen dürfte?

Paris, im Mai 1839.

In treuester, ergebenster Gesinnung

Dr. Heinrich Laube.

Hauptübersicht.

I. Das Gothische.

1. Einleitung . . . . . Band I. Seite 3

II. Das Althochdeutsche.

2. Die fränkische Geistlichkeit . . . . . „ „ „ 15

III. Das Mittelhochdeutsche.

3. Das Mittelalter . . . . . „ „ „ 27
4. Das Ritterthum . . . . . „ „ „ 38
5. Die erste romantische Poesie . . . . . „ „ „ 41
6. Das Nibelungenlied und das Heldenbuch . . . . . „ „ „ 59
7. Der Kreis Karl des Großen . . . . . „ „ „ 70
8. Der Artus- und Gralkreis . . . . . „ „ „ 85
9. Einzelne Gedichte . . . . . „ „ „ 106
10. Antike Stoffe, geistliche Gedichte und Prosa . . . . . „ „ „ 119
11. Die Scholastik . . . . . „ „ „ 133
12. Kaiser und Reich und Baukunst . . . . . „ „ „ 146
13. Meistersänger, Volksbuch und Lieder . . . . . „ „ „ 156
14. Der Durchbruch zur Prosa . . . . . „ „ „ 179

IV. Das Neuhochdeutsche.

15. Die Reformation . . . . . „ „ „ 199
16. Das Kirchenlied . . . . . „ „ „ 220
17. Stillstand und Rückgang der Reform . . . . . „ „ „ 235
18. Die erste schlesische Schule . . . . . „ „ „ 251
19. Die philosophische Wendung . . . . . „ „ „ 278
20. Die zweite schlesische Schule . . . . . „ „ „ 304
21. Uebergang zur Klassik.
    I. Die Leipziger und die Schweizer . . . . . II „ 3
    II. Die Dichterpartien . . . . . „ „ „ 22

V. Das Klassisch-Deutsche.

22. Die neue Kritik . . . . . Band II. Seite 55
23. Wieland. Thümmel — Heinse . . . . . „ „ „ 126
24. Die Göttinger Dichter, und vereinzelte Poeten . . . . . „ „ „ 178
25. Herder. Hamann. Lavater . . . . . „ „ „ 214
26. Die neue Philosophie . . . . . „ „ „ 274
27. Schiller . . . . . „ III. „ 3
28. Schelling . . . . . „ „ „ 87
29. Die romantische Schule . . . . . „ „ „ 113
30. Jean Paul . . . . . „ „ „ 261
Hippel — Seume — Weber.
31. Göthe . . . . . „ „ „ 325
32. Hegel . . . . . „ IV. „ 3
Die Hegel'sche Schule. — Die Geschichtschreiber.
33. Die junge Literatur . . . . . „ „ „ 91

I.

Das Gothiſche.

1.

Einleitung.

Die Deutschen fangen gewöhnlich ihre Literaturgeschichte mit dem römischen Senator und Schriftsteller Tacitus an, welcher so viel als er wußte, oder so viel als er seinem Zwecke für angemessen hielt, in seinem Buche „Germania“ über unsere Heimath mittheilte. Da nun dies Buch wahrscheinlich den Nebenzweck hatte, den unter Domitian zitternden Römern, gegen welchen Tacitus selbst sehr schüchtern und höflich war, ein nützliches Volksbild vorzuhalten, so muß man diese Quelle eigentlich mit viel größerer Vorsicht aufnehmen und deuten, als es meistentheils geschehen ist.

Das Geschick hat uns aber aus der frühesten Zeit deutscher Geschichte gar keine redenden Denkmäler, sondern nur solch bedenkliche Zeugnisse der Fremden übrig gelassen; die weißhälischen Forsten des teutoburger Waldes und ähnliche Plätze, auf welchen damals bemerkenswerthe Dinge geschehen sind, verrathen nichts über die Literatur.

Einige Namen, welche man richtig oder unrichtig in Rom niedergeschrieben, sind Alles, was uns von unsern früh sten Ahnherrn geblieben ist. Ein germanisches Volk aber, die Gothen, werden unserer Kenntniß und Erinnerung zeitig genug ein schöner Trost. Unter diesem Worte versteht man Ost- und Westgothen; man nennt sie nur verwandt mit den Germanen, oder wohl gar Eindringlinge. Da wir indessen so wenig Sicheres wissen über die frühesten Völkerstämme unserer Heimath und über das, was von diesen wirklich bei uns haften geblieben oder spurlos wieder weggeschwemmt worden ist, so können wir ganz füglich bei dem Einschnitte der Völkerwanderung haften bleiben, welcher aus dem Südosten herauf die gothischen Stämme eindrängt.

Was hilft uns auch das Gedächtniß einer geistig thatlosen

Zeit, aus welcher kein anderes Zeichen des Bewußtseins übrig ist, als daß hier ein Stamm und dort ein Stamm kriegerisch nach neuem Wohnsitze gewandert sei!

Die Gothen sind das erste germanische Volk, wo die finstern Wolken auseinander fliegen, ruhiger Sonnenschein auf gelichtete Ebenen fällt, und aus dem raffinden Völkerwesen ein innerliches Menschenleben sich ablöst; die hochgewachsenen, langhaarigen schönen Menschen lassen sich auch einmal auf das grüne Gras nieder, nicht bloß um Arm und Bein vom ewigen Kampfgeschäfte auszuruhen, sondern auch des inneren, höheren Dranges willen umherzublicken, sich mitzutheilen, Zeichen der Mittheilung zu erfinden.

Es war ein schönes, reiches Volk, das gothische, und die mannigfache Sage ihrer Helden, ihrer schimmernden Amelungen, ist noch viele Jahrhunderte der schönste Kern und Beisatz deutscher Lieder geblieben, als sie selbst schon lange unter dem Völkerschwalle verdeckt waren. Der größte Theil unserer schönsten heroischen Poesie, des Nibelungenliedes und Heldenbuches gehört in den gothischen Kreis, und wird ihm nur deßhalb stets entzogen, weil er in der späteren, mittelhochdeutschen Zeit überarbeitet und dem späteren Verständnisse zugänglich gemacht worden ist.

Hätten wir uns eigen aus diesem kräftigen und doch mildesten Stamme unserer Geschichte entwickeln dürfen, es wäre uns sicherlich ein großer Vortheil gewesen. Beinahe bis zum achten Jahrhunderte können wir unsere Zeit eine gothische nennen, und es ist nur leider fast nichts mehr davon übrig. Nur schmale Brückchen führen über die große Leere zu dem Damme Karls des Großen herüber.

Tacitus erzählt aus der vorgothischen Zeit von Priestermythen und Schlachtgesängen; lange Zeit blieb es üblich, von seinem Worte „barritus“ — welches ein Feldgeschrei bedeuten mag — barditus, und daraus Barden abzuleiten, welche ein ältester deutscher Sängerorden gewesen seien; besonders hat Görres die Barden festgehalten, es ist aber neuerdings nachgewiesen, daß diese privilegirten Sänger nur bei celtischen Stämmen existirt hätten. Da sie uns jedenfalls nichts Reelleres übrig gelassen, als den Streit über ihre Existenz, so beruhigen wir uns leichter darüber, aber die Zither oder Harfe retten wir uns

für die Gothen. Dieß war ihnen ein nationales Instrument, zu welchem sie ihre Lieder sangen.

Der Wind hat alle verweht; man sagt, sie seien alliterirend gewesen. Diese Alliteration war der Schooß des Reimes. Der älteste Ueberrest eines schriftlichen Denkmals aus der gothischen Zeit, und somit das älteste alles Deutschen ist die Bibelübersetzung des Ulfilas, eines Bischofs der Westgothen, der im Gothischen Wulfila hieß, und bei uns etwa Wölf genannt würde. Der Hauptrest davon, der sogenannte silberne Codex, welcher die Hauptheile der Evangelien enthält, befindet sich zu Upsala in Schweden, einzelne andere Stücke sind in Wolfenbüttel und in Oberitalien entdeckt worden.

Der zweite gothische Rest ist eine Auslegung des Evangeliums Johannis, die Maßmann nach italienischen Handschriften herausgegeben hat.

J. Grimm behauptet in seiner Grammatik, die deutsche Sprache vor der Mitte des vierten Jahrhunderts, also vor der gothischen Ausbildung, — denn Ulfilas fällt etwa zwischen 360 und 380, — habe noch edlere und vollkommner gebildete Formen gehabt, als die gothische. Wir müssen das seiner Combinationsgabe glauben, da aus jener vorgothischen Zeit, wie erwähnt, nichts als einige Völker-, Orts- und Personennamen übrig sind.

Ein Punkt vielfacher Erörterung ist es noch geworden, ob Ulfilas ein ganz neues Alphabet erfunden, oder ob er ein schon existirendes germanisches zum Grunde gelegt habe. Durch W. Grimm besonders hat man das Letztere angenommen, man schließt sich an die nordische Sage an, daß Odin mit der Asen-Religion die Runenschrift nach Skandinavien gebracht habe; bekanntlich nahm man meist Stäbe oder Stäbchen harten Holzes, besonders von Buchen, um die Zeichen zu bilden, und hat davon den Namen „Buchstabe" erhalten. Will man indessen den Begriff Buch zu einem frühzeitigen stempeln, und aus Stab und Staben Zeichen machen, das, was uns jetzt ein Buchstabe ist, so ist dieß Belieben vollkommen frei gestellt. Wie unsere Völkerschaften aus Asien zu uns eingekehrt sind, so daß noch heute schreiende Sprachähnlichkeiten des Germanischen mit tiefasiatischen Worten und Wendungen täglich aufgedeckt werden, so ist uns wohl auch aus diesem Urlande aller Bildung der Schrifttypus zugebracht.

Mit solchen dürftigen Notizen ist eigentlich schon Alles erschöpft, was über das faktisch Uebriggebliebene unsrer schönsten geistigen Morgenzeit gesagt werden kann. Es liegt ein tiefer Nebel auf dieser Gothenjugend, und was davon in unbestimmtem Umrisse hie und da herausgehoben wird, das ist nicht mehr einfach und ächt überliefert, sondern von andern Händen betastet, von andern Herzen überhaucht und überfühlt. Die prächtigsten Gestalten unsrer Jugendpoesie haben ihr weites, ausgebreitetes Leben in diesem Nebel; das wie eine Blitzesnacht leuchtende Geschlecht der Amelungen reitet hier in dem gothischen Bereiche umher. Sie sind der südliche Kreis unsrer Ahnen, während die Nibelungen ausschließlicher den nördlichen bilden. Wie in diesem Sigfrid, der Hörnene, mit seinem guten Schwerte Balmung den glänzenden, wohlthuenden Mittelpunkt bildet, so reitet hier der große Amelunge Dietrich von Bern auf seinem Roß Falke überall hoch kenntlich durch allerlei Leiden und Geschick, immer herrschend und Held. Ein eiserner Arm, aber ein weicheres Auge sind Andeutungen, daß zweifellose Tapferkeit hier nach sanfterem Klima hin, unter weicher gebildeten Menschen wohne. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen, Alparts Tod, die Ravennaschlacht, Walther von Aquitanien sind die Stoffe, in welchen man bald hier, bald dort in Leid und Kampfe das hohe Haupt Dietrichs erblickt. Der alte Waffenmeister Hildebrand, Wittich und wie sie weiter heißen, die Amelungen, tauchen neben ihm auf und in der Gemessenheit eines besonnenen, kräftigen Alters sehen wir sie noch einmal in den allgemeinen Kreis hereintreten am Schlusse des Nibelungenliedes, wo die Nibelungen, die Volker und Hagen und Dankwart, zu Grunde gehen, und jene letzten Amelungen, Dietrich und Hildebrand noch an ihre Leichen treten.

Das Alles wird uns aus der spätern Wiedergeburt des Mitteldeutschen erst überliefert und kann deßhalb hier nur angedeutet werden, obwohl es als Leben, als That hierher in diese gothische Dämmerung gehört.

Ein starker Muth des Historikers würde auch diesen Hauptstoff deutscher Dichtung und Sage hier auf seinem Entstehungsplatze ausbreiten und deuten; aber der Muth wäre nur leider auch gegen die späteren Dichter des beginnenden Mittelalters

gerichtet. Denn wir wissen doch nicht deutlich genug, wie viel ihr eigenes Herz in diesem gothischen Sagenkreise umher gezeugt und geboren hat. Die in der Luft und durch die Wälder fliegende Sage, das einzelne Bild ist doch noch keine vollständige poetische That — diese gedichtete That dürfen wir den Minnesängern nicht absprechen, sie haben durch die eigentliche Idee dieser Sagenpoesie erst gewonnen, und es muß ihnen darum in der Literaturgeschichte ein eben so höherer Werth bleiben, wie man anderswo die geistreiche oder schöne Darstellung eines Vorfalls oder einer Epoche höher achtet, als den Vorfall selbst. Denn alle Fakta sind für die Wissenschaft nur Hilfsmittel.

Es bleibt also nur anzudeuten, daß diese Geburtsstätte deutscher Dichtung viele Jahrhunderte später von den Minnesängern glücklich aufgefunden und zu dem großen Nibelungenliede und dem Heldenbuche ausgearbeitet worden ist.

Wie überwiegend in Bildung der Sage der südliche, rein gothische Kreis gewesen sein muß, beweist durchweg die überlegene Stellung, welche den Amelungen zugetheilt wird. Sie gelten stets für feiner und im Kampfe doch für gewaltiger. Im „großen Rosengarten" wird ein großes Kampfspiel beider Parteien mit bunten Farben vorübergeführt, die Burgunder aber, welche die Nibelungenpartei sind, unterliegen, sogar Sigfrid, das schönste, frischeste Ideal ihres Heldenthums, wird von Dietrich mit dem Jornesedem darniedergeworfen.

Es möchte ein vergeblich Unternehmen sein, die Lokal- und Völkergrenzen genau abzusondern. Die südlichen Alpenhänge nach Italien hinab und rechts und links davon, und stückweise halb östlich nach Germanien hinein sind wohl der amelungisch-gothische Boden gewesen, zu dessen Hauptpunkt Dietrichs oder Theoderichs Bern, das jetzige Verona, gemacht wird, und mit breiter Hand rafft man Gepiden, Heruler, Vandalen, die lange Zeit in den östlichen Norden hinaufreichten, in die gothische Benennung ein. Vielleicht weil man die Gothen vom deutschen Norden und Nordosten nach Oberdeutschland hinauf kommen ließ, schreibt man ihrer Sprache ein vorherrschend niederdeutsches Element zu.

Diese Art der Sprachtrennung fällt nun aber noch nicht solchergestalt, wie wir sie später mit Niederdeutsch und Oberdeutsch bezeichnen, in jene Heldenzeit. Denn die andere Neckenhälfte,

die Nibelungen, obwohl Name, Schatz und Beziehung aus dem Norden stammt, obwohl Sigfrid selbst, der wandelnde Held des ersten Abschnittes, aus Niederland herkommt, wird doch in Hauptfülle von den Burgundern dargestellt, deren Tummelplatz mehr nach dem Oberrhein zu in den Ebenen und Hügeln von Rheinbaiern, auf der Fläche bei Worms, kurz, in Oberdeutschland zu suchen war.

Dieser poetische Bodensatz der Völkerwanderung ist der große Anfang unsres eigenthümlichen Dichtungslebens; ein Nationalleben ist eine eigenthümliche Dichtung. Aber wie all diese frischen, farbigen Ströme in das große Nibelungenlied, das größte und schönste Epos unsrer Nation, münden und in die erschütternde Klage der Nibelungennoth ausgehen, so müssen wir in der Beschreibung auch alle Fülle des Ton's und Nachdrucks auf diese Epoche legen, und mit gleicher Klage darüber eingehen in das Weitere. Denn hiermit geht auch bereits das eigene innere Leben unserer Nationalwelt unter, das Volk verliert sich in die allgemeine Culturentwickelung, und zwar in eine Entwickelung, die nicht aus dem innersten Kerne herausgebildet wird, sondern die sich um ein aus der Fremde Gegebenes gruppirt.

Die Einflüsse von Außen vernichten nicht nur die Unschuld und Naivetät, versetzen nicht nur die poetische Stimme mit fremder Zuthat, sondern entfremden das Volksbewußtsein sich selbst, so daß erst viele hundert Jahre später eine künstliche Auferweckung versucht, und eine Wiederschöpfung mit vielem Fremdartigen aufgestellt werden kann.

Zum großen Theile ist der Eintritt einer neuen Religion aus ganz anderen Denkkreisen der Wendepunkt.

Die Gothen traten zwar zeitig in den Bereich des Christenthums, allein ihnen kam es allmählig, sie fanden es auf ihren Zügen durch das oströmische Reich, sie orientirten sich mit Beibehaltung ihrer Eigenthümlichkeit darin, sie wurden auch, weil dies ihrer Geschichte und ihren Räumen näher lag, und durch die Zeit verwandter geworden war, arianische Christen. Wäre ihre Herrschaft eine dauernde geblieben, so geschah vielleicht die Umwandelung organischer. Aber der Sturm zerstreute ihre Macht, das römische Christenthum ward künstlich in unser Land gepflanzt, und unsere Nationalbeziehungen werden übereilt, nicht folgerecht hineingezogen.

Bis hierher herrschen durchgehend einfach menschliche Bezügnisse, Liebe und Haß, nun kommen die künstlichen und werden mächtig, ehe sie in Wurzel und Saft entwickelungsmäßig vereinigt sind mit dem, was sie vorfinden. Die Liebe wird ein Cultus, und die Religion treibt schöne, aber fremdartige Ranken. In der bisherigen gothischen Zeit haben wir den Ansatz zu einer wirklich eigenen Nationalbildung der zur Idee gefärbten inneren Welt, nun treten wir in den allgemeinen Schwung des Zeitalters, und unsere glänzendste literarische Zeit des Mittelalters ist der schlagendste Beweis, daß wir den selbständigen Gang verloren haben.

Es giebt deshalb keine schiefere Erscheinung der Geschichte, als der altdeutsche Fanatismus, welcher eine Zeit lang über unsre nationalen Verlangnisse kam, und sich für eine solchergestalt ausschließliche, feindlich absperrende Literatur und Sitte altdeutscher Nationalität erklärte. Denn just jene altdeutsche Blüthenzeit ist ein Ergebniß des damals allgemeinen Europa. Wenn es möglich gewesen wäre, durchaus gothisch zu erscheinen, so hätte man darin wenigstens einen treffenden Sinn gehabt,

Das Christenthum bildete sich nicht, wie es in seiner hohen Bestimmung lag, mit Beibehaltung seiner Universalität, auf charakteristisch deutsche Weise bei uns aus, sondern es erschien und machte sich geltend als römisch-christlich, und modelte uns darnach. Deshalb war auch die Poesie Anfangs nur eine geistliche, eine dem eigenthümlichen Nationalbewußtseyn fremde, eine esoterische, eine gelehrte, die keinen Eindruck machte.

Daher die große Steppe über Karl den Großen noch Säkula weit hinaus, wo wir mühsam nur einzelne Reliquien des eigentlichen Volksgesanges, irgend ein Siegeslied oder so etwas aufsuchen. — Um nur einen etwas natürlichen Uebergang zu finden, ward das Weib, dem Germanen von Hause aus werth, als etwas Göttliches erwählt, und solchergestalt zu einem Mittelpunkte der Poesie gemacht. Nach und nach werden die Beziehungen Terminologie, und ursprünglich fremde Wunder, Heilige und Dogmen bemächtigen sich allmählich des Sprachschatzes, des Denk- und Vergleichungskreises, so daß alles eigentlich Nationale gar nicht in den Saft des Stammes tritt, oder doch so unscheinbar wie möglich. Die Literatur wächst nicht aus einer innerlichen Nationalität, sondern aus einer eingeführten Symbolik.

Dieser Gang, welcher sich eines großen Theils von Europa bemächtigt hat, ist eine Hauptursache, daß die Geburt europäischer Geschichte so ungemein schwer und krampfhaft geworden, und daß am Ende doch diejenigen Völker zur größten Macht gelangt sind, welche ihr eigenthümlich Nationelles am Markigsten verdichtet, am Bewußtesten festgehalten haben. So wunderlich zum Beispiele die Verarbeitung der Reformation in England vor sich ging, und welch' eine auffallende Vermischung alter Form und neuen Gedankens zu einer Kirche herausgebildet wurde — es sprach sich doch in diesem eigensinnigen Verarbeiten des fremd Zugekommenen der starke eigen britannische Charakter aus, der sich sein Selbst nicht entwenden läßt, auch wenn es auf etwas Krauses oder Verschrobenes hinauskommen sollte. In dieser Art, welche noch mehr an den Franzosen so auffallend heraustritt, daß Alles, was Zutritt gewinnt, in Ausdruck, Form und Wesen vor allen Dingen französisch gemacht wird, in all solchen Zügen des nationalen Eigensinns liegt die Erklärung, daß solche Völker kompakt und mächtig geworden sind.

Sie haben das nachzubeten gesucht, wenigstens in Einzelnem, was uns damals beim Uebergange aus dem Gothischen entglitten ist.

Den wirklich großen Versuch, diese Richtung des eigentlichen Volksgeistes, welcher mit Kirchengewändern verdeckt ward, und die Richtung des religios Eingebrachten zu einigen, diesen großartigen Versuch bildet die Romantik des Mittelalters. Mag dies nun mit deutlicherem oder undeutlicherem Bewußtsein geschehen, mag das künstlich Eingebrachte vorherrschend geblieben sein, die Größe des Moments darf nicht übergangen werden.

Aber wir haben von der gothischen Jugend, deren schriftlicher Ueberrest noch vor das Jahr 400 fällt, eine unerquickliche leere Zeit des Fränkischen oder sogenannt Althochdeutschen bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts zu durchmessen, wohin man den Einschnitt der schwäbischen Periode des eigentlichen Mittelalters verlegt.

II.

Das Althochdeutsche.

2.

Die fränkische Geistlichkeit.

Das Ungeschick dieses Zeitraums überläßt die werdende Literatur den Geistlichen, welche dann nichts als eine Postille zu Stande bringen.

Die gothische Periode schließt man mit dem achten Jahrhunderte ab. Das Volk, welches die nächste Periode beherrscht, und uns am Gewaltsamsten dem römischen Einflusse zuführte, war das fränkische; von ihm heißt denn auch der Abschnitt vom achten bis zum zwölften Jahrhunderte der fränkische, wenn man nicht den umfassenderen Titel des Altdeutschen vorzieht. Karl der Große ist der Mittelpunkt desselben.

Bekanntlich war im jetzigen Belgien, an den Ufern der Maas und Schelde eine große Macht unter dem Ahnherrn aller Ludwige, dem Chlodowig, zusammengerafft, welche sich über den Rhein herüber, nach Burgund und Gallien hinab ausbreitete, und das erste Frankenreich wurde. Die Pipinischen Majordomus stürzten mit Anlehnung an den römischen Bischof das alte Haus der Merovinger, gingen in den großen karolingischen Stamm über, und schufen unter Karl dem Großen eine neue Völkerexistenz, die bis an die Eider hinab, über die Pyrenäen hinauf unter die Araber Spaniens reichte, und mit dem römischen Christenthume die Völker gewaltsam umgestalten half.

Zwei Völkerschaften treten dabei für deutsche Zwecke stark gefärbt hervor. Das sind die Allemannen in Süddeutschland und unserem Vordertheile der Schweiz, und die Sachsen in den

nordwestlichen Theilen unseres Vaterlandes. Die Allemannen dringen bereitwillig ein in die innern Gewänder des neuen Glaubens, sie treten als die frühzeitig gebildetsten vor, und ihre Klöster, besonders St. Gallen, bilden den eigentlichen Schooß der neuen Bildung. Die Sachsen dagegen hängen mit heroischer Aufopferung ihrem alten Nationalbewußtsein an, und wehren sich bis auf's Aeußerste und Verzweifeltste, besonders unter Wittekind, gegen Form und Glauben, welche ihrer bisherigen innern und äußern Welt total fremd sind. Es ist bekannt, daß Karl der Große sie immer von Neuem bezwang, und heerdenweise an den Flüssen taufen ließ.

Dieser sächsische Stamm ist für die innere Geschichte unsres Vaterlandes darum von so großer Wichtigkeit, weil er am längsten eine direkte Verbindung mit allem nordischen Leben in Poesie, Sitte und Glauben darstellt, weil er einen starken Sprachtheil in das jetzt sich bildende Althochdeutsche steuerte, daneben aber doch ein starkes, eigenthümliches Sprachelement, was wir Niedersächsisch oder Niederdeutsch nennen, bis auf den heutigen Tag im Norden Deutschlands bewahrte, und zur Zeit der Reformation sein Element noch einmal auf's Nachhaltigste durch Luther geltend machte.

In den Bereich dieses Stammes fällt auch dasjenige literarische Denkmal dieser Epoche, was eigentlich allein der Nachrede werth ist, das Hildebrandlied.

Das rein Sprachliche ist durchaus das wichtigste Moment dieser ganzen Periode, welche sich übrigens durchgängig in einem unzulänglichen Tappen, Vorbereiten, in einseitiger Unfruchtbarkeit, im Entbehren einer großen, das Innerlichste zusammenhaltenden eigenen Idee herum bewegt. Obwohl Ausbreitung und starke Persönlichkeit mehrfach heraustreten, gab es in dieser Epoche doch nichts weiter, als was man ein Vicethum höherer Herrschaft nennt. Man hatte eine große Pachtung, mit strengen, neuen Verhaltungsregeln überkommen, und nach besten Kräften, aber fast durchweg mittelmäßigen Geistes, richtete und verwaltete man diese. Der Hauptpunkt des Abschnittes, Karl der Große, ist davon keineswegs auszunehmen.

Man muß in Anrechnung bringen, daß bei einer so ausgedehnten Aufgabe, die eine widerstrebende Welt aus dem Groben

herausarbeiten und gestalten sollte, nur große Genies Genialeres hervorbringen konnten, und daß die Ottone und einige fränkische Kaiser starke Charaktere waren, ja, daß der Eine und der Andere sich einen Augenblick über die allgemeine Beschränktheit erhoben. Aber damit ist auch das nöthige Zugeständniß erschöpft, wenn es vom Standpunkt einer Literargeschichte ausgeht. Tüchtige Fürstenbilder, wie die Ottone offenbar waren, sind noch weit entfernt von der hohen historischen Stellung, wie sie in obigem Vorwurfe verlangt wird. Sie nahmen an einer gewissen Bildung Interesse, an römischer und griechischer, wie sie einer Kaiserstellung schon politisch interessant sein mußte, wenn er ein umsichtiger, kräftiger Kaiser war; aber hierbei fehlt eben noch die charakteristische Schöpfungskraft, welche just von ihrer deutschen Kaiserstellung verlangt wird, die deutsche Schöpfungskraft, welche bei Karl dem Großen ein sorgfältiges Haushofmeisterwesen war, und später gar da hinein fuhr, die nationalen Stoffe, welche sich aus der unverwüstlichen Volkswelt aufdrängten, in römische Sprache und klassische Form zu bannen. Wir übersetzen noch heute althochdeutsche Gedichte jenes fränkischen Abschnittes aus dem Lateinischen in's Hochdeutsche. Die Berufung darauf, die Deutschen seien gewiß mit den Griechen verwandt, welche zu schiefen Zwecken dem Wilhelm von Humboldt nachgesprochen wird, kann eine geistige Volksexistenz, die sich in jungen Jahren der Kraft auf fremde Schultern stützt, nicht vertheidigen, und es mag vielerlei Aehnliches nebenher gesagt werden, das Resultat, wenn man der Sache an's Herz geht, bleibt dasselbe: die stattlichen Herrscher dieser fränkischen Periode, der karolingische, der sächsische und fränkische Stamm haben des Genies entbehrt, unsere reiche, jugendliche Volksexistenz zu einem energischen Bewußtsein ihrer selbst und demgemäßer geistiger That zu bringen. Es bleibt ein zersplitterter, unergiebiger Abschnitt.

In rein sprachlicher Bedeutung und Gestaltung ist indessen diese fränkische Epoche von vieler Wichtigkeit. Sie schwebt am Main und Mittelrhein zwischen Süd- und Norddeutsch, nimmt manches Niederrheinische auf, hat aber als Hauptmelodie das Süddeutsche. Unsere Philologen nennen diesen Sprachabschnitt das Althochdeutsche.

Es ist voll, und mit tönenden Endungen sich schwingend,

die uns leider ganz verloren gegangen sind, so daß jetzt die meisten unserer Worte mit stummem e, oder dem einförmig, platt wiederkehrenden en, oder mit stumpfen Consonanten in die Tonlosigkeit sinken. Das Wort wendet sich im Althochdeutschen noch wie im Lateinischen selbst seinen Casus, und die Artikel und Hülfszeitwörter kommen erst schüchtern zu Hülfe. Der Dualis geht verloren. Die Alliteration, eine durchweg nordische Erscheinung, und der Reim gestalten sich. Die Consonanten, welche dem heutigen Sachsen noch so viel zu schaffen geben, und dessen nordische Abkunft verrathen, x, v, w, f, b und c, g, l, gelten noch für ganz gleich.

Die Alliteration, ein Anlaut, ein Stabreim, beginnt den Vers mit dem gleichen Consonanten, wie ihn der Reim mit dem gleichen Vokale schließt. Das war allerdings bei dem Gleichklange so vieler Consonanten sehr erleichtert. Stabreim heißt er, wie das Wort Buchstabe daher, daß man die Buchstaben Anfangs nicht schrieb, sondern mit Holzstäben ausdrückte, oder in Holzstäbe und Steine einschnitt.

Die nächste entsprechende Form der Alliteration, ein andrer Vorläufer des Reims war die Assonanz, welche eben so mit dem Vokale spielt, wie die Alliteration mit dem Consonanten, und sich besonders das Ende der Verse suchte, ein unvollkommener Reim, der sich, nicht wie im Spanischen und Portugiesischen, einregeln konnte und dem bereits im Hochdeutschen herrschend werdenden Reime unterlag.

Bei näherem Zusehn erschrickt man, wie diese Periode das, was sie Originales haben konnte, verscherzt hat.

Das wichtigste Denkmal, und zwar was in die früheste Zeit, noch vor Ablauf des achten Jahrhunderts fällt, ist das Bruchstück des Hildebrandliedes, welches noch in die Dietrichsagen eingreift, in das Heidenthum gehört, und die germanische Welt noch in einer kompakten Ganzheit darlegt. Die Sprache neigt sich mehr zum Altniederdeutschen, wie man sie in Niederhessen gered.et haben soll. Dies kostbare Fragment, eigentlich das einzige Lebensportrait, welches noch mit ersten Farben in unsere ächte Heldenzeit hinüberheimelt, ist zuerst von Eccard herausgegeben, hat lange für einen niederdeutschen Prosaroman gegolten, und ist neuerdings durch J. Grimm für unsre deutlichere

Kenntniß gerettet worden. Ueber Alliteration und die ganze alte Struktur unsrer ältesten Poesie findet sich hierin die deutlichste Gewährniß, und da die Entstehung des Gedichtes wahrscheinlich mit der Geburt des nordischen Hauptdenkmals, mit den Eddaliedern, zusammenfällt, so ist auch dafür durch diesen Fund eine passende Vergleichung sehr erleichtert. Man erkennt neben jener nordischen Ungeheuerlichkeit, neben jenem grau Formlosen die einfache sonnenbeschienene Klarheit und Einfachheit der deutschen Gattung im Hildebrandliede, das ungesucht einhergleitende Epische, in welchem der Schauplatz Oberitalien und der hochgewachsene Odoaker mit den andern Helden sich abspiegelt.

Das ebenfalls von dem Grimm herausgegebene Wessobrunner Gebet ist die nächste wichtige Quelle, was die äußere Formation alter Dichtungen anbetrifft.

Nächst diesem, etwa vom Jahre 870, also ein Jahrhundert später, die berühmte Evangelienharmonie des Benediktiners Otfrid, wahrscheinlich eines geborenen Schwaben, der im elsassischen Kloster Weissenburg lebte. Dies ist das Hauptwerk der althochdeutschen Sprache und das älteste Denkmal deutschen Reimes. Daran schließen sich ähnliche Bestrebungen, Biblisches und Geistliches in Reim und Verse zu bringen, die natürlich alle nur ihres Formellen und Sprachlichen halber ein Interesse für uns haben können, da sich in ihnen durchaus nichts Eigenes des deutschen Geistes offenbart. Darin besteht nun leider der Haupttypus dieser Periode, daß sich alle innere Thätigkeit auf das von einer neuen Religion gebotene und blos überlieferte Leben stützt, daß das Eigene darüber ganz vernachlässigt, und uns statt einer Literatur eigentlich nichts geboten wird, als dieser oder jener Kommentar eines Geistlichen über Dieses und Jenes. Glücklicherweise hat sich aus einem Siege über die Normannen, den ein Ludwig 883 erfocht, noch ein Siegeslied erhalten, welches das Ludwigslied heißt, und in Strophen und Reimen abgefaßt ist, leider aber auch nicht rein von der Pfaffenkruste. Neuere Aufschlüsse stehen darüber bevor, da Hoffmann von Fallersleben den alten Text dieses Liedes so eben in Valenciennes aufgefunden haben will.

Sonst ist alle Thätigkeit nur der sprachlichen Rücksicht wegen für uns wichtig, denn Alles, was schreibt, ist geistlich, und

Alles, was geschrieben wird, ist geistlich. Das geistliche Objekt ist aber ein so allgemeines, und es wird ihm so wenig hierbei ein originales Interesse abgewonnen, daß es für unsere Zwecke nicht der Rede werth ist, was die Tatian, die Notker, die Williram für Glossarien zum Matthäus, zu den Psalmen und zum hohen Liede aufgezeichnet haben. Das bloße Werkzeug, der Ausdruck, weil er altdeutsch ist, bringt es mit sich, daß davon Notiz genommen wird.

Hat man sich darüber beruhigt, daß diese mittelmäßige Zeit nichts eigen Poetisches zu schaffen weiß, so ist dies noch immer nicht genügende Resignation: dieser beschränkte Pfaffengeist, das beschränkte Greifen nach einer Gelehrsamkeit, wofür die Kenntniß einer fremden Sprache bereits gilt, verleitet das Zeitalter zu noch Aergerem. Aus dem zehnten Jahrhunderte tritt uns mit glatt geschorenem, lateinischem Kopfe ein Gedicht entgegen, die Flucht Walther's von Aquitanien, welches aus unsrer besten Heroenzeit datirt, wo König Gunther und Attila, wo Hagen und Sitte, Scherz und Farbe der frühsten, schönsten Zeit lagern — dies schöne Denkmal hat uns der Pfaffe Eckhard I. von St. Gallen mit der angelernten Bildung seiner Zeit scharmant in's Lateinische übersetzt, und wir sehen zu, und beurtheilen, wie Eckhard fleißig den Virgil gelesen und gute lateinische Hexameter gemacht habe!

Um etwas Günstigeres zu sagen, muß man diesem Zeitalter Karls des Großen die höhere Forderung erlassen, man muß von der Stellung und dem Ruhme dieses Kreises nicht heischen, daß die eigentliche Idee Germaniens, als einer neuen eigenen Menschensammlung, als einer neuen eigenen Offenbarung gefördert, oder nur erhalten werde. Man muß sich darein ergeben, daß in dieser Periode ein prosaischer Wendepunkt unsers Vaterlandes vor sich geht: von da aus kommt das lächelnde Aufnehmen alles dessen, was glitzert und gleißt in unsrer Nation, der Sammelcharakter, welcher nicht seinen Kern auszubilden und auszubreiten, sondern alles Erreichbare sich anzubilden trachtet; welcher die Bildung höher schätzt als die Schöpfung. Wir haben diesem Charakter alles nur mögliche Lebenswerthe abgewonnen, und wissen ihn auf das Geschickteste, eben mit der Bildung, in günstig Licht zu stellen, eigentlich aber ist es der jammernde Hausgeist, welcher

uns ſiehnend durch die Jahrhunderte begleitet, und die glückliche Entfaltung einer Urkraft gehindert hat, wie ſie wahrſcheinlich in ganz Europa nirgends in ſolcher Tiefe und Dichtheit vorhanden iſt.

Allerdings geſchah in dieſer Periode Alles, was eine redliche, geſchäftige und tapfere Mittelmäßigkeit thun kann: man ſicherte ſich nach Spanien hin vor den Arabern, nach Italien vor den ſchönen, prächtig in ſich geſchloſſenen Longobarden, wo ſo lange ein Hauptſtock germaniſcher Poeſie geruht hatte, man ſtürmte die Feſtungsringe jenſeits der Donau, man wahrte ſich nach Kräften gegen die wilden Ungarn und genialen Normannen, man brach die gefeſtete, aber rohe Exiſtenz der ſächſiſchen Heiden nach dem Norden hinauf, berief gelehrte Ausländer, wie Peter von Piſa, Paulus Diakonus, Alcuin, ließ durch Rhabanus Maurus Kloſterſchulen einrichten, durch Gerbert arabiſche Wiſſenſchaft verbreiten, es wurden Klöſter und Schulhäuſer gebaut und lateiniſche Formeln gelehrt mit beſtem Eifer. Zu Utrecht, zu Lüttich, zu Kölln am Rhein, zu Trier, zu Corvey, zu Paderborn, Hildesheim, Bremen wurden Schulen angelegt, man beſchränkte ſich nicht mehr auf die Klöſter, die ſächſiſchen Kaiſer waren klaſſiſch gebildete Herren und man erzählt, daß ſchon fremde Fürſtenſöhne, Behufs ihrer Studien nach Deutſchland gekommen ſeien, die Welthiſtoriker rühmen manche lateiniſche Chronik, welche in jener Zeit aufgezeichnet worden iſt, beſonders von Witekind, Dietmar von Merſeburg und Lambert von Aſchaffenburg. Zu St. Gallen, zu Hirſchau, Fulda und Corvey pflegte man Bibliotheken. Man erzählt mit großem Genüge aus dem Früheren, daß Karl der Große noch in vorgerücktem Alter Lateiniſch und in noch ſpäterem ſchreiben gelernt habe, daß es Hausordnung geweſen ſei, alle Abende ein Kapitel aus Auguſtins „vom Staate Gottes (de civitate Dei)“ vorleſen zu laſſen. Hierbei ſcheint es freilich wünſchenswerther, der heilige Auguſtin hätte ein Buch „von dem urſprünglichen deutſchen Reiche“ abgefaßt.

Hätte Karl der Große nur einen guten, deutſchen Freund gehabt, der ihn mit gutem Rathe unterſtützt hätte: zum Beiſpiel, erſt ſchreiben zu lernen, und recht viel deutſch ſchreiben zu lehren, vielleicht etwas weniger Latein, und alles Fremde weniger aufzupfropfen zur Vernichtung des Urſprünglichen, ſondern mehr

drein zu geben für natürliche und innere Verarbeitung. Dann hätten wir vielleicht Walther von Aquitanien nicht lateinisch versificirt bekommen, aber das Urbewußtsein unserer Kräfte wäre uns weniger entwendet und zum bunten Allerlei verkehrt worden.

Es soll und muß in volle Anrechnung kommen, daß die Kultivirung einer Nation, welche in die Sphäre einer erfahrnern und ausgebildetern Welt eingereiht werden soll, daß die Kultivirung einer Nation, welcher eine so reiche Geschichte wie Griechenlands und Roms zur Seite und vor Augen liegt, einer Zuthat dieses bereits durchgearbeiteten Elements bedarf. Aber für diesen Punkt, wo Rohheit und Anbildung bei einander hinstreifen, wo man zu wenig geben, oder zu viel vermischen kann, für diesen Geburtspunkt einer Nation braucht das Glück eben das historische Genie.

Und dies Genie hat uns in einer so wichtigen Uebergangsepoche gefehlt.

Etwas, was Karl dem Großen zum besten Ruhme nachzusagen wäre, ist noch übrig, ruht aber leider im Dunkel einiger lateinischen Worte, die vag hingestellt, mehrfacher Deutung fähig sind. Dies ist die wichtige Frage, ob Karl wenigstens die alten Heldengesänge, die gothischen Lieder gesucht und gesammelt habe, und ob er also wenigstens die vermittelnde Hand für eine spätere Zeit geworden, in welcher der alte schöne Vogel wieder aufgeweckt ward zu seinem stolzen Flügelschlage und seinem mächtigen Gesange.

In der Lebensbeschreibung Karls des Großen, welche Eginhard, dessen Geheimschreiber abgefaßt, heißt im 29sten Kapitel die berühmte Stelle, „er habe die fremden (barbara) und ältesten Lieder, in denen Kriegs- und Thaten der Alten besungen wurden, aufgeschrieben, und dem Andenken überliefert." —

Daraus kann Allerlei gemacht werden, und das hat man denn auch gethan. Früher hat man's auf eine Sammlung von Bardenliedern bezogen; A. W. v. Schlegel hat es im „Athenäum" und „deutschen Museum" zuerst auf die alten Sagenkreise der Nibelungen und des Heldenbuches gedeutet, und es ist dieser Ansicht Friedrich Schlegel und mancher Andere beigetreten. Indessen macht das Wort „barbara" das Seinige zu schaffen, welches in der klassischen Bedeutung wirklich „fremd" heißt, und

das bezeichnet, was außerhalb des nationalen Kreises liegt; ferner der unbestimmte Ausdruck „memoriae mandavit", welches obenhin „dem Andenken oder Gedächtniß überliefert" wiedergegeben ist. Im Theganus findet sich eine ähnliche Stelle, die das Dunkel eben so wenig zweifellos aufhellt, und so haben denn die Chronisten just den nationalen Hauptpunkt verhüllt, darin aber, wie in der nachdruckslosen Kürze solcher Andeutung am deutlichsten zu Tage gelegt, wie dies Moment jener Epoche völlig entgangen ist. Natürlich läßt sich mit eben so wenig Sicherheit sagen, ob man das Hildebrandlied beachtet hat.

Um einen günstigeren Eindruck aus dieser Unzulänglichkeit hinweg zu nehmen, wendet man das Auge am besten auf einen kleinen Bergeswinkel des Vaterlandes, wo sich die Zeit vorbereitet, welche noch das Mögliche unserer innern Welt in der nächsten Periode rettet. Das sind die Thal- und Seekessel, welche sich unterhalb Schwabens nach St. Gallen hinaufheben. Dort verwendete man die beste Aufmerksamkeit und den schönsten Fleiß auf die Muttersprache, dort unterrichteten Mönche die Krieger und Herrn in Musik und Gesängen, und solchergestalt ward es vielleicht vorbereitet, daß aus den Gegenden der stets sinnigern Allemannen, aus dem Schwabenlande, die poetische Idee unsres Vaterlandes wieder aufstieg, für welche die fränkische Zeit zu wenig Sinn und Macht zeigte.

III.

Das Mittelhochdeutsche.

3.

Das Mittelalter.

Dieß iſt bis auf die neuere Zeit der glänzendſte Hauptpunkt geweſen, wo ein ſtarkes inneres Leben unſerer Nation aufgewacht und nach vielen Seiten zu einer farbigen und ſtattlichen Erſcheinung durchgebrochen iſt. Können wir auch mit der Hauptforderung nach Urſprünglichem ſelbſt in dieſem Abſchnitte nicht volle Gewähr finden, müſſen wir auch zugeſtehen, daß vielerlei fremde Elemente, daß namentlich ein von außen eingebrachtes religiöſes Dogma von großer Einwirkung geweſen ſind, ſo fehlt es doch nicht an einer großen inneren Kraft, an einer eigenen Idealität, welche das Zugebrachte überwältigt.

Der Ausdruck für dieſe große Epoche bildet ſich in Süddeutſchland, er führt deßhalb auch neben ſeinem Namen des Mittelhochdeutſchen die Bezeichnung „Schwäbiſch“ oder „Allemanniſch“, und drängt das Norddeutſche oder Niederſächſiſche ganz zurück. Dieß erhält ſich ſchriftlich und traditionell faſt nur in der Chronikproſa und im Munde des nördlich wohnenden Volkes, kommt erſt gegen das fünfzehnte Jahrhundert wieder zu einer Bedeutung, und erlangt im ſechzehnten durch Luther eine Souverainetät, die es noch heute beſitzt.

Jenes Schwäbiſche iſt der Naturlaut der mittelalterlichen Romantik geworden und all unſerer Romantik, da der Waldesduft jener Zeit heute noch als eine romantiſche Lockung ſich geltend macht. Wir haben zu beklagen, daß es auf unſer jetziges

Hochdeutsch so wenig Einwirkung geäußert hat. Allerdings ist zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein Hin- und Herfluthen der Dialekte des Nordens und Südens eingetreten, woraus sich am Ende die Bildungs- und Schriftsprache entwickelt hat, welche keinem einzelnen Stamme angehört, und weßhalb man so viel sucht und fragt, wo denn eigentlich das rein Hochdeutsche gesprochen werde, dieß Geheimniß unserer Kultur- und Schriftatmosphäre; aber das Norddeutsche ist doch unverkennbar die Hauptzeugungskraft geworden.

Es ist nun zu suchen, wie aus der fränkisch-geistlichen Epoche, welche dem Nationalen so unförderlich war, dennoch ein so bewegtes, schöpferisches Leben entstanden sey, und worin das Herz und die Seele desselben beruhe.

Die letzte Hälfte der fränkischen Zeit, als die kräftigen sächsischen Kaiser, die Ottone, von dem fränkischen Heinrich abgelöst waren, gilt für eine der verwildertsten unserer vaterländischen Geschichte: die Kaiser lebten in steter und äußerster Fehde mit den Päbsen, mit den einzelnen Landesherren und mit Vasallen, es war ein wüster und toller Zustand, welchem die Literargeschichte mit verhülltem Haupte vorübergeht.

Aber just in diesem Treiben, was sich so geharnischt gegen Rom und römischen Einfluß setzte, lag neben dem ordinairen Verlangen nach Macht das Verlangen nach Eigenem, eine Auflehnung gegen das stete Preisgeben aller Nationalität. War sich auch die Opposition der Kaiser dessen nicht in solcher Weise bewußt, so brachte doch der erzürnte Kampf gegen alles Römische manchen ähnlichen Erfolg zu Wege, man sonderte sich mehr und stellte sich auf sich selbst. In diese Zeit fällt zum Beispiele die erste Erscheinung einer Poesie, die, gegen allen klassischen Einfluß verwahrt, original auftrat, und auf ein selbstständiges Weben und Trachten des Volkscharakters hinwies. Dieß ist das berühmte Volksepos „Reinhart Fuchs", welches jetzt Jedermann unter dem Namen Reinecke Fuchs bekannt ist. Allerdings trat dieß im zwölften Jahrhunderte nicht im ächten Deutschland, sondern in Flandern auf, und allerdings war es lateinisch abgefaßt. Aber wir wissen, daß diese vortreffliche Fabel von deutschem Gepräge war, daß sich aus ehstnischen und serbischen Fabeln eine ganz getrennte Existenz dieser nordischen Thiersage, eine ganz

abweichende von den südlichen Aesops und Lokmanns ergibt, und jedenfalls ist das Heraustreten derselben und die lebendige Aufnahme, welche sie gefunden hat, ein Symptom. Das Symptom eines selbstständigeren, producirenden Denkkreises; denn in diese Gattung Gedicht spielt das unbefangenste und frischeste Betrachten, die behaglichste und doch bewußteste Anschauung des Lebens. Das früheste Thierepos, wonach der Wolf die Hauptrolle gab, war die witzigste und aufgeklärteste Satyre gegen den römischen Mönch.

Indessen war diese einzelne Opposition gegen eine fremde Welt natürlich nicht im Stande, eine so mannigfach neue Welt zu schaffen, wie in dem jetzt eintretenden Mittelalter wirklich geschaffen wurde, und das Mittelalter wuchs allerdings auch nicht aus original-deutschen Regungen: eine wunderbare Revolution stürzte in wunderbarer Form über die alte Welt, welche man mit dem Ausdrucke der klassischen bezeichnet, und verschüttete diese. Auf solche Weise erhielten die damals modernen Völker vom Schicksale, ja zum Theile aus der eigenen Hand des Klassischen die nöthige Zeit und Gelegenheit, welche ihnen das eigene Genie verweigert hatte, sich eine selbstständige Existenz zu bilden. Diese damals moderne Existenz, die romantische, ward das Mittelalter in Deutschland, England, Frankreich und in einigen Strichen Italiens und Spaniens. Jene Revolution aber wurde von selbst aufgerufen, der römische Pabst predigte auf den Feldern von Piacenza den Kreuzzug, und die Kreuzzüge waren eben die Revolution, sie warfen die Welten durcheinander, durchgeisteten, berauschten die neuen nüchternen Völker, öffneten Blicke und wunderbare Perspektiven.

Sie gaben nicht die neue Existenz, aber sie weckten die Fähigkeit, eine solche zu schaffen. Von dieser gemeinschaftlichen Veranlassung aus behielt das Mittelalter, oder die sogenannte Romantik in den verschiedenen Ländern so viel Gemeinschaftliches, was sich erst nach und nach bei jeder einzelnen Nation zu einer persönlichen Beschaffenheit umsetzte. Der Name Romantik, der uns sammt Romanze und Roman verblieben ist, bildete sich aber wohl, daß die Ueberzahl der ziehenden und neu gebärenden Völker Italiens, Frankreichs, Spaniens großentheils auf roma-

nische Reste gelagert, und selbst mit Deutschen und Briten durch allerlei Romanisches hindurch gezogen waren.

Eine Einleitung zu diesem großen Ineinanderrütteln der Völker, zur Abstufung des Römischen in Romanisches, zur gegenseitigen feindlichen und freundlichen Berührung der entferntesten Nationen jungen Stiles waren die Normänner geworden, welche vom Norden her aus skandinavischen Buchten alle Küsten entlang, alle Flußmündungen hinauf bis tief in den mittelländischen See drangen, an der Nordwestküste Galliens und von der Südspitze Italiens, auf Sicilien, Reiche anlegten, eisern gewaltig, dreist ihre innere und äußere Welt eindrängten.

In dieser großen Revolution entstand nun eine Mischung von neuen Verhältnissen, Instituten und Aeußerungen der Gesellschaft, von denen das Rittertum und die romantische Poesie als umfassendste Ausdrücke zu nennen sind.

Die Frage wird jetzt gebieterisch, worin die eigentlich neue Seele dieser Welt beruht, insbesondere so weit sie als literarische Manifestation heraustritt? Welches war die Seele des Mittelalters, oder was gleichbedeutend ist, welches war die Poesie des Mittelalters?

Im Alterthume gab es der gewöhnlichen Rede nach zwei Ideale, welche den Ausdruck des innern Lebens bestimmten.

In Südasien war es das Symbolische. Die Idee war nicht in vollem Maaße gewonnen, der Stoff dazu nicht genügend überwältigt, und man brachte es nicht weiter als zu einer stellvertretenden Bezeichnung, welche sich nach allen Seiten ins Vage ausdehnen mochte. Wie uns ja das verwandte Allegorisiren heute noch bei unreifer Kraft begegnet. Es stammt aus Indien und hat sich über Aegypten und Persien weiter ergossen. Aus einer gährenden, strotzenden Phantasie, die sich in einer strotzenden Natur hingebend schaukelte, und in Religionsträume einwiegen ließ, ist es entsprossen. Die Kräfte der Natur und des Menschen überwuchern den streng sondernden Geist in Ueppigkeit, man gewinnt keine streng sondernde Kürze und Fassung, die berauschende Sinnenwelt gestattet nur eine halbe Herrschaft, einen ersten Schritt des Gedankens, der baare geistige Gewinn geht überfruchtbar auseinander wie das Schlingpflanzengesträuch des Bodens. Die Schärfe aufgebend, versenkt man sich in Breite

und Tiefe der Gedanken und in unendliche Wendungen, man erfindet dafür, um es irgendwo auszudrücken, vielgestaltige, vielköpfige Symbole. Sprache und Gedicht breiten sich eben so, wie ein Frühling, dessen man nirgends ganz habhaft werden kann. Einen Ausschnitt aus dem Ganzen kannte man nicht, man fürchtete, damit zu verlieren, und stürzte sich ins Allgemeine. So entstanden die endlosen Gedichte, der Mahabarata und Ramajana, die endlose Welt mit stets wiederkehrenden Verwandlungen, die millionenfache Gottheit; aller Ausdruck war nur Symbol. So ging's nach Aegypten, dort klärte man sich aber nicht einmal bis zu Worten, sondern mit Steinen und Bauwerken drückte man den kolossalen ewigen Gedanken aus. Dieser ewige Gedanke eines Volks ist eben die Seele, die Poesie eines Volks, und wenn er sich so im Weiten und Unbestimmten ausdrückt, dann wird ihm nichts als das Symbol. So wurde ganz Aegypten ein Todtenhaus, und sein Symbol das Grab. Glänzender, abgeklärter und gefaßter schon kam jener symbolische Süden nach Persien zu einem nüchternen Volke, welches bereits scharf die innere Welt in das Reich des Lichts und der Finsterniß entzweiriß. Diese beiden Wege finden wir später zusammengerafft im jüdischen Glauben, welcher den nächsten Uebergang zu der christlich germanischen Romantik bildet.

Die zweite große Gattung der alten Welt war die plastische, welche wir in Griechenland finden.

Dies Land sicherte sich glücklich ein fröhliches Leben, und um dies nicht zu verlieren, umschloß es Alles mit bestimmten Kreisen. Es gab der unlösbaren Ewigkeit den Hintergrund, welcher über die Frage hinauslag, um den man sich grübelnd nicht zu kümmern hatte, eine eherne Mauer, das alte Schicksal, den alten Chronos. Damit fand man sich ab für die Unruhe und Ausdehnung. Uebrigens ward eine feste Abgeschlossenheit Nationalbewußtsein, die Erscheinung ward Erscheinung für sich, abgemacht, fertig, man konnte sie schauen, aber nicht sich aneignen; das Gedicht hatte nicht mehr auszudrücken, als sein Wort zunächst besagte, die Natur nicht mehr, als sie vorstellte — dies nennt man die plastische Welt.

Mit seinem Olymp und dessen Gefolge, was Alles auch nur bis an die Mauer des Schicksals reichte, und darüber nicht hin-

auskonnte, hatte Griechenland eine Welt sich fertig gemacht, das heißt: ein fester Kreis war unter Dach und Schloß und Riegel geordnet. In dieser scharfen Bestimmtheit wurde nun alles Griechische sehr gefällig und schön; aber verhehlen wir uns nur auch nicht, daß diese plastische Welt keine Fortbildung hatte, wenn einmal ihre Bezügnisse erschöpft waren — es fehlte die Perspektive. Dieser Mangel sicherte Festigkeit, aber nicht Dauer. Darum schalten sie schon den Euripides, denn Euripides wollte aus dieser Bornirtheit hinaus, er fühlte, daß der griechische Kreis zu sterben ging, in seiner Begrenztheit erschöpft war, er griff weiter, streifte an die Sentimentalität, einen ganz unplastischen Begriff, verließ, wendete den alten Fabelkreis, begann eine moderne Welt, und wurde so der Denkstein griechischen Untergangs, den das blöde historische Auge eine Ursache des Untergangs nennt. Der Dichter *ist* mehr, als er *thut*. Die in neuen größeren Weltkreisen schwingende Zeit bemächtigte sich auch des vollendeten Griechenlands, und verschüttete es, das Wort „vollendet" drückt eben ein Doppeltes aus. Es ward ganz Neues erfunden, erst ein Weltreich von außen, dann ein Weltreich von innen durch eine neue Religion, welche in jenes äußere Reich, in die nationale Begrenzung übersprang. So ward Euripides der eigentlich griechische Schwan, und hatte in sich ganz Recht gegen den witzigen Aristophanes, der sich nicht bewußt wurde und selbst schon über das hinaus war, um deßwillen er Euripides angriff.

Aus den neuen Elementen kamen neue Ideale, und da die neue Religion aus dem jüdischen Glauben herausgewachsen war, tritt nun die oben angedeutete Idee des jüdischen Ausdrucks in Thätigkeit.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sich das Entsprechendste für die innerliche Seele der jetzt gefaßt heraustretenden romantischen Schule bei jener Nation des Alterthums vorfand, die gewöhnlich nicht so gültig eingeschlossen wird in die Geschichte der Poesie, bei den Juden. Sie bilden neben Symbolischem und Plastischem eine ganz eigene abgesonderte Figur. Dort ist Phantasie, hier sinnlicher Geist vorherrschend, bei den Juden aber das Herz, was nach Gott schreit, darum das *Wort*, das Gebet, die Innigkeit, der einzelne mächtige Gedanke.

Mit der Bibel kam diese Welt den romanischen Völkern,

und dieser Zusatz ist stets ein wesentlichster in der poetischen Ausdrucksweise geblieben, welche man Romantik nennt, und welche im Grundzuge bis auf den heutigen Tag unsere literarische Welt nicht mehr verlassen hat, so daß es nur einige Nebenwege, weiteres Ausholen, mancherlei neue Offenbarung, aber stets nur romantische Schulen gibt bis in das letzte, der Besprechung werthe Produkt unserer Literatur.

Es handelt sich in dieser romantischen Welt nicht mehr blos um die Erscheinungsschönheit, das Aeußere selbst, wie es sich darbietet, ist nicht mehr der wesentliche Inhalt und Zweck, wie dies in der plastischen Welt war, sondern es handelt sich um die Seelenschönheit, die Schöne der Innerlichkeit, der Innigkeit.

Alle tiefere Geistesthätigkeit, welche sich im Literarischen und dem Gebären der Kunst ausspricht, trachtet darnach, sich der unmittelbarsten Gottheit zu bemächtigen, welche man das Wahre an sich, oder das Absolute nennt. Denn das eigentlich Wahre ist der stete Zweck aller höheren Bestrebung des Menschen, und das Wahre, so weit es sinnlich erscheinen mag, der sinnliche Schein des Wahren, ist der Zweck aller Kunst.

Dieser Akt nun, sich des Absoluten zu bemächtigen, eine Versöhnung mit ihm zu gewinnen, einen Uebergang in dasselbe zu erreichen, vertiefte sich in der Romantik zu einem Akte des Inneren. Damit er überhaupt Kunst werde, mußte er natürlich im Aeußeren erscheinen, aber er gab sich nicht, wie in der plastischen Welt, mit seiner Erscheinung für ein Abgemachtes, für ein Fertiges, Unnahbares aus, was seinen Kreis in sich vollkommen abgeschlossen habe, er hatte seine Aeußerlichkeit nicht für sich, sondern für Andere; seine Außenseite war eine freigelassene, jedem preisgegebene. Dadurch erhält jeder Mensch eine Anknüpfung, und die menschliche Unendlichkeit des Romantischen eröffnet sich.

Darum gebraucht die systematische Philosophie zur Bezeichnung der Romantik den Ausdruck „unendliche Subjektivität."

Darin nun, daß die Idee heraustritt in das Verhältniß zu Anderen, heraus aus der klassischen Objektivität und Abgeschlossenheit, und doch in dem Heraustreten ihr höchstes Selbst wieder zu finden trachtet, darin erhebt sich das Romantische zu einer neuen Welt.

Und dies neue Ideal ist eben die romantische Liebe, welche aus sich herausgeht in ein Anderes, sich entäußert und hingibt, und dennoch darin nur sein höchstes Selbst wiederfindet.

Den Anhalt und die Läuterung zu diesem Ideale suchte und fand man in der christlichen Religion und im historischen Bereiche derselben. Der Bildungsprozeß des Ideals stellte sich etwa darin dar, daß man im Leiden und Grabe Christi die negative Seite, in der Mutterliebe Mariä, der Liebe Christi und der Jünger die positive, und in der aus beiden Theilen erwachsenden Gemeinde, dem Geiste Gottes, das absolute Resultat sucht Das Absolute ward in die Versöhnung gelegt.

Der Weg zur Kunst, welche eine sinnliche Aeußerung braucht, ist nun der, daß Gott eine bestimmte Person, Christus, wird, mit menschlich charakteristischer Eigenthümlichkeit, eine Mitte zwischen einzeln Menschlichem und idealer Schönheit.

Für das Ideal der Liebe, die sich als geistige Schönheit geltend gemacht, bedurfte es ebenfalls eines Ueberganges zur Sinnenwelt, und hierfür bot sich die Mutterliebe, welche menschlich und doch ohne eigentliche Begierde, diese Anforderung erfüllte.

So ward die Madonna der irdische Ausdruck jenes romantischen Ideals.

Dieser wunderbare Widerspruch thut sich eben im Mittelalter auf; es wirft das Klassische, was die rohe fränkische Zeit sich zu eigen, ja wie ein Selbstziel sich zu eigen machen wollte, wie eine baufällige Brücke hinter sich, weil es die Kraft und Gelegenheit zu einer Selbstschöpfung findet, welche der fränkischen Epoche gebrach. Das Herz dieser Schöpfung ist auch nicht neu, es ist ein aus fremden Kreisen überkommener Glaube, aber der Körper wenigstens, welcher sich sanguinisch desselben bemächtigt, ist der nationale Sinn und in so fern tritt man doch in eine ächtere Existenz.

Auch darüber ist jetzt, wo man das Feld übersieht, nur für Beschränkte eine Täuschung möglich, daß das ganze Bewußtsein jener Zeit in einen gewissen Taumel versetzt wurde durch die farbenstrotzende, mannigfaltige Welt einer allgemeinen Bewegung zum Oriente und rückwärts vom Oriente, daß man mehr in eine neue Welt hineingerieth, als sich ihrer absichtsvoll bemächtigte,

daß man vielfach nur mit dialektischer Spielerei des chaotischen Reichthums habhaft zu werden suchte, ohne ihn wahrhaft zu beherrschen. Aber selbst bei dieser Ansicht ist Großes anzuerkennen und einzuräumen. Die Geschichte überrascht immer, sei's auch nur in Nüancen, man gewann mit diesem kühnen Versuche, den ächtesten, innerlichsten Gedanken fröhlich in die Erscheinung zu lassen, eine neue Seele des Daseins. Aus dieser Seele haben die Erben des Mittelalters das ganze moderne Dasein gewonnen; man gewann damit ferner ein warmes, begeistertes Leben und die tragende Poesie desselben, man gewann eine Verbindung mit der Gottheit, die außerordentliches erzeugt hat, und große Beseligung in sich trug, so lange sie naiv und somit dem Sinne gemäß und ergiebig war.

Es ist eben so unangemessen, diesen ersten, starken Versuch, womit sich die Welt auf einen neuen Standpunkt heben will, der ihren innern Zwecken gemäß sey, da nachzuahmen, wo die ersten Verlangnisse tausendfach überarbeitet, und in feinere, schärfere, oder überhaupt andere Bezügnisse gerathen sind, und eben so unangemessen, jetzt von einem späteren Standpunkte, welcher mit allerlei späterem Vortheile ausgerüstet einen früheren Versuch im Ganzen übersehen kann, jene mittelalterliche Zeit zu verspotten, oder in dieser oder jener Einzelnheit anzugreifen.

Das Ganze ist der große Versuch, eine neue Glaubenswelt in Verbindung mit aller Sitte und Tradition, deren man in Berührung mit dem Oriente habhaft geworden war, zum ganzen, eigenen Leben zu machen. Dabei drängt sich zunächst die Frage auf: in wie weit die Forderung einer nationalen Entwickelung beabsichtigt worden sey, auf welche im Vorhergehenden ein so großer Nachdruck gelegt worden ist. Diese Forderung ist von großer Wichtigkeit, wo es sich von dem Eintritte einer Menschengemeinschaft in die große Bildungswelt handelt: so wie die einzelne Person nur mit Bewahrung des Eigenthümlichen mit dem, was wir persönlichen Charakter, persönliche Eigenthümlichkeit nennen, sich gedeihlich entwickelt, so wie sie das Selbst immer fest bewahrend am Günstigsten aufnimmt und verarbeitet, so wie sich nur auf diese Weise das einzeln und verschieden Charakteristische gestaltet, was dem großen Ganzen just durch seine verschiedenartige Mittheilung ein Gewinn wird, eben so verhält es

sich mit den Nationen. Sie sind die großen Individuen. Der ideale Zustand, wo Alles endlich in eine gleiche Vollkommenheit vereinigt wird, wo also auch die Völkerunterschiede aufhören, wird vom vagen Idealismus falsch aufgefaßt; denn eine solche verwischte Gleichheit liegt über unsere Welt hinaus. Unsere Eiche, unsere Buche, unsere Palme können sich zu einer unfeindlichen Gemeinschaft, zu einer Harmonie bilden, wenn sie in sich vollkommen gepflegt und gruppirt werden, aber sie gehen nur im Totaleindrucke in einander auf, im Einzelnen bleiben sie Eiche, Buche und Palme. Der Irrthum liegt darin: die feindlichen störenden Verschiedenheiten sollen ihre Ausgleichung, ihr Ende finden, die Verschiedenheiten selbst aber nicht.

Ist das nun also nicht einmal in der Aussicht, wo von sehr ausgebildetem, reifem Verhältnisse der Völker die Rede geht, um wie viel wichtiger bleibt die nationale Entwickelung, die eigne besondere, charakteristische, wenn es sich vom Eintritt in eine neu gegliederte Bildungswelt handelt, wie bei der deutschen, so weit sie im Vorliegenden vor's Auge getreten ist.

Und diesen nationalen Punkt hat das Mittelalter nicht so weit verloren, als es den Anschein hat, wenn man den allgemeinen Einfluß sieht, der über das neue Europa in einer allgemeinen Bewegung kommt, selbst wenn man in den Vordergrund stellt, daß eine gemeinschaftliche, aus fremdem Welttheile kommende Religion gleichmäßiger Mittelpunkt des europäischen Volkslebens wird. Und zwar eine Religion, die keinen Unterschied der Nationen kennt.

Es tritt hier einer der blendenden Punkte ein, wo dem Anscheine nach die Gottheit mehr als sonst unmittelbar in die Geschichte schreite, und mit ihrem Sammlungspunkte, der alle Völker- und Menschenverschiedenheit in sich vereinigt, die irdischen Unterschiede auslösche. Diese Unmittelbarkeit liegt aber nur in unserer Ansicht, die Entwickelung an sich geht nicht weniger organisch vor sich, als in andern Fällen. Hierbei wird uns das Zurechtfinden dadurch erschwert, daß auch die religiöse Offenbarung, an welche sich die Krisis knüpft, daß auch die christliche Religion den sie auszeichnenden Charakter hat, an kein specielles Land, an keine nationalen Bedingungen geknüpft zu sein, sondern sich abstrakt anzukündigen.

Die hiſtoriſche Befruchtung zum Mittelalter war allerdings eine allgemeine, und der flüchtige Blick irrt ſich darum leicht, aber die Empfängniß bildete ſich allmählig dennoch beſonders und national in England, in Frankreich, in Spanien, Italien und Deutſchland. Wir ſehen bald, daß ſich bei aller Gemeinſchaftlichkeit die Länder in eigenthümliche Länder abſonderten. Blieb auch eine Zeit lang die poetiſche Atmoſphäre eine gemeinſchaftliche, ſehen wir die Dichtungsſtoffe wie eine gemeinſchaftliche Sprache beſonders durch England, Frankreich und Deutſchland irren, ſie prägen ſich doch in jedem Lande zu originellem Accente ab.

Dieß eigentlich zu verhindern und Europa unter einer gleichmäßigen Sprache des Herzens und Geiſtes zu erhalten, war das Beſtreben des Pabſtthums, was ſich, ein neuer rothſchimmernder Planet, an jenem Horizonte aufgeſteckt hatte, und für dieſe Beleuchtung kein ſtörendes Zwiſchenlicht dulden wollte. Die metallenen Namen Alexander's III, Gregor's IX, Innozenz's des III, klingen in dieſem Tone drohend durch das Mittelalter.

An den Kampf gegen das Papſtthum knüpft ſich alſo im Grunde auch der Kampf nach Nationalität, welcher neben dem religiöſen Geſange durch das Mittelalter zieht. Dieſer Kampf wird aber am nachdrücklichſten geführt von den ſchwäbiſchen Kaiſern, den Hohenſtaufen, und ſo ſind dieſe nicht blos durch eigne Sangeskunſt und Pflege deutſcher Poeſie, ſondern durch ihr allgemeines Daſein und Wirken ein Hauptheil des deutſchen Mittelalters.

Sie griffen allerdings auch, beſonders in ihrem überlegenſten und ſtrahlendſten Vertreter, in Friedrich dem Zweiten, in andere Bildungswelten hinüber, aber das geſchah nicht, wie in der fränkiſchen Zeit, aus Mangel an eigener Schöpfungskraft, es geſchah bewußt, und mitten aus dem Stamme nationaler Feſtigkeit heraus, ſo daß das von außen Herbeigeholte dem Vaterländiſchen als ein Zweig angeeignet wurde, der von vaterländiſchem Safte durchdrungen, und ſomit wirklich nicht blos äußerlich gewonnen war.

A.

Das Ritterthum.

Der Ritter selbst ward eigentlich das Kunstprodukt, was sich aus dem Alten ergab, er ist Sohn und Vater des Mittelalters. Er konnte sich des Nationalen und Menschlichen nicht so ganz entschlagen, ward also eine leibhafte poetische Verkörperung des ganzen Gedanken- und Vorstellungsbereiches, der neu hereinwuchs in unsere Welt. Wenn man an den Ritter herantritt, so steht man Auge in Auge dem Mittelalter gegenüber.

Dieser Uebergang ins Leben durch den Ritter ist die eigentliche Rettung aus der Geistlichkeit, und insofern auch eine Rettung aus dem abstrakt Allgemeinen in das Nationale. War das Ritterthum auch ein allgemeiner Orden des jungen Europa, derjenige Orden, in welchem sich alles höhere Lebensbewußtsein damaliger Zeit ausprägte, so stufte es sich doch bald national und machte den spanischen und den deutschen Ritter und so fort zu unterschiedenen Wesen.

Was gemeinschaftlich blieb, war eben eine neue, höhere Atmosphäre des religiosen Bezuges und des geselligen Verhältnisses, wie es, besonders nach dem letzteren hin, heutiges Tages noch ziemlich allgemein durch jene Länder in Uebereinstimmung mit dem unsrigen herrscht. Noch heute drückt sich das Verhältniß des Umgangs, der Freundschaft und Feindschaft auf ähnliche Weise, wie im Ritterthum aus, es sind Reste der Gastfreundschaft, der gleichen Würdigkeit, des Zutrinkens, des Zweikampfes geblieben; haben sie auch größtentheils ihren Ursprung

in national germanischem Gebrauche, so hat ihnen doch das Ritterthum die Weihe und geordnete Form aufgedrückt. Ein großer Theil unsrer gegenseitigen moralischen Beziehung, insbesondere das Feld der Ehre, was so übermächtig das neue europäische Leben beherrscht, und wohinein sich zu Zeiten die ganze höhere Welt der verarmten Menschen rettet, dieß eigenthümliche romantische Feld stammt direkt aus dem Ritterthume des Mittelalters.

Es ist sehr ungenügend versucht worden, alle arabische Zuthat zur mittelalterlichen Wendung abzuläugnen; sie ist gewiß groß, so groß, wie die Berührung mit Arabern in Spanien, Aegypten und Palästina gewesen ist. Besonders für das eigentliche Ritterthum ward der Araber ein lebendiger Anstoß, theils durch Verwandtschaft, theils durch Opposition.

Es ist nun am Orte, einen Augenblick in die wirkliche Sphäre des Ritters, in die Motive desselben einzutreten.

Die Ehre steht davon obenan. Wie sie sich im Ritter als ein geläutertes geregeltes, höheres Element darstellt, so war sie den Alten völlig unbekannt. Halten wir uns an die Erscheinung, welche aus der griechischen Welt noch am verwandtesten mit einem Kreuzzuge, mit einer Ritterfahrt des Mittelalters aussieht, an den trojanischen Krieg. Da schlägt an unser Ohr aus der Ilias der Streit zwischen Achilleus und Agamemnon, welche sich über die Beutevertheilung entzweit haben, die wüthendsten Beschimpfungen häufen sich, nach romanisch ritterlichen Begriffen ist dadurch die edelste innere Welt dieser Helden bis aufs Aeußerste gegenseitig angegriffen, auch ein äußerlicher Kampf auf Leben und Tod kann nur ein Gleichgewicht herstellen. Einer wenigstens muß vom Erdboden, muß aus der Gemeinschaft verschwinden, denn die Idee der Gemeinschaft ist tödtlich verletzt. Aber was geschieht dort? Sie gleichen sich über das Stoffliche der Beute aus, und damit ist auch die Sache todt, denn eine Idee der Sache existirt gar nicht.

Die ritterliche Ehre geht aber nicht auf einen sachlichen Werth, sondern auf die Persönlichkeit, auf den Werth, den sich diese zuschreibt, und der eben so unendlich ist, wie die persönliche Anschauung selbst.

Das hat man nun zwar, so weit es anging, unter einige

allgemeine Punkte gebracht, welche eine Norm bilden, aber das Subjekt, der größere oder geringere Anspruch des Einzelnen bleibt dabei immer die Hauptsache; die feinste, eigene Innerlichkeit ist bei diesem neuen Ehrenbegriffe eben so thätig und Hauptsache, wie sie es beim allgemeinen Ideale dieser Zeit ist.

Damals war nun dies Thema von einer Fülle neuen Lebens umwachsen und von reeller Bedeutung. Denn der eigentliche Inhalt der Ehre ist allerdings eine Zufälligkeit, die jeder Einzelne mit seiner inneren Konsequenz abzumachen hat; sie ist eine dialektische Figur der Sittlichkeit. Deshalb wird sie meist, sobald nicht von außen ein großer Inhalt damit zusammenfällt, bohle Rhetorik, die sich um ein gespreiztes Ich bewegt. Das erlebt denn die vom Ritterthum ausgehende Poesie besonders im spanischen Drama, was sich oft nur in einem Scheinleben unberbewegt, und leerer, inhaltsloser Pathos wird.

Eine künstliche Auferweckung des ritterthümlich Romantischen, welche unser Vaterland am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, besonders durch Beihülfe der Gebrüder Schlegel erlebt hat, gerieth auf den unglücklichen Weg, gerade diesen streng konventionellen Theil des Ritterthums, welcher am wenigsten vom eigentlichen Gehalt des Mittelalters betheiligt war, ganz absonderlich wieder herzustellen.

Der zweite Punkt des Ritterthums, und der wesentliche Mittelpunkt desselben und alles Mittelalters war die Liebe.

Sie ist nach einer Seite hin geradezu der Gegensatz von jener Ehre; denn dort ist die Kaprice meiner Persönlichkeit in's System gebracht, hier giebt sich meine Persönlichkeit unbedingt hin. Oder man sagt, um die Verbindung dieser Ritterthumsstoffe einander näher zu rücken: Die Anmaßung der Ehre wird durch die Liebe erfüllt, denn diese ist ein rücksichtsloses, vertrauendes Aufnehmen einer ganz andern Persönlichkeit, einer ganz andern Totalität. — Auch im Reize dieser Gegensätze baute sich der innere Reiz einer neuen Welt auf.

Diese hingebende Liebe des Mittelalters ist den Alten ebenfalls ganz fremd: Paris und Helena streifen nur mit einer Aehnlichkeit daran, aber es ist eine falsche Aehnlichkeit, es blickt durchweg nur sinnlicher Reiz und ein dreistes Unternehmen heraus, es wird auch später aus Priam's Burg nichts von einem besonders

innigen Verhältnisse zwischen beiden erzählt. Die allgemeine Stimme bezeichnet die Situation als unsittlich. Homer erzählt noch von der Liebe zwischen Achill und Briseis, aber diese spielt doch nur eine ohne Weiteres sich hingebende Sklavin — die erhabenere Sphäre der mittelalterlichen Liebe findet sich bei den Griechen nicht. Am meisten nähert sich ihr Sappho in ihrer drängenden Sehnsucht und Klage, aber die unbefriedigte Körperlichkeit schlägt auch dort überall durch. Die Ehefrau ist in jenen Verhältnissen wichtiger, und wie nüchtern, häuslich, fühl resignirt ist doch auch sie meist, zum Beispiel in der Penelope, neben einer harrenden romantischen Neigung.

Jene romantische Liebe des Ritterthums, die sich am ersten beim südischen Volke entdecken ließ, behält allerdings eben auch Kapriee und Subjektivität, wie die Ehre, da sie sich weniger für's Allgemeine frei macht, sondern nur eben diese oder jene Dame aussucht, aber sie ist doch wichtiger, weil sie sich mehr vertieft und dem eigentlichen Opfer näher tritt. In dem Opfer, in der Resignation kommt einer der innerlichsten und schönsten Seelenzüge des Christenthums in unser Leben, und dies ist derjenige Zug, welcher in der modern-romantischen Form, die wir „Bildung" nennen, die Hauptrolle spielt.

Einen romantischen Zusammenhalt dieser Theile gab das Dritte, die Treue, die aber ebenfalls mit einem persönlichen Selbstgesetze eng verknüpft war, und die unendliche Perspektive offen ließ. Sie ist von Hause aus die Vasallentreue, und erwächst aus dem Gesellschaftszustande der germanischen Völker, die allmählig in Freie und Hörige zerfallen, wo große Kreise um einen Vielbesitzenden geschaart waren. Dieses Lehnswesen, was in seiner freien Abhängigkeit am Ende in den Kaiser, als die Spitze von Allem mündete, ließ der einzelnen Person ebenfalls eine große Selbstwahl übrig, ein Freihalten seiner Selbst in gewisser Grenze. Es war, wenn es sich um den endlichen Abschluß handelte, auch nur eine dialektische Figur.

Das stellt sich am Deutlichsten im Eid dar, welcher dem Könige nur mit Vorbehalt seines eigenen Selbst zu Willen ist, ihm nur dient, wenn er ihm Recht giebt.

Parodistisch wird dies schlagend im Reincke Fuchs vorge-

fährt, wo Nobel befiehlt, und die Kleinen und Großen doch nach ihrer Weise gebaren.

All dies neugesetzlich Menschliche, was nach dem philosophischen Ausdrucke auf die unendliche Subjektivität hinaus kommt, bildet in Verschlingung und Durchdringung mit dem Religiosen das Mittelalter, wie es sich im Ritterthum herausstellt.

Darauf ist nun von Seiten der literarischen Frage dies Hauptsiegel zu drücken, daß die Kunst diese neue Existenz nicht erschöpft: jeder Charakter wird unter diesem neuen inneren Verhältnisse ein besonderer, der sein besonderes Recht in Anspruch nimmt. Das innere Leben wird gleichgültig gegen das äußere, und dies macht darum seine Welt durch Abenteuerlichkeit geltend.

Es fehlt also durchgehends an einem Gesetze, was innere und äußere Welt zusammenfaßte; dieser goldene Reif, der Saturnring des Klassischen, war gesprengt, neuer Reichthum war tausendfach hereingequollen, aber auf den Abschluß desselben harrt die romantische Welt bis heute noch, und diese stets offene Perspektive macht sie eben zur romantischen.

Jener Mangel eines umschließenden Gesetzes kam daher, daß die höhere, religiose Welt von außen überliefert, angenommen, angebildet, nicht aus einer in sich geschlossenen nationalen Selbstthätigkeit hervorgegangen war. Dadurch öffnete sich in allen Zwischenräumen ein neues großes Feld, das Feld der Freiheit. Denn auch dies Wort, in solcher Bedeutung, ist ein ganz romantischer Begriff. Jeder kann einen ganz eigenen Gegenstand zum besonderen Interesse, zur besonderen Darstellung wählen, und dafür ein besonderes Gesetz sich bilden, und das Alles kann wieder beliebig umgestülpt werden zum — Humor. Dieser ist eine ächte Konsequenz des Romantischen.

Die Auflösung dieser Welt, welche nach der äußeren Wirklichkeit hin keine Gesetze, sondern nur persönliche Einfälle und Zufälligkeiten hat, muß am Ende ins Komische ausgehen, wenn die Straffheit des Interesses und die zusammenhaltende Illusion des Zeitabschnittes nachläßt. Und so hat sich denn auch an das Ende der ersten Epoche hin Ariost und Cervantes scherzend und spottend aufgestellt, und Shakespeare hat alle die dunkeln und lichten Fahnen in neuer Weise aufgenommen, dem literarischen Sinne in neuer Gruppirung des Romantischen eine neue Welt des Romantischen bietend.

An diesem Orte aber, wo der Harnisch des Ritterthums dröhnt, und der Gesang des jugendlichen Ritterthums aufsteigt, handelt es sich noch nicht um die Folgerungen der neuen Existenz, sondern um die Existenz selber. Jetzt sehen wir sie noch mit dem rothen Kreuze ausziehen nach Palästina und schwarzgebräunt zurückkehren, sie halten diese Kreuzzüge für den geschlossensten Ausdruck ihres Lebensdogma's. Diese Kreuzzüge waren aber in Wahrheit nur das Gesammtabenteuer des Mittelalters, eine eben so beliebige Aeußerung, wie die ihrer Ehre, ihrer Liebe und ihrer Treue. Denn nach außen, nach dem eigentlichen Objekte hin, ist das religiöse Moment dieser Züge nur ein höchst leeres, äußerliches Ziel. Die ganze That beruht eben so, wie all dies Leben, nur auf einer innern Welt, die noch keine richtige Uebereinstimmung mit der äußeren fand. Es war durchaus kein reinchristlicher Begriff, jenes äußere Lokal, die irdische Schädelstätte Christi zu besitzen, wie man verlangte; das heilige Land im Geiste war ein christliches Ziel, was man fälschlicherweise draußen suchte, weit hinter Berg und Meer. Manchem Kreuzfahrer tauchte dies wohl auf, und so kam die krause Verwirrung in diese Züge, wo Frömmigkeit und Rohheit in Umarmung sich tummeln, und wohinein die Einheit keinerlei Weg fand.

Dies Alles gestaltet sich aber reich im Spiegel der Kunst, deshalb ist diese Periode des Ritterthums, eben um ihres reichen, bunten Materials willen, eine so gesegnete für die Geschichte der Literatur. Diese Kreuzzüge selbst finden einen treuen Spiegel in dem Sagenkreise des Grals, wo die Mystik in ärgste Abenteuerlichkeit umschlägt.

Als charakteristisch muß übrigens beigefügt werden, daß Ritterthum, daraus entsprießender, poetischer Stoff, und Kreuzzüge ihren eigenthümlichen Glanzpunkt in Frankreich hatten. Es war eine Schattirung unsers nationalen Absonderns, daß die Deutschen am Ungläubigsten und Langsamsten sich zu den Kreuzzügen entschlossen, und die Auflösung besonders durch den zweiten Friedrich beförderten, welcher die Aufgabe wie ein profan politisches Geschäft betrieb.

5.

Die erste romantische Poesie.

Die Minnesänger.

Wenden wir uns nun von den innern Gesetzen zu dem, was sich in wirklicher Erscheinung außen bietet. Das tiefer liegende Adergeflecht ist im Vorigen aufgesucht, wie war nun Fleisch und Farbe beschaffen?

Was sind die nächsten Stoffe, das Terrain, der Ausdruck, womit diese Zeit eine Poesie ankündigt, und besonders eine deutsche?

Deutschland war noch waldbedeckt, feucht, noch von weiter, düstrer Einsamkeit durchschauert. Aus den Wäldern heraus hob sich hie und da ein Waldberg, von dem die Burg des Ritters leuchtete, ein üppiger grüner Wiesenplan lief auf einer andern Seite in den lispelnden Eichenforst, wo hohes Wild in stolzer Sicherheit vorüberfetzte. Weiter abwärts in ein dunkles, blaues Thal lief ein schmaler Weg, unten am Thale herauf klang eine Glocke, es lag ein graues, festes Kloster da, ein Mönch stand einsam auf der Mauer, und sah in das waldesdunkele, schweigende Land. — Zehn Meilen davon, man hatte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu reiten, lag auf freiem, sanft aufsteigendem Plane eine große Abtei, von dort summten viele Glocken, rothe, römische Fahnen wehen von den Thürmen, es ist ein Heiligenfest, von weit, weit aus der Umgegend, denn das Land ist noch sehr leer gegen heute, kommen Kirchgänger. Der Ritter

mit seiner Liebsten auf einem hohen, schweren Thiere, sie sitzt hinter ihm auf der Kroupe des Pferdes, und weiß ihr Staatskleid sauber zu schützen; der Ritter ist arm, er hat kein eigen Pferd für sie, sein treuer Knappe schreitet nebenher, und da das Roß nur im Schritte geht, erzählt er der Herrin von Palästina, von der großen Messe auf dem Felde bei Antiochien, wo der Patriarch die Völker gesegnet habe, von dem Anblicke Jerusalems, vom alten Schloßherrn, der ihn mitgenommen habe in's gelobte Land. Der alte Schloßherr ist des Reiters Vater gewesen, der Knappe erzählt von der Schlacht bei Joppe am Meeresstrande, wie die fürchterlichen Sarazenen herangesaust wären. Sie hatten Bärte, sagt er, wie Roßschweife, Augen wie feurige Räder, Säbel, so scharf, daß sie Steine durchhieben, und die Pferde waren so dünn und geschwind wie Spinnen und Drachen. Dort habe sich auch der Himmel verfinstert plötzlich, und es habe reines schwarzes Blut geregnet, und dort sei denn auch der selige Herr im Getümmel umgekommen, „der liebe Herr Christus sei seiner Seele gnädig!" Bei diesen Worten hält der Ritter sein Pferd an, Jeder schlägt ein Kreuz vor der Brust und betet ein Paternoster.

Auf den St. Georgentag im nächsten Jahre will der junge Ritter nach dem Rhein hinüber reiten, wo der Kaiser ein Hoflager halten und ein Kreuzheer sammeln werde. Er will auch mit hinaus und empfiehlt seiner Liebsten, das rothe Sammtkollet, was er heute trägt, gut im Stande zu halten, es stammt vom Großvater, auf daß er damit wieder zur Kirche reiten könne nach der Heimkehr, wenn der Herr nicht über ihn geböte. Die Liebste küßt ihn auf den Bart, sie weint nicht, obwohl sie ihn bis zum Vergehen liebt, sie blickt nach dem Himmel, nach der Fahne, die von der Abtei weht, und lispelt: „Herr, zu deinem Preise!" —

Mehr nach dem Norden hinauf, wo die Sachsen widerstrebend ihre alte Existenz aufgegeben haben, bietet sich ein anderes Bild. Der Wald ist dichter und rauher, der Wind streicht scharf, am Fuße eines langen Berges, auf dessen Gipfel ein schwarzes Schloß sich breitet, ist eine Ortschaft gelagert, die mit einer Mauer umgeben ist. Einige Pfeilschüsse davon, wo der Wald so finster ist, wie die eben regnerisch herabfallende Nacht, steht

eine Hütte, darin wohnt ein langgewachsener, alter Sachse mit seinem Weibe. Das graue Haar hängt ihm verwildert um den Kopf, er sitzt an einem Feuer, was mit großen Baumstücken genährt wird, ein kleines Stückchen Feld hat er rings um die Hütte her dem Waldboden abgewonnen; sein Weib, fast eben so lang wie er, mit eben so wirrem, grauem Haare, mit starken, tiefgegrabenen Formen und Zügen des Antlitzes, kauert an der Gluth, und kocht einen Trank aus Gerste. Beide schweigen; es vergeht eine Stunde nach der andern, die Nacht heult und peitscht draußen, und wirft Regen und Windstöße durch das schlecht verwahrte Haus. Plötzlich wird die Thür aufgerissen, und ein Paar Lanzenknechte treten mit barschem, kurzem Gruße herein, schütteln den Regen ab, und strecken sich rasselnd an's Feuer. „Habt Ihr wieder einen Strauß mit dem langen Rudolph drüben an der Aller?“ fragt der Wirth. Die Knechte nicken. „Sagt doch dem Grafen oben, die Krämer drüben im Oerthen würden täglich kecker, er sollte sie einmal wieder unterdrucken. Seit das kleine Volk hinter Mauern zusammenkriecht, wird man auf allen Seiten eingeengt.“ — Sei still, Alter, spricht die Frau, die alten Kaiser aus unserm Geschlechte haben angefangen die Ortschaften zu bauen, es muß was Bessres dran sein, als wir denken. — Die Thüre geht von Neuem auf, ein junger Mann, das Schießzeug und Horn um die Schultern, tritt ein, er hat sich auf der Jagd verirrt, er ist weit her, man kennt ihn nicht, aber es wird weiter nicht gefragt, er legt sich ebenfalls an's Feuer, und erhält seinen Theil am fertigen Tranke. Ist der verzehrt, dann rückt man zusammen, und die Alte erzählt von alten Zeiten, von der sächsischen Vorzeit, von Sagen und Wundern, von Riesen und Drachen; denn das schauerlichste Element, was im Norden Europa's seine Heimath hat, das ist am Ausführlichsten aus Skandinavien in den deutschen Norden eingebracht, und hat sich von dort aus verbreitet.

Dämmert der Morgen herauf, so klingt das Horn von den Bergen, der Ritter sprengt zur Jagd herab in den Forst, der Falke ruht auf der markigen Hand, noch verhüllend mit der Kappe bedeckt, das Fräulein reitet behende nebenher, die Leute folgen zu Fuß und zu Roß, die Meute bellt und jauchzt, der Wald klingt, das Leben hüpft frisch und geschwinde.

Zu derſelben Zeit ſchreitet der Edelknabe einen ſteilen Burgesbang hinauf, oben im großen Erkerzimmer ſitzt die friſche Jungfrau, die große Chronik liegt vor ihr aufgeſchlagen auf dem eichenen Tiſche, der Hauskaplan deutet ihr die Zeichen, erklärt die Geſchichten von alter Begebenheit, das heißt: er hüllt ſie noch tiefer in's Wunderbare. Manchmal ſieht das blonde Mädchen durch's Fenſter, oben ſchwebt ein Raubvogel durch die Luft, unten klimmt der Knabe, und über dem Ganzen glänzt eine goldene Morgenſonne.

Zwei Thäler weiter leuchtet ſie einem großen Gedinge, da haben ſich die Bewohner der Gegend von weither verſammelt, der Gaugraf kommt geritten, tritt unter ſie, hält ein Gericht und ſpricht Recht nach dem herkömmlichen Brauche und dem guten Gewiſſen.

Bei den Schriftſtellern der Alten finden wir keine Naturſchilderung, die Natur iſt noch ein ungetrenntes Ganze mit dem Menſchen, hier in der Romantik ſtellt ſie ſich Anfangs auch noch unter die Menſchen, und erſt ſpäter gegenüber. — Der offizielle alte Zauberbaum des Mittelalters iſt die Linde, ſie ſäuſelt Ahnung und Weiſſagung, bei ihr plätſchert der Brunnen, ihr Duft verwirrt und ſchwellt die Jungfrau, die Linde iſt das Wappen der Minnelieder.

Von ſchlimmerer Bedeutung, ein ſchlimmeres Verhängniß iſt die Weide, der graue unſcheinbare Baum, er iſt der natürliche Galgen, an ihn hängt man den Uebelthäter. Im Waſſer wohnt die Nixe mit ſchönem, langem Haare, ſie weiſſagt, ſie verlockt. Der Klee iſt ein heilig Zeichen, die Dreifaltigkeit iſt in ſeinen drei Blättern angedeutet. Von den Thieren iſt der ſtete poetiſche Begleiter des Menſchen das Pferd, darum hebt es die Sage oft ſo bedeutungsvoll wie einen Pair neben den Menſchen: Dietrich von Bern ſehen wir auf ſeinem „Falke" den ſchlimmen Wittich verfolgen, aber Wittichs „Schemming" iſt noch ſchneller, iſt nicht zu erreichen, ſetzt endlich in's Meer und bringt ſeinen Herrn zum Meerweibe Wachild in Sicherheit, denn Dietrich muß ſeinen Falke umwenden, als die Welle über den Sattelbogen hinwegſpült.

Dieſe Züge, und beſonders das Schickſal des Roſſes „Bayart" in den Haymonskindern hat Roſenkranz mit ſchönem poetiſchen

Gefühle herausgehoben: Man hängt dem wackern Bayart Mühlsteine um, er soll im Rheine untergehn, er arbeitet sich aber immer wieder über die Rheinwellen empor, und blickt zärtlich nach seinem Herrn; „um dem Jammer ein Ende zu machen,“ muß sich dieser abwenden, da erst versinkt Bayart. Rührt der arme, wackere Bayart nicht mit der traurigsten Melancholie?

Zu diesem nächsten Terrain und dessen Interessen kam der blaue, prächtige Blick nach dem Morgenlande; wie viel Geheimnißvolles, Wunderbares enthielt er! Diamanten, fabelhafte Steine, Blumen, Stoffe, Orte und Wesen blitzten da! Wie viel Zauber liegt in dem Momente jener Jugend: eine naive Zeit, die noch nichts kennt, keine Geographie, keine Chemie, der alles Neue wunderbar ist! Wenn wir das in nachgemachter Romantik auch hervorbringen wollten, so fehlte uns eben nichts, als jene Kleinigkeit Naivetät, wir wollten den Reiz des Wunderbaren mit gleichen Mitteln in einer Zeit hervorbringen, welche schon die Bestandtheile der Wunder kennt. Die Bildung, zu welcher ein Zeitalter gekommen, ist auch die Enttäuschung. Die erste romantische Poesie kommt mit der Morgensonne, vertheilt sich unsichtbar am Himmel und unter die Sträucher und Herzen, und kehrt erst wieder ein, wenn die Abendsonne gesunken ist. In der Dämmerung liegen ihre Wunder und ihre Reize; das haben die Obscuranten zu ihrem Vortheile ausgebeutet und künstlich erzeugt. Aber die wahre Dämmerung, welche romantisch wunderbar wirkt, ist das Morgen- und Abendgrau einer Zeit, die mit neuen, nur geahnten Figuren nahe tritt — Vergangenes und Zukünftiges wird mit unsicheren Strahlen beleuchtet und gebreitet, dadurch mit Räthsel und zauberischer Möglichkeit übergossen. Das Vergangene nackt und ohne täuschenden Beleuchtungsstrahl von heut oder morgen ist auf jenem mittelalterlich-romantischen Standpunkte nur eine Merkwürdigkeit oder eine Wissenschaft, aber keine Poesie. Das modern-Romantische mag hierfür schon ein anderes Verhältniß finden; aber das Morgende ohne Beleuchtung des Gestrigen, ohne den Dämmerduft des gestrigen Abends ist auch heute nur Spekulation.

Man horchte und lugte nach dem Morgenlande, wie man Auge und Ohr nach einem Zauberreiche hinwendet, von dem man in der Kindheit gehört hat. Und auch als die Verbindung

mit dem Oriente abgebrochen war, gab diese Erinnerung eine reichste Welt, wie denn die Poesie der Vergangenheit immer größere Macht übt, weil sie blos Platz braucht, nicht so vorzugsweise eine Fähigkeit, um genossen zu werden; denn die Fertigkeit und Rundung der Welt sorgt dafür, daß alles Geschehene in einer gefügten Erscheinung sich darstellt. Gott selbst giebt unserer Vorstellung das Vergangene, aber wir selbst müssen ihr die Gegenwart bilden, und gar die Zukunft erfinden, deshalb ist in aller Vergangenheit die Gottheit mächtiger, und somit die Poesie ein Widerschein derselben.

So blieb das Hinlugen und Horchen nach dem Oriente eine stets poetisch klingende Saite des Mittelalters Jahrhunderte lang. Die Reisenden haben sie uns oft zerrissen, weil sie uns die geheimnißvolle Ueberlieferung nahmen und die Wissenschaft dafür gaben.

Damals hieß es, die Sonne Indiens sei zehnmal so groß als die unsrige, da schimmerten in allen Schluchten wunderkräftige Edelsteine, Quellen strömten Oel und reines Gold, der Paradiesbaum mit fünfzehn Wurzeln zieht Alles magnetisch an sich, es giebt Greife, in denen Löwe und Adler zusammengewachsen sind, das Thier Krokatos spricht wie der Mensch, mit dem Horne des Einhorns erprobt man, ob die Jungfrau unschuldig ist, die Menschen werden mehrere hundert Jahre alt, es giebt Pygmäen, die nur anderthalb Ellen hoch sind, und sich in das eigene Haar kleiden, Menschen mit Hundsköpfen, mit sehr breiten Gänsefüßen, die sich bei der Hitze auf den Rücken legen und die Füße als Sonnenschirm gebrauchen; das Meer ist mitunter dick wie Lebermuß, der Magnetberg zieht allen Schiffen das Eisen aus — —

Gießt nun über alles das den heiligen Schauer einer jungfräulichen Religion, welche eben erst lebendig eingekehrt ist und aus dem wunderreichen Oriente stammt, welche jungen Völkern viel weniger im Gedankendogma, als im unbeherrschlich Wunderbaren schwebt, und Ihr werdet das Terrain und den Stoff und den Odem jener ersten romantischen Poesie vor Euch sehen.

Um einen Blick in das bevölkerte Wunderreich zu werfen, in welchem das Christenthum schwebte, genügt es, auf eine Sage vom Mittelpunkte derselben, vom Kreuze Christi, hinzudeuten. Man fragte: wo ist das Holz dieses geheiligten Instrumentes

hergekommen? Und es hieß: Adam litt am Podagra und schickte seinen Sohn ins Paradies, um den Schößling eines antirheumatischen Baumes zu holen. Daraus ward ein Baum, der zum Tempelbaue nach Jerusalem kam, aber liegen blieb, späterhin in einer Schaafschwemme gefunden und zum Kreuze Christi verwendet wurde.

Die Träger dieser Zeit, welche solch eine Welt mit allem Stoffe und Bezugnisse zu einer poetischen Erscheinung verdichteten, werden Minnesänger genannt. Alles war jung und morgenfrisch, Alles klang und schimmerte, das ganze und beste Bewußtsein dieser Zeit war also eine Poesie, ein Auf- und Abwogen in Vers und Reim. Die erklärende Prosa fehlte gänzlich, man war nur hingegeben, man dichtete nur zusammen, ohne zu deuten. Die Ersten des Volkes, Kaiser und Könige, Fürsten und Herren standen an der Spitze; die liebende Versenkung, das Spiel des Herzens, was man Minne hieß, war der Mittelpunkt von alledem, aller Werth und Reiz des Lebens ward darin gesucht.

Dies äußerliche Heraustreten der Minnesänger entstand natürlich nicht durch ein einzelnes Ereigniß, sondern ergab sich aus allgemeiner Bedingung. Aber man erzählt gern einen besondern Einschnitt: Kaiser Friedrich der Erste, Barbarossa, hat im Jahre 1154 zu Turin eine Zusammenkunft mit Raymund Berengar dem Zweiten, Grafen von Provence; da wimmelt es am Hoflager von Troubadours, die Zithern und Gesänge erfüllen den Tag und die Nacht. Friedrich selbst hatte Kenntniß und Uebung des Gesanges schon von Hause mitgebracht, aber dieser allgemeine Sinn übte den Zauber auch auf ihn, und einen elektrischen auf die deutsche Umgebung, welche einen unauslöschlichen Eindruck davon mit zurückbrachte.

Frankreich ward durch seine Lage und seine glücklich zusammengestellten Völkerschaften das Land, in welchem sich die Mannigfaltigkeit und der Glanz einer neuen Weltepoche am früh'sten und stärksten ausdrücken mochte; eine starke Einwirkung auf unser Vaterland darf durchaus nicht geläugnet werden, besonders da unter den Hohenstaufen auch Burgund wieder eng an Deutsch-

land geschmiegt wurde. Aber eine direkte Ueberlieferung fand nicht statt.

Das eigentliche Gallien war freilich ein trocknes, prosaisches Land, ohne Sage, ohne innere Welt, und der Leib dieses Galliens ist wohl auch den Franzosen bis heute erhalten, ihre rhetorische Phrase ohne innere Welt, welche sie bis heute mit sich getragen, ist ihre Verwandtschaft mit dem trockenen Rom, mit den römischen Galliern. Aber in ihrem Nordwest siedelten die reichen Normannen eine reiche Welt an, unter ihnen fußten sinnige Bretonen und schufen die Bretagne, so ward ihnen eine schöne Ablagerung des nordischen sagenreichen Lebens. Dieser Theil Europa's bildete denn auch bald eine Dichterschule von dem gediegensten Werthe, deren Einfluß auf europäische Literatur von schwerster Tiefe und von größtem Umfange geworden ist. Man nennt jene Dichter Trouveren. Bei ihnen war die Werkstatt, wo die keltischen, bretonischen, morgenländischen und gnostisch-christlichen Sagen in eine bunte Befruchtung geriethen. Somit, zum Theil aus ihren Herzen, stammt König Artus mit seinen Paladinen, stammt der Gral, ja sogar ein Haupttheil der Karlssage aus jener Gegend, denn so sehr Karl der Große vorherrschend deutsch war, so sehr nimmt ihn doch Frankreich in Anspruch, und seiner Verherrlichung in Sage und Gesang hat es sich am Frühesten angenommen. Der wunderliche Turpinus, welcher ein Bischof von Paris heißt, soll im elften Jahrhunderte die Karlssagen, Galfred Artur, Geistlicher zu Monmouth und dann zu Asaph, soll im zwölften die seines Namensverwandten Artus gesammelt haben. Die alten Meister **Hvistace, Gasse,** besonders **Chrétien von Troyes**, gehören in diesen erst normännisch-britisch, dann mehr französisch werdenden Bereich. Hier bildet sich zuerst der eigentliche Ritterroman, und es werden als erste Romanhelden König Perceforest und der Graf von Blois, Parteneper genannt, wo denn viel Zauberei und griechische Prinzessinnen spielen. Das Hauptwerk dieser Richtung ist der Roman von **der Rose**, dessen Verfasser Wilhelm von Lorris.

Kurz, dieser Hauptstock germanischer Poesie, der nordfranzösische, der am Schnellsten, obwohl am Reichsten durch Dichtungswälder in die behagliche Fläche des wirklichen Lebens kam, der sogar sehr bald die Memoiren gewann, welche im Poetischen

als Fabliaux vortreten, und aus diesem schalkhaften Ausdrucke zur ganzen heitern Dichtung sich verklären, dieser nordfranzösische Kreis war der poetische Segen Frankreichs, und hat die fruchtbarste Einwirkung auf die deutschen Minnesänger geäußert.

Jedenfalls eine viel tiefere, als es den Troubadours möglich war, die im südlichen Frankreich ihr Wesen trieben, und im Aeußerlichen, als förmlicher Orden, unsern Minnesängern allerdings ein unmittelbares Vorbild waren.

Die südlichen Staaten Frankreichs hatten früher nach Spanien und Italien hinüber einen ganz andern Verband, als der spätere Zustand im Aeußeren darlegt. Die gothischen Schaaren, welche Athaulph aus Italien herausgeführt, hatten sich ein Lager im südlichen Becken Frankreichs und im nordöstlichen Spaniens gebildet; was Ludwig XIV. später einmal als Bonmot ausgab, das war damals eine Thatsache: „die Pyrenäen existirten nicht mehr." Solch eine Verbindung löscht nie ganz aus. Sie war auch die Furth, durch welche die Araber hereindrangen, und, so viel jetzt widersprochen wird, einen großen Einfluß zurückließen. Unter Berengar, ums Jahr 1100 fand eine völlige Verbindung dieser Länder mit Catalonien statt, das Reich ging von Arles bis Barcelona, die Sprache war gleich, und das Limosinische (Limoges) oder Provençalische war eine nationale Macht. Eine Zeitlang, besonders unter dem toleranten Abderrhamen war die Vermischung mit Arabern so groß gewesen, daß Johann von Sevilla einen Commentar zur Bibel arabisch geschrieben hatte. Besonders ist jener Mysticismus der Liebe, in welchen die Mauren ihre Zärtlichkeit hüllten, ein deutlicher Bestandtheil des Troubadourdogma's geworden. Das erhielt seine selbstständige Befeuerung, als die christliche Begeisterung darübergegossen wurde, ganze Heere französischer Ritter zogen über die Pyrenäen, und als ein Hauptaufschwung wird angeführt, da sie mit Alphons VI. Toledo erobert hatten. In Clermont d'Auvergne war das zweite große Concilium nach dem von Piacenza, und dort wurde in dieser Sprache vom Oc zum Kreuzzuge gepredigt. Das französische Element war so stark, daß man später auf den lateinischen Thronen zu Constantinopel und Jerusalem die französischen Geschlechter fand, und hier mitten aus

der Provence nennt die Geſchichte zwei Hauptführer: Raymund von Toulouſe und Wilhelm IX. von Aquitanien.

In dieſem Lande nun bildete ſich ſpeciell die Lebenspoeſie zu einem bis in's Detail ausgebildeten Orden. El gai saber, die fröhliche Kunſt, ward er genannt, Liebeshöfe wurden gehalten, das ganze Leben ward ein luſtiger Karneval.

Die Aeußerung dieſes ſinnluſtigen Treibens ſonderte ſich in drei große Abtheilungen, in Minnelieder, Sirventes und Tençons.

Die Minnelieder, die eigentlichen chansons, welcher Name den Franzoſen verblieben iſt, haben es mit der Liebe und allen Nüancen derſelben zu thun. Die Sirventes dehnen ſich über das ganze damalige Leben aus, nur die Tençons ſind Wettgeſänge der Dichter.

Lais', Soulas' und ähnliche Bezeichnungen ſchattiren noch weiter.

Das Hauptintereſſe der Zeit waren die Aeußerungen dieſer Poeſie, welche ſich mit ihren Geſetzen bis in allen Verkehr drängten, welche zu großen Feſten und Turnieren vereinigten. Dieſer berühmten Dichtungsſprache fehlte es indeſſen an einem höhern, poetiſchen Gehalte, es bewegte ſich Alles um einen ſchmeichleriſchen Wohllaut der Sprache, um ein Spiel der alltäglichen Phantaſie und des Verſtandes. Ein wirkliches ſtarkes Intereſſe, der Albigenſerkrieg, unterdrückte denn auch dieſe blos „fröhliche Kunſt." Zwar verſuchte es beſonders noch Toulouſe durch Gründung officieller Spiele der Art, der ſogenannten Blumenſpiele, jeux floraux, wo goldne Veilchen ausgetheilt wurden, dieſe Epoche fortzuführen, aber es gelang nicht. Das bloße Handwerk hat ſie in den „Jongleurs," Baſtarden der Troubadours, noch eine Zeitlang betrieben und ſie mit allerlei poſſenhafter Nebenfarce gefriſtet, natürlich aber um ſo unwiederbringlicher dadurch zu Grunde gerichtet.

Die Sprache hat ſich lange als Volksſprache von Piemont bis Murcia und auf die Inſeln in verwandten Dialekten fortgeführt, ja, in Aragonien ſchrieb man bis in die neue Zeit herunter die Regierungsurkunden provençaliſch. Aber die Gebildeten verſtanden ſich frühzeitig gegenſeits nicht mehr darin,

dort verschlang sie das Kastilische, hier das Französische und Italienische.

Dieser wunderbare Taumel der Troubadours heischt aber eine Erwähnung, weil der Ruf desselben sich über die damalige Welt verbreitet und vielfachen Anlaß gegeben hatte, für einzelne Sitten des Ritterthums, des Umgangs und Ausdruckes. Die Galanterie, welche von dorther datirt, war kein unwichtiges Wort.

Man kann aber ziemlich fest darauf beruhen, daß die Einwirkung auf die deutsche Literatur nur jene äußerliche eines Eindrucks, einer Anregung war, wie ihn Barbarossa mit seinen Rittern zu Turin empfing, wie er als Windstoß eines Zeitalters geflogen kam, und das allgemeine Dichtungstreiben, was Minnegesang heißt, gründen half, oder ihm wenigstens eine bald offizielle Beförderung gab. Den Hauch der Galanterie und den Trieb der Wendung, so wie die einzelne Form ausgenommen, hat er uns nichts gebracht. Wirklichen Stoff und Inhalt hatte er selbst nicht; und das ist ihm freilich nachgemacht worden. Die Gelegenheit, das Lied, als Ausdruck augenblicklicher Empfindung waren nur seine Sache, ein Vogel auf Noten gesetzt. Die Lyrik aber wird am Wenigsten nachgeahmt, sie ist eben die eigene Persönlichkeit des Gesanges, sie nistet nur im vaterländischen Gesange.

Das aber soll nicht geläugnet sein, die Troubadours haben leichtlich die Nachtigall unsrer Heimath geweckt.

Dieß ist unser Frühling der Minnesänger, welcher in unsrer Literatur so lockend klingt. Fast jeder Minnesänger führte neben dieser und jener epischen That seine Waidtasche voll Lieder mit sich.

Der stolzeste Name unter ihnen, und einer, der auch mit zu den ältesten gehört, der ausgebildetste Abdruck des Mittelalters, mit Uebertreibung, Schwäche und Schönheit desselben ist — Wolfram von Eschenbach, Dichter des Titurel, wenigstens eines Theils desselben, des Parcival und manches sinnigen Liedes.

Zeitgenosse und Rival war ihm Heinrich von Ofterdingen, einer von denen, welchen die Fassung des Nibelungenliedes zugeschrieben wird, und mit größerer Sicherheit „der König Laurin." Man macht ihn zu einem Bürger von Eisenach und giebt ihm eine Hauptrolle in dem sogenannten Sängerkriege auf Wartburg, wo demjenigen der Tod drohte, welcher sich in

Gesang und augenblicklicher Sangeslösung übertreffen ließe. Er soll das erstemal unterlegen und nur durch das Einschreiten der schönen Landgräfin Sophie gerettet worden sein. Dann wäre er nach Siebenbürgen gezogen, und hätte sich den berühmten Klinsor von Ungerland, der wie ein Magier geschildert wird, zum Schiedsrichter geholt, und nun sei Alles vortrefflich abgelaufen, Stempfel, der Stöcker von Eisenach, habe nichts zu thun bekommen.

Wie viel davon rein historisch sei, ist schwer zu sagen, etwas Aehnliches mag wohl vorgefallen sein; wenigstens ist sicher, daß am Hofe des Landgrafen von Thüringen die schöne Sangeskunst mit eben so viel Eifer und Auszeichnung gepflegt wurde, als am Hoflager der Hohenstauffischen Kaiser, und am Hofe der Babenberger zu Wien, daß es ferner an Wettkämpfen, an den deutschen Tençons auch nicht gefehlt habe. Was die Literatur anbetrifft, welche für den „Singerkric uf Wartburc" ausgegeben wird, so enthält sie zumeist ein mystisches Räthselspiel und mystische Lösung, was mit Verherrlichung des thüringischen Fürsten und des Babenbergers von Seiten Ofterdingens abwechselt.

Der hierbei vorkommende, vielleicht fabelhafte Klinsor hat auch seine Stimmen gefunden als Bearbeiter der Nibelungen, bis denn in neuerer Zeit all diese guten Wünsche und Vermuthungen durch Lachmann auseinandergeschoben sind, welcher uns den Verfasser des Nibelungenliedes, wie einst Wolf den Homer, in Rhapsodieen auflöst, die gesammelt und vereinigt worden seien.

Jene beiden berühmten Minnesänger gehören in den ersten Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, man giebt rund das Jahr 1200 für sie an. Als älteste Minnesänger werden Heinrich von Veldeck, ein Niederdeutscher, der um 1180 am Clever und Thüringischen Hofe sang, und Hartmann von der Aue, wahrscheinlich ein Franke, Verfasser des Iwain und des armen Heinrichs, genannt.

Besonders Heinrich von Veldeck, Verfasser der „Eneit" und vieler Minnelieder, ein Westphale, wird als erster Ahn der Minnesänger herausgehoben. Früher schrieb man ihm auch das Gedicht „Herzog Ernst" zu, gab es dann aber nur für eine Ueberarbeitung des Veldeckschen aus.

An Eschenbach und Osterdingen schließt sich in bestem Ruhme an Gottfried von Straßburg, wahrscheinlich früher ein Mönch, Verfasser des berühmten Gedichts „Tristan und Isolde" und vieler Minnelieder, die zu den schönsten gerechnet werden. Er gehört ebenfalls noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

In die zweite Hälfte fällt Konrad von Würzburg, Verfasser des trojanischen Kriegs, des „Gedichts auf die heilige Jungfrau," „der güldenen Schmiede" und vieler Lieder. Eben dahin Rudolph von Emse oder von Hohenems, der in Welschland um 1254 stirbt, wahrscheinlich im Gefolge Kaiser Konrad IV, des vorletzten Hohenstauffen. Von ihm ist das berühmte „Barlaam und Josaphat," und die Universalchronik.

Sein Zeitgenosse war „der Stricker," welcher einen Ritterroman von Karl dem Großen, und dem schwänkereichen Pfaffen Amis geschrieben hat.

Ein eigenthümlich Buch hat Ulrich von Lichtenstein, der auch in's dreizehnte Jahrhundert gehört, in seinem „Frauendienst" hinterlassen. Vielleicht ist es nur seine ausgeschmückte Lebensgeschichte, worin er ein zusammenhängendes Bild des damaligen, erkünstelten Lebens giebt. —

Fragt man nach denjenigen Minnesängern, welche nur durch das Lied sich vorgethan haben, so zeichnet sich besonders aus Walther von der Vogelweide, aus einer alten Familie im Thurgau, der schon 1190 zu dichten beginnt, ferner Reinmar der Alte, Nithart, Kürnberger, Dietmar von Aist, Otto von Botenlaube (ein Graf von Henneberg), Konrad von Hirchberg, Kaiser Heinrich VI, König Wenzel von Böhmen, Heinrich von Morungen, Walter von Metz, und aus dem vierzehnten Jahrhunderte der Tannhäuser, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Meister Hadloub aus Zürich, besonders Heinrich von Missen, „der Frouwenlaub" genannt, der schon 1317 stirbt.

Die Namen gehen noch seitenlang fort und erinnern in Fülle an die Almanache heutiger Zeit. Die Hauptsammlung derselben ist der Manessische Kodex, sogenannt vom Züricher Rathsherrn Rüd'ger von Manesse, der ihn zusammengesucht hat. Es sind 136 Minnesänger darin, eine sehr achtungswürdige Zahl. Merk-

würdig genug haben wir Deutsche keine Ausgabe davon, sondern warten ihrer noch immer; denn der schöne pergamentene Kodex ist im dreißigjährigen Kriege nach Paris gekommen und dort verblieben. Von Hagen ist jetzt mit einer Ausgabe beschäftigt. Darin findet sich auch der Wartburgkrieg. Kleinere Sammlungen sind noch ungedruckt im Kloster Weingarten, in Heidelberg, Jena, Würzburg und die reichste, aber meist aus späterer Zeit, in Colmar.

Natürlich ist es mit jener Blüthenepoche ergangen, wie wir es jeden Frühling an der Baumblüthe beobachten: gar Vieles fällt ab und wird zertreten, und war doch nicht schlechter, als was zur Frucht reift. Manches Volkslied, manche eigentlichen Volksdichter, die man „fahrende Leute" oder „funflos Gebrende" hieß, und über deren plumpen Ausdruck der Meistersänger oft klagt, sind verdorben, zertreten. Indeß, was darüber auch geklagt und gesagt werde, das eigentliche Volk war noch nicht gar so betheiligt, das poetische Bewußtseyn war mehr oder minder das Ergebniß einer Bildung, die sich aus dem jungen Gesammteuropa ergab, die aus einer gebildeten Versenkung in das neue Glaubensgebiet erwuchs.

So ist Form und Maaß der lyrischen Dichtung großentheils den Troubadours entlehnt. Die Meisterorden und Singschulen haben alle Regelüberlieferung sorgfältig aufgenommen, und diese Meisterorden erweisen sich von Tag zu Tage älter, als man früher geglaubt. Früher nämlich theilte man streng Minnesänger von Meistersängern, man sagte: der Meistergesang tritt ein — und zwar frühestens — mit Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo Frauenlob und Regenbogen zu Mainz die erste Gesangsschule stifteten, wo der eigentliche freie Minnedrang aufhört, und man die spärlicheren Tropfen in besonderem Gefäße auffängt, wo man Ausdruck und Maaß auf's Strengste ordnet, damit die Ordnung für den mangelnden Ueberfluß entschädige.

Das Hauptsächlichste der Eintheilung kann beibehalten werden; denn der sogenannte Meistergesang im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, die Grummetemdte des Mittelalters, flüchtete sich in das Pedantische der Reimerei, um einen Halt zu haben, weil ihm der Inhalt gebrach.

Aber jene Singschulen und Meistergesetze, die vielfach mit

den Formgesetzen der Troubadours zusammenhingen, gehen in Wahrheit bis in die beste Zeit des Minnegesanges zurück. —

Es ist nun zu versuchen, wie man in einer gewissen Folge sich dieser poetischen Thaten des Mittelalters auch in der Nähe mehr versichert, und der passendste Gang scheint folgender:

1) der gothische Dichtungskreis, wie er vom Mittelalter aufgenommen und gefaßt wird.

2) Der Kreis Karls des Großen.

3) Der Artus'sche Kreis, wohinein die Sagen vom Gral zu ziehen sind.

4) Gedichte über einzelne historische Personen und einzelne poetische Erzählungen.

5) Der Kreis der antiken Götter- und Heldensage.

6) Der Kreis des direkt Religiosen.

6.

Das Nibelungenlied und das Heldenbuch.

Darin ist der gothische Kreis umspannt mit alle dem, was fränkisch-burgundisch, nordisch-sächsisch und longobardisch daran reicht.

Die alte Heldensage ist wie ein unterirdisch Gewässer unter den wüsten Jahrhunderten Deutschlands fortgesickert, hier und da als ein breiter Quellenstrahl aufgesprungen, vom Volke oder einem Einzelnen betrachtet, genossen worden, wer weiß es! und jetzt, wo sich eigentlich der höhere Sinn des Mittelalters nach ganz anderen Interessen, Motiven und Verknüpfungen hinwendet, macht sie sich plötzlich mitgeltend. Sie hat nichts von all' den dialektischen, verhüllenden Wendungen, welche das Mittelalter sucht, und dennoch erzwingt sie sich Gehör, Achtung und Sammlung.

So sind ihre verschiedenen Bäche zu Hauptströmen geworden, besonders zu einem Hauptstrome, dem Nibelungenliede, und Niemand weiß die Art und Weise genau anzugeben. Da liegt es vor uns, das Wunder unserer Nation, von dessen Boden uns wohl anderthalbtausend Jahre scheiden.

Zuverlässig ist von den alten Stoffen auch noch Vieles für uns verloren, wie namentlich aus der Wilkina Saga zu ersehen ist. Unter dieser Wilkina Saga versteht man eine Sammlung von Heldensagen, welche, etwa im dreizehnten Jahrhunderte, in nordische Prosa aufgelöst und solchergestalt überliefert sind. Daraus ergibt sich denn, daß uns Manches fehlt.

Bei Eintheilung und Wiedergeben dieses alten poetischen Kreises schließt man sich am besten oft an Rosenkranz, der mit schönster Wärme sich diesen Stoffen hingegeben und sie schon darum am Anziehendsten geschildert hat. Leider gehört seine Geschichte unseres poetischen Mittelalters nicht zu denjenigen Schriften, welche er so reif und besonnen abgefaßt wie manche andere, eine Ueberschwenglichkeit, und man möchte sagen: eine schwärmerische Dialektik und Klassifikation läßt ihn mancher unschuldigen Erscheinung tiefe Absicht unterlegen, kurz, läßt ihn eintheilend übertreiben. Aber die schönste Wärme und die dichterischste Kombination bleibt doch so weit übrig, daß er noch immer ein richtigerer Führer ist als anderes besonnene, aber nüchterne Raisonnement.

Man theilt diesen Kreis, allerdings mit einiger Willkür, in die „deutsche Iliade" und die „deutsche Odyssee." Diesem Belieben fügt man sich, weil die Uebersicht erleichtert wird, wenn auch die aus anderem Verhältniß genommene Vergleichung stets etwas Mißliches behält, und doppelt mißlich wird, sobald sie gar eine Art und Eintheilung bestimmen soll.

Alle Sagen, welche mit Sigfrid beginnen, die Amelungischen Kreise durchziehen, die Burgunder berühren, und endlich in das große, schwarze Bett des Nibelungensee's fallen, umschließt man durch den allgemeinen Ausdruck der „deutschen Iliade."

I.

Hörnen Sigfrid.

Mit dieser Jugendgeschichte Sigfrid's beginnt dieser Cyklus. Sie ist nur als alter Meistergesang vorhanden. Sigfrid, dies Ideal eines jungen, nordischen Helden, welcher schon in der Edda als Sigurd figurirt, kann von seinem Vater, Sigmund, König in Niederland, nicht mehr gezähmt werden, er stürmt in die Welt hinaus, den Rhein aufwärts, erschlägt den Drachen Faner, badet sich in dessen Blute, wird dadurch fest (hörnen) und erwirbt den Schatz des Zwergkönigs Nidlung.

Ziemlich übereinstimmend bildet dies auch den Eingang zu dem Nibelungenliede, wie es bei uns jetzt sich bietet.

Hier schließt sich indessen schon ein wahrscheinlich nur verwandtes zweites Lied an: Wir sehen Chrimhild, Tochter des Königs Gibech von Worms, tief in einem Steingeklüfte, wohin sie ein Drache entführt hat. Sigfrid dringt zu ihr, tödtet den Drachen und führt sie fort. Dafür wird ihm sein früher Tod und die daraus folgende Rache geweissagt, welches bekanntlich die Hauptstoffe des Nibelungenliedes sind. Als er auf dem Wege nach Worms mit ihr an den Rhein kommt, schüttet er den eroberten Schatz in den Strom, was soll er helfen bei dem einmal geweissagten Untergange? — In Worms heirathet er Chrimhild, und wird bald darauf im Odenwalde am Waldbrunnen von Hagen erstochen. Wegen des übrigen Verlaufes wird auf ein ander Gedicht verwiesen.

Dies ist, wie gesagt, mit einiger Veränderung, diejenige Sage, welche das Nibelungenlied nach der jetzigen Zusammenstellung einleitet. Wir geben nun von dieser flüchtigen Schilderung des jungen nordischen Recken, der den naiven unerschütterlichen Jugendmuth darstellt, zu dem Hauptbilde des südlichen Kreises, des Amelungenhauptes, zu Dietrich von Bern. Dies ist der männliche Held, dem weniger das isolirte Abenteuer, nicht die Liebe und der jähe Tod beschieden, welchem vielmehr ein arbeitseliges Ringen um einen großen Zweck aufgegeben ist. Wenn Sigfrid ziemlich einsam erscheint, wenn Keiner als sein Freund, im eminenten Sinne dieses Worts, nur sein Weib als seine innige Vertraute genannt werden kann, und wenn er nur um seinen Ruhm und um seine Liebe kämpft, so tritt Dietrich an der Spitze einer großen waffengeübten Heldenschaar auf, und streitet für sein Recht. Immer ist er der Angegriffene, nie der Angreifende. Diese Stellung giebt ihm eine Besonnenheit, welche nur allmählich zum Aeußersten übergeht, und durch innere Haltung der ihm inwohnenden ungeheuren Kraft beständig gebietet.

Die Sage schreibt ihm einen verzehrenden Zornesodem bei. Neben ihm steht Hildebrand, der alte Waffenmeister, sein Erzieher, der „Weltkundige.“ Wie bei Sigfrid Worms ist hier Verona (Bern) der Mittelpunkt. Etzels Hof in Ungarn ist Dietrichs Anhalt, so wie er für die Burgunder ein Ziel wird.

Unter den Dichtungen nun, welche sich mit Dietrichs Jugend-

zeit beſchäftigen, reihen ſich folgende in den großen Cyklus, welcher allmählig in das Nibelungenlied hineinführt, und ſchließen ſich ſomit in weitem Bogen mit Nro. 1 „Hörnen Sigfrit“ zuſammen.

2.

Eck's Ausfahrt.

Eck, ſein Bruder Faſold und Ebenrot hüten zu Kölln am Rhein drei Jungfrauen, welche durchaus Dietrich von Bern ſehen wollen. Eck macht ſich auf darnach. „Aus dem Geſchlecht der Rieſen reitet er nicht, er würde das Pferd erdrücken, aber gerüſtet in Otnits Stahlrüſtung mit goldenen Ringen, die von Zwergen aus arabiſchem Golde gewirkt und in Drachenblut gehärtet ſind, tritt er wie ein Leu in den Tann. Fern hört man es aus dem Walde klingen wie Glocken, wenn die Aeſte ſeinen Helm berühren. Bei dem Hall wacht das Gewild auf mit mannigfachen Stimmen und flieht, doch von manchem Thiere wird ihm nachgeſehen. In der Nacht findet er Dietrich, der kampfmüde iſt. Beide legen ſich nach einander zum Schlaf, und einer bewacht den andern. Wie die Vögel den Tag anſingen, beginnt der Kampf. Das Feuer, aus den Helmen ſpringend, entzündet rings die Aeſte, daß ein Rauch über den Streitenden aufſteigt. Die Gewandheit des chriſtlichen Helden ſiegt endlich über den ungefügen Rieſen, der, heidniſch geſinnt, den Teufel zum Helfer haben will, und der doch auch wieder eine ſchöne und treuherzige Geſinnung zeigt; ja, er ſagt ſelber dem Dietrich, auf welche Weiſe allein er getroffen werden könne — daß jener, wie er ihn getödtet, ausruft: „Ich habe mehr verloren zu dieſer Stunde, denn gewonnen!“

Dietrich kommt endlich nach Kölln und befreit die Jungfrauen von dem Rieſen.

3.

Der kleine Rosengarten,

oder der Zwerg Laurin. Die Welt der Zwerge, schimmernd und prahlend und im Grunde doch hohl, stellt sich hierin dar. Ihr gegenüber erscheint die Gediegenheit der gothischen Helden im schönsten Lichte. — Jungfrau Simild ist vom Zwerge Laurin ihrer Schönheit wegen geraubt worden. Die Amelungen suchen sie, und finden einen Rosengarten, der nur von einem Faden umgrenzt ist. Wittich, einer von ihnen, haut darein, grimmig erscheint Laurin, bekämpft und besiegt Wittich. Jetzt macht sich Dietrich daran, überwältigt ihn, erzwingt die Versicherung, daß Simild hier sei, und freigegeben werden solle. Man zieht nach dem unterirdischen Reiche, Wittich voll Mißtrauen. „Die Ritter lassen ihre Pferde außen im Klee; Laurin zieht vor einem Felsen an der Schelle," er öffnet sich, ein prächtiger Saal erscheint —

„Viel manche Vögel lieblich sangen,
Viel manche Saiten süß erklangen,
Viel mancher Posaunen lauter Schall
Sprang durch des reichen Königs Saal."

Hier wohnt nur Laurin's Neffe, den andern Tag geht's zu Laurin selber, wo sie der größte Pomp empfängt. Simild erscheint zu großer Freude. Aber nun läßt Laurin die Helden blenden, einschläfern, und ein Riese hängt sie in finsterem Gewölbe an eine eiserne Stange. Als Dietrich erwacht, erwacht mit ihm sein Zorn, und der Odem seines Zorns schmilzt die Bande. Er befreit die Uebrigen. Simild bringt Ringe, welche den Zauber der Blendung heben. Nun beginnt der entsetzliche Kampf mit Zwergen und Riesen, welche von den Amelungen besiegt und erschlagen werden. Laurin wird gefangen, und „wird als Gaukler fortgeführt, an der grünen Linde vorüber, wo er Simild geraubt hat".

4.

Ekel's Hofhaltung.

Dies ist ein späteres Gedicht, was an den Kreis der Tafelrunde erinnert. Es findet sich aber mit in der späteren Bearbeitung Caspar's von der Rön, welche v. d. Hagen und Primisser herausgegeben.

Selde, eine schöne Jungfrau, deren Name Wonne und Heil bedeutet, wird von einem wüsten Jäger, dem wilden Wunderer verfolgt, und sucht Hülfe bei König Ezel. Dietrich wird ihr Kämpfer, sie giebt ihm einen Segen der Unverwundbarkeit, er beginnt mit dem wilden Wunderer einen furchtbaren Kampf, und siegt. Frau Selde dankt und verschwindet.

Daran schließen sich die Gedichte, welche die Entzweiung Dietrichs mit seinem Oheim, dem römischen Kaiser Ermenrich, betreffen. Der Kaiser hat ihn vertrieben, Dietrich rettet sich zu Rüdiger von Bechlaren, der überall als sanfter, ehrenwerther Vermittler erscheint. Dieser führt ihn zu Ezel und empfiehlt ihn. Ezel nimmt ihn auf, aber kann ihm keinen siegreichen Erfolg verschaffen. „Alles mißlingt, und" der Trost der Amelungen „kehrt trostlos zu den Hunnen zurück." Dies ist der Gegenstand des sehr vernachläßigten Gedichtes, „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen," welches um seines geringeren Werthes willen hier nicht in die regelmäßige Zahl aufgenommen ist; in diesen Stoff spielt auch das Hildebrandlied.

Der ernstere Ton dieses Abschnitts, das Mißgeschick Dietrichs, empfängt dagegen sehr würdigen Ausdruck in

5.

Alphart's Tod.

Der frische Jugendheld Alphart, Neffe des alten Hildebrand, zieht kühnlich aus gegen Dietrichs Feinde, Heime, Wittich und Sibeck. Kein Ermahnen hält ihn ab. Alles wirft er nieder,

Wittich muß sich ihm entgegenstellen; aber Heime lauert im Versteck und springt zur Hülfe herbei, als Wittich wankt. Alphart ficht tapfer bald mit dem Einen, bald mit dem Andern. Endlich fallen sie treulos Beide über ihn her, unerschöpflich scheint sein junges Blut zu sein, endlich sinkt er. „Wittich stößt ihm das Schwert beim Schlitz des Panzers in den Leib, reibt es darin um und mordet ihn." Mit einem Fluche gegen den Treulosen scheidet er vom Leben, seine letzte Wehklage gilt nicht dem Sterben, sondern der schmachvollen, gesetzwidrigen Art. — Nach einer Lücke finden wir Hildebrand und dessen Bruder Ilsan am Grabe Alpharts. Sie ziehen Dietrich zu Hülfe, der in einer Schlacht Kaiser Ermenrich schlägt, die Verräther aber umsonst auf dem Schlachtfelde sucht, welche sich mit dem Kaiser nach Ravenna retten.

6.

Die Ravennaschlacht,

oder die Schlacht vor Raben. Dietrich ist wieder ausgezogen um sein Reich, Etzel hat ihm Macht und seine Söhne Scharf und Ort mitgegeben. Dietrich will diese schonen, und läßt sie in Ilsan's Hut, sie entweichen aber diesem mit Dietber, dem Bruder Dietrich's, und begegnen im Nebel, der sie irre führt, dem Wittich. Der Kampf beginnt, Wittich erschlägt sie nacheinander alle drei, und wirft sich dann selbst jammernd über dies Todesgeschick zur Erde. Unterdessen liefert Dietrich dem Kaiser vor Raben eine eilftägige Schlacht, die Burgunder sind hier mit dem Kaiser — der Kaiser sieht; aber Dietrich erfährt den Tod der drei Jünglinge, und wird so vom Schmerz erfüllt, daß er sich das Glied eines Fingers abbeißt, und „als er doch in seinem Schmerze nicht vergeht, gegen sich selbst wüthet, und in den verzweifelnden Schrei ausbricht: o Herz, warum bist du so fest?"

Er kann sich trotz des Sieges gegen den Kaiser nicht halten, scheut sich aber vor der Rückkehr zu Etzel, und trachtet nur nach Rache an Wittich. Hier kommt nun die wilde Jagd, wo er auf seinem Falke den Wittich Tag und Nacht verfolgt, aber den schnelleren Schemming nicht einholen kann, welcher, wie oben

angeführt ist, am Ende ins Meer setzt. — Traurig kehrt er zu den Hunnen, wo die Klage über den Tod der Söhne noch hoch und schrecklich geht, wo Frau Helke den Gedanken verflucht, diesem Dietrich geholfen zu haben. Rüdiger vermittelt die Wiederaufnahme, aber Etzel „nickt nur kärglich mit dem Haupte," da Dietrich flehend vor ihn tritt.

7.

Der große Rosengarten vor Worms

fällt der Zeit nach vor jenes Gedicht, denn hier erkämpft sich Wittich den Schemming, aber die Kreise der Amelungen und Nibelungen, der Geiben und Burgunder treffen hier am Nächsten zusammen, wie sie denn in der letzten großen Zusammenfassung, in der Nibelungennoth, zum Untergange vereint werden. Deshalb erhält „der große Rosengarten" hier seine Stellung. Es ist dabei noch die Sage „Walther von Aquitanien" und „Biterolf und Dietleib" zu erwähnen, welche ebenfalls in diesen Uebergang gehören.

In diesem „großen Rosengarten" wird Chriemhild's Vermählung mit Sigfrid zu Worms gefeiert. Etzel und Dietrich mit den Amelungen sind eingeladen, sich im Rosengarten mit zwölf Burgundern im Turnier zu messen. Den Siegern verheißt man Rosenkränze und Küsse, denn die Ehre, als den Hauptpunkt, bringt man nicht in Anrechnung, so wie man nicht davon redet, daß bei solchem Turniere das Leben rasch verloren sein kann. Die Amelungen holen dazu den schon oft erwähnten Mönch Ilsan aus dem Kloster Ilsenburg ab. Er ist der Bruder Hildebrands, und soll zwölfter Kämpfer sein, denn er ist sehr gewaltig und trägt den Panzer unter der Kutte. Mit ihm tritt ein neues, äußerst heiteres launiges Element in die Sage. Man sieht, wie jung das Christenthum noch war, oder wie sich der kräftige Volksgeist gegen die rein geistige Enthaltsamkeit auflehnt. Ilsan ist sich dieses Gegensatzes, daß er mit seiner Lust und Kraft ein zerknirschter Mönch sein solle, vortrefflich bewußt, und treibt damit den behaglichen Scherz. Auch daß er im Mönchssinne behauptet, er würde Dietrich nicht zu so leichtsinnigem

Beginnen gefolgt sein, wenn er nicht vor seinem Eintritte ins Kloster dem Dietrich noch die Theilnahme an einer Fahrt versprochen hätte, auch daraus kuckt der dialektische Schalk jener Zeiten, welcher eigentlich voll subjektiven Behagens mit den geistlichen und weltlichen Gegensätzen spielt. Sein langes Schwert nennt er seinen Predigerstab; als er unnützerweise Chriemhilden die Rosen zerstört und sie ihn schilt, verbietet er ihr drollig das Fluchen, die Mädchen will er in „lustig zweideutiger Weise" Beichte hören, den Kampf selber nennt er eine Beichte, und seines Gegners, Volkers, Schwert einen Fidelbogen. Die Spitze davon ist, wo er endlich nach dem Siege ein Mädchen im Arme hat, und Rosenkranz und Kuß empfängt: „die frische Jugendlust, die ihn durchzuckt, und „„ihr Lachen und ihr Kosen und lieblich Angesicht,"" was ihn erquickt, hält er mit seiner klösterlichen Einsamkeit fast rührend zusammen und schimpft auf die Falschheit des Abts und seiner Brüder."

Dieser Ilsan ist eine sehr merkwürdige Figur, in welchem, wie aus einer unbekleideten Stelle jener Zeit, das nackt naive Fleisch hervorkuckt, und halb lachend, halb scheltend verkündet, es sei nicht todt, und es sei doch noch nicht ganz in der Ordnung, es so völlig zu unterdrücken. Als er in sein Kloster zurückkehrt, treibt er's noch schärfer, da er nun die baare Entsagung wieder vor sich sieht, und drückt den Mönchen die Dornen des Rosenkranzes so unbarmherzig in die Glatzen, daß ihr Blut strömt.

Also der Rinermönch Ilsan; die Handlung im Ganzen begiebt sich aber folgenderweise: Rüdiger kündigt an, daß die Amelungen auf dem Wege sind, er findet Chriemhild im Garten, „wo sie, umduftet von blühenden Rosen, unter einer breitschattigen Linde mit ihren Jungfrauen Hof hält. Hier singen die Vögel so wundervoll im glänzenden Laube, hier strahlt die Schönheit an so viel hundert Jungfrauen; hier schlägt ein Mädchen die Harfe so wonnig, daß der edle Markgraf hier das Dasein des Himmelreichs auf Erden empfindet und der schönen Zitherspielerin seinen kostbaren Mantel zum Danke umhängt."

Der Kampf beginnt. Die Amelungen siegen, „oftmals durch Chriemhildens Bitte um Schonung unterbrochen," nur Sigfrid und Dietrich sind noch übrig. Dieser will nicht kämpfen, weil jener mit der Hornhaut begabt sei und er nur gegen „Fleisch

und Blut" streite. Hildebrand aber reizt ihn so, daß er mit der Faust nach ihm schlägt, und als man ihm nun die fälschliche Nachricht bringt, daß dieser alte „Vasterbart" davon tödtlich getroffen sei, da erwacht sein Grimm und er stürmt gegen Sigfrid. Lange schwankt der Kampf, bis Dietrich immer heißer wird, und von seinem Odem Sigfrids Horn schmilzt. Da dringt das Schwert spannentief ein, Sigfrid unterliegt, die Frauen bitten all, und Dietrich steht vom Weiteren ab.

Man findet diese Komposition sehr schön und kunstreich, den Ausdruck vortrefflich und weis't diesem Gedichte eine der ersten Stellen an.

Das Alles wird nun aber in Größe und Fülle überragt vom Nibelungenliede, welches sich auf diesen Bergen wie das Höchste, Alles umfassende, Alles überragende Gebirge aufthürmt.

Man glaubt, die meisten dieser Cyklusgedichte seien am Ende des dreizehnten und Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in jetziger Gestalt entstanden. Gervinus besonders möchte sie gern noch später setzen, da er den größten Theil derselben gar zu lärpisch und langweilig findet. Es sind Trümmer der deutschen Sage, deren letzter und für uns wichtigster Sammler Caspar von der Roen erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit dreister Hand thätig ist. Die epische Breite behagte schon dem fünfzehnten Jahrhunderte nicht mehr, und was nicht etwa komisch wirkte, ward weggelassen.

8.

Das Nibelungenlied.

Es beginnt mit jenem Auszuge Sigfrids, den wir schon kennen, und der mit ein wenig Veränderung das Lied anhebt. Nicht bei einem Drachen, sondern zu Worms unter sorgsam elterlicher Obhut findet er Chriemhilden. Uebermüthig tritt er auf, und will gleich um das ganze Burgunderland mit allen kämpfen; beschwichtigt zieht er mit ins Feld gegen Sachsen und Dänen, und jetzt bei der Siegesfeier in Worms kommt er zum erstenmale mit Chriemhild zusammen, schüchtern bildet sich das Verhältniß der Liebenden.

König Günther hat von Brunhild in Isenland gehört und will sie heirathen — hier tritt nun direkt die nordische Sage ein,

nach welcher diese Brunhild, eine Walkyre, Sigfrids erste Geliebte war, von der er durch einen Zaubertrank abgeleitet wird. Dies Verhältniß tritt aber im eigentlichen Liede nicht mehr deutlich hervor, obwohl es ein starkes Motiv mehr zu Brunhildens späterem Haß gegen Sigfrid gewesen wäre. Vielleicht ruht eine feine Vorsicht darin, dieses Motiv reiner und einfacher zu halten, besonders, da es ebenfalls in das Thema einer frühern Berührung Brunhildens von Seiten Sigfrids spielt. — Kurz, Sigfrid, unter seiner Tarnkappe versteckt, erwirbt dem Günther die Brunhild, da er die Probekämpfe scheinbar als Günther leistet, man kehrt zurück, Sigfrid mit dem Nibelungenschatze versehen. Es wird die Hochzeit von beiden gefeiert, und zwar erhält Sigfrid seine Chriemhilde zu großer Verwunderung Brunhilds, da er ihr durch alle Vorgänge nur als Dienstmann Günthers bekannt ist. Sie fragt Günther, dieser einmal in die Täuschung gerathen, da ihm nur solche Täuschung Brunhild selbst erworben hat, weicht aus und sagt, Sigfrid sei ein so mächtiger Vasall, daß die Ehe für seine Schwester durchaus nichts Unpassendes habe. Dabei begnügt sich Brunhild nicht — der Same ist gestreut — und sie verweigert Theilung des Ehebettes, bis sie darüber wahrhaft unterrichtet sei. Umsonst versucht Günther die Lösung durch Gewalt, sie ist stärker denn er, und hängt ihn an der Wand über ihrem Bette auf, Günther muß von Neuem die Täuschung fortsetzen, Sigfrid muß sich in die Schlafkammer schleichen und Brunhilde überwinden. Sie glaubt sich von Günther überwältigt und ergiebt sich.

Sigfrid geht mit seiner Frau in die Heimath nach den Niederlanden. Es vergehen zehn Jahre, sie kommen nicht mehr nach Worms, und Brunhild, welche an dem Begriffe eines Vasallen festhält, wundert sich höchlich über diese Unbekümmertheit. Sie bittet Günther, doch den Schwager und dessen Familie einmal einzuladen. Es geschieht, sie kommen; Brunhild behandelt sie als Vasallen, beim Gange zur Kirche kommt wegen des Vortritts diese Frage der Gleichheit oder Ungleichheit zwischen den Frauen zum Ausbruche; Brunhild nennt die vermeintliche Dienstmannin anmaßend, diese, Chriemhild, die Vorgänge ihres Gemahls kennend, nennt sie ein Kebsweib. Entsetzt bleibt Brunhild stehen, und bricht, in Weinen aus, Chriemhild schreitet stolz in den

Münster. Die Messe dauert der Weinenden gar zu lang, sie wartet aber standhaft, und als jene wieder hinaustritt, fordert sie Beweise solcher Beschuldigung. Chriemhild bringt Ring und Gürtel, als die Zauberwaffen, welche ihr Sigfrid in der Brautnacht abgerungen, und als Beweise, daß er früher bei ihr geschlafen habe, als Günther. — Brunhild ist außer sich und stürzt zu Günther; dieser läßt Sigfrid rufen, und Sigfrid schwört öffentlich vor den Burgundern, daß dem nicht so sei, und seiner Frau verweiset er es streng.

Liegen die Gründe tiefer, oder sei es nur Wuth auf den Veranlasser solches Aergernisses, Brunhild vergiebt es Sigfrid nicht — ein sehr Poetisches bleibt daran, daß soviel Möglichkeiten und verborgene Motive dabei unter hüllender Decke ruhn — sie verbündet sich mit Hagen zum Untergange Sigfrids. Hagen vergleicht man aus dem Burgunderkreise dem alten Hildebrand der Amelungen, aber es ist eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit: Hildebrand bleibt bei aller Verschlagenheit naiv, Hagen ist grausam ernst. Rosenkranz schildert ihn vortrefflich: „Hagen ist ein düsterer und in sich gekehrter Mensch, welchen ein langer Wuchs, scharfe graue Augen u. s. f. schon von Außen als ungewöhnlich bezeichnen. Von allen Charakteren in den Nibelungen ist er durch seine reflektirende Natur am meisten modern, und in der Gewißheit von sich selbst hat seine unermeßlich große Gewalt ihren letzten Grund. Durch sein Denken steht er daher schon an sich Sigfriden gegenüber, in welchem Alles mehr unmittelbar in frischer Fülle der Gesinnung sich aufschließt; den ein besonderer Grund für Hagen, Sigfrids Feind zu sein, ist nicht sichtbar, sondern er scheint theils durch die innere Entgegensetzung gegen ihn, theils durch seine Anhänglichkeit an das Burgundische Herrscherhaus zu seinem finstern Handeln bestimmt zu werden."

Durch diesen Mann fällt die erste erschreckende Todeswunde, wodurch der erste Theil des Gedichts beschlossen wird. Als Sigfrid sich im Blute Fafners wusch, wodurch er hörnen wurde, lag ein Lindenblatt zwischen den Schultern, dort blieb ein leerer unbeschützter Fleck, ein Eingang zur Todeswunde. Hagen, der Schlimme, hat auch Chriemhild getäuscht, sie selbst entdeckt ihm die verwundbare Stelle, damit er bei Gefahr den Gatten desto sicherer schütze, ohne Wissen Sigfrids näht sie ein buntes

Kreuzchen auf das Kleid, damit dem Freunde der wehrlose Punkt sichtbar sei.

Aber sie ist von Träumen und Ahnungen geängstigt, sie will Sigfrid nicht aus den Armen lassen, als er zur fröhlichen Jagd mit den Burgundern hinauszieht. Er dagegen ist fröhlich, der Wald glänzt, die Jagd springt, er fängt einen lebendigen Bären und scherzt damit. Als er dürstet, fehlt es wohlberechnet an Wein, Hagen weiß einen Brunnen, schlägt einen Wettlauf dahin vor, und veranlaßt Sigfrid, die schwere Kleidung des Laufes wegen abzutun. Sigfrid siegt zum letzten Male, wartet, bis Günther nachkommt, und bückt sich dann zur Quelle. Da stößt ihm Hagen den Speer zwischen den verrathenen Schultern tief hinein, sodann flieht er, taumelnd reißt sich Sigfrid auf, wirft ihm donnernd noch den Schild nach, verbeißt sterbend seine Rache und sinkt todt in die Waldesblumen.

Das Wetter hat zum ersten Male mit einem einzigen Schlage getroffen, es grollt leise in Chriemhildens Wehklage, man hat ihr den theuren Leichnam vor die Schwelle gelegt, — und scheint sich zu beruhigen, aber an den Rändern des Horizontes ziehen sich die Wetter nur um so dichter und gethürmter zusammen. Sie ahnt es wohl, daß nicht Räuber ihren Herrn erschlagen, wie man ihr erzählt, sie sieht, daß seine Wunde blutend aufbricht, da Hagen an die Leiche tritt. Aber tief verschließt sie die Rache ihrer Liebe, fest behält sie Hagen im Auge. Eine scheinbare Versöhnung mit dem Burgundischen Hause tritt ein; Hagen entwendet ihr den Schatz, den Nibelungenhort, und schüttet ihn, wie es heißt, bei Bingen in den Rhein, um ihr die Mittel für Rache zu verkleinern. Er spricht auch sehr dagegen, als König Etzel um ihre Hand wirbt, weil er in solcher Verbindung neue Rachehülfe heraufdämmern sieht; aber Chriemhilde setzt die Heirath durch in eben dieser Absicht. Sieben Jahre wohnt sie scheinbar ruhig bei Etzel, aber das Gedächtniß Sigfridens, der ihr Herz und ihren Leib beherrscht hat, lebt blutig in ihr.

In einer glücklichen Nacht Etzels verspricht er ihr, die Burgunder einzuladen. Die alte Burgunderkönigin Ute warnt davor, weil sie drohende Träume habe — dies Element verleitet Hagen, dafür zu stimmen, er glaubt nicht an Träume. Man

bricht auf, an der Donau weissagen ihm Wasserweiber, daß nur des Königs Kapellan zurückkommen werde. Er spottet, erschlägt den Fährmann, stürzt den Kapellan in die Fluth, und drückt ihn noch einmal nieder, da er wieder emporkommt, um die Weissagung zu vernichten. Aber er sieht den Kapellan bald darauf am jenseitigen Ufer die nassen Kleider ausschütteln, er sieht ihn gerettet, und weiß nun, woran er ist. Fliehen vor dem Geschicke will er nicht, er tritt mit kaltem Muthe in die Nothwendigkeit, er weiß, daß Alles sterben muß, er zertrümmert den Kahn, da es keine Rückkehr giebt, und so geht es weiter dem Verhängniß entgegen.

Bei Rüdiger zu Bechlaren sonnt man sich noch einmal in rosigem Abendschimmer, und feiert Giselher's und Dietlindens, der Tochter Rüdigers, Verlobung.

Vor Etzels Burg tritt ihnen Dietrich entgegen — wir treten damit in den Bereich des Amelungenkreises — er spricht ihnen von Chriemhildens schlimmer Gesinnung, verheißt ihnen aber Frieden von seiner Seite. Chriemhilde kommt ernst, empfängt mit einem Kusse ihre Brüder, blickt aber feindlich auf Hagen. Wo ist der Schatz meines Mannes, wo ist der Nibelungenhort? fragt sie. Im Rheine! antwortet Hagen, dort wird er bleiben bis an den jüngsten Tag. Wir hatten genug zu tragen an unsern Waffen. Sie fordert auf, diese abzulegen, Hagen verbietet es — sie machen sich ohne Hehl deutlich, wie sie zu einander stehn. Hagen schließt sich an Dietrich, sie erzählen sich einander, wie sie in der Jugend zusammen an Etzels Hofe gelebt, mit Walther von Aquitanien gekämpft haben. Von den Burgundern schließt er sich zumeist an den sinnigen Spielmann Volker — eines Abends sitzen die beiden, Volker und Hagen, auf der Bank, da kommt Chriemhild mit einer Hunnenschaar daher, sie bleiben beide ohne Gruß trotzig sitzen, Chriemhild sieht Balmung, Sigfrid's Schwert, an Hagens Seite, vor Zorn überwallend fragt sie ihn, wie er hierher komme. Als Vasall meines Herrn. Du hast Sigfrid erschlagen! sagt sie ihm auf den Kopf zu, und Hagen bejaht es ruhig. Auf, ihr Hunnen! ruft sie, aber die Hunnen entfliehn feige. Sie sendet des Nachts, da die Burgunder schlafen, neue Schaaren, aber auch die schleichen furchtsam vorüber.

Nun gewinnt sie Etzels Bruder, Blödelin; während die Burgunder mit ihr und dem Könige sprechen, überfällt er die Mannen der Burgunder und haut sie nieder, wird aber vom Marschall Dankwart erschlagen. Blutig stürzt dieser mit der Kunde in den Speisesaal — Hagen springt auf, heißt die Thür wahren, haut Etzels Sohne den Kopf ab und beginnt das Gemetzel. Blutig spritzt es über die Tafel, die Königin schreit nach Dietrich, er springt auf den Tisch „und ruft mit der Stimme eines Auerochsen durch das wogende Gewühl;" man hört ihn, er führt seine Mannen, König Etzel und Chriemhild frei hinweg, auch Rüdiger wird der Abzug gestattet. Alle übrigen Hunnen werden erschlagen. Neue Schaaren dringen hinein, und erfahren das gleiche Loos. Chriemhild verheißt Frieden, wenn man Hagen ausliefere, den eigentlichen Feind. Mit Abscheu zurückgewiesen. Da läßt sie in der Nacht den Saal anzünden, um Alles zu verbrennen, es beginnt große Noth, aber die festgewölbte Decke widersteht dem gänzlichen Einsturz; auf Hagens Rath stillt man den schrecklichen Durst aus der Blutlache der Todten. So leben am Morgen, der endlich heraufdämmert, noch sechshundert Burgunder.

Nun bittet Etzel, dem der Sohn erschlagen ist, es bittet Chriemhild flehentlich den Markgraf Rüdiger, ein End zu machen. Er ist Vasall, er will Alles zurückgeben, was er von Etzel hat, Etzel nimmt es nicht, er muß sich entschließen. Da der Bräutigam seiner Tochter, Giselher, ihn kommen sieht, denkt er, es komme Hülfe. Ach nein, Rüdiger muß Kampf bringen. Sie versprechen sich, wenigstens einander zu meiden. In tiefer Wehmuth beginnen sie den Todesstreit gegen einander, „Gernot, Günthers Bruder, fällt durch Rüdiger, Rüdiger fällt durch Gernot, alle Bechlaren kommen um, und eine grenzenlose Wehklage schlägt in die Lüfte."

Dietrich hört sie und schickt nun die Amelungen unter Hildebrand, sie fordern Rüdigers Leiche. Volker reizt sie, es kommt zum Streite, Alles fällt, nur Hagen und Günther von den Burgundern, der alte Hildebrand von den Amelungen blieben übrig. Dieser bringt keuchend Dietrich die Kunde.

„Da erhebt sich dieser;" nicht Aeußeres, nichts Gewöhnliches treibt ihn, er kommt an, er übersieht das fürchterliche Schlacht-

feld, sein Schwert fliegt, und er endlich überwindet Hagen und Günther. Gebunden bringt er sie zur Königin, er befleckt sich nicht. Chriemhild läßt sie in zwei Gefängnisse werfen, und fordert noch einmal von Hagen den Schatz. „So lange noch einer seiner Herren lebe, sagt er, werde er das nie verrathen.“ Da läßt sie ihrem eigenen Bruder das Haupt abschlagen, nimmt es, trägt es selbst, hält es Hagen vor das Auge — „aber nun verstummt dieser ganz, und behält das Geheimniß für sich, wie Prometheus, da Zeus durch Hermes sein Geschick von ihm zu wissen fordert.“ — Da schwingt Chriemhild Sigfrids Schwert, und schlägt Hagen selbst den Kopf ab, vollzieht mit eigener Hand die alte Rache.

Das empört Hildebrand, den alten Waffenmeister, und er schlägt Chriemhilden flugs zu Tode. „Etzel, in sich unmächtig, hebt die Klage an.“

Dies letzte Stück des Gedichts, der Nibelungen Klage, ergießt sich nun wie ein schwarzer Strom, in welchem goldne Sterne schimmern, der Ruhm jedes Einzelnen, über das Leichenfeld. Bei jeder Leiche schlägt sie neu und höher auf. Traurig geht sie die Donau aufwärts, schwankt um Rüdigers Burg, wo die verwittwete Braut Dietlinde mit der verwittweten Mutter weint, rauscht nach dem Rhein hinüber und lagert sich über dem Quell alles Weh's, über Worms, wo die alte Mutter Ute im Gram zum Sterben sinkt, wo Brunhild eingehüllt wird, und den kargen Trost hat, ihren Sohn auf den Thron Burgunds zu heben.

Dietrich der Unbetheiligte, Erhabene, zieht über die Verwüstung hinweg nach seiner Heimath mit seinem Weibe und dem Waffenmeister Hildebrand.

Mit inniger Vorliebe und mit Wehmuth mag man gern bei diesem Dichtungskreise verweilen, wo man den eigentlichen Pulsschlag der deutschen Nation zu fühlen glaubt. Dies ehrenwerthe Waffenverhältniß, diese große einfache Beziehung webt uns an mit dem Hauche wunderbarer Aechtheit. Und was national-

Aechtes sich in die vielfach bunten und fremden Beziehungen des Mittelalters noch hinein gerettet hat, auch dies macht sich hierin geltend, denn in dieser Einfachheit hat uns das Mittelalter diese alte Dichtung wiedergeboren. Die Auslegung ist natürlich in diesem reichen Stoffe sehr thätig gewesen, die feinen Spielarten Mythe und Sage sind in Frage gezogen, da man immer auch sehr gern Spezialgeschichte aus den Dichtungen ziehen möchte. Der jetzige Standpunkt ist nach Lachmanns Angabe, daß man Sigfrid heroisches Fleisch und Bein zugesteht, Brunhild zur Walkyre, und Hagen und Günther zu Genossen der eigentlichen Nibelungen, das heißt, zu Dämonen macht. Als ob nicht jedes Gedicht verlöre, je weniger es den Menschen zutraut. Aber wir erschrecken leicht vor einem Menschen wie Hagen.

In ihrer Weise ist die große Kunst Wolfram's von Eschenbach zu bewundern und zu rühmen, welcher wir nun bald beim künstlichsten Ausdruck des poetischen Mittelalters nahe treten, aber ungern scheidet man von dieser Welt, ungern ergiebt man sich in die Nothwendigkeit, daß Fremdes aufgenommen und verarbeitet werden muß, um die Nation mit einem mannigfaltigeren Bewußtsein zu erregen.

Es sind, ehe der Uebergang dazu gesucht wird, noch vier Gedichte früherer Zeit zu erwähnen, welche Rosenkranz der obigen „Iliade" gegenüber, „die deutsche Odyssee" genannt hat, „weil die einzelnen Momente nicht wie dort in einander greifen, sondern jedes mehr für sich besteht."

Wenn für den großen Kreis der Name Iliade auch etwas Passendes hat — eine Odyssee findet sich hier wohl nur des bekannten Gegenübers halber.

Diese heiterern Gedichte sind:

1) **Gudrun** oder **Chaudrun**, welches in die nordischsächsische Welt gehört. Gudrun, eine Königstochter aus Island, wird Herwig von Seeland verlobt, aber von Hartmuth aus der Normandie entführt. Da sie ihn nicht heirathen will, wird sie hart behandelt, und zu den niedrigsten Arbeiten gezwungen, zum Beispiel muß sie im Winter am Meeresufer Wäsche reinigen.

Sie erträgt's standhaft viele Jahre. Eines Tages kommt ein Vogel und verkündet ihr nahe Erlösung. Ihr Geliebter und ihr Bruder Ortwin kommen, sie umarmen und küssen sich, aber sie darf noch nicht mit, weil auch ihre Mädchen gerettet sein müssen. Als sie nun von der Wäsche ins Schloß kehrt, und der großen Hoffnung voll das Zeug ins Meer geworfen hat, wird sie im nassen Kleide an den Bettpfosten gebunden, und man schwingt die Ruthe über sie — da stellt sie sich rasch, als wolle sie in die Vermählung willigen, man zieht ihr schöne Kleider an, in der Nacht stürmen die Ihrigen das Schloß, sie ist mit ihren Mädchen befreit und Alles wird schön und gut.

Dies Gedicht, was sich stets eines großen Beifalls der Literarhistoriker erfreut hat, trägt offenbar einen raschen Uebergang auf der Stirne: die Begebenheit wird romanhafter. Denn was im altdeutschen Liederstoffe vorgeht, das hält sich vollkommen im Gleise der alten Lebensweise, man kämpfte so, man wanderte so, schlug sich auf diese Weise todt. Und das hie und da hineinreichende Zauberwesen, das stellt sich als naive Sage hin, verlangt keine Wahrscheinlichkeit, kümmert sich nicht darum, ob man es glauben will. Also thut alles Naive. Hier in Gudrun wird das schon sehr anders: die Katastrophe ist schon auf das glückliche oder unglückliche Zusammentreffen in einer Nacht gestellt, die Spannung oder Situation tritt ein, die Ueberraschung, kurz das Romanhafte. Daneben ist Gudrun reich an vortrefflichem Detail, das häusliche Leben, das ganze Idyll des Lebens ist mit lieblichem Behagen geschildert, und man thut ganz Recht, großen Werth auf das Gedicht zu legen.

Das Gedicht findet sich ebenfalls in der Ausgabe des Heldenbuchs von v. d. Hagen und Primisser.

Noch hastiger und bunter geben die drei noch übrigen Gedichte, welche weiteren Sinnes in den Kreis des Heldenbuches gezogen werden, diesen Uebergang ins Romanhafte. Man rechnet sie dem Lombardischen Kreise zu, sie spielen ins Morgenland hinein, und sind jedenfalls später und nicht ohne einige Behemenz in eine lose Verbindung mit Dietrich gesetzt. Sie heißen:

2. König Rother oder Rotarit. Es gehört dem zwölften

Jahrhunderte an, beruht aber schwerlich auf einer früheren Anknüpfung. Die Sprache hat niederdeutschen Anklang. Es ist aber ohne die Anknüpfung wichtig als eins der ältesten Gedichte, welche eigen in die erste Zeit des Mittelalters gehören. König Rother raubt die schöne Tochter des Königs Konstantin. Umsonst hatte er durch Abgesandte geworben, man hatte sie eingekerkert. Er macht sich selbst auf in Begleitung der Riesen Asprian und Widolt, tritt als Graf Dietrich auf, entführt die Schöne, welche schnell wiederliebt. Der Vater aber entführt sie wieder ihm, Rother macht sich noch einmal auf den Weg, schleicht sich als Pilger ein, wird entdeckt, soll gehenkt werden, wird im gefährlichsten Momente befreit, siegt, erhält sein Weib.

3. Otnit. Dieser erkämpft durch Hülfe des vortrefflich, geistreich heitern Zwergkönigs Elberichs, seines Vaters, eine syrische Prinzessin, die eilig getauft wird. Nachael, Vater derselben, sendet aus Rache seinen Jäger Belle mit Drachen, und diese tödten Otnit.

4. Hug- und Wolfdietrich. Hugdietrich, König von Constantinopel, hat eine Liebschaft mit der Königstochter Hiltgart. Hiltgart wird aber in einen Thurm eingesperrt. Als Waschweib verkleidet dringt Hugdietrich zu ihr, von dem Besuche wird sie schwanger, gebiert in der Stille einen Sohn und sezt ihn in das vorbeiströmende Wasser aus. Wölfe ernähren ihn, und daher bekommt er den Namen Wolfdietrich. Sein Vater erhält später die Gattin, findet den Sohn auf, und sezt ihn in seine Rechte. Die Brüder aber verjagen ihn, er treibt sich in vielen Abenteuern umher und kommt auch nach dem Morgenlande. Seine Tugend wird durch Verliebtheit einer Zauberin und einer syrischen Prinzessin sehr bedrängt. Endlich kehrt er zurück, heirathet Otnit's Wittwe, tödtet die Drachen, schlägt seine Brüder, wird Kaiser, zieht sich aber dann in's Kloster zurück, und kämpft noch auf der Bahre mit höllischen Geistern.

Man sieht, ein Zusammenhang mit dem alten Dietrich ist gar nicht da, als daß einige Helden Dietrich heißen. Es gehört Alles in einen ganz anderen Bereich, in einen Bereich des Uebergangs. Das Weib erhält eine Hauptbedeutung, es wird

wie ein Kleinod verweigert, und von aller Bewerbung, wie bei Hugdietrich, abgesperrt, die sinnliche Liebe, welche Wolfdietrich nahe tritt, wird als ein eigenes, schlechtes Element dargestellt, die alte Sage ist erloschen, die Erdichtung tritt ziemlich vag und haltlos auf, das Christliche und Heidnische scheidet sich feindlich.

Ueber das rein Historische jener Sagen hat sich mit aller Kombination nichts ergeben, und man muß die Dietrich, die Ezel und die Burgunder darin auf sich beruhen lassen.

7.

Der Kreis Karls des Großen.

Karl der Große erscheint den Dichtern des Mittelalters natürlich anders als einem jetzigen Literarhistoriker. Die Mischung des Nationalen von Süden und Norden, die Durchdringung alles dessen durch eine religiose Atmosphäre, was ihre eigene Welt war, das Alles sahen sie blauen Dämmers in dem mächtigen Frankenkönige. Sein Fuß stand bald an der Seine, bald am Rheine, bald dicht an den nordischen Meeren, bald jenseits der Pyrenäen, bald in Rom. Welch ein willkommener krauser Reichthum für eine Zeit, die in weiten unsicheren Bogen ihren Reiz suchte.

Am eifrigsten haben sich seiner die Nordfranzosen bemächtigt, und es ist uns meist durch Vermittelung der Niederlande in Volksbüchern zugekommen, was sie in große Gedichte versammelt hatten.

Drei Momente sind es, um welche sich besonders das Interesse drängt, und welche auch für den vorliegenden Zweck von großer Bedeutung sind. Das ist der Punkt des Staates, welcher sich um und durch Karl verändert darstellt, das sind seine Heerzüge, in welchen sich vielerlei ritterliches Element entwickelt, und das ist der christliche Glaube, welcher wie eine frühe dunkelgelbe Morgenröthe auf seinem Thun und Treiben ruht.

Dies wird uns auch gefällig durch drei Hauptgedichte aus dem Kreise dargestellt. Für das staatliche Element bietet sich

1.

Reinalt oder die Heymonskinder.

Das bloße Herkommen, was wir beim Nibelungenliede zwischen den Helden und den Königen, zwischen Hagen und Günther, Dietrich und Etzel herrschen sah'n, dies Herkommen der Verpflichtung will durch Karl zu einem Rechtsverhältnisse gehoben werden. Der Vasall soll zum Lehnsherrn in eine unabänderliche Grenze und Verpflichtung treten. Dagegen sträubt er sich noch zürnend, spottend oder lachend, wie in diesem Reinalt.

Den deutlichsten Uebergang bildete allerdings Rüdiger von Bechlaren, welcher sich zu Etzel wie ein wohlgebildeter Lehnsmann verhält. Darauf darf man aber wenig Nachdruck legen; so gut wir zu wissen glauben, daß das Nibelungenlied jetziger Gestalt aus mehreren alten Theilen zusammengeheftet, daß besonders in dem ersten nordischen Theile viel weggelassen und verändert ist, eben so gut müssen wir auch annehmen, daß mancher Bezug eingeschlüpft sei, welcher aus dem Leben des mittelalterlichen Ueberarbeiters, nicht aus dem gothischen Leben stammt. Dahin dürfte Rüdigers Vasallenkompliment gehören, was sich ganz einzeln neben dem Uebrigen ausnimmt. Wer weiß, ob nicht Hagen eine Färbung davon erhielt, und wie ganz anders stellt er sich doch hin, und sein Anhänglichkeitsverhältniß zum Burgundischen Hause, wie ganz anders, denn ein Vasall!

Jetzt aber tritt an die Stelle des schwachen Etzel und des auch meist untergeordneten Günther der Kaiser Karl, nicht blos durch seinen Rang, sondern auch durch seine Person, gewaltig und der erste. Jetzt sollen die Großen in ein festes Verhältniß zu ihm treten.

Dieser Vasall ist hier Reinold, edelmüthig und tüchtig, aber durchaus nicht geneigt, seine persönliche Neigung an den Herrn ganz hinzugeben. Zwischen ihm und Karl spielt der Zauberer Malegis hin und her, welcher in seinem lustigen gesetzlosen Belieben die Schrankenlosigkeit repräsentiren mag. Er verkleidet sich gleich Anfangs als Teufel und macht so den Teufel an seiner eigenen Existenz irre.

Das Geschlecht der Bourbons spielt hierin. Das Haupt derselben, Graf Heymon von Dordogne ist höchst erzürnt gegen den Kaiser, welcher ihm den Verwandten erschlagen. Es entsteht Krieg, Karl von den Vasallen gedrängt, thut fußfällig Abbitte, und wiegt den Leib des Erschlagenen neunfach mit Golde auf. Dennoch gibt's keinen Frieden. Aya, Heymons Gattin, verbirgt ihm viermal ihre Schwangerschaft, und zieht im Verborgenen die vier Heymonskinder auf. Als sie's entdeckt, ist der Alte sehr erfreut, schenkt dem Jüngsten, aber Tapfersten, Reinold, das vortreffliche Roß Bayart, und reitet mit ihnen an Karls Hof. Hier erschlägt Reinold wegen vorkommender Beleidigung Karl's Sohn Ludwig ohne Weiteres. Die Brüder fliehn nach Spanien, wo sie die Festung Montalban zum Geschenk erhalten. Dort belagert sie Karl umsonst. — Sie besuchen als Pilger die Mutter, werden aber entdeckt, und der eigne Vater Heymon, hier einmal strenger Vasall, will sie Karl ausliefern. Reinold aber bindet ihn auf ein Pferd, gibt den Zügel einem Jungen und schickt so den Vater als ein Präsent an König Karl. Neuer Krieg, Reinold verliert sogar den Bayart, als ihn aber Roland bei Paris mit allen Künsten den Damen vorreiten will, entführt Malegis das gute Roß. Ein anderes Mal färbt er es anders, giebt Reinold eine andere Stimme, so daß er kühn bei einem Wettrennen erscheint, was Karl giebt, und wobei er die Krone zum Preise ausgesetzt hat. Reinold entführt sie behende. Endlich vermitteln Mutter Aya den Frieden.

Des wilden Reinold bemächtigt sich nachher die Legende — und hier ist das Volksbuch schon fest auf deutschem Boden — macht ihn zum Eremiten, schickt ihn zum heiligen Grabe, läßt ihn am Kölner Dombau helfen und von den Knechten seines Fleißes wegen erschlagen und in den Rhein versenken. Der später entdeckte Leichnam thut große Wunder, und die Stadt Dortmund erbittet sich ihn zum Schutzpatron.

Hier sehen wir die Vasallen, die sich oft im entscheidenden Momente von dem Könige ab zu den Heymonskindern wenden, noch sehr zügellos.

Im Folgenden steigert sich Karl's Macht und der Vasallenbezug tritt als abgemacht in den Hintergrund.

2.

Die Roncevalschlacht,

auch das „Lied vom Kaiser Karl," oder das „Rolandslied" genannt.

Es existirt davon ein alter lateinischer Bericht, der sich offenbar auf ächte Sagen gründet. Man schrieb ihn dem Turpin zu, welchen Karl vom Mönche zu St. Denys zum Erzbischof von Rheims erhob, nimmt aber jetzt an, daß er einem späteren Verfasser gehört. Wir haben zwei poetische Bearbeitungen: die erste und bei Weitem bessere, vom Pfaffen Konrad aus dem zwölften Jahrhunderte, gilt für einen wichtigen Schatz alter Sprache und Dichtkunst. Der biblische Zeiten gehört allerdings dem Pfaffen mehr als dem Kaiser Karl und manches Motiv ist natürlich eben so von dem beinahe 400 Jahr später lebenden Dichter untergelegt. Die zweite, mattere ist von Stricker, einem gar sehr fleißigen Minnesänger späterer Zeit. Bekanntlich geht der Stoff, welcher sich bei den Franzosen noch mannigfach ausbreitet, dann zu den Italienern über, und erscheint in der merkwürdigen Gestalt des rasenden Roland von Ariost.

Es ist der Zug nach Spanien gegen die Araber, der Mittelpunkt Karl, neben ihm Turpin, Olivier, Roland, gegenüber der Verräther Ganelon von Mainz, der Heide Plascandies, der grausame Sarazenenkönig Marsilies von Saragossa.

Ganelon verräth das Heer an die Sarazenen, welche sich scheinbar unterwerfen, und als der Haupttheil über die Pyrenäen zurück ist, auf die Nachhut unter Roland im Roncevalthale herfallen. Turpin fällt, Olivier fällt, Roland, mit seinem Schwerte Durandarte mähend, blutet aus vielen Todeswunden, stößt endlich in sein Zauberhorn Olifant, um Karl zu rufen. Karl hört's jenseits der Pyrenäen acht Stunden weit und wendet um. Aber schon hat Roland seine Durandarte am Felsen zerschlagen, damit das Schwert keinem Heiden in die Hände falle, und ist sterbend gesunken. Karl findet nur das Todtenfeld, küßt bitter weinend seinen Roland und seinen Turpin, ermannt sich dann, der Schlachtruf „Montjoie" dröhnt über den maurischen

„Preciosa," es wird ein glänzender Sieg erfochten, aber traurig zieht Alles heim, die Blumen der Ritter fehlen, Roland ist todt, Turpin todt, Olivier todt. Ganelon wird eingeholt, ein Gottesgerichtskampf entscheidet gegen ihn, „er wird auf wilde Pferde gebunden, die ihn zu Tode schleifen."

Dieser Karlskreis behält in der Darstellung etwas Fragmentarisches, weil er in seinen Verbindungen mit der vorausgehenden Heldensage und mit der folgenden mystischen Romantik literarhistorisch noch keineswegs bewältigt ist. Erst in der neueren Zeit hat sich das Volk, auf dessen Boden er gewachsen, das französische darum gekümmert, die Roquefort, Raynouard, Monin, Fauriel, Bourdillon haben erst eine Bahn gebrochen. Jetzt sind sie besonders von der Untersuchung angeregt, ob Roland existirt habe, und wer er gewesen sei.

Es wird gewöhnlich noch ein Gedicht bei diesem Kreise genannt, „Flos und Blankflos," weil diese Rose und Lilie für die Eltern der Bertha ausgegeben werden, die Karls Mutter war. Dies ist aber die einzige lockere Berührung, welche es damit hat, übrigens gehört es einem ganz anderen Bereiche mittelalterlicher Dichtung an, demjenigen, wo sich die Empfindung in den zartesten Gedanken vertieft, und deshalb ist es später bei Tristan und Isolde zu nennen.

Die eigentliche Poesie von Karl dem Großen hat weiter keine Denkmäler, aber an den Geist und Ton derselben schließt sich an

3.

Wilhelm von Oranse,

auch Willehalm der Heilige, auch Markgraf von Norbonne genannt. Es besteht aus drei Theilen, von denen nur das Mittelstück, also nur ein Bruchstück von Bedeutung ist. Wolfram von Eschenbach ist der Verfasser desselben. Die Zusätze, der erste und dritte Theil geheißen, sind von Ulrich von dem Türlin und Ulrich von Türheim.

Jenes Wolframsche bildet, wie alles Wolframsche dar, seinen Lebenspunkt hat, das christliche Element tief in den Rit-

terzug hinein. Wilhelm hat die schöne Arabele im Morgenlande entführt, weshalb der große Kampf vor Oranse geschlagen wird. Er selbst wird am Ende Mönch und Arabele Nonne.

So führt dies Gedicht in die neue poetische Epoche hinein, wo der Ritter in einem wunderbaren Mysticismus verschwindet.

An den Gedichten dieses fränkischen Kreises findet übrigens unsre neue Kritik breite Spuren einer viel plumperen Derbheit, als i der eigentlichen Ritterpoesie, und sie ist geneigt, die Abfassung herabzurücken in eine Zeit, wo das bürgerliche Element schon wirksam eingetreten sei; den Weg zu uns haben diese Stoffe aus dem Französischen in's Flandrische, und von da mit Beibehaltung manches Platten in's Hochdeutsche gemacht.

8.

Der Artus- und Gralkreis.

Hier, besonders mit der Gralsage, treten wir denn wirklich ein in das hohe Bogengebäude, wo sich Alles in den gewundensten, verschränktesten Formen gestaltet, wo die Sonne durch lange schmale Fenster scheint, und durch so mannigfach dunkle Farben zu uns kommt, daß wir den Begriff des Lichtes vergessen und nur nach der Farbe fragen. Die Luft, welche wir hier athmen, strömt aus der eigentlichen Seele des Mittelalters. Alles was bisher erwähnt worden von Lied und Gedicht, war dem innersten Mittelalter nur Nebensache; denn für das, was wir im weiteren Sinne des Worts Geschichte nennen, für das, worin sich ein vorhergehendes Leben darstellt und spiegelt, war kein Sinn und kein Interesse da. Wenn das Vergangene benutzt wurde, so brauchte man es nur als Schale, um den Wein des eigenen, inneren Lebens hineinzugießen. Es hat kaum eine Zeit gegeben, sobald man die Entstehungsepoche neuer Religionen ausnimmt, in welcher man so ausschließlich erfüllt gewesen wäre von der eigenen inneren Welt. Diejenigen Sänger, welche sich der alten Sagen des Nibelungenliedes und Heldenbuches angenommen, sind auch kaum unter den Hauptträgern des innerlichen Mittelalters zu suchen, sie mußten mit einem Fuße außerhalb dieses Kreises stehn, um für diese profane, nicht durchgötterte Sage einen großen Antheil und eine unbefangene Thätigkeit zu bewahren.

Die Anschauung des eigentlichen Mittelalters hat bei uns zwei entgegengesetzte Stadien erlebt: das längste, reichste und verbreitetste war das einer unbedingten Lobpreisung, einer völligen Hingebung mit alledem, was gewöhnlich damit zusammenhängt, und was eine direkte Nachahmung und Wiedergeburt empfiehlt und verlangt. Dabei ist viel Unhistorisches, viel Faselei mit untergelaufen. Der erste Anlauf bemächtigt sich des ersten positiven Eindrucks, wird sich des sogenannten Anderen nicht bewußt, dessen, woraus das Verhältniß entsteht, und wohinüber der Weg steigt, um dem wirklich Wahren zu begegnen. Man spricht das Wort Liebe aus und schwärmt sogleich und faselt dafür.

Später ist nun auch die negative Seite nicht ausgeblieben, die Opposition um jeden Preis, welche ebenfalls das wirklich Historische nicht gewinnen kann, weil sie bei der Verneinung stehen bleibt, welche mit „Wenn" und mit dem unendlichen Reiche der Bedingungen das Recht des wirklichen Bestandes verletzt, und solchergestalt den Bestand zerstört.

Man spricht das Wort Liebe oder Glaube aus, und diese Partei stampft ohne Weiteres mit dem Fuße und sieht verneinend mit den Händen. Du kannst nicht über Liebe reden, bis du selbst geliebt hast, nicht über Glaube, bevor du dich einmal versenkt hast, urtheile über uns, setzt ein Landessprüchwort hinzu, wenn du einen Scheffel Salz mit uns verzehrt haben wirst. So gewinnt nur der ein Urtheil über das Mittelalter, welcher einmal eine Theilnahme an demselben und doch auch ein Ende dieser Theilnahme erlebt hat.

Da in dem Vorliegenden selbst der Entwickelungsgang Deutschlands angegriffen ist, so muß hierbei das Thema näher betrachtet werden.

Bei den Geburtsmomenten einer Nation steht es der Geschichtschreibung zu, ja es ist die Pflicht derselben, die Aufmerksamkeit streng darauf zu führen, ob das Gegebene, ob das Vorliegende, ob die Anlage passend mit der Richtung, mit der Bewegung in ein Verhältniß gesetzt, und in Einklang gebracht werde; sie muß streng und schonungslos untersuchen, ob die Nation eine organische Entwickelung suche und finde, ob das Gemäße auf eine gemäße Art Wirkung, Gegenwirkung, Gestalt, Form und Ausdruck erstrebe.

Ist aber die Geburt einmal vollbracht, gleichgültig ob in glücklicher oder unglücklicher Weise, ist daraus eine der Rede werthe Gemeinschaft entstanden, welche ihren Verlauf der historischen Betrachtung bietet, dann hat das allgemeine Gesetz des Werdens, das Gesetz der Welt, jene Gemeinschaft anerkannt, die Nation tritt in's Recht der Wirklichkeit, und die historische Wissenschaft ist somit ebenfalls zur Anerkennung gezwungen. Denn sie ist nur eine Behörde des Weltgesetzes; — was von diesem geheiligt wird, das heißt, was einen wirklichen Bestand erhält, das liegt in so fern über die Frage der Historik hinaus.

Die Aufgabe der letzteren ist dann eine neue und zwar folgende: die anerkannte nicht die mögliche oder erwünschte Gestalt ist zu prüfen; man suche, worin ihre Anlagen und Fähigkeiten beruhn, welche Verhältnisse nach innen und außen geboten sind, und ob die Nation diese und jene in dem jetzigen Bestande organisch und glücklich benutzt oder gewinnt. Der Rückvorwurf und die Rückbeziehung auf die etwa unglückliche Geburt hört auf, das Gewonnene hat sein neues Gesetz, und dies ist zu erforschen, die Perspective für dies ist zu suchen.

So lange also die deutsche Nation im Werden begriffen lag, da konnte Fehler und Treffer schonungslos angedeutet, es konnte gesagt werden, die plötzlich hereingeworfene Zuthat von Außen mit fremdem Glauben, mit fremder Sitte sei der ächten Gestaltung des Volksstammes nicht günstig, er verliere den eigenen Mittelpunkt, er ströme seine Kraft in Unangemessenes.

Ist man aber einmal im Herzen des Mittelalters, des deutschen Mittelalters, angekommen, dann muß die Betrachtung oder der Vorwurf in jener Ausdrucksweise schweigen. Da ist bereits die deutsche Gemeinschaft eine zur Welt getretene Nation, eine von der ächten Wirklichkeit gestempelte Existenz. Die Rekrimination, was oben Rückvorwurf genannt war, es sei der Zuschnitt von vornherein falsch gerathen, kann die bewegenden Personen des Mittelalters nicht mehr treffen; diese Personen haben ihn nicht gemacht, sie sind nach dieser Seite nur Produkte, ihnen gegenüber ist der Vorwurf eine Ungerechtigkeit.

Ihnen gegenüber ist zu sehn, was sie für eine Welt finden, und was sie daraus machen.

Darum ist es unpassend und falsch, dem Wolfram von

Eschenbach, welcher Hauptdichter und somit Hauptausdruck des eigentlichen Mittelalters, vorzuwerfen, daß er nicht das einfache Heldenepos des Vaterlandes einfach aufgenommen, sondern bretonische und aus allen Welttheilen zusammengewürfelte Sagen ergriffen, und zu mystischen Spitzfindigkeiten, zu grundlos schweifenden Kombinationen der Phantasie verarbeitet habe.

Seine Dichtungen sind ein nothwendig Ergebniß des deutschen Zustandes, wie er eben war. Möget Ihr klagen, daß so viel hundert Minnesänger einen einzigen Ton nach hundert Seiten wenden, daß man äußeres Blühn und Gedeihen des Staates und des Einzelnen vernachlässigt und dafür einem Gedankenfaden nachtrachtet, daß unser Deutsches liegen bleibt und Fremdes rastlos angeeignet und versponnen wird; mögt Ihr's beklagen, daß das kräftige Jünglingsleben einer Nation so wenig Gelegenheit zum Ausdrucke in der Poesie findet, wie man denn wirklich in dem dichten Rankenwalde des Minnegesangs kein einziges Kriegslied entdeckt — das Alles muß als Klage auf einen andern Punkt gerichtet, oder auf einen andern Standpunkt erhoben werden. Nicht den Sängern des Mittelalters darf es vorgeworfen sein — scheltet Ihr denn die Nachtigall, daß sie bloß lockt und schmettert — sie ist in ihrer nothwendigen Bestimmung darin als Nachtigall.

Unsere Gräber liegen anderswo, das Mittelalter ist ein in sich ganz frischer Baum, der freilich auf unserem Kirchhofe gewachsen ist. Auf diesen Kirchhof, der in den Jahrhunderten um Karl den Großen liegt, schreibt Eure Klagen, alle die Kaiser citirt, welche die Macht nicht fanden, oder empfanden, ein starkeignes Volk zu ziehn. Oder noch besser, erhebt Euch auf den höheren Standpunkt einer Kulturgeschichte, welche mit ihren Flügeln nicht ein paar arme Poeten schlägt, sondern die Dinge im Weiten und Großen übersieht. Da ist zunächst unsere geographische Lage, die schwer in die Wagschaale fällt; wir haben uns absperren lassen von den großen Meeren, wir sind schon dadurch auf ein inneres Leben gewiesen; die reichen Feinde der neuen Welt, die reichen Heiden, die mit Glanz und Schönheit begabt waren, sie berührten unsere Grenze nicht, die feindliche Vermischung, welche anderen Völkern so viel Anregung und Ausbeute gewährt, war uns nicht nahe gelegt; was blieb uns

übrig, als die innere Welt des Gedankens? Ja wohl, es ward uns derjenige politische Zuschnitt, welcher dem äußeren Lebensgedeihn weniger glänzenden Gewinn bietet, wir haben uns an den Punkt gehalten, welcher am Ende nicht zur Macht, sondern nur in's eigene Herz hineinführen konnte. Die Selbstständigkeit des Einzelnen war zu übermächtig, als daß die Anführer damals leichtlich eine Macht erzeugen und bewegen gekonnt, wo der Moment war, zu erobern und glänzende Verhältnisse von Europa zu ertrotzen; wir haben eine umgekehrte Entwickelung gefunden, besonders Frankreich gegenüber: bei uns wurde Fürstenmacht erst spät durchgreifend, dort aber früh.

Für alles das hat nur der höhere Kulturstandpunkt eine ausgleichende Deutung. Er hat alle die Einzelheiten einer neuen Weltentwickelung vor sich ausgebreitet, wie sie eintrat mit der romantischen Epoche, das heißt, mit dem Punkte, wo die alte Welt, die griechische und römische zerschlagen war. Diese Einzelheiten sind die Nationen, jede muß eine eigne Welt des Innern, und eine entsprechende Physiognomie, Lebensart, Denk- und Sprachweise gewinnen. Das Ensemble davon macht eine neue Welt, welche ihren Zweck nur eben in dieser zusammengefaßten Verschiedenheit erfüllen kann. Jede Nation hat ihr Charakteristisches zu erfüllen. Das Vergleichen und Anwünschen ist darum so müßig und schwer, und die Geschichte hat darum sich weniger hierauf einzulassen, als vielmehr auf die kräftigste Erfüllung dessen zu sehn, was einmal in den Kreis einer Nation fällt. Ein Befruchten im Einzelnen, ein Anfeuern von außenher bleibt deshalb doch gestattet und oft erwünscht.

In solcher Folge entwickelt sich, welch unrechte Forderungen den einzelnen Ausdrücken einer Zeit gestellt werden von einseitiger Opposition, und wie unrechtmäßig man in solchem Verhältnisse Dies oder Jenes vom Mittelalter heischt.

Vorwürfe der Art werden ihre Früchte tragen, wenn sie vor den Spiegel der Gegenwart gehalten, und an den früheren Zeiträumen nur wie Bilder vorübergetragen werden, wie Bilder, die nicht drein schlagen, sondern nur zeigen, nur veranschaulichen. Solche Bilder mag man dem Mittelalter gegenüber nicht unterdrücken; malt es, wie bis zum Extrem die äußere Welt verläugnet worden sey, die Welt des gesunden Leibes und dessen

gesunde Forderung. Aber macht vielmehr Eure Leser und Zuhörer dafür verantwortlich, nicht das Mittelalter.

Es war einmal Alles so vernachlässigt und gestellt, und selbst durch die Vernachlässigung vorbereitet, daß die deutsche Welt in ein inneres phantastisches Haus flüchten und darin ihr Bewußtsein und ihre Lust ausbilden, von außen aber dazu erobern mußte, was zu erobern war. Diese einmal nöthig gewordene Aufgabe hat das Mittelalter auf's Beste und Nachdrücklichste erfüllt, also erfüllt, daß unsre deutsche Nationalität eigentlich von dort her ihren Kern erhalten hat. Von dort datirt unser Versenken in die Innerlichkeit, die tiefsinnigen Poesien Wolframs sind der Anfang derjenigen Aeußerung, welche sich dann später klarer abgesetzt und geordnet und als deutscher Tiefsinn und deutsche Philosophie herausgebildet hat. Diese deutsche Philosophie, worin das Graben nach tiefem Gesetze und nach Gottheit ruht, ist dasjenige, was uns in alle Wege von andern Nationen sondert, aus diesem Versenken in's Innere sind alle unsere großen Thaten des Gedankens erblüht, unsere Träume, unsre Enthusiasmen für das Sublimste und Duftigste, kurz, ein großer Theil dessen, was uns eben zu Deutschen macht.

Dies anerkennend setzen wir doch hinzu: Gott bewahre uns davor, diesen tieferen Anfang einer Nationalität noch einmal auf so verworrene und einseitige Weise durchzumachen, wie es im Mittelalter geschah. Wir sind, Historie schreibend, jene Anerkennung dem wichtigen Zeitraume schuldig und stellen uns damit gegen die einseitige Opposition, welche des Zuschnitts halber das ganze Mittelalter verwirft, aber wir sind auch berechtigt, den eben so einseitigen Lobpreisern gegenüber, das dürre Bild der Absperrung und der Kasteiung an jener Zeit vorüberzutragen, und dazu das bedenkliche Glöckchen zu läuten, wobei die irdische Welt verflucht wurde. Denn es ist eben daher auch das Dahlen, die Träumerei, die Thatlosigkeit, die Blässe in unsere deutsche Welt gekommen.

Jetzt, hier, im innersten Heiligthume des Mittelalters verschränkt sich jene dialektische, neue Welt zu einem wirklichen und in die Poesie heraustretenden Leben, dessen Sehnen und Muskeln in den Kapiteln „Mittelalter" und „Ritterthum" vorgelegt worden sind. Der Volksgesang, welcher die eigene Welt und

That zum Gedichte verklärt, sickert seicht in abgelegenen Schluchten; so wie die ganze Existenz mit ihrem Gesetz und Interesse eine künstliche neue Welt geworden ist, so wird auch der poetische Stoff und Ausdruck ein künstlicher.

Die Kunstpoesie beginnt ihre Herrschaft. Die Phantasie erfindet nach Kräften das nie Dagewesene, und hält sich dazu an fremde, fabelhafte Stoffe, die desto willkommener sind, je mehr sie aus den Regeln des Gewöhnlichen herausgehen. Dies Alles wird getränkt und gesättigt mit der Tradition und den feinsten Beziehungen des christlichen Glaubens.

Die Natur repräsentirt sich in den Vornehmeren, welche sich in allerlei Orden vereinigen, und aus diesem Verhältniß wiederum geheimnißvoll dialektische Bezeichnungen gewinnen.

Man empfindet sich nicht als Nation einer andern Nation gegenüber; diese charakteristische Sonderung ist in den Geburtsstunden um die Zeit Karl's des Großen verloren gegangen, sie ist verschwommen in der allgemeinen Christlichkeit und Ritterlichkeit. Jeder empfindet sich allein als ein Ritter, als ein Dichter. So ward die Zufälligkeit, das Abenteuer geboren, worüber sich die Poesie selbst klar ward und was sie als eine einzelne Figur ihrer selbst „Frau Aventüre" nannte.

Jedes Abenteuer ist aber nicht der Mittheilung werth; es ist eine Auswahl nöthig, und so kommt man zu dem Begriffe des Interessanten.

Vergeßt dazu das Weib nicht, dessen neue gefeierte Stellung so hochwichtig war, die dem ganzen Zeitalter einen Anstrich von Weichem, Biegsamem, Gefälligem, mitunter Weichlichem gab, und zur Erfindung der Courtoisie und Galanterie verhalf — dann ist das Hauptbestandtheil dieses Dichtungskreises ausgebreitet.

Schwerlich kehrt die Zeit auch nur ähnlich einmal in der Geschichte wieder, es müßte denn kurz vor Erfüllung, vor Ende der Welt sein, die Zeit dieses innersten Mittelalters, wo eigentlich Niemand ein strenges irdisches Geschäft hat, wo man nur sinnt und singt und zum großen Theil wohl auch tändelt, wo das goldene Zeitalter zu herrschen scheint, während freilich manches irdisch Nothwendige darüber zu Grunde geht. Selbst der Orientale, dem der Gesang so wünschenswerth und ehrwürdig ist, so

weit giebt er sich ihm in einem doch weicheren und erschlaffenderen Klima nicht hin. Sein Säbel ist scharf, er stürzt einmal, mit sehr Irdischem beschäftigt, über des Nachbars Land hin, in den fürchterlichen Feind hinein.

Selbst der Krieg schweigt im eigentlichen Mittelalter, nur das Spiel des Kriegs, und dies nur in seiner dialektischen Bedeutung ward gepflegt.

So ungefähr betritt man würdig vorbereitet den Artus'schen Kreis im Lande Wales, wo unsere mittelalterlichen Dichter besser zu Hause waren, als im ordinären Lande Deutschland.

Dieser alte Sagenkönig Artus wird in die alte Bretonische Mythe verflochten, und in der Sagenwelt später ein Fürst der Silluren genannt, welcher rühmlichst mit den Angelsachsen gekämpft habe. — Galfred von Monmouth nimmt das Verdienst in Anspruch, diese Sagen gesammelt und lateinisch überliefert zu haben. Dahinein gehören auch die Kunden von dem sehr interessanten Zauberer Merlin, in welchem das geistreiche Druidenthum eingefleischt, und welcher die letzte grandiose Polemik gegen das Christenthum war, besonders die energischen Kräfte des Geschöpfes gegen die neue Lehre in Kampf setzend.

Dieser Bereich mit dem, was bis Artus geht, ist in der Celtischen Edda aufbewahrt, auf deren Terrain man hier geräth. Monmouth erzählt, daß Artus selbst ein geistiges Produkt Merlin's gewesen sei, Merlin nämlich habe den König Uther die Herzogin Cornwallis täuschen und in Liebe segnen lassen. Die Frucht davon sei Artus gewesen, welcher nach Besiegung des römischen Kaisers Lucius „die runde Tafel" auf Merlin's Anrathen gestiftet habe. Rund zum Zeichen der Gleichheit dieser Ritter. Carduel, Caridol, das heutige Carlisle, sei der Ort. Adlige Geburt, reiner Ruf, ritterliche Bildung, waren die Erfordernisse, um Mitglied der Tafelrunde zu werden — man sieht, es wurde die Sage ganz in den Train des damaligen Ritter- und Ordenswesens gezogen. Denn das kultivirt Adliche war ein Begriff, der sich besonders in diesem Zeitraum des Mittelalters ausbildete, und dessen später verfallende Bedingungen und Ordensgesetze doch Jahrhunderte lang nachher noch den Schimmer einer Existenz behielten. So wie dieser Punkt, so sind außerordentlich

viele, heut noch herrschende Momente, wenigstens unsres geselligen Lebens, aus jener Zeit übrig, das Herz unsrer Convenienz stammt ganz und gar aus dem Mittelalter.

Jene Beschränkung aber stürzt Artus und die Tafelrunde, das Princip der Legitimität ward Veranlassung des Sturzes: ein natürlicher Sohn des Artus, der sich ausgeschlossen sah, verband sich mit andern Unebenbürtigen und in einer Schlacht kam Alles um. In Sommersett, auf der Insel Avallon, soll Artus begraben sein, dort will man seinen Leichenstein mit lateinischer Aufschrift, und seinen Leichnam entdeckt haben. Nebenher lebt er als Rabe fort. Dem deutschen Publikum sind die Gebräuche dieses Kreises durch Wieland's Mährchen bekannt, die eine Zeitlang außerordentlich viel Leser fanden. Es kann zum Theil deshalb die ausführliche Beschreibung dieser Gedichte unterbleiben, zumal sie sich auch in der bloßen Darlegung des Gerippes gar zu einförmig, willkürlich und spielerisch ausnehmen. Der büpfende Vers, der bunte Reim, alle lustige Farbe und alles lockende Fleisch des eigentlichen Gedichtes sind hier nöthig, wenn eine spätere Zeit den Reiz davon empfinden soll. Das Abenteuer in seiner weitesten Gestalt tritt auf, zieht aus, springt hinter den Büschen hervor, reißt dem Anscheine nach ohne Noth wilde Zustände, wie Wahnsinn oder Verzweiflung, herbei, und endigt heiter und unbedeutend. Alles schaukelt sich und spielt in der Tabulatur einer fabelhaften Ritterlichkeit, und ist in dies Rosengebege einer Grenze gebannt, welche denn auch ihre stehenden Figuren mit sich bringt. Der gewöhnliche Hergang ist, daß ein fremder Ritter zur Tafelrunde tritt, ein Begehr oder eine Herausforderung hinwirft und so die Bewegung veranlaßt. Der Hofmarschall Keye, das ergötzliche Bild schlechter Klatschhaftigkeit und wirklicher Ohnmacht, was sich aber in den Formen ausgesteift erhöht, reitet dem fremden Ritter entgegen, wird ohne Weiteres in den Sand geworfen und bringt hinkend der Tafelrunde den nöthigen Bericht. Dieser Keye findet sich heute in unsern Standesverhältnissen noch tausendfach. Nun erhebt sich einer der Tafelritter, geht dem Fremden entgegen und mißt sich mit ihm. Irgend eine von Riesen verfolgte oder bedrohte Schöne stellt sich denn bald ein und fleht um Hülfe; der Ritter zieht mit ihr, verliebt sich in sie oder in eine Andere, die just in den Weg

kommt, denn das Herz ist sehr reizbar, erschlägt die Ungeheuer, heirathet die Schöne und kehrt zur Tafelrunde.

Diese heitere Bewegung streift mitunter an etwas Ernsteres, ohne sich dadurch schwer ernsthaft machen zu lassen, es bleibt durchweg die spielende Form des Ritterthums, welche zufällig in eine lose Verbindung mit der Gralsage, diesem tiefsten Ernste der Zeit gerathen ist, und deßhalb neben ihr angeführt wird.

Die Hauptgedichte des Artus'schen Kreises sind:

1.

Iwain,

der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue. — Iwain erschlägt bei einem wunderbaren Brunnen den Besitzer desselben und heirathet dessen Gattin Laudine. Dann geht er auf Abenteuer aus und vergißt die Rückkehr zu seinem Weibe. Als ihm dieser bedenkliche Zug seines Herzens einfällt, wird er über diese Entdeckung wahnsinnig. Geheilt macht er sich auf die Heimkehr, befreit unterwegs einen Löwen, welcher sich ihm dafür dankbar anschließt, und versöhnt sich wieder mit seiner Laudine.

Demselben Verfasser und demselben Kreise gehört Erec und Enite, was erst vor Kurzem wieder aufgefunden ist.

2.

Wigalois,

der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Grafenberg. Er besteht grauenvolle Abenteuer und vermählt sich dann.

3.

Wigamur,

der Ritter mit dem Adler, besteht auch Abenteuer und kommt endlich gesund nach Hause.

4.

Lancelot vom See,

von Ulrich von Zazichoven, das bedeutendste dieser Gedichte. Es ist nach Deutschland gekommen, da sich Hugo von Morville

dem Erzherzog von Oesterreich als Geisel für Richard Löwenherz stellte. Der hat's erzählt, und dieser Erzählung ist es deutsch nachgebildet, aber der Hauptpunkt, welcher auch ein Hauptpunkt für die Tafelrunde ward, ist weggeblieben, dies ist der Ehebruch, welchen Lancelot mit der Königin Ginover oder Ginevra, der Gemahlin Artus's, treibt. Deshalb wird er auch in seiner eigentlichen Gestalt schwerer und bedeutender, wenigstens überliefern die Franzosen diesen Stoff unter dem Titel des chevalier de la charette viel nachdrücklicher, die Neigung ist stark, die Buße ebenfalls, Lancelot geht sogar in's Kloster.

Der deutsche Ritter hat das heiterer gemacht, und es kommt blos eine Andeutung vor, nämlich die Schilderung eines Mantels, der nur einer Treuen paßt, und mit dem die meisten Damen, auch Ginevra, nicht zu Stande kommen, bis Yblis, Lancelot's Geliebte, ihn nimmt, welcher er sich äußerst gefällig anschmiegt.

Das deutsche Gedicht erzählt Lancelot's Jugend bei der Fee Viviane, wie er unter Frauen aufwächst, dann über den See (de Lac) in's Land der Menschen entlassen wird, sich rasch entwickelt, reiten lernt, außerordentliche Thaten verrichtet und Yblis ehelicht.

Man rechnet in diesen Kreis auch noch einen der größten Schätze des Mittelalters, nämlich des berühmten Gottfried von Straßburg berühmtes Liebesgedicht Tristan und Isolde, weil es in Cornwallis spielt. Diese Verbindung ist aber locker genug, um dies Gedicht hier zu übergehn und es später an die Spitze einer selbstständigen Gattung zu stellen. Gottfried ist der große weltliche Opponent Wolfram's, der das Leben, Sehnen und Leiden der Erdenseele dem tiefsinnigen Trachten Wolfram's entgegenhält als einzig ächte Poesie, der Wolfram's Trachten in eine andere Sphäre als die der Poesie weisen will, weil es den wirklichen Boden der Dichtkunst verlasse.

Zu dieser reichsten und gewaltigsten Vertiefung des Mittelalters, um welche die Gralsage ihre wunderbaren Wolken legt, kommen wir nun. Sie ist gleich einem See im tiefsten Hochgebirge, wo die höchsten Berge zu einer unabsehbaren Tiefe abschießen; nur wenn die Sonne im Mittage steht, sieht man einzelne Blicke des schwarzen Wassers aus der schwindlichen

Tiefe, der dunkle Duft einer fremden Gebirgswelt wallt auf und ab, manchmal bricht ein schlanker, glänzender Vogel herauf, ähnlich dem Paradiesvogel, der keine Füße haben soll, um sich nie auf die gemeine Erde zu setzen, und nur auf den Schwingen ruhend, im freien Elemente der Luft zu schlummern. Dieser Vogel, welcher aus der schauerlich lockenden Tiefe kommt, bringt ein schimmernd grünes Kraut im Schnabel, eine Pflanzenart, die keinem Botaniker bekannt ist, und schwingt sich damit so hoch in die Luft, daß ihm kein irdisch Auge folgen kann. Wenn man aber das Auge schließt, soll man ihn mitunter noch fliegen sehn.

In diese Tiefe hat sich allein Wolfram von Eschenbach gewagt, der Parcival und der Titurel sind die Gedichte, welche davon übrig sind und davon zeugen. Der Lohengrin, dessen Verfasser unbekannt ist, schließt sich daran.

Mehr als anderswo sieht man sich bei diesem verborgensten Kerne des Mittelalters nach Führern und Erklärern um, und sucht namentlich, was neuste Forschung und Deutung bieten möge. Herr Gervinus hat zuletzt ein Buch reichen Studiums und behender Umsicht über unsere Nationalpoesie herausgegeben, dies ist aber leider in einer durcheinander werfenden, verwirrenden Schwatzhaftigkeit abgefaßt, es mißhandelt von einem ganz unpassenden Standpunkte unsere Literatur, und man kann nur mit großer Vorsicht einzelne Körner aus der breiten, geistvollen Spreu aufnehmen. Dieser Art Literargeschichte besonders gilt, was zu Anfange dieses Kapitels gesagt ist. Ein hausbackenes kräftiges Naturell verlangt darin, daß Alles, was nicht in seine kurze, herbe und wenig poetische Individualität paßt, als ein Irrthum der poetischen Welt bei Seit geworfen werde. Von da aus und mit einer vorherrschenden Bildung, welche nur Eindrücke aus den Griechen aufgenommen, und übrigens nur in der Jünglingszeit eine dehnende Regung empfunden hat, prügelt er in unsere Literatur hinein, sich viel damit wissend, daß sein Stock mannigfach mit Gelehrsamkeit umwunden ist. Bei völliger Unfähigkeit, sich zu objektiviren und einen vorliegenden Kreis nach den eigenen Gesetzen dieses Kreises zu beurtheilen, wobei bekanntlich noch ein eigenes, bezügliches Urtheil übrig bleiben kann, bei einem sehr kargen ästhetischen Geschmacke, welchem der Reim

und alle weichere Feinheit und Schönheit lästig ist, findet denn Gervinus am Mittelalter nichts Lobenswerthes, als daß Walther von der Vogelweide sich eine moralische Männlichkeit bewahrt neben dem weibischen Minnegesange, und daß im „Windsbecke," einem Schriftreste des Mittelalters, vortreffliche moralische Lebensregeln und Maximen enthalten sind, welche ein Vater seinem Sohne gäbe. Da sei nichts von der „Frivolität und Weichlichkeit des Tristan," „noch der mysteriöse Zug nach einem heiligen Ritterthume, wie im Parcival."

Er überrascht sich selbst mit der Entdeckung, daß diese mittelalterliche Richtung Wolfram's eine ganz subjective sei, was schweren Tadel verdiene. Das eigentliche Verständniß fehlt somit noch gänzlich, denn das ganze Mittelalter ist eben der Versuch, eine neue Welt zu werden der bereits objectivirten alten gegenüber, das ganze Mittelalter ist eben eine neue Subjectivität, und es kann ihm kein schreienderes Unrecht widerfahren, als sich mit einem alten Maaßstabe gemessen zu sehn.

Man muß also wohl diese dürre Hausmannskritik auf sich beruhn lassen, die deshalb gegen eine neue poetische Welt keift, weil sie in sich selbst kein Organ findet, die große Mannigfaltigkeit poetischer Offenbarung aufzunehmen, und muß sich auch beim Deuten dieses mittelalterlichen Hauptpunktes im Wesentlichen dem früheren Rosenkranz anschließen. Ist dieser auch im Gegensatze dem Interesse des Stoffs zu sehr hingegeben, so hat er sich doch mit einer reichen Fruchtbarkeit der Empfängniß und mit tief poetischer Natur darein versenkt, sich desselben innerlichst bemächtigt, und ihn so, als ein wirklich treuer Bote dem Urtheile überliefert.

Es handelt sich zunächst um die Bedeutung des „Grals", welcher in den drei Gedichten Titurel, Parcival und Lohengrin den inneren und äußeren Mittelpunkt bildet, und zugleich alle phantastische und mystische Innerlichkeit der mittelalterlichen Poesie in sich schließt.

Man sieht sich dabei an die Mysterien der geistlichen Ritterorden gedrängt, welche in ärgster Mischung ihre Tradition zusammengescharrt haben aus allerlei alten und neuen Völkern des Orients und Occidents, mit denen sie herumfahrend ein priesterlich-kriegerisches Leben, oder die Berührung eines solchen

Bayerische Staats-Bibliothek MÜNCHEN

in Verbindung gebracht hatte. Besonders an den Orden der Tempelherrn, wo die Spekulation auf ein eigenthümlich äußeres und inneres Reich am Ausschweifendsten betrieben worden ist, wo das Geheimniß jedmöglicher höheren Erkenntniß von Orientalen und Abendländern zusammengehäuft schien.

Die ersten unsichern Quellen der Gralsage will man in Spanien sehn, von da sei sie an den Provençaler Guiot und an Chrétien von Troyes gekommen, aber schon dieser und noch mehr Thomas von Britanien habe sie sehr verändert. Später ist auch ein französischer Roman „Gréval" darnach gebildet worden.

Wolfram hat sich an die provençalische Quelle gehalten, aber mit größter Freiheit, denn er hat seiner eigenen poetischen Seele daraus einen angemessenen Körper gebildet, und man braucht sich deshalb nicht weiter darauf einzulassen, daß er selbst einmal über seine schlechte Kenntniß des Französischen gespottet.

Der Gral selbst ist eine Reliquie, gewöhnlich als eine Jaspisschüssel gedacht, woraus Christus das Osterlamm mit den Jüngern gegessen, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen habe, was Christus am Kreuze verlor. Man denkt sich's auch wohl als einen Kelch und die mystische Dialektik behandelt auch den cruor, das geronnene Blut selbst, als Gral. Die Legende erzählt nun weiter, daß Joseph von den Juden in einen unterirdischen Kerker geworfen, dort vergessen worden und vierzig Jahr geblieben sei. Der Gral habe mit wunderbarem Glanze ihn umleuchtet und genährt. Da habe Titus Jerusalem erobert und er sei befreit worden, nun habe er sich aufgemacht mit dem Gral, die Menschen zu bekehren, und sei auch nach England damit gekommen. Das Wort Gral leitet man aus dem Lateinischen „sanguis regalis," königliches Blut, daraus ward im Romanischen Saing regal und verstümmelt St. Gréaal, Gral. Neuere Forschung leitet es von „Gratiale" ab.

Bei diesen Ableitungen spielt denn natürlich die Vermuthung in aller beliebigen Weise und man muß sich mit dem schwankendsten Anhalte begnügen.

Wolfram, welcher in diesen Stoff sich versenkte, ist das grandiose Bild eines innerlichen Streiters, welcher sich durch die wogende Sagenwelt und durch das tausendfach fein gewobene

Reich des scholastischen Gedankens zu einer eigenen Einheit durchringen wollte. Sein Herz dachte, sein Gedanke dichtete, das Herz war stark, der Gedanke war überlegen und mächtig — davon hin und her geworfen, suchte er seinen geschleuderten Menschen durch die Schöpfung Titurel's und Parcival's und durch das Ausströmen in dieselbe zu befreien. In ihm war das Mittelalter, was den Weg des Gedankens von der Kirche und den Weg in's ferne, irdische Leben durch den Ritter ebenfalls mittelst der Kirche erhalten hatte; in ihm war jene Zeit zur feinsten religiosen Gedankenspitze geschärft, und weil er ein Poet war, spießte er auf diese Spitze ein Rosenkrönlein. Das duftete und blühte, wenn man es aber näher betastete, so wickelte es sich auseinander und ward ein Rosenkranz, welcher der Dornen nicht ermangelte.

Titurel oder die Hüter des Gral's.

Man stellt den Titurel voran, obwohl er später gedichtet ist, weil sein Leben und Treiben, der Zeit und Wirkung nach, dem Parcival vorausgeht. Parcival ist der Enkel Titurel's.

Lachmann's Forschung hat nun das Vielbesprochene entschieden, daß nur ein kleines Fragment dieses Gedicht's von Wolfram in der Ausführung herstamme, wenn ihm auch der Plan des Ganzen großentheils zugeschrieben ist.

Es ist römische Zeit, das Christenthum ist noch sehr jung; Vespasian hat regiert, da Titurel's Großvater aus Cappadocien nach Frankreich kam. Titurel ist ein spätgeborenes einziges Kind seiner Mutter; er kämpft gegen die Mauren, das religiose Ritterthum erfüllt ihn, er blickt nicht um nach irdischer Liebe. Ihm wird der Gral von Engeln gebracht, damit er ihn hüte. Im nördlichen Spanien, in Gallizien, sucht er in schauerlicher Waldeinsamkeit einen Berg aus, nennt ihn Montsalvatsch (mont sauvé), erbaut dort dreißig Jahre lang einen Tempel und ein Gralhaus für die Ritter, ein Gralkloster. Der Gral selbst, die Jaspisschüssel schwebt mitten davon in der Luft und regiert den neuen Orden; der Befehl, die Wahl oder was sonst zu sagen ist, erscheint als Schrift auf ihr, und verschwindet, sobald es gelesen.

Es bestimmt, wer Ritter werden (Templeise), wen er heirathen, was er thun, was er leiden solle, es ist der Mund Gottes. Die Ritter müssen fortwährend gegen das Heidenthum streiten, nur drei Tage, Weihnacht, Ostern und Pfingsten ist Waffenruhe. Für den Heiden ist der Gral unsichtbar, der Christ, welcher nach ihm blickt, verändert sich nicht, altert nicht, so lange er ihn anschaut; so lebt Titurel an fünfhundert Jahre.

Die Geschichte dieses wunderbar poetischen Ordens drängt sich im Gedichte auf den Punkt der Frauenwahl und auf die Familie Titurels zusammen. Anfortas, aus dieser Familie und König des Gral's, liebt ohne Zustimmung des Gral's die schöne Orgeluse, geräth bei dieser Privatangelegenheit in einen Kampf, wird von einem verzauberten Speer tödtlich getroffen, kann aber als Gralkönig nicht sterben, und leidet endlos an einer eiternden Wunde. Sein einziger Zeitvertreib, der damals überhaupt sehr gesucht war, ist Angeln, und davon hat er den Beinamen „König pêcheur," was nebenher den Sünder bezeichnet. Er kann nur geheilt werden, wenn Einer nach seinem Leide fragt, der von dem ganzen Vorgange nichts weiß.

Dieser Verlauf wird durch viele Episoden unterbrochen, worunter die prächtige und berühmte Liebesgeschichte Sigunen's ist, vielleicht das Schönste, was die mittelalterliche Kunst erschaffen hat. Sigune, das schöne, sinnige Mädchen und Tschionatulander, der tapfere Jüngling, liebten einander, wie die Engel des Himmels. Es glüht eine Sehnsucht in dieser Liebe, aus Erde und Himmel zusammengewebt, daß die Herzen wie von einer göttlichen Kraft entflammt scheinen. Wenn er, wie leider sehr oft geschah, von ihr schied, um in den Kampf zu eilen, dann bat er sie heiß und doch lauter wie ein Cherub, sich ihm ganz unbekleidet in ihrer reinen, unvergleichlichen Schönheit zu zeigen, damit diese Schönheit die höchste Kraft in ihn hauche. Und diese Bitte gewährte das schöne und liebende Weib.

Einst sitzen sie am hellen Bache im Walde, sie unter dem Zelt, er bei der Angel, da kommt ein Jagdhund, der einen sinnigen Vers auf der Leitschnur eingeflickt trägt. Sie ist entzückt darüber, der Hund aber entläuft. Auf, mein Geliebter! ruft sie, fange ihn! Tschionatulander springt barfuß durch Dorn und

Gebüsch von dannen, findet den Hund, wird aber vom Herrn desselben getödtet.

Nun bricht jene Sehnsucht in die herzkräftigste Verzweiflung aus, welche je geschildert worden ist, und grade hiervon handelt der wahrscheinlich von Wolfram selbst gedichtete Theil des Gedichts. In den Zweigen der Linde, wo der geliebte Leib bestattet wird, wohnt Sigune und klagt und klagt, daß jedes Herz mit ihr vergehen möchte. Sie zerrauft das goldene Haar, zerschlägt die schöne Brust, weint, weint unendlich, und blickt, die Verzweiflung selber, dann Stundenlang in das todte Antlitz des Geliebten. Ihre Verwandten drängen sie, dies Leben zu ändern, sie zieht in eine Felsenschlucht bei Monsalvatsch, setzt den Todtendienst ununterbrochen fort, und wird endlich eines Tages todt neben Tschionatulander gefunden.

Zum Hauptgange kehrend, sehen wir Anfortas wieder in seinem Leide. Parcival, welcher Erlöser werden soll, kehrt ein auf Monsalvatsch, aber er ahnt nichts, er fragt nicht. Hier tritt nun seine Geschichte, das folgende Gedicht Parcival ein, wo er am Ende doch wiederkehrt, König im Gral wird, Anfortas heilt und den Gral aus dem Abendlande hinwegführt nach dem Oriente, nach Indien. Dort erstarrt das Gedicht, denn es herrscht in jenem Kreise das vollkommene Christenthum, welches durch keinen Zweifel, keine Bewegung mehr beunruhigt wird, wo der Handlung also auch kein Interesse mehr zukommt. Das Reich des Priesterfürsten Johannes in unabwendbarer Regelmäßigkeit breitet sich aus, die Form ist fest, und nur die Beschreibung derselben kann einen Reiz ausüben. Titurel hat hier den großen neuen Tempel gebaut, dessen Vorbild man im Logostempel Justinian's zu Byzanz finden will. Der ganze Ideenkreis sucht sich ein Aeußeres, objektivirt sich im Gebäude, wie wir später in der Architektur des Mittelalters diejenige Objektivität des Mittelalters finden werden, welche von der fahrigen Kritik in einer neuen Welt so schwer entdeckt wird.

Dieser geistreiche Ausdruck in Stein und Raume, wo der Karfunkel an der Spitze, als unerklärt Geistiges, weit in die Welt leuchtet, um die Gralritter stets zu orientiren, dieser mittelalterliche Tempel wird hier verschlungen von der Massenhaftigkeit Indiens, und hier stirbt auch der endlich lebensmüde Ti-

mrel. Die Welt des Gedichtes ist ins Kolossale ausgeweitet, und man erkennt leicht, daß die künstlerische Fassung, Rundung und Schließung von Wolfram selbst in diesem Gedichte ausgeht, was seine jetzige Gestalt zum Theil von fremden Händen hat. Unsere philologische Kritik giebt sich jetzt für dahin abgeschlossen, daß die schlecht dargestellte Dichtung nicht von Wolfram in solcher Darstellung herrühren könne. Es hält nur ein kleiner Abschnitt von nicht vollen 200 Strophen das Verhältniß zu diesem Dichter rege, da dieser Abschnitt zu den schönsten Partien der mittelalterlichen Poesie gehört. Bis thatsächlich Beweisendes aufgefunden wird, möge jene Kritik gestatten, daß dennoch der Grundriß dieses Gedichtes dem Wolfram verbleibe, da er dem Wolfram'schen Genius ganz angemessen ist.

Parcival oder der König in Gral.

In diesem Gedichte kommt die großartige Entwickelung eines Helden aus sich selbst mit aller Tiefe und Feinheit ausgerüstet, deren jene Zeit fähig war. Außen findet er es nicht, was er sucht, dagegen findet er es in seinem Inneren, und da das Innere die eigentliche Welt ist, so kommt nun das Aeußere von selbst herbeigeflogen.

Man sieht, daß die Seele aller romantischen Dichtung, wie sie bis zum modernsten Roman auf unsere Zeit herabgeht, in Wolfram lebendig und gefesselt wird.

Ahnungsreich verträumt Parcival einsam seine Kindheit, die Vögel singen, er sieht einmal einen Ritter vorüberziehen, seine Seele ist geschwängert, ein wunderbares Bild von der Welt draußen bildet sich in ihm, ein Ideal, wie es die spätere Zeit nennt, und überall sucht er das Herz davon, überall sucht er Gott. Als er jenen Ritter sieht, hält er ihn für jenen Gott, den er sucht. Hinaus will er in die Welt, die Mutter kann ihn nicht mehr halten. Damit er bald heimkehre, staffirt sie ihn lächerlich aus, und so ist das erste Auftreten dieses innerlich reichen Menschen lächerlich, und weil er eben innerlich reich ist, rührend zugleich. Aber die Stärke des Naturels macht sich geltend, er gewinnt Umsicht, ein Weib und ein Reich, und kommt

zufällig nach Monsalvatsch. Dort sieht er den mysteriösen Graldienst, staunt, schaut und schweigt. Schweigt, eben wiederum, weil ihm Alles nach innen gerichtet ist, und so wird Anfortas nicht befreit, und der ihn aus der Gralburg lassende Knappe schilt ihn eine Gans und schlägt zornig das Thor hinter ihm zu.

Darüber sinnend, kommt er zu Sigunen, sie eröffnet ihm Alles, sein Familienverhältniß zur Gralburg und alles Uebrige — und hier kommt der neue tiefe Moment des Wolfram'schen Gedichtes, was nicht durch einen äußeren Conv sich vollenden kann, wie bei einem Wigalois oder sonstigem Tafelritter. Er sieht, wie er an der Erfüllung vorübergelitten ist, er entfernt sich zürnend von Gott, — einen schweren Neid sieht er außer sich, der ihn hasse und hindere, er betritt keine Kirche mehr, und treibt sich abenteuernd um, kommt wieder zur Tafelrunde in düstere Träumerei bis zur Geistesabwesenheit versenkt.

Hier erscheint eine Abgesandte des Gral, und fordert Hülfe von den Rittern, der Zauberer Klinsor auf Castel merveil halte viele hundert Frauen gefangen. Dieser Zauberer, welcher an Merlin und Malegis erinnert, kommt schon im Titurel vor, wo erzählt wird, daß er grausam und wollüstig einst bei Iblis, der schönen Königin Siciliens, vom Gemahl derselben ertappt und „kavaunt" worden sei. Dafür räche er sich an allen Ehemännern und habe schon an die viertausend Frauen nach Castel merveil geraubt.

Parcival nimmt an dieser äußerlichen Verbindung mit dem Gral kein Interesse, tiefer muß er sich seiner bemächtigen, wenn es überhaupt geschehen kann, und Zwain übernimmt und vollführt jene Unternehmung nach Castel merveil, wobei ihm die vielen befreiten Weiber bedenklich viel zu schaffen geben. — Am Charfreitage begegnet Parcival einem Ritter, der sammt seinen Töchtern barfuß und in grauem Bußgewande daherschreitet und ihm die glänzende Rittertracht an einem Tage verweis't, wo Gott durch schmerzlichen Tod die Welt erlös't habe.

Diese Mahnung bringt Parcival zum Zweifel, ob der Neid herrschend und mächtig sei, er will sich dem Geschick überlassen, lenkt keinen Zügel mehr, und gestattet dem Rosse einen beliebigen Weg. So kommt er zum Einsiedler Trevrizent, und es folgen die tiefsinnigsten Gespräche über Gott, Sünde und Gral, welche ihn in das andere Extrem, die äußerste Zerknirschung werfen.

Er irrt in immer größeren Abenteuern umher, findet unter andern seinen Halbbruder Feirefiz, der schwarz und weiß ausſieht, weil seine Mutter eine Mohrin gewesen, und mit dem er noch einmal zur Tafelrunde kehrt. Endlich kommt die Nachricht, daß der Gral ihn zum Könige erwählt, seine innere Welt war erfüllt, und die äußere fand sich dazu, auch sein Weib, welche ihm zwei Söhne geboren hat.

So stellt sich in Wolfram des Mittelalters Beziehung zu Gott und Religion dar, der Geist Gottes ist ihm fortwährend und allenthalben, in jedem Baumzweige gegenwärtig und thätig, am deutlichſten in sich, im Menſchen selber. Sich selbſt erkennen, ist der Anfang, Gott selbſt zu werden; dieſer Uebergang zu einer Einheit liegt im Leben und Sterben des Heilandes. In dieſes Thema dialektiſirt er alle Formen der Kirche, und die Gewandtheit und Stärke seiner Gedankenwendung ist außerordentlich. Er ſpielt Ball mit den höchſten Kirchenfragen, unterläßt es aber nicht, ein Kreuz zu machen und das Knie leicht zu beugen, ehe er die dreiſt gewerfene Frage wieder auffängt.

Dennoch, ſo weit er auch der Kirche huldigt, verlegt er nicht die endliche Auflöſung des Kampfes in das kirchliche Moment, ſondern in das ſich ſelbſt erzeugende Bewußtſein des Menſchen ſelber. Das romantiſche Moment der Freiheit, worin die große Macht zur Fortbildung eingeſchloſſen war, hält er mit großem Nachdrucke feſt, Parcival wird durch ſich ſelbſt ein Pair im Reiche Gottes, ein König im Gral.

Dieſes tief liegende Moment des Mittelalters, was nur dem blöden Auge durch Kirchengewänder gewehrt wird, iſt die ewige Pforte des Romantiſchen, wodurch ſich dies weit über das Klaſſiſche erhebt, und mit ſtets neuer Offenbarung fortſchiebt im Entwickeln der menſchlichen Aufgabe. Spielend und heiter ſchimmert es vom ungebundenen Abenteuerleben des Ritters, verbirgt ſich in der Dialektik des Mönches und ſchlummert wie ein Lebenshauch, athmet leiſe, aber tief in dieſer großen Dichtung des Mittelalters. Dieſe Entwickelung Parcival's bricht in Luther zu Tage, und breitet ſich unendlich in der freien, eigenen Anſchauung Wolfgang Göthe's.

Wolfram von Eſchenbach ſtammte aus Franken, und zwar aus der Gegend von Nürnberg.

Lohengrin

schwebt nur um die äußere Peripherie der Gralsage, der Gral ist fernwirkendes Symbol. Gewissermaßen ist es ein Versuch, aus jenem Glaubens- und Gedankendichtet in's leichtere Leben zu kehren. Der ernste Gral spielt nur als Antithese, aber ist auch da noch mächtig genug, das Irdische aufzulösen. Parcival's Geschick beruhte doch darin, daß er auf eine bloße Nachfrage Glück und Segen in die Gralburg bringen konnte: Lohengrin, sein Sohn, hat dagegen nur ein Leben, wenn nicht nach seinem früheren Schicksale gefragt wird. Eine Herzogin von Brabant ist nämlich sehr bedrängt und braucht einen Kämpfer. Nirgends findet sich einer. Da kommt eines schönen Morgens ein Schifflein geschwommen, welches ein Schwan zieht, und worin ein hübscher Ritter schläft. Der Ritter thut alles Nöthige und heirathet die Herzogin unter der Bedingung, daß sie nie nach seinem Namen frage. Das geht eine Weile, aber die weibliche Neugier duldete es nicht lange, sie fragt, er ist Lohengrin, zum Gral gehörig, er muß sie verlassen und das Weinen kommt nun zu spät. Das Ganze ist noch mit deutscher Reichsbreuk umhüllt. Es ist dies Gedicht wahrscheinlich über Belgien zu uns gekommen, und der deutsche Verfasser ist unbekannt. Mancher schreibt es Wolfram selber zu — die Form des Gedichtes selbst läßt einen Wolfram die Erzählung vertragen. Indessen weder im Gedichte, noch in sonstiger Ueberlieferung scheint hinreichender Grund für diese Annahme zu sein. Vielmehr deutet Alles auf eine spätere Zeit, wo die innerliche Sagenpoesie bereits verfallen und zum bloß unterhaltenden Roman abgekleidet ist. Der Verfasser wird jetzt für einen Niederländer gehalten.

Die Sage vom Schwanritter ist auch von Konrad von Würzburg bearbeitet worden, ohne Beziehung auf Gral und Tafelrunde.

D.

Einzelne Gedichte.

Gottfried von Straßburg.

Es handelt sich hier um Gedichte, die sich weniger streng, oder gar nicht an die Hauptkreise anschließen. Dabei ist mit einer außerordentlich wichtigen Figur der mittelalterlichen Poesie, mit Gottfried von Straßburg zu beginnen. In diesem Manne scheint die subjektive Vertiefung des Mittelalters bereits einen Stillstand zu finden, sie schlägt heiter in die sinnliche Welt hinüber, und bildet sogar eine direkte Opposition gegen Wolfram von Eschenbach. Ja, Gottfried von Straßburg ist sich derselben ganz und gar bewußt, er bildet also durchaus einen höchst merkwürdigen Grenzpunkt. „Du verlierst dich," sagte er in ungefähr ähnlichen Worten gegen Wolfram, „in unpassende, verworrene Gebiete, Du zerstörst die Einfachheit, welche der Poesie Noth thut, Du wirst schwülstig, statt „„in schlichter und einfacher Rede zu sprechen, in der ein Mann mit schlichtem, geradem Sinne nicht strauchelt.““

Kann ein Bild zur Verdeutlichung helfen, so ist Gottfried der behagliche, heitere Nachmittag, wo man nicht aufgelegt und berufen ist, neuen Stoff und neues Verhältniß aufzusuchen, noch das Vorliegende zu vertiefen mit üppig spielender Phantasie und Spekulation. Dieser heitere Nachmittag des Mittelalters spiegelt sich in seinem „Tristan und Isolde," welches ein so hellfarbig

schimmerndes Gegenbild neben den dunkel beschatteten Dichtungen des Mittelalters ist. Hinter der sinnlich heitern Stimmung liegt genaue Kenntniß aller Motive jener Zeit, aller Bedeutsamkeit mittelalterlicher Poesie; er weiß vortrefflich, wie fest das ganze Leben von jenem neuen romantischen Dogma umspannt ist, aber er sieht darin ein gefälliges, harmonisches Dasein bedroht, er sieht die Schluchten und Abgründe auf allen Seiten, wenn sich die Seele noch weiter ebenso rücksichtslos wie bisher der Spielerei im Innern und Aeußern, der traumhaften Spekulation und der geistreichen Träumerei hingeben wolle. Indessen fühlt er sich doch auch nicht stark und berufen genug, diese ihm gegenüberstehende Welt auf Tod und Leben an der Wurzel anzugreifen; es ist Nachmittags, er sieht das bunte Leben bei der Tafel auch ganz gern, er küßt gern, und er hat in diesen Kreisen eine sehr große Gewalt durch sein Talent. Dies Talent ist, wie natürlich, noch mannigfachst mit dem Mittelalter verwachsen. Was nimmt er für einen Ausweg? Seine innerliche Opposition trägt er in der Form zur Schau, denn ihrer ist er vergestalt Herr und Meister, daß ihn im ganzen Mittelalter Niemand übertreffen mag. Er sagt zu Wolfram: Du machst schwülstige Verse. Aber er spielt nur mit der Opposition, wo es auf Lebensfragen ankommt, das bedenklichste Element der sinnlichen Liebe, welches in seinem Gedichte glüht und tobt, ist mit so geschmeidiger Hand hin und her gewendet, daß man den Satyr eben so wenig ergreifen kann als die Sünde und die eigentliche Liebe. Ja, der eigentlichste Spott auf Sitte und Maxime seiner Zeit hat sich geradezu am leidenschaftlichen Herzen der Liebe einen festen kleinen Sitz gebaut, so daß der feinste Beobachter nicht sagen kann, ob jener stürmische Drang oder dieses Aeußerste vom Herzen eingegeben sei oder vom Spotte.

So ist dieses Gedicht „Tristan und Isolde" jenes fabelhafte Wesen, von welchem die moderne Welt erzählt, daß es sich am Scheidewege mit dem Laster und mit der Tugend zu verständigen weiß, was sich erlustigt, aber sein Kreuz dazu schlägt.

Die schlimmste Beleuchtung aber fällt darauf, daß Gottfried selbst früher ein Mönch war, er kennt das innere Heiligthum sammt allen seinen Gesetzen; aber das spielt nur, wie eine Etikette dazwischen. Er hat klassische Bildung, spricht vom

Helikon, von den Musen, und das hat ihm manchen unserer Kritiker bestochen; denn das ist unser Zaubertrank, womit trunken gemacht wird, etwas Esoterisches braucht jede Zeit. So ist es ihm stets übersehen worden, daß er der erste Verräther und der größte Verräther des Mittelalters war, daß er das sinnliche Element lächelnd geltend machte, und die duftige Liebe auf das pikanteste Ehebruchlager bettete.

Einzelnes davon war in vielen Gedichten vorgekommen, aber nirgends mit dieser Bewußtheit. Das eigentlich Mittelalterliche ist in Gottfried nur noch Marionette, mit dem er ein geistreiches Spiel treibt, die baare menschliche Empfindung nur erfreut eigentlich sein Herz, und sie schildert er mit wirklicher Innigkeit, selbst wo sie frech wird.

Da, hier in Gottfried, erscheint denn auch etwas von jener Objektivität, welche von der Redensart unserer Kritik so oft unpassend verlangt wird. Aber sie erscheint in ihm, weil in seiner Seele das Mittelalter beendigt ist; er steht schon mit seinem schalkhaft, oder gar satyrisch lächelnden Gedichte außerhalb desselben, die Naivetät, die Unmittelbarkeit der mittelalterlichen Poesie ist in ihm vorbei, und sein Verdienst ist bereits auf einem andern Felde zu suchen.

Glauben wir deshalb nicht, daß dies im Aeußeren eben so rasch geht, o nein, das Mittelalter stand noch ein Paar Jahrhunderte, es ward auch noch genug ächt mittelalterlich gedichtet, dies neue Weltgebäude baute sich auch erst nach vielen Seiten aus, denn die Masse und die einzelne Gattung findet sich stets langsam. Die großen dichterischen Geister einer Nation sind wie die höchsten Bergriesen, dicht am Himmel, von ewigem Schnee bedeckt; mancher Quell, der von ihnen herabrinnt, wird in seinem kleinen Ursprunge gar nicht beachtet, und wenn dann unten ein Flüßchen, ein Strom sich daraus bildet, so weiß man nicht immer, welch kleiner Quell grade der Anfang gewesen sei, das Wasser hat auch viel zu thun und zu wahren, ehe es bis in's Meer kommt, und so einen Hauptlebenstheil des Landes bildet. Es weiß an der Mündung schwer zu sagen, von welchem kleinen Quelle es eigentlich stammt.

So geht's der Romantik, die sich allmählig aus den mittelalterlichen Tiefen in andere Thäler geworfen hat. Wie schon

oben bemerkt ward, Gottfried von Straßburg wußte vielleicht selbst nicht, daß sein Mißfallen an Wolfram eine so große Lebensfrage in sich schloß, und daß sein Tristan und Isolde diese öffnete. Vielleicht beneidete er ihm auch in etwas den Ruhm, denn Herr Wolfram war sehr gesucht, und Gottfried neigte ja sehr zum Weltlichen. Seinem Geschmacke, seinem innerlichsten wenigstens, ist es immer schwer zu glauben, daß er wirklich der Ueberzeugung gewesen sei, Hartmann von der Aue sei ein größerer Dichter denn Wolfram, wie er ausspricht, der geschmackskundige Gottfried. Allerdings war in dem einfachen Lebenselemente Hartmann's und in dem einfachen Ausdrucke desselben viel Ansprechendes für Gottfried, aber dieser war doch zu fein, um nicht die anmuthige Mittelmäßigkeit aus Hartmann und die geniale Fülle aus Wolfram herauszublicken. Der Unterschied zwischen tief heitern und tief ernsten Menschen geht gewiß durch die ganze Geschichte, durch alle Religionen und sonstigen Gesetze, Sitten und Ausdrücke; man sieht jetzt wieder unter den rohen Völkern, daß der Neger zur heitern, die Rothhaut Amerika's zur melancholisch ernsten Hälfte hinneigt; aber beim extremsten Wesen verblendet sich ein gescheidter Mensch, wie Gottfried, nicht leicht so über den Heros in dem gegenüberstehenden Extreme, daß er wirklich Wolfram unter Hartmann gestellt hätte. Betrachten wir nun das Gedicht selbst.

Tristan und Isolde.

Die erste Quelle des Gedichtes ist jener Thomas von Britannien, dessen schon erwähnt wurde und der von der schottischen Grenze herstammte. Sie ist indessen hier unwesentlich, da sich Gottfried, wie Wolfram mit seinen Stoffen that, des Gegenstandes völlig selbstständig bemächtigte. Wenigstens sehen wir an andern Bearbeitungen desselben Stoffes, daß er ohne dichterischen Genius ganz unbedeutend blieb. Er beginnt mit Ehebruch, und in dieser ungesetzlichen Neigung bewegt sich sein ganzes Leben und Element.

Tristan's Mutter, die Schwester des Königs Marke von Cornwallis schleicht zu dem verwundeten Rivalin, um ihn zu heilen. Bei dieser Gelegenheit wird sie schwanger, und bald

darauf von Rivalin nach Frankreich entführt. Der Geliebte fällt in einem Kampfe, sie selbst stirbt bei Geburt des Sohnes, welcher ob so trauriger Umstände den Namen Tristan erhält. Dies heißt „der Traurige."

Rual, ein getreuer Marschall, erzieht ihn und zwar durchweg in der damalig modernen Weise. Da ist nichts von der Ahnung und Träumerei, welche Parcival schwellt. Tristan wird vollkommenster, ritterlicher Elegant, lernt alle üblichen feinen Künste, fremde Sprachen, die man an Höfen brauchte, er weiß sich einer falschen Meinung zu fügen, eine grobe Wahrheit zu verbergen, kurz, er wird sehr anmuthig. Freilich ganz anders als Parcival. Norwegische Kaufleute stehlen ihn, setzen ihn aber in Cornwallis an's Land. Er weiß nichts von seiner Verwandtschaft mit Marke, bringt sich als einen Kaufmannssohn an des Königs Hof und macht als ein genialer Jüngling sein Glück.

„Tristan, Tristan li Parmenois
Comme est gentil, comme est courtois!"

Als Rual kommt, folgt Erkennung und doppelte Freude; aber eigentlich hatte ihn der König schon zum Ritter geschlagen, er hätte die Abstammung nicht bedurft. Vielleicht ist dieser Zug auch nicht ohne Bedeutung.

Jetzt kommen auch die nöthigen Kämpfe; er wird schwer verwundet und nur die zauberkundige Isolde kann ihn heilen, aber diese liebt seinen Stamm durchaus nicht, Tristan hat ihren Oheim Morolt erschlagen, er muß unter falschem Namen sich einschleichen, lehrt sie Musik, und sie heilt ihn dafür, ohne daß irgend ein Liebesgedanke sich herausstellte. Ja, er räth Marke, die blonde Isold zu heirathen und unternimmt die in den Verhältnissen mit Irland gefährliche Werbung. Als er vom Schiffe zum zweiten Male auf irischen Boden steigt, verwüstet just ein Drache das Land. Er erlegt das Unthier, und steckt sich als Siegeszeichen die Zunge desselben in's Wamms; es geht aber von dieser Zunge ein so betäubender Pestdampf aus, daß er wie leblos niederfällt. Die Frauen, welche ihn auf dem Kampfplatze finden, bringen ihn zu sich. Isold erkennt an den Scharten seines Schwerts — wie fein spottet Gottfried! — daß diese Scharten in den zerschlagenen Schädel ihres Oheims passen, sie stürzt

gehobenen Schwertes nach dem Bade, wo er eben ist, wird aber abgehalten, und später versöhnt. Er führt sie wirklich als die Braut Marke's von dannen.

Nun kommt der Wendepunkt. Ihre Zofe hat von Isold's Mutter einen magischen Liebestrank mit auf dem Schiffe, der für Marke und Isold bestimmt ist, sie verwechselt ihn auf der Fahrt mit Wein und giebt ihn arglos Tristan und Isold zum Trinken.

Von hier beginnt beider flammende Neigung für einander, die kein Gesetz achtet. Soll nun durch solches Zaubergeschick diese Nichtachtung entschuldigt, soll die bornirte Ritterminne verspottet sein, welche von einem unnatürlichen Taumel geboren werde? Sprich, Meister Gottfried!

Mit feinster Kenntniß dessen, was Mann und Weib unterscheidet, mit loderndem Feuer wird der alsbaldige Ausbruch dieser Neigung geschildert. Es folgt nun Betrug auf Betrug — denn die Heirath mit Marke wird bei alledem ruhig vollzogen — den Gatten und die Umgebung zu täuschen, und das ist Alles mit solcher Feinheit erfunden, mit solcher Behaglichkeit ausgemalt, daß man dem frühern Mönche Gottfried die beste Erfahrung zutrauen muß. Alle Welt weiß es dennoch, denn die Leidenschaft ist wie ein lärmender Bergstrom, der arme Marke überrascht sie sogar zusammen im Bett, er muß endlich dem Geschrei des Hofes nachgeben und ein Gottesgericht anberaumen.

Hier sehe man Gottfried, des Mittelalters Ledigen! Dies officielle Institut, dem aller Glaube zufloß ohne Weiteres, wird von ihm auf das Raffinirteste verspottet, und der Glaube selbst muß zum Spotte das Mittel geben, wie man einen Franzosen nur französisch betrügen kann. Der heilige Christ selber hat ihr bei Fasten und Gebet ein Mittel eingegeben, wie man das glühende Eisen halten, und das Gottesgericht ganz wohl bestehen könne, Gottfried lächelt gut mönchisch hinter dem alten Verse hervor: „daz der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist —" (daz der vil tugendhafte Krist wintschaffen als ein ermel ist) —

Weil sie doch auch schwören muß, so verkleidet sich Tristan als Pilger, trägt sie aus dem Schiffe und fällt mit ihr an die Erde — nun ist ganz wahr der Schwur: daß nie ein anderer Mann als Marke und jener fromme Pilger an ihrer Seite

gelegen habe. Wie will das Gottesurtheil sich da zurecht finden? Es muß sie frei sprechen. Und wie prächtig spricht Meister Gottfried über die Liebe, um alle Schleichpfade des Paares zu verweben; — in diesen versteckten Wendungen höhnt er die ritterliche und kirchliche Konvenienz der Liebe, und ist doch nirgends zu fassen.

Einige Zeit darauf verbannt Marke das Paar vom Hofe, sie ziehen in den Wald und freuen sich allda zusammen, ganz mit dem Anschein, als hätte es ihnen nur bequemer gemacht sein sollen. Da sie Jagdlärm hören, schließen sie ihre Höhle, entkleiden sich völlig, legen sich nebeneinander und ein blankes Schwert dazwischen. Der wackere Marke sieht dies durch einen Riß, und diese symbolische Scheidung entzückt ihn so, daß er sie wieder an den Hof ruft.

Endlich tritt denn doch wieder eine Bettüberraschung ein, und Tristan muß fliehen; sie scheiden unter den zartesten Zusagen unverbrüchlicher gegenseitiger Treue und Zärtlichkeit. Nun — Tristan findet eine zweite Isolt, die auch wirklich eben so heißt, sehr schön ist, besonders weiße Hände hat, und daher auch den Beinamen führt „aux blanches mains.“ Der gleiche Name, die Schönheit, Reue über Ehebruch verwirren ihn, er heirathet sie, aber er bleibt Isolden, der ersten treu. Die neue Isolt fragt endlich, er schützt ein Gelübde vor, aber am Ende hält er das Gelübde selber nicht. Indessen mitten im Kampfe, wo es sich nun um die eigentliche Idee des Gedichtes handelt, stirbt Gottfried und läßt uns in wirklicher Liebesnoth.

Ulrich von Türheim hat es sehr unglücklich, Heinrich von Vriberg mit besserem Geschicke zu End gebracht. Da wird Tristan, indem er seinem Schwager bei einer ungesetzlichen Liebschaft dienstfertig ist, tödtlich verwundet. Er läßt nach England schicken und die ächte Isolt zu seinem Sterben entbieten, sie solle mit einem weißen Segel kommen. Es kommt endlich ein Schiff, er fragt nach der Farbe, Isolt mit den weißen Händen sagt, es sei ein schwarzes Segel; da stirbt er. Die blonde Isolt ist's aber wirklich, sie stürzt auf ihn und stirbt. Der gute Marke erbaut für sie ein Kloster, und läßt einen Rosenstrauch und eine Weinrebe darauf pflanzen, deren Zweige in einander geschlungen sind. Dies ist das Wappen von Tristan und Isolde. Die

christliche Deutung desselben von Briberg in den Dornenkranz und in den wahren Weinstock geht freilich ganz aus Gottfried's Kreise hinaus.

Kurz, wir haben in diesem Gottfried'schen Werk einen Durchbruch der glühendsten ursprünglichsten Sinnlichkeit, der alle Konvenienz der Zeit mit Füßen tritt, und sich auf Kosten der ganzen damaligen Existenz geltend macht. Just an dieser Stelle, wo das Mittelalter seine theoretische Vergeistigung auf die Spitze getrieben, wo es eine einseitig innere Welt übermächtig ausgebildet hatte, tritt in Gottfried, der etwa gegen 1250 starb, eine so glänzende Mahnung ein, daß der Mensch auch noch etwas ganz Anderes sei, daß dies Andere ebenfalls von ungeheurer Macht und von strotzenden Keimen einer Welt erfüllt werde. Diese Erscheinung ist um so bedeutender, je mehr sie gerüstet, fertig und verführerisch zugleich auftrat; es muß also ein tief verborgener langer Strom dieser Richtung angenommen werden, welcher unerkannt neben diesem, alles Sinnliche verläugnenden Mittelalter einhergegangen war, es muß sich also ferner eine schwere Nothwendigkeit der menschlichen Entwickelung darin bergen, da er unter feindseliger Umgebung doch zu einer solchen Pracht und Stärke gedieh. Denn die Schönheit von Gottfried's Form und Fassung ist unübertroffen, er ist Meister des Geschmacks und erhebt sich auch darin über seine Zeit.

Mit einer gemüthlichen Unbekümmertheit haben ihn meist die Preiser des absoluten Mittelalters belobend angeführt, haben von den schönen Versen, der glänzenden Darstellung gesprochen und für das zudringlich sinnliche Element irgend eine artige Beschwichtigung entdeckt, oder eine überschwänglich sinnige Deutung aufgesucht. Wenn der sogenannte moralische Maaßstab angelegt wird, so ist Tristan und Isolde ein Gräuel; aber man hätte bei solcher Konsequenz dies glänzendste Gedicht des Mittelalters eingebüßt, und so ist die Verurtheilung noch immer aufgeschoben.

Abgesehen nun von jener tieferen Vergleichung und von der Perspektive für die romantische Welt, welche sich in dieser Opposition Gottfried's öffnete, abgesehen davon, stellt sich als Eigenthümlichkeit an ihm heraus, die bei keinem Andern bemerkt wird: jene graziöse Neigung zur Heiterkeit, jenes bewußte Lächeln, was über Allem schwebt. Alles übrige Mittelalter ist todesernst.

Selbst das scherzhafte Element der Tafelrunde wird ernsthaft behandelt. Nur in der stärksten Potenz dieser Epoche, in Wolfram, befreit sich mitunter ein noch mächtigeres Element des tief Heiteren, ein noch mächtigeres als das, was über Gottfried ausgegossen ist. Dies sind einzelne humoristische Punkte in Wolfram, wo sich die ringende Seele in einem Anfluge von Laune überbebt. Wie man denn überhaupt diesem poetischen Mittelpunkte des Mittelalters, dem Wolfram, das größere Verdienst ungeschmälert lassen muß, seiner Zeit auf die geheimsten, innerlichsten Spuren gedrungen zu sein, seine Zeit erschöpft zu haben. Möge man sich dabei vor ungerechter Vergleichung hüten, denn der Werth Gottfrieds beruht nicht also im Hauptausdrucke des Mittelalters, sondern in der geschmackvollen Kühnheit, sich auf eine künstlerische Weise von der Beengung des Mittelalters zu lösen. Wolfram ist der geheimnißreich mächtige Herrscher, Gottfried der muthige und geschickte Eroberer.

Von einzelnen Gedichten ist noch zu erwähnen:

Flos und Blankflos, Blume und Weißblume, auch Rose und Lilie, Flur und Blancheflur genannt. Der Name davon ist bereits beim Karlskreise vorgekommen. Es ist nach dem Französischen des Ruprecht von Orbent durch Konrad Flecke in unsere Literatur gebracht, als Romanstoff darin erhalten und bis auf die neueste Zeit stets wieder bearbeitet worden. Flos, Sohn eines Araberkönigs, und Blankflos, Tochter einer auvergnatischen Gräfin, wachsen neben einander auf, und es entwickelt sich von früher Kindheit eine starke und zarte Neigung zwischen ihnen. Es hat nicht an deutschen Kritikern gefehlt, welche diese Engelneigung der Kinder unmoralisch oder unpassend befunden haben. Die Liebe wird auch von den Eltern, aber politischer Gründe wegen, gemißbilligt, Flos wird entfernt, Blankflos an morgenländische Kaufleute verhandelt, von denen sie in's Serail des Sultans von Babylon kommt. Als Flos heimkehrt, sagt man, sie sei gestorben, und weist ihm das Grabmal. Er erfährt aber den Hergang, macht sich auf, dringt nach Babylon — in einem Rosenkorbe wird er, selbst rosenroth gekleidet, in den Harem ge-

tragen. Ueberraschung, Glück; er wird verborgen gehalten, aber doch vom Sultan entdeckt, und sie sollen beide verbrannt werden. Sie haben einen Zauberring, womit sich eins retten kann, aber sie ziehen gemeinschaftlichen Tod vor und werfen den Ring fort. Der Sultan erfährt's, aber dennoch will er selbst Flos tödten — Blankflos indessen drängt sich vor, den Schwertstreich für ihn aufzufangen, so daß der Sultan endlich von der Liebe gerührt wird und verzeiht. Sie kehren beglückt in die Heimath. So endiget dies Thema einer schuldlosen Liebe.

Die Liebesgeschichten jeder Art machen sich nun auf alle Weise geltend, die sogenannte Minne erhält in dieser epischen Behandlung, den Minneliedern gegenüber, eine fleischige Gewandung, die oft von der wunderlichsten Art ist. So existirt ein Gedicht „Frauentreue," darin schaut ein Ritter mit einem Bürger dem Kirchgange zu, um die schönste Frau der Stadt auszufinden. Der Ritter entscheidet sich für eine, es ist aber zufällig die Frau des Bürgers, und sie ist auch treu. In der Liebestollheit veranstaltet er ein Turnier, wo er nur im seidenen Hemde ficht. Ein Splitter dringt ihm in die Seite und er krankt sehr, der Bürger veranlaßt seine Frau, ihm selbigen herauszuziehn. Sie thut's, und dabei hofft der Ritter zu sterben. Er wird aber geheilt, dringt des Nachts rasend zu dem Ehebette, die Frau schämt sich halbtodt, er aber umarmt sie auf's Kräftigste, reißt dabei seine Wunde auf und stirbt. Jetzt macht sich die Frau Vorwürfe und stirbt ihm bald darauf nach. Der Dichter schließt mit einer höchst naiven Verdammung der Sprödigkeit. Dies sinnliche Element verbreitet sich dann immer mehr in allerlei andere Realität, und in dahin schlagender Bearbeitung hat sich besonders Konrad von Würzburg hervorgethan. Das stuft sich immer weiter ab zum Essen und Trinken, was in der „Wiener Meerfahrt" und im „Weinschwelg" seine Verherrlichung findet, zur Prosa der Liebe und dem derben Witze, welche am Schlagendsten in den Gedichten „Salomon" und „Morolf" zu Tage kommen, und in welchen Bereich auch der „Pfaffe Amis" von „Sticker" gehört. Viele dieser Sachen, wo sich das Mittelalter auf eine handgreifliche Weise von seiner Ueberschwänglichkeit befreit, tauchen noch in späteren Jahrhunderten wieder auf. Besonders thut „Hans Rosenplüt," wegen seiner Vorliebe

für Derbheit „der Schnepperer" genannt, sich im Wiederaufnehmen solcher Gedichte hervor, und in den österreich'schen Landestheilen entwickelt sich frühzeitig Preis und Vorliebe für eine fleischige Auffassung und Fröhlichkeit, wie sie heut noch zu finden.

Von den noch im alten ernsten Tone gehaltenen, die zum Theil in die früheste Zeit des Mittelalters zurückgehn, sind zu nennen:

Herzog Ernst. Es spielt in die Zeit der Ottone, und dieser Herzog Ernst, welcher verbannt wird, geräth in die fabelhaften Gegenden des Orients, wo die Kranichmenschen, die Greife und solcher Ausbund existiren. Dort kommt er denn auch mit den Templern und Gralrittern in Verband. Man schrieb dies Gedicht lange dem ältesten Minnesänger, dem würdigen Heinrich von Veldegk zu, welcher von Gottfried auch auf Kosten Wolframs gelobt wird. Jetzt glaubt man aber, daß es höchstens die spätere Umarbeitung eines Veldegk'schen Werkes sei.

Landgraf Ludwig von Thüringen. Von unbekannter Hand und zuerst von Schlegel angezeigt. Doppelt falsch nannte man früher den Titel Gottfried von Bouillon und als Verfasser Wolfram.

Wilhelm von Orleans. Von Rudolph von Montfort und Hohenems. Man legt ihm die Geschichte Wilhelm's des Eroberers unter.

Das Lobgedicht des heiligen Anno und die Kaiserchronik, worin sich die Ueberreste einer alten Weltgeschichte aus dem zwölften Jahrhunderte finden. Dem ersten Gedichte gab man sonst eine frühe Abstammung, als man aber die Kaiserchronik auffand, ergab sich, daß Beides in vieler Weise zusammengehörte. Die letztere, deren Druck erst beabsichtigt wird, gilt der neuen Forschung für sehr wichtig. Man findet darin einen der ersten und stärksten Uebergänge in die wunderträumende romantische Zeit, wo man die nüchternen alten Sagen zu verschmähen anfängt.

Eine Weltchronik, ebenfalls von jenem Rudolph, der von Montfort, von Hohenems und von Ense genannt wird, angefangen und von Heinrich von München bis zur Zeit Karl's des Großen fortgesetzt. In dieser Fortsetzung bezieht sich Manches auf unsere Heldensage.

Noch eine Weltchronik und ein österreichisch Fürstenbuch von Johann oder Jansen dem Enikel, auch Enenkel genannt, einem Wiener Bürger, der von 1190—1250 gelebt hat. Die Sachen sind gereimt, besonders für lokale Sagengeschichte ergiebig und eine bald burleske Fortsetzung für alle Poesieen, denen der edlere Halt und Trieb ausgeht.

Eine Reimchronik des Ottokar von Horneck, der um 1320 stirbt. Sie umfaßt die Geschichte von Oesterreich und Steiermark von 1250—1309, und gilt schon als rein historische Quelle. Zu Wien befindet sich auch noch eine handschriftliche Weltchronik von ihm.

Der Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein ist beiläufig schon erwähnt. Er ist als Einblick in jene erkünstelte Lebensverhältnisse zu beachten, wie man ihn aber für eine unabhängige poetische Bildung ausgeben und anpreisen konnte, ist wohl nur daher gekommen, daß Ludwig Tieck eine Bearbeitung, obenein in Prosa, davon gegeben hat.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue nimmt als poetische Erzählung schon eine viel interessantere Stelle ein.

Von jenen Reimchroniken, die gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts überall auftauchen, sind die wichtigsten: die Livländische, in Reval geschrieben, die Chronik des deutschen Ordens von Nikolaus von Jeroschin, die Gandersheimer vom Pfaffen Eberhard, noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehörig; die Braunschweiger; die von Cöln vom Meister Gottfried Hagen. In den Niederlanden erscheinen sie sehr zahlreich, und wir begegnen dort später noch besonders der Limburgischen.

Es sind hierbei nun noch einige Andeutungen über die Form selbst zu geben, deren sich diese mittelalterliche Schule, welche man unter dem Gesammtnamen „Minnesänger" zusammenfaßt, bediente. Die beste Auskunft darüber geben die Arbeiten der Gebrüder Grimm, besonders in der Grammatik, welche diese alten Sprachtheile unsres Vaterlandes lehrt.

In den epischen Gedichten herrscht das kurze Reimpaar; verschlungenere und künstlichere Mannigfaltigkeit findet sich aber auch in den Hauptdichtern dieser Art, besonders in Wolfram und Gottfried. In den Kodern herrscht der größte Wechsel an metrischen Weisen, oder wie man das nannte, in den „Tönen." Im Manessischen Kodex finden sich an 1200 verschiedene Töne. In größter Einfachheit gehen die Gesänge Walthers von der Vogelweide einher. Das Verschiedenartigste kommt aber doch auf jene Grundgesetze zusammen: jede Strophe, welche von den Aelteren „Lied," von den Späteren „Gesätz" benannt war, bestand aus drei Theilen, „von denen sich zwei in der Sylbenzahl und Stellung der Reime genau entsprechen." Die späteren Meistersänger nannten dies „die Stollen" und den dritten, gewöhnlich darauf folgenden Theil den „Abgesang." Der auch zuweilen zwischen die Stollen genommen wird, und stets allein dasteht. „Die Reimfolge bleibt durch ein Gedicht von mehreren Strophen dieselbe mit strenger Beobachtung der stumpfen oder klingenden Reime in den sich entsprechenden Zeilen." Die Gedichte, in welchen größere Willkür der Form und des Reimes herrschte, und die dann in Knittelverse ausgeartet sind, hießen „Leiche."

Die Grundform des nationalen Epos besteht in vier langen Zeilen, die neben einander gereimt sind. So in den Nibelungen. In dieser Art ist auch der ältere Titurel, nur mit der Abweichung, daß die dritte Strophe die kürzeste, die vierte die längste ist, und daß der Gang nicht, wie zumeist in Jamben oder Trochäen, sondern in Anapästen geht.

Aus dem oben angegebenen „Abgesange" späterer Form entwickelt sich das, was wir Refrain nennen und was oft nur ein Ausruf wird.

10.

Antike Stoffe, geistige Gedichte und Prosa.

Was sich die Deutschen später oft selbst so vielfach vorwarfen, das Aufnehmen des Stoffes von außenher, das liegt doch in unserer ganzen Entstehungsgeschichte deutlich zu Tage. Als wir beim Beginn des Mittelalters die deutsche Gemeinschaft werden, welche wir mehr oder minder heute noch sind, da interessiren uns auch zumeist Sagen und Stoffe benachbarter Nationen, und es wird nur einem guten Glücke verdankt, daß unsere heimische Heldensage nicht ganz unbeachtet bleibt. Dieses Glück ist so gut, daß es der angestrengtesten Forschung nicht gelingen will, mit Gewißheit zu ergründen, wem wir das Glück zu danken haben. Wir betteln uns das Bischen Kenntniß darüber zusammen, und das ist ein sicheres Zeichen, wie sehr das Ganze in bescheidener Stille, an vielen Orten, bald zufällig und wild aufgewachsen ist; kurz, wie sehr der bloße Treffer und was man Glück nennt, dabei gewirkt hat, und wie wenig die bewußte Absicht.

Die Lage unsres Vaterlandes mag zu dieser Richtung nach außen beigesteuert haben, wie schon erwähnt ist; aber es liegt auch gewiß ein tieferer Familienzug auf dem Grunde.

Bisher waren es fast immer bretonische und französische Sagen, die man sich aneignete. Es ist nun nachzuholen, daß man sich ganz früh auch an antike Stoffe hielt, obwohl man freilich auch diese meist aus Frankreich bezog und nicht aus der

Ursprache. Unter Ursprache wird übrigens blos lateinisch verstanden, denn das Griechische war zu weit.

Ein Gedicht über Alexander den Großen vom Pfaffen Lamprecht ist durch neuere Kritik sehr hervorgehoben und ausgezeichnet worden. Es wird auch in das zwölfte Jahrhundert verlegt, dahin, wo das Althochdeutsche in's Mittelhochdeutsche übergeht, und noch manche niederdeutsche Färbung trägt. Die Assonanz spielt noch darin. Alexander's Zug bis an's Ende der Welt ist der erste Theil des Gedichts, sein Krieg mit Darius, seine Schlacht gegen Porus und die Ankunft bei den Grenzen der Erde. Dann schreibt er einen Brief in die Heimath, nach welcher in ihm das Verlangen erwacht. Dieser Brief hauptsächlich ist der zweite Theil, welcher sich in zauberhaften Vorfällen ergeht und mit wenig Worten dann Alexanders Tod giebt.

Man glaubt, es sei vieles Aehnliche aus dem zwölften Jahrhundert noch unbekannt, wie in Graffs Diutiska Stücke eines deutschen Gedichtes „Athis und Profilias" aus diesem Zeitraume mitgetheilt werden. Auch daran wird eine französische Quelle angegeben.

Die Alexandergeschichte ward später noch durch Rudolph von Hohenems bearbeitet. Sie ist noch ungedruckt als Handschrift zu München. Hier ist einmal eine nähere Quelle, nämlich wenigstens die lateinische des Curtius und außerdem die Tradition des Byzantinischen Mönches Kallisthenes. Ulrich von Eschenbach, der sich an denselben Stoff machte, ist wiederum einem Franzosen gefolgt. Aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammt die letzte Bearbeitung der Alexandersage von Seifrid.

Größeren Nachdruck legt man auf die Eneit des Heinrich von Veldegk. Dieser erste Minnesänger hatte ebenfalls eine französische Bearbeitung des Virgil vor sich, und strich die Sachen auf's Beste mit Ritter- und Minnefarben an, so daß sich die Trojaner in diesem Kostüme gar wunderlich ausnehmen. Dies und der Reim verhalfen aber diesem geschmacksarmen Produkte zu der Auszeichnung, welche es im Mittelalter genoß.

Wenn irgendwo, so glaubt man bei solchem Beifall ein Kleid der mittelalterlichen Armuth und den Gedanken zu erblicken,

daß die Einheit mehr ein Ergebniß des Mangels an zerstreuendem Reichthume, als der Auswahl gewesen sei.

Der dritte Hauptstoff aus der antiken Welt war der trojanische Krieg. Eine frühe, sehr mittelmäßige Bearbeitung, die aber klassische Stellen citirt und stolz den Homer, Ovid und Virgil anruft, ist die Herbort's von Fizlar. Die berühmteste ist die Konrads von Würzburg. Das Gedicht von ungeheurer Ausdehnung breitet sich über den Argonautenzug und alle früheren Sagen, man kennt es jetzt nur bis zu Ipbigeniens Opferung, da es noch nicht ganz bis zur Hälfte seiner 60,000 Verse bekannt gemacht ist. — Auch Konrads Quelle war die wälsche Bearbeitung eines Byzantiners.

Auch ein gewisser Wolfram hat den trojanischen Krieg bearbeitet.

Wenn noch der Ovid'schen Metamorphosen gedacht ist, die Albrecht von Halberstadt zum Vorbilde genommen, die aber nach einer späteren Umarbeitung gedruckt sind, so daß wir nur den Prolog Albrecht's davon haben, dann darf man ohne weitere Klage von dieser kümmerlichen Partie Abschied nehmen.

Eine zweite Seitenkapelle, aber eine tief römisch-christliche, ist mit den streng geistlichen Gedichten bedeckt, die sich meist auf lateinische Legenden stützen. So sehr alle Dichtung des Mittelalters mit der christlichen Kirche verbunden ist, so vielfach haben wir doch gesehen, wie sie sich selbst in dem Hauptvertreter Wolfram von Eschenbach eine eigenthümliche Anschauung bewahrte — hier aber giebt sie sich völlig hin, wird willenloses Organ der Kirche.

Dahin gehören: das Leben der heiligen Jungfrau Maria bis zur Rückkehr aus Aegypten, in drei Büchern oder Liedern von dem Pfaffen Wernher — das Leben Maria's und Christus sammt der heiligen Familie von dem Karthäuser Philipp.

Jetzt, wo der rücksichtslose Glaube seltener geworden ist, geht man daran vorüber, wie die aus Holz geschnitzten Engel an Kanzeln und Kirchthüren nicht mehr einer besondern Auf-

merksamkeit gewürdigt werden, wenn das Holz nicht besonders kunstreich behandelt ist.

Genauer werden schon die beiden folgenden betrachtet: Barlaam und Josaphat und die Sage vom heiligen Georg.

Barlaam und Josaphat ist wiederum von Rudolph von Hohenems, der mit einer nachzeugenden artigen Mittelmäßigkeit sich in allen Fächern fleißig erwiesen und die vorbereitete Ausbildung der Form nach Kräften benutzt hat. Der Sieg des Christenthums ist darin also verherrlicht: Avenier, ein indischer König, ist gegen die Christen. Von seinem Sohne Josaphat prophezeihen die Wahrsager, daß er zum Christenthume übergehen werde. Er wird also in einem abgeschlossenen Pallaste zu aller heidnischen Weisheit aufgezogen. Als er den Grund der Absperrung erfährt, verlangt er, ein geistig gefeseter Jüngling, mehr Freiheit. Sie wird ihm gewährt — es erscheint der weise Barlaam als Juwelier, deutet ihm den kostbarsten Stein als das Christenthum und predigt dies. Josaphat läßt sich taufen. Alle Mittel, ihn zurückzubringen, scheitern; bei großen Disputationen werden die eifrigsten Heiden plötzlich bekehrt und verwenden ihre Dialektik für's Christenthum. Der Zauberer Theodas bringt schöne Weiber und Teufel herbei, die hier als verwandte unchristliche Waffen erscheinen, Josaphat betet, bleibt standhaft, ja bekehrt auch Theodam. — Avenier, der Vater, theilt das Reich mit seinem Sohne; dieser regiert christlich, baut Kirchen, bekehrt und ist und macht sehr glücklich; der Vater aber sehr unglücklich. Endlich bekehrt der Sohn auch ihn. Als Avenier im Einsiedlerstande gestorben ist, legt Josaphat die Krone nieder, geht in die Wüste, kämpft mit Teufeln, findet seinen Barlaam, begräbt ihn, da er stirbt, und stirbt am Ende selbst als sehr heilig. Die Gräber thun Wunder.

Die Poesie dieses Mönch's ist eine ganz andere, als die des Mönchs Gottfried von Straßburg, und es ist zu erkennen, wie früh sich das Reich des Gegensatzes in der Romantik eröffnet hat. Hier hat die irdische Welt in Allem Unrecht, bei Gottfried hat sie in Allem Recht.

Was nach dieser Barlaam- und Josaphat-Ansicht, nach dieser häßlichen Theorie, welche so viel Gültigkeit erlangt hat, das menschliche Leben eigentlich sei, stellt sich zum Erschrecken in

der hierher gehörigen Allegorie dar, welche unter dem Titel: „der Mann in der Grube" bekannt ist.

„Ein Mann von einem Thier verfolgt, fällt in eine Grube und hält sich an einem Bäumchen fest. Zwei Mäuschen, ein schwarzes und ein weißes, kommen aus der Wand wechselsweise heraus, und nagen an den Wurzeln des Strauchs." Gegenüber sind vier Schlangen, unten wartet ein Drache auf den Fall. Der arme Mann nährt sich in der kläglichen Schwebe und Aussicht von etwas Honig, der zuweilen vom Baume herunterfällt. „So ist der Mensch, vor dem Tode fliehend, in der Grube der Welt wie eingefangen. Das Bäumchen ist das Leben des Einzelnen, woran der lichte Tag und die schwarze Nacht unaufhörlich fressen, so wie die vier Elemente am Menschen zehren. In der Tiefe aber wartet das Nichts, der Alles verschlingende Drache, und das einzige Labsal in dieser grauenvollen Lage sind einige Tropfen leichter und momentaner Süßigkeit der Wollust."

Dabei fragt man doch billig, wer das verfolgende Thier gewesen sei, was den Menschen zu einer so grauenvollen Existenz bestimmt habe. Da wird nun wohl die Erbsünde genannt, indessen ist es doch auch die Schöpfung des Menschen und die arme Kreatur erlaubt sich die bescheidene Frage, warum ein gütiger Gott zu einer solchen Existenz schaffe; und ob aller Reiz der irdischen Welt blos zum Experiment und darum vorhanden sei, um geläugnet und verdammt zu werden. Dies theoretische Bewußtsein fand aber doch selbst im Mittelalter nur eine theoretische Herrschaft, die Artuskreise nehmen wenig oder gar keine Notiz davon, selbst Wolfram wendet seine Tendenzen anders, und Gottfried tritt ihm mit einem Ausdrucke entgegen, welcher unter damaligen Umständen die größte Frivolität sein mußte. Er wurde aber nicht als solche aufgenommen, und so darf uns der Glaube bleiben, diese theoretische Welt in ihrem Extreme sei immer nur eine Folie, eine Unterlage geblieben, wodurch das Leben in Wald und Sonne nur einen Reiz mehr erhalten habe.

Die Sage vom **heiligen Georg**, welche aus dem griechischen Christenthume stammt, und aus Frankreich durch **Reinbot von Dorn** zu einer deutschen Poesie gefaßt worden ist, enthält die Leiden und Wunder dieses Heiligen.

Daneben ist die später entstandene Legende der heiligen Elisabeth von Thüringen zu nennen. — Aus dem Niederdeutschen heben sich hier „die Reisen des heiligen Brandanus“ hervor. In diese Partei gehören auch „die Crescentia,“ eine verstoßene Kaiserin, „der König im Bade,“ welcher zur Besserung dergestalt von einem Engel entthront wird, daß er nicht mehr wie der König aussieht und keinen Gehorsam findet, die Legende von „Otto dem Rothen,“ welcher sehr tugendhaft ist, aber dafür Lohn begehrt, und die vom „Mönche Felix,“ welcher die Freuden des Paradieses sucht. Er hört einen kleinen Vogel reizend singen, läuft ihm entzückt nach und wie er wieder zum Kloster kehrt, sind hundert Jahr vergangen, und nur ein eisgrauer Mönch und der Katalog erinnern sich seines Namens. Diese und ähnliche Sagen, wo die Teufelsverschreibungen eintreten, ziehen sich schon in die späteren Jahrhunderte herab. Es ist noch ein halbhyrisches Gedicht „die güldene Schmiede“ zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, von Konrad von Würzburg und als ächte Mardergeschichten sind aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch anzuführen: die Marter der heiligen Martina vom Bruder Hugo von Langenstein, waren in Graff's Diutiska Auszüge, und „der Kreuziger“ von Johann von Frankenstein, das Leiden Christi nach lateinischer Urschrift.

Um zum Beginn unserer Prosa zu kommen, muß der Weg durch die Lehrgedichte gesucht werden. Wenn die Begeisterung, die unmittelbar erhaschte Empfindung, der freie Ueberblick, man möchte sagen, der erste Sonnenblick einer neuen Welt, vorüber ist, jener naive Kindesblick, worin man die Gottheit selbst sucht, dann faßt sich das Bewußtsein ehrbar zur Belehrung zusammen. Der poetische Ausdruck hört auf, in seiner Durchdringung des Objekts sich selbst Zweck zu sein, er giebt sich in Dienstbarkeit, will nicht singen, sondern beweisen, es erscheint die didaktische Poesie, welche man besten Rechtes aus dem eigentlichen Heiligthume der Poesie gewiesen hat. Dies ist die Brücke in's ordinair Praktische.

Es liegt allerdings sehr nahe, von der gewöhnlichen Auffassung hierbei mißverstanden zu werden. Die bei Weitem überwiegende Mehrheit selbst der gebildeten Welt ist in den Kreis der Forderungen und Schlüsse eingeengt, welcher eine Gesellschaftswelt in sich begreift; die überwiegende Mehrheit des Urtheils, was sich selbst talentvoll geltend macht, ist eine verwaltende. Dies wird der Gesellschaft von der einen Hand in die andere schleunigst und augenblicklich zur Benutzung, was Wunder, daß es so viel Zulauf gewinnt! Deshalb sehen wir gemeinhin das, was den sogenannten moralischen Ton anschlägt, mit so viel Nachdruck und Zustimmung auftreten, es hat die nächste Nothwendigkeit eines gesellschaftlichen Verbandes in sich, sein Zorn hat immer etwas von Tugend und solch' hohem Begriffe zu sagen, wie er den Schwächeren einschüchtert, dem Ungeübten Achtung ohne Weiteres abnöthigt.

Es ist der höheren Kritik nicht leicht geworden, sich davon zu befreien, besonders da die Moralischen gleich mit dem Bannworte der Immoralität zur Hand sind. Das Höchste des Menschen, für dessen Ausdruck die Poesie angenommen wird, bewegt sich aber gar nicht in diesem Gegensatze, sondern liegt darüber hinaus. Es mag für das Gesellschaftliche die sogenannte Moral in ihrer Wirkung und Achtung bleiben, sobald im Auge behalten wird, daß ihre Beziehungen vom höchsten Standpunkt der Bildungsidee abhängig und darnach zu gestalten sind. Es ist zwar immer viel die Rede von den ewigen Grundsätzen, aber in demselben Athem wird von jüdischem, oder griechischem oder mittelalterlichem Standpunkte gesegnet und verdammt; dies beruht also auf der gewöhnlichen Unzulänglichkeit des Ueberblicks und gehört in die vielen Partieen der Beschränktheit, welchen der Standpunkt bloßer Verwaltung ausgesetzt ist.

Solch' blos verwaltendes Talent, was sich in seinem Umkreise zur Klassicität ausbilden kann, begegnet uns täglich an den Juristen und blos formellen Politikern, von denen sich selten eine Ausnahme über diese zweite Stufe der Bildung hinausschwingt.

Und solches Talent schafft und preist auch die didaktische Dichtung.

Allerdings hat jeder höhere Ausdruck, den der Mensch ge-

winnen kann, am Ende etwas mit der Belehrung zu schaffen; was sich im Menschen absetzt, das erscheint mehr oder minder in dieser Form. So hat am Ende die Sonne immer Wärme, aber die erfüllende Bedeutung der Sonne ist und heißt nicht Wärme. So heißt die Poesie auch nicht Lehre. Der Mensch empfindet, liebt, jauchzt, leidet nicht blos, um dadurch über Empfindung, Liebe und Leiden belehrt zu werden, und wenn er sich alles dessen in einer Kunstform bemächtigt, so geschieht dies nicht, um dadurch eine hausbackene Lehre zu gewinnen — mit einer solchen wartet die schlichte Erfahrung auf, dazu bedarf es nicht solchen Aufwandes. Nein, es geschieht, um zu einem unmittelbaren Bewußtsein des Göttlichen zu kommen, was sich in jedem glücklich aufgefundenen Verhältniß offenbart. Solch' ein vom genialen Bewußtsein glücklich aufgefundenes Verhältniß ist das Kunstwerk.

Dies liegt über das gesellschaftliche Verhältniß des Menschen hinaus, obwohl dies Verhältniß selbst der Gegenstand jener Anschauung sein kann, obwohl dabei im Einzelnen Belehrung, Lebensregel und Notiz abfallen mag, so viel nur immer in jenem Kunstverhältnisse Raum findet.

Ist die Dichtung auf jenes höhere Gebiet hinausgehoben, so entweicht sie allem dogmatischen Gesetze, was sich im gesellschaftlichen Verbande geltend macht; sie hat ihr eigen Gesetz in sich, in ihrem glücklich oder nicht glücklich gefundenen Verhältnisse zwischen sich, dem Angeschauten und dem Gewonnenen. Sie entgeht deshalb der Stufenordnung in ihrem eignen Bereiche nicht, denn es kann das Bedeutende und das weniger Bedeutende in künstlerischem Verhältnisse aufgefaßt werden, und das Ganze deshalb von größerem oder geringerem Belange sein. Sie zieht in ihr Gesetz nicht blos das Wort, sondern Alles, was nach einer Form trachtet, sei es ein Gedicht oder ein Mensch, ein Gebäude, ein Geschichtswerk, eine Epoche, ein Gedankenwerk, ein Garten oder eine Erziehung.

Aber sie wird nicht eingeordnet nach dem jedesmaligen Gesetze der bürgerlichen Verwaltung, nicht nach dem jedesmalig moralischen Standpunkte derselben, sie verwirft Tristan und Isolde nicht, weil dies Gedicht Seiten bietet, welche der Theologe Tholuk 1837 unsittlich nennt, sie lobt den „welschen Gast" nicht und die Windsbecke nicht, weil darin in Ermangelung der

Poesie Moral gegeben und für Poesie ausgegeben wird; bestreitet diesen Lehrgedichten aber nicht den Werth, welchen sie in ihrem Verhältnisse als Denkmäler einer verfallenden Epoche haben, als Ausfüllung eines beschränkten Umkreises.

Es fehlt uns übrigens so wenig an jener Kritik, die aus den Grundsätzen bürgerlicher Verwaltung heraus das erfinderische Gestalten des menschlichen Geistes richtet, es fehlt uns so wenig daran, daß diese armen Aehrenleser des Mittelalters, welche kopfschüttelnd und moralisirend über den Stoppel ziehn, die besten Lobredner gefunden haben. Diese Kritiker sind eben meist jene administrativen, welche die Epoche nicht in dem ihr eigenen Gesetze und Verhältnisse anschaun, sondern lediglich in Bezug auf die bürgerliche Idee, welche just im Herrschen ist, oder welche der Verwaltungsansicht des Kritikers zusagt. Ihnen ist der poetische Kern solcher Epoche, so weit er genialer, unmittelbarer Ausdruck ist, eine unerquickliche Unbrauchbarkeit; da aber, wo er in die Bürgerlichkeit herabgezogen ist, finden sie den Grund, welchen sie suchen, denn da ist das zusammengefaßt Göttliche bereits ausgetreten in die bürgerliche Gesinnung. Dies Wort Gesinnung wird auch von ihnen am meisten verehrt und gebraucht, da es im Verwaltungskreise wirklich die Hauptsache und dem entsprechend ist, was auf dem höheren Standpunkte poetisches Bewußtsein wird.

In diesem Betrachte sind diejenigen vorzuziehn, welche das Mittelalter vom streng kirchlichen Gesichtspunkte aus einseitig überschätzen; denn das kirchliche Moment ist dem mittelalterlichen Kerne viel näher. Es fehlt diesen Begeisterten nur etwas Anderes, ohne welches kein Weg zu einem Urtheile gefunden wird, nämlich die Befreiung aus dem Angeschauten. Einer solchen haben sogar die Dichter des Mittelalters bedurft, um ihr Mittelalter zu singen; das literar-historische Urtheil muß sich allerdings durchdringen, um in Wahrheit des Verhältnisses inne zu sein, aber wenn es in dieser Befangenheit bleibt, so fehlt der Austritt, welcher zum Gewinn des historischen Punktes nöthig ist, wie jenen Bürgerlichen der Eintritt fehlt.

Da diese Mittelalterlichen jedes alte Manuscript in ihre Andacht aufnehmen, so ist den didaktischen Dichtungen auch bei dieser Partie ein weihendes Anerkenntniß begegnet. So hat Herr

Thomasin von Zerclære (Tirkeler), welcher den „welschen Gast„ abgefaßt hat, mehr zweifellose Preisung gefunden, als Wolfram von Eschenbach.

Dieser welsche Gast, alsdann der „**Freidank**“ und „**des Winsbeck's und der Winsbeckin** Lehren an den Sohn und an die Tochter,“ sind die gepriesensten dieser Gattung. Thomasin, Verfasser des welschen Gastes, kündigt sich als Lombarden an, er verkündet, was Tugend, Mannheit und Zucht sei, und der bürgerliche Standpunkt findet eine beherzenswerthe Philosophie darin. Man legt ihn und die Winsbecke, deren Verfasser unbekannt, sogar in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und für jene noch so jugendlich schaffende Zeit ist diese Altklugheit allerdings bemerkenswerth.

Der Freidank (Freygedank) vollständig titulirt „Bescheidenheit des Freidank,“ gehört ebenfalls in die Zeit Friedrichs II., und war als weltliche Bibel geachtet. Man kennt den Verfasser dieser populären Weisheit nicht; Grimm hält, ohne großen Nachdruck darauf zu legen, Walther von der Vogelweide dafür, und dies hätte dem innern Charakter nach gar nichts Unwahrscheinliches. Walther zeichnet sich durch eine nüchterne Besonnenheit aus, er hat die meiste Neigung zum Praktischen, das Singen übt er nur, weil's eben Sitte und er hinreichend dazu geschickt ist; die schwärmerische Versenkung in Gott und Liebe, wie sie im Herzen dieser Zeit gedieh, war ihm nicht so drängend und zupassend, seine Empfindungen verdichteten sich dazu nicht zu der üblichen Stärke und Schwärmerei, er gesteht von sich selbst, daß er eigentlich seine Feinde nicht recht hasse. So ist er oft über das einseitige Treiben mürrisch und ungehalten, bindet seine Lieder durchaus nicht an den bloßen Minnestoff, reflektirt und moralisirt nicht selten.

Wenn nicht äußere Hindernisse da wären, daß sich Freidank zum Beispiele — vielleicht ohne Ernst — Bernhard benennt, so könnte Walther ganz wohl der Verfasser davon sein. Er wird am meisten geschätzt von dem bürgerlichen Geschmacke, selbst der alte Westphale Veldegk steht nicht in solchem Ansehn, und Hartmann, der sich oft recht mäßig zeigt, besonders im armen Heinrich, schließt sich doch für diesen Geschmack in diesem Heinrich der Kirche zu sehr an, und im Iwain den „fabelhaften Dingen.“

Noch sind hierbei anzuführen: „König Tirol's von Schotten Lehren an seinen Sohn Friedebrand" — „der Renner" von Hugo von Trymberg, einem gelehrten Alten, welcher alle Kunst für Teufelswerk hält, wenn sie nicht mit der heiligen Schrift übereinkommt, und dem wir später noch einmal begegnen, wo er von Brant bearbeitet ist.

Eine Figur muß hierbei noch einmal erwähnt werden, dies ist „der Stricker," der eigentliche Dilettant des Mittelalters, der in flüssiger Mittelmäßigkeit Alles anfaßte, Alles so gewiß leidlich zu Stand brachte und ausbreitete, und auch Didaktisches in mancherlei Art hervorbrachte, sogenannte „Beispiele" und moralische Erzählungen.

Auch die feinere Art der Didaktik, die Fabel, wird angebaut von den nächsten Erben der Dichter, von dem etwas beißigen, in Böhmen lebenden Reinmar von Zweter, von dem wort- und geschickreichen Konrad von Würzburg, der sich auch in Alles schickt und auch wirklich viel Geschick, aber weniger Nothwendigkeit in sich hat, von Marner, vom geistlichen Bauer (-ius), der „Ritter Gottes" heißt und Verfasser des „Edelsteins" ist, welcher 95 Fabeln enthält. Benecke hat eine Ausgabe davon veranstaltet, die für den Anfänger in unsrer alten Sprache sehr vortheilhaft eingerichtet ist.

Ueber diese Ermahnungen führt der Weg zur Prosa, wie sie sich damals zum erstenmale aus einer neuen Geisteswelt absetzte. Es muß wohl unterschieden werden, was der Ausdruck Prosa in einem vollen Literaturkreise für eine Bedeutung gewinnt. Er bezeichnet die erste Erschöpfung einer aus dem Ganzen und Großen neuschaffenden Nationalität, die sich eine gemeinschaftliche Sprache erobert hat. Der erste Drang solch' einer neuen Sprache greift in das Volle und Weite, die Ideen, welche dem neuen Ausdruckskreise geboten werden, sind noch massenhaft, es fehlen die erläuternden Verbindungen, man steht damit in der Unbewußtheit, in der Kindlichkeit dem Gotte noch näher, und so wie jede Kindheit, weil sie harmlos und ohne zu deuten den Eindruck wiedergiebt, in einem gewissen Verstande poetisch erscheint, so beginnt auch eine Sprache mit poetischem Ausdrucke. Man darf dabei nicht an das Bewußtlose der Naturschönheit denken, wie oft geschieht, diese Schönheit, welche allerdings in ästhetischer

Bedeutung von dem einfachsten Gedanken überboten wird, ist hier nicht gemeint. Just das Gegentheil tritt ein, das Volk wird sich im Worte seines Verhältnisses zur Natur und unter sich bewußt, dies Bewußtsein reißt sich in einzelnen großen Felsmassen aus der wüsten Dumpfheit los; die Gottheit, oder wenigstens der Glaube daran, tritt damit zum erstenmale unter die Menschen, und weil es das erste Mal ist, weil die Menschen noch naiv und aufmerksam sind, wird ihnen der Eindruck um so mächtiger, sie singen ihn, weil diese Erhebung dem großen Akte angemessener scheint, welcher über sie kommt.

So beginnt jede Literatur mit Gesang, und erst wenn dieser erste unmittelbare Eindruck vorüber ist, entsteht die erste Prosa. Die Illusion der neuen Schöpfung schwindet, man sieht nüchtern, in wie viel Verbindung man gerathen ist, man sucht die Erläuterung, die Erklärung, und dies wird die erste Prosa. Ist sich die Nation allmählig neuen Stoffes bewußt, so kommt ein neuer Sangesschwung, der diesen Stoff von Neuem erschöpft und dann in eine neue Prosa übergeht. Je begabter oder glücklicher gestellt eine Nation ist, um so öfter erlebt sie diesen Schwung, um deste höher und reicher wird die darauf folgende Prosa. Denn die Prosa erhält nur in bescheidnerem Ausdrucke alle Vortheile und Thaten, welche die vorhergehende Poesie erobert und erzeugt hat, sie ist der Frieden, welcher die Beute und den Ruhm des Krieges verarbeitet. Eine Volksentwickelung, wenn sie nicht durch die unglücklichsten Umstände gehemmt und verdorben wird, geht in Progressionen aufwärts, so daß eine späte Prosa, wie bei den Deutschen ein Theil der Goethe'schen, viel höher an Kunst und Bedeutung liegen kann, als eine vorhergehende Zeit der Verse. Gar oft wird durch Mißverstand eine künstliche Versepoche nur erzwungen. Der bei langer Dauer eines Volkes breit anströmende Stoff ist vom Bewußtsein noch nicht zu einer klingenden Form bewältigt, die große Aufgabe der Prosa, das Material in schöne Partieen zu ordnen, ist noch nicht erfüllt, und so entstehen die erkünstelten Dichtungsschulen, wie sie bei uns besonders durch die philologische Bestrebung erzeugt werden. Deshalb sind die Epochen der Prosa oft viel reicher und ergiebiger als die des Verses. Das gilt namentlich von der deutschen Literatur, wo außer dem Mittelalter nur eine ächte und das

Mittelalter weit überbietende Sangeszeit eingetreten ist, die Schiller-Goethe'sche mit ihren Metten und Vespern in der vorzugsweis romantisch genannten Schule. Alles übrige Singen war entweder unreif oder vereinzelt, oder erzwungenes Werk der Philologie, und die große deutsche Bedeutung hat übrigens ihren Ausdruck in der Prosa gefunden, wohinein die Philosophie, die Geschichtschreibung und alles Verwandte zu rechnen ist.

Den Anfang dieses wichtigen Ausdrucks, der Prosa, welche die Welt der Nüancen zu verarbeiten hat, für den jedesmaligen Durchbruch eines neuen Totalbewußtseins, einer neuen Poesie, diesen Anfang finden wir gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Denkmäler, welche übrig sind, stammen zum Theil noch aus dem Anfange jenes Jahrhunderts, da sie indessen meist Gesetzsammlungen sind, also mehr durch einen nächsten praktischen Zweck, weniger durch eine starke Abschattung des Sprach- und Volksgeistes hervorgebracht wurden, so beruht auf ihnen kein so großer Nachdruck.

Das älteste und das Hauptwerk dieser Art ist der **Sachsenspiegel**, welcher zwischen 1215—1230 von Eyke oder Eygon von Reygow gesammelt wurde und alle Rechte enthielt, welche besonders die norddeutschen Stämme zu fordern hatten. Er war zunächst vom Verfasser lateinisch abgefaßt, wurde aber von ihm selbst bald in's Deutsche übertragen, und zwar in das jener Zeit so in Schatten gestellte Niederdeutsch. Die südlichen Theile Deutschlands, welche die Wichtigkeit des Buches sogleich erkannten, bemächtigten sich desselben, so daß man jetzt zweifelhaft ist, ob die ersten Ausgaben ober- oder niederdeutsch gewesen sind. Jedenfalls wurde das Niederdeutsche sehr versetzt, so daß die Sachsen unzufrieden damit waren. Das Buch selbst ist für die inneren Zustände Deutschlands von außerordentlicher Wichtigkeit geworden, da es das erste und vielfach nachgeahmte Vorbild eines Gesetzbuches war und sich sehr selbstständig den Forderungen der Päbste gegenüber erzeugt hatte.

Ihm folgte bald die erste öffentliche deutsche Urkunde, **Friedrich's II. Landfriede und Reichsabschied zu Mainz**, 1235 und 1236. Denn trotz allen nationalen Aufschwunges waren die öffentlichen Aktenstücke bis dahin noch immer lateinisch geblieben.

Auch ein Braunschweiger Stadtrecht erscheint in niederdeutscher Sprache.

Das nächste Erzeugniß des Sachsenspiegels war 1282 der Schwabenspiegel, der freilich nach Untergang der Hohenstaufen den Päbsten mancherlei einräumte, aber das erste Denkmal einer bereits ziemlich reinen und gebildeten Prosa war. Die Mundart blieb darin natürlich die herrschende dieses Zeitraums, die Mundart der großen Dichtungen, die mittelhochdeutsche.

Aber auch Predigten deutscher Prosa aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sind erhalten, und zwar von einem Franziskaner Namens Berthold. Auf diese nachdrückliche Probe frühen prosaischen Ausdrucks, in welchem sehr viel ursprüngliche Kraft sich ausprägt, hat uns Neander zuerst in seiner Kirchengeschichte aufmerksam gemacht, und sie sind bald darauf in einer Sammlung von Kling herausgegeben worden.

II.

Die Scholastik.

Durch alle Fenster des deutschen Lebens und der deutschen Dichtung schimmern die dunkeln wunderbaren Farben des von fernher gekommenen Christenthums; diese Färbung liegt magisch über dem ganzen Mittelalter. Es ist deshalb zu einem genaueren Verständniß desselben nöthig, die Herzensentwickelung dieser Religion von ihrem ersten Pulsschlage an zu betrachten. Solchergestalt wird der merkwürdige geistige Scheitelpunkt derselben, wie er in der Scholastik zusammenschließt, von Wolken entblößt, um einen Blick zu öffnen in die verborgenste Geisteskammer der Zeit. Aus ihr sind die eigenthümlichen Atome geflogen, welche sich zu der feinen mittelalterlichen Anschauung und Dichtung gebildet haben.

Allerdings hat auch die Scholastik nicht in Deutschland ihren Haupttummelplatz gefunden, sondern wie der meiste Liederstoff ist auch sie uns zunächst aus Frankreich und England mitgetheilt und der Hauptvertreter in Deutschland, Albertus Magnus, hat seine Eigenthümlichkeit bereitwilliger als Andere der fremden Herrschaft, dem Pabstthume, hingegeben.

Aber dies thut der Wichtigkeit jener Erscheinung für uns keinen Eintrag. Was doch die romanische Einheit, dieser Schooß des romantischen Europa, damals so nah verbunden, wie es in späterer Zeit die katholische Einheit, und in heutiger die legitime Einheit geworden sind. Alle drei haben sich mit Uebergehung alles scheidenden Vortheilspunktes so eng verbunden, daß die

Geschichte nur gewaltsam und auf Kosten ihrer Einsicht eine speciell nationale Trennung versuchen könnte.

Die Scholastik schlingt sich wie ein fadenfeines metallenes Netz des Geistes durch alle Völkerschaften des Mittelalters, und obwohl unter ganz anderer Aufsicht gelöthet, ist es doch das Mittel geworden, in die ganz andere frei suchende Welt zu kommen, welche das Mittelalter zur Freiheit des Gedankens fortführte. Die Scholastik war die Amme deutscher Philosophie, welche nach dem Mittelalter der Inhalt unseres Lebens wurde.

Daß so viel Kombination und Philosophie aus der christlichen Religion entsprießen konnte, lag in der Allgemeinheit des christlichen Principes, und mitten im großen Vorzuge und großen Nachtheile, welchen der Ursprung des Christenthums mit sich führte, nämlich in dem Mangel einer abgesonderten, fest begrenzten Dogmatik. Einige mehr oder weniger begabte Männer, einige unvollständige Memoiren und einige Briefe waren es bloß, welche die neue Lehre zur Verbreitung in die ganze Welt besaß, als ihr Herr und Meister geschieden war. Dieser Mangel eines dogmatischen Regulativs hat die Spaltungen von tausenderlei Art, hat die Beweglichkeit und Flüssigkeit dieser Lehre erzeugt, was Beides heute noch seine hemmende und fördernde Macht äußert. Diese Lehre hat sich von Hause aus mehr nur wie ein befruchtender Keim als wie ein gebietendes System der Welt übergeben, und — abgesehen von der Unverwüstlichkeit ihres Hauptprincipes — hat sie just dadurch eine so große und bewegte Existenz gewonnen. Jede andere Religion bietet sich in der Geschichte fertiger und abgeschlossener beim Auftreten, gewinnt dadurch eine raschere kompaktere Versammlung, aber auch ein schnelleres Ende. Aus jener Eigenschaft kommt es, daß selbst das, was sich als diese oder jene neue Religion aufthat, einen Zusammenhang mit dem Christenthume behalten und sich darauf berufen konnte. Das ereignet sich noch im neunzehnten Jahrhunderte nach Christo, und ist für diejenigen, welche eine unmittelbare Offenbarung des Christenthums nicht annehmen, ein Grund, ihm eine außerordentliche Dauer einzuräumen. Sogar der Islam, in diesem dogmatischen Punkte, der Gegensatz des Christenthums, welcher mit einer festgeschnittenen Dogmatik auftrat, sogar er beruf sich auf's Christenthum.

Aus diesem Mangel an Dogmatik entsprang gleich am Anfange eine Sonderung in jüdische und griechische Christen, es entsprang unsere immerwährende Exegese, die nach beinahe zweitausend Jahren immer noch nicht über das Geschichtliche und Bedeutende eines Buches vereinigt ist, es entsprang daraus die vielfältige Kirche und das ganze wunderbar gemischte Geistesleben der christlichen Welt.

Die erwähnte jüdisch-christliche Richtung ward besonders durch Petrus, Jakobus, und nur in einzelnen Schattirungen, durch Johannes dargestellt. Daraus entstand eine speciell gegliederte Einwirkung auf uns, denn Rom, Herrscherin des Abendlandes, schloß sich an die mehr äußerliche Erscheinung des Petrus, und dieser Charakter ward Typus des Occidents. Das interessante schwärmende Wesen des Johannes fand keine rechte Gestalt, die Sekte der Johanneschristen hat keine große Bedeutung erlangt und schoß in einzelnen Punkten an die Hauptpartie des Morgenlandes, welche um den griechisch-gebildeten, poetisch-enthusiastischen Paulus sich schaarte.

Viel weniger als jezt gaben sich damals selbst die Geneigtesten dem Glauben hin; sie verlangten Wissenschaft und Grund, Paulus ward somit leicht die Hauptmacht im Oriente. Der Trieb nach geschlossener Ueberzeugung bei Annahme eines neuen Glaubens erzeugte also frühzeitig eine Glaubenswissenschaft, welche Gnosis genannt wurde, und eigentlich der Anfang alles dessen war, was bei uns später als Philosophie sich geltend machte. Alexandrien, Hauptsiz der Gnosis, ist die Vaterstadt der christlichen Philosophie.

Natürlich war dies Anfangs im Abendlande ganz anders: da gab es nicht jene durchgefurchte, vom Griechenthum und orientalischer Kultur übersättigte, aber doch geschulte Welt, welche sich des Christenthums gleich auf eine so geistreiche Weise bemächtigte. Wir waren Barbaren, als Erbschaft kam der neue Glaube von Einem auf den Andern, da fühlte sich Keiner berufen, noch auch geschickt, das Inventarium nachzusehen. In dieser bequemen Wildniß wuchs das junge Bisthum Rom zu bequemer Herrschaft auf.

Anders im Oriente. Man kann es übergehen, was sich gleich von vornherein für Zweige absonderten, die in der Folge

verdorrt sind, weil sie bloß Sekten blieben: die Nazaräer, die sich zu eng an den jüdischen Standpunkt schlossen, und Christo als jüdischem Propheten folgten; und der Gegensatz davon, die Doketen, die über die Tradition hinwegflogen und dem menschlichen Körper Christi nur eine Scheinexistenz beilegten.

Aber zu rasten ist, wo sich die paulinische Lehre zu einer ausgebildeten Gnostik steigerte, die sich in ägyptische und syrische schied. Jene, deren Hauptsitz in Alexandrien war, schloß sich an griechische Philosophie, und ihre Hauptleute hießen: Basilides, Valentinus, Carpocrates. Diese regierten in Antiochien mit Saturnin, Bardesanus, Tatian und verwebte sich mit orientalischen, besonders parsischen Systemen.

So fern es aussieht, so direkt haben doch die Bewegungen jener orientalischen Seele durch wunderliche Verbindung auf deutsche Zustände, ja deutsche Gedichte eingewirkt. Aus den Spekulationen jener Gnostiker entsprang zum Beispiele die Askese, die Mutter unserer Mönche, das Streben nach rein Geistigem, worin sich besonders schon 150 Jahr nach Christo die Montanisten hervorthun. Und ebenso das Extrem, die barokste Ausschweifung, von denen wir etwas Aehnliches in unsern Wiedertäufern aufleben sehen. Die höchste Potenz erlebten all' diese Richtungen im Manichäismus, von Manes gegründet. Er sah die Lehre Christi für verfälscht an schon durch die Apostel und ihre Nachfolger — ein Weg, den wegen mangelnder Dogmatik fast all' unsere Reformationen einschlagen, nur mit dem Unterschiede, daß zum Beispiel die deutsche Reformation die Anklage der Verfälschung erst gegen spätere Zeit richtet, und daß sich Luther nicht für den von Christo verheißenen heiligen Geist ausgab, wie Manes that, der in seiner Person den Parakleten darstellen wollte.

All' diese Bestrebungen kamen der Kirche selbst zu statten, sie hellten sie auf über das eigene Bewußtsein von sich selbst, sie gaben Veranlassung, daß ein allgemeines (katholisches) Kirchenwesen entstand, um sich nicht zu verlieren. Es bildete sich langsam, aber sicher eine Mehrzahl, welche sich die Rechtgläubigkeit beilegte; diese Orthodoxie, welche sich die allgemeine, das heißt eben die katholische Kirche nannte, ist der Anfang zu jener griechisch- und römisch-katholischen Christenheit, die dann so

mächtig das Leben des Mittelalters erfüllten. Da man aber für Erreichung dieses Zweckes mit einer philosophisch ausgebildeten heidnischen Welt zu kämpfen hatte, so ward wieder ein geistiges Leben im Christenthume geweckt, welches in seiner Tradition und in den ernsten Bildern der Kirchenväter auch in die deutschen Dome hineinschaute.

Alexandrien ward auch die erste hohe Schule der Kirchenväter; so nannte man die Hauptlehrer, welche mit geistiger Waffe das Christenthum damals fein und geistreich ausbildeten, während die nächsten Nachfolger der Apostel „apostolische Väter" genannt waren. Was in der Katechetenschule zu Alexandrien disputirt war, das ist in mancher einsamen Zelle Deutschlands studirt worden, und der deutsche Eichenwald, auf welchen das Fensterlein des studirenden christlichen Bruders ging, hat oft das erschöpfte Auge des Origenesiesers erquickt.

Origenes war der Höhepunkt dieser Männer, welche wie früher die Gnostiker auch zu Antiochien ihre zweite Hauptschule hatten. Jener sanfte, weise Origenes war in der Jugend so enthusiastisch für die enthaltsame Tugend, daß er sich entmannen ließ, um wenigstens nicht nach dieser Seite hin zu sündigen. In Baarlam und Josaphat haben wir diesen antifleischlichen Gedankengang hinreichend ausgeprägt.

Aus Antiochien kam Arius, der später eine so große Spaltung verursachte, und dessen Glaubenslehre uns bei den Gothen begegnet ist, Chrysostomus, welcher bedeutet Goldmund, so viel goldne Beredsamkeit entströmte seinen Lippen und Theodor von Mopsvestia. Aber dieser große Anfang versickerte in der heißen Welt des Ostens, so plötzlich reißt oft die Entwicklung eines Erdtheils ab, wenn er sich nicht selbstständig fortgebären und in solchem Falle nicht an den neuen Zuwachs der Weltgeschichte schließen kann. Das sterilere Rom lag den neuen Völkern, die romanisch und romantisch wurden, näher, die Kirchenväter des Orients fanden noch einzelne große Nachfolger, wie Basilius und die Gregore von Nyssa und von Nazianz, aber nicht bloß, weil der Islam in ihrer Nähe entstand, und konsequent mit dem Schwerte erzwang, was seinem Glauben wahr erschien, sondern weil die neue Lage der Weltgeschichte in den Völkern des Occidentes aufgeschichtet war, ging die mächtigere Geisteswelt auf

Rom über. Denn ein solches historisches Gesetz muß man unterlegen, wenn man die geringere Kultur eines Tertullian und Lactanz einen viel mächtigeren Stamm römischer Kirchenväter und eine mächtigere römische Kirche begründen sieht.

Tertullian erhob die römische Sprache für den abendländischen Theil zur Kirchen- und Schulsprache. Das war ein Grundstein römischer Macht, und ein bis heute noch nicht überwundener Nachtheil, welcher die Kultur aller romanischen Völker betraf.

Einmal ward dies Latein ein viele Jahrhunderte schwerer Alp, welcher auf die eigenthümliche Entwickelung der Nationen gesetzt ward, und diese Reiche wurden ferner dadurch viele Jahrhunderte von der griechischen, bei Weitem reicheren Welt abgeschnitten, welche nie so störend, das Originale erdrückend eingewirkt hätte, und welche namentlich der deutschen Sprachenwickelung durch Verwandtschaft und Mannigfaltigkeit äußerst förderlich geworden wäre.

Da der menschliche Geist indessen alle entfernten Möglichkeiten und Veranlassungen nie erschöpfend auffindet, so hat sich die Geschichte nirgends auf das Bedauern einzulassen, welches sich an menschliche Kombinationen stützt, und sie muß sich auf die Deutung dessen beschränken, was wirklich eingetreten ist. Dieser Hauptbedingung unterwirft sich der menschliche Geist nur bei den ersten Anfängen einer Kulturgemeinschaft nicht, und fordert für Darstellung dieser das Recht seines freien, selbstständigen Standpunktes. — diese Grundlage römisch-christlicher Herrschaft fällt indessen für den vorliegenden Zweck mit der Jugend unseres Vaterlandes und dessen frühern Geistesthätigkeit zusammen, das Bedauern über solchen Eintritt ist in den ersten Kapiteln ausgedrückt, und es kann also hier dies große lateinische Moment ohne Weiteres bloß angedeutet werden.

Tertullian und Lactanz also hatten die römisch-katholische Orthodoxie begründet, der gefeiertste römische Kirchenvater, Augustinus, der aus einem wüsten Jugendleben zu einem stärkeren Gegensatze kam, als ursprünglich in seinem Wesen lag, that das Seinige zur Beschränkung und allzuengen Abschließung. Die zahlreichen, oft bis in die geistreichsten Details sich vertiefenden Kämpfe der morgenländischen Kirche entgehen uns mit

ihrem anregenden Prozesse und kamen nur in groben Resultaten zu uns.

Was sich im halbabendländischen Bereiche von höherem Streite erhob, wie der Pelagianische, der nichts von Erbsünde und Prädestination wissen wollte, ward für diese Begriffe entschieden zu Gunsten Augustins und einer bereits durch ihn eingeengten Orthodoxie.

Dieselbe Beengung führte leider den Vorsitz auf jenen großartigen Erscheinungen, welche die christliche Kirche schuf, auf den Kirchenversammlungen, wo die Einsicht der Majorität, was man den heiligen Geist nannte, über die ewigen Fragen entschied. Jene Majorität und Minorität umfaßte aber damals alle gebildete Welt, tief aus England und tief aus Syrien kam der Priester zur allgemeinen Synode gezogen, um den Gedanken auszusprechen, über welchen er sein ganzes Leben und jetzt noch wieder auf dem langen Wege nachgedacht hatte. In einer fernen Stadt kamen Priester aus drei Welttheilen zusammen, mit himmelweit verschiedenem Nationalcharakter, aber alle gebändigt, vereint in dem gleichmäßigen Gedankenprozesse der Kirche.

Wir haben uns für den vorliegenden Zweck zunächst an die römisch-katholische Kirche zu halten. Man nimmt so gern an, daß der klassische Geist des Alterthums, welcher sich besonders als Platonismus und Neuplatonismus in Alexandrien dem Christenthume anschloß, mit dem Christenthume vereint das reinste Resultat zusammengeschlossener, höherer Bildung enthalte. Aber es darf das Auge nicht verschlossen sein, wie mißlich die Verbindung über das mittelländische Meer sich gestaltete, wie viel bei den Stürmen und Schiffbrüchen über Bord geworfen ward. Was im Abendlande herrschendes Dogma wurde, das war leider, wie schon angedeutet ist, keineswegs eine organische Geburt jener geistigen Innerlichkeit, die mit den Denkgesetzen und Resultaten der alten Geschichte befruchtet war; jener alte Geist verzettelte sich vielmehr in der zerfallenden orientalischen Kirche, und der lebensstärkere römische war ein junger und dreister, welcher wenig oder gar nichts damit zu schaffen hatte.

Uns germanischen Völkern gegenüber wird dies ein ganz eigenes Institut, das Pabstthum. Da sich nun dies, der Theorie nach, einer sehr willkürlichen Tradition des apostolischen Elementes

anschloß, und gar nicht dem ausgebildeten Geistesleben der griechisch-christlichen Kirche, so wird unsern Völkerschaften hierdurch eine viel weniger geistig vermittelte Religion gebracht. Dazu kam wiederum die geographische Lage, welche in's Binnenland gedrängt, und seit dem Sturz der Hohenstaufen von dem Verkehr nach außen abgewendet war, dazu kam, daß sich zufällig, oder weil sich dort größerer Verkehr fand, die geistreichern italienischen Mönche und Priester bei ihrem Orts- und Stellenwechsel meist nach Frankreich oder England wendeten. Kurz, Deutschland stand Jahrhunderte lang sehr zurück, als sich die große philosophische Beweglichkeit aus der Kirche heraus entwickelte, welche Scholastik und später vorzugsweise deutsche Philosophie wurde.

Das Wetterleuchten dieser geistigen Bewegung blitzte indessen doch in unser verwachsenes, seitwärts liegendes Land, und entzündete uns die eigenthümlich tiefsinnige Poesie.

Auch die schon früheren Kreuzzüge wurden eine poetische Rache, daß wir aus so einem reichen Weltbewußtsein gedrängt waren, wie es sich im Orient schon viele Säkula vorher gefunden hatte. Mit ihnen kamen viel orientalisch-christliche Elemente zu uns, die bei einer eisenfesten Kirche sich in Sagen und Lieder retteten. Insofern ist die romantische Poesie noch ein letzter Versuch, das auseinandergerissene Leben des Orients und Occidents noch einmal leicht zu verbinden.

Die Scholastik versuchte eine innerliche Verknüpfung damit, eine Verknüpfung in der stählernen Kette des Gedankens.

Aber Rom mußte selbst in diese spekulative Verschwörung der Weltgeschichte aufgenommen sein, und doch nichts davon ahnen. Und so bildete sich das Wunderbare: Rom wußte es nicht, die ersten Scholastiker wußten es nicht, in welche weit greifende Verkettung man trat mit alter und neuer Welt. Innerhalb der orthodoxen Grenzen nämlich bildete sich eine Philosophie aus, welche Scholastik hieß, welche im Dienste und Interesse der römischen Kirche distinguiren, definiren, modificiren sollte, um Rom zu vergrößern. Dieser blühend rothe Punkt, den sich Rom selbst auf die Wange schuf, war der Krankheitspunkt, welcher dann den Körper auflöst'te. Die Scholastik ward der Todeskeim Rom's und die Erweckung der Reformation.

Allerdings begann sie als eine Schulweisheit, die für sich selbst kein Resultat suchte, sondern nur ein Resultat für die Kirche, und zwar immer ein vortheilhaftes. Sie sollte jener Stehauf für Kinder werden, der zu großem Erstaunen derselben immer wieder auf denselben Schwerpunkt zu stehen kommt, die Bewegung mit ihm sei noch so kraus und gewaltsam. Dieser Schwerpunkt des Stehaufs sollte Rom sein.

Und so begann denn auch die Scholastik. Ueber das Dogma und die Form der Kirche durfte sie nicht anders philosophiren, als zur Verherrlichung derselben.

Nach einiger Zeit machte sie die große Eroberung, daß es eine theologische und eine philosophische Wahrheit gäbe — eine außerordentliche Eroberung, mit der sie sich ganz füglich mehrere hundert Jahre begnügen konnte. Sie sagte demüthig, es könne etwas philosophisch wahr und doch verdammlich und des Teufels sein, aber unter der demüthigen Sammetpfote wuchs die Kralle des selbstständigen Gedankens, welche später so furchtbare Wunden riß.

Man datirt in neuerer Zeit die Scholastik viel ausgedehnter von 500—1400, von Begründung der eigentlichen Orthodoxie bis zur sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften. Im Besonderen versteht man aber darunter die Philosophie des Mittelalters; das heißt die Dialektik nach Aristotelischen Formeln, welche sich im Dienste des römischen Dogma's bewegt, und Kampf und Zuthat erhält durch platonische Ideen, welche sich geltend machen.

Es ist nun noch einmal kurz der Faden dieser historischen Erscheinung aufzunehmen.

Die Wissensthätigkeit des Abendlandes sickerte dürftig in den Klöstern, die sich observant zunächst an römisch-kirchliche Autoritäten, an Boëthius, Cassiodor, Isidor von Sevilla anschlossen. Aus dieser Thätigkeit entwickelte sich die wunderliche Eintheilung in die sieben freien Künste, eine erste harmlose Systematik. Darunter in einer Kapuze, in dem Namen Dialektik steckte das Ei der Philosophie, welches von den stets heißer werdenden Köpfen ausgebrütet ward.

Die Schulen, welche sich bildeten, bekamen ihre Scholastici, ihre Lehrer. Britannien eilte voraus: Theodorus, ein Grieche,

Aldhelmus, ein Afrikaner, waren dort die Vorgänger des berühmten Beda venerabilis, und erreichten ihren Gipfel bereits in Scotus Erigena, der um 886 stirbt.

Dieser Scotus Erigena wies die Einheit der Theologie und Philosophie nach, und ist der eigentliche Gründer dieser Philosophie. Dessen ward die Kirche erst viel später inne, und vier Jahrhunderte später verdammte sie ihn.

Nach dieser der Einsamkeit wegen so großen Erscheinung stoßen wir wieder auf die fränkische Wüste, wo der Pabstgewalt gar keine geistige Gewalt, wenn auch nicht entgegen, doch auch nicht an die Seite tritt, und sie sich unter Gregor VII. zu so beleidigender Macht herausbilden konnte, welcher das bloße materielle Schwert des Kaisers allerdings nicht gewachsen war. — Die literarische Oede dieser Zeit ist uns im Abschnitte des „Althochdeutschen" begegnet, und wir sahen da nichts als ein paar Geistliche, die Buchstaben malten.

Doch wuchs in der Klosterstille der neue Bildungsbaum, das verborgene Thal der Gedanken schattete ihn, ihn, welchen die Nation ohne Weiteres hatte umhauen lassen, und wenn nun auch viel fremde Keime darauf gepfropft waren, so machte er sich doch mitten aus der Schule heraus geltend.

Hier sind die merkwürdigen Fußstapfen unserer Geschichte, welche ganz aus der Schule hervorgebrochen ist. Denn aus der Schule kam die Reformation und die ganze neue Welt. Der freie organische Wuchs war durch die rücksichtslose Hingebung gehemmt, unser eigentliches Leben nistete sich also früh auf in den abstrakten Gedanken, und aus diesem heraus brach die ganze moderne Welt. Daher fehlte dieser die natürliche Vermittelung mit der Außenwelt, und daher hat sie sich bis jezt nur unter großem Krampfe Raum gebrochen.

Jene Scholastiker, die Magistri und Doctores, sind der Schooß unseres Gedankens.

Wenn man damals zwei Mönche über die waldigen Hügel herabsteigen, eifrig sprechen, still stehen, mit größter Lebhaftigkeit gestikuliren sah, so war es gewiß ein spitzfindiges scholastisches Thema. Trat ein Ritter hinzu, der auf der Jagd umherstrich, so gab auch er gelegentlich ein Scherflein bei, denn sein Burgkaplan definirte und distinguirte auch, und wenn er sie auf den

Sonnenuntergang aufmerksam machte, so hatten sie keine Zeit dafür, oder knüpften einen Beweis daran. Sie schlossen sich zunächst an Aristoteles, weil diese dialektische Verstandesbestimmtheit am meisten zusagte und viel weniger eignen Inhalt brachte Das mußte am Willkommensten sein, da die Kirche den Inhalt gab.

Was sich von da heraus zu einem philosophischen Orden gestaltete, ward der sogenannte Realismus und Nominalismus, ein Streit, der später zu großer Wichtigkeit steigt, und den man durch das Anschließen an Plato zu vermitteln sucht. Diese beiden Griechen, Plato und Aristoteles, repräsentiren die geistige Innerlichkeit des Menschen. Aristoteles mehr die logische Gedankenordnung, welche in Dialektik und Spitzfindigkeit ausging; Plato mehr die ahnende, nach dem Unendlichen greifende Regung, die sich Gestalt geben will und im Extrem zu Schwärmerei und geistigen Mysticismus neigt. Plato hatte unter den Kirchenvätern geherrscht, unter den Scholastikern herrschte Aristoteles.

Die Aristotelische Philosophie wanderte nämlich aus Spanien ein, wo auch unter den feinen Arabern Aristoteles zur Verarbeitung gekommen war. Der berühmte Gerbert bringt sie von dort sogar auf den römischen Stuhl als Sylvester II. Er stirbt 1003.

Diese dialektische Theologie entlud sich zunächst im Abendmahlsstreite zwischen Berengar von Tours und Lanfrank von Canterbury um 1080, also kurz vor den Kreuzzügen, die 1096 begannen.

Der systematische Sieg des Aristoteles beginnt mit Anselm von Canterbury, einem ursprünglich italienischen Mönche, der 1109 stirbt. Gegen ihn erhob sich nun auf ganz scholastischem Terrain eine Opposition mit Roscellin, welcher behauptete, die Ideen seien nicht reale Wesen, sondern nur Namen, und man müsse die Wahrheit nicht im Allgemeinen, sondern im Besonderen suchen. Dies ist der Schlachtsausbruch jenes erwähnten Streites zwischen Realismus und Nominalismus, der das Mittelalter so bewegt hat.

Umsonst rang der fertigste Dialektiker in Frankreich, Peter Abälard, der wegen seiner Liebe für Heloise dem großen Publikum bekannt ist, auf platonischem Wege eine Vereinigung zu bewirken. Unter Verfolgung und Leiden starb er 1142. Viel

größeren Erfolg hatte der unbedeutendere Petrus Lombardus, welcher in seinen berühmten „Sentenzen" nur Geschichtliches zusammenstellte und dies fest an die Orthodoxie schloß. Darin war das Positive wohl geordnet, aber der tiefere wissenschaftliche Weg war verlassen.

Hier bei diesen, nun als Grundlage dienenden Sentenzen des Petrus Lombardus sind wir auf der Grenze des innerlichen Mittelalters angekommen. Nun drängt sich der Zug aus den Kirchen und Klöstern hinaus. Aristoteles ward jetzt vollständiger, besonders von Spanien aus bekannt, die scholastische Wissenschaft löst sich mehr und mehr von ihrer dienenden Herrschaft im Verhältnisse zur Kirche ab, man geht über die Grenze der Kirche hinaus, und so zerbricht die Scholastik langsam von innen aus den gebannten römischen Kreis.

Die römisch-christliche Tradition war bisher stets historische Grundlage geblieben, jetzt sollte die Kirche ohne Rücksicht auf Traditionen von der Vernunft aus gerechtfertigt werden. Zwar gerechtfertigt noch, aber es stellt sich dar, welche Möglichkeit sich damit eröffnete. Man wollte es vor der Hand vergessen, oder vergaß es, daß sich diese Waffe auch gegen die Kirche selbst wenden ließe. Man studirte sogar in Spanien auf arabischen Hochschulen.

Das nächste Ergebniß dieser neu-Aristotelischen Epoche war, daß man sich nicht mehr mit der bloßen Formel begnügte, einen eigenen Inhalt suchte, und somit mehr zum Platonismus hinneigte, welcher denn auch später in Bonaventura den Hauptführer eines platonischen Mysticismus erhielt.

Das Leben selbst wird nun mannigfaltiger, es treten große Talente und Eiferer für Orthodoxie auf, besonders Bernhard von Clairvaux, eben so auf's Praktische dringende Männer wie Hugo von St. Victor, und die Kirche verbietet des Aristoteles und des Erigena Schriften. Aber es war zu spät, die Hauptstützen der Kirche, die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner selbst, werden in den Zauberkreis der immer weiter greifenden Philosophie gerissen. Sie gebären in Adalbert von Vollstädt, welcher Albertus Magnus genannt wird, auch für Deutschland einen Hauptmittelpunkt der so gefährlichen Scholastik. Allerdings schloß sich der, mehr als mancher Andere, an's fabelhafte Pabstthum an, und dennoch grub er um sich in weitem

Kreise tiefe Gräber für daſſelbe. Bei dieſer Ankunft aus den weiten Bahnen des religiöſen Gedankens mitten in Deutſchland, wo Albert eine Zeitlang an der Donau zu Regensburg und am Rheine zu Cöln hauſ'te, ſehen wir ein neues charakteriſtiſches Zeichen: In ihm ſchließt ſich nämlich der abſtrakte Gedanke an die Natur, in ihrem verborgenen Geſetze ſtört ſein prüfender Blick herum, dem plumpen Volke wird er ein Zauberer, und es kommen Mährchen zum Vorſchein, wie er im Winter zauberhafte Gärten und Gaſtmäler aus der Erde heraufbeſchworen habe.

Das iſt bereits ein ganz neues Terrain des Wunderbaren, was nicht mehr von der Jungfrau Maria ausgeht und denn im Uebergange zu ganz anderem Weſen kommt als die vorher orthodoxe Legende. Für die Fähigeren wird manch' altes Wunder zerſtört in ſolcher neuen Kenntniß der Natur, und das Wort Aberglaube wird geläufig.

So erfüllt ſich allmählig die Jugendzeit des romantiſchen Deutſchlands: aus dem eigenen Gedanken, welcher ſo lange Herz und Seele des Mittelalters geweſen, wächſt in vorliegender hiſtoriſcher Folge der Feind und Zerſtörer von dieſer traumreichen Jugend. Wenn noch ein Paar äußere Striche des ſcholaſtiſchen Schrittes gegeben ſind, ſo ſieht man am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo aller mittelalterliche Duft vor dem dreiſtgewordenen Hauche des Gedankens auseinanderfliegt, das farbige Mittelalter wie eine Fata Morgana verſchwunden iſt, und nüchtern die ſteinernen Zeugniſſe, die Dome und Klöſter daliegen.

Des Albertus großer Schüler, Thomas von Aquino, ein aus Neapel ſtammender Dominikaner, der 1274 ſtirbt, treibt den Ariſtoteliſchen Realismus auf die Spitze. Auf demſelbigen Boden, nur die Realität in der beſtimmten Einzelheit ſuchend, tritt ihm Joh. Duns Scotus entgegen, in welchem ſchon kühnere Sätze gegen die kirchliche Tradition, beſonders gegen die Erbſünde des Auguſtinus auftauchen. Es entbrennt ein erbitterter Kampf zwiſchen Thomiſten und Scotiſten, von den Kathedern der jetzt bereits errichteten und blühenden Univerſitäten, unter denen ſich Paris hervorthut, ziſchen die ſcharfen Pfeile der Spitzfindigkeit durcheinander, die Wendung, der Kampf wird Hauptintereſſe des geiſtigen Lebens, die Kirche tritt dabei in den

Hintergrund, immer heftiger drängt es so von innen aus auf neue Zustände. Und nun fällt wie eine neu aufgeglühte Bombe der wieder aufgenommene Nominalismus Roscellin's zwischen die ohne dies schon locker werdenden Theile; Wilhelm von Ocam erneuert ihn mit allem Nachdruck und seine Schüler führen ihn wirklich zum Siege.

In dieser allgemeinwerdenden Polemik wird aber das Bewußtsein des Zeitraums völlig auseinandergesprengt; in all' den Einseitigkeiten gewinnt man nirgends mehr eine volle Wahrheit, man ermüdet endlich, die überfeinerte Wissenschaft rettet sich in neue Gefühlswege, die Scholastik versinkt, das Mittelalter, dessen aufsteifende Seele sie allmählig geworden war, mit ihr, die mannigfaltige Jugend des Herzens und Geistes ist erschöpft.

12.

Kaiser und Reich und Baukunst.

Im Vorliegenden ist der Gesang und der Gedanke jener Zeit theils bis in die Nähe des Jahres 1400, theils darüber hinaus geführt oder doch angedeutet worden. Es bleibt nun noch zu sehen, wie die Erfüllung und der Untergang dieser reichen Jugendzeit sich im äußerlichen Leben, in dem sogenannt politischen, gestaltet habe. Dabei giebt das gewaltige Haus der Hohenstaufen Anfang, Anhalt und Ende. Ihretwegen nennt man auch oft kurz die ganze mittelalterliche Epoche die schwäbische.

Es ist angedeutet worden, daß Friedrich I. mit seinem Gefolge eine lebhafte Anregung bei dem Turnier Hoflager gefunden habe. Im Jahr 1152 setzte er sich die deutsche Krone auf, ein Jahrhundert später 1250 starb sein Enkel Friedrich II., und in dies Jahrhundert drängt sich die eigentliche Blüthe des Mittelalters, da zogen die Ritter, das rothe Kreuz auf der Schulter, nach dem Oriente, da sangen die größten Dichter, da errang der Gedanke in den Scholastikern seine selbstständige Gewalt. Und noch in diesem Jahrhunderte entwickelte sich der Todeskeim des Mittelalters, und in ihm der Lebenskeim für folgende Zeiten. Friedrich II. selbst stellt in seiner eigenen Person diesen Wendepunkt dar.

Man hat viel hin und her gestritten, ob es nicht ein Unglück für Deutschland gewesen sei, daß die Hohenstaufen das Stärkste ihrer Lebenskraft auf die sogenannten Römerzüge, die Züge nach Italien und die Herrschaft in Italien verwendet hätten. Es lag

gewiß darin eine tiefe Nothwendigkeit, unser Vaterland, so wie es sich einmal in Verbindung mit andern Nationen entwickelt hatte, in dieser Verbindung aufrecht zu erhalten, in dieser Verbindung mächtig zu erhalten. Der Pulsschlag aller romanisch-germanischen Völkerschaften lag zu Rom; wenn unser Vaterland nicht ein untergeordnetes Seitenland werden sollte, so mußte es die Berggrenze von Italien so wenig als möglich scheidend machen, es mußte einen Fuß in Rom haben. Allerdings ward dies nothwendige Princip mehr, als den Deutschen zunächst heilbringend war, von der Neigung überschattet, von der Neigung der Hohenstaufischen Kaiser, unter den Palmen Siciliens zu wohnen, den wärmeren italienischen Himmel, das vergnüglicher ausgebildete italienische Leben zu genießen. — Ferner war der große Gedanke, welcher in Frankreich so wohl gelang, in den Hohenstaufen ganz lebendig, der Gedanke, eine kompakte Monarchie zu gründen, um aus solchem Mittelpunkte heraus das junge Nationalleben zu leiten und zu stärken, das übergreifende Pabstthum abzuwehren. Auch für diesen Ideengang bot Italien den Kampfplatz: die Zersplitterung in kleine Republiken war dort zu Hause, an diese Republiken schloß sich alle die Opposition einzelner deutscher Fürsten, welche kein monarchisch überwiegendes Kaiserthum dulden wollte, diese ganze Opposition der Guelfen vereinigte sich in Italien. Die Hohenstaufen, der Mittelpunkt der Ghibellinenpartei, mußte also nach Italien, denn das Herz all' ihrer Feinde war dort.

Dieser Ghibellinenkampf ist nicht mit Sieg gekrönt worden und dennoch hat er in dem lebhaft tönenden Treiben, was er erzeugte, in Deutschland selbst eine solche Regsamkeit, so mannigfaltige Schöpfung erzeugt, unter den Zelten und Schilden, an den Hof- und Heerlagern dieses Kampfes sangen die Minnesänger; Dante's großes Gedicht war ein Schlachtgesang der Ghibellinen. Daß er nicht mit Sieg gekrönt wurde, war von schweren Folgen. Was auch principienmäßig Schätzbares in dem guelfischen Staatswesen sein mochte, es ging unter, weil es unzeitig war, oder es trug seine Früchte der Vereinzelung und Zersplitterung, Deutschland fiel als große Macht für ewige Zeit auseinander; und mußte sich mühsam eine andere Volksbestimmung suchen als die einer direkt einwirkenden, großen Politikmacht zu sein pflegt:

Frankreich, wo dies ghibellinische Streben gelang, wurde eine kompakte Hauptmacht Europa's. Unter solchen Umständen, bei der Abgeneigtheit Deutschland's, sich in einen monarchischen Mittelpunkt zu vereinen, suchte und fand die Entwickelung einen anderen Weg. Das siegende Pabstthum überspannte seine Forderungen und zersprengte sich später dadurch selbst, Friedrich II. wendete seinen überlegenen Geist rücksichtslos in die Opposition gegen das Bewußtsein der Zeit, die Päbste selbst stachelten ihn dazu, und so wurde er eine grelle, frivole Leuchte seiner Epoche, die viel Aergerniß gab, und mehr als das größte Ereigniß im Stande gewesen wäre, den Untergang des Mittelalters reifte. Dieser sehnige Mann, der mit dem Bannfluch beladen, des Bannes spottend einen Kreuzzug unternahm, der, die ritterlichen Kreuzzüge verspottend, mit den Sarazenen unterhandelte, und solchergestalt das heilige Grab gewann, der sich, dem Gebannten, die heilige Krone von Jerusalem selbst aufsetzte, obwohl kein Priester Messe lesen wollte, der mit muselmännischen Schriftgelehrten verkehrte, dieser Friedrich war der Erste, welcher gebarnischt — lächelnd dreist heraustrat aus dem Zauberkreise des Mittelalters. Es ist gleichgültig, ob er das damals so berüchtigte Buch de tribus impostoribus (von den drei Betrügern) geschrieben habe, die damalige Welt traute es ihm zu, der Pabst sagte von ihm: „dieser König der Pestilenz behauptet, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Mahammed getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze bangend gestorben;" und er selbst sagte vom Pabste, „er sei der mit dem Oel der Schelmerei gesalbte Pharisäer."

Dieser Kaiser, welcher von den Historikern der Aufgeklärte genannt wird, war, wie gesagt, ein scharfer Eckstein des Mittelalters; wo von Aufklärung die Rede ist, da ist auch die Rede von der Endschaft einer Epoche. Und Friedrich starb schon 1250, wo das mittelalterliche Leben noch hoch ging in Deutschland, aber er hat schwer und tief nachgewirkt, wie ein kühler Reif, der in die warme Sommernacht fällt, und an welchem erst im Spätherbst plötzlich viele Menschen sterben.

Der Schimmer von Aehnlichkeit, welchen dieser zweite Friedrich mit dem spätern zweiten Friedrich von Preußen allerdings hat, kann leicht zu schiefer Vergleichung führen. Allerdings

wendete sich auch dieser gewaltige Hohenstaufen zu ausländischer Rede und ausländischem Gesange, er sprach sechs fremde Sprachen, ergötzte sich zumeist an den italienischen Liedern, dichtete selbst welche, suchte und schuf seinen Hauptglanz in Italien. —

— Mit den Hohenstaufen brach denn auch das mittelalterliche Gebäude des römisch-deutschen Reichs in Wahrheit zusammen, obwohl es als deutsches Reich noch fünf und ein halbes Jahrhundert figurirt hat. Denn die reich ausgebildete Feudalbeziehung löst'te sich in vielerlei neue Elemente, der poetische Mittelpunkt des Kaisers war verrückt worden, der Kaiserschimmer war durch eine fast kaiserlose Zwischenzeit nach den Hohenstaufen verwischt, die späteren Kaiser hatten nur noch eine Macht, insofern sie privatim mächtige Fürsten, und als solche geeignet waren, Unterstützung und Beitritt für eine allgemeine That zu erzwingen. Die großen Reichszwecke traten in den Hintergrund, es entstand die Politik der einzelnen Häuser, die Städte, von den Hohenstaufen kräftig begünstigt, machten jetzt ihre Eigenheit mehr und mehr nachdrücklich geltend, die Ritter, hieneben zurückbleibend in Erwerb und nicht mehr so zusammengehalten durch den Reichsmittelpunkt, warfen sich auf's Wegelagern — kurz die ganze zusammengefaßte Welt des deutschen Mittelalters ging in Einzelnheiten auseinander.

Für die literarische Aeußerung kann ein solchergestalt sich bildender Zustand nur den Prosa-Ausdruck begünstigen, und dieser ist denn auch im Grunde das einzig Beachtenswerthe in der folgenden Uebergangszeit, wo sich allmählig die innern Bande so weit lösen, daß mit den Reformatoren eine Revolution eintritt, welche in einem Hauptschlage sich von der morsch gewordenen nächsten Vergangenheit befreien will.

Statt diesen Prosaeintritt zu betonen, hat die Literargeschichte meistbin ihre Aufmerksamkeit dadurch zersplittert, daß sie sich immer an die mittelmäßige Poesie dieser darin absterbenden Zeit gefesselt giebt. Diese Poesie schleppt sich aber mühsam an der mittelalterlichen Tradition fort, und schließt durchaus nicht mehr den eigentlichen Lebenspunkt der Epoche in sich. Davon ist höchstens das Lied auszunehmen, was sich in der Unbefangenheit des Volkes fortpflanzt. Es ist unnütz, aus den schlechten Dichtern zu entwickeln, daß durch sie die Poesie der Zeit verkümmert

worden sei, der Dichter ist nur ein Ergebniß, und wenn der Meister Stolle, wenn der Unverzagte und der Schulmeister von Esslingen Rudolph von Habsburg schmähen, daß er die Dichtung nicht unterstütze, so hat ihnen gegenüber Rudolph ganz Recht, das Wesen war auseinander gesprengt, und es gab Nöthigeres zu thun.

Aus solchen Gründen wird auch hier besser kein besonderer Literarreinschnitt gemacht. Das Herz des Mittelalters ist mit dem Jahr 1400 todt, das funfzehnte Jahrhundert zehrt poetisch an ohnmächtiger Erinnerung, und ist noch zu schwach, in dieser und jener Regung eine neue poetische Welt zu schaffen. Der Trieb, Neues zu schaffen, spricht sich noch am Lebhaftesten im dürren Gedanken und in einzelner praktischer Erfindung aus, deshalb ist die Hauptaufmerksamkeit darauf zu richten. Denn nicht ein guter oder ein mittelmäßiger Vers allein, sondern vor allem Andern die hauptsächliche geistige Thätigkeit ist Gegenstand der Literargeschichte. Wendet sich jene geistige Thätigkeit mit größerem Nachdruck und Erfolge auf etwas Anderes als das Gedicht, so muß das Gedicht auch für die Literaturgeschichte in den Hintergrund treten.

So ist nun, das Mittelalter völlig zu beschließen, noch eine künstlerische Thätigkeit desselben hervorzuheben, die von außerordentlicher Bedeutung für alle Zeiten bleibt, nämlich die Baukunst.

Darf man von der mittelalterlichen Dichtung sagen, daß sie sich wenig entäußere, um ein aus Stoff und Anschauung hervorgehendes, unabhängiges Dritte zu erzeugen, was man ein Objectives nennt, die mittelalterliche Baukunst ist eine gebieterische Antwort darauf, die prächtigen Dome, welche heute noch Deutschland, Frankreich und England bedecken, sind eine steinerne Objectivität des Mittelalters. Sie drücken das religiös-poetische Bewußtsein jener Zeit bis in die Kleinigkeit erschöpfend aus, und daß eben nur sie da sind, sonst aber nichts der Rede Werthes übrig geblieben als Dom und Thurm, dies ist ein unwiderleglich Zeugniß, daß alles Bewußtsein in jener Zeit ein religiös-poetisches war.

Es ist über diese steinerne Dichtung das Beste und Erschöpfendste in deutscher Schrift gesagt worden, deshalb genügt

die bloße Andeutung. Im Titurel wird diesem schönen Bereiche eine große Ausführlichkeit gewidmet, da, wo der neue Graltempel gebaut wird. Der dort beschriebene Stil ist der Byzantinische, wie er in der griechisch-christlichen Geschmacksweise sich gestaltet hat. Er ist ebenso verschieden von dem gothischen, wie das morgenländische Christenthum verschieden war von dem abendländischen. Seine Verhältnisse, auf ein gleichschenkliches Kreuz gestützt, sind weicher, glatter, runder und einfacher als die gothischen, welche zur Grundform stets das oblonge Viereck des Kreuzes wählen, wodurch das Ganze gestreckter, enger und ernster wird und sich mehr wie eine Sehnsucht nach dem Weiten dehnt und ausreckt. Ebenso ist das Verhältniß zwischen den Kuppeln und Decken und Fenstern — dort in Byzanz wohnt noch griechische Erinnerung, man sucht die lichte Schönheit, hier im Occidente fliegt die strebende Romantik, die Ahnung, der unbestimmte Drang nach dem Unendlichen in himmelhohen, spitzen Thürmen auf, das runde Fensterauge schlägt in die Höhe zu einem schlanken, aufwärts langenden Spitzbogen, das Dachgewölbe schlingt sich ebenso dringend und händeverschränkt wie ein inbrünstig Betender scharf nach oben. Und da dies romantische Mittelalter so ganz und gar bis auf den kleinsten Winkel seines Herzens von poetisch-religioser Bedeutung erfüllt ist, so schießen auch alle die mannigfachen Details, die Spitzen und Rosen, die Kleeblumen und die Lilien überall hervor. Die ganze innere Einrichtung der Dome mit Chor und Schiff, und Seitengängen und schmalen, langen, verlangsamen Fenstern ist die ganze Dogmatik des Mittelalters.

Was in Deutschland aus der Ottonenzeit, welche mehr Byzantinisch baute, übrig war, das wurde meistentheils verändert, und was neu gebaut wurde, das erhielt ebenfalls durchweg diesen gothischen Stil, diesen Stil des christlichen Mittelalters. Der Name gothisch, für welchen neuerer Zeit sehr lebhaft „altdeutsch" beantragt worden ist, soll daher kommen, daß dieser Baustil von den Gothen stamme, welche nach Spanien gerathen waren, und dort in halbarabischem Geschmacke bauten.

Der Straßburger Münster und der Cölner Dom sind bekanntlich die großartigsten deutschen Denkmäler dieser Art. Jener ist schon 1015 angefangen und sein prachtvoller Thurm, welcher

jetzt noch eine Warte auf 10 Meilen in die Runde für Elsaß, das Rheinland und die Schwarzwaldberge ist, ward 1276 durch Erwin von Steinbach entworfen und angelegt, freilich erst über anderthalb hundert Jahr später vollendet. Mit Recht wird Erwin als eine der großen Autoritäten des Mittelalters angeführt. Den Grundriß des Cölner Domes schreibt man dem oben erwähnten Scholastiker, Albertus Magnus zu. Dieser selbst in seiner Unvollendetheit größte Dom der Welt ward 1248 angefangen. Außerdem mahnen noch heute an jene Zeit die großartigen Kirchen zu Freiburg, zu Ulm, Würzburg, Marburg, Nürnberg, Regensburg, Oppenheim, Eßlingen, Erfurt, der Stephan in Wien und einige der großen Prager Gebäude — denn die meisten der letztern gehören nicht mehr dem Mittelalter an.

Jene alten Dome und Kirchen in ihrer steinernen Pracht und Kühnheit, sind die eigentlichen Grabsteine des Mittelalters.

In dieser Kunst des Bauens, welche sich mit der großen weitverzweigten Zunft der Maurer und Steinmetzen zu einem starken Bürgertheile der Nation gestaltete, hat das Mittelalter noch tief hinein in die folgende Zeit gelebt, der eigentliche Lebensodem seiner Erbschaft scheint sich dahinein gerettet zu haben, um für die Dauer der Erde in Stein zu erstarren. Als alle Lieder schon lange, lange verklungen waren, da hämmerten und meißelten und zeichneten die Baukünstler noch Mittelalter, und drückten in allen Verhältnissen des Baues, in allen Gestalten und Verzierungen noch die Gedanken jener religiosen Poesie aus. Die Skulptur nämlich, der Steinmetz war mit dem Maurer blutsverwandt und unlösbar verschmolzen.

Auch von der altdeutschen Malerei ist viel gepriesen worden, man führt sie bis auf's zehnte und elfte Jahrhundert zurück, erzählt von der Glasmalerei, von den brennenden Farben, von den berühmten Malern, Heinrich von Baiern, Jakob Kern von Nürnberg, von Nikolaus Wurmser, endlich, und hier noch mit dem besten Rechte, von der ersten großen Malerschule des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, von der heiligen Stadt Cölln, deren Glanzpunkt im vierzehnten Jahrhundert Wilhelm von Cölln war. Von hier aus tritt sie in immer engere Verbindung mit den Niederlanden, was ihr des Fleisches und Blutes wegen, womit es doch alle Malerei für's Nächste zu thun hat, sehr heil-

sam war. Man hat sich hierbei vom mittelalterlichen Tic zu mancher Wunderlichkeit verredet, denn um und um besehen bleibt eine Zeit, die in Entäußerung vom Sinnlichen ihren Kern hat, keine besondere Werkstatt für eine künstlerische Darstellung in Gestalt und Farbe. Und so geschah es denn auch: der noch wirklich fleischige Theil des Mittelalters, die Minne, der Artuskreis, die Ritterlust ward nicht Gegenstand der Malerei, sondern die Abstinenz, die Uebersinnlichkeit, die Schwärmerei des Gedanklichen, was im Wort und Gedichte einen interessanten Ausdruck fand, aber nichts von Fleisch und fester Gestalt an sich hatte. Die Mönche malten und von der Dreistigkeit des Pinsels, wie er bei den späteren so berühmten Italienern geführt wurde, von der für alle Malerei nothwendigen Dreistigkeit, erst das nächst liegende wirkliche Schöne zu malen und diesem einen religiosen Schein zu geben, davon wußten sie nichts. Sie malten eine religiose Empfindung mit himmelblauem Auge und sehr weißem Antlitze; das konnte ein sehr hübscher Engel für ein Gedicht sein, und das genießen auch die heutigen Enthusiasten daran, aber die Farbe, die Malerkunst war dabei Nebensache und ist es heute noch. Die Künste dienen allerdings dem geistigen Herzen, der Idee, aber sie verlangen wie Lehnsträger innerhalb ihres Kreises eine völlig eigene Selbstständigkeit; sie geben den Gedanken, aber sie müssen erst in sich selbst fertig sein. Die Malerei ist nicht bloß eine Buchstabenschrift mit Pinsel und Farbe statt Feder und Dinte, wie sie von den Mönchen angesehen wurde, nein, sie ist erst eine Kunst in sich und als solche fertige gebiert sie auch, wohl befruchtet, eine religiose Welt.

Den malerischen Genuß an diesen steifen Linienfiguren müssen wir also der mittelalterlichen Illusion überlassen, und wenn auch sehr leicht zu begreifen ist, wie sie in diesem Sinne wirklich einen Reiz ausüben, so muß doch eine Verwahrung eingelegt werden gegen den objektiven Kunstwerth dieses Bereiches.

Der Hauptsitz dieser Malerei nach dem Mittelalter wurden mehr und mehr die Niederlande, Hubert und Johann van Eyck bildeten einen großen Wendepunkt darin; sie gewinnt technische Fertigkeit und man lobt die Zeit bis ins sechszehnte Jahrhundert als das goldene Zeitalter altdeutscher Malerei. Als welches den Kenner nie gereuen möge.

Ein Blick auf die Niederlande, wohin sich in allerlei prächtigen Bauten und sonstigen Denkmalen alles Stattlichste des Nachmittelalters gezogen hatte, scheidet am reichsten von jener wunderbaren Zeit des deutschen Reiches und der mittelalterlichen Romantik, die mit Ende des vierzehnten Jahrhunderts langsam im Meere versinkt.

13.

Meistersänger, Volksbuch und Lieder.

Hier ist herkömmlicher Weise ein neuer Hauptabschnitt zu machen; das Mittelalter in seiner Wahrheit und Aechtheit ist geschlossen, es tritt die Periode des Uebergangs ein.

Das ist bereits angedeutet, und die gewöhnliche Eintheilung wird darum abgewiesen, weil dieses fünfzehnte Jahrhundert — denn um dieses handelt es sich mit Zugabe einiger Jahre aus dem vierzehnten und aus dem sechszehnten — größtentheils noch ein Echo des Mittelalters und eine unreife Vorbereitung der Reformation ist. Die erste romantische Existenz wird erst mit dieser letzteren krachend und völlig gebrochen, es dünkt also passender, dies schwankende Jahrhundert, was noch größtentheils in früherem Kreise athmet, auch noch diesem früheren Kreise anzuhängen.

Selbst die äußerliche Hauptabtheilung, welche von dem herrschenden Sprachausdrucke hergenommen ward, schleppt sich noch im Alten fort, das Mittelhochdeutsche bleibt noch die herrschende Sprache. Es verhärtet und verknorrt sich allmählig in den österreich'schen Mundarten, welche dadurch hervortreten, daß der Hauptkaiserstamm, der Habsburgische, dort seinen Sitz gewinnt, und selbst die Zwischenpartie der Luxemburger im Hauptvertreter derselben, in Karl IV., seinen Stützpunkt in Böhmen nimmt. Das Niederdeutsche hebt sich langsam geltender und

kräftiger vom Norden auf, vertieft sich vom Harze herab in Luther's Jugend und wird so der Grundstock, aus welchem sich beim nächsten Abschnitte das Neuhochdeutsche hervorbildet.

Es ist im Mittelalter herausgetreten, daß sich vom Stamm der Volkspoesie eine Kunstpoesie absonderte, welche in den hauptsächlichsten Minnesängern zu einer so großartigen Erscheinung ward. Diese Kunstpoesie wurde fortgesetzt von den Meistersängern, ein Name, welcher vorzugsweise den Sängern dieser Uebergangsepoche gegeben wird, obwohl er, wie oben angedeutet wurde, älter ist, und einen Theil der Minnesänger selbst bezeichnet. Besonders diejenigen späteren, welche schon durch ein äußerliches Zusammentreten die innerlich matt werdende Sangeswelt zu halten hofften. Als Namen des Ueberganges sind die Herzöge, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Johann von Brabant, in denen das Lied noch schön ist, schöner als Ulrich's von Lichtenstein Bestrebung, ferner Ulrich von Winterstetten, Walther von Metz, Konrad Schenk von Landeggk zu nennen, von Singenberg, der tugendhafte Schreiber, Ninne, Lutolf von Seven, der Rubin und besonders der Kanzler.

Den Meistersängern fehlte nichts weiter als der Inhalt einer reich aufquellenden neuen Existenz; diese Existenz war in der Auflösung begriffen, und die zünftigen Sänger behielten nur das Schema in der Hand, und wußten sich viel damit, dies in allerlei Specialität auszubilden. Die Herrlichkeit, wo alle Fürsten und Herren sangen, war dahin, diese Fürsten und Herren selbst waren durch die eintretende politische Umwandlung auf ein sehr nöthiges praktisches Trachten angewiesen, das Reich war in andere Beziehungen gerückt, der Bürgerstand, unter den Hohenstaufen aufblühend, nahm einen großen Theil der Landesvortheile in Beschlag, welche früher ungetheilt den Vornehmen gedient hatten, die Städte wurden das Leben des Reich's. In ihnen bildeten sich denn auch die Meistersänger zur völligen Zunft, die natürlich zumeist aus den Handwerkern gebildet und besetzt wurde. Solche Leute, auf eine einseitige Existenz angewiesen, sind in der Denkweise und Phantasie zunächst ebenfalls beschränkt, wenn sich nicht das unberechenbare Genie selbst erhebt, und das Genie ließ in dieser Epoche auf sich warten. Der Ritter, wenn sein Besitz-

thum noch so klein war, hatte einen Horizont, der erst am Kaiserthrone und am heiligen Grabe von Jerusalem schloß, die Welt stand ihm und seinem Pferde offen, das Handwerk des Schwertes begriff und brauchte man überall, nichts beengte ihn, nichts schüchterte ihn ein; wenn da ein innerer Drang erwachte, so war Raum und Muth genügend da, um weit und tief zu greifen. Die Perspektive muß immer groß seyn, wenn Großes gesagt werden soll.

Außerdem war der Versuch in's Große und Weite einer jugendlichen Nation und Zeit mit den Hohenstaufen beendigt, er war nach Außen verunglückt, der Staat mußte sich in seinen Grenzen zurecht bücken, die Menschenzahl wuchs, der große deutsche Drang, welcher noch heute so oft über die Wirklichkeit täuscht, jener romantische Drang, eine politisch erste Macht zu sein, lag jetzt schwer darnieder, und befreite sich erst in der Reformation zu der Bestimmung, für welche unsere ganze Entwickelung vorbereitet hatte, zu der Bestimmung einer innerlichen geistigen Macht.

So konnte nicht viel Anderes zum Vorschein kommen, als die Meistersängerzunft. Dabei ist indessen wohl zu unterscheiden, ob man auch von dem höheren Maaßstabe einer Entwickelung in frei'ster und größter Form ausgeht; der oben erwähnte administrative Kritiker thut sehr Unrecht, den Meistersängern nicht eine wichtige Stelle einzuräumen. Wenn eine politische Geschichte Deutschland's geschrieben wird, so sind sie von außerordentlicher Wichtigkeit: sie sind die Stufe, auf welcher der deutsche Bürgerstand für einen Bildungsgrad interessirt, ja für immer gewonnen wird, wie ihn kaum ein anderes Land der Erde bot. Diese Meistersangperiode, wo der Schwager Schmidt und Strümpfemacher auf der Herberge Theil nahm an Sprachreinigung und Begriffssichtung, war der Boden unserer Reformation, und sie hat auch später das Gleichgewicht erhalten für ein Volk, das von Hause aus geneigt war, das Fremde sorglos aufzunehmen und zu überschätzen, das geneigt war, idealen Bewegungen haltlos beizutreten. Der deutsche Mittelstand ist von jener Zeit aus mehr und mehr Träger und Halter einer Wissenschaftlichkeit und eines idealen Bewußtseins geworden, wie es beim Sturze des Mittelalters vom Ritter aufgegeben und verloren wurde.

Dies ist der weitere Gesichtspunkt; anders stellt sich's freilich, wenn von dem rein literarischen Werthe jener Meistersänger die Rede ist. Gegen den Ausdruck „Zunft" oder „Gilde" waren sie übrigens selbst sehr eingenommen, und da sie außer diesem Hochmuth nicht viel mehr von den Dichtern hatten, so darf dieser nicht vergessen sein. Sie wollten eine poetische Akademie vorstellen, die bis auf Otto I. zurückgeführt wurde, auch nannten sie sich zart, nur „Liebhaber des Meistergesang's." Ihr System des Gesanges hieß „die Tabulatur" — die erste uns bekannte ist aus Straßburg von 1493 — wer diesem Generalbaß knapp angemessen einen Gesang zu fertigen, eine Weise, einen Ton zu erfinden wußte, das war ein Meister des Gesanges. Nach dem Grade dieser Vollkommenheit wurden alle Theilnehmer der Gesellschaft eingetheilt in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. In Mainz, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Ulm und Straßburg waren die Hauptschulen. Sie wurden in der Kirche gehalten, wenn man auch die Vorübungen in der Herberge vornahm. Jene Orte waren übrigens in den drei Jahrhunderten vom vierzehnten zum sechszehnten nicht gleich vorherrschend: Mainz, Straßburg, Colmar, Würzburg, Frankfurt, Prag, Zwickau herrschte im vierzehnten; Nürnberg und Augsburg im fünf[illegible]ten; Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Bre[illegible], Görlitz im sechszehnten und die Kunst zog bis Danzig. Alle Produktion war lyrisch; ein Gesang hieß „Bar," die Versart „Gebäude," die Versart mit der Melodie ein „Ton," oder eine „Weise." Dafür begegnet die wunderlichste Bezeichnung, zum Beispiele die Rosmarinweis, die Treupelikansweis, die Gelblöwenhautweis, die hohe Firmamentsweis. Stollen und Abgesänge findet man wie im Früheren. Die Kritiker, welche Merker hießen, gaben sehr genau Acht, denn es gab drei Hauptfehler, die sogleich bestraft wurden. Es hieß beim Aergsten, der Dichter hat sich „versungen." Diese Fehler betrafen die Reinheit der Sprache, die Reinheit des Metrum's, in welche zwei Reinheiten der Reim mit gehörte, und endlich die Reinheit der Gesinnung. Diesen lezten Fehler nannte man auch „falsche Meinungen," und dahin gehörte, wenn sich Einer im Schwunge zu Schwärmerei fortreißen, oder gar zu unzüchtigen und unchristlichen Bildern oder Gedanken führen ließ. Solcher

Fehler gab die stärkste Rüge, allgemeines Kopfschütteln, Murren, Hem Hem, und wenn er wiederkehrte, brachte er den „falschen" Sänger zum Verlust aller Theilnahme. „Blinde Meinungen" nannte man die Klebsylben, wenn zum Beispiel kei'm, für keinem, g'lebt, für gelebt, vorkam. „Milben" waren des Reim's wegen abgebrochene Worte, zum Beispiel singe für singen, wenn man es zur Reimbequemlichkeit so brauchte. Auch „lind und hart" beim Reime war sehr verpönt, wie baden und rathen.

Von solcher Art war diese beschränkte Spielerei, welche sich indessen doch um ein Interesse gruppirte.

Als direkte Ahnherren, wenn auch zum Theil noch in den Minnesang gehörig, erscheinen der berühmte Heinrich Frauenlob in Mainz, der im Jahre 1318 von Frauen zu Grabe getragen, dessen Grab mit Wein besprengt wurde, und Regenbogen, ein Berufe liebender Schmidt, welcher sein Handwerk aufgab, um Töne zu singen, und dabei des irdischen Brotes mitunter zu entbehren. Da er kein großes Genie war, so sind seine Klagen über die Kargheit der Großen gegen die Dichter um so tragischer, und er scheint wirklich der Vater aller der deutschen Poeten zu sein, welche bis heute so zahlreich geblieben sind, über einem halben Drange jede praktische Thätigkeit versäumen, und bittere Klage darüber führen, daß ihnen nicht dieser halbe Drang von Begüterten bezahlt und Lebensunterhalt wie Manna gereicht werde.

Die sogenannten „Spruchsprecher" jener Zeit, Improvisatoren und Spaßmacher, unter denen Wilhelm Weber einen Namen erlangt hat, waren herzlich verachtet von den Meistersängern, weil ihre Lebensart an das Plebejische, an die eigentliche Bänkelsängerei streifte, und sie nicht nach ei[illegible] Tabulatur dichteten. Offenbar kam aber in ihnen mehr ächtes Talent zum Vorschein als bei jenem Geklapper.

Die bekanntesten dieser Meistersänger, zu denen natürlich in verschiedenen Schulen und Orten und in so breiter Zeit Tausende gehörten, deren edle Namen nicht alle aufbewahrt sind, waren nach herkömmlicher Aufzählung Heinrich von Mügelin, Muskatblüt, welcher duftende Name wahrscheinlich angenommen ist, der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn, Kunz Schneider, Konrad Harder, Hans Volz, Michael

Beheim, Sirt Buchsbaum, worüber bei weiterer Wißbegierde Docen's Dichterzeichniß und Koch's Kompendium nachzusehen sind, endlich Hans Sachs, der allerdings tief in die Reformationszeit hinüberreichte, dessen Wurzeln und Stamm aber noch völlig in dieser Uebergangsepoche ruhen.

Sein Nürnberg, was überhaupt mit Augsburg eine Hauptrolle in dieser Zeit spielte, hatte er so in die Höhe gebracht, daß es 250 Meister zählte. Er hat allein mit eigener Hand 4200 Meistergesänge angefertigt, wovon glücklicherweise das Meiste noch in Handschriften verborgen ruht. Dresden ist für den späteren Meistergesang, der noch bis in's siebenzehnte Jahrhundert hinein taktirt, das Hauptarchiv und enthält davon 22 Bände.

Die ganze Richtung ward als Uebergang in eine verständige Zeit moralisch wichtiger als ästhetisch. Vom kindischen Ausschmücken der Legenden und Marienvergleiche kamen sie mit dem Zeitgeschmacke der herannahenden Reformation auf die Bibel, und reimten diese. Auch einen Uebergang aus der formlosen Poesie des Mittelalters zu formellerem Gesetze will man darin finden, zu der Art, welche später mit Weckherlin die ganz abstrakte Form klassischer Gedichte anzubauen begann.

Aesthetisch viel wichtiger und von viel tieferer Ausbeute ist das sogenannte Volksbuch dieser Zeit, welches den Volksstamm unserer Poesie in schlichter Prosa, und deshalb um so unverfälschter fortpflanzte. Hier liegt der offene Uebergang aus dem alten Epos in den Roman, der sich schon lange in Frankreich gebildet hatte. So wie es sich denn fortwährend aufgedrängt hat, daß dies Land von früh auf sich einer glücklicheren Lage erfreut hat, so finden wir auch hier die Uebersiedelung interessanter Stoffe aus Frankreich; die übrigen sind theils aus älteren deutschen Gedichten, von denen uns Tristan, Wigalois und Reinald in ursprünglicher Gestalt bekannt sind, theils aus neuer Volkssage gebildet.

In diesem Volksbuche lebt noch die innere poetische Anknüpfung an die geschichtliche Welt, an den Gedankenschacht, an die Seele eines Volkes, das über Trümmer und öde Haide nach einem neuen Bewußtsein schleicht oder drängt. Zur Verbreitung

dieser Volkssagen kam inmitten des Jahrhunderts die Buchdruckerkunst wie ein Geschenk des Himmels, auf groben Zetteln wanderte die wunderreiche Sage bis in die geheimsten Thäler, und regte den erschlaffenden Sinn zu neuer Straffheit, zu Lust am Hoffen und Trachten. Die Reisen Marco Polo's, Mandeville's, Pietro's della Valle, die sich in Reisebücher verirrten, gaben einen magern Ersatz der Kreuzzüge, und unterstützten den Geschmack an Fortuna's Wünschelhütchen, was überall herumführte, und an des ewigen Juden, Ahasvers, Wanderungen. Von den Wundern in der Kirche wendet sich der zersprengte Geist mehr und mehr ab, aber das Wunder braucht er noch, wie immer, um den Zauber der Welt zu empfinden. Für den Roman in Prosa, der sich über der Mähr gestaltete, oder aus Reisebeschreibung wuchs, konnte bei uns nicht so viel geschehen, als in Frankreich, Spanien und dem Süden überhaupt. Unsere ganze Natur und Lage waren nicht leicht genug, um dies fröhliche Spiel zu befördern. Ehrenfarng beginnt er mit „römischer Geschichte" und „trojanischen Geschichten," „Apollonius von Tyrus," es folgen jene Reisen Polo's, Mandeville's, die Reisebücher Schildberger's, Hans Tucher's, Bernhard's von Breidenbach. Die ächte alte Sage wird wenig benutzt, man hält sich mehr an spätere Kreise.

Nur vom „Hörnen Sigfrid" findet sich hier in diesem Volksbuche eine Sage erhalten, wohl ausgestattet mit der Laune dieser Zeit. Kaiser Octavianus, der durch Wilhelm Salzmann aus dem Französischen gebracht und durch Tieck zu einer blühenden Poesie des heutigen Ausdrucks gestaltet worden ist, begegnet uns ebenfalls. Die Heymonskinder leben auf, der Roman Fierabras, dessen Fabel auch für Calderon's „Brücke zu Mantible" den Grund bildet, wird erzählt, Lancelot, Tristan, Wigalois, Flos und Blankflos erscheinen mit der schönen Magelone neben Octavian im „Buch der Liebe." Feierabend hat es später gesammelt und in Frankfurt herausgegeben. Die heiße Liebesgeschichte der Magelone nach einem französischen Volksbuche ist uns von Veit Warbeck erzählt, von welchem noch im „Goldfaden" die Liebe eines Hirtenknaben mitgetheilt ist. Auch die vom Bübeler bearbeiteten „Abenteuer einer Königstochter in Dänemark" sind von diesem Stamme.

Von zwei Fürstenfrauen sind zwei Romane hierher gehörig: Lother und Maller von der Elisabeth von Nassau-Saarbrück und Pontus und Sidonia von der Erzherzogin Eleonore von Oesterreich. Hug Schapler, die fabelhafte Geschichte Hugo Capet's, als eines Fleischersohnes, „Herzog Herpin," „Valentin und Namelos," „Olivier und Artus" drängen sich mit großer Breite ein.

Ganz neu und überaus reizend ist uns aus diesem Bereiche der Roman von der schönen Melusine, welche der Schweizer Ringeltingen aus dem Französischen uns gegeben hat, wo er als großes Gedicht und wahrscheinlich deshalb uninteressanter existirte.

Melusine war das schönste Weib, mußte aber stets den siebenten Tag Fischgestalt annehmen. Ihr Mann hatte das Gelübde gethan, sie diesen Tag nicht aufzusuchen. Er bricht's, nun ist sie gezwungen, sich von ihm zu scheiden, und es bricht für Beide ein grenzenloser Jammer aus. Sie wird nun Jahrhunderte lang der Unglücksbote für ihren Stamm, dem sie jeden neuen Unfall mit einem schmerzlichen Schrei ankündigt.

Diese Sage hat bei uns die größte Theilnahme gefunden, und wirklich sind die Wasserweiber und Niren aus der früh'sten Landessjugend bei uns heimisch, existiren manchem alten Landmanne noch heute in Weibern und Strömen, und kursiren trotz der aufgeklärten Zeit noch in den Kinderstuben. Welch eine Theilnahme hat das aus Wien kommende Donauweibchen gehabt! Noch in Weber's Oberon sehen und hören wir wieder die Meermädchen, und Fouqué's Undine steigt ebenfalls aus diesem Quelle auf. Engelhardt hat uns 1823 ein entsprechendes ächtdeutsches Gedicht in neuem Drucke gegeben, was bis dahin nur in alten Drucken sich vorfand, und was die Melusine eher übertrifft, als hinter ihr zurückbleibt, es ist das Gedicht vom Ritter von Stauffenberg und der Meerfei.

Bei Ortenau am Rheine liegt die Burg Stauffenberg, noch heute, noch sieht man auf dem Wappen die geheimnißvolle Meerfee, unten ein Fisch, oben ein Weib, die Arme über den Kopf zusammenstreckend in Hände, welche in schilfartige Blumendolden ausgehen. Der untere Leib verschwindet unter Schuppen. Sie hatte den Stauffenberger innig geliebt, war ihm überall gefolgt, hatte sich endlich mit ihm vermählt, aber seine ungetheilte Liebe

gefordert. Da zieht er an den kaiserlichen Hof, zeichnet sich im Turniere aus, und wird auf's Aeußerste gedrängt, die Prinzessin von Kärnthen zu heirathen. Endlich entdeckt man sein Geheimniß, und die Pfaffen sagen, das sei ein Bündniß mit dem Teufel. Die Vermählung wird angesetzt. Als das Mahl beginnt, streckt sich durch die Decke des Saals ein wunderschöner Frauenfuß herunter — er kennt dies Zeichen und wird zum Tode traurig. Als er heimgekommen ist mit der jungen Frau, besucht ihn die Meerfee noch einmal, zum letzten Male, in seinen Armen weint sie bitterlich — er verstummt und stirbt.

Man sieht später noch die Meerfee und die Wittwe am Grabe weinen.

Das Gedicht existirt zwiefach aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Erkenbold und als Volkslied in fünf Romanzen.

Das schöne Volksbuch Genofeva ist aller Welt bekannt; die Geschichte der Euphemia, der Helena, des Grafen Walther gehören ebenfalls hierher. Letzterer — Stoff der Griseldis — der ein Bauermädchen geheirathet, und sie mit den ärgsten Proben quält, hat darin etwas herbe Aehnlichkeit mit Kleist's Wetter von Strahl, welcher das arme Kätchen mißhandelt. Ebenso Margarethe von Limburg von Johann von Soest; Euriolus und Lucretia, Guiscard und Sigismunde von Niclas von Wyl übersetzt. Unter der ersten Erzählung war ein Abenteuer Caspar Schlick's, des berühmten Kanzlers vom Kaiser Sigismund verstanden, Cimon von Cypern ꝛc. Man findet in diesen letzteren den regen veränderten Geschmack, welcher sich aus klassischen Studien und seinen griechischen und italienischen Meistern beschreibt.

Viel berühmt und in die Laune überspielend ist das „Buch von den sieben weisen Meistern." Der König Pontianus zu Rom läßt seinen Sohn erster Ehe, Diocletian, von sieben weisen Meistern erziehen. Cleopatra, des Kaisers zweite Gattin, verliebt sich in den Stiefsohn, und da er wie Joseph ihr ausweicht, verläumdet sie ihn beim Vater; er ist durch ein astrologisches Verhängniß genöthigt, sieben Tage stumm zu seyn, und kann sich nicht vertheidigen. Pontianus verurtheilt ihn zum Tode; aber jedesmal, da er abgeführt werden soll, tritt ein Meister mit einer Erzählung dazwischen, und die Kaiserin schlägt eine jede

darnieder, ebenfalls durch den Vortrag einer Erzählung. Da ist der Termin abgelaufen, Diocletian spricht und rechtfertigt sich, und giebt am Schlusse selbst noch eine Erzählung.

Man bezeichnet in diesem merkwürdigen Produkte, was von Indien aus durch alle Literatur gegangen ist, wovon wenigstens Dunlop eine hebräische Uebersetzung als älteste Gestalt nachweist, das Auftreten der eigentlichen Novelle, wo die Begebenheit selbst sich vor allem Uebrigen geltend macht. Launiger Anflug zeigt sich zum Beispiele da, wo die Meister sich überbieten: der Eine verlangte sechs Jahre zur Erziehung Diocletian's, der Andere sagt, er präsire es in 5¼ Jahren. Ferner, wo Diocletian in der Philosophie examinirt wird: man erhöht in der Nacht sein Lager um ein Baumblatt, und als er erwacht, merkt er das auf der Stelle, wie ein ächter Philosoph, der das Gras wachsen hört.

Unter diesen Volksbüchern erhebt sich auch mit seinem ernsthaft lachenden Gesichte der allbekannte Tyll Eulenspiegel, der bergunter weint und bergauf lacht, der die Hühner nur auf einer Seite bratet. Dieses Reich der Anekdote sammelt sich in dem berühmten Lalenbuche, wo die Bürger von Schilda auf das Witzigste verspottet werden. Dieser Schatz deutscher Behaglichkeit, der ohne weiteres Dogma den nächsten Zustand lustig beherrscht, und im Eulenspiegel namentlich die norddeutsche Existenz durchdringt, ist ein sicheres Zeichen, daß sich im Volksleben noch die kernigste Gesundheit findet.

Gelegentlich sind hier zu nennen, obwohl sie nicht direkt in den Kreis der Volksbücher gehören, sondern nur durch das Novellen- oder Balladenartige und das Schwankhafte daran streifen, was sie in Verbindung mit eigentlichem Volksinteresse bringt: das Lied vom edlen Möringer, das Lied von den Vitalienbrüdern Klaus Stürzebecher (Stortebaker) und Götte Michael, was ursprünglich niederdeutsch, dann in's Hochdeutsche übertragen, und neuerer Zeit auch im „Wunderhorn" zum Vorschein kommt, besonders aber die Schwänke Rosenplüt's, des Schneppereres, eines Nürnberger Wappenmalers, der seine Zeitgenossen reichlich versorgte. Es ist ein fröhlicher Markt, der Markt unserer Schwänke, welcher vom Verfall der Ritterzeiten herabreicht bis Taubmann und Dreyer. Wo das Lied zuerst umschlug nach der derben Seite, in Oesterreich sind sie auch am frühesten gepflegt,

da begegnet „der Pfaffe von Kalenberg;“ ihm nachgebildet ist „Peter Leu von Hall.“ „Salomon und Markolph“ wurden dicht bei 1500 noch einmal erneuert, „Aesop“ erschien auch in Deutschland, und „Eulenspiegel“ wird ein Volkstypus, dessen Grab zu Mölln noch verehrt wird, obwohl Niemand darüber auf dem Reinen, wann und ob der Narr existirt hat. Unsere Hofnarren überhaupt, und zunächst „Kunz von der Rosen,“ „Klaus Narr“ sind in Ehren und Gedächtniß, „Paul's Schimpf und Ernst.“ „Bruder Rausch“ werden noch sweilig neu gedruckt. Aus dem „Finkenritter“ leitet man den genialen Münchhausen, dessen Genialität so sehr schwindet mit der Originalität. Man thut ihm jedenfalls Unrecht. Ein launiger Jagdfreund wie er war, hatte er es sogar niemals auf den Druck seiner Späße abgesehen, und war sehr betroffen, als dieser hinter seinem Rücken erschien. Noch weniger hatte er, der unbekümmerte norddeutsche Edelmann, Studien dazu gemacht.

In das Herz des Volksbuches gehören aber wieder die Mähren vom Fortunat, vom ewigen Juden und von Faust. Besonders über die lezte ist in Deutschland so viel geschrieben worden, daß eine Andeutung genügt. Sie ist der eigentliche Ausdruck einer Zeit, in welcher das religiose Bewußtsein von dem Kirchlichen sich in so weit trennt, daß es in das Verhältniß zu Gott und Teufel ganz beliebig all' seine Zaubersagen einmischt. Diese Dreistigkeit des Beliebens war reichlich vorbereitet durch die jüngere Scholastik, welche sich an allerlei Frage und Antwort versucht und welche auch in einzelnen Männern an die Naturgeheimnisse geklopft hatte. Albertus Magnus, welcher schon oben in dieser Wendung bezeichnet wurde, war einer der Ersten, dessen ungewöhnliche Existenz in's finstere Zauberreich gezogen wurde, obwohl er ein hochgestellter Geistlicher, ein orthodoxer Bischof war. In der nächsten Zeit sehen wir Theophrastus Paracelsus und Agrippa von Nettesheim in ähnlichem Ansehn beim Volke; — das kirchliche Bewußtsein war nicht stark genug, dergleichen Erscheinung mit eigener Macht und in eigener Kategorie zu bezwingen, der Volksglaube bemächtigte sich ihrer, und machte daraus ein neues poetisches Gebild. Insofern ist die Entstehung der Faustsage ein tiefliegendes Zeugniß, daß man sich wieder auf eigene Hand das übersinnliche Reich deutete und zurechtlegte,

wie man es in früheſter Zeit vor der Souverainetät der Kirche gethan hatte mit Zauberern und Drachen.

Viel näher der kirchlichen deutſchen Welt lag noch die Sage vom ewigen Juden, von dem ſchon im dreizehnten Jahrhundert eine Sage beſtand. Ihre allgemeine Erſcheinung gehört indeſſen erſt wie Fauſt und Lalenbuch in die erſte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, der ewige Jude zum Beiſpiele erſchien 1547 in der Gegend von Hamburg. Die älteſte Druckausgabe vom Fauſt, die wir haben, iſt 1587, Berlin. Dieſer Cartaphilaus, ſpäter Ahasver genannt, ſteht an ſeiner Hausthür, als Chriſtus auf ſeinem Todesgange, das Kreuz auf der Schulter, erſchöpft vorüberzieht und ſich einen Augenblick, um auszuruhen, auf die Bank vor dem Hauſe ſetzen will. Ahasver verweigert es, und der Heiland, nicht im evangeliſchen, ſondern im päbſtlich-ritterlichen Zornesſinne, ſagt ihm: nun ſollſt du nicht Raſt noch Ruhe haben, ſondern wandern, bis daß ich wieder komme. Ahasver irrt durch die Jahrhunderte umher und kann nicht ſterben, ſtürzt ſich in Schwerter, in Abgründe, in den Aetna, in's Meer, und kann nicht ſterben. Endlich glaubt er an Chriſtum, und da er wieder umſchlägt und mit den Sarazenen brennend nach Jeruſalem hineindringt, erſcheint ihm der Herr ſelber. Da fällt er nieder und betet an, und nun reiſt er zum Tode, die vergangenen Jahrhunderte ſind ihm wie wenige Jahre, er lebt ſtill in Jeruſalem, führt Pilger zum heiligen Grabe und erzählt ihnen ſeine Geſchichte.

Aber dieſe Souverainetät der kirchlichen Sage wird umſonſt in der Fauſtmähr geſucht. Desbalb hat man mit Recht geſagt, ſie ruhe nicht auf der bloßen Lebensgeſchichte eines Doktor Fauſt; ſondern ein ſolcher iſt nur der äußere Anhalt zum Ausdruck einer Volkswelt, die ſich von der Autorität befreit und ſich ſelbſt und die eigne Vorſtellung von überſinnlichen Verhältniſſen geltend macht. Damit übereinſtimmend finden wir ſpäter dieſen Stoff juſt als Hauptthema bei demjenigen Dichter, der die ganze Welt für die poetiſche Schöpfung befreit, der darin eine große, neue Epoche gründet, daß er einem jeglichen Zuſtande und jeglicher Perſon ohne Rückſicht auf herkömmliche Autorität ein poetiſch Verhältniß zugeſteht; wir finden ihn bei Goethe. Goethe iſt als Poet dieſelbe Befreiung von der beſtehenden dogmatiſchen Kirche einer Poeſie, wie die Fauſtſage eine

Befreiung von der kirchlichen Bestimmung des Uebersinnlichen war. Die Kirche hatte keine Schwarzkünstler, keine Zauberer, die ohne Vermittlung ihrer, der Kirche selbst, mit dem Himmel in Korrespondenz treten konnten. Aehnliches war von früh auf da, mit dem Teufel war man bekannt, aber es geht ein neuer rationalistischer Zug durch den Faust und eine neue mystische Macht, daß diese Sage dadurch ein Anfang moderner Schöpfung wurde.

Von einem Doktor Faust wird allerdings erzählt, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Schwaben und Sachsen als Zauberer berüchtigt gewesen, und der Buchdruckerfinder Faust hat auch schon seiner geheimnißvoll neuen Kunst wegen einen großen Schweif Zauberei hinter sich in der damaligen Welt. Aber die Teufelei dieses und jenes Faust und alle Teufelsverbindung, die im Volksglauben lebendig geworden war, wurde sicherlich auf diesen Dr. Faust des Volksbuches übergetragen. So finden wir den Pakt mit Mephistopheles auf 24 Jahre, wo dieser alles Herrliche schaffen muß, und am Ende den Doktor unter großem Spektakel holt. Es ist für die obige Bemerkung herauszuheben, daß Faust sehr heiter und bewußt den Pakt schließt, noch kurz vor dem Tode ganz kraftvoll und ebenso heiter mit Mephisto über die Gnade Gottes und dergleichen disputirt, dem Famulus Wagner noch den Geist Auerhahn schenkt, kurz so gehalten ist, daß man durchweg eine kräftige Freiheit dem Himmel und der Hölle gegenüber erblickt, und daß die grauenvolle Katastrophe mehr wie ein Zugeständniß an den alten Glauben aussieht, als wie eine wirkliche Nothwendigkeit. Dieser Faust, der Alles selbst prüfen will, schließt wie ein Hohn die große Autoritätswelt des Mittelalters — in Goethe ist nur noch am Schlusse beigefügt, daß er in den Himmel kommt; es wäre unbillig, dies bereits vom sechszehnten Jahrhunderte zu verlangen.

Außer dieser Sagenwelt des Volksbuches, welche sich in schlichter Prosa des poetischen Volksinteresses bemächtigt, flüchtet das dichterische Bewußtsein dieser Zeit in das einfache Volkslied, was am Wege, im Waldesgrün, auf nächtlicher Wanderung,

unter dem Fenster des Liebchens, auf einem Kriegszuge von dem ersten besten Naturell gesungen und gepfiffen ward. Von Einem ging es zum Andern; damit es weiter kommen möge, druckte es jemand auf ein fliegendes Blatt, und glücklicherweise sind viele Lieder solcher Gattung in Chroniken aufbewahrt, und es ist uns dadurch ein Andenken an die eigentliche Volkspoesie gerettet worden, die von größerem Werthe ist als manch künstliches Machwerk dieser Zeit. Denn für eine höhere Kunstform war diese Zeit des Ueberganges und der langsamen inneren Umgestaltung durchaus nicht angethan. Besonders die Limpurger Chronik ist dafür eine reiche Quelle, welche bei jedem Jahre anführt, was für Lieder in demselben gäng und gäbe gewesen seien. Und in Schilling's Chronik der Burgundischen Kriege finden sich die besten Kriegslieder, worunter die berühmten Veit Weber's. All das kleine Geflügel der Handwerkslieder, an denen sich der Bursch heute noch erfreut, steigt in dieser Epoche auf, wo das bürgerliche Element sich so eifrig des Gesanges annimmt. Johann Ganshein, Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn, und wahrscheinlicher Schöpfer jener Chronik führt als Sängernamen nur zwei an: den Ritter Reinhard von Westerburg, und Gerlach, edlen Herrn zu Limburg. Von dem Oesterreicher Peter dem Suchenwirth, dessen Werke Primisser herausgegeben, wird ein Lobgesang auf die heilige Jungfrau und ein Lied auf die Schlacht bei Sempach speciell angeführt.

Oesterreich ist nach der Liedesrichtung hin von früher Bedeutung. Es wird ihm oft zum Vorwurfe gemacht, daß sich in seinen Scherzen der alte Minneton zuerst herabgestimmt habe. Am Hofe der Babenberger in Wien sei das leicht-sinnliche, schwelgerische Wesen des Oesterreichers zunächst auf alltäglichere Gegenstände für die Poesie gerathen, auf Tanz und Gelag. Die Tanhuser und Steinmar hatten aber nicht so Unrecht, von einem Interesse abzugehen, was anfing hohl zu werden, sich einem Kreise zuzuwenden, wo sich wirkliche Theilnahme und wirkliches Leben fand. Die Hadloub, Burkart von Hohenfels, Schnepfenberg, Goeli und Gedrut gehören zu diesem heiteren Orden.

Es lohnt sehr der Mühe, auf einzelne andere Laute dieses Singens und Pfeifens hinzuhorchen; Rosenkranz, der immer da

am Tiefsten zufaßt, wo es sich um wichtigen Kern handelt, hat dafür reichhaltige Auszüge besorgt.

Das Lied „vom Rattenfänger zu Hameln" ist hier zu nennen; für den scholastischen Einfluß zeugen folgende Verse:

Roth ist die Ros', grün ist das Blatt,
Ein Zweiglein gleichwohl beide hat,
Also man zwei Naturen find't,
Und ein' Person in diesem Kind.

Die Sage „vom wilden Jäger" verbreitet sich über die Wälder; Doktor Faust tritt schon in Liedern auf, wie er sich von Mephistopheles die schöne Stadt Portugall abmalen läßt, was diesem eine Kleinigkeit.

„Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu Dir!"

Das dient noch heute mancher Sehnsucht. Die Limburger Chronik sagt: „Im Jahr 1357 sang und pfiff man das Lied:

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich machte zu einer Nonnen,
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.

1360 verwandelten sich die Gedichte in deutschen Landen; denn man hatte bisher lange Lieder mit fünf oder sechs Gesätzen (Strophen) gesungen. Da machten die Meister neue Lieder mit drei Gesätzen, welche Widersang hießen. Auch hatte es sich mit dem Pfeifenspiel so verwandelt, und war man mit der Musik so aufgestiegen, daß die bisherige nicht so gut war, als die nun anfing; denn wer vor 5 oder 6 Jahren ein guter Pfeifer war im Land, der däuchte jetzt nicht eine Fliege. — 1361 sang man das Lied:

Aber Scheiden, Scheiden, das thut wehe
Von einer, die ich gern ansehe —

Fünf oder sechs Jahr vor 1374 war am Mainstrom ein aussätziger „Barfüßermönch," der von den Leuten verwaist

war, weil er nicht rein war; der machte die besten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen Keiner am Rheinstrome oder in diesem Lande machen konnte, und was er machte, das pfiffen und sangen die Meister gern nach."

Wer hat es nicht gehört, das alte Lied:

Stand ich auf einem hohen Berg
Sah wohl den tiefen, tiefen Rhein,
Sah ich ein Schifflein schwanken,
Viel Ritter tranken drein —

Oder den Abschied der Liebenden:

Wenn ich geh' vor mir auf Weg und Straßen,
Sehen mich schon alle Leute an,
Meine Augen gießen helles Wasser,
Weil ich gar nichts anders sprechen kann —

Oder:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't;
So trab' ich über die Haiden,
Und traure zu aller Stund';
Der Stunden, der sind allzuviel,
Mein Herz übt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Oder die heiteren:

Ich soll und muß einen Buhlen haben,
Trabe dich, Thierlein, trabe,
Und sollt' ich ihn aus der Erde graben,
Trabe dich, Thierlein, trabe.

Das Murmelthier, das hilft mir nicht,
Es hat ein mürrisch Angesicht,
Und will fast immer schlafen —

Wenn Du zu meinem Schätzel kommst,
Sag', ich ließ sie grüßen,
Wenn sie fragt dann, wie mir's geht,
Sage, auf zwei Füßen —

Weine, weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht,
Ich will dich ehren, so viel ich kann,
Aber 's Nehmen, aber 's Nehmen steht mir nicht an.

An fröhlicher Derbheit fehlte es auch nicht; zum Beispiele in der Nachtmusik:

Ach, schönste Phyllis, hör' doch unser Musiciren
Und laß uns eine Nacht in deinem Schooß pauken —

besonders mischt sich da der lüsterne Pfaffe bei, und verhüllt sein ungebührlich Verlangen in kugelndes Latein:

Ich war ein Kind so wohl gethan
Virgo dum floreham,
Da pries mich die Welt überall,
Omnibus placeham.

Chor. Hoy et oe maledicantur filiae
Juxta viam positae!

Da wollt' ich an die Wiese gan
Flores adunare,
Da wollte mich ein Ungethan
Ibi deflorare.

Die Sinnigkeit und Betrachtung der Natur ist von früh auf ein unvergleichlicher Vorzug der deutschen Nation gewesen, so fehlt es denn auch in diesem Liederschatze nicht an allerlei schönen Gaben, welche dem Frühlinge, dem Baum- und Blumenleben geweiht sind.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Sommer träumt,
Er träume in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Tod ist der Winter, welcher im Frühjahr als Strohmann verbrannt oder in die Flüsse geworfen wird bis auf den heutigen Tag. Die letztere Sitte, ihn in's Wasser zu werfen, ist besonders in den östlichen Provinzen, zum Beispiele Schlesien üblich, und es sind Einzelne auf die Vermuthung gekommen, der Gebrauch

sei ein slavischer. Er wird dann in Verbindung mit dem Sturze des Heidenthumes in den hinteren Theilen des damaligen Polens gebracht, wo der Götze Czernibog unter großem Lärmen in den Dniepr geschleift wurde. Indessen sprechen doch viel Zeugnisse für den deutschen Ursprung dieses poetischen Ausdruckes, auch des Todaustreibens, wie er heute noch in den Oderstädten auftritt.

In die Naturfeier schloßen natürlich die Lieder alle Handthierungen ein, welche lebhaft mit der Natur verkehrten, der Ackersmann, der Heumähder, der Fischer, der Hirt besangen ihre Zustände und der Weinbauer blieb am wenigsten zurück, der Bergmann mit den Bergreihen trat dazu, und der todesschwere peinvolle Gesang der Flagellanten oder Geißelbrüder, welcher diese Zeit vielfach durchdringt, und an das verfallende religiose Opfer mahnt, konnte die breit aufwachende Lebenslust nicht einschüchtern. Dies Moment des Meistergesanges darf nicht geläugnet werden: auch dem unscheinbarsten Handwerker ward ein Drang zu poetischer Stimme geweckt, und es liegt darin eine Vorbereitung des modernen Princip's, das Unscheinbarste in eine poetische Beziehung zu setzen.

Schon bei der Baukunst im Vorigen ist es angedeutet, daß die Maurer, die Bauleute überhaupt, eine aristokratische Stellung unter den Handwerkern einnahmen; sie gaben der religiosen Idee, welche immer noch stoßweise über das Land wehte, eine imponirende Gestalt. Entgegengesetzt, eine komische Figur spielt auch damals schon der Schneider, man höre das alte Lied:

Es sind einmal drei Schneider gewesen,
O je! es sind einmal drei Schneider gewesen,
Die haben ein Schnecken für ein Bären angesehn,
O je! o je! o je! o je!
Sie waren dessen so voller Sorgen,
O je, sie haben sich hinter einem Zaun verborgen —

Sonst ist der Schreiber, eine unzulängliche Erhebung über das Handwerk, Gegenstand leichten Spottes und meist als armer Schlucker dargestellt, wie das Lied andeutet:

Das Mägdlein will einen Freier haben,
Und stellt' sie ihn aus der Erde graben,
Für fünfzehn Pfennige.

Sie grub wohl ein, sie grub wohl aus,
Und grub nur einen Schreiber heraus
Für fünfzehn Pfennige.

Der Bettler ist lange eine poetische Figur geblieben, die Poesie hat seit der schwäbischen Kaiserzeit niemals Geld, ja man erzählt sich immer mit großem Nachdrucke, gleich als wollte man dem Genie die Güterarmuth retten, daß der große Wolfram von Eschenbach und Pleienfeld, der größte Dichter des Mittelalters, ein sehr armer Edelmann gewesen sei.

Ein Bettelmann singt in diesem Liederkreise:

Ich war noch so jung und war doch schon arm,
Kein Geld hatt' ich gar nicht, daß Gott sich erbarm'!
Da nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack,
Und pfiff das Vaterunser den lieben langen Tag.
Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich gleich die Bettelvögte an —

Nur der Kaufmann, welcher damals in der Hansa eine große Stellung errang, fand keinen eigenen Ton, und die Literarhistoriker klagen bitterlich, daß auch damals in den reichen Hansestädten gar nichts geschehen sei von Seiten dieser Begüterten für die freie und schöne Kunst.

Politik und Krieg anbetreffend ist Veit Weber schon angeführt worden und der Suchenwirth. Derartige Poesieen, die über den Charakter des Liedes hinausgehen, sind „der Krieg zu Nürnberg," von Rosenplüt, und das niederdeutsche Poem „die Soester Fehde."

Als Lied bricht dieser Denkkreis später am Erzgebirgischen aus, wo durch die Reformation und die daraus wachsenden Kriege lebhafte Bewegung entsteht. Der Liederkranz war im Allgemeinen so groß, daß man in den Schulen die sogenannten „Strafer und Reizer" verbot, die Ständchen, welche Abends bei angezündeten Lichtern vor den Häusern gesungen wurden, nannte man dann „Lichter" und von den Baiern wird eine eigene Gattung satyrischen Liedes erwähnt, was nach seinem Erfinder „Kabrer" hieß.

Die Bußgesänge der Geißelbrüder, welche man Laisen nannte, und welche nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nach einer Pest, wahrscheinlich derselben, in der Boccaccios Decameron

spielt, entstanden, sind nicht der einzige religiose Liedesausdruck. Man findet schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Kirchenlieder, eine Urkunde von 1323 sagt, daß in Baiern beim Gottesdienste deutsch gesungen worden sei. Unsere Denkmäler gehen aber nicht über die Mitte jenes Jahrhunderts zurück. Konrad von Queinfurt, ein Geistlicher, der zu Löwenberg in Schlesien starb, wird gemeinhin als erster Verfasser eines Kirchenliedes genannt. Wahrscheinlich hat Tauler, der um 1350 lebte, schon welche gedichtet, und der Hussit Peter von Dresden, der 1440 zu Prag stirbt, hat wenigstens lateinische und deutsche Verse zu Kirchenliedern gemischt. Hieronymus Schenk von Sumauwe wird außer ihm noch als Liederdichter genannt; — historische Bedeutung erhält dieser ganze Zweig erst durch die Reformation, welche diese herrenlosen Lieder in ihre Gesangbücher aufnahm. — — Auf diese Partie nun, auf die Erregung der Volksklassen durch die Meistersänger, auf das ächt poetische Gefühl, welches sich im Auffassen und Wiedergeben des Volksbuches und im Gesange des eigentlichen Liedes ausspricht, darauf ist aller Nachdruck dieser Uebergangsepoche zu legen. Gräter's Bragur, Docen's Sammlungen, was die Romantiker, Görres, Arnim ꝛc. neu belebt oder doch auferweckt, sind dafür ergiebig, und die neuste große Sammlung von Erlach ist ein allumfassendes Magazin dafür.

Anzuführen ist noch Folgendes: Man beschäftigt sich in müßigen Stunden mit Umarbeitung und, wie es hieß, Umdichtung der alten Heldengesänge, besonders der Gedichte aus dem „Heldenbuche" und aus dem Artus- und Gralkreise. Herr Caspar von der Roen hat sich da besonders auf die Heldensage geworfen, und uns leider statt des reinen Quells viel Casparvonderroensches mit aufgenöthigt. Herr Ulrich Fürterer hat sich für eine cyklische Bearbeitung hauptsächlich an Artus, den Gral und die Geschichten vom Argonautenzuge und trojanischen Kriege gemacht.

Auch das Costnitzer Concilium ist gereimt worden. Allegorisirt wurde nicht minder, davon sind Proben: „die Mörin" des Hermann von Sachsenheim, und der von der Mittelmäßigkeit erwählte und noch vielfach umgearbeitete „Theuerdank," vollständig betitelt: die Geuerlichkeiten ꝛc. des Helds

Herr Tewrdannkhs von Melchior Pfinzing. In dieser Schrift, welche Kaiser Max selbst entworfen haben soll, und welche Dr. Pfinzing, Sekretär desselben von 1512—1516, also an der spätesten Grenze dieser Epoche, ausgeführt hat, wird nur die Freite Maximilians um die schöne Marie von Burgund beschrieben, und damit daraus ein Gedicht werde, treten alle Hindernisse der Heirath allegorisch auf.

Aber mit bestem Rechte schließt sich an das obige Volksbuch der wieder erweckte Reinecke Fuchs, dessen Kopf nur einmal flüchtig in der fränkischen Zeit auftauchte. Diese fein, anmuthig, tief und treffend gefaßte Satyre des Volksbewußtseins gegen die Cultureristenz, welche aus welschen, französischen, niederländischen und niederdeutschen Quellen zusammengeströmt ist, — Jakob Grimm weis't fünf Reinecke nach vom lateinischen Isegrimus des zwölften Jahrhunderts bis auf unsern niederdeutschen des fünfzehnten Jahrhunderts — erscheint im Jahr 1498 zu Lübeck in niederdeutschem Drucke. Heinrich von Alkmar — „Hinrick von Alkmer, Schelmeſter und Tuchlerer der edelen Hertogen van Lorryngen" — nennt sich als Verfasser und Nicolaus Baumann, ein Niedersachse, wird neben ihm als Herausgeber genannt. Für die nächste Quelle halten jezt Grimm und Hoffmann von Fallersleben, mit einiger Abweichung von einander, den mittelniederländischen Reinaert des Wilhelm die Matoc aus dem dreizehnten Jahrhunderte und des Fortsezers davon. Wir besitzen den alten Reinaert und den späteren Reinecke und der leztere ist nur eine glücklichere Stellung des Reinaert-Materials, und ein direkterer Bezug.

Der Stoff selbst ist aus Goethe genügend bekannt. Die Absicht, ein schlecht Regiment von oben und besonders der Geistlichkeit zu schildern, mußte jener Zeit prasselnd einschlagen. In diesem Gedichte kommen Stoff und Behandlung in ein so glücklich Verhältniß, daß der schwer zu findende Punkt wirklich gefunden ist, eine halb satyrische, halb didaktische Absicht zur Höhe eines vollendeten Gedichts zu erheben.

Dem poetischen Volksbewußtsein in lebendiger Nähe hielten sich auch die dramatischen Versuche des Rosenplüt und Hans Volz, die als Fastnachtsspiele auftreten. Sie tummeln sich allerdings in mancher bedenklichen Derbheit, tragen aber doch in

ihrem kernigen Witze einen unverkennbar volksthümlichen Stempel. Der schon bei den Meistersängern erwähnte Volz stammte aus Worms und figurirte als Barbier und wohlbegabter Meistersänger zu Nürnberg.

Die dramatische Kunst begann bei uns in den geistlichen Schauspielen, welche man Mysterien nannte, die größtentheils lateinisch waren, und von denen Wenig übrig geblieben ist. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versuchte man auch wieder einige Uebersetzungen der Terenz'schen Lustspiele. Schüler führten lateinische Conversationsstücke auf, Celtes übersetzte die Roswitha, die Humanisten, Reuchlin an der Spitze, waren dafür thätig. Jene ächt-deutschen Fastnachtsspiele sind uns aber von größter Wichtigkeit und es ist da neben Volz und Rosenplüt auch der Pfaffe Theodor Schernberg zu nennen, von welchem „ein schön Spiel von Frau Jutta" geliefert wurde. Darin wird das Schicksal der Päbstin Johanna im Leben, Tod, Fegefeuer und Himmel mit Beimischung national-komischer Züge geschildert, die sich aber noch ganz ernsthaft halten. Gervinus, der im Pragmatismus des Details immer geistreich ist, findet den Uebergang da, wo nach dem Anhören des Epos die Lust am Schauen sich hervorbildet, wo Bilder, am Ende Bilder, denen Zettel aus dem Munde hängen, in den Büchern sich breit machen. Mit der sinnlicher werdenden Welt, hängt das Drama stets zusammen, aber der natürlichere, tiefere Grund liegt wohl immer darin, daß eine durchgearbeitete Nation von selbst zur lebendigeren Zusammenstellung des Mannigfaltigen übergeht. Das Einfache ist erschöpft, und man geht zur Bewegung mit ihm fort. Veranlassung und Unterstützung werden die Festlichkeiten, welche eben am Hervorstechendsten geboten sind, also besonders die der Kirche, der Reichsstädte. Das Recht, welches sich aus dem untergebenden Ritterstande umsetzte, gab ebenfalls oft das nöthige Interesse.

Schließlich ist noch der sogenannten Priameln oder Präameln (praeampula) Erwähnung zu thun, einer Art Epigramme, die sich kraftvoll ausdrückten und in das didaktische Gebiet hinübergreifen, wofür schon seit lange viel geschehen war. Hans Kintler's „Buch der Tugend," noch von 1441 her, ist dahin zu rechnen, und das Reich der Satyre, wofür Brant die Hauptfigur. Von ihm und Rosenplüt sind die besten Priameln, er that

auch das Meiste für Ausbeutung des Aehnlichen aus früherer Zeit, worauf beim „Renner" schon hingewiesen ist. Geiler von Kaisersberg, Aldrecht von Eyb, schließen sich an diesen Moralitätseifer an, welcher sich den tollen Schwänken entgegenstellt. Man hat diese ganze Richtung auch als Hülfsmittel zur Reformation bezeichnet, und das ist sie gewiß, wie der rauhe April dem Mai vorausgeht. Glücklicherweise war aber in Luther selbst mehr poetische Welt, als in all' diesem historisch-nothwendigen Gekeife.

Es bleiben hier noch Spruchgedichte eines Oesterreichers, Heinrich des Teichners, anzuführen, und das berühmte Narrenschiff Sebastian Brant's — somit ist die poetische Produktion dieses Zeitraums erschöpft.

Dieses Narrenschiff, auch genannt das „nuw schif von Narragonia," enthält in 113 Kapiteln die Schilderung der Laster und Thorheiten, und wird nur eben der äußeren Verse wegen zur poetischen Partie gezählt. Die Bedeutung desselben, welche durch Uebersetzung in viele Sprachen anerkannt wurde, und dem Dr. Brant, Kanzler zu Straßburg, viel Ruhm brachte, beruht in einem ganz anderen, als dem poetischen Kreise, und wir sehen denn auch bald darüber predigen. Die Opposition gegen ein verfallendes Leben liegt darin, und diese schuf sich passender und mit der besten Genialität dieses Zeitraums eine Prosa, von welcher die heutige Schrift in gerader Linie abstammt.

14.

Der Durchbruch zur Prosa.

Politischer Zustand — Humanismus — Prosa.

Im Vorhergehenden ist aufgezählt, was sich aus dem hereinbrechenden Gewirr noch zu einer poetischen That verdichtete, und als solche ein Literaturerzeugniß abgab. Um den Ueberblick zu gewinnen, muß aber nachgeholt sein, wie sich der allgemeine Zustand entwickelte, wie die Scholastik einen Fortgang fand, eine neue Gestalt sich zulegte, und plötzlich in all' ihren angeregten Gegensätzen und Seitenpartieen zu einer neuen Welt durchbrach.

Daraus ergiebt sich aufs Deutlichste die Nothwendigkeit des neuen Prosaausdrucks, und dieser schließt sich als ein neuer Akt der Literargeschichte an, in seiner Form gleichzeitig das ganze neue Wesen umspannend. —

Die große poetische Idee der Hohenstaufenkaiser fand, wie oben schon erwähnt wurde, keinen Erben. Rudolph von Habsburg, vom Pabste und den einzelnen Reichsfürsten eingesetzt, trat von vorn herein in die wohlweislich voraus eingerichtete Tabulatur der Bedingungen, nach denen ein mächtiger Kaiser des Pabstes und der Reichsfürsten halber nicht bestehen sollte. Er ward der Kaiser des Details. Für große Principien war, ganz diesem Ursprunge angemessen, kein Genie in ihm, aber hinreichend Geschick für die neue Politik, welche zum Sturze der

alten Welt jetzt herrschend wurde, nämlich für die Politik des Hauses. Dies wurde vergrößert, die allgemeine Idee versank.

Seinem guten Glücke fanden sich auch die Detailvortheile ein und halfen jenes tausendfache Mosaik vorbereiten, was sich unter dem reichhaltigen Namen Prosa gestaltete.

Zufällig verstand Rudolph schlecht Latein und hatte praktischen Sinn, so brachte er in die öffentlichen Verhandlungen die deutsche Sprache. Dieser Punkt ist sehr wichtig, denn diesem gemäß bereitet sich die Geburt des Neuhochdeutschen, welches die moderne Zeit ausdrückt, folgendermaßen vor: Das allgemeine Gesetz, aus der Reichskanzlei kommend, mußte doch seiner Natur nach am Meisten gemeinschaftlich sein, und nun warf es der Wechsel des Kaiserstudes, welcher bald in Oesterreich, bald am Rheine, bald in Böhmen, bald in Baiern stand, in vielen Dialekten umher; jeder Schreiber, der aus Wien, oder aus Luxemburg, oder aus Prag, oder aus Regensburg stammte, schmuggelte diese und jene Wendung ein, die seiner Heimath eigenthümlich war, und so entstand Schwankung, Mischung, neues Gebräu, was später durch Luther bewältigt wurde. Aber Luther bewältigte es durch die Ausbeute, welche er daraus zog, und die er seinem Accent einverleibte, denn er hat sich sehr sorgfältig um die Reichskanzlei bekümmert, und schuf sie guten Bedachtes zu einer Richtschnur seines Ausdruckes. Diese Verbindung mit der schwerfällig juristischen Form ist vielleicht Grund geworden, daß sich unsere Prosa so langsam von der unbeholfenen Wendung befreite. Vielleicht ist aber auch darum stets eine so gefüllte logische Strenge im deutschen Ausdrucke herrschend geblieben. Wunderbar genug hat sich ein ähnlicher Durchgang bei dem Schöpfer der modernsten Prosa, bei Goethe, wiederum eingestellt, welcher so genial aus der Kanzleiform seiner reichsstädtischen Erziehung herausprang, und so naiv oft wieder gravitätisch hinein langte.

Es lag in Rudolph's Charakter, in seiner Sparsamkeit und in seiner Stellung, daß er die berüderreichenden Reimer nicht beachtete. Außer Ruhm wollten diese Leute auch Nahrung und Unterhalt haben, und sie haben ihn denn auch mit den schärfsten Geißelworten bedacht, absonderlich ein Meißner Stolle, ferner der

sogenannte „Unverzagte," und am Schärfsten der „Schulmeister von Esselingen."

— Der schöne Luxemburger Kaiser Heinrich VII. versuchte es umsonst, die alte Ghibellinen-Idee aufzuwecken, er unternahm einen Römerzug, und begeisterte den heroischen Sänger seiner Partei, Dante, der ihm eine Vertheidigung der großen Monarchie entgegenrief. Aber das streng bürgerliche Element, was zur Prosa zusammenschießt, und darin seine Macht gewinnt, war schon zu gewaltig, die Guelfenpartie, der Repräsentant dieses Elementes, höhnte ihn öffentlich, da er im Lateran sich krönen ließ, und sie schossen Pfeile durch die Fenster. Als ob die Weltgeschichte ein Omen hinstellen wollte, konnte er mitten in Rom das Kapitol und die Peterskirche nicht erobern, diese steinernen Bilder der alten, einigen, katholisch-poetischen Zeit. Ja noch mehr dieses wunderbaren Vorspiels: im Abendmahle, im geistlichen Mittelpunkte dieser alten Kirchenzeit, reichte ihm ein Mönch 1323 den giftigen Tod.

Dante, dieser letzte Versuch alter Welt, in dem sie sich, ihm selbst unbewußt, schon wieder in Lyrik, Allegorie und Vision auseinanderblätterte, und ihre kompakte Dichtheit verlor, feiert seinen Tod als weit gehörter Ghibellinenschwan.

In gleicher Bedeutung treten die Schweizerkämpfe gegen die Habsburger und Burgunder hervor — vorbei ist die Zeit der großen Herrschaft, der moralisch-gebieterischen Macht, die Bauern, ihre Individualität zur Geltung erhebend, siegen, Alles faßt sich in's Einzelne.

Eingefleischt trat diese ganze Wandelung der Zeit in Karl dem Vierten auf, diesem schlauen, feinen Luxemburger, der Alles auszugleichen, zu gewinnen und zu ordnen wußte durch die kleinen, sicheren und gewandten Schritte der Prosa. Er zog bescheiden, unerkannt als Privatmann nach Rom, wohin der Kaiser sonst nur geharnischten, dröhnenden Schrittes ging, er fügte sich lächelnd in die schimpfliche Bedingung, nur einen Tag da zu bleiben, er lobte den Petrark, welcher ihm mit enthusiastischen Kaiserplanen nahe trat, die schönen Verse, er bestach, lieh, schacherte, vermittelte, kurz, war ein vollgefügtes Gegenbild der alten poetischen Zeit.

Und um das Bild zu vollenden, so war nicht etwa Ohnmacht

in ihm, im Gegentheile, er war aller Bildung mächtig, die damals nur waltete, denn er war auf's Sorgfältigste in Frankreich erzogen; aber er war über alle Ueberzeugung seiner Zeit hinaus. Eigentlich wäre zu sagen: er war über allen Glauben seiner Zeit hinaus, wenn der kurze Anlauf darin nicht ein Mißverständniß sehen könnte, da sich Karl vortrefflich mit den Päbsten stand.

Ganz in dem Sinne geistiger Ueberlegenheit gründete er moderne Industrie und Bildung in Deutschland von seinen prächtigen Schlössern aus zu Prag. Durch ihn wurde dies Prag die prächtige Stadt, welche sie noch heute ist, durch ihn kamen die Universitäten auf, und alles das, was sich als letzte Art an den dorrenden Stamm des Mittelalters legte. Paris war die erste Hauptuniversität Europa's, sie wurde das Muster für Deutschland und England, wie es Bologna ward für das übrige Frankreich, für Spanien und Italien. Prag ward 1348 die erste in Deutschland, ihr folgten 1361 Wien, 1386 Heidelberg und Cölln, 1392 Erfurt und in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts Würzburg, Leipzig, Ingelstadt und Rostock.

In Karls eigenem Prag wuchs der gefährliche Huß auf, welcher an Wiklef sich genährt hatte, und zuerst das wie ein Blitz treffende Oppositionswort erhob. So lange Karl lebte — er starb 1378 — kam es allerdings nicht zu solchem Ausbruche, aber sein eigen Wesen war schon der Typus einer ganz veränderten Welt. Die Oppositionen, welche sich aus der Scholastik heraus, und aus einer Franziskanerklasse, den Minoriten, auf die Universitäten drängte, bewegte sich allerdings vorsichtig unter ihm, des Pabstes Freunde, aber sie wuchs und wuchs.

Dazu, zu dem in so gefährlichem Detail vorbereiteten Kampfe gegen die poetische Einheit des Mittelalters fiel wie ein Blitzstrahl 1354 die Erfindung des Schießpulvers, was Berthold Schwarz in Freiburg durch einen Zufall entdeckte, und auch im Augenblicke solcher Todesentdeckung mit dem Leben bezahlte. Dies sprengte mit einem Knall die ganze Ritterwehr, und somit den ganzen Kriegsstand des Mittelalters.

In eben diese stets dichter zusammentretende Vorbereitung gehörte das Schisma, was durch die Päbste in der römischen Kirche ausbrach, und was ebenfalls zerfressendes Gift auf das alte Weltband träufelte: Auch im Pabstthume ward also die

alte Einheit zerstört, die Franzosen hatten einen Pabst in Avignon, die Italiener und Deutschen einen in Rom, die sich gegenseitig mit dem Bann belegten.

War der heilige Geist in sich selbst gespalten?

Wie ein gereinigter Geist flog das alte Bewußtsein der Welt umher, siedelte sich einen Augenblick hier, einen Augenblick dort an, und fand nirgends eine Ruhestätte. Da erhoben sich denn am Ende all' die Plätze, wo es einen Augenblick verweilt hatte, erhoben sich wie lebendig gewordene Massen, errangen durch Verbindung eine massenhafte Gewalt des Details, und unter einem erderschütternden Seufzer des Weh's ward das alte Bewußtsein erdrückt. Es verschwand, und ließ uns die schwere Aufgabe zurück, in die neue Mannigfaltigkeit einen neuen gemeinschaftlichen Odem zu bringen. Das ist denn auch wirklich bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, nicht erfüllt, und wir kehren deshalb immer wieder zum Ausdrucke der Prosa zurück, um von der stets größer wachsenden Ausdehnung des Stoffes nichts zu verlieren, nachdem schwach oder stattlich eine poetische Bewältigung zum neuen Dogma von uns versucht worden ist. Gesetze des Verhältnisses haben wir vielfach gefunden, sogar für große Partieen des Verhältnisses noch einmal einen klassisch-poetischen Ausdruck, aber eine souveraine neue Weltseele, die nicht blos ein Verhältniß, sondern auch ein eigener Inhalt wäre, eine solche wird annoch erharret.

Auf dem Concilio zu Constanz versuchte man 1414 noch einmal eine Vereinigung des auseinanderdrängenden Glaubens, die ganze Christenheit schickte Gesandte dorthin, und man hat da den letzten Gesammtanblick einer großen Welt gesehen, die wenigstens äußerlich noch zusammenhing. In jenem Gewimmel am Rhein und Bodensee sollen englische Schauspieler biblische Scenen aufgeführt haben, was den Deutschen ein lebhafter dramatischer Anlaß geworden sei.

Das Concil, die gemeinschaftliche Einsicht, stellte sich hier über den Pabst, die unmittelbare Statthalterschaft Christi wird also zum ersten Male von der Gesammteinsicht Europa's abgesetzt, der heilige Geist von Rom genommen, Pabst Johann wird der Unzucht mit vielen hundert Nonnen, der Sodomiterei und alles möglichen Gräuels überwiesen, das reine Gefäß des

Papstthums wird also schmuzig vor aller Welt ausgesetzt. Umsonst verbrannte man Huß und Hieronymus, man war selbst bereits aus den Fugen des Glaubens gehoben.

Und für Deutschland zeigte sich in dieser gährenden Zeit nicht die geringste politische Energie, es war, als ob der Himmel den Stoffen alle Zeit und allen Raum lassen wollte, sich noch ein ganz Jahrhundert mit einander zu durchdringen und das Beste und Schlechteste auszuscheiden, der schläfrigste Kaiser, welchen das deutsche Reich von Karl dem Großen bis Franz dem Zweiten gehabt hat, saß auf dem Throne, und saß 52 Jahre, was man sitzen nennt. Friedrich III. war sein Name. We nur irgend eine Anlage, ein Beruf war, sich aus dem allgemeinen geistigen Verbande in eine besondere Existenz zu retten, da machte es sich bei jeglichem Mangel eines äußeren Zusammenhaltes geltend. Unter ihm erhob sich wie eine Rache gegen diesen träumerischen Tod ein furchtbares Leben, die eigentliche Mordwaffe gegen das alternde Geschlecht, die Presse — Guttenberg erfand die Buchdruckerkunst, und 1456 erschien die erste Bibel im Druck.

Durch die Presse ward die Reformation thatsächlich durchgesetzt.

Der letzte Kaiser vor ihr, der ritterliche Max, war im Grunde der letzte Stempel, daß es selbst bei glänzender Persönlichkeit und ganz ritterlicher Absicht völlig vorüber sei mit Mittelalter und mittelalterlichen Dingen. Es ist fast schmerzlich, es auszudrücken, aber es ist so; der schöne Kaiser Max nimmt sich den großen Umstaltungen gegenüber wie ein gepuzter Schauspieler aus, der um jeden Preis Mittelalter spielen will. Glücklicherweise war er sich halb dieser Schauspielerei bewußt, und zog sich immer halb scherzhaft, halb wehmüthig lächelnd zurück, wenn einer seiner Anläufe abprallte. Denn sein Schauspiel und sein Irrthum bestand eben darin, daß er mit der Einzelnheit der Person gegen eine Welt rannte, die sich schon lange in Gruppen und neue Institute gestellt hatte, durch welche die Person verdeckt war, daß er mit einer Gesinnung von Ehre und Form unter Feinde sprengte, denen diese Gesinnung nur noch eine vergilbte Tradition war.

Von seinem theatralischen Leben zeugt ein Foliant, der schon in der bescheidenen Prosa einhergeht, obwohl just für dies aufgewärmte Ritterleben der bunte Vers passender gewesen wäre —

dies ist der Weiß-Kunig, eine Erzählung von den Thaten Maximilians I. Er soll von dem Kaiser selbst angegeben sein; zusammengetragen hat ihn Marr Treizsauerwein v. Ebrentreitz, Maxens Geheimschreiber. Die Namen der Völker und Könige sind verstellt, sonst aber liegt wohl eigentliche Geschichte zum Grunde.

Wird durch diese machtlose Bestrebung der Politik hindurchgeblickt nach den innern Vorgängen der Umwandlung, so tritt zum erstenmale die wirklich ausbrechende, baare Verzweiflung entgegen, die Verzweiflung an der eignen Geschichte. Was beim Eintritte in die frühe Abgeschlossenheit des Mittelalters bemerkt wurde, nämlich, daß man enthusiastisch und frühe die nationalen Elemente hingab, und sich rücksichtslos einer von Rom überlieferten Welt schenkte, das wird jetzt dem Zeitalter mit Schrecken klar, da die römische Welt in allen Fugen sich löst, und man umsonst nach eigenem Gehalte sucht. Die im Mittelalter eng zusammengenieteten Gegensätze des Geistlichen und Weltlichen springen jetzt schrillend auseinander, aber man sieht mit Entsetzen, daß dieß Weltliche gar keine Geschichte hat, daß es von frühe auf verloren gegangen ist, ehe es zu einer Bedeutung ausgebildet und zum Uebergange in höhere Tendenzen reif gewesen war. Man sieht es nun, daß der zu spät begonnene Ghibellinenkampf verunglückt ist.

Diese aufwachende Verzweiflung sucht jetzt mit allerlei Mitteln ein neues Bewußtsein, und fängt eine nationale Entwickelung noch einmal von vorne an. Daß das Reich in Staaten zerfiel und hierin schon ein drohendes Zeugniß lag, hatte man übersehen, erst als auch die Kirche in Kirchen zu zerfallen drohte, ward man dessen inne.

Dies Alles empfindend sondert sich der strebende Geist in eine durchgängige, wenn auch verschiedenartige Opposition ab, die sich unter einen allgemeinen Rationalismus versammelt, und nun beinahe 400 Jahre arbeitet, ohne eine neue katholische, das heißt eine allgemein positive Form gewonnen zu haben. Alle

gebietenden Erscheinungen der Literatur, denen man von hier an begegnet, sind nun nicht mehr ein allgemeiner Ausdruck wie die Werke des Mittelalters, sondern mehr oder minder Schulen.

Die Hauptwege, welche diese Verzweiflung einschlägt, sind: der Humanismus, der zu den alten Völkern flüchtet, und von dort einen neuen Inhalt des höheren Lebens zu gewinnen denkt. Wenn auch geschult in der Scholastik, wie sie oben verlassen wurde, wendet er sich doch von ihr, welche stets zum Hauptthema die Kirche behielt, offner oder versteckter sagt er sich los von dieser Kirche, und sucht sein höheres Leben in ganz anderem Kreise.

Zweitens der Mysticismus, welcher sich in die eigene Seele rettet, und aus den Tiefen derselben die verloren gegangene Kirche aufzubauen trachtet. Diese innere Mystik, welche dem zurückgezogenen deutschen Geiste wohl am Nächsten stand, und reichlichst jenes unübertroffene innerliche Wesen der Deutschen zu der heutigen anerkannten Größe gefördert hat, schließ sich nicht so unbedingt, wie es oft den Anschein nimmt, an die bestehende Kirche. Orientalisch-christliche und kabbalistische Mystik gewann großen Einfluß auf sie, und so ging sie in eine dritte Bahn über, in die naturalistische Mystik und Philosophie, aus welcher in späterem Verlauf die Naturphilosophie sich entwickelte.

Auf diesen Bahnen rollte die neue Prosa durch einander, welche eine neue poetische Gemeinschaft zu gründen suchte, und zunächst in eine große faktische Revolution unter Anführung Luthers ausbrach.

Die humanistische Philosophie, die Betreibung der Humaniora im Gegensatze zum blos Theologischen, läßt man gewöhnlich von Zerstörung des oströmischen Reiches durch die Türken angeregt werden. Das an der Scholastik aufgeregte Treiben, welchem die blos formelle Spielerei nicht mehr zusagte, ergriff diese politische Neuigkeit: daß viele gelehrte Griechen aus der Heimath vertrieben, nach Italien geflüchtet seien und bewundernswerthe griechische Bildung mitgebracht hätten. Diese, Chrysolorus, Gemistios, Bessarion, Theodor Gaza, Moschopolos, Argyropolos, Laskaris, Chalkondias und wie sie weiter heißen, waren durchaus keine ausgezeichneten Geister, aber sie waren die lebendigen Erben einer blühenden Kultur, man empfing sie in Italien wie Apostel; in den Gärten der Medici zu Florenz

begann das neue athenienſiſche Leben, wo man gemächlich wandelte und diſputirte. Ja, ſelbſt im Vatican nahm man ſie auf, und ſpeiſ'te und ehrte ſie hoch, dieſe Fremdlinge, welche von ihren Kleidern jenen Staub ſchüttelten, wodurch der Vatican verödet wurde. Man war in Italien durchaus unbefangener, die Kirche war dort zu Hauſe, und ließ ſich heiterer gewähren. Dieſe ſogenannte Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, um welche ſich der Humanismus ſchaarte, war beſonders das Werk Italiens — faſt immer gräbt ſich in der Geſchichte jedes Inſtitut eigenhändig ſein Grab. Die berühmten Dichter Italiens im vierzehnten Jahrhunderte, Dante, Petrarca und Boccaccio hatten alle drei lebhaft für Einführung des klaſſiſchen Studiums gewirkt, die italieniſchen Klöſter, beſonders die Benediktiner, öffneten freundlich die alten Schränke, worin die griechiſchen Handſchriften in Staub und Spinngeweb ſchlummerten, die Päbſte lächelten gnädig dazu, und bedienten ſich für den Hausgebrauch und die anmuthige Unterhaltung ſehr gern dieſer neueroberten Kultur. Die Mönche, die eigentlichen Krieger der Kirche, waren weitſichtiger, ſie ſchrieen auf, ſie trugen auf Bann und Strafe an für Leute wie Laurentius Valla, der gutes Latein ſchrieb, und die profane Kritik an die Traditionen legte, für Reuchlin, welcher ſagte, es ſei nicht nöthig, hebräiſche Bücher zu verbrennen; aber die Päbſte lächelten dazu nach wie vor, und verwieſen die ungeleckten Mönche zur Ruhe.

Der deutſche Humaniſt zog auf die italieniſche Univerſität, bis er ſelbſt auf der eigenen lehren konnte. Unſere vorzüglichſten Namen aus jener Zeit und Richtung ſind: Rudolph Lange, Johann von Dalberg, Rudolph Agricola, Johann Reuchlin, Conrad Celtes, Erasmus Rotterdamus, Wilibald Pirkheimer. Niclas von Wyle, Stadtſchreiber von Eßlingen, wird jetzt mit genannt, der als Verdollmetſcher des neu gelehrten Felix Hemmerlein aus Zürich zur Verbreitung des neuen Geſchmackes beigetragen habe. Er hat auch aus des berühmten Aeneas Sylvius Schriften überſetzt, welcher die ſtarre Altmode der Deutſchen verſpottete, aus Petrark, aus Poggio, die eben ſo auf anderen Geſchmack drangen.

Aus dieſer Bewegung entwickelte ſich ein von allem bisherigen total verſchiedenes Leben, was in Herbeiſchaffung neuer

Elemente und Stoffe ganz unberechenbar auf die deutsche Anschauung eingewirkt hat. Im Verlaufe der Zeit bildete sich als förmlicher Stand aus dieser neuen Thätigkeit die Philologie, welche bekanntlich auf den Irrweg gerieth, die Beschäftigung mit den alten Klassikern, dies Mittel zu einem neuen Kulturbewußtsein, in den Zweck selbst zu verwandeln, und sich in Partikularität und Unersprießlichkeit zu verlieren.

Aber auch der rein bleibende Versuch, vehement eine weit abliegende Welt zum Dogma unsers Lebens zu machen, eröffnet ein weites Feld des Bedenkens. Im Grunde war es nur ein zweites Beginnen, uns mit einer fremden Seele zu beleben, wie es das Mittelalter mit der römischen Kirche an uns gethan. Man behandelte uns dabei noch mehr wie einen Automaten, dem ein beliebiger Charakter eingeblasen wird, denn die römisch-christliche Entwickelung war doch am Ende langsamer, verwandter und natürlicher.

Aber ein erschöpfendes Urtheil über diesen Haupteinschnitt unseres Lebens machte eine ausführliche Kulturphilosophie nöthig, und für den vorliegenden Zweck ist nur die Erscheinung in's Licht zu stellen. Jenes Bild liegt vor Augen: wie eine aus ganz anderen Lokal- und Geschichtsverhältnissen entstandene Kultur, gleich der griechischen, plötzlich und gewaltsam auf deutsche Denkweise und Zustände gepfropft wird, wie daraus die verwirrendsten Verlangnisse gezeitigt werden, welche heutiges Tags noch keineswegs ausgeglichen sind. Denn aus einer klimatisch überreichen Welt, aus einer republikanischen Staatswelt kleiner Staaten in unsere Zustände übertragen, in das schlechte Wetter deutscher Wälder und des deutschen Reiches gebracht, mußte dies neue Leben die wunderlichste Gährung bewirken. So haben wir denn auch noch heute die Schulen und Universitäten, wo die Jugend einer christlichen Monarchie harmlos in den Begriffen einer heidnischen Republik auferzogen wird, und wo das Niemand auffällt, wo man sich aber sehr wundert, wenn einmal bei zupassend bewegter Epoche der Uebergang dieser Jugend in's Praktische mancherlei Gegensatz und störrige Bewegung an den Tag bringt.

Ein erschöpfendes Urtheil ist darum so mißlich, weil diese Entwickelung nun einmal eine fest historische, ein unausscheidbarer Bestandtheil unsrer Geschichte geworden ist, und uns selbst

mit aufgenährt hat zum etwanigen Urtheile über sie selbst. Ferner mag nur die Unkenntniß läugnen, daß dieser Einschlag in das deutsche literarische Leben für alle Bildung einen bewundernswerthen Beitrag geliefert, und daß am Ende doch trotz aller philologischen Bemühung das nationale Element auch diese gewaltsame Zuthat verarbeitet und innerlichst bezwungen hat.

Bei alle dem bleibe das Bedenken in steter Rechtskräftigkeit, und zeige sich nur billig, wo eine sich verlierende Nation gleich der unsern im fünfzehnten Jahrhunderte nach Hilfe umhersucht, und zwar eine auswärtige aber doch eine sehr edle und hohe ergreift. Es werde aber schonungslos, wenn ein so kritischer Moment zur immerwährenden Existenz gemacht werden, wenn die organische Entwickelung der Nation fortwährend in fremden Gängelbändern gesucht werden soll. Der kritische Segen, welchen uns die Humanistik aus Griechenland gebracht hat, sei hoch gepriesen, aber die eigene Schöpfung und Weiterzeugung sei uns deshalb nicht gestört. Das wird sie aber, wenn wir bei aller That und bei allem Urtheile nach Athen blicken — in unserer wirklich nationalen Entwickelung müssen wir weiter sein als Athen, oder wir sind nicht werth, eine Nation zu heißen. —

— Diese humanistische Richtung behauptet ihre Stelle in unsrer Literatur mehr durch die große Gedankenwendung, welche sie herbeiführen half, als durch die direkte That oder die Schrift deutscher Sprache. Die Humanisten, welchen die entschiedenste Opposition nicht nur gegen das katholische, sondern gegen das Christenthum überhaupt, nahe lag, und eigen war, traten bei Weitem nicht mit dem nachdrücklichen Muthe heraus, wie es die der Mystik näher stehende Partei that. Es ist bekannt, wie vorsichtig Erasmus von Rotterdam sich bog und wendete, als man von der Reformseite auf seine entschiedene Erklärung drang. Auch schrieben sie meistens lateinisch, sogar der kernhafte Ulrich von Hutten kündigte seine berühmte Schrift „epistolae obscurorum virorum," welche obscuren Männer die Pfaffen sind, in fremder Sprache an, und, seine Reime abgerechnet, schrieb er bis zum Jahre 1520 Alles lateinisch. Da erst, als er, der demokratische Ritter, welcher in der Ritterwelt die Reform versuchen wollte, wie Luther in der Bürgerwelt, in die thatsächliche Opposition mit Feder und Schwert getrieben war, da erst gab er seine

„Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes" und seine beißenden Dialoge deutsch. Lag uns jene fremde Sprache schon von der römischen Kirche her bereits wie ein hinderndes Bleigewicht an den Füßen, die Humanisten thaten nichts dagegen, als daß sie dies Gewicht schöner formten und schliffen, das heißt, daß sie ein besseres Latein schrieben, Latein blieb es aber.

Auch darin blieb es wie in der Scholastik, daß Plato und Aristoteles Mittelpunkte der Philosophie blieben, freilich mit dem Unterschiede, daß es sich nicht mehr um eine Rechtfertigung des Christenthums und um ein Zusammenfallen der Philosophie mit demselben handelte. Die Praktischeren unter ihnen, die Physiker und die streng systematischen Metaphysiker hielten sich mehr an Aristoteles. Die Uebrigen zu Plato, dessen Verehrer dem Christenthume stets näher waren.

Aber auch die andern griechischen Schulen fanden ihre Anhänger, wie Justus Lipsius der Stoa, Gassendus dem Epicur huldigte.

Aus all' diesem Suchen und Streiten, welches um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Petrus Ramus seine Spitze fand, gebar sich der fesselose Skepticismus und Eklekticismus und das ganze Belieben moderner Welt. Nach diesem regellosen Parke neuerer Geschichte hin ist dieser Geist, welcher sich der Bildung bemächtigt, von größter Bedeutung.

Eine in sich viel kräftigere Natur war die zweite Opposition, der Mysticismus, welcher sich geradeaus als Feind gegen die Scholastik und nebenher auch als Widersacher gegen den Humanismus wandte. Der Humanismus galt den Mystikern für ein eben auch nur äußerliches, formelles Wissen, was in sich zu keinem nothwendigen Inhalte zusammengefaßt sei.

Man nennt die Mystik geistreich eine innere Seite der Scholastik, welche, auf ein geschlossenes Denken verzichtend, den Gott in der Seele und in der Welt unmittelbar zu ergreifen meint. Dadurch aber, daß sie sich ganz der eignen Offenbarung hingiebt, entfernt sie sich eben so von der herrschenden Autorität der Kirche; trachtet indessen mehr als jede andere Opposition nach einem eignen Inhalte. Hierbei an nichts Fremdes sich anschließend, sondern mit Pein und Drang das heraufbeschwörend, was ursprünglich im Charakter und Gemüthe lag, kommt sie einem ächt nationalen

Resultate am Nächsten, und so sehen wir denn die deutsche Tiefsinnigkeit in ihr den großen Proceß beginnen, welcher sich allmählig zu der heutigen Nationalität der Deutschen herausgestaltet, zu einer Nationalität, die auf die eigenste Weise in den tiefsten Denkkreisen herrscht, und ganz Europa darin übertrifft. Für diese große Prosa, welche nach Zerstörung der ersten romantischen Poesie eintritt, schaffen die Mystiker das große Terrain einer reinen Seele herbei, in welcher die Fundamente neuer Poesie aufgebaut werden können. Und für diesen großen Versuch neuer Eroberung bilden sie sich auch treffend die neue Waffe, den vaterländischen Prosaausdruck, welcher so lange Alles in Allem sein muß, bis die Welt wieder einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt ihrer höchsten Bestrebungen aufgefunden hat. Solch ein Mittelpunkt allein ist die Poesie einer Welt.

Wenn jener Mysticismus oft in Pietismus und Frömmelei sich verliert, und den persönlichen Gewinn einer Erhebung oder Vertiefung für das objective Resultat einer neuen Welt und Poesie ausgiebt, so ist das eine natürliche Täuschung; tiefe Gemüther drängen gewaltsam nach einem Dogma, und übersehen in der eignen Thätigkeit leichtlich, daß die Allgemeinheit mehr braucht als einen Inhalt, den jeder Einzelne selbst suchen, schaffen und gestalten muß. Wenn die Schwächeren aus dieser sogenannt frommen Klasse oft zur Empfehlung des Mittelalters flüchten, so ist dies eben so natürlich: sie sehen mit begeistertem Auge so weit, um jene große Einheit des Mittelalters zu erkennen, ihr übersichtiges Auge täuscht sich nur darüber, daß ein breiter, Jahrhunderte tiefer Strom zwischen uns und dem Mittelalter liegt, welcher ein altes und ein neues Bewußtsein unwiederbringlich von einander gerissen hat. Aus solchem Grunde ist diese Frömmigkeit, obwohl sie sich dem noch immer unerreichten Mittelpunkte der modernen Welt leidenschaftlich zuneigt, doch am Weitesten entfernt von dem richtigen historischen Urtheile. Sie sucht und kennt nichts weiter als sich; der Mensch kommt aber nicht eher wieder zu einem poetischen Mittelpunkte, als bis er allen Umkreis einer so weit in's Breite gehenden neuen Existenz kennt, und in dieser Kenntniß zu einem neuen Mittelpunkte zwingt. Die Erkenntniß ist Glaube und Wissen.

Hier ist aber zunächst von großer Wichtigkeit, in welcher

Weise die mystische Opposition sich den Prosaausdruck gebildet habe.

Da ist vor allem Uebrigen mit größter Auszeichnung zu nennen: der Dominikanerordensprediger **Johann Tauler**, der schon 1361 stirbt, also so frühe schon als erster deutscher Redner sich ein schlichtes, eindringliches Wort bildete.

Hierbei, und was die speciell-historische Entwickelung der Prosa betrifft, giebt das preiswürdige Buch Mundt's, „Kunst der deutschen Prosa" die beste Auskunft. Hat auch das vorliegende Werk eine ganz andere Deutung des Wortes Prosa, als Mundt sie giebt, so wäre doch dessen geistreiche Darstellung des Geschichtlichen davon fast durchgängig in den vorliegenden Kreis aufzunehmen, wenn Plan und Ausdehnung in's Detail damit übereinstimmte. Er nennt Tauler den Minnesänger der Prosa — das spekulative Wesen der Sprache sei besonders durch ihn erweckt worden. „Für die irdischen Abstraktionen der Mystiker, für dieses Verlorensein der Gefühle in die unmittelbare Einheit mit Gott müßte erst eine „Prosa-Diktion geschaffen werden" — denn vielerlei war im dichterischen Ausdruck der Minnesänger, besonders Wolframs, gegeben oder vorbereitet. Es blieb aber noch eine schwere Aufgabe, diese Metaphysik des Herzens in den predigenden, beweisenden Verstandesausdruck zu bilden. Dessen war Tauler Herr und Anfang.

In dem ersten Versuche solchen Ausdrucks soll er sich noch tief im Schulsargon herumbewegt haben; daraus entsproß aber der unberechenbare Vortheil, daß die Sprache für eine so feine Geistesbewegung technischen Vorrath und nöthigen Waffenschmuck erhielt. Später, als das Rüstzeug überwältigt war, hat er sich einer fortreißenden Begeisterung hingegeben, die Sprache in ein populäres, alle Welt lockendes Bett geworfen und für seine Zuhörer und für sich die größten Wirkungen hervorgebracht. Es wird erzählt, er sei einst von dem Drang und Schwunge seiner Seele so übermannt worden, daß ihn mitten in der Predigt ein unabwendbares Weinen überfallen, und ihn genöthigt habe, die Kanzel zu verlassen. „In diesem Zustande des Außersichseins soll er zwei Jahre verblieben sein." Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß man von langem Wahnsinn spricht, an dem er gelitten habe.

Eine noch nicht ganz gelöſte Schwierigkeit iſt der Punkt, ob er ſeine Predigten lateiniſch aufgeſchrieben und deutſch gehalten habe, oder ob auch in ſeiner Handſchrift ſchon dieſe elſaſſiſche Mundart verzeichnet geweſen ſei, in welcher er ſie offenbar vorgetragen hat. Die Literargeſchichte hat ſich in neuerer Zeit vielfach auch für das deutſche Aufſchreiben erklärt.

Der Druck, wie er bis zu uns gekommen, hat natürlich den Weg durch manchen Dialekt gemacht, ehe er aus der Leipziger, Augsburger und Baſeler Ausgabe in die hochdeutſche Form eines Frankfurter Satzes vom Jahre 1825 gekommen iſt.

Neueſte Forſchung ſtellt an Schönheit proſaiſcher Darſtellung den Bruder Berthold noch über Tauler.

Dem Taulerſchen Ausdrucke zunächſt kommt die Selbſtbiographie der Kloſterjungfrau Marie Ebnerin, und der myſtiſche Briefwechſel, welchen ihr geiſtlicher Liebhaber Heinrich von Nördlingen mit ihr geführt hat. Außerdem werden Meiſter Ekkart, deſſen Schriften früher mit Taulers vereinigt erſchienen, und Otto von Paſſau genannt, der 1386 ſein „Die vierundzwanzig Alten oder der güldene Thron" herausgab.

Als glänzender Beweis, wie gefüg und ausdrucksvoll die deutſche Sprache ſchon Ende des vierzehnten Jahrhunderts für eine philoſophiſche Form geweſen ſei, wird eine „theoſophiſche Abhandlung" angeführt, deren Verfaſſer unbekannt iſt. Für die Art der Wortbildung darin kann das Wort „ſeilich" ausgezeichnet werden, ein Adjektiv von „ſein," was uns gänzlich verloren iſt, wie ſo vieles aus jener erſten und reichen Formation der Proſa.

Denkmäler jener beginnenden Proſa ſind ferner „das puch der Natur" von Cunrat von Megenberg, was um 1390 aus dem Lateiniſchen überſetzt wurde.

Unter den Chroniken, von denen bereits die Limburgiſche und Burgundiſche erwähnt iſt, muß noch eine Elſaſſiſche und Straßburgiſche und eine der Eidgenoſſenſchaft genannt werden. Letztere reicht ſchon in's ſechzehnte Jahrhundert herab, und grenzt beinahe an den ſchon angeführten Weiß-Kunig. Aber eine thüringiſche von Joh. Rothe um 1430 iſt auszuzeichnen, und eine bairiſche, die Johann Thurmayer's aus Abensberg, davon Aventinus genannt, und unter dieſem Namen gewöhnlich citirt.

Indessen erscheint sie doch erst, obwohl früher geschrieben, nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Ganzen. Von jenem Rothe ist die Legende der heiligen Elisabeth, und in seiner Chronik ist die einzelne Charakteristik schon so reich und interessant ausgedrückt, daß sie des näheren Anblicks sehr verlohnt. Es heißt in einer jungen Sprache so mannigfach, wie folgt: „Dessir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forsse, eyn liplicher jungelnig ꝛc. — dieser Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürst, ein lieblicher Jüngling, und einer ziemenden Wanderung, eines heiligen Lebens. Da er über seine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütig gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgeschicter Mann, nicht zu lang, noch zu kurz, zumal mit schönen fürstlichen Geberden, in gnädiger Zuversicht; sein Ansehn war fröhlich, sein Antlitz säuberlich, und es war Niemand, der ihn sah, er wurde ihm günstig. Er war schamhaft mit seinen Worten, züchtig mit seinen Geberden, reinlich und keusch mit seinem Leibe, wahrhaftig mit seiner Rede, getreu in seiner Freundschaft, fürstlich in seinem Rath und männlich in seiner Widersegung; verdehächtig in seinem Geloben, gerecht in seinem Gericht, milde mit seinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht." —

Eine merkwürdige Probe des raschen Prosawortes, wie es das höhere Verkehrs- und Unterhaltungsleben brauchte, giebt Albrechts von Eybe (Yb — Yhe — Eyb) Ehestandsbuch, was 1472 in Franken geschrieben und gedruckt ward. Es ist sicherlich in diesem Gemisch von heiterer Novelle, drolliger Mahnung und Beispielführung und ernsthafter Lehre viel Zusammengetragenes, sogar von Boccaz ist direkt entlehnt aus jenen kleinen Geschichten, die in ihrer Naivetät oft so trivial wären, hauchte nicht ein ironischer Schalk darüber hin. In Eybe's junger fülenartiger Sprache tappt das noch wunderlicher an uns vorüber. Er war Kämmerling des Aeneas Sylvius, da dieser Pabst wurde, und mit diesem, der eine heitre Geschichte höchlich liebte, in dem neuen Geschmacksdrange der Neugriechen und Italiener keineswegs unerfahren.

Ernsthaft ausgebildet ist dieses plumpe und naive Durcheinander in den Predigten, welche Johann Geyler von Kai-

fersberg 1498 über Brant's Narrenschiff zu Straßburg gehalten hat. Es sind deren 110, die, lateinisch entworfen, zuerst auch, 1510, lateinisch gedruckt wurden, zehn Jahre darauf aber auch deutsch herausgegeben sind.

Außer vielerlei Uebersetzungen und Reisebeschreibungen, die jetzt in deutscher Sprache auftraten, sind schließlich noch zu nennen: Ordensstatuten in deutscher Sprache, wobei sich wieder ein Denkmal des Mysticismus auszeichnet, welcher in eine „Brüderschaft der Jünger der ewigen Weisheit" zusammengetreten war. Die Regel dieser Brüderschaft noch vom Jahre 1418 ist erhalten.

Endlich, ein deutsches Büchlein, was sich schon dicht an die Schwelle der Reformation legt, von Luther sehr geschätzt und gelesen wurde, und was ihm das Liebste war außer Bibel und Augustin „die deutsche Theologie," wahrscheinlich von einem Frankfurter Geistlichen verfaßt. —

So viel also und die deutsche Reichskanzlei lag vor, und daraus schuf Luthers Genius eine granitfeste deutsche Prosa, die heute noch steht, heute noch große Schönheiten hat, und heute noch verstanden wird.

IV.

Das Neuhochdeutsche.

15.

Die Reformation.

Dr. Luther.

Durch diesen Mann erfüllt es sich zur krachenden That, was so lange unbergeschlichen und in einzelnen Symptomen zu Tage gebrochen war, es erfüllt sich, daß alle romanische Entwickelung von Hause aus nicht ihren ganzen Umfang ergriffen und zusammengerafft hatte, wie in dem Vorliegenden vielfach angedeutet ist. Ein neues Zeitalter beginnt, eine schwere Rache für den Mangel organischen Wachsthums, das Zeitalter der Revolution, wo sich der Fortschritt nicht mehr wohlthätig und naturgemäß bildet, sondern in erschütternden Stößen nur gewaltsam eintritt.

Es ist sehr kurzsichtig, alle die revolutionairen Rücke neuerer Zeit nur auf die französische Revolution zurückzuführen. Sie ist nur ein näherer Anlaß, und sie brach so brutal zu Tage, weil der erste Ausbruch aller Revolution zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich so wenig zum Durchbruche kam. Daß er in Deutschland so tief, so scharf und so erschütternd gefochten wurde, das hat den Grund gelegt zu innerer, geistiger Ueberlegenheit unsers Vaterlandes den übrigen Staaten Europa's gegenüber, und diese tiefe Vorbereitung, diese bei uns nach dem

Innerlichsten eingearbeitete Revolution hat uns in neuerer Zeit von der radikal tumultuarischen Bewegung Europa's fern gehalten. Ueber eine solche waren wir durch die Lutherische Zeit hinaus, bei uns handelte es sich nur um Nüancen seit dem sechzehnten Jahrhunderte, während besonders Frankreich noch im achtzehnten Jahrhundert aus dem Groben nachholte.

An diesen Punkt hätte sich auch jener Patriotismus zu schließen gehabt, welcher im überschwenglichen Lobe seiner Nation auch seine einzige Wesenheit sucht, jener Patriotismus, der unter den Tugenden eines Mannes hervorhebt, daß er auch ein Deutscher gewesen sei. Mit der Reformation gelingt es uns zum ersten Male, eine gesetzgeberische, erste Stellung Europa's einzunehmen, die bis dahin nur in den Ghibellinenkämpfen ohne schlagenden Erfolg versucht worden war. In allem Uebrigen waren wir, gewiß großentheils der äußeren Verhältnisse halber, keineswegs ein tonangebendes Volk gewesen. Unser heilig-römisch-deutsches Reich war eine hohe Idee, die als solche den ersten Rang in Europa einnehmen konnte, aber sie blieb ein Ideal, dessen man sich nicht zu bemächtigen, viel weniger gar zu versichern wußte. Dagegen war die geistige Schöpfung offenbar in Italien, in Frankreich und in England. Für dichterische Stoffe hat sich uns Frankreich als Hauptsitz bewiesen; mag dies durch Ansiedelung der Normannen, oder durch sonst glückliches Zusammentreffen von Völkerschaften erzeugt sein, die Ursache mag den beschränkten Patriotismus trösten, das Resultat bleibt dasselbe. Die große Krisis des romantischen Geistes, welche in der Scholastik heraustrat, sie hat ihren Hauptsitz in Frankreich gehabt, die Pariser Universität wurde der Kopf Europa's, und die italienischen Mönche waren die geistreichen Stifter der großen Schulen.

Als sich die frühe Königsgewalt in Frankreich befestigt und Deutschland den Ghibellinenkampf völlig verloren hatte, da gab's auch keine Frage mehr um das materiell-politische Uebergewicht; die deutsche Reichsarmee ward die Mutter derjenigen, gegen welche Friedrich der Große bei Roßbach ritt, und Frankreich sprang mit den Päpsten in der That viel wirksamer um, als Deutschland dem Principe nach.

Jetzt aber mit der großen Reformbewegung, welche plötzlich eine alte und eine neue Geschichte aus einander bricht, jetzt bleibt

Frankreich viele Jahresreisen zurück in dem, was wir erobern, und wohinein sich die edlere deutsche Nationalität ausbildet. Diese deutsche Nationalität ist der wirklich unabhängige Gedanke, der selbstverläugnend-gerecht wägende Sinn, der erhabene und nach allen Seiten wirklich durchgefurchte Bildungstrieb, mit einem Worte: der tiefste Adel eines reich gebildeten und doch unbefangenen Herzens.

Mag sich ein anderes Volk daneben auf straffe, politische Macht berufen und straff-politischen Sinn, der Deutsche wird dies anerkennen und die daraus fließenden Vortheile würdigen, aber er wird doch auch seine Genugthuung lebhaft dabei empfinden, daß er in anderem und höherem Bereiche die stolzeste Stellung habe.

Sie, diese eigentliche Blüthe deutscher Nationalität, datirt von der Zeit Luthers, von dem großen Momente an, wo die gesunde Meinung eines deutschen Herzens siegreich stehen blieb, einer Millionenschaar von Feinden gegenüber, welche Waffen und Hilfsmittel der ganzen Welt hatte. Jener im Kurzen erwachsene Gedanke Luther's war mächtiger als die Welt, und ein solcher Gedanke ist das eigentliche deutsche Wappen, in ihm beruht unser Vorzug und unsere Kraft; ebenso unbestechlich wie Dr. Luther, ebenso opferbereit wie er, ebenso objektiv-schonungslos und menschlich-mild wie Melanchthon, dies ist deutsche Nationalität geworden von bester Art.

Luther's Bedeutung ist damit nicht erschöpft, daß man von seiner Oppositien gegen die römisch-katholische Kirche spricht; um diese Opposition drängte sich eine Konsequenz hoch wie Gebirg, unergründlich wie das Meer, eine Konsequenz, über die nach dreihundert Jahren noch kein Dogma Meister geworden ist.

Bis zum Punkte dieser großen Revolution war alle Welt gebannt in ein weitläufiges, theilweise prächtiges Klostergebäude; was in den geheimsten, dunkelsten Winkeln geschah, Gutes oder Böses, das geschah in Bezug auf den Mittelpunkt dieses geschlossenen Aufenthaltes, in Bezug auf die geheimnißvolle, wunderbare Kirche und deren Oberhaupt. Die dreifache Krone dieses Oberhauptes streckte der Riesenarm Gottes selbst aus den Wolken, der Pabst war der kleine Gott, der Statthalter Christi, er hatte alle Aemter und alle Strafe zu vergeben im Himmel und auf

Erden. Wohl gingen mancherlei Thüren und Thore hinaus in die ewige, nicht besiegte Welt, aber wenn man hinausah, so schützte ein Ave Maria vor Täuschung und Ansteckung, oder wenn gar Einzelne sich selbst hinauswagten, so geschah es auf geweihtem Thiere, und ein frommer Geistlicher ging nebenher, besiegte durch die Formel des Exorcismus jeden möglichen Teufel, und war eine unbesiegbare Eskorte. Das große, in getriebener Goldarbeit prangende Thor, welches zur Himmelskanzlei selber des Pabstthums führte, das ward nie geöffnet, die goldenen Schlüssel St. Petri durfte Niemand entweihen.

Jetzt geschah der Frevel: ein deutscher Mönch griff an die Schlüssel, knarrend öffneten sich die großen Thürflügel, sehet her, schrie der Mönch, da ist eitel Moder und Unrath, man sah, man schrie, und ehe man sich erholt hatte, warf der zornige Bruder Martin die schweren Thüren zu. Dieser Schall dröhnt noch durch die Jahrhunderte herab.

Außerhalb jenes geweihten und gebannten Umkreises fand sich die neue Welt, tausend Wege lagen offen, Thäler, Wälder und Berge winkten, man war frei, aber man hatte keinen Führer als sich selbst, keinen Schutz als sein Gewissen.

So entstand die Moralität, die tausendfache Meinung, das Recht der Einzelnen, die Zerrissenheit, die stete Bewegung, die Revolution mit all der tausendfältigen Eigenmächtigkeit, eignen Erfindung und dem tausendfaltigen eignen Gesetze, so wie das Alles auftritt, das Leben bereichert, die Menschen unglücklich macht und immer breiter und breiter sich ergießend an einem zusammenfassenden Glauben verzweifelt. Der Starke freut sich der in Progression wuchernden Mannigfaltigkeit, der freien, ewigen Blicke, welche die Menschheit fast nur in solchen Epochen gewinnt, der Schwache klagt, ihm fehlt der Anhalt zum Leben und zum Sterben, die Besseren suchen eine Gemeinschaft, die Gemeinschaft wächst ihnen über den Kopf, erstarrt, bleibt zurück, schader; die Schlechten bilden den Egoismus zu einem Systeme, denn jedes System gebietet Achtung in einer neu gebärenden Zeit, die Summe der neuen Welt flüchtet sich in ein höheres Bildungsbewußtsein, Genie's maßen sich an, raffen das Lose zusammen, segnen durch eine aufräumende Fassung, und werden vom ewig geschäftigen Drange nach Neuem und Besserem verschlungen.

Kurz, die Einheit ist hingegeben, der Reichthum gewonnen, und der Messias wird erwartet, welcher den Reichthum zu einer festen Poesie einige, ohne Wesentliches zu verlieren.

Dies sind die Streiche, welche den Zustand bezeichnen, da Luther einen Theil der Menschheit aus dem geschlossenen Bereiche der römisch-katholischen Welt in's Freie führte. Dieser Zustand, der immer breiter, reicher und tiefer angeschwollen ist, liegt heute noch da, die Einzeln-Revolutionen in Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunstsitte haben die allgemeine Revolution in die verschiedensten Stadien gebracht; was von römisch-katholischer Welt zu Anfange in fester Abgeschlossenheit des Glaubens übrig blieb, das ist von anderer Seite dem umgestaltenden Drange verfallen, das mittelalterliche Bewußtsein der romantischen Welt findet sich heute nirgends mehr, und eben so wenig ist irgendwo ein höherer Abschluß des Dranges gewonnen. Die Welt geht vom sechzehnten Jahrhunderte an in die Vielfältigkeit der Prosa über, wie solche mit Zusammenbruche des Mittelalters vorbereitet war, nur einzelne Genies, wie Shakespeare finden dafür eine poetische Sammlung, und die deutsche Nation wird auf eine eigenthümliche Weise gesegnet. Ihr Ausdruck nämlich bildet sich zu einer Klassicität durch, welche für die verschiedenartigste Bildung eine gemeinsame Harmonie erreicht. In Ermangelung einer tieferen Einigung nennt man dies Uebereinkommen im Ausdrucke eine Klassicität, und erhält darin vortreffliche Beiträge zu einer einstigen Einheit.

Folgerichtig geht ein Genie der Deutschen noch einen Schritt weiter: Goethe einigt allen umherschweifenden Geist der revolutionairen Epoche unter ein Schönheitsgesetz des Verhältnisses. Damit ist für die schöne Literatur im Speciellen ein einstweiliger Mittelpunkt gerettet; und Hegel erobert in sublimster Arbeit ebenso für alle Wissenschaftlichkeit ein Verhältnißgesetz der Denkthätigkeit. Diese formelle Rettung durch zwei große Deutsche ist die einzige höhere Gemeinsamkeit, welche seit dem Sturze des Mittelalters gelungen ist.

Man sage nicht, daß Luther keine Ahnung gehabt von dem weit zerspaltenden Schlage, zu dem sein Arm aushob, Luther zögerte, Luther schrieb dem Papste mehrmals, wie er es nur auf Einzelnes absehe, Luther als Bruder Martin hätte lieber die Dinge geschehen lassen, als sie zu schaffen, aber der Dr. Luther

ward durch die Verhältnisse und durch die ihm einwohnende geniale Thatkraft von einer welthistorischen Geistesmacht gezwungen, er mußte den schweren Arm zerschmetternd gebrauchen, er mußte mit seiner Donnerstimme dazu rufen: stirb Mittelalter! brich altes Weltband, bis Dich ein Gott wieder zusammenfügt!

Die übrigen Völker Europa's haben es noch immer nicht genug gewürdigt, welch eine riesenhafte Bedeutung auch für sie der Dr. Luther hat. Die Engländer sprechen von Wikleff, die Franzosen von den Albigensern und Waldensern, von Calvin, die Italiener von Arnold von Brescia, von Savonarola, welche alle früher das Reformbanner erhoben hätten, und im besten Falle deuten sie auf Huß, den Böhmen — aber was sind wir mit aller Kraft, wenn wir nicht auf den Punkt treten, welcher allein der rechte ist! Dies eben nennt man den welthistorischen Stempel: Luther fand einen verbrannten Huß, dessen Asche brennende Kriege erweckt hatte, er fand einen Mysticismus, einen Humanismus, welche das Bewußtsein der Zeit anders gewendet, er fand einen neuen Welttheil, einen Seeweg um's Kap, zwei Dinge, welche alles frühere Wissen versvottet hatten, er fand einen schwelgerischen, leichtsinnigen, geschmackvollen Pabst, der nichts mehr von der alten Energie des Vatikan's besaß, von dem man erzählte, daß er selbst nicht an's Christenthum glaube, in Italien hatte ein Pomponazzo ungestraft gelehrt, die Fortdauer nach dem Tode sei etwas sehr Zweifelhaftes; er fand für diese morsch gemachte Welt jene Kunst, die von vornherein den Frommen für ein Werk des Teufels, für eine schwarze Kunst gegolten hatte, den Bücherdruck, dies Alles fand er, darin lag seine historische Bestimmung, daß nun jeder Schlag traf und brach.

Und daß er zögernd schlug, gab seinen Schlägen dies nachhaltige Gewicht.

Es ist nun direkt — literar-historische Aufgabe, zu sehen, in welcher Weise der Gedankenausdruck vorhergehender Zeit zu Luther Eingang und Aufnahme gefunden hatte.

Der Kern von Luther's Wesen hatte seine Hauptnahrung vom Mysticismus seiner Zeit — damit darf ein weichlicher Pietismus nicht verwechselt werden, der in kläglichem Kopfhängen sich äußert, nein, jener gesunde Mysticismus, welcher von einem starken Herzen zur Verbindung und Gemeinschaft mit Gott ge-

trieben wird, und welcher mit einem klaren Geiste auffaßt, was sich dabei in seinem Herzen ereignet. Ein strenger, tiefer Drang zu Gott war von früh auf in dem kleinen Martin. Er stammte aus einer ehrlichen Bauernfamilie, sein Vater, scharfen Schrots und Kornes, wie das Erdreich, was er im Bergwerke bearbeitete, wollte einen Juristen aus ihm haben. Die Handthierung ließ sich gut an, und später ist der Alte sogar Hüttenherr und Rathsmann in Mansfeld, eine von jenen knorrigen Naturen, die sich mit Gottesfurcht geradeaus bewegen in der Welt und vorwärts kommen. Dies väterliche Element im jungen Luther hat später die Reformation durchgesetzt, es war das trotzige, energische. Was er von seiner Mutter erhielt, das hat die Reformation geboren. Es war die Sehnsucht des geistlichen Herzens, der fromme Furchtschauer vor dem Ewigen, der Drang nach einer nächsten Verbindung mit Gott — und diesen Theil seines Wesens sieht man lange vorherrschend in ihm; er öffnete ihm bei größerer Reife auch Ohr und Auge für den kräftigen Mysticismus jener Zeit. Zu Eisenach, wo er auf der Schule war, drückte sich dieser mütterliche Zug schon so sichtbar aus, daß er, ein kleiner Currentschüler, durch sein inniges Beten und Singen eine fromme Matrone zur herzlichsten Andacht erbaute. Sie rief ihn oft noch allein zurück, und beschenkte ihn. Als er später in Erfurt studirt hatte, und schon als Magister über des Aristoteles Physik und Ethik las, erschlug der Blitz neben ihm einen Freund; da erhob sich mit überwiegender Macht die alte Gottesfurcht, der Drang nach nächster Vereinigung, er rannte noch in der Julinacht zum Augustinerkloster hin, zog an der Glocke, verlangte Einlaß und Schutz im Schooße der Kirche. Sein Vater, der alte Hans Luther, war durchaus dagegen, denn er kannte und liebte nur eine thätige Existenz, alle Freunde riethen ab, aber Martin bewies seinen festen Willen, er ward Mönch und Priester.

Und wirklich hatte sein Vater so weit Recht gehabt: das thatlose, beschauliche Wesen reichte dem straffen Bergmannssohne nicht aus, umsonst hatte ihm der Humanismus die Klassiker gegeben, daraus wuchs ihm nichts Lebendiges, umsonst stürzte er sich anhaltend in die Scheingefechte der Scholastiker, das weckte ihm keinen Muth; schwerer Trübsinn lag auf ihm, und das herkömmliche Gebet befreite ihn nicht. Da gerieth er auf des

Augustinus Schriften, eine Neigung, welche seiner späteren Kirche nur zu tiefe Spuren eingedrückt hat, und endlich kamen ihm die Schriften der Mystiker zu. Sie labten und festigten ihn, eine eigene Welt zu seinem Gotte erwuchs in ihm, und eben weil sie eigen war, hielt sie ihm so kräftig Stand in den späteren Stürmen, und half ihm für alle übrige Menschheit eine ganz neue Welt beginnen. Nichts Aeußerliches hilft, sagte er damals, nur das eigenste innerliche Sein und Glauben.

So kam er nach Wittenberg und begann zu predigen, so machte er in Geschäften seines Ordens 1511 eine Reise nach Rom. Diese Reise, wo er die Welt sah, öffnet einen tiefen Blick in seine Seele: nicht das klassische Rom mit seinen klassischen Denkmälern gewann auch nur im Geringsten seine Aufmerksamkeit, spurlos also war das humanistisch-klassische Studium an ihm vorübergegangen; nur die Kirche, Rom als Christi Sitz der Kirche war für ihn da, in diesem Sinne sank er auf den Boden, als er die Stadt erblickte, in diesem Sinne sah er Rom, und lebte als zerknirschter Mönch allda. Keine Erinnerung brachte er mit nach Wittenberg, als die schmerzliche, daß der Klerus ohne Gottesfurcht lebte, und ganz in seiner eigenen, selbstständigen, ursprünglich aus dem Herzen gebornen Frömmigkeit ging er an sein geistliches Geschäft.

So brach aus seinem kräftigen Mysticismus die Opposition, in welcher er die Reform begann. Nicht im Entferntesten beabsichtigte er eine so große noch weniger eine so totale Umwandelung der Welt; wenn sich hie und da eine große Konsequenz öffnete, so trat er scheu und ehrerbietig zurück, es entsetzten ihn die frechen Klüfte, welche sich hie und da vor seinem eigenen Worte aufrissen. Allerdings kam ihm jetzt, mitten in der praktischen Thätigkeit, die felsbrechende Energie seines Vaters, in der That selbst war er gewaltig und schonungslos, aber das Princip sänftigte er stets, so weit es irgend anging, die Ahnung lag ihm tief in der Seele, daß es sich um das Auseinanderreißen einer ganzen Welt handelte, und daß ihm alle Macht gebreche, dem losgerissenen Theile ein nach allen Beziehungen erfülltes und geregeltes Leben zu verleihen.

Diese schwere Ahnung schwankte durch sein ganzes Werk, und erhielt ihr Siegel in dem beschränkenden Abschlusse desselben. Dem scholastischen Kardinallegaten Cajetanus in Augsburg

gegenüber, der die herkömmliche Form streng aufstellte, war er unbeugsam, und „erschüttert von dieser deutschen Bestie mit tiefsinnigen Augen und Spekulationen im Kopfe" wollte dieser ihn als einen Ketzer fesseln lassen. Aber gegen den sanften Kämmerling des Pabstes, gegen Miltiz, der ihm zu Altenburg die entsetzliche Spaltung der Welt vor Augen führte, die bei solchem Beginnen entstände, gegen den war er sanft und nachgiebig. Da schrieb er einen neuen demüthigen Brief an den Pabst, und versicherte, daß er die römische Kirche selbst nie antasten gewollt.

Eck aber trat frech in der Leipziger Pleißenburg auf, der harte Kern Luther's ward unsanft berührt, der Sohn seines Vaters richtete sich wieder auf, das Bedenken ward weggeschleudert, die Scheu verschwand, er nannte das Pabstthum ein teuflisch Institut, nicht lange darauf erschien das tief revolutionaire Buch „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche," worin die alte Bildung zerrissen, der Mensch frei, nur seinem eigenen Glauben unterthan hingestellt, und mit donnerndem Nachdrucke die neue Welt angekündigt wird, die moderne, wo jeder Einzelne auf sich beruht, sich zu helfen, sich zu vernichten hat. —

Und solche wunderbare Schwankung, die dem frommen Herzen und dem göttlich begabten historischen Blicke Luther's so große Ehre macht, kam noch öfter wieder, noch einmal trat ihn Miltiz an, noch einmal schrieb er sanfter, beschränkender mitten aus dem Mysticismus heraus eine Schrift über „die christliche Freiheit" und sandte sie mit einem gutmüthigen, wohlwollenden Briefe an den Pabst Leo. Und dieser Leo X., der weltlich geartete Mediceer, las so wenig historische Dreistigkeit aus diesem Briefe heraus, den Luther aus seiner mütterlichen Richtung geschrieben, daß er all' das Wesen nur für ein Gezänk deutscher Mönche hielt, und von Luther sagte, daß dieser Augustiner ein tüchtiges Talent besitze.

Es blühte zur damaligen Zeit die heiterste Kunstperiode in Rom, Perugino, Francesco Francia, Raphael malten. Der letztere feierte noch die große poetische Idee der Welteinheit durch die Kirche in den berühmten Stanzen des Vatikans, man war so in glänzender Heiterkeit, der Glaube versuchte endlich doch theilweise mit einer farbigen Sinnenwelt in eine fröhliche Verbindung zu treten, Raphael malte sogar die Scherze der

olympischen Götter, daß Niemand daran dachte, im fernen kalten Deutschland möge ein Gedanke aufwachen, der alle die schön vernietete und überkleidete Welt zusammenstürzen und zertrümmern könne.

Wie ein ironisches Gesetz der Weltgeschichte stellt es sich oft heraus, daß gerade am Rande des Untergangs dasjenige noch ohne weitere Verbindung aufgegriffen und zu einer Virtuosität ausgebildet wird, was beim Grundgewebe ganz vernachlässigt worden ist: eine Welt hatte sich aufgebaut mit völliger Hintansetzung des Oertlichen und des Materiellen; die Ueberspannung und künstliche Existenz war so von Jugend auf herrschend geworden, Zugeständniß auf Zugeständniß hatte sich dadurch nöthig gemacht; jetzt plötzlich findet dieser versöhnte Theil des Menschen eine blendende Aeußerung, und ein leichtsinniges Haupt jener die Sinnenwelt verdammenden Kirche unterstützt sie. Da wird diese ganze kirchliche Entwickelung gelängnet, noch einmal aufgenommen bei ihrer frühesten apostolischen Jugend, die Kirche, das Bewußtsein der Welt wird auseinander gerissen.

Von diesen Widersprüchen, von dieser feinen Kulturblüthe wußte Dr. Luther nichts, aber er wußte es aus seiner ächten Innerlichkeit, daß das Alles nicht auf einem organischen Wege gesund entwickelt war, er schlug darein, und wollte gern, die Welt möchte sich selbst helfen. Da dies nicht geschah, so that's denn er, so gut er's konnte, und da der Erste eine Autorität ist, so machten es die neben und nach ihm in demselben Kreise, und so entglitt tausendfach eine reiche historische Welt, und Alles ward von Neuem angefangen.

Melanchthon stand neben Luther, er hätte das neue Bewußtsein außerordentlich bereichern können, er hatte eine breitere Bildungswelt, war im Aristoteles geschult, im Humanismus gebildet, ein begünstigter Vetter Reuchlin's. Schon mit 16 Jahren hatte er eine griechische Grammatik herausgegeben, mit 17 Jahren las er Kollegia, mit 21 Jahren kam er nach Wittenberg neben Luther. Aber er war jung, voll Heimweh's nach Schwaben, unterworfen durch die Charakterschwere Luther's, ein fein gebildeter, aber kein schöpferischer Geist, der gegen Mancherlei verwahren, Vieles ausbilden, aber nicht durchgreifend für eine neuzumachende Welt

einwirken konnte. Das lag allein auf Luther's breiten Schultern, er war allein der Mann der That.

Wie fest eingerüttelt in die große historische Stellung er war, davon giebt ein unwiderleglich Zeugniß, daß er wie ein Riese alles das zusammenraffte, was in der damaligen Zeit den Begriff Literatur umschloß, daß er es in Herz und Sinn tief durcheinander arbeitete, es als eine neue Literatur umschloß, und als eine neue Literatur vor die erstaunte Welt hinlegte. Dies beweis't am Deutlichsten, daß jene grandiose Revolution ganz und gar in ihm gefühlt wurde. Sollte die bisherige Welt geläugnet und gründlich umgestaltet werden, so mußte auch ein ganz neuer Ausdruck entstehen, eine neue Sprache mußte geweckt werden, um all das halbe und verwandtschaftliche Wesen völlig zu vernichten, was bisher eine Aenderung an Haupt und Gliedern gehemmt hatte.

Diese Sprache hat Luther im Neuhochdeutschen erschaffen, und sie ist noch heute das Deutsch, was den Grund alles unseres Ausdrucks bildet, und was in seiner reformatorischen Gewalt Alles in sich hineingerissen hat, auch die entschlossensten Gegner. Was die äußere Macht nicht erobern konnte für die moderne Welt, das eroberte die Sprache, so daß viele geistreiche Leute, welche gegen den großen Wendepunkt der Geschichte mit bestem Rechte und Gewissen eifern, an Shakespeare's Julia erinnern. Sie sagt zu Romeo, gieb mir den Kuß zurück, den Du geraubt! und das geschieht, indem sie ihn von Neuem küßt. Oder an Ovid, der seinem Lehrer verspricht, er werde keine Hexameter mehr machen, dies Versprechen aber unversehens wieder in einem Hexameter giebt. — Sie haben gegen Luther gesprochen, aber in Luthers Sprache, die eine Erfindung des modernen Teufels war, den sie austreiben wollten. Dies war der von Luther ausgehende Bann, welcher den päbstlichen vernichtete.

Ob er sie erfunden, wie er sie erfunden habe, die Sprache, darüber ist viel gefragt worden. Alle menschliche Schöpfung in That und Gedanken ist nie etwas Anderes, als daß einzeln Vorhandenes, vielleicht nur verborgen Vorhandenes mit glücklichem Griffe mit einiger Zuthat zu einem Ganzen verbunden wird. Der Mensch schafft nichts Neues aus dem Vollen, oder richtiger gesagt, aus dem Nichts, dies thut nur die Gottheit; der Mensch braucht

Schritte. Die geniale menschliche That ist nur die, das Passende im passenden Augenblicke richtig zu ergreifen, und aneinanderzustellen; je rascher, je sicherer dies geschieht, um so größer wird der Erfolg sein, denn alles Plötzliche überwältigt doppelt, und der Muth dazu ist das Genie, ein Hauch der Gottheit. Darum hat alles Genie in seinem Kreise riesenhaften Muth.

Die Bestandtheile zur neuhochdeutschen Sprache lagen alle da, Jedermann konnte sie zusammensuchen; aber nur Einer hatte den sichern Blick, die schnelle und feste Hand dafür, dieser Eine war Luther. So sagt er einmal auch in seinen Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen."

Diese gemeine deutsche Sprache stand allen Uebrigen zu Dienst, sie brauchten bloß Genie dazu, daraus eine neuhochdeutsche Sprache zu machen, so wie der Eine zum Andern sagte: Du brauchst bloß Kaiser zu sein, um über Alles zu herrschen.

Mehr denn vierzehn Male hatte man sich vor ihm sogar an das Hauptbuch, an die Verdeutschung der Bibel gemacht; aber es war nicht gerathen, die seinige galt aller Welt für die erste deutsche Bibelübersetzung, und die allgemeine Stimme giebt sie noch heute dafür aus, obwohl die Bibel in Wahrheit zum Mindesten 14 Male vor ihm übersetzt war.

Wie großartig, wie genial ist der Gedanke, diesen kühnen Versuch einer neuen Sprache sogleich mit der Bibel selbst zu machen, mit diesem gefährlichen Punkte aller damaligen Frage. Es war zu beweisen, ob man das Recht hätte, so mit profaner Hand ohne Weiteres an die Bibel zu gehen, und statt des Beweises gab er ihnen die That selbst in die Hände, eine deutsche Bibel, woraus der Beweis selbst wie ein Sturmwind herausprang und reinigend und vernichtend über die Welt fegte. Das bescheidene Talent hätte seinen Versuch mit einer neuen Sprache an Exercitien gemacht, wo nichts verdorben werden könnte, um so eine Vorbereitung zu gewinnen; das Genie antwortete sogleich mit dem Vorwurfe selber, nur war dem Vorwurfe in aller Eil die Zunge gelöst zu einer neuen Sprache, so gut es die geringen Hilfsmittel dafür zuließen. Das war der Schlag; nachhelfen konnte man noch, Sylbenstecher hat's alle Wege gegeben, Leute,

die nach dem Ganzen greifen, immer wenige. Als er aus Worms eilte, wo er vor Kaiser und Reich gestanden, deutsch und lateinisch sich vertheidigt hatte, da ließ ihn bekanntlich der Kurfürst von Sachsen im Walde greifen, und als den Junker Georg oder Jürge auf die Wartburg bringen. In jenem Frühjahre 1521 dachte alle Welt, mit dem jungen, muthigen Doktor sei's vorbei, man hätte ihm den Garaus gemacht, sie schüttelten die Köpfe und raunten sich zu: daraus hätte vielleicht was werden können. — Dort auf der Wartburg aber legte Luther die rechten und nöthigen Steine aufeinander, daß etwas daraus würde, dort begann er die Bibelübersetzung. In ihr, in diesem literarischen Mittelpunkte einer neuen Zeit, lag auch der Mittelpunkt seines Reform-Unternehmens, seiner neuen Welt. Und so haben wir hier einmal den so seltnen Moment in der Geschichte, daß ein Ausdruck der Literatur alles Wohl und Wehe einer weltgeschichtlichen Epoche unmittelbar, augenblicklich und ewig in sich schließt.

Die deutsche Bibelübersetzung war die Armee der Reformation.

Er zögerte nicht mit Exercitien; nebenher warf er Proben hinab in die Welt, bei denen er vom Uebersetzen ausruhte, und seinem persönlichen Geiste Worte gab, Proben gegen Ohrenbeichte, Todtenmesse, Klostergelübde, welche unter dem Sturmwinde, der sie trieb, nicht wie Proben und exercitienhafte Broschüren aussahen, sondern wie Vorposten eines wohlbewaffneten neuen Sprachheeres. Daran erkannte man damals in Deutschland, daß Luther noch leben müsse, denn diese neue Sprache redete nur er in solcher Macht.

Als Karlstadt und die Zwickauer Propheten seiner Vorstellung nach zu munter wurden, fuhr der Junker Georg herab von der Wartburg im Frühjahre 1522, ritt und fuhr durch Thüringen, die neue Arbeit, das deutsche Manuscript des Neuen Testamentes, wohlverwahrt bei sich führend, schrieb in der Herberge des kleinen Städtchens Borne, was in der Nähe von Leipzig liegt, einen gewaltigen Brief an den Kurfürsten, darüber, daß er sich nicht länger verstecken dürfe, zog die Junkersache aus, erschien wieder auf der Kanzel zu Wittenberg, predigte eine Woche lang jeden Tag, setzte sich hin mit Melanchthon, ging noch einmal Wort für Wort die Uebersetzung durch, und gab sie dann in Druck.

Ebenso rasch und unablässig machte er sich an's alte Testament, im Jahre 1534 war die ganze Bibel übersetzt und gedruckt, und erfüllte ihre große Aufgabe des Augenblicks. Mochte auch im Einzelnen selbst mit der damaligen Kenntniß Mancherlei noch zu verbessern sein, was Luther sehr wohl wußte; der Moment heischte das Heraustreten der That, und dafür war er der Mann.

Nun ging er an die nie ruhende Verbesserung, und mit einer ungemessenen Ehrfurcht erkennt man hierbei, was oft ein einziges harmloses Wort, wie es jetzt ungeprüft aus jeglichem Munde rollt, den wackern Luther gekostet hat. Johann Matthesius erzählt darüber: Der Doctor übersah zuvor die ausgegangene Bibel, und studirte bei Juden und fremder Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutschen nach guten Worten, wie er ihm denn etliche Schöps abstechen ließe, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennt. Luther selbst sagt: „Ich bab' mich im Dollmetschen der reinen und klaren, deutschen Sprache befliffen, und hab oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen ein einiges Wort gesucht und gefragt, und es doch bisweilen nicht finden können."

So erschienen stets verbesserte Ausgaben bis noch kurz vor seinem Tode.

Welch ein außerordentliches Moment der deutschen Geschichte in dieser Erfindung einer allgemeinen neuen Schriftsprache lag, das stellt sich gebieterisch dar. Von großer Wichtigkeit war es ferner, wie sie sich gestaltete. Sie zog nämlich einen großen Theil Deutschlands in die mitsprechende, zum Theil vorsprechende Reihe, welcher bis dahin eine ganz untergeordnete Rolle gespielt, das nördliche und östliche Deutschland. Dies drückte der einbrechenden Prosa-Epoche einen tiefen Stempel auf: dieser Theil Deutschlands ist von Hause aus, durch Umgebung und daraus wachsende Sitte, mehr zur nüchternen, klaren Geistesthätigkeit gerichtet, das poetische Wort muß von tiefster, ächtester Wahrheit stammen, wenn es ihn fassen und treiben soll, nichts neigt in ihm zu leichter, schimmernder Illusion. Er also nahm denn auch baar und nüchtern und tüchtig die neue Wendung der Welt auf; was von alter Poesie noch herumflattern mochte, ihn kümmerte es nicht, fest und allein ergriff er den reformirten Glauben, und was in diesem breiten Prosakreise zu thun, was zu ermitteln, zu

ordnen, zu sichten, was vorzubereiten war für die Möglichkeit einer neuen Poesie, das hat der nun herrschende Nordost von Deutschland redlich gethan. Das einzig Mögliche und Nöthige der Prosa hat er wie ein getreuer Diener versehen: er hat den abstrakten Gedanken bei Sonnenaufgang und Untergang gewendet und geklopft, er hat die deutsche Philosophie ausgebildet, welche von jetzt an das Herz deutscher Geistesentwickelung wird. Wen die Liebe verläßt, den nimmt die Bildung auf, so geht es durch's Leben des Einzelnen, wie durch's Leben der Gesammtheiten.

Luther's Heimath und Jugend war der Weg, durch welchen Norddeutschland in die Sprache und somit in die Literatur kam; sein späterer Aufenthalt im tieferen Sachsen zog das östliche Deutschland hinan. Auf den Flächen von Wittenberg ist eine Sprachscheide: durch die Lausitz herab kommen hierher noch die letzten Töne des Schlesischen, Sächsisch-Schlesischen, Obersächsischen; durch die Mark einzelne, letzte Schärfen des Märkischen. Und Luther brachte seine Mansfeldische Jugendsprache, die durch den Harz von Norddeutschland herab manches Feste und Harte in sich schloß. Im Thüringischen, ja bis an der hessischen Grenze desselben, hatte er die Sprache seiner Schulbildung geredet, dahinein, besonders nach Eisenach, reichte mancher hessische und über den Wald herüber mancher fränkische Laut. Luther war gereist, hatte mit Mönchen verkehrt, deren bedeutendste noch immer aus dem Süden kamen, Melanchthon aus der Rheinpfalz gebürtig, im innersten Schwaben aufgeweckt, ergänzte, so weit es Noth that, diese südliche Hälfte — so umspannte sein Sprachschatz einen großen Theil des Vaterlandes, und konnte Anklang in ferne Winkel geben. Vorherrschend aber war das heimathlich Nördliche, und das zunächst andrängend Oestliche, besonders jenes, was dem Niederdeutschen zunächst liegt.

Die gewöhnliche Bezeichnung, das Sächsische sei Hauptstock des Neuhochdeutschen geworden, hat etwas sehr Mißliches. Denn es ist darunter eine Färbung des Alt-Niedersächsischen, was in Norddeutschland herrscht, und namentlich mit dem heutigen Sachsen nicht das mindeste Gemeinschaftliche hat, und eine Färbung des Modern-Sächsischen zu verstehen, wie es sich in der Schrift ausnimmt. Ton, Fall, kurz Accent der neuen Rede neigte auf's Stärkste nach dem Norden.

Man hat es vielfach bedauert, und gewiß auch mit bestem Rechte, daß das ausgebildete, weiche Süddeutsche keinen größeren Raum gefunden hat.

Aber es ward nun einmal solchergestalt, daß alle deutsche Literatur auf einen einzigen Mann sich häufte, auf Dr. Luther, und noch lange nachher bleibt er die Alles überragende Hauptperson, so daß sich die Literargeschichte für ein ganzes Jahrhundert nur an ihn zu halten hat. Die nächste Ausdehnung und die nächste Beschränkung datirt von ihm, im Guten wie im Uebeln ist er Alles. Daß er eigensinnig, augustinisch gebildet, heiter, hausväterlich war, Alles das giebt für lange Folgezeit die Norm ab. Die Reformer aus der Schweiz stieß er in die Einsamkeit, Zwingli's Thränen zu Marburg rührten ihn nicht, und ebenso auf andere Partikularitäten setzte er seinen Trotzkopf — der lange, dürre Baum beschränkter Streitigkeiten der Geistlichen wuchs daraus, welcher die nächste Zeit so traurig machte, die ärmliche, kleine Zelle eines neuen Glaubens bildete sich daraus, wo Phantasie und Kunst so wenig Raum fanden. Daheim mit seinem Weibe und seinem kleinen Hans war er ein sinniger, gemüthlicher Mann, der seinen derben Scherz über Tische machte, der einen lustigen Spruch reimte, in lauschiger Dunkelstunde die Flöte blies. Auch davon ging eine leise Neigung in die nächste Zeit über, er selbst aber blieb mit seiner überall stark ausgedrückten Menschheit die Hauptfigur.

Seine Schriften sind also der erschöpfende Mittelpunkt dieser Zeit, und es hat etwas naiv Rührendes, wenn sich die Literaturgeschichten bei Anfang dieses Zeitraumes mit den Paar unbedeutenden Verskünstlern weitläufig abgegeben, statt sich mit aller Schwere auf diese eichenstarke Erscheinung zu werfen. Es sind diese Schriften Luther's vielfältig gesammelt, aber in der einen Sammlung waren Lücken, in der andern war das Lateinische übersetzt, so daß es bis vor Kurzem an einer treuen, vollständigen Ausgabe fehlte. Deshalb war es sehr erwünscht, als 1827 zu Erlangen eine neue veranstaltet wurde. Sie enthält 50 Theile.

Was besonders die kleineren Traktate, die eigentlichen Broschüren der Reformation für einen Eindruck machten, wie zum Beispiel „der Sermon von Ablaß und Gnade" — „von dem ehelichen Standt," „die Kirchenpostille" — „vom Papstthum zu

Rom" in einigen Jahren zehn bis dreizehn Male aufgelegt wurden, was überhaupt die so blutjunge Presse für eine Thätigkeit entwickelte, das ist von einer Zeit kaum zu glauben, die sich sonst so zerstückt erwies. Was von wirklichem Lebensinteresse da war, drängte sich um Luther.

Außer seiner Bibel und all den rein theologischen Schriften, wohinein die Katechismen, die Predigten, die Trost- und Streitschriften, die Sendschreiben zu rechnen sind sammt den Kirchenliedern, nehmen seine Tischreden noch eine sehr eigenthümliche Stellung ein, und gewähren manchen Blick in Ansicht und Zustand des übrigen Lebens. Mit einer bewundernswerthen Sorgfalt und Objektivität hat er die Bibelübersetzung rein erhalten von den niedrigern und trivialeren Wendungen des Kaunpfausdruckes, wie er besonders in den Streitschriften einhergeht. Hierin gleicht er oft dem gröblichst, aber dauerhaft geharnischten Lanzenknechte, der durch Dick und Dünn muß, dem die dicksten Schädel unter die Finger kommen, und der eher ein Wort und einen Schlag zu viel giebt, als zu wenig. Heine bemerkt dabei ganz erschöpfend, daß eine Revolution nicht mit Orangenblüthe gemacht werde. Dies Terrain war auch dem lange verschlossenen, kolbigeren Accente der Niederdeutschen sehr günstig, darauf entwickelte er seine ganze Wucht, und nachdem solchergestalt die Schlacken abgeschlagen waren, ließ er ein tüchtiges Theil Kraft dem Neuhochdeutschen zurück.

Wenn noch erwähnt ist, daß Luther und Melanchthon auch den speciellen Jugendunterricht begründeten, und das, was niedere Schulanstalt genannt wird, also auch hierin und für alle nächste Zukunft die geistige Entwickelung ergriffen, so kann man einen Augenblick von der mächtigen Person Luther's abgehen, und nach der übrigen Prosaliteratur damaliger Zeit umschauen.

Freilich gruppirt auch sie sich durchgehends um Luther, zum größeren Theile in verwandtem Zwecke, und überall in Aufnahme seines Ausdrucks.

Nur ein Buch des berühmten Nürnberger Malers, **Albrecht Dürer's**, der berühmt ist durch seine Bilder und seine plagende

Hausfrau, steht als selbstständige, eigenthümliche Schöpfung da. Es enthält artistische Anweisungen und Lehren, Unterweisung, wie man mit Zirkel und Richtscheit umgehen müsse, und vier Bücher von den menschlichen Proportionen. Dürer starb schon 1528, und es wäre also anzunehmen, daß diese Schriften in sprachlicher Hinsicht von Luther unabhängig seien. Aber auch diese Annahme kann nicht ohne Weiteres gelten, da die Sachen wirklich erst in seiner letzten Lebenszeit von 1525 — 28 geschrieben sind, wo Luther's Sprache schon arbeitete in jeder Hand und Zunge. Eins aber bleibt Dürer gewiß: sein Terrain ist ein ganz anderes, Luther hatte nicht mit Kunstausdrücken der Form und des Schönheitsverhältnisses zu thun, und da sich Dürer sehr rein und frei von ausländischer Bezeichnung gehalten hat, so bleibt ihm ein großes Verdienst unbestritten.

Auch wird einer sehr frühen Grammatik Valentin Ickelsamer's erwähnt, welche eine derartige Beherrschung der neuen Sprache schon um 1525 oder 27 versucht habe. Die Kritik ist aber mit dieser Jahresbestimmung noch durchaus nicht auf dem Sicheren. Josua Maaler, ein Prediger aus der Schweiz hat 1561 ein lexikographisches Buch über die deutsche Sprache herausgegeben, und die beste deutsche Grammatik dieses Sprachabschnittes erscheint merkwürdiger Weise lateinisch von Johann Clajus, der 1592 stirbt.

Dagegen dicht an Luther schließt sich die berühmte Ausgabe der deutschen Sprichwörter von Joh. Agricola im Jahr 1528. Dieser Agricola hieß eigentlich Schnitter, wie denn diese humanistische Sitte, sich griechisch und lateinisch umzunennen, den meisten Gelehrten damals eigen war. Bekanntlich hieß Melanchthon Schwarzerd; er hat aber seinen griechischen Namen so durchgesetzt, daß Niemand mehr an den deutschen dachte. Es gewährt dies einen Blick, wie geringschätzig alles Nationale von dieser humanistischen Richtung behandelt werden mußte.

Schnitter-Agricola war auch aus Eisleben, sein Ausdruck hatte also von Hause aus die stärkste Verwandtschaft mit dem Luther'schen und wird als kernhaft und kräftig gerühmt. Die Vorrede, welche er zu diesen Sprichwörtern gab, ist in vieler Weise merkwürdig, sie macht den Deutschen dieselben Vorwürfe, die heute noch bei den guten Patrioten geläufig sind.

Wir Deutsche sind Deutsche, sagt sie, wir haben das Unsere gering geachtet, wie ehrlich es auch gewesen, wir haben auf anderer Leut und fremder Nation Wesen, Sitte und Geberde gegafft, gleich als hätten unsere Alten nichts Rechtes gesagt oder gethan — „wir Deutschen tragen nun forthin Welsche, Hispanische und Französische Kleidung, haben Welsche Cardinal, Französische und Spanische Krankheiten, auch Welsche praktiken."

Dabei trägt der gute Mann selbst einen fremden Namen. Es gewährt ein ganz eigenes Licht, wenn man diesen und ähnlichen Vorwürfen bei jedem Theil unserer Geschichte begegnet.

Bei weitem selbstständiger erscheint Sebastian Franke, der ebenfalls Sprichwörter gesammelt und erklärt, vielerlei Didaktisches geschrieben, übersetzt und eine Weltchronik bis 1591 in deutscher Prosa gegeben hat. Sein Bezug ist viel näher zu der früher erwähnten Richtung Tauler's, als zu den Reformatoren. In jenem mehr zum Metaphysischen neigenden Ausdrucke hat er die feinsten Worte und Wendungen entdeckt und sich in solchem höheren Elemente abgesondert von dem Reformgange erhalten, welcher zunächst auf eine populäre Richtung sehen mußte. Man weiß von diesem Franke, der aus sich heraus eine feine, eigenthümliche Bildung brach, nichts Genaueres, als daß er ein unstätes Leben geführt und mehr Genie als gelehrte Kenntnisse besessen habe. Gewöhnlich wird er als protestantischer Geistlicher zu Donauwörth angeführt und sein Tod 1545 angegeben. Er ward vielfach verfolgt und gilt für einen Wiedertäufer. In Lessing's Nachlasse finden sich Proben.

Noch wird Sebastian Münster mit einer „Weltbeschreibung" in der Volks-Prosa und Goswin Wasserleiter genannt, welcher in einer „Logik" die abstrakten Begriffe deutsch auszudrücken versucht hat. Daß diese und ähnliche Bestrebung keinen Fortgang gefunden und uns nicht eine Terminologie für alles Abstrakte ausgegraben hat aus heimischem Schachte, bedauern wir heute noch auf's Tiefste, wo uns für die Bezeichnung solches Bedauerns nur die von fremdher eroberten Worte „Terminologie" und „abstrakt" zu Gebote stehen.

Zwingli, in Auffassung der höheren Fragen noch konsequenter rational als Luther, dem ein mystischer Drang, ein kräftiges Lied und die Flöte geblieben war, Zwingli hat weniger Schöpfer-

kraft besessen, und der heimathliche Schweizerdialekt, der immer rauh wie der Fels des Landes und unschön gewesen ist, hat ihm die Literatur versperrt. Seine Schriften, die Theologisches und Didaktisches, selbst einige Gedichte, wie „das Labyrinth" enthalten, haben direkt keinen Einfluß auf die Literatur gehabt, und sind nur durch die bekannte Differenz hinsichts des Abendmahls und die daraus folgende schwere Trennung der protestantischen Kirche von Wichtigkeit geworden. Dieser Mangel an naher literarischer Einwirkung ist besonders seiner Predigten wegen zu bedauern, die sehr gebildet und kunstreich abgefaßt sind, im Allgemeinen aber auch eben darum, weil sich in ihm die neue Prosa am Konsequentesten und Nüchternsten dargestellt hat. Dies wäre für den gründlichen Anfang einer neuen Sprach- und Denkweise ein sehr wichtiger Einschlag gewesen.

Von den Predigten werden gewöhnlich aus jener Zeit noch die des Matthesius angeführt, eines Schülers von Luther, und des Johannes Arndt, der in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gehört, und ein vielbesprochener, sanfter Ausdruck des späteren Mysticismus ist. Sein „wahres Christenthum," sein „Paradiesgärtlein," seine „Erklärung der Psalmen" und „der ganze Katechismus in 60 Predigten" sind von den Gläubigen heute noch gesucht.

Es bleibt uns noch die rein weltliche Seite dieser Zeit und deren literarische Schöpfung, die allerdings sehr unbedeutend ist, und auch wiederum in Luther's Tischreden genügend charakterisirt wird.

Das Wichtigste reicht noch vom vorigen Zeitraume herüber, und ist dort angeführt, so die Prosa, welche sich der poetischen Sagen bemächtigt, den Kaiser Octavian, die Magellone, den Fortunat, ewigen Juden und Faust darstellt. Dahin gehörig ist nur etwa noch der Amadis zu nennen, welcher als Hauptroman kursirte, und über dessen französischen oder spanischen Ursprung viel gestritten worden ist.

Ebenso ist dort der Chroniken gedacht, und nur die schweizerische des Aegidius Tschudi anzureihen. Sie wird als

eins der besten deutschen Geschichtswerke gerühmt. Von anderen Chroniken existiren noch folgende: eine pommer'sche von Thomas Kantzow, eine liefländische von Peter Russow, eine preußische von Lucas David. Zacharias Theobald hat den Hussitenkrieg beschrieben, von Herrn v. Kinckelbach ist eine „deutscher Nation Herrlichkeit," und vom berühmten Götz v. Berlichingen jene wie mit dem Schwertknaufe abgefaßte Selbstbiographie übrig, welche Goethe für sein erstes Buch benutzt hat.

Dergleichen verliert sich aber Alles mehr oder minder noch im Dialekte, oder ist in später Zeit gedruckt, und hat für das Neuhochdeutsche selbst nicht die Wichtigkeit. Aber ein wirklich wichtiger, und in seinem Reichthum für Sprache, Wendung und kühnsten Griff viel bedeutender Autor war der Jurist Johann Fischart, der unter allerlei Namen auftritt, bald Menzer, bald Netzem, bald Fischmenzweiler, bald Ellopoiskleros, bald Pickhart, bald Wüstblutus heißt. Sein „philosophisches Ehezuchtbüchlein" und sein dem Rabelais nachgebildeter Roman „Gargantua und Pantagruel" sind sehr merkwürdige Zeugnisse. Besonders in diesem frei nachgebildeten Romane springt der wildeste, aber genialste Unband von Erfindung umher, und da kein Geschmack zügelt und kürzet, so ist eine freche und interessante Ausgeburt einer jungen Sprache zum Vorschein gekommen. Nach den Luther'schen Streitschriften zeigt jenes neugebildete Deutsch nirgends eine solche steigende Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Wie sehr das auch in Fischart über die Möglichkeit hinaus gejagt und gezerrt sein mag, er bleibt ein sehr wichtig Denkmal, besonders da in ihm die sinnliche Seite bis zur Grellheit heraus gekehrt ist, welche bei einer vom abstrakten Gedanken aus revolutionirenden Zeit wenig Beachtung finden konnte.

16.

Das Kirchenlied.

In diese Lyrik rettet man sich mit dem richtigsten Takte, man fängt das poetische Verhältniß von vorne an, man sucht Gott im freien, lyrischen Aufschwunge.

Das Kirchenlied ist auch in alle Wege das Beste, worin sich diese Zeit versucht, und worin sie's zu einer redenswerthen Formation gebracht hat, wenn von Versen die Rede sein soll. Luther ist auch hier Vorgang und Herr. Seine Seele war zu tief eingetaucht in einen religiosen Verkehr mit dem Ewigen, als daß er nicht die musikalische Vermittelung zu würdigen gewußt hätte, der lateinische Gesang der alten Kirche hatte mit seiner schönen Schwinge ihn so oft und so weit aufwärts getragen, die Harmonie des vollklingenden Rhythmus und Numerus, der feierliche, süße Reiz, welcher wirklich in den lateinischen Gesängen des Mittelalters lag, das Alles webte noch in ihm — zum Erstaunen und Aerger manches späteren Lutheraners behielt er sogar jetzt noch einige Responsorien und Antiphonien in lateinischer Sprache bei, weil sie ihm für den religiosen Aufschwung der Seele von bloßer Anregung schienen.

Auch darin liegt ein Beweis, daß Luther die erprobten Vortheile der alten Welt nicht gern völlig aufgeben wollte. Sein mystischer Drang hielt auch in diesem Punkte manch' inniges Wort des alten Katholizismus aufrecht, und erwies sich in dieser Erfindung des deutschen Kirchengesanges vollkommen folgerecht.

Dieser mystische Drang nämlich verlangte, daß ych jede einzelne Person ihrem Gotte gegenüber verlautbare, daß sie aus dem Herzen einen Ton heraufhole und ausspreche, sich nicht begnüge mit der Stellvertretung durch das priesterliche Wort. Die Mystik verlangte durchaus eigene Thätigkeit. Für den öffentlichen Gottesdienst konnte dies nicht anders geschehen bei einer großen Menge, von denen Viele sicherlich nicht genug eigene Schöpfungskraft besaßen, um sich eine eigene Verbindung mit Gott und einen eignen Ausdruck dafür zu erbauen, es konnte nicht wohl anders geschehen, als daß ein gemeinschaftlicher Sang hingegeben wurde, den wenigstens die Stimme jedes Einzelnen ergreifen konnte. Dahinein konnte er seinen Drang ausströmen, er konnte sich in einer wirklichen That das Herz erleichtern. Dies geschah auf der ersten Station, wo sich Sinn und Absicht des Menschen einer Poesie bemächtigt, es geschah im Liede.

Vor diesem Kirchenliede also hat man achtungsvoll still zu stehen, denn es ist dies ein von Luthers gesundem Sinne sehr richtig angegebener Anfang zu neuer Auferbauung einer poetischen Welt.

Daß Luthers Anfänge theilweise von ihm selbst zu frühzeitig in einen Abschluß beschränkt in eine voreilige Grenze gesperrt wurden, ist freilich eben so zu beklagen, als die totale Schöpfungsunmacht seiner theologischen Nachfolger, welche das neue Leben zur dürren Formel vertrockneten, welche keiner andern That fähig waren, als wie in partikularer Streitigkeit recht viel ausschließende und niederdrückende Kraft entwickelt werde.

Luther selbst ward freilich vielfach dazu gedrängt, besonders durch die Bauernaufstände. Mit einem bemerkenswerthen Instinkte ergriff der gemeine Mann das große Revolutionsmoment, was eingetreten war. Er ward durch und durch inne, daß die Bindung der bisherigen Welt aufgelöst sei, und daß eine totale Umgestaltung versucht werden könne; er brach auf mit Sense und Spieß, und sein Gebrüll nach einem neuen Zustande flog entsetzlich über Wald und Feld. Dies mußte bestürzen. Melanchthon, mehr im Kopfe der Reformation wohnend, als Luther, der im Herzen derselben lag, gab ein Gutachten über die Artikel der Bauernschaft und verdammte sie unbedingt zu unbedingtem Gehorsam und Dulden. Luther, ganz anders, manche Konsequenz

seines großen Schrittes empfindend, innig, muthig und schmerzhaft empfindend, gestand den Bauern mancherlei Forderung zu, und verlangte nicht nur von ihnen, sondern auch von den Fürsten ein Billiges. Als sie aber unter Thomas Münzer zum Aergsten schritten, als die barockste Schwärmerei und Offenbarung vor ihnen hergetragen wurde, da übermannte ihn sein heftiger Zorn, er sah Alles gefährdet, und rief, man solle sie todtschlagen wie die tollen Hunde.

Diese Bauernaufstände, welche die losgerissene Fessel so klirrend durch das Land schleppten, welche diese Fesselosigkeit der Welt so weise benutzten, daß allgemeine Gleichheit, Gütergemeinschaft und die freiste Deutung der heiligen Schrift verkündigt wurde, daß er mit seinen Collegen zu Wittenberg ein geistloses, sanftlebiges Fleisch genannt wurde, diese Bauernaufstände jagten ihn Hals über Kopf in eine frühe Abschließung hinein. Seine Nachfolger sahen diese augenblickliche Nothwendigkeit für eine absolute an, und statt zu schaffen, schien ihnen nichts nöthig, als zu sperren und auszuschließen. So gewann der frische Anfang neuer Hervorbringung, welcher im Kirchenliede aufbrach, keine weitere Folge.

Man hat bei diesem voreiligen Abschlusse des Reformgedankens mehr denn je nach einem höheren historischen Standpunkte umzuschaun, und in dem späteren Verlauf die Gesetze einer Nothwendigkeit aufzusuchen, welche für den ersten Anblick so lähmend auftritt. Aehnliche Punkte treten später besonders im politischen Ausdrucke der Geschichte ähnlich hervor, da zum Beispiele, wo Napoleon und Ludwig Philipp die politische und sociale Revolution fesseln. Es hat der Historiker da mit Aufopferung seiner dramatischen Theilnahme sorgfältig umherzuspähen, was eine Zeit alles nachzuholen gehabt, wie sie noch tausendfach in beschränktem Kreise ausbilden und aufräumen mußte, um ihr Bewußtsein zu vervielfältigen und auszufüllen. Daß in einem solchergestalt vervielfältigten und ausgefüllten Bewußtsein das allgemeine Bewußtsein selbst ein anderes wird, daß es den Ausgang seines Bestrebens ganz wo anders findet, als wohin der erste Drang gerichtet war, dafür ist jene Reformkrisis jetzt ein deutlicher Beleg, wo man drei Jahrhunderte dahinten übersieht.

So stellt es sich dar, daß die Wissenschaft auch in jenem frühen Abschlusse der Reform eine Thatsache respectiren und sich

bescheiden muß, da uns die Kenntniß dessen nicht gewährt ist, was sich hätte bilden können.

Wir müssen eben den Tag nehmen, wie ihn Sonne und Regen, Wind oder Kälte, unabhängig von uns, gewährt. Eben so die lange Steppe der literarischen Produktion, welche sich in Luther aufnimmt und verliert, und in fast durchweg schwacher Bestrebung durch die Jahrhunderte geschleppt wird, bis sie in Lessing eine feine, vorbereitende Hand und in Goethe einen glücklichen Ton findet. Das Kirchenlied, was so passend aufwachte, war eine falsche Verlockung und brachte keine weiteren Früchte. Aber es war der eigentlich gesunde poetische Ton aus jener Zeit.

Luther hat darin Vortreffliches geleistet, Kraft, Tiefe und Fülle zeichnet seine berühmten Lieder aus, sein „eine feste Burg ist unser Gott," welches er auf dem Wege nach Worms dichtete, und womit er dort einzog unter den geharnischten Troß des versammelten deutschen Reiches und eines halb spanischen Kaisers; ferner sein „aus tiefer Noth schrei ich zu dir" und wie die starken Anfänge weiter beißen. Es war ein unberechenbarer Gewinn, daß eine musikalische Welt in Luther schlummerte, daß er Flöte bließ, sogar komponirte und eine volle Sangesbrust besaß. Er gab auch den Ton dazu an, aus den weltlichen Balladen, welche die Volksstimme umbertrug, geistliche Lieder zu machen, wie er es zum Beispiele mit dem Gedichte that „von zwei Märtyrern zu Brüssel." Da lag Gang und Melodie dem Volke bereits so nahe, daß der neue, oft nur etwas gewendete Text mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Wie viel das zu sagen hat, begreift nur der, welcher sich eine lebhafte Vorstellung davon machen kann, was es mit dem poetischen Sangestriebe einer Nation für eine tiefe Bewandniß hat. Aller Sang und Klang einer alten Zeit, der reichen katholischen Zeit war abgeschnitten, aller Anklang daran galt für papistisch — wohin sollte man flüchten, wenn das Herz pochte nach einem erhebenden Tone!

Die erste Liedersammlung von 1524 enthielt nur acht Lieder, vier Jahre darauf gab es schon 56, und am Ende des Jahrhunderts schon 600. In dem darauf folgenden stieg es über 30,000. Alles flüchtete in diesen Ausdruck, und das Mittelmäßige häufte

sich darin auch bergehoch. Die Literatur davon ist von den Predigern so sorgfältig, ja kleinlich aufgespeichert und eingetheilt, wie man nur in schwerem Winter Getraidekörner zählen und ordnen mag.

Bemerkenswerth ist, daß sich das Niederdeutsche in seiner plattdeutschen Art lebhaft an diese Erscheinung schloß, daß besonders Pommern sich thätig bewieß, worüber uns Monicke Ausführliches von dortigem Kirchengesange und der Sammlung in Gesangbücher mitgetheilt hat. Bis dahin war aus jenen Gegenden noch nie eine Sangesstimme gehört werden.

Von Luther selbst sind gegen 40 Lieder da, die bedeutendsten Sänger dieser Gattung außer ihm sind folgende: Paul Speratus, Nicolaus Decius, Johann Poliander, Paul Eber, der populäre Nicolaus Herrmann, Nicolaus Selneccer, Martin Schalling, Bartholomäus Ringwald, Philipp Nicolai.

Für die Geschichte dieses wichtigen Zweiges der Literatur hat sich Koch und besonders Rambach ausgezeichnet. Von Langbecker, von Bunsen und zuletzt von Häuser, der auch besondere Rücksicht auf die Kirchenmusik genommen, sind die neusten Bücher darüber. Hofmanns „Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther" wird als treffliche Vorarbeit ausgezeichnet. Man hat sich viel verdienstliche Mühe um den Nachweis gegeben, welche Verwandtschaft diese Lieder noch mit den Volksliedern behielten und wie sie allmählig alle Dichtung in den Bereich der Gelehrten hinüberleiten.

Bei diesem wichtigen Punkte neuer Literatur ist auch wiederum jener vielbekannte Meistersänger Hans Sachs zu nennen, welcher am Schlusse der alten Welt erwähnt ist, weil er großentheils dahin gehört. Ein langes Leben, eine unermüdliche Behendigkeit ließ ihn freilich auch an aller neuen Umwandlung Theil nehmen, er begrüßte Luther 1523 mit dem Titel der Wittenberger Nachtigall. Er dichtete ebenfalls Kirchenlieder. Aus jenem Titel, welchen er Luther beilegte, erwächst die Andeutung, was ihn zunächst und hauptsächlich bei Luther interessirt habe. Es war der innerliche Klang dieses geharnischten Mannes, welcher sich keinen Augenblick verläugnete, obwohl er gegen die große Harmonie der alten Welt zürnend und feindselig auftrat.

Der bürgerliche Schuhster, der Nürnberger Meistersänger, fand denn auch viel Verwandtschaftliches in den vernünftig auflösenden Elementen einer Reform, welche die bescheiden bürgerliche Vernunft der vornehmen alten Geschlossenen entgegenstellte. Der Meistergesang, dessen talentvollster letzter Vertreter Hans Sachs, war ein Uebergang in die bürgerliche Reformzeit, dem der Muth und das Genie fehlte zu einer bürgerlichen Reform, und der im Kirchenliede eine neue, höhere Sammlung fand.

Man kann mit Hans Sachs weder eine Epoche abschließen, noch eine Epoche anfangen, er steht an der aufgerissenen Kluft, an dem stets tiefer reißenden Spalte der Zeit, und mit behenden Gliedern und an der Stange seiner Tabulatur und seines geschmeidigen Talentes springt er hinüber und herüber, wie ihn eben der Augenblick drängt. Es ist nicht zu vergessen, daß seiner Zeit der Spalt noch schmal war, und dies Ueberspringen noch möglich blieb. Hatte das Princip auch auseinander gerissen, so war man doch noch schüchtern, selbst im Principe, man wollte den Riß eher aufhalten und erweitern, man gehörte noch durch Erziehung, Sitte und Gewohnheit in's jenseitige, mit dem Mittelalter zusammenhängende Land. Da konnte Hans Sachs noch allerlei durcheinander treiben, und als solche wunderliche Mischgestalt existiren, wie er sich wirklich darstellt.

Aber just darin ist eine große Wichtigkeit dieses letzten Meistersängers aufzufinden, just darum stellt er einen mannigfaltigen Reichthum dar.

Wenn der poetische Klang, in welchen Luther stets gehüllt, von dem er umschwungen blieb, nicht für so wichtig gelten sollte, so würde auch alles Uebrige der Stellung dafür sprechen, daß sich die letzten Erben einer alten Zeit, die Antheil am Neuen nahmen, doch besonders durch Luther gefesselt sehen mußten. Luther war jener historische Meister, welcher inmitten aus dem Alten auftauchend, bedeckt und gefärbt von dem Alten, die Welt zum Neuen rief — solche Dichter sind es, welche fortreißen, nur sie allein machen Völker zu Proselyten. Zwingli war bereits viel nüchterner, das heißt viel aufgeklärter, und seine Partei, die reformirte, wäre ein kleines Häuflein geblieben ohne Calvin, welcher sich mit einer tiefen, gewaltsamen Natur eben auch dem alten Augustinismus, nur auf etwas feinere Weise, anschloß.

Melanchthon, durch seine Bildung und geistreiche Spekulation Allen überlegen, griff weiter denn Alle, gehörte fast durchaus einer späteren rationalistischen Kultur an, und deshalb war es unmöglich, daß er Leute wie Hans Sachs locken und fesseln konnte. Hätte Melanchthon nicht ein so sanftes und nachgiebiges Herz gehabt, die Reformer selbst hätten ihn zum Tode verurtheilt. Sein Wesen hatte nichts mehr mit dem Bewußtsein eines Hans Sachs, dieser springenden Brücke aus dem Alten in's Neue, aus dem Neuen in's Alte, zu schaffen. Hans Sachs muß immer in Gesellschaft Luthers aufgeführt werden.

Dieser merkwürdige Mann ward 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater war ein Schneider. Hans besucht die lateinische Schule, lernt die Schuhflickerei und vom Leinweber Runnenbeck die Meistersängerei. Noch nicht 17 Jahr alt, geht er auf die Wanderschaft, nach Regensburg, Innsbruck, Cölln, Aachen, kommt wieder nach Nürnberg zurück und verheirathet sich 1519. Da ergreift ihn Luther, er dichtet ihm in der Geschwindigkeit ein allegorisches Gedicht „die wittenbergische Nachtigall," und das Kirchenlied „Warum betrübst du dich mein Herz." In Summa hat er 6048 poetische Stücke geschrieben in 34 Foliobänden. Davon sind 5 Foliobände gedruckt. In seinem Alter nämlich hat er selbst nach besten Ermessen den Waizen von der Spreu gesondert, und 4200 Meisterschulgesänge, 208 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, und 73 verschiedenartige Lieder vorgefunden.

Man unterscheidet zwei Hauptperioden bei ihm: in der ersten nahm er lebhaft, aber fast durchgängig gemessen, leidenschaftslos an dem Drange der stürmischen Gegenwart Theil. Das merkwürdige Maaß in ihm, was neben dem auf's Handeln gestellten Luther und Hutten so auffallend absticht, hat ihm sicher einen großen Theil von Goethes Interesse erweckt, was dieser so lebhaft an ihm nahm. Einmal nur, 1527 war er mit Osiander rücksichtslos und direkt in der „wunderlichen Weissagung von Pabstthume" gegen dies herausgefahren; der Rath von Nürnberg verwies ihn darüber derbe an den Leisten, und Hans Sachs hat dies als dauernde Lehre in sich verarbeitet. In der zweiten Periode wendet er sich der Reproduktion alter Stoffe, klassischer und mittelalterlicher zu, und der behaglichen Schilderung des

Einzelnen. Man rühmt an ihm, daß er die Tendenzen der alten Sittenlehre in's Volksbewußtsein gebracht habe.

So stand er in hohem Ansehn bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, dann ward es Stil, über ihn zu spotten, und erst Wieland und Goethe haben ihn wieder zu Ehren gebracht. Es ist thöricht, ein überaus regsames Talent in ihm nicht anzuerkennen, dem Erziehung und Genie versagt sein mochte, die Sachen in großem Griffe zu fassen und in gebietende, unüberwindliche Erscheinung zu bannen. Seine Stellung war ganz geeignet, den ersten Dichter des Zwiespaltes und der Kontraste zu erzeugen. Dazu fehlte allerdings Muth und Größe. Begnügen wir uns mit dem Anblick eines aufmerksamen Beobachters, der sein sieht und fleißig lies't, der ein gesundes, frisches Naturell heiter und munter auskauft.

Lebhaft interessirte er sich auch für das Drama, und hat besonders in seiner zweiten Lebenshälfte nach Kräften beigesteuert. Daß eine Zeit wie die seinige darin zu keiner großen Kunst gelangen konnte ohne ein außerordentliches Genie, das liegt offen da. Die mittelalterliche Zeit war todt; in ihr selbst befreie sich Niemand zu einem so darüber hin blickenden Vortheile und Standpunkte, wie er für das Drama erfordert wird. Gottfried von Straßburg wäre der Begabteste dafür gewesen, und über seinem „Tristan und Isolde" schwebt auch ein leichter dramatischer Hauch.

Aber er trat, wie angedeutet wurde, nicht über das Zugeständniß hinaus; die feine Laune schattirt, aber sie erfindet nicht leicht eine noch ungebrauchte Form, sie spielt mit der dargebotenen, und ein so formell abgefeimter Geist wie Gottfried's ist nicht geneigt, etwas aus dem Rohen und Groben zu versuchen, wo er des saubersten und glattesten Gewinns nicht sicher ist. Auch starb er darüber hin.

Jetzt, an der großen Wetterscheide, fehlte es durchaus an dichterischen Genie's, man hatte, wie zum Beispiel Hans-Sachs darthut, durchaus noch nicht die Kraft und das Geschick, das reiche Mittelalter unabhängig zu überblicken, und daraus mit Auge und Hand der Neuzeit ein objektives Machwerk hinzustellen, wie das Drama eins ist. Man war noch zu befangen, zu betheiligt, und erst, als die Scheidung in Wahrheit unwiderruflich

ausgesprochen und festgestellt war, erst gegen das Ende dieses sechzehnten Jahrhunderts, erhob sich zu solchem kühnen Ueberblicke, zu der freisten Beherrschung, wie sie ein Drama heischt, William Shakespeare in England. Dieser war der Erste, welcher in Ermangelung einer erfüllt dogmatischen Welt, die darin eine Poesie selbst ist, sich eine Poesie sucht und findet durch Zusammenstellung.

An dieser Kraft gebrach es unserm Vaterlande damals noch durchaus, ja, gerade jene Zeit, wo England so großartig gesegnet wurde, war in unserer Literatur die kümmerlichste. Der Ausgang des sechzehnten und ein großer Theil des siebzehnten Jahrhunderts ist in Deutschland eine gähnend unergiebige Zeit. Gelöst, gespalten von der Fassung der vergangenen Epoche wird das neue Bewußtsein in die unergiebigste Einzelnheit des beschränkten Pfaffendogmas verlehrnert und verdörrt. Mit um so größerer Wehmuth betrachtet man die kindlichen Versuche einer Dramatik zur Zeit des fleißigen Hans Sachs. Die religiosen Stoffe, wie sie stets in den Mysterien behandelt waren, spielten noch weiter, von mancher modernen Dreistigkeit mit Interesse belebt, man sah sogar den Dr. Luther perorirend und tragirend neben dem Herrn Christus erscheinen. Auch mancher weltliche Stoff kam schon an die Reihe.

Oft unter freiem Himmel vor Tausenden von Zuschauern wurden die Stücke aufgeführt, und der Zuschnitt war so groß, daß viele hundert Personen agirten. Besonders hat sich für diesen großen Stil Johann Drummer, ein Rektor zu Kaufbeuern, hervorgethan, welcher die Apostelgeschichte zu einer Tragikomödie reichlich benützte.

Tieck berichtet in der Vorrede zu seinem „deutschen Theater," daß, um 1600, wandernde Schauspieler aus England gekommen seien, wie wir ihnen schon mitten im Kirchengedränge zu Costnitz begegnet sind. Diese Leute konnten allenfalls schon mit Shakespearschen Pieçen staffirt sein. Von 1620 wird sogar ein Band englischer „Comedien und Tragedien" angeführt.

Aber der Genius gebrach uns noch. Die Eintheilung ging sehr einfach dahin, daß dasjenige Tragödie genannt wurde, wo Dieser oder Jener um's Leben kommt, Komödie, wo Alles mit dem Leben davon kam. Hans Sachs ging nicht über sieben Akte hinaus, es begegnen aber auch Stücke mit neunzehn „Wirkungen."

Das Aechteste und Bedeutendste waren wohl die Fastnachtsspiele, wo oft gegen den Willen das beste Eigenthümliche und Nationale hervorsprang. Außer Hans Sachs, und zwar theatralisch praktischer, hat sich darin ein Nürnberger Jurist Jacob Ayrer ausgezeichnet, der von 1600—1618, also bis an die Schwelle des dreißigjährigen Krieges, 36 Fastnachtsspiele und 30 Schauspiele angefertigt hat. Er ist besonders der englischen Einwirkung hingegeben, und von ihm datirt auf diesem Wege die Einführung des Hanswurst's. Auch die ersten Singspiele schreibt man ihm gewöhnlich zu, obwohl einzelner Strophengesang schon in früheren geistlichen Dramen vorkommt, und in Paul Rebhuhns „Susanna," die schon 1535 aufgeführt und 36 in Zwickau gedruckt wurde, sogar schon Noten beigefügt sind. Womit allerdings unzweifelhaft auf Gesangseinlagen gedeutet ist.

Hans Sachs und Ayrer haben auch noch vielfach die alten Lieder für solche Spiele benutzt, jener namentlich den Sigfrid, Tristan und die Magellone; dieser Hugdietrich, Otnit und Wolfdietrich. Im Norden zeichnet sich selbstständig der Herzog Julius von Braunschweig aus, dem unter Andrem das originelle Stück „Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua" gehört.

Paul Rebhuhn bei Zwickau, wie diese Stadt und Gegend überhaupt, zeigte sich nicht minder eifrig für das Drama, denn auch die Joachim Gräff und Johann Ackermann, Verfasser biblischer Stücke, gehören nach Zwickau. Talentvolle Leute, wie Thomas Naogeorg, Nicodemus Frischlin schreiben noch lateinische Dramen, aber der praktische Zweck, welcher sich besonders hierbei mit dem reformatorischen verband, zog unwiderstehlich zur Volkssprache, zur Polemik, zur Didaktik im Zeitgeschmacke. Wittel von Erfurt, Dedekind, Rinckhart, Wolfhart, Spangenberg moralisirten und spotteten dramatisch deutsch, und es gewann allen Anschein, als ob diese lebendig literarische Form sich lebendig unsers Lebens bemächtigen würde. Von welcher Wichtigkeit wäre das geworden! Die höchsten Interessen der Zeit und des Volkes werden durch ein allgemein typisches Drama in typischem Ausdrucke allgemein, die leidigen Unterschiede werden vernichtet, daß so viele Theile des Publikums einen andern Kreis des Interesses und einen andern Ausdruck brauchen. Das herrschende

Drama ist die unmittelbarste literarische Macht. Die Schöpfung derselben ist uns damals, wo sich ein neues Bewußtsein gestaltete, entglitten, geniale Versuche haben es später nicht durchgesetzt, und jemehr sich eine Bildung in die Schattirungen breitet, desto schwerer wird es, den Allen gemeinsam interessanten Ton zu treffen.

Was das Lied im Allgemeinen anbetrifft, so ist im Vorhergehenden bereits mit Stützung auf die Chroniken gezeigt, wie es fortschlenderte, und mancherlei Dinge besser traf, als eine höhere Bildung, die in kein eigentliches Gedeihn gerathen konnte. Die Lieder wurden nun auch in den Sammlungen mit Musiknoten ausgestattet, und man pflegte sie dann Galliarden zu nennen, auch welsche Formen wurden nachgemacht und als Villanellen oder Motetten aufgeführt, ohne daß damit was Besonderes gelungen wäre.

Das Herz dieser Epoche lag offenbar im Kirchenliede, und weil die Epoche in der großen, religiösen Befreiung sich verfangen und in Kläglichkeit sich verwickelt hatte, wurde dies Herz in Wasser und eitlem Dunste verderben. Luthers Charakter, so nöthig, groß und heilsam, eine Reform zu beginnen, lag wie ein Alp auf dem weiteren Fortgange derselben. Man verhärtete, ja verdummte sich in trotzköpfiger Beschränktheit, der große Zug und Strom zu großer welthistorischer Befreiung wurde nicht gewonnen, unbedeutenden Einzelnfürsten, unbedeutenden, fanatischen Hofpredigern und Superintendenten fiel das Werk anheim, und unter solcher Hand mußte es zerfallen, und allen poetischen Aufschwung mit ersticken. Dem Kirchenliede wurde denn auch bald das Herz verdörrt, da es Polemik, Definitionen, abstrakte Stückchen singen sollte. Und aller poetische Sinn wird verdörrt, wenn in pfarrlicher Verlassenheit Matthesius fragen darf: „was lehret oder wen tröstet der alte Hildebrand und Riese Sigenot?"

Aus dem beigeschafften Material jener Zeit ist noch eine gereimte Erzählung Fischart's „das glückhafte Schiff" zu erwähnen, was die bekannte Reise des Hirsebreis von Zürich nach Straßburg darstellt. Fischart's starkes, ergiebiges Naturell ist überhaupt mit so größerem Nachdrucke hervorzuheben, da sich das Meiste neben ihm so unbedeutend erweist.

Diesem Manne, dessen Gesammtausgabe vom Herrn von

Meusebach erwartet wird, ist man geneigt, eine hochwichtige Stellung in der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts zu ertheilen, eine ihm bewußte Stellung zwischen der popularen Poesie und der eines gelehrten Geschmackes, die Opitz einführt. Außer einem versificirten Eulenspiegel, der „Flohatz" und der Umarbeitung des Ritters von Stauffenberg will man ihm auch den „Finkenritter" und eine Bearbeitung der Historie vom Reidhardt Fuchs zuschreiben, und diesem gegenüber zeigt man seine evangelische Polemik für ehrenfeste und gläubige Gesinnung, sein „glückhaft Schiff," die Verherrlichung eines Schützenfestes, welche ganz künstlerisch einen popularen Stoff behandelt, und natürlich wie einfach eine würdige Form vorausgreift, die später künstlich aus antikem Studium erzielt werden soll. Eine gehäufte Mischung dieses Talentes und den bei aller Ueberlegenheit doch mangelhaften Geschmack zeigt er in seiner freien Bearbeitung des Rabelais'schen „Gargantua und Pantagruel," dieses französischen Don Quixotte, den Fischart, oft gröblich in Wahl des Stoffs und Ausdrucks, theilweise zu dem unsrigen macht.

Viel gepriesen neben ihm, obwohl bei Weitem nicht von so dichtem innerlichem Gehalt ist des Rectors in Magdeburg, Georg Rollenhagen „Froschmäusler, oder die wunderbare Heyhaltung der Frösche und Mäuse." Homer's Batrachomyomachie und Reinecke Fuchs sind die Gerüste, an welche Spiegel und Bilder des Nachmittelalters aufgehängt werden. Das ist mit viel Gelehrsamkeit, und lehrreichem Fingerzeige besonders in Politik und politischem Maaße verwebt, und fand dadurch viel Theilnahme.

In Behandlung von Fabeln zeichnet sich besonders Burkard Waldis aus, und er wird sogar in der späteren Zeit von Gellert und Zachariä benutzt, und auch wohl verschlechtert. Luther schon hatte sich der Form geneigt bewiesen, Erasmus Alberus sie angebaut, und man findet in dieser Gattung einen Uebergang zu dem eben erwähnten, späteren Froschmäusler.

Um der weiteren didaktischen Poesie wird der Kram des Pastor Ringwaldt angeführt, von dem ein geistliches Lehrgedicht „die lautere Wahrheit" sehr beliebt gewesen sei, und der einen „treuen Eckart," ausführlicher „die christliche Warnung des treuen Eckart," geschrieben hat. Das ist die Vision eines

Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert; etwas muthloser und weniger irdisch als Dantes Vision. Hoffmann v. Fallersleben hat neuerdings etwas zur Geschichte dieses Pastor Ringwald zu Langfeld in der Mark veröffentlicht. Die Kirchenlieder dieses Mannes „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" und „Es ist gewißlich an der Zeit" sind wichtiger, als was er sonst Sanftmüthiges verzeichnet und für Poesie ausgegeben hat. Das dürre Laub des Didaktischen raschelt an all diesen Literaten, und auf dem Wege der Benutzung, der Anbildung kommen wir denn auch über Zinkgref's Apophtegmen, über Weckherlin's Mischversuche antiker, englischer und deutscher Art zu dem Punkte, wo mit Opitz die Volkspoesie ganz in den Hintergrund tritt, und nur vorzugsweise Rücksicht auf ein gebildetes Publikum genommen wird.

Eine wirklich starke Potenz, ein wirkliches Paroli Luthers, wirthschaftet mit buntester Wildheit in dieser so zusammentrocknenden Literatur herum, und wird selten genügend erkannt, das ist der Franziskaner Thomas Murner. In diesem unstäten, lüderlichen aber genialen Doctor lärmt die Ergänzung jener Zeit, die uns fortwährend nur von der einen Seite, von der Reformseite geboten wird. Murner war ein sprudelnder Gegner der Reform. Er verhöhnte den Pabst und die Pfaffen eben so arg und noch giftiger und witziger, aber er verhöhnte auch Luther über dessen Unzulänglichkeit, eine neue Religion zu erfinden; er war von der äußersten und entschlossensten Opposition; was ihm von Luthers Kampfesthaten gefiel, wie die Schrift „von der Babylonischen Gefangenschaft," das nahm er mit der lautesten Zustimmung auf, eben so laut und schneidend fiel er aber auch über Alles her, was Luther als eigen Dogmatisches zum Vorschein brachte.

Man berichtet über ihn, daß er lüderlich und ehrgeizig gewesen, daß er Luther nur entgegen getreten sei, weil solchergestalt ihm selbst der Reformruhm entgangen wäre. Indessen darf man hierbei nicht übersehn, daß seine Charakteristik in ihren Hauptzügen von seiner erbitterten Gegenpartei, von den Protestanten, herstammt. Mit Fischart war er offenbar nächst Luther das stärkste literarische Talent jener Zeit, und ihm stand der schärfste Witz zu Gebote Daß sich sein höchst bedeutender Stand-

punkt nicht so nachdrücklich geltend machte, ist durchaus keine Anklage seines Talents, im Gegentheile, eben weil er so reich mit Talenten da auftrat, wo man mehr auf baare Ernsthaftigkeit giebt, verlor er an Ansehn. Mit Witz und Spott und geistreichem Verse und Bonmot reformirt man vielleicht eben so viel, als mit der ernsthaft auftretenden handelnden Predigt, aber der Eindruck entfernt sich mehr von unsrer Person, der Witz ist nachhaltiger als die witzige Person. Und besonders wenn es sich um solche Frage des ganzen höheren Lebens handelt, wie damals, da konnte der Witz wohl Beifall und Interesse wecken, aber der Schöpfer des Witzes behielt einen Anstrich von Frivolität. Murners unstetes Leben mochte reichlich zur Verstärkung solchen Eindrucks beitragen.

Bei alle dem bleibt er für die Betrachtung des literarischen Moments ein Mann von dem größten Werthe. Man beschwert sich, daß sein Ton üppig, seine Malerei frazzenhaft, daß ihm Schonung des sittlichen Zartgefühls unbekannt geblieben sei. Es ist erwiesen, daß die ächten Talente damaliger Zeit alle sehr derb waren, was in heutigem Geschmacke derb heißt, Fischart war es, Luther war es, dieser Punkt wäre also von keiner großen Erheblichkeit. Daß Murner in seiner mönchischen Wildheit oft alles Verhältniß übersprang, das hat stets für ein Zeichen von Genie gegolten, wenn solche Wildheit mit wirklicher Kraft und Tüchtigkeit ausbrach, innerhalb der eben geltenden Schranke hat das Genie noch niemals Platz gefunden. Murner ist aber just darum von so großer Bedeutung, weil er die fleischige Seite der alten Welt nicht verloren geben, und doch eine Reform der alten Welt billigen wollte. Er stellt also in gewisser Art dasjenige Theil dar, was im nüchternen Eifer der gelingenden Reformation vergessen, ausgeschieden und am Ende ganz zertreten wurde, er wollte die farbige, blühende, fleischige Verlassenschaft nicht mit vernichtet sehen, weil es Noth that, im Gedanken der alten Zeit eine Reform vorzunehmen.

Kurz, er war die farbenstrotzende Opposition der protestantischen Geistlichkeit.

Ihm war das Kirchenlied, welches den Kern der Reform aufnahm, allzu dünne, allzu sehr entblößt vom Reichthume der Welt.

Seinen Schriften liegt Brant's Narrenschiff zum Grunde, so weit ein formelles Muster zu Grunde gelegt werden kann; denn eine weitere Abhängigkeit findet nicht statt, und die überwuchernde elsaß-schwäbische Sprache in ihrem vollen Verse springt eigen mit den Narren ihrer Zeit um. Wenn man einmal zugiebt, daß er die Brant'sche Satyre aus dem Allgemeinen in's Besondere geführt habe, so ist es nach diesem höchst wichtigen Anerkenntniß wenigstens wunderlich, ihn noch einen sklavischen Nachahmer Brant's zu nennen. Die drei Hauptwerke von ihm sind: „die Narrenbeschwörung," „die Schelmenzunft," worin es Pfaffen und Weibern am Schlechtesten ergeht, und „die Geckenwiese," welche in seiner Sprache heißt „Geuchmat zur Strafe aller weibischer Männer." Mit einer „Badefahrt" — 1514, — worin der Herrgott den Bader spielt, scheint er am Wenigsten Glück gemacht zu haben, und Anderes von ihm wie „die Mühle von Schwändelsheim" ist nicht so bekannt worden.

17.

Stillstand und Rückgang der Reform.

Die Reform wird öde: es gelingt weder dem gereifteren Melanchthon auf lutherischer Seite, noch dem fein gebildeten Beza auf der calvinischen einen größeren Kreis zu öffnen, als er eben dem Organe gewöhnlicher Pfarrer zu Gebote steht. Das höhere Leben des Volks sieht sich verlassen, die historische bevölkerte Existenz ist aufgelöst, und die Spekulation hat nichts Erziehliches gestaltet. Der protestantische Geistliche läßt hinrichten für seine enge Kirche, wie es nur sonst der Fanatismus gethan.

Daher kommt es, daß die eingeschlagene Reformbahn in aller Weise frühzeitig verlassen wird, daß sich die Begabteren diesen und jenen Seitenpfad suchen, welcher in der Stille gepflegt und erst nach Jahrhunderten als große Straße offenbar wird. Daß sich ferner die weltliche Macht umsetzt, da auch sie keinen dauernden Halt bei dem neuen Glauben findet, daß endlich solchergestalt ein schwereres Durcheinander hereinbricht, wo in Verwirrung Höheres zertreten und im Chaos nur unscheinbar der nationale Bildungsweg gesucht und gefunden wird.

In solcher Krisis, wo der Strebende hierhin und dahin flüchtet, bleibt der Geschichte nichts übrig, als hiehin und dahin zu deuten, und mit einem bloßen Winke manchen einzelnen Weg zu bezeichnen, welcher später durch Wendung oder Zusammentreffen von Bedeutung wird.

Ein solcher ist das mystische Element, was mit naturalistischer Forschung, später mit naturalistischer Philosophie in Verband tritt, und nach mancherlei Nebenwegen in neuer Zeit als Naturphilosophie zum Vorschein kommt.

Man war verlassen, und suchte tiefer lockenden Stoff. War früher die Mystik aus reinem Religionsdrange entsprossen wie bei Tauler und dem hundert Jahre späteren und leider lateinisch schreibenden Thomas a Kempis — 1388—1471 — so wuchs sie jetzt aus dem Drange überhaupt, dem Leben eine größere Bedeutsamkeit zu gewinnen. Sie schloß sich an orientalische, an kabbalistische Forschung, die pythagoräische Zahlenlehre spielte ihren Ton hinein, mosaische Träumerei ward ausgebildet, Reuchlin schon schrieb eine „kabbalistische Kunst," Agrippa von Nettesheim eine „geheime Philosophie," am Ende warf sie sich ganz auf die Natur, und kam als naturalistische und alchymistische Mystik des Paracelsus hervor. Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, ein schweizerischer Arzt, brachte die kranischen Ausdrücke und Ansichten zum Vorschein. Er gilt für einen Vater der schwarzen Kunst, die zuerst bei Albertus Magnus, dann bei Faust in Rede gekommen war. Es wäre nicht uninteressant, von ihm herab eine Geschichte zusammenzureiben, wie man sich immer auf neue Weise an die geheimnißvollen Kräfte der Natur gewendet habe. Ein direkter Abkomm zum Beispiele war in neuer Zeit Mesmer, welcher die dämonischen Kräfte des thierischen Magnetismus entdeckt, und so viel Aufsehen und Folgerung erregt. Es existirt von Ennemoser eine geschichtliche Entwickelung dieses Beweises, welche mit den Arbeiten Gmelin's und Kieser's organische Nachweisung geben, und auch die neueste Form besser erklären könnte, womit der dogmatische Geisterseher von Prevorst, Justinus Kerner, die Zuhörenden verwirrt.

Jene naturalistische Mystik gab einer Zeit willkommenen Anhalt, welcher die Phantasie von nüchternen Predigten verboten wurde. Geistigere interessirten sich für solche Geheimnisse, die Masse griff begierig nach einer neuen Verbindung mit dem alten Volksaberglauben, und nach diesem Volksaberglauben selbst, welcher lange eine so unterdrückte Rolle gespielt hatte unter Herrschaft der heiligen und kirchlichen Wunder.

Das ist nun ein solcher Punkt, von wo sich allerlei Wege in den Wald der späteren Geschichte schlängeln. In den berühmten Italienern Giordano Bruno, den die Kirche 1600 verbrannte und in Campanella wird eine ausgebildete Naturphilosophie vorbereitet. Das Materielle aber dieser Naturstudien wird später hauptsächlich von Engländern aufgenommen, und als Erfahrungs- und Realwissenschaft ausgebildet bis zum derartigen Wendepunkt durch Bacon von Verulam. So kommt man auf diesem Seitenpfade zu den Copernicus, Galilei, Keppler, Newton, und zu all' diesen Kenntnißentdeckern, welche der Welt einen so tiefen Stempel einprägten. Und auf dieser streng realen Seite bildete sich dann die realistische Philosophie aus, von Berkley, Herbert, Hobbes herunter auf Locke, die mehr oder weniger vom Christenthume nichts mehr wissen wollte.

In einem Worte ist jener Zustand ausgedrückt, da die Reform unmächtig erstarrte: ein gebietendes, zusammenhaltendes Dogma schien nicht erreichbar, die geistige Hauptwelt, welche sich nicht mit der Restauration zum Katholicismus behelfen konnte, spaltete sich in tausend Wege, um die Wahrheit aufzusuchen. Diese tausend Wege werden der verworrene Fortschritt, dessen sich Gott selbst annehmen mochte, da Kirche und Staat die Zügel verlor.

Jene Partie der neuen Realisten ging von der äußeren Wahrnehmung aus, eine andere, die neuen Idealisten, begannen im Gegentheile mit dem Punkte der bloßen Idee. Da finden wir denn bald des Cartes an der Spitze, und sehen jene Idealphilosophie anheben, welche bis auf den heutigen Tag unumschränkt das höchste deutsche Leben ausfüllt. Diese Richtungen also und ein später modern sich gestaltender Staat nehmen die Zügel auf, welche die kirchliche Reform nicht halten kann.

Freilich liegt von jenem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts bis zu einer solchen herausgebildeten Form noch manche wüste Zeit.

Auch ein Nebenweg der naturphilosophischen Richtung ist anzudeuten, und zwar ist der für die Literargeschichte von etwa 1550 — 1620 von nächster Wichtigkeit. Es ist jene Theosophie, welche in Weigel, Stiefel und Jakob Böhme so viel Theilnahme geweckt hat. Weigel, der für einen rechtgläubigen

Pfarrer bis an seinen Tod 1588 gegolten hatte, erwies sich in nachgelassenen Schriften als Theosoph, der das äußere Kirchenwesen geringschätzte, auf den innern Gottesgeist im Menschen drang, und „die kirchlichen Dogmen als Allegorien für innere Welt- und Gottesverhältnisse nahm. 1617 erschien von ihm in Druck „der güldne Griff, das ist Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen."

Besonders aber ist **Jacob Böhme**, der Schuhster aus Görlitz, welcher 1624 stirbt, ein schreiender Zeuge, wie wenig der Uebertritt in ein neues Leben Haltpunkt und dogmatische Poesie gerettet hatte. Dieser tiefsinnige Schuhster ringt in Verworrenheit und Drang nach dem Gotte seines Herzens und seiner Welt. Böhme's geist- und phantasiereichen Ahnungen von Einheit der Natur, vom innersten Wesen der Gottheit sind laute Anklagen, daß die Menschheit vom zusammenhaltenden Dogma verlassen war. Nicht Katholicismus, nicht Protestantismus kam ihm zu Hilfe, wohl aber verklagte ihn dieser lebhaft in Dresden und störte seine bürgerliche Ruhe.

Dieser Jacob Böhme ist auch formell für die Literargeschichte von Bedeutung, da er die merkwürdigsten Worte und Wendungen für solch ungewöhnlichen Gang des Gedankens eroberte. Leider haben sie wenig Einfluß gewonnen, da sie in stürmisch verwirrende Zeit fielen. Gichtel hat 1682 die Werke desselben herausgegeben, und erst die neueste Zeit hat großen Werth darauf gelegt. Jetzt sind sie freilich in sprachlicher Rücksicht nur eine Kuriosität, denn nur Kinder lernen bequem neue Sprachen.

Man muß sich für die Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit solchen Andeutungen begnügen, wie und in welcher Form einzelne Spuren höherer Regsamkeit erscheinen, und in der Zukunft zu einer Folgerung benützt sind. Das große Unternehmen war äußerlich gegen den Pabst wohl ziemlich geglückt, aber innen, in sich selbst, zur kläglichsten Dürre eingeschrumpft. Für eine kolossale alte Welt stellten sich ein Paar zänkische Formeln hin, die Zeit selbst sollte in Jahrhunderten aufbauen. Es ist zu ermessen wie traurig dies in der ersten Folgezeit aussehen mußte.

Mehr als jemals gewinnt es den Anschein, welcher bei historischer Betrachtung so oft hervortritt, als ob die Gottheit selbst

einschreite. Hier ist's, als ob sie spräche: Eure neue Welt ist noch zu arm, sie ist zu dürftig gelöst, Ihr sollt Alles noch einmal tiefer und mannigfaltiger durchfechten, um reicher zu werden. Der titanische Weltkampf beginnt noch einmal, Rom hat sich ermannt und gewinnt eine neue Macht. Die deutsche Geisteswelt tritt dabei völlig in den Hintergrund, von literarischer Aeußerung, welche in diesen Kampf einschlüge, ist gar nichts zu sagen, und alle sonstige Bestrebung ist kärglich und nicht der Erwähnung werth.

Das literarhistorische Interesse hat sich also zunächst diesem großen Momente zuzuwenden, da ihm natürlich auch der größte Einfluß auf unser Nationalbewußtsein nicht entgeht.

Es ist dies die große Restauration der katholischen Kirche, welche in Ranke's „Päbsten" so ausführlich und vortrefflich zusammengestellt ist, ja in dieser Zusammenstellung selbst unsere neue historische Kenntniß überrascht hat.

Die Benutzung gesandtschaftlicher Berichte, aus denen der Historiker seine Data holt, hat sich höchst ergiebig dabei bewährt. Man sieht nun hinter die Kulissen selbst, wo Weltgeschichte aufgeführt wird, hört nicht bloß die Zeugnisse der Zuschauer im Parterre. Denn solche bloße Zuschauer und Referenten dieses Zuschauens sind gewöhnlich die Chronisten.

Folgenden jetzt unerhört scheinenden Anlauf des Sieges hatte die Reform im ersten Schwunge genommen. Der ganze Norden gehörte ihr, die skandinavischen Reiche, sogar ein großer Theil des polnischen Adels, alles nördliche Deutschland waren protestantisch. In Ungarn war sie so weit, daß 1554 ein Lutheraner zum Palatin erwählt wurde, in Siebenbürgen herrschte sie völlig. Selbst das südliche Deutschland war ganz erfüllt, Franken, sogar Baiern und Oesterreich. Man rechnete, daß im letzteren nur etwa noch der dreißigste Theil katholisch geblieben sei. Der österreichische Adel studirte in Wittenberg. Die Salzburgischen Bauern riefen dem katholischen Prediger in der Kirche zu: Du lügst. Am Rheine war aller Adel protestantisch — „ein venetianischer Gesandter rechnet im Jahre 1558, daß in Deutschland nur noch der zehnte Theil der Einwohner dem alten Glauben treu geblieben."

„In Wien war es zwanzig Jahre her, daß kein Zögling der Universität die Priesterweihe genommen hatte.“

Und der calvinistische Glaube, der dem Katholicismus noch so viel schroffer entgegenstand, welch eine ungeheure Ausdehnung hatte der! Er herrschte in Britannien. In Frankreich „findet der Venetianer Micheli 1561 keine Provinz vom Protestantismus frei, drei Viertheile des Reichs von demselben erfüllt.“

Wie die Niederlande, mit Ausnahme des kleinen Wallonentheils, für den Protestantismus fochten, ist bei den Feindesnamen Alba und Philipp erinnerlich.

Nun betrachte man mit Erstaunen, wie unzureichend diese wahrhafte neue Lebenskraft sich erweist, und was in wenig Jahren geschieht. Möge man noch so viel einzelne Erklärung finden, daß ein so außerordentlicher Raum beinahe ganz wieder verloren geben konnte, man muß auf den Hauptpunkt zurückkommen; es gelang nicht, das neue Dogma zu einem das Leben wirklich erfüllenden Dogma auszubilden, die breite innerliche Poesie einer Reform ward nicht erfaßt, und die Einzelnheit unterlag einem konsequenten Angriffe.

Dieser Angriff ward vom Katholicismus mit größter Energie geführt, die große Poesie einer alten geschlossenen Welt wurde siegreich benützt. Wie geschah das?

Ein Jahr noch vor Luther's Tode 1545 trat das berühmte Tridentiner Concilium zusammen, und begann in den Schranken der alten Kirche eine mäßige, kluge Reform. Das Ergebniß davon ist die katholische Kirche, wie sie noch heute besteht. Schon sechs Jahre vor Luther's Tode, 1540, hatte der Pabst den Jesuitenorden bestätigt. Dieser Orden, ausgerüstet mit einer wirklich lebendigen Bildung, mit einer Bildung, die in Wahrheit aller Kleinigkeitskrämerei der damaligen Meinung überlegen war, die eine moderne Welt viel klarer und besonnener in sich trug, als selbst der Hauptstock der Reform, die sich aber nur Schritt vor Schritt und mit möglichst gesichertem Anhalt an die alte Weltburg bewegte, dieser Orden rettete den Katholicismus und allen Uebergang in die alte Welt.

Es findet sich kaum irgend wo in der Geschichte ein Institut von dieser Bedeutung. Diese „spanischen Priester,“ wie man sie nannte, erkämpften, unter riesenhafter Aufopferung, der alten

Welt ein längeres Leben, oder doch ein erträgliches Alter, und womit erkämpften sie's? Durchweg mit modernen Waffen. Auf Lehre, auf Erziehung, auf rationellen Beweis stützte sich ihre Kraft, in keiner Weise auf ein brutales Glaubensverlangniß.

Darum sind sie in einer Geschichte des Geistes von der allergrößten Wichtigkeit: nicht so kühn, so heroisch, nicht so bornirt — wahr traten sie auf, und wirkten sie, wie die Reformatoren, aber feiner und breiter, nicht bloß umsichtiger, sondern auch umfassender. Sie sind die große Ergänzung der Weltreform, welche mit dem sechzehnten Jahrhundert begann, obwohl sie für eine sogenannte Restauration arbeiteten. Sie sind die Hauptfeinde des alten Pabstes, und der ultramontane Katholik hat sie viel mehr zu hassen, als der Protestant; denn sie haben in jener Restauration Gedanken einer neuen Welt zum Vorschein gebracht, unter denen bald die Kirche selbst in den Hintergrund geschoben wurde. Die Kirche war immer noch hochmächtig, da sie angegriffen und da gegen sie gekämpft wurde, sie wäre noch hochmächtig gewesen, wenn sie nichts als ein Haus in Rom behalten, und man ihr dies beneidet hätte. Durch die Jesuiten gewann sie drei Viertheil ihrer alten Welt wieder, aber mit welchem Erdtheile? Man beneidete sie nicht mehr, man bekümmerte sich nicht mehr um sie. Die rationale Epoche war geweckt, man fragte nicht mehr nach dem Himmel, sondern nur nach den klugen Bedingungen der Erde; die moderne Politik entstand.

Die Jesuiten waren's, welche das Dogma von der Volkssouverainetät in Gang brachten, und auf der andern Seite dem politischen Grundsatze jede beliebige Wendung gaben, wie es eben ihrem Zwecke zusagte, für den Fürsten, gegen ihn, für den Adel, gegen ihn, für das Volk, gegen das Volk, wie es dem Augenblicke förderlich war. So haben sie jenes Moment der modernen Welt geschaffen, was man im vieldeutigen Sinne Politik nennt, was alle spätere Welt eingenommen und oft in kurzem Zwischenraume alle entgegengesetzten Punkte der Windrose durchsauf't hat. Dies ist aber das Moment, was so viel Gelegenheit bietet seit Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, eine Welt umzuräumen, umzustellen, ohne daß man nach einem poetischen Dogma zu suchen braucht, welches in Tiefe und Höhe wieder einmal die Welt umspanne. Diese ganze, bloß rationelle Welt stammt von den Jesuiten.

Allerdings lag sie vorbereitet im Gange der Reform, wie sich denn auch auf dieser Seite die politische Theorie des Fürstenthums von Gottes Gnaden, das alte Dei gratia, zu einer wirklichen Gültigkeit ausbildete, und von den protestantischen Fürsten als Opposition gegen den Pabst in Beschlag genommen wurde. Aber die Jesuiten gaben ihr Schärfe und Spitze, womit sie eindrang, diese rationale Welt, die Welt der feinen Prosa.

Nicht bloß der gehaßten Elisabeth gegenüber in England, gegen welche Allen und Person schonungslos argumentirten, nicht bloß Heinrich IV. von Navarra gegenüber, da er noch Ketzer war, in einem Handbuche für die Beichtväter, was in der ganzen katholischen Christenheit galt, heißt es: „ein König könne wegen Tyrannei, der Vernachläßigung seiner Pflichten, von dem Volke abgesetzt, und dann von der Mehrzahl der Nation ein Anderer an seine Stelle gewählt werden.“ Die berühmten Schriftsteller der Jesuiten, Bellarmin und Mariana, haben solche Theorie nach allen Seiten ausgebildet. Bekanntlich galt der Mord an Heinrich III. durch Jacob Clement für eine preiswürdige That, und der Pabst rief aus, Gott selbst habe sie ihm eingegeben.

So sieht man hierbei das ganze Feld sich öffnen, wo die Theorie jeder Art von einer Partie zur andern schwankt, wo die höhere Einigung fehlt, und dieselbe That für einen Frevel und für eine Wohlthat ausgegeben wird. Ein Feld, was vom Rationalismus der Jesuiten zuerst aufgesucht wurde, und was noch heute nicht durchgängig von einer höheren Macht beherrscht ist.

Jene Jesuiten nun eroberten mit einem beispiellosen Erfolge das verlorene Terrain des Katholicismus wieder. Für Deutschland begann das in Baiern, Ingolstadt ward ihre Hauptfeste als neue Schulanstalt, und sie begnügten sich keineswegs mit der höheren Schulbildung, systematisch aus den ersten Anfangsgründen des Unterrichts entwickelten sie unscheinbar, kaum bemerkt, ihre Macht, die bald mit Riesenarmen Alles umschloß. Auf den Jesuitenschulen wurde so schnell, so gut und so viel gelernt, daß arglos selbst die Protestanten ihre Kinder dahin schickten. Gewaltige Päbste, Pius IV., Gregor XIII., Sixtus V., Clemens VIII. erkannten und benutzten mit alter Hildebrand'scher Kraft und Geschicklichkeit den großen Wendepunkt.

So kam es, daß zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts

der Protestantismus in Deutschland die Hälfte seines Gebiets verloren hatte, besonders Oesterreich und Baiern waren dergestalt vom Katholicismus überwältigt, daß sich in der Geschichte ganz die Kunde verloren hatte, auch dort sei einmal die Reform vorherrschend gewesen. An der Spitze des Katholicismus standen zwei Fürsten, Kaiser Ferdinand II. und Maximilian von Baiern, deren katholische Entschlossenheit an die zweifelloseste Zeit der Kirche erinnert; der dreißigjährige Krieg beginnt wie ein rächender Triumphzug des alten Glaubens, sogar der Heerd der Reform, Sachsen, ist zu seinem ewigen Unglücke mit dem katholischen Kaiser verbunden.

Dies war jene erste Wendung, welche aus dem Verkümmern der Reform entsprang, aus dem Mangel einer erfüllten großartigen Auffassung des Weltmoments. Hier liegt das Unglück zu Tage, was uns in der Literatur von 1550 — 1600 gähnend oder keifend entgegengetreten ist, das Unglück nämlich, wie die Reformwelt kein überlegenes geistiges Talent zu schaffen, oder zu pflegen und zu bilden wußte.

Eine zweite Hauptwendung, welche diese Zeit bezeichnet, ist folgende: die Idee der Politik, die Idee des umherschlüpfenden beweisenden Gedankens wächset aller sonstigen inneren Welt über den Kopf. Das ist die folgenschwere That der Jesuiten. Sie haben restaurirt mit neuen, nüchternen Mitteln, die schlanke Kombination des Verstandes ist geweckt, der nächste, irdische Vortheil stellt sich daneben, die großen Religionsfragen sinken als Ueberschwenglichkeit in den Hintergrund, obwohl sie noch Vorwand bleiben. Man fragt nach dem Praktischen, und zwar mitten in der Restauration eines alten überschwenglichen Glaubens selbst tritt diese Krisis ein, am Mittelpunkte, am Pabste selber.

Es hat den Anschein, als ob die moderne Methode der Jesuiten, womit sie die Kirche retten wollten, wie ein langsam wirkendes Gift dem Pabstthume eingegeben worden sei, und erst in einem späteren höchst wichtigen Augenblicke tritt plötzlich unerwartet die Wirkung ein, während des dreißigjährigen Krieges. Die katholischen Waffen sind im Zerschmettern des letzten Restes vom deutschen Protestantismus begriffen, da steigt dem höchst merkwürdigen Pabste Urban dem VIII. die andere politische Idee in's Herz, er vergißt den Glauben, die Macht des kaiserlichen

Oesterreichs kommt ihm auf einmal bedenklicher vor, als die Macht des Protestantismus, er hat in dem wichtigen Augenblicke, wo es sich um endlichen, schweren Sieg über die Ketzerei handelt, die verwickeltsten Kombinationen der Politik im Gemüthe, und der Glaube muß schweigen. Im Vatikan hat man den Waffen Gustav Adolphs den besten Fortgang gewünscht, und wenn Kaiser Ferdinand dringend schrieb, den Krieg, den dreißigjährigen, für einen Religionskrieg zu erklären, damit größere Theilnahme gewonnen werde, so hat der Pabst Urban stets kopfschüttelnd gelächelt, und standhaft erklärt, dieser Krieg, dieser dreißigjährige, gegen die deutschen Protestanten sei kein Religionskrieg.

Ist es nicht wirklich, als ob ein Gift, oder ein Zauber auf den Pabst gefallen wäre? Es war der Jesuitismus in obiger Bedeutung. Solcher Jesuitismus wurde ein außerordentlich starkes Element moderner Zeit, dem Pabste selbst spielte es das ewige Ziel unter den Händen fort. Mit Schrecken ward man später inne, daß man solchergestalt nichts in der Hand behalten habe, als eine bei jedem Sonnenblick wechselnde Schlangenhaut, eine Politik ohne dogmatischen Gehalt, eine Figur des bloßen Verstandes.

In solchem Hergange ward der Protestantismus gerettet, und die unendliche Kombination der Beliebigkeit geboren, wie sie die moderne Welt durchfluthet, wie sie sich in den heterogensten Formen der Literatur bekundet; es ward in Frankreich durch einen Kardinal Richelieu die moderne Politik gebildet, deren Konsequenz französische Monarchie, klassisch-französische Literatur, deren Kehrseite französische Revolution war. Man tritt also mit diesem Pabst Urban in ein Hauptstadium der neuen Zeit.

Allerdings mag eingewendet sein, daß die Päbste von jeher die politische Macht im Auge gehabt, aber es ist hier ein ganz anderes politisches Verhältniß, wo das Opfer der Katholicismus selber wird.

Die Idee des europäischen Gleichgewichtes beginnt eigentlich mit diesem Urban, eine Idee, welche von unübersehbarem Einflusse auf das innere Leben der Völker wird. Sie scheiden sich jetzt in neu schattirte Nationalitäten, Stoff zu Freundschaft oder Feindschaft wird durchweg ein äußerlicher, ein quantitatives Verhältniß, man fragt nicht mehr nach innerem Unterschiede, nach

innerem Gegensatze oder Uebereinkommen, sondern lediglich nach jenem Verhältnisse. Das Wort Verhältniß wird Alles.

Damit treten wir unmittelbar in einen modernen Bereich, der bis heute gewebt hat; die Literatur ist von nun an aller höheren Beschränkung ledig, die rein bürgerliche, die polizeiliche nur tritt ein, man kann singen, dichten, schreiben, was man will. Aber freilich, man muß sich auch selbst jedes kleinste Gesetz schaffen. Und wie schwer das ist, sehen wir nur zu deutlich in der nächsten Literargeschichte, welcher es erst bei Goethe gelingt, eine klassische Poesie des Verhältnisses zu erreichen.

An dieser Stelle hört nun aber auch ein bisheriger Gang auf, den Literatoren gegenüber. Man darf sie nicht mehr verantwortlich machen, wenigstens nicht mehr mit dem alten Nachdrucke verantwortlich machen, ob sie das nationale Dogma ihrer Nation und Zeit tief oder schwer errungen und gedeutet haben. Jetzt wird das Dogma eine grenzenlose Freiheit, jeder Charakter ist eine Welt für sich, man hat zu sehen, ob diese Welt der Rede werth sei, und dann erst, ob sie in ihren eigenen Verhältnissen sich glücklich, schön oder wahr gestellt habe.

Die charakteristische Literatur beginnt, da die dogmatische aufgelöst ist. Indessen da dies seiner Natur nach ein Kreis bleibt, der sich erst in Kenntniß der feinsten Nuancen erkennt, so geht die Literatur noch ein gutes Jahrhundert mancherlei vereinzelnem Dogma nach, was auftaucht, und kommt nicht zum eigentlichen Bewußtsein ihrer selbst. Sie hat es sich sogar bis heute nicht klar gemacht, oder wenigstens nicht in dem entschiedenen Ausdrucke klar gemacht, daß sie seit Zertrümmerung eines allgemeinen Zusammenhalts eine Prosa sei, nur unterbrochen von einzelnen Versuchen zur einheitlichen, poetischen Sammlung.

Den letzten Stempel erhielt die Prosa durch den Jesuitismus, durch Austritt des Pabstes selbst aus seinem gebannten Kreise in das entschiedenste Prosaelement, in die moderne Politik, durch die Politik, welche mit Richelieu herrschend wurde.

Was noch Dogma hieß, ward jetzt Illusion. Es hat etwas Rührendes, wie inmitten des dreißigjährigen Krieges deutsche Schäfergesellschaften zusammentreten, um die Poesie zu befördern. Die Reform hat sich unfruchtbar erwiesen, der Katholicismus hat im Jesuiten und in Schöpfung der Politik außerordentliche

Kraft, aber Kraft zur Selbstvernichtung bewiesen, Kraft zur Beförderung einer Prosa-Welt, die er eigentlich bekämpfen wollte, und diesem Ungeheuren gegenüber schließen sich deutsche Vornehme und Gelehrte zu Literaturgesellschaften aneinander, damit Sprache und Poesie gedeihe.

Die Erscheinung jener literarischen Gesellschaften in Deutschland ist ein merkwürdiges Symptom, wie viel bewußtes Streben vorhanden war, wie Wenig in der Literatur gelang, und wie schwer es namentlich unter Deutschen wird, durch gemeinschaftliches Unternehmen etwas Großes durchzusetzen. Sollte die einzelne Persönlichkeit eines Deutschen so viel besonderer ausgeprägt sein, daß sie so viel besondere Ansprüche macht, und dadurch in eine gemeinschaftliche Thätigkeit nicht so leicht aufgeht? Den sich unter einander ähnlicheren Franzosen gelingt es offenbar leichter.

Doch ist in der Geschichte fast immer ein religiöses oder politisches Interesse nöthig gewesen, wenn durch ein absichtliches Zusammengesellen etwas geschehen sollte. In dem religiösen ist stärkere Gluth, in dem politischen treibt der nachliegende Erfolg des Gelingens oder der Gefahr mehr, in Beiden ist praktischere Leidenschaft. Daraus erklärt sich die gewaltige Erscheinung der Jesuitengesellschaft. Für literarische Interessen hat ein gesellschaftlicher Verband wohl Nutzen oder Schaden gestiftet, aber er ist niemals durchgedrungen. Die Literatur als feinster Blick des geistigen Bewußtseins hat sich nie gewaltsam machen lassen, sie ist wie das Genie selbst immer als unmittelbares Geschenk hervorgetreten. Deshalb sind auch alle die Epochen, wo das Genie fehlt, oft recht ehrwürdig und wichtig, aber stets ohne jenes Zeichen Gottes, was der blödeste Mensch erkennt.

Die Veranlassung zu diesen Gesellschaften in Deutschland war zunächst die Sprache. Der spanische Kaiser Karl, die Verbindung mit Spanien durch seine Verwandten, welche den deutschen Thron behielten, die Religionskriege in den Niederlanden, im Vaterlande selbst, wo spanisch Kriegsvolk und manches andere eingewirkt hatte, war keineswegs ohne Einfluß auf die deutsche Sprache vorübergegangen. In Italien ferner sah man den Geschmack an Akademien, besonders war die della crusca sehr gerühmt. So ward 1617 zu Weimar die fruchtbringende

Gesellschaft oder der Palmenorden gestiftet. Dies ist der erste große Anfang dieses Triebs. Drei Herzöge von Weimar, zwei Fürsten von Anhalt, was sich überhaupt sehr rüstig erwies, und viele vornehme Herren traten unter der Stiftung Ludwigs von Anhalt-Köthen, Caspar's von Teutleben dazu. Man tändelte von vornherein, gab sich geschmacklose Bezeichnungen und Beinamen, die Aermeren verloren sich in kindische Höflichkeit gegen die Höhergestellten und es gab kein äußerlich würdiges Resultat, wenn man auch deshalb nicht in Abrede stellen darf, daß diese Anstalt zu einer verwildernden Kriegszeit unscheinbar die besten Einflüsse geübt hat. Die Beinamen „des Klebrichten, des Gekochten, des Nährenden mit Waizenbrot, des Sprossenden" sind für den heutigen Geschmack nicht besonders reizend. Dieser letzte, der Sprossende, Georg Neumark, hat einen Bericht darüber hinterlassen, Weimar war nach Köthen der Hauptsitz geworden, und die Anstalt schlägt sich merkwürdigerweise durch die zerstörenden 30 Kriegsjahre hindurch, und schleppt sich noch einmal so lange bis zum Jahre 1680.

Mitten im dreißigjährigen Kriege wird zu Straßburg eine zweite Gesellschaft der Art gestiftet, welche die „aufrichtige Tannengesellschaft" hieß, aber bald unterging.

Eine dritte, die deutsch gesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, 1643 durch Philipp von Zesen gegründet, machte es sich zum besonderen Zwecke, die deutsche Sprache um jeden Preis von fremden Ausdrucken rein zu halten. Es ist also dies der erste Purismus, welcher mehrmals in unserer Geschichte wieder aufgetaucht ist. Er übertreibt stets bis zur Karrikatur, denn bei einer lebhaften Verbindung mit andern Nationen, bei lebhafter Annahme benachbarter Sitten und Ausdrücke, die mit den Sitten nöthig werden, kann mancherlei Annahme nicht ausbleiben. Sie ist eine Nothwendigkeit, nachdem sich einmal Europa in so enger Gemeinschaft der Kultur entwickelt hat. In einer so späten Zeit, welche selbst zu keiner selbstständigen Jugend gekommen war, hieße es ein Land zum armen Separatismus verdammen, wenn man es von allem benachbarten Einflusse und aller Aufnahme und Gemeinschaft ausschließen wollte.

Dennoch liegt solcher Nationaleitelkeit, die in den Purismus geräth, ein ächter stolzer Kern zum Grunde: er tritt nur an zu

später Stelle und in unpassendem Maaße hervor; dennoch bleibt er eine reinigende Krankheit, welche mit Beihilfe geschickter Aerzte dem nationalen Körper ganz förderlich ist. So möge denn auch jene übertriebene Bestrebung solcher Gesellschaften nicht ohne Weiteres verspottet werden, wie durchgängig geschieht. Mögen sie bis in's Kindische gehen, mögen sie die Fremdwörter oft steif und geschraubt verdeutschen und eine gewaltsame Rechtschreibung einführen, ein gesunder Nationalsinn wird das glücklich Gefundene aufnehmen, wird die Fratze vergessen und am Ende wird doch ein nicht unwichtiger Gewinn übrig sein.

Jener Gesellschaftstrieb, welcher sich zäh und hartnäckig bis in das neueste deutsche Leben herunterzieht, ist mancher Pedanterei förderlich gewesen, er hat aber doch auch wesentlich einer Nation gedient, die einer politischen Einheit entbehrte, und deshalb schwerer zu einem gemeinsamen Zusammenhalte kam, er hat wenigstens den Schimmer eines nationalen Bewußtseins in seinem formellen Kreise bewahrt.

Und hier an diesem Punkte unserer Geschichte ist er offenbar von der erfolgreichsten Anregung gewesen. Mit der Reform war auch die Waffe derselben schartig worden, die deutsche Sprache war mit der Reform verrostet, der ganze und halbe Humanismus, welcher fortwährend seinen spielerischen Einfluß behauptete, und sein griechisch und römisch Spektakel ernsthaft aufführte, ohne doch ganz in Abrede zu stellen, daß es ein bloßes Spektakel, ein künstlich Schauspiel sei, dieser Humanismus erhielt die Gelehrten immer lateinisch. Hatte doch Luther nebenher noch manchen Traktatus lateinisch herausgegeben, denn wenn er in die Weite wirken wollte, war das nöthig. Viele seiner Nachfolger thaten dies unnützerweise auch für die Nähe. Die eigentlich deutsche Reform lag sehr im Argen. Kriegsvölker aus allen Nachbarschaften hatten unsern Boden bedeckt, und das Verständniß ihrer Sprache aufgenöthigt; Frankreich war durch jene moderne Politik, welche es von den Jesuiten und von Richelieu lernte, der Ton angebende Staat geworden. Wie im Mittelalter die Dichtungsstoffe bei ihm zusammentrafen, wie die Scholastik dort ihr Hauptlager fand, so ereignete sich auch eben dort die große politische Wendung Europa's, in welcher man aus der Nothwendigkeit des alten Dogmas in die Beliebigkeit und Freiheit

des politischen Gedankens trat. Ein bald protestantischer, bald katholischer Fürst, Heinrich von Navarra, trat auf in Frankreich und wurde der Marfstein. Diese neue Macht ward von der lebhaften und so glücklich gelegenen Nation vortrefflich ausgebeutet, Ausdruck und Form der modernen Welt ward bereits unter Richelieu von Frankreich aus Mode, kurz die französische Mode begann, welche in Wahrheit jetzt ganz Europa unterworfen hat, bis auf den orientalischen Rock des Türken, welcher dem französischen Frack weicht, ebenso wie im ganzen übrigen Europa die nationale Tracht dem französischen Schnitt und Umgangswesen gewichen ist. Am Schluß des dreißigjährigen Krieges erheben sich unsere Klagen in Deutschland ebenso, wie sie jetzt noch zu hören sind, über die hereinbrechende Mode und Sprache Frankreichs. Der lang zögernde westphälische Friede, wo man Jahre lang hin und her sprach, war der letzte Hauptanlaß geworden.

War nicht unter solchen Umständen jener puristische Drang etwas achtenswerthes? Wir hatten die Reform begonnen, der Jesuit und der französische Politiker reißt sie an sich, gestaltet sie in einen anderen Weg, wir kommen in zweite Stellung. Sollen wir auch unsere Waffe einbüßen, unsere Sprache verlieren? Da wo sie eine neue Jugend gefunden hat, soll sie alle eigene Entwickelung verlieren, und über und über mit fremdem Gedanken und Ausdrucke bedeckt werden?

Einer gesicherten Existenz, einer durch klassische Schrift festgestellten Sprache darf man dreiste Berührung und dreisten Einfluß leichtlich gestatten, sie hat ihren Charakter, sie kann tändeln und Mancherlei annehmen, sie wird auch dabei ihre Aechtheit bewahren, und nur das Nöthige und Gewinnbringende wirklich in sich aufnehmen.

Aber einer jungen, so bedrohten Existenz, wie die unsere nach dem dreißigjährigen Kriege war, blieb eine pedantische Vorsicht sehr heilsam. Land und Volk war zerrissen, die Besitzung verwüstet, Bürger und Bauer verwildert, der Edelmann im förmlichen Raubwaffenhandwerk verdorben, die Stände waren auseinandergeklüftet, der Glaube verwirrt, und man redete in allerlei Sprache, man flickte einen Ausdruck zusammen, der bald vom slavischen, bald vom spanischen, bald vom französischen Soldaten hergenommen war.

Es war Alles für uns verloren, die Fremden theilten uns, was für eine Hilfe blieb uns übrig, als die formelle des Ausdrucks! Es war ein sehr glücklicher Takt, sich mit aller Schwere auf unsere Sprache zu werfen, und wir sehen auch in nächster Folge, daß sich alle neue Gestaltung nur in dieser Art entwickelt. Opitz hat nur dadurch seine große Stellung gewonnen, daß er wieder ein gebildetes Deutsch erschafft.

Die meisten Wendepunkte unserer Nation knüpften sich an unsere Sprache, sie ist Klang und Gewebe der Seele, sie ist nicht bloß Form, sondern ist der Geist selber mit aller Größe und aller Nüance. Und besonders in einer Prosaepoche ist sie Alles, alle Möglichkeit, aller Fortschritt bildet sich zuerst in ihr. Eine poetische Zeit hat ihr Dogma, dem ist die Sprache dienstbar; in einer solchen Zeit untersucht und forscht man auch nicht über die Sprache. Wohl aber in einer Prosa-Epoche, und der richtigste Instinkt führt darauf; dort schafft das Dogma selbst die Konsequenzen, hier muß sie die Sprache schaffen.

Jene Gesellschaften selbst haben allerdings nicht viel genützt, aber die Idee derselben ist höchst einflußreich worden.

Noch eine vierte, fünfte und sechste ist zu nennen, nämlich: die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden von Harsdörfer und Klai 1644 zu Nürnberg gestiftet. Diese Gesellschaft, welche sich besonders in eine sastlose Schäfersucht und Idyllenlehre hinein schwärmte, wo man sich süße Hirtennamen und Milchbezeichnungen gab, dauert sogar jetzt noch in anderer Gestalt fort, zu einem Kasino war sie immer gut. Johann Herdegen, welcher den Zuckernamen Amarantes führt, hat Nachrichten aufgezeichnet über Anfang und Fortgang dieses „löblichen Hirten- und Blumenordens."

Der Holsteiner Johann Rist stiftet 1656 das ähnliche Institut „den Schwanenorden an der Elbe," der aber ein sehr kurzes Leben führt, mit seinem Schwane Rist 1667 ohne besonderen Sang verscheidet.

An Wichtigkeit erreicht und übertrifft noch „die poetische Gesellschaft" jene ersten. Sie wird 1697 von Wencken gestiftet, und später von Gottsched unter dem Titel „deutsche Gesellschaft" erneuert und zu Bedeutung gebracht.

18.

Die erste schlesische Schule.

Diese Schule ist nach unserer Annahme dessen, was Prosa sei, von großer Wichtigkeit. Sie gehört fast durchgängig in diesen weiteren Bereich der Prosa. Nur eine Anknüpfung mit altem poetischen Bewußtsein bleibt ihr im Kirchenliede. Die Stellung dieses lyrischen Theils ist eben erwähnt worden, und dafür ist Paul Flemming, das bedeutendste lyrische Talent dieser Schule, die nächste Anknüpfung. Opitz selbst zwar, die Hauptperson der Schule, hat ebenfalls geistliche Lieder gedichtet, sie sind aber von keinem Belange. Er und der ganze hierher gehörige Umkreis hat seine Hauptbedeutung im Geschmacke. Dieses Wort Geschmack tritt überhaupt jetzt gebieterisch hervor, es wird ein regierendes aller modernen Literatur, welche mit Opitz in eine bestimmte Stellung eingehoben wird. Der Geschmack ist eine Wahl, und jetzt, wo das Dogma mangelt und die Freiheit des Antheils grenzenlos eröffnet ist, wird die Wahl von unendlicher Wichtigkeit. Sie ist der unerläßliche erste Schritt, auf den außerordentlich viel ankommt — zur Zeit der dogmatischen mittelalterlichen Poesie existirte die Wahl in dieser Bedeutung gar nicht. Der Kreis des Interesses war fest, aus diesem ging Niemand hinaus, oder er sang falsch, wie es die Erben des Mittelalters sehr treffend benannten.

Jetzt ist der Kreis gesprengt, es wird die erste und wichtigste Frage, was der Dichter wählt, und in Behandlung des gewählten

Stoffes fragt es sich zunächst wieder, was für ein Verhältniß er wählt, und wie er dies Verhältniß erfüllt. Würdig kann jetzt tausenderlei sein im Gegensatze zu sonst.

Deshalb wird diese Eigenschaft, dieser Geschmack, von jetzt an, stets die erste Bedingung des Gelingens. Die Reform hat kein neues katholisches Dogma erobert, die Bildung im Allgemeinen wird Schöpfer und wird Behörde, eine höhere durchaus gültige Berufung von ihr ist nicht mehr da. Was früher so gebieterisch verlangt werden konnte, das Nationale, das Religiose verliert jetzt seine Kraft an sich, es ist nur etwas, insofern es von der Bildung dazu gestempelt wird, freie Bildung ist Alles, in dem Unerwartetsten kann das Vortreffliche geleistet werden.

Dahin bewegt sich jetzt nach solchen Stürmen das Romantische.

Daß dieß nicht empfunden und anerkannt wird, erzeugt so viel Wirrniß unserer Kritik; man täuscht sich über die Konsequenz, welche mit dem Sturze des Katholicismus eingetreten ist. Jeder starke Mensch verlangt die Verherrlichung und alleinige Geltung des Interesses, was ihn belebt, und ist der Meinung, dies sein Interesse müsse der neue Katholicismus sein. Jeder kräftige Mensch ferner verlangt mit gesundem Blicke, daß sich Alles um einen allgemeinen Zweck sammle, und zu gutem Glücke vereinigt sich auch die moderne Welt öfters wieder in einzelnen Partieen zu einer solchen Gemeinschaftlichkeit. Dies ist aber bis jetzt immer nur eine partielle, oder vorübergehende Vereinigung geblieben, und ein dogmatisches Gesetz daraus zu entnehmen ist ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit. Der Dichter hat sich bis jetzt in dieser modernen Zeit immer sein Verhältniß zu gewinnen, und der Kritiker hat erst in dies Verhältniß einzugehn, und erst, nachdem er dieß gefaßt hat, ein Urtheil zu suchen. Dichter und Kritiker müssen also zu allererst Geschmack haben.

Darum wird das Urtheil von jetzt an so viel schwieriger, so viel bedingter, das Ab- und Zusprechen ohne Weiteres hört auf.

Dies erhellt um so deutlicher, wenn man zusieht, wie sich jetzt die Dichtung gestaltete. Was findet sich vor?

Ueber den Glauben ist genug gesagt, man weiß, wie er zerstückt, unsicher gemacht war, die katholische Kirche selbst hat in sich solche Wendungen erlebt, daß ihr ungetheiltes Interesse dafür nicht mehr bestehen konnte. Man richtete also seine Aufmerksam-

keit mit größererer Unabhängigkeit darauf, was sonst wie Interessantes, Schönes und Bedeutendes überall zum Vorscheine gekommen war. Man wählte. Die kriegerischen Berührungen, welche unsere Nation nach allen Seiten erlebt hatte, hinterließen Sprachkenntniß und Theilnahme an auswärtiger Literatur. Es kam zur Einsicht und zum Bemerktwerden, was Arioſt damals, da Luther zum ersten Male auftrat, in Italien phantastisch gescherzt und gedichtet hatte, was Tasso und andere Italiener später dichteten; Spanien, was sich so mannigfach reichhaltig erwiesen hatte, wirkte nicht nur nachhaltig auf Frankreich, man fragte auch bei uns darnach, wo das Kaiserhaus mit Spanien in naher Verbindung stand; Frankreich wirkte nicht sowohl durch seine Thaten der Schrift, als durch seinen Geschmack selbst auf den unsrigen; der Haupteinfluß von da kam in jener Zeit wenigstens nicht so direkt in unsere schöne Literatur, als vielmehr in unsre abstrakte Gedankenentwickelung durch des Cartes, und in unsere allgemeine Auffassung. In den Niederlanden blühte klassische Gelehrsamkeit auf und malerische Kunst; die Philologie begründete sich dort einen Hauptsiz. Einfluß von Frankreich und Spanien schießt dort zusammen, und für uns kommt die breiteste und wirksamste Ueberlieferung aus den Niederlanden. Die Grotius und Heinsius sind Hauptführer unseres Opiz.

Wir werden denn auch die Hauptleute unsrer schönen deutschen Schrift der nächsten Epoche viel auf Reisen sehn, sie bilden sich hier und da, nehmen an, und wählen.

Das trifft schon zum Theil die Leute, welche die schlesische Dichterschule einleiten, Schede, Andreä, Spee, Weckherlin. Sie reisen umher, oder werden umher getrieben, prüfen und wählen aus.

Wir haben die eigentliche Dichtungsthätigkeit der Nation da gelassen, wo sie sich an Roman- und Volkssagen schließt, wo sie ein Wanderlied oder sonst ein Lied gewinnt, wo das Kirchenlied einen höheren Aufschwung giebt. Das Volk ließ sich denn auch seine Thätigkeit, sein Interesse der Art niemals ganz nehmen, mochten die gelehrten Herrn es übrigens noch so kraus und wunderlich treiben. Auch aus dem Pfaffenskandale ward mancher spottende Reim gemacht, es ward vom „jesuitischen Schlangenbalg," von den „Janitscharen des Pabstes" gesungen, und man

warf auch noch alle diese Dinge bei Seit, und suchte sich das kurze Bischen Freude des täglichen Lebens zu verliedern. Daraus machte der nüchterne Prediger das harte Wort „verliedern," was in manchen Provinzen heute noch so viel bedeutet als „liederlich oder lüderlich werden." Nicolaus Rosth gab 1583 „fröhliche neue teutsche Gesänge" und 1593 in Altenburg „dreißig neuer lieblicher Galliardt mit schönen lustigen Terten komponirt und publicirt" heraus. Der Mecklenburger Thomas Martin bringt ein erstes Buch „lustiger Weltlieder" und so erscheint auch M:cklenburg einmal in der Literatur. Brechtel giebt „neue kurzweilige deutsche Liedlein mit drei Stimmen" dann „mit vier und fünf Stimmen," Hasler „teutsche Gesänge nach Art der welschen Madrigalien," und 1600—1601 „Aus dem Lustgarten neuer teutscher Gesäng, Ballett, Galliarden und Intraden komponiert."

Wachler rühmt diesen Sachen rhythmischen Wohllaut nach, anmuthigen Minneton, leichte Schallhaftigkeit und freie Natürlichkeit.

Die vielen „neuen Lieder, gedruckt in diesem Jahre," welche noch bis vor Kurzem auf den Provinz-Jahrmärkten in grober Druckjacke erschienen, sind unverwüstlich im deutschen Lande herumgeflogen. Der Liedertrang ist uns also von den ältesten Sagen herab niemals ganz entwichen, und manches höhere Talent hat sich immer wieder daran entzündet. Die Sammlungen, besonders Arnim's und Brentano's im „Wunderhorne" können nicht genug gelobt werden. Diese Bahn wird jetzt mehr und mehr verlassen. Durch Kenntniß fremder Nationen und Schriften, durch Studium alter Dichter will man ein neues, höheres Bewußtsein in Poesie gewinnen. Die Dichtung wird gelehrt, ein Kunstcharakter bildet sich.

Die persönlichen Vorgänger des Opitz haben in folgender Weise gewirkt. Schede, der unter dem Namen Paul Melissus auftritt und 1602 stirbt, wandert viel umher, und ist zuletzt besonders als Bibliothekar in Heidelberg bekannt. In ihm ist ein ausgesprochenes Bestreben, den deutschen Kunstgeschmack zu veredeln, die Muttersprache rein und gemessen zu halten. In solcher Tendenz hat er die ersten funfzig Psalme übersetzt, das Vaterunser, und viel geistliche Gedichte. Seine weltlichen Gedichte, die der unvollkommenen Zinkgrefschen Ausgabe von Opitz angehängt sind, zeichnen sich durch eine geschmackvolle, zarte Empfin-

bung aus. Von einem ähnlichen Bestreben des gleichzeitigen Peter Danais in Straßburg nach Schönheitsform ist leider gar nichts erhalten, als was an jener Ausgabe angehängt ist. Diese Melissus, Dnaissus, Moscherosch, Löwenhalt, Schneuber, Andreä, Weckherlin werden gern als große süddeutsche Partie zusammengefaßt, welche auch wie Opitz die Dichtung zum Interesse der Gebildeten erheben wollen, sich aber dabei noch an die vermittelnde Art Fischart's anschließen, den Riß nicht ganz bewerkstelligen, und zum Theil in unverhehlter Opposition gegen den zierlichen Opitz und die Schlesier stehen. Diese Opposition bleibt unwirksam, da sie sich meist nur mit verdeckter Anspielung herauswagt, und der entschiedene Wille wie der Erfolg bei Opitz zu finden ist.

Friedrich von Spee, der bis 1635 lebt, und berühmt ist als erster Gegner der Hexenprozesse, war Jesuit, und ist ein Beweis, wie frei und dreist auch die römische Kirche in moderne Bestrebung eintrat. Seine lieblichen Lieder sind unter dem Titel „Trutznachtigall" erschienen. Die Cotta'sche Buchhandlung hat 1834 eine Auswahl gedruckt, die jetzt noch ein Zeugniß seines feinen und zarten Sinnes geben kann.

Von stärkerer und allgemeinerer Einwirkung war Johann Valentin Andreae ein protestantischer Geistlicher in Schwaben, obwohl er bei großem Reichthume des Inhalts die Form selbst nicht so glücklich errang. Er ist ebenfalls viel gereist, und hat nur leider seine besten Sachen lateinisch geschrieben. Ein ungewöhnlicher und schöner Standpunkt der Bildung macht sich an ihm bemerklich, er tritt nicht nur gegen Uebertreibung und Thorheit im Allgemeinen, sondern endlich auch, obwohl selbst Geistlicher, gegen den bornirten Streitfanatismus der Protestanten auf. Mitten im dreißigjährigen Kriege bewahrte er sich einen so unabhängigen Bildungspunkt, daß er sich einen Freistaat der Spekulation bilden, und sich dafür begeistern konnte. Von ihm stammt auch das allegorische Spiel der Rosenkreuzerei, worin eine weltbürgerliche Wiedergeburt gestaltet wurde, die dann von einer wirklichen Gesellschaft aufgenommen worden ist. Seine „christliche Gemäl" und „Geistliche Kurzweil" sind die Sammlungen seiner deutschen Gedichte.

Als unmittelbarer Vorgänger von Opitz wird genannt

Georg Rudolph Weckherlin. Sein nicht sicheres Todesjahr wird 1651 angegeben. Er überlebte also Opitz, ordnet sich ihm aber selbst unter, und nimmt auch besonders darum eine untergeordnete Stelle ein, weil ihm die überlegene Systematik und Geschmacksbestimmtheit fehlte, wodurch Opitz Führer einer ganzen Schule ward. Auch er war durch Reisen, Hofleben, reichen Umgang, humanistische Studien ausgebildet, war eine Zeitlang Sekretair des Herzogs in Stuttgart, 1620 in London bei der deutschen Kanzellei angestellt und in vielen Geschäften erfahren. Bei all solcher Bildung bei reicher Anlage und bei schwärmerischer Theilnahme an deutscher Literatur gelang es doch auch ihm nicht, das schöne Verhältnißmaaß zu finden, und seine Sachen blieben ungelenk und hart. Als Württemberg'scher Hofdichter begann er mit Gelegenheitsversen, was ihm der Kraftgenietismus heute noch nicht verzeiht. Er führte das Sonett und das Idyll ein, konnte sich aber in der Verskunst über das bloße Zählen der Sylben nicht hinausschwingen, und erreichte den Opitzischen Punkt nicht, daß eine Sylbe schwerer sein könne als die andere.

Zwei Büchlein Oden und Gesänge sind 1618 von ihm erschienen, ein Trauerlied auf Gustav Adolph, ein Lobgesang auf Christi Geburt, Sonette, besonders Hirtenlieder und auch Epigramme werden von ihm ausgezeichnet. Gebauer hat 1833 eine Ausgabe von seinen Sachen besorgt, die alte Hauptausgabe von Amsterdam ist sehr selten. In Beschreibung einzelner Hoffeste zeigt er ungewöhnliche Ueberlegenheit des Prosa-Ausdrucks, wofür ihm sein Geschäftsleben wahrscheinlich die besten Dienste geleistet.

Als Beweis, welch ein reger Antheil besonders an spanischer und italienischer Literatur genommen wurde, mag dienen, daß der 1605 in Spanien erschienene Don Quixote schon 1621 in's Deutsche übersetzt wurde und daß der Anhaltiner Dietrich von dem Werder ein gepriesener Held mit Feder und Schwert, 1626 Tasso und 1636 Ariost in deutschen Alexandrinern herausgab. Dieses Versmaaß, was bald Uniform französischer Literatur wurde, gewann jetzt bei uns verschwemmende Uebermacht. Das kleine Anhalt interessirte sich besonders für's Ausland, auch der Don Quixote erschien in Köthen.

Nun aber trat zum erstenmale das obliegende Schlesien

geſetzgeberiſch in der Literatur auf. Erſt 1355 war es durch Karl IV. dem deutſchen Reiche einverleibt worden. Schleſien war von ſlaviſchem Elemente durchdrungen, wenn auch Niederſchleſien begierig und gelehrig deutſche Einflüſſe aufnahm, und ſie um ſo lebhafter ausbildete, je neuer ſie erſchienen. An den Grenzen und Völkerſcheiden bildet ſich ja zumeiſt das Nationalbewußtſein am Schärfſten aus; beim Rande des Grabes wird das Leben am Höchſten geſchätzt, wenn man fortwährend auf der Hut ſein muß, erkennt man um ſo deutlicher Eigenthum und Beſitz. So hat der eigentliche Kern Schleſiens von früh auf bis in den heutigen Tag hinein den entſchloſſenſten Werth auf deutſche Eigenheit geſetzt, und gerade darum manchen ſchönen Erfolg gewonnen. Noch heute glauben die Schleſier, ein vortreffliches Deutſch zu reden.

Unwichtig hierbei iſt auch jene Theorie nicht, daß von der Berührung mit noch ungebrauchten Nationen oft intereſſante neue Thätigkeit geweckt werde. Unwichtig iſt ferner nicht, daß Schleſien eine geliebte Hausprovinz des Kaiſerthums war, und dadurch ein lebendiger Verkehr mit Wien unterhalten wurde. Dort in Wien war ein Stapelplatz der romaniſchen Einflüſſe, das literariſch bewegte Italien war nahe, mit Spanien war man verwandt, der durch Trident und die Jeſuiten moderne Katholicismus hatte dort ſein Hauptlager, da mußte Anregung in Fülle ſein. Nach Oeſterreich war auch Minne- und Meiſtergeſang in ſleiſchige Lieder übergeſchlagen. Opitz wurde auch in Wien gekrönt, ein literariſches Intereſſe war alſo dort jedenfalls ſtark lebendig. Die Jeſuiten ferner hatten ſich in Schleſien auf's Lebhafteſte geregt, ihre großen Kollegien zu Breslau und zu Glogau zeugen noch heute von ihrer mächtigen Wirkſamkeit. Auf der andern Seite war die Berührung mit dem aufgeregten Böhmen, mit dem reformirenden Sachſen nahe und erfolgreich geweſen, Katholik und Proteſtant wohnte hier dicht unter einander, das erhielt die geiſtige Bewegung ununterbrochen wach.

Alles dies mag wichtiger ſein, als die gewöhnliche Erklärung, Schleſien ſei weniger berührt worden vom dreißigjährigen Kriege, und habe ſich dadurch mehr Ruhe und Kraft bewahrt. Die böhmiſchen Kämpfe, die Kriegszüge der Podiebrad und Corvinus, die Wege Wallenſteins waren verheerend genug durch Schleſien

rückt. Wallenstein hatte zum Beispiele direkt seine Straße zum Fürstenthume Sagan über die Bunzlauer Gegend, in welcher Opitz aufwuchs; die Dohnaschen Bekehrungsreiter hausten in Schlesien so wild als Tilly's Völker anderswo.

Aber ein wichtiges Moment für Schlesien sammelt sich noch um den berühmten Pädagogen **Trotzendorf**, den Schüler Melanchthons, der von seinem Geburtsorte bei Görlitz Trotzendorf genannt wurde, und übrigens Valentin Friedland hieß. Er hatte im Reformjahrhundert eine vortreffliche Schule zu Goldberg gestiftet, die Außerordentliches leistete, und sicherlich einen nachhaltig aufregenden Einfluß für die ganze Provinz erhielt. Opitz war in Bunzlau nur etwa fünf Meilen davon zu Hause, und obwohl er selbst nicht dahin zur Schule kam, so wurde er sicher mannigfach des Goldberger Einflusses theilhaftig. Sein Vater, ein Bunzlauer Ratsherr, scheint selbst ein ganz tüchtiger und kultivirter Mann gewesen zu sein.

1597 ward **Martin Opitz** geboren, in Bunzlau selbst; in Breslau und besonders auf dem jetzt verschwundenen Gymnasium zu Beuthen an der Oder hat er eine gute Schulbildung erhalten. Dies Beuthen, ein kleiner Ort am hohen Oderufer, dem gegenüber Carolath mit schönen Eichenwäldern liegt, hat den jungen, artigen Mann frühzeitig angeregt. Er ging nach Frankfurt und dann nach Heidelberg, also an die entgegengesetzte Seite Deutschlands auf Universität, das humanistische Studium wird hier in einem Literator wenigstens theilweise einmal lebendig, obwohl Opitz mit gesundmodernem Sinne sich mehr den näheren und seiner Zeit ächteren Interessen der holländischen, französischen und italienischen Literatur zuwandte. Diese Sprachen hat er mit Eifer erlernt, und das Beste dieser Literaturen hat er mühsam aufgesucht. Wir bekommen es hier durchaus nicht mit einem original-schöpferischen Geiste zu thun. Unser Land war der Kriegsschauplatz gewesen, wir waren zerrüttet, zurückgeblieben, der eigentliche Inhalt neuer Welt fand noch keinen herrschenden Platz in unserer Literatur, Katholik und Protestant schrieb durch einander, es mußte uns genügen, daß nur mit glücklicher Hand irgend ein Weg ausgewählt wurde.

Diese glückliche Hand hatte Opitz, er suchte aufs Beste nach Ausdruck und Form, damit sich nur irgend ein Anfang bildete.

Und was noch mehr, was so selten ist, dieser geehrte und gepriesene Weltmann, der durch Lob und Krönung so leicht verführt werden konnte, war darüber keinen Augenblick in Täuschung befangen. Mit lieblicher Bescheidenheit weist er sanft den Titel eines Dichters zurück, und gestand, daß ihm dazu das Schöpfungsvermögen fehle; er wollte nur eine Form finden, die der Gewaltigere benützen könne. Daß sich andere Proben, Eitelkeitsproben in ihm finden, ist bei der Art, wie er gefeiert wurde, nicht zu verwundern. Deshalb ihn zornig herabzusetzen ist Unrecht, deshalb seinen Charakter zu erniedrigen, weil er ein praktischer Weltmann war, und sich gewandt Stellung und Geltung zu schaffen wußte, ist eben so unrecht. Wir sehen doch wahrlich, daß sein Weg, die Literatur in Ansehn und Wirkung zu bringen, der richtige war, warum ihn denn nun ohne besondere Noth der höfischen Schranzerei beschuldigen, weil er von Fürsten geehrt und beschützt wurde, und doch, seinen Kräften nach, unsrer deutschen Welt des Menschenrechtes nichts vergeben hat. Von Universität und Reisen kam er nach der Heimath zurück, bereits in Manchem erfahren, geschickt und gewandt, und lebte eine Zeitlang am Herzoglichen Hofe zu Liegnitz. Bethlen Gabor berief ihn nach Siebenbürgen an eine dortige Schule. Dort sammelte er Dacische Alterthümer, verarbeitete sie, und übte seinen Geschmack an manchem Einzelnen. Diese Alterthumsstudien sind verloren. — Aber das Heimweh ließ ihm keine Ruhe, er kam nach Schlesien zurück, und lebte, an Sprache und Versen arbeitend, in Bunzlau und Liegnitz, ging einmal nach Wittenberg und einmal nach Wien, endlich in Geschäften des Landgrafen Dohna nach Paris, wo er Hugo Grotius traf. Wieder nach Schlesien zurückkehrend war er bald in Brieg, bald in Liegnitz, und wich endlich dem Kriegstumulte aus, mit dem Herzoge von Brieg nach Thorn gehend. Nach Danzig übersiedelnd ward er zum Historiographen Polens ernannt, aber unglücklicherweise schon 1639, in seinem zwei und vierzigsten Jahre von der Pest ergriffen und getödtet.

Man hat sich von nun an stets sorgfältiger nach dem Lebenskreise des Literaten umzusehen, da jetzt, wo sich aus dem Chaos eine neue Schriftwelt gestaltet, wo Alles auf persönliche Neigung und Wahl ankommt, die einzelne Person mit ihrem

Bereiche eine große Hauptsache wird. Daß Opitz in so mannigfache und so stattliche Berührung kam, war ein unbezahlbarer Gewinn: die unbeengte Anschauung des Lebens hatte sich bei so störender Noth fast lediglich unter hoch und günstig gestellten Personen bewahrt, der Umgang mit ihnen war eine nothwendige Ergänzung des auseinander gewehten Lebens, und es hat nur ein schwer beschränkter Demokratismus dem feinen Opitz aus dieser Feinheit und diesem Umgange einen Vorwurf machen können. Wenn in einer ausgebildeten Zeit, wo die geistige Höhe bei allen Ständen zu finden ist, wenn da der Vorwurf auftritt, der Dichter vernachlässige seine Nation, weil er ein Hofdichter sei, so ist da wenigstens ein Sinn darin. Dem Opitz in einer solchen Epoche gegenüber ist's nur jener schlimme Kram, welcher ohne höhere, überblickende Einsicht ist, und seinen Nachdruck darin sucht, eine einzelne Richtung um jeden Preis geltend zu machen, auch um den Preis einer wirklichen Gesammtcultur und eines wirklichen Fortschrittes.

Die Geschichte hat es uns gezeigt, daß nur in diesem formellen Streben zunächst ein Gewinn für unsere Literatur zu finden war. Alle andere, noch so nachdrückliche Einzelnheit ist verstoben, wie ausschließend nothwendig sie sich auch anließ. Opitz hat also den Punkt wirklich entdeckt, wo ein Keil eingehen konnte in unsere Zukunft, um diese nach und nach zu öffnen.

Eben sein Geschmack trieb ihn auch, unsere alten Gedichte zu pflegen, er hat sich fleißig darnach umgesehen, und zum Beispiele den Lobgesang des heiligen Anno zuerst wieder entdeckt und herausgegeben. Sein Geschmack fand es aus, die theilnehmenden Deutschen von ausschließlicher Lektüre des Italienischen abzubringen, wie sehr er selbst am Auslande Interesse nahm; er weckte deutsche Schrift, die an die Stelle treten konnte und nicht blos Pfaffengezänk und plumpe Rede enthielt; sein Buch „von der deutschen Poeterei" bleibt eine dankenswerthe, und seine beste That. Die Geschichte selbst spricht wiederum dafür: 1624 erschien es und bis zum Jahre 1668 mußte es zehnmal neu gedruckt werden. Man höre folgende Stellen daraus:

„Damit man rein reden möge, soll man sich befleißen, dem, welches wir hochdeutsch nennen, besten Vermögens nachzukommen, und nicht derer Oerter Sprache, wo falsch geredet wird, in

unſere Schriften vermiſchen, als da ſind: Es geſchach, für, es geſchahe; er ſach, für er ſahe; ſie han, für ſie haben ꝛc. — So ſteht es auch zum beſtigſten unſauber, wenn allerlei lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und welſche Wörter in den Text unſerer Rede geflickt werden. Was die eigentlichen Namen betrifft, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Caſus nicht in Acht nehmen, ſondern ſollen ſie ſo viel möglich auf unſere Endung bringen. Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zuſammengeſetzt ſind, zu erdenken, iſt Poeten nicht allein erlaubt, ſondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geſchieht, eine ſonderliche Anmuthigkeit." — —

Müſſen wir nicht heute noch dieſen Geſchmack ganz angemeſſen nennen? In einem ſo ſchwierigen Punkte wie die Frage iſt, ob man ein fremdes Wort, was einen aufgenommenen neuen Begriff bezeichnet, annehmen dürfe, drückt er ſich ganz geſchickt aus: „So bringen auch die Franzoſen neue Verba hervor, welche, wenn ſie mit Beſcheidenheit geſetzt werden nicht unartig ſind."

Wir haben heute kein anderes Urtheil darüber, das neue Wort, was einen uns neuen Begriff bringt, mit guter Art, ſo wie es dem Deutſchen beſchieden ſein kann, aufzunehmen. Dabei iſt doch das unnütze Konverſiren, wo unſre Sprache ſelbſt ausreicht, entſchieden abgeſperrt.

Was er in Perſon hervorgebracht, iſt der Sache ſelbſt nach von keinem großen Belange. Auch wenn nicht eben betont wird, daß für eine allgemeine Proſazeit, wie ſie ſchon lange herrſchte, eine abgerundete Bildungswelt nöthig geweſen wäre — es fehlte Opitz auch noch ein Anderes, was unerläßlich. Es war keine andere Begeiſterung in ihm als die des Verſtandes, und hiemit brachte er den deutſchen Norden zu einer Zeit paſſend an die Spitze, wo eine andere Begeiſterung nirgends vorbereitet war. Er brachte Liebeslieder, aber nur der Form wegen, um der Sache ſelbſt willen entſchuldigte er ſich. Seine Idyllen, womit er den Pegnitzſchäfern huldigte, ſind eben ſo matt, wie dies die „Schäferei von der Nymfe Hercynie" darthut. Wie ſehr er ſich dem Ronſard und den Italienern der Form nach anſchloß, der Reiz wurde ihm nicht, und ſeine feſteſte Stellung bleibt die neben

dem Professor Buchner in Wittenberg, der eine so große Autorität in poetischem Geschmack und Ausdruck damals war.

Wir sehen seit dem Sturze dogmatischer Poesie, besonders zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ganze Parteien sich erheben, die mit glaubensvoller Begeisterung sich ihren Anschauungskreis zu einem einzelnen Dogma ausbilden. Es wird dadurch mehrmals ein so starker Glanz über unser Vaterland verbreitet, daß wir geglaubt haben, die Sammlungszeit einer Reformperiode sei erfüllt, und es breche die Morgenröthe einer Zeit herein, die ihren allgemeinen poetischen Abschluß gefunden habe.

Diese schöne Täuschung eines Enthusiasmus, der eben schon darum aus Außerordentlichem entstand, diese weltweite Begeisterung ist Opitz nie geworden; er suchte nur nach Bezeichnungen, keineswegs nach dem erschöpfenden Ausdrucke seiner Zeit, das Herz einer Welt wußte er nicht zu suchen, noch weniger zu fassen. Nun war aber doch die Weltkenntniß seiner Zeit unserm heutigen Standpunkte gegenüber so gering, als daß wir dadurch entschädigt würden in seiner Dichtweise für einen höhern Schwung, der ihr mangelt, er kann also auch im ausgedehntesten Sinne des Worts nur für einen Hauptbeförderer der Prosa gelten.

Er hat mehrere Lehrgedichte geschrieben, eine Gattung, die einem besonnenen, erfahrenen Manne die beste Gelegenheit gab. Und wenn denn einmal auf eine höhere Poesie in unsrer Bedeutung dieses Wortes verzichtet sein muß, so wird diese Form Alles Anmuthige, Feine und glücklich Gewonnene überhaupt am Besten ausdrücken. So entschlossen in einer dogmatisch-poetischen Zeit das Lehrgedicht in einen trockeneren, untergeordneten Abschnitt gewiesen sein muß, so vorsichtig muß es betrachtet und ausgewählt werden in einer vorbereitenden Prosazeit, die zu einer neuen Poesie sammelt. Die reine Sehnsucht ausgenommen und der Drang ohne Weiteres, die sich beide in die Lyrik flüchten, ferner das abgerechnet, was sich zu einer plastischen Anschaulichkeit zusammen drängt, und darin seine beendigte Existenz findet, ist aller höhere Gewinn solcher Epoche zunächst Lehre, und bildet als solcher einen Dichtungsreiz. Wie hoch der in Feinheit und Grazie ausgebildet werden kann, beweist das Interesse, was Lessings Schrift heute noch findet, in welcher lediglich dies Element ausgebildet ist. Ja, es beweist es Goethe, der in feinster

Weiſe das Lehrreiche bis zum poetiſchen Hauche vergeiſtigt hat. Schiller hat ſeinen Haupterfolg der zur Sentenz verdichteten Bemerkung zu danken und dem didaktiſch-ſittlichen Grundweſen ſeiner Dichtweiſe.

Man ſieht, wie ſich bis in's Herz hinein das Hauptwort moderner Zeit geltend macht, das Wort Verhältniß: die moderne Kritik weiſ't das Didaktiſche als eine Plumpheit zurück, wo eine Zeit zur Poeſie erfüllt iſt, und ſie findet es in einer Zeit der Proſa bis zur nächſten Grenze des poetiſchen Erfaſſens abgebildet, verfeint und gegeiſtigt. Der Grundgedanke aller Proſa-Periode iſt Didaktik; durch neue Erfahrung und daraus ſprießende Lehre will ſie den aufgelöſ'ten Urtheilskreis wieder zu einer allgemeinen Ueberzeugung ſchließen. Desbalb iſt aller poetiſche Gewinn, der ſich partieenweiſe ablöſ't, in ſolcher Periode von der Lehre angehaucht, und deshalb eben muß ſich für das Didaktiſche ſelbſt nun ein neues Verhältniß bilden. Es iſt nicht mehr untergeordnet, aber es kommt Alles auf den Grad ſeiner Feinheit und Ausbildung an.

Aus dieſem Grunde kann bei einer noch ſo anfänglichen Kultur, wie die Kultur Opitzens war, das Lehrgedicht nicht viel gewähren. Je mehr die Lehre aus dem nächſten Kreiſe der Erfahrung abgelöſ't hat, aus dieſem Kreiſe, welchen man den trivialen nennt, je mehr ſie entkörpert, und zu dem aufgeſchwungen iſt, was man mit dem aufgenommenen Worte ſublim nennt, deſto mehr verliert ſie den herben Beigeſchmack des Didaktiſchen und nähert ſich der Aufnahme in den poetiſchen Bereich. Eine Summe ſolcher ſublim gewordener Lehrpunkte kann auch in einer Proſa-periode eine poetiſche Partie bilden, wie ſich dies bei unſern Klaſſikern kundgiebt. Die Endſumme aller ſublimen Gewinnſte, dasjenige Gedankenergebniß, worin die Idee jeder alten und neuen Weltregung eingeſchloſſen iſt, ſolche Endſumme giebt ein allgemeines, neues Dogma, eine neue allgemein poetiſche Zeit, wo kein Zwieſpalt mehr iſt über Staat, Kirche, Sitte, Tugend und Glück.

Das iſt die Zeit, auf welche wir harren, und von welcher natürlich Opitz noch viel weiter entfernt ſein mußte. Seine Didaktik geht noch plump auf's Lehren aus, darin unterſcheidet ſich aber das, was bei guten modernen Dichtern didaktiſch genannt

werden kann, es tritt niemals eigen auf, es kommt nur in Gesellschaft mit einer anderen Welt, läßt sich nur beiläufig vernehmen, gleichsam wie eine Begleitung erscheint es, deren sich eine strebende Zeit eben so wenig entäußern kann, wie das glückliche Leben der Vorsicht und Rücksicht. Man sieht eben darin einen Theil der Kunst, dergleichen Nothwendigkeit so zierlich zu verdecken oder zu bekleiden, als es nur immer angehen will.

Solche Verlangnisse konnte sich Opitz nicht stellen. Als der dreißigjährige Krieg eben recht zudringlich wurde, machte er 1621 „ein Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges," einen Landsitz in Siebenbürgen und die Ruhe des Gemüths, welche man dort haben könne, besang er in „Zlatna," vom wahren Glück ist die Rede im „Vielgut," was 1628 gedichtet ward. Dies Vielgut existirt als artige Landbesitzung heute noch in der Nähe von Oels. Opitz hat dort mit dem Brieger Herzoge freundliche Sommertage verlebt. 1633 schrieb er ein großes beschreibendes Lehrgedicht „Vesuvius," wo Betrachtung und physikalische Kenntniß im gleichmäßig aufnehmenden Alexandriner anspruchsvoll sich auf und nieder bewegen.

Uebersetzt hat er Viel. Aus der Bibel das hohe Lied und Psalmen. Aus den Alten Antigone, die Trojanerinnen, Cato's Disticha; einen Traktat von Hugo Grotius, ein Singspiel Daphne und ein Trauerspiel Judith aus dem Italienischen. Das Singspiel soll größtentheils Eigenes von ihm enthalten. In seinen „poetischen Wäldern" sind sehr viel lyrische Gedichte, unter denen manche ganz artig, an Gelegenheitsgedichten ist er überaus reich, wie man diese überhaupt Schlesien und Sachsen am Reichlichsten nachweis't, und auch geistliche finden sich, welche noch in der Reformaufregung lange fortgepflanzt werden. Für diese wichtige Partie des Liedes ist aber sein größter Schüler, Flemming, von viel größerer Bedeutung. Opitzens Geschmack, den innerlichen Kern des Gedichtes anbetreffend, wo er sich an Seneka und den Holländer Heinsius anschloß, ist von keiner besonderen Höhe; er wird nur außerordentlich, wo es sich um den Ausdruck selbst in unsrer Sprache handelt. Deshalb fordert auch seine Prosa, die für Zeit und Verhältniß ausgezeichnet sich darstellt, die anerkennendste Aufmerksamkeit. Man wirft dieser Opitzschen Prosa öfters vor, daß sie breit und schleppend werde, und dieser

Fehler lag allerdings nahe, wo so viel zu erläutern und einzurichten war, wo der nächste Anschluß an das breit in's Detail ausgehende Leben Hollands stattfand. Aber man gesteht doch zu, daß sie unerwartet rein und geläufig, klar und gegliedert hervortritt, und eine zierliche Geschmeidigkeit erreicht, wie es unter so mißlichen Umständen für einen großen Gewinn gelten muß. In Heyse's Grammatik wird eine große Anzahl neu gebildeter Wörter aufgeführt, die jetzt größtentheils zweifellos bestehn, und welche theils Opitzens eigner oder der durch ihn geweckten Erfindung zu danken sind. Dahin gehört, um nur einige zu nennen: Sturmwind, Hauszucht, Kirchhof, Vogelfang, Nothwehr, Donnerwort, Schalkheit, Scheusal, Begebniß, Baarschaft, Endschaft, Sippschaft, Abstrafung. —

Wie sehr die Zeitgenossen Opitzens Verdienst hochhielten, zeigt die hohe Achtung, welche man ihm von allen Seiten bewies, und der allgemeine Nachahmungseifer, welcher sich um ihn schloß. Die römische Dichterkrönung auf dem Kapitol ahmte man bei ihm nach, in feierlicher Handlung wurde ihm zu Wien die Dichterkrone aufgesetzt, und der Kaiser erhob ihn in den Adelstand. Der frische Gebirgsfluß, welcher vom Riesengebirge herab, bei Bunzlau vorübereilt, der Bober, an dessen Weiden der Knabe gespielt hatte, diente zu dem Beinamen „von Boberfeld." Das Literaturstreben erhob sich damals zu einer Lebensfülle, und Jung und Alt machte nach Opitzens „Poeterei" seinen Vers. In Schlesien namentlich ging es bis in's Unerhörte, die Literargeschichte selbst führt den Namen eines Gymnasiasten aus Bunzlau an, **Andreas Scultetus**, der sehr jung, als Gymnasiast in Breslau gestorben zu sein scheint, und dessen Nachlaß ein beachtenswerther Wiederklang Opitzens sei. Allerdings hat er nur in Bezug auf Opitz eine Bedeutung.

An einer korrekten Gesammtausgabe seiner Schriften fehlt es, mangelhafte sind genug da. Aehnlich ist es mit seiner Lebensbeschreibung; ein C. G. Lindner hat hundert Jahr nach Opitzens Tode eine geschrieben mit möglichster Weitschweifigkeit, noch Niemand hat bis jetzt eine körnige daraus gemacht. Bis zum Jahre 1812 hat man das Alles auf sich beruhen lassen, da ist Friedrich Schlegel im „Museum" mit einer Würdigung des Opitzschen Verdienstes vorgetreten. Neuester Zeit hat August

Kahlert ein dankenswerthes Büchlein gegeben, „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie.“

Sonst ist von Schlesiern besonders Andreas Gryphius zu nennen, 1616 im Todesjahre des Shakespear und Cervantes, in Gr. Glogau geboren, der nach großen Reisen und vielem Unglücke als Landsyndikus 1664 in der Heimath stirbt, und in der fruchtbringenden Gesellschaft den Beinamen „des Unsterblichen“ führte. Er ist der Dramatiker dieser Schule.

Jetzt zeigt man sich geneigt, ihn als selbständigen Vorbildner ganz von Opitz abzulösen, und als Vorkämpfer der zweiten schlesischen Schule anzuführen.

Wir haben die dramatischen Versuche unsrer Literatur beim Nürenberger Ayrer verlassen, wo die englischen Komödianten nicht ohne lebhafte Einwirkung gewesen waren. Das Leben hatte keineswegs Veranlassung gehabt, sich in die abgeschlossene und doch bewegte Ruhe einzurutteln, welche einen so großen Ueberblick erleichtert, wie ihn das Drama heischt. Aber das gesellige Interesse für das Schauspiel war doch immer mehr erregt worden. Populares Unterhaltungsinteresse und gelehrte Bestrebung rangen um die Oberherrschaft. Im nahen Holland geschah viel dafür, und dort fand der viel bewegte Gryphius auch seine nächsten Vorbilder, besonders in van der Vondel. Er ist ihm nach Heinse und Grot die Hauptfigur, obwohl ihn auch einige Franzosen interessirten und er Seneka sehr verehrte. An den Höfen liebte man jetzt schon vorzüglich dramatische Unterhaltungen, Opitzen's Daphne war mit bestem Pompe zu Dresden im Riesensaale aufgeführt worden; die Veltheimsche Gesellschaft versorgte das weit auseinander liegende deutsche Dreieck Nürnberg, Hamburg und Breslau, sie spielte und recitirte und sang des Gryphius Alexandriner. Der Stolz des Dichters waren die Trauerspiele, welche er abgefaßt, „Cardenio und Celinde“ nach einer italienischen Novelle, ein Stoff, welchen neuerer Zeit auch Arnim und Immermann dramatisch bearbeitet haben, „Leo der Armenier,“ „Papinian,“ „Ermordete Majestät, oder Carl Stuart,“ bei welchem sich manche interessante, politische Anmerkung findet, „Katharina von Georgien,“ „die heilige Felicitas“ nach dem Lateinischen, „die sieben Brüder“ nach Vondel.

Diese Sachen, in denen noch der größte Theil der Dinge

nur erzählt wird, und wo das Sprechen nach Seneca's Art die Hauptsache, und zwar das Sprechen in einer noch naiv beschränkten Anschauung, sind bei der Kritik nicht so glücklich gewesen, wie die Lustspiele des Gryphius. Und das ist natürlich: zu einer so künstlerischen Ueberschauung, wie sie das höhere Drama fordert, war noch zu wenig erobert und das wirkliche Talent ging unter einer angenommenen Manier verloren. Dagegen brach es ächt und ungestüm in der Komödie heraus. Es that keinen Eintrag, daß sich diese an Terenz und die Italiener hielt, in der Einzelnheit, die doch hier überall noch die Hauptsache war, bewegte sich stark und tüchtig das wirkliche Lebensinteresse der Zeit, der prahlende Krieger, der pedantische Doktor erschienen und glückten; Gryphius hatte außerordentliches Talent, und war nur leider durch eine trübe Stimmung, Folge seiner Mißgeschicke, niedergehalten, er hatte schon die glückliche Keckheit, eine Bauerngruppe mit schlesischem Bauerndialekte charakteristisch in das Hochdeutsche einzustellen, und der lebendigste Erfolg lohnte es ihm. Er schrieb seinen ausgelassenen „Peter Squenz," der in dürftigerer Gestalt schon vor ihm existirte, und es ist keineswegs übertrieben, wenn die Kritik in manchem Zuge eine Shakespearelaune findet. Ueber den Horribilicribrifax, die Soldatenkarrikatur ist sehr gelacht worden, und Gryphius fand auch bereits mit gesundem Treffer, daß für Dergleichen die Prosa vorzuziehen sei.

Starke Züge eines bereits charakteristischen Talentes, wie es bisher sich nicht ausgebildet hatte, und wie es auch in nächster Folgezeit sehr lange noch vermißt wird, treten leuchtend bei Gryphius entgegen, und es ist nicht so schnippisch von der Hand zu weisen, wenn ihn mancher Literat den Vater unsrer dramatischen Literatur nennt.

Natürlich hat er auch Oden, geistliche Lieder, sogar „Kirchhofsgedanken" betitelt, und Gelegenheitsverse angefertigt, dies brachte das Dichtungsgeschäfte so mit sich, und die Literargeschichte zeichnet das der Vollständigkeit halber in ihre Akten. Auch von seinen Sachen fehlt eine korrekte Ausgabe, die letzte von Christian Gryph, 1698, ist lückenhaft und voller Druckfehler.

Von den Mitstrebenden im Drama ist nicht viel Besonderes zu sagen. Johann Klai, der Stifter des Pegnizordens, schrieb, obwohl Prediger in Kitzingen, ebenfalls für die Bühne, und sein

„Herodes der Kindermörder" ist in verschiedener Gestalt oft wieder erschienen; ein Jurist in Naumburg, Georg Schoch, schrieb eine Komödie „vom Studentenleben;" Sigmund von Birken, mehr schon an die zweite schlesische Schule grenzend, durch einen ausgebildeten Stil seines Geschichtswerkes „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich," 1668, berühmt, und dafür vom Kaiser geadelt, hat auch ein Festspiel „Margenis" verfaßt.

Friedrich von Logau ist der dritte bemerkenswerthe Schlesier dieser Schule, die besonders Opitzens wegen, und weil Schlesien im Allgemeinen das lebhafteste Interesse zeigte, den Beinamen der schlesischen erhielt. Logau, am Hofe in Liegnitz angestellt, ist 1655 gestorben. Obwohl ebenfalls Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, ward er doch nicht so besonders ausgezeichnet und hervorgehoben, und verdankt dies erst dem Lessing. Dieser veranlaßte mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, und Ramler hat 1791 noch eine neuere besorgt. Er hat über viertehalbtausend Epigramme niedergeschrieben, flüchtig, ohne besonderes Gewissen, um jeden Preis. Aber unter einer für damals ungewöhnlich biegsamen Sprache ward sein Spott und Muthwille doch öfters zu einer behaltenswerthen Form gestaltet. Valentin Löwer übersetzte gleichzeitig die „Ueberschriften" von Owen, Ziegler gab seine Madrigale, ein Epigramm oder so etwas Aehnliches, und es sprang diese Aeußerung einer verständigen Literaturkrisis überall, selbst bei Dichtern des Kirchenliedes, hervor.

Andreas Tscherning, auch ein Bunzlauer und Zögling Opitzens, hat sich als Lehrer der modernen Dichtkunst in Rostock ausgezeichnet. Sein „unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst" Lübeck 1659, dem eine Sammlung dichterischer Redensarten in naiver Weise als poetisches Schatzkästlein angehängt ist, hat auch darin einen Werth, daß sich Studium und Empfehlung der altdeutschen Literatur darin vorfindet. Julius Wilhelm Zinkgref that sich besonders hervor durch lebhafte Theilnahme an Opitz. Er lebte in Süddeutschland und starb wie sein Freund an der Pest. Den meisten Ruf haben seine „Apophthegmen," „teutsche scharfsinnige kluge Sprüch," von denen Dr. Guttenstein 1835 eine große Auswahl herausgegeben hat. Ein anderer Freund von Opitz, der

deſſen Theorie ebenfalls vom Katheder lehrte, August Buchner, hat in ähnlicher Weiſe wie Tſcherning mit ſeinem „kurzen Wegweiſer zur deutſchen Dichtkunſt“ gewirkt, ja, war ein förmlicher Exerciermeiſter junger Poeten, der Homere und Virgile ſchaarenweiſe um ſich ſah und empfahl.

Man ſieht, wie geſchäftig der neue Geſchmack Ausbreitung ſuchte und fand. Als direkter Schüler Buchners wird zum Beiſpiele der Holſteiner Zacharias Lundt hervorgehoben, dem treffliche Lieder nachgerühmt werden.

An eigen ſchöpferiſcher Kraft überſtrahlt aber Alle Paul Flemming 1609 zu Hartenſtein im Schönburg-Voigtländiſchen geboren. Er ſtudirt in Leipzig Medizin, entweicht dem dreißigjährigen Kriege nach Holſtein, ſchließt ſich dort einer Geſandtſchaftsreiſe nach Moskau an, und kommt mit einer zweiten ſogar nach Perſien. Im Auguſt 1637 dichtet er unter den Palmen zu Jspahan. Sicherlich hat der Orient ſein lebhaft dichteriſches Weſen geſteigert, und jene Wärme in ihm erhöht, welche faſt durchweg an dieſer Dichtungsſchule vermißt werden mag. Ein Erzeugniß der Auswahl, wie ſie ſich geſtalten mußte, nicht getragen von einer Welt, ſondern auf Zuſammenſuchung derſelben angewieſen, kam Alles auf ein friſcheres oder matteres Herz an, wenn vom höheren Dichterſchwunge die Rede ſein ſollte. Solch ein friſches Herz, was auferingt in geheimnißvolle Höhe, war nur bei Flemming. Er ergriff auch diejenige Dichtungsform, welche in jeder Zeit eine poetiſche That erringen kann, er ergriff das Lied, und dies lohnte es ihm reichlich. Wenn auch eine dogmatiſch geſchloſſene Welt fehlt, wo der allgemeine Glaube ſelbſt die Poeſie einer Zeit iſt, das menſchliche Herz kann dies im Einzelnen erſetzen, das menſchliche Herz, was ſich in Drang und Spekulation vertieft und aus ſich ſelbſt heraus eine runde, wenn auch einzelne Welt holt. Im Liede beſonders, im innigen herzlichen Liede, erhält ſich eine von allgemeinem Glauben losgetrennte Welt für den Mangel des äußeren Haltes. So ſahen wir auch, wie ſich die aus dem großen Verbande austretende Reform zunächſt in das Kirchenlied rettete. Hier gießt Paul Flemming durch ſein Lied, was rund und ächt eine einzelne, höhere Vermittelung ſucht, die Weihe über dieſe Dichtungsſchule, welche ſich übrigens nicht über das Formenverhältniß erheben

konnte. Denn er hing mit zärtlicher Liebe an Opitz, und dessen Geschmacke, dieser war ihm das Vorbild, über welches er seine reiche Innerlichkeit quellen ließ. Leider ist ein großer Theil der Flemmingschen Gedichte verloren. Flemming hatte sich in Reval mit des Kaufherrn Niehusen Tochter verlobt, von der Reise erschöpft, ließ er sich in Hamburg nieder, und starb bald darauf 1640, erst 31 Jahre alt. Eduard Boas hat dies Flemmingsche Schicksal neuerdings novellistisch — „Deutsche Dichter" — dargestellt. Flemming's früher Tod war vielleicht einer der härtesten Schläge, welcher das damals so unglückliche Deutschland betraf. Niehusen gab ohne Auswahl heraus, was sich vorfand, und so unpassend überkamen wir den Nachlaß. Es sind sieben Bücher „Poetische Wälder," die gewiß noch zum Theil einer Ueberarbeitung harrten, und worin reiche Schilderungen des Orients und einer prächtigen Natur. Seine Sonette, seine Lieder sind ein Jahrhundert lang das Beste geblieben, was wir aus einer Dichterbrust erbielten. Unter diesen ist das berühmte „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten rathen." Wie frei war der Gesichtsblick, wie weich und zart und innig das Herz, wie lieblich der Geschmack dieses Dichters, der über Luthers Kraft hinüber reicht zu den alten Sängern des Mittelalters und herunter zu der klaren Sinneswelt unsrer modernen Klassiker!

In Stuttgart ist 1820 eine neue Auswahl seiner Gedichte und eine Beschreibung seines Lebens von G. Schwab besorgt worden.

Flemmings Freund und Reisegefährte Adam Olearius, — Oehlenschläger — der ihn dreißig Jahre überlebte, hat uns manche ergänzende Nachricht über ihn gegeben. Er hat in trefflicher Darstellung die Reise beschrieben, und auch Uebersetzungen aus jener fernen Zone gebracht, besonders Saadi's Rosengarten und Lockmann's Fabeln. Beiläufig ist hier, da von Länderbeschreibung die Rede, noch einmal Matthis Quad von Kinkelbach zu nennen, der sich als Erdbeschreiber, Kupferstecher und Landkartenfertiger schon früher ausgezeichnet, und von dem das berühmte Werk „deutscher Nation Herrlichkeit" schon 1609 in Cölln gedruckt und oben flüchtig angeführt wurde.

Jene Liederrichtung, wo jedes Herz seinen eigenen Staat

bildete, dieſer lebhafteſte Drang, dem Inneren einen allgemeinen Halt zu bilden, iſt von der größten Wichtigkeit. Aus ihr wächſt bis in die neueſte Zeit eine Lyrik, welche ſo großartige Beiträge zu einem einſtigen allgemeinen Dogma bietet, und welche in der modernen Poeſie eine ſo überragende Stelle einnimmt.

Der Katholicismus hat noch zwei fromme Dichter in Jacob Balde, der lateiniſch ſchreibt und dies nur zuweilen deutſch variirt, und in dem erwähnten Friedrich Spee. Herder beſonders hat jenem, der myſtiſch-ascetiſch, aber auch oft ſehr intereſſant ſchreibt, große Aufmerkſamkeit gewidmet. In jener Zeit aber wachſen die Zeugniſſe, welche aus dem Lutheriſchen Kirchenliede ſtammen, immer breiter und ſchöner.

Der Schleſier Johann Scheffler, bekannt unter dem Namen Angelus Sileſius, war einer der reichſten Dichter dieſer Art. Aber auch er geht noch — 1653 — zum Katholicismus über, wie es ein ähnlicher ſchleſiſcher Myſtiker „Butſchky“ that. Es wird richtig hervorgehoben, daß die Schwenkfeld und Böhme und Weigel ebenfalls aus Schleſien ſtammen, und Vorliebe für katholiſche Myſtik nahe gelegt war durch das kaiſerliche, großentheils noch katholiſche, von den Jeſuiten in Breslau und Glogau geleitete Land. Scheffler's geiſtliche Hirtenlieder, von denen „Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held“ noch heute viel geſungen wird, ſeine Sprüche, von denen Varnhagen 1833 eine Auswahl herausgegeben hat, ſind aus dem tiefſten Borne heraufgeholt. Knorr von Roſenroth, Quirinus Kuhlmann ſchließen ſich nahe an dieſe Myſtiker.

Dagegen von ſtreng Proteſtantiſchen iſt zu nennen: Johann Heermann, der in dem kleinen Oderorte Köben in Schleſien Prediger war, und von dem das Lied „Herzliebſter Jeſu, wir ſind hier.“ — David von Schweinitz mit der „Herzensharfe.“ Johann Riſt, der berühmte Paul Gerhard, dem jetzt in Gräfenhaynichen, wo ſeine Pfarre war, ein ganz beſcheidenes Denkmal geworden iſt. Von ihm ſtammt: „Befiehl Du deine Wege“ — „O Haupt voll Blut und Wunden“ — „Nun ruhen alle Wälder.“ Noch 1827 iſt in Berlin und Bremen eine neue Ausgabe ſeiner Lieder erſchienen. — Buchholz, in großer Einfachheit in ſeinen „Hausandachten“ künſtlicher und geſchmückter in geiſtlichen Formen. Letzteres that Andreas Gryphius noch

mehr. Johann Francke, ein Sachse wie Neumann und Gerhard, zeigt, daß hier das Kirchenlied hier immer noch seinen Kern hat. Joachim Neumann, unter dem griechisch gebildeten Namen Neander bekannt, wie er auch bei dem neuen Kirchenhistoriker vorkommt. Er wird mit besonderer Auszeichnung als Liederdichter genannt; das hoch einhergehende „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" ist von ihm. Von Georg Neumark ist „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Wenn bis in's nächste Jahrhundert aufgezählt werden soll, so ist noch zu nennen: Caspar Schade, Gottfried Arnold, der später als Kirchenhistoriker vortritt, und Wolfgang Christoph Deßler; besonders der letztere gilt für einen der feurigsten und innigsten Dichter dieses lyrischen Kreises.

Ein genauer Zusammenhang Aller mit der schlesischen Schule ist allerdings nicht nachzuweisen, aber es war doch durch diese ein lebhafter Anstoß gegeben und im Formellen blieb sie der Ausgangspunkt.

Näher zu Opitz stellen sich entferntere Autorgruppen, wie zum Beispiele eine in Königsberg, einer Universität, die sich wie Wittenberg an Opitz schloß. Hier waren Robert Roberthin, Heinrich Albert, und der vortreffliche Simon Dach mit vielen Andern vereinigt. Von diesem ist das liebliche Aennchen von Tharau, was zum Volksliede ward, und was der alte Wachler in seinen mündlichen Vorlesungen stets mit größter Innigkeit hervorhob. Dach hat auch Singspiele, Kleomedes, Sorbuisa, verfertigt. Die Königsberger waren meist betrübten Herzens.

Eine andere Gruppe in Norden waren die Satiriker Lauremberg, in Rostock wirkt Rachel, Schuppe und in Oberdeutschland Moscherosch. Lund und Rist, Opitzianer, ebenfalls hierher gehörig nach Cimbrien, sind von schwacher Breite. Lauremberg hat seine satirische Laune mehr heiter als scharf besonders in plattdeutsche Mundart gefaßt. Rachel, ein Dithmarse, gilt für den Schöpfer der poetischen Satire in Deutschland, wie man den gereimten Scherz und Angriff dieser Art zu nennen pflegt. Nichts Derartiges hat je wieder die glücklich zusammentreffenden Bestandtheile des Reinicke erreicht, und sich solchergestalt in der eigentlich poetischen Literatur ein Bürgerrecht erworben. Dies Geschäft, Thorheiten der Zeit zu geißeln, schickte

ſich auch beſſer für den Proſa-Ausdruck, welcher in derber und naher Bezeichnung ſicherlich mehr ausdrücken und ausrichten konnte, und ihn haben die übrigen auch erwählt. Zuerſt ein Holländer, Aegidius Albertinus, der mit zu geringer Macht über die Sprache, und zu unſchöpferiſch an Brant und Geyler von Kaiſersberg ſich anlehnend eine „Narrenbatz" in München ſchon 1617 herausgab. Worin noch zu viel gelehrter Qualm und rohe Leidenſchaft. Dagegen war Johann Balthaſar Schuppe, als Schuppius bekannt, ein ausgezeichneter Kopf, dem Witz, Humor, geiſtreiche Charakteriſtik in hohem Grade zu Gebote ſtand. Er ſtammte aus Heſſen, wo er 1610 in Gießen geboren ward, und lebte ſpäter in Hamburg. Beſonders um ſeiner burlesken Predigten halber wird er oft der proteſtantiſche Abraham a Santa Clara genannt. Seine Streitſchriften ſind ein Schatz von Muth, Witz, geſundem Talente und neben dem derbſten Schlage von feinſter Beobachtung. Es iſt ſehr zu beklagen, daß er ſelbſt über den Schuppius nicht hinauskam, dem Prahlen mit unzeitiger Gelehrſamkeit nicht entwuchs.

Beſonders die „lehrreichen Schriften" Schuppe's ſind mehrmals aufgelegt worden. Der alte würdige Wachler, deſſen literarhiſtoriſche Arbeiten auch heute noch durch eine gedrängte und doch viel umſchließende Schilderung zum Beſten gehören, was unſere Literatur darin beſitzt, hat in ſeinen „vermiſchten Schriften," die erſt 1835 erſchienen ſind, eine Lebensbeſchreibung Schuppe's gebracht.

Mundt theilt in ſeiner „Kunſt der deutſchen Proſa" aus Schuppe's „deutſchem Lehrmeiſter" einige vortreffliche Stellen mit, worin er über den Puriſmus ſcherzt. Hier iſt auch Riemer's „Reim Dich, oder ich freß Dich" auszuzeichnen.

Es bleibt noch der ſüddeutſche Satiriker Moſcheroſch, 1600 zu Wilſtädt im Hanau'ſchen geboren, übrig, deſſen wunderlichen Namen man immer für eine Ueberſetzung von „Kalbskopf" ausgab. Dem wird jetzt widerſprochen, man ſchreibt ihn Moſenroſch, und leitet ihn von einer aragoniſchen Ritterfamilie ab, die unter Karl V. nach Deutſchland gekommen ſei. Eine Beziehung zu Spanien iſt wenigſtens auch in dieſem ſchon bürgerlich gewordenen Enkel Moſcheroſch noch ſehr lebhaft, denn ſein

Hauptbuch lehnt sich an des Spaniers Quevedo Villegas „Träume.“ Dieß Buch — 1650 — heißt: „Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewald,“ enthält eine große Mannigfaltigkeit von Lebensbildern, Sittenschilderung, Strafpredigt, Visionen, Lied und scharfen Scherzen, strotzt aber auch noch von Sprachmengerei und gelehrtem Aufputze. Darin freilich zeigt sich Moscherosch bewußt und sagt, „jedes Ding müsse in seiner Farbe auftreten,“ und um unser buntgefärbtes Narrenkleid zu zeigen, brauche er auch der Flicken aus aller Welt. Man nennt dies Buch als denjenigen Wendepunkt, wo sich die Satire vom Glauben zur Politik kehre, von der Theologie zu den Theologen.

Die Harsdörfer, Klai, Birken, Zesen, mit ihrer etwas langweiligen Schäfer-Herverbringung, deren Ideal die Nymphe Herevnia war, gehörten in den Bereich der Gesellschaften, welche eben angeführt sind, und bedürfen keiner besondern Würdigung. Zesen ist übrigens einer von den Inhabitern, auf deren damals so strebende Landsmannschaft bereits hingedeutet wurde. Er war ein gekrönter Poet, Stifter der „deutschgesinnten Genossenschaft“ und gesuchter Romanschreiber. Seine „Helden- und Liebesgeschichten,“ die er zum Theil nach dem Französischen schuf, führen auf ein Feld des Romanes, was sich damals zu regen begann, und was in der zweiten schlesischen Schule eine lebhafte Fortsetzung fand. Seine „afrikanische Sephonisbe“ galt für sehr zart, die spätere Kritik hat aber all diesen Schäferromanen arg mitgespielt. Birken hat viel Aehnlichkeit mit ihm, und hilft den Uebergang bilden zu den Romanen und der zweiten schlesischen Schule. Die Schäfergedichte der Pegnitzer nämlich waren bereits Erzählungen in Prosa mit eingestreuten Liedern, welche durch die Birken und Zesen abenteuerliche Farbe und Bewegung erhielten.

Die Schäferromane weckten schon damals eine Opposition in Andreas Heinrich Buchholtz, einem Braunschweig'schen Superintendenten, und in einem Braunschweig'schen Herzoge selber, Anton Ulrich, welche Aergerniß nahmen an den Leichtsinnigkeiten solcher Schäferei, und den salbungsvollen Roman entgegensetzten. Es fehlte darin nicht an Gebet und Gesange, besonders in Buchholzen's „des christlichen teutschen Großfürsten Hercules

und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte in sechs Büchern." Herzog Anton Ulrich verlegte sich mehr auf einzelne Kraftstellen und ergänzte sein Talent besonders durch Lektüre der Scuderyschen und Calprenedischen Schriften.

Diese Oppositionen gegen die Amadis-Liebhaberei, welche ebenfalls aus Frankreich gekommen war, ist sehr überschätzt worden, und man hat noch in unserer Zeit oft sehr unpassend den deutschen Tendenzroman von dort datirt, wenn auch mit dem historischen Romane eine geschmacklose Aehnlichkeit nicht abzuläugnen ist. Viel wichtiger, durchaus original und kräftig ist der „abenteuerliche Simplicissimus," dessen Verfasser Samuel Greifenson von Hirschberg genannt und für einen Musketier im dreißigjährigen Kriege ausgegeben wurde. Etwas Sicheres darüber wußte man nicht. Neuere Forschung sagt: der Verfasser heißt Christoffel von Grimmelshausen und ist ein Adlicher vom Oberrhein, der unter seinem eignen Namen prenöse Kunstromane des damaligen Geschmackes abgefaßt, wie „der keusche Joseph, Dietwald und Amelinde, des Prorimi und der Lympidae Liebesgeschichte," und unter mancherlei Namensversetzung außer diesem Simplicissimus und dessen Fortsetzung viel andere derbe Sachen, Volksbücher gegeben hat. Dahin gehören besonders „Von seltsamen Springin'feld" — „Trug Simpler oder die Landstörzerin Courage" — „Das wunderbare Vogelnest" — „Der teutsche Michel" — „Das Galgenmännlein" — „Das Rathstübel Plutonis" — „Der fliegende Wandersmann" — „Der stolze Melcher" — „Der erste Bärenhäuter," „Simplicii Ursachen, warum er nicht katholisch werden könne" — „Manifest für die rothen Bärte" — „Der satyrische Pilgram." Zur Täuschung habe er sich, wie jetzt der Verstorbene, für todt ausgegeben. Dies Alles bringt Dr. Echtermeyer unter Zeichen genauesten Studiums mit vielem Zorne gegen die bisherige Ansicht vom Simplicissimus bei. Einige Vorsicht bei dieser oft brüsk zufahrenden Annahme wird nicht von Schaden sein — „Rathstübel" z. B., um eine unbedeutende Aeußerlichkeit anzuführen, ist eine streng schlesische Formation — so wie gegen die pragmatische Art, literarische Bildungen aus lauter Detail zu konstruiren, Vorsicht vonnöthen ist. An Gervinus sich anschließend, schneidet der Berichtiger denn auch die Provinzen für allerlei

abgesonderte Literaturbedeutung zu, untergeordnete Gewohnheiten und Symptome werden durchgehende Gesetze für ganze Epochen und große, reich durchwirkte Räume; der Norden übernimmt für die vorliegende Zeit förmlich so lange die Kunstpoesie, der Süden die Volkspoesie, und nicht bloß der Süden, sondern speciell der ganz kleine Landstrich zwischen Hanau, Frankfurt und Mainz. Da ist ja Fischart, Moscherosch gewesen, Gießen, Schuppe's Geburtsort ist ja nicht weit, Grimmelshausen findet dort Unterkommen. Dieser hat sogar die Gegensätze der Kunst- und Volkspoesie in sich beherbergt, und zwar einer recht gezierten von jener Art, und einer so überaus bewußten von dieser. Der Mann ist so auffallend, wie unsere Sicherheit, womit wir einer tappenden Zeit, einer aus Leere und Verwüstung sich auf gut Glück einigermaaßen gestaltenden Zeit so gegliederte Absicht und Trennung beimessen. Diese Konstruktionsmanie des Details kann uns die Geschichte in cuel bedeutungsvoller kleiner Kenntniß so verbauen und vergattern, wie der früher stoffloſe Idealismus sie in's Bodenlose verfluchtigte. —

1830 ist der Simplicissimus ohne so vollständigen Apparat, wie Echtermeyer beibringt, herausgegeben worden von v. Bülow.

Er schließt sich in naiver und satirischer Derbheit der obigen Satirikergruppe an, und ist in so fern ein ächtes Erzeugniß der Zeit, die noch immer keines durchgehenden Inhaltes Herr werden konnte, sich spottend behalf und in einem gesunden Wesen das Nächste bildete und darstellte, was sich eben bot. So ein dickes Gemälde des gräulichen Krieges, wie es dem einfachen Gemüthe eben vor Augen lag.

In diesen Satirikern und dieser derben Romanthat ist eine Art Ergänzung für die auswählende Dichterschule gegeben.

Man giebt den Simplicissimus gewöhnlich für einen Vorläufer der Robinsonaden aus. Chr. Weise und Kindermann bilden später die rein didaktische Weise vor.

Im Allgemeinen kann diese ganze Dichterschule mit dem, was sich nah oder fern darum gruppirte, den Eindruck nicht abwehren, daß nur kleine Hilfsmittel zu einem neuen Formgesetze aufgefunden, nirgends aber Gesetze einer Zeit- und Weltherrschaft entdeckt werden. Alle tiefere Frage blieb ungelöst.

Man muß sich zu Anfang und Ende stets wieder mit einer leidlichen Geschmacksweckung, und einem sprachlichen Gewinne begnügen. Für diese ist auch schließlich der Einbecker Georg Schottel noch anzuführen, welcher wie Gueintzen und Caspar von Stieler für die Sprachkunde und Sprachkunst redlich gewirkt hat.

19.

Die philoſophiſche Wendung.

Es iſt deshalb wieder anderwärts nach dem tief folgenreichen, innern Geflechte umzuſchauen. Die Dichter ſind Farbe und Stimme, welche ihre genaueſte Verbindung mit dem philoſophiſchen Geflechte haben — leider ging es damals in Deutſchland beinahe völlig aus, und wirkte nur von den Nachbarländern kaum nachweisbar herein. Was ſich aber jetzt in den Nachbarländern im geheimſten Seelenſchachte bildete, erregt in der Folge ganz und gar unſere deutſche Welt, ja findet als ſublimſte Thätigkeit bei uns ſeine günſtigſte Stätte. — Wir haben uns alſo darnach umzuſehen, als geſchähe es bei uns.

An vielen Punkten iſt bereits eine Abſagung vom Alten, ein Uebertritt zum Modernen grell oder ſanft herausgeeilt in den hiſtoriſchen Blick. Aber immer hing es noch in irgend einem ſtarken Lebenstheile lebendig mit dem Alten zuſammen, Luther blieb bis zu ſeinem Tode halb römiſch-katholiſch. Jetzt, in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts wird in der feinſten Wiſſenſchaft das letzte Tau gekarrt, welches das Bildungsſchiff mit dem alten Lande in Verbindung erhielt.

Die Anfänge der ſtreng modernen Philoſophie erheben ſich, des modernen Materialismus und des modernen Idealismus.

Daß dies durchaus nur in abſtrakter Weiſe geſchah, hat gewiß manche herbe Erſcheinung hervorgebracht. Die dichteriſche Vermittelung iſt in der Geſchichte ſtets die weichſte geweſen. Aber es fehlte an ſo hochbegabten Dichtern, es lehnte ſich nun der

nackte Gedanke ſelber auf, und die Folge davon war, obwohl noch ein Jahrhundert vorüber ging, ein krampfhafter Eindrang in's fleiſchige Leben.

Schmerzlich werden hierbei die Dichter vermißt; dies menſchliche Opfer des Schmerzes bringt man ſtets einer ſtrengen Wiſſenſchaft der Hiſtorie gegenüber, die das Bedauern nicht in ſich aufnehmen kann. Die Dichter ſind Symptome des innen wandelnden und verwandelnden Lebens, und ſie ſind ſchöne Symptome davon. Die Schönheit wirkt immer beruhigend; das poetiſche Genie hat den unſchätzbaren Schritt der Begabtheit voraus, den Schritt, der ſelbſt ſchon eine Form iſt, vor alle dem, was mühſam aufbaut. Leider iſt für die vorliegende Epoche nichts zu ſagen von dieſer poetiſchen Begabtheit und man muß eine Zeitlang ganz zur Geſchichte der Philoſophie flüchten, wenn die große Wendung vor Augen gebracht ſein ſoll.

Auch darin liegt ein Beweis, daß die Zeit nüchtern aus der chriſtlichen Weiſe hinausſchreitet, wie ſich denn auch bald darſtellen wird, daß ſie auch den chriſtlichen Inhalt ganz bei Seite läßt. Bis zum dreißigjährigen Kriege bewegt man ſich noch immer um die Fragen nach der Kirche. Dort hören auch dieſe auf, es wird gar nicht mehr des Glaubens gedacht, wenn ein Autor in Erwähnung kommt; ſchon in der ſchleſiſchen Schule iſt es kein Moment mehr, ob der Dichter Katholik oder Proteſtant ſei, der eiſern katholiſche Ferdinand II. ſelbſt, welcher lieber beteln wollte, als ein Dorf ſeiner Herrſchaft ohne Katholicismus laſſen, krönte Opitz zum Dichterfürſten, ohne daß deſſen Glaubensbekenntniß dabei eine Bedeutung erhielt.

So ſchwand die Kirche, jetzt verſchwindet ſogar die chriſtliche Idee, ganz in Uebereinſtimmung damit, daß ein dichteriſcher Uebergang fehlte. Denn die chriſtliche Welt iſt eigentlich das Ergebniß einer poetiſchen Schöpfung, und ſie geräth darum ſtets in eine ſo ſchiefe Poſition, wenn ſie vom rein abſtrakten Standpunkte vertheidigt, oder angegriffen wird. Das philoſophiſche Rüſtzeug derſelben war unbedeutend neben dem reich ausgebildeten des Griechenthums und des Orientalismus. Aber ihr poetiſches war groß: eine neue harmoniſche Welt aus dem Chaos zu ſchlagen.

Darum erfüllt auch eine Geſchichte der Philoſophie niemals

die Entwickelung der christlichen Welt, sie weist nur die Geschichte des Schematismus nach. Und auf der andern Seite wäre eine Geschichte der Poesie nur eine Geschichte der menschlichen Wunder; um also eine Geschichte der Literatur zu haben, muß Beides, es muß neben dem Dichtungswalde auch das Wachsthum des verbindenden Geflechtes in der Philosophie nachgewiesen werden.

Die große Wendung, welche hier eintritt, heischt hierbei, sich über die Formen der Geschichte zu verständigen. Es ist dies der geeignetste Punkt, sich ein für allemal darüber zu erklären, wie der Darsteller die große Entwickelung anzufassen habe. Die Geschichte der Literatur weicht gewöhnlich den vielen Streitigkeiten aus, wie man Geschichte schreiben solle, oder was, mit andern Worten, Philosophie der Geschichte sei. Im Grunde ist sie aber doch lebhaft dabei betheiligt. Für das ordinairste Urtheil selbst stellt sich dies gebieterisch heraus, wo die eigentlich literarische Hervorbringung spärlich fließt, wo die Literargeschichte nach dem Bereiche des philosophischen Gedankens und der Begebenheit umblicken muß.

Man ist bekanntlich sehr getrennt, ob man bloß die Ereignisse in ihrer durchaus unerläßlichen, nächsten Gedankenfolge aufzählen, ob man sich begnügen solle, höchstens verwandt Aussehendes neben einander und einander gegenüber zu stellen, oder ob man die Geschichte konstruiren solle. Unter diesem Letzteren versteht man die Wissenschaft, welche in der Weltentwickelung einen großen philosophischen Prozeß sieht, welche das ganze Werden unter Gesichtspunkte inneren Gesetzes bringt, und aus den Ergebnissen Nothwendigkeiten macht.

Das geschieht natürlich mehr oder minder gewaltsam; so viel auch gelernt und aufgeräumt wird, bei einer Welt, die so wunderbar historisch wechselt, ist keineswegs Alles bis in's Detail aufgeräumt für wissenschaftliche Ordnung und wissenschaftliches Gesetz. Wenn man nicht in die Voraussetzung, welche jedes System macht, bedingungslos eintritt, so hat man die Welt und die Aeußerung derselben bis in den kleinsten Winkel neu zu stellen, man übernimmt also immer das Geschäft eines Nachschöpfers, was natürlich sein Mißliches in sich trägt, da es stets mehr Stoff, Zeug und Einsicht heischt, als der einzelne Mensch ein Leben hindurch an sich raffen kann.

Hierin begegnet die historische Aufgabe dem vorliegenden historischen Punkte, wo die Philosophie sich und die Welt von Neuem beginnt.

Das Mangelhafte kann also da nicht ausbleiben, und die bloßen Zähler, welche eben nur in chronologischer Reihe aufzählen, Gott einen guten Mann und die Geschichte eine gute Frau sein lassen, finden da stets viel Beute für einzelnen Tadel. Am Ende müssen sie aber doch selbst, um nur Eins nach dem Anderen hinzustellen, zu einer Wissenschaft greifen, welche dies möglich macht, denn der Mensch bemächtigt sich nicht zweier Dinge anders als in einem Verhältnisse. Das Verhältniß giebt ein Wissen, eine Wissenschaft, im Darstellen eine Kunst — auch der Nüchternste mag dieser Folge nicht entrinnen. Der Gegner der konstruirten Geschichte tritt in einer Geschlossenheit auf, um die Geschlossenheit zu bekämpfen.

Es ist also ein ohnmächtiger Kampf gegen das Menschengeschick, das im Allgemeinen anzugreifen, was man Konstruktion der Geschichte nennt.

Zur Sprache wird es auch insbesondere hier gebracht, weil die Welt im siebzehnten Jahrhunderte mehr denn je auf dem Punkte steht, freie Gesetze der Nothwendigkeit in sich aufzusuchen, da sie sich mehr und mehr von den positiven Gesetzen des Herkommens verlassen und darauf angewiesen sieht, ein neues Verhältniß zu erfinden. Eben jenes Konstruiren des historischen Verfahrens tritt hier in der Historie als weitgreifende Revolution auf, und erscheint ganz unverständlich, wenn es nicht in einer versuchten Erklärung des Zusammenhanges, das heißt, in einer konstruirten Geschichtsweise aufgefaßt wird.

Der wichtige Einschnitt ist da, wo die Wissenschaft ihre bisherige Geschichte ganz läugnet, und in Baco sich darin von Neuem anhebt, daß im reinen Wissen des außer uns Liegenden ein neuer Anfang gemacht, und von da auf eine neue Erkenntniß gefolgert wird. Daß andererseits in des Cartes der rein gedankliche Punkt zum Anfange und zum Urtheile des Anfanges gemacht wird.

Jener vornehme Engländer Baco, Lord von Verulam, der 1626 stirbt, läugnete allen bisherigen Wissenschaftsgang, und fing ihn von neuem an. Er nannte diesen die magna restauratio,

deren Wege eine Encyclopädie der Wissenschaften und ein Organon waren, worin die neue Weise zu schließen angedeutet wurde. Ihr kennt die Welt nicht, sagte er, lernt sie erst kennen, fangt bei dem kleinsten Stoffe an, der vor Euch liegt, und geht so nach neuer Kenntniß weiter; alsdann schließt in neuer Weise nach Anleitung meines Organons! Er hat die allgemeinen Principien der Verfahrungsart auf dem Gebiete der Erfahrungsphilosophie aufgestellt.

Aus diesem Boden wuchs aller Naturalismus, Sensualismus und Materialismus, welcher eine Hälfte der neuen Zeit erfüllt, und sich im achtzehnten Jahrhundert durch einen donnernden Ausbruch geltend machte, diejenige politische Welt zersprengend, welche sich in der Reformzeit ausgebildet hatte, diejenigen kirchlichen Reste in die Luft schleudernd, welche noch, dürftig genug, übrig geblieben.

Jener Franzose, Cartesius genannt, erfindet im Gegensatze den baaren Realismus, jene moderne Metaphysik, welche ohne die geringste Rücksicht auf das Bestehende verfährt. Dies Bestehende, was bei Seite gelassen wird, ist nicht bloß Kirche und Staat, es ist Natur und alles übliche Gesetz, es wird nun über Alles gedacht und geurtheilt, die Menschen werden also nun vollends von ihrer Geschichte gelöst, und hiermit nimmt die Welt den eigentlich modernen Prozeß auf, sich neu aus sich selbst zu erschaffen. Man nennt es die erste Wiederaufnahme einer freien Philosophie seit den Neu-Platonikern.

Wir sind also hier bei den ersten, verhängnißvoll konsequenten Männern, welche sich ganz und gar, ohne Rücksicht von der Vergangenheit lossagen, wie dies nur zur Hälfte in der Reform geschehen war. Das, was Locke in seinem Systeme selbst eine tabula rasa nennt, das erscheint jetzt.

Muß man sich hier nicht sorgenvoll umsehen, in welcher Weise die Geschichtswissenschaft solche Revolutionen zu bewältigen sucht. Ist sie eine Wissenschaft, wenn sie so klaffende Wendungen nur als eine zufällige Erscheinung hinstellt? Alle Bildung will sich hier noch einmal von Neuem konstruiren. Stellt man dies ohne Zusammenhang hin, ohne den Versuch, darin eine organische Nothwendigkeit darzulegen, so wird diese ungeheure Erscheinung eine grinsende Fratze.

Wenn also durch nichts Anderes, so ist es durch oft so riesenhaft heraustretende Thaten der Geschichte bedingt, einen organischen Verlauf der Geschichte aufzusuchen. Es ist eine andere Frage, ob dies Konstruiren der Geschichte auf eine bis in's Detail gewaltsame Weise geschehen, und ob jedes Vorkommniß zu Gunsten einer Kategorie seiner ursprünglichen Seele beraubt werden solle.

Daß die Freiheit selbst in jener organischen Behandlung verloren gehe, ist ein so wunderlicher Irrthum des Herzens, der sich in eine Entwickelung der Thatsachen und Begriffe drängt, daß er hierbei wie eine Trivialität aussieht, und man nur der Höflichkeit halber verlegen wird. Es ist, als ob bei Sprach- und Denkgesetzen gegen die beschränkende Form der Wort- und Satzfügung geeifert würde. Ohne Aufgeben solcher Freiheit ist keinerlei Bildung möglich, denn die Freiheit dieser Bedeutung ist das chaotisch Allgemeine. Die Frage kann nie dahin gehen: ob? sondern nur: in wie weit? Jede Wissenschaft ist erst in ihrer Nothwendigkeit eine Wissenschaft.

Will man der Geschichtskonstruktion den Krieg machen, so mache man ihn, um sich gemäß zu sein, auch aller Wissenschaft.

Aus solchen Gründen muß denn auch in einer Geschichte der Literatur organische Entwickelung unter leitenden Ideen aufgesucht werden. Zu dem Ende bedarf es einer beiläufigen und einschlagenden Kenntniß, in welcher Folge die reine Thatsache, das Material der Geschichte im Allgemeinen, entsteht, und im verschiedenen Charakter sich spiegelt; in welcher Folge ferner der höhere Gedanke jeder Epoche erwächst und sich bereitet, und wie endlich dazwischen, oder mitten aus Allem heraus die farbige literarische Blume ihre Blätter entfaltet. Denn die Geschichte der Thatsache, was man kurzweg die Geschichte nennt, ist der Leib, die Geschichte der Philosophie ist der Geist, und die Geschichte der Literatur ist das Herz oder die Seele. Eins oder das Andere ist mangelhaft an sich, und mangelhaft zu erklären. Wird aber auf Alles das Rücksicht genommen, so baut sich von selbst jene Konstruktion der Geschichte auf, welche so oft angegriffen, und deren Bedürfniß bei der vorliegenden philosophischen Wendung so überaus deutlich wird.

Dem offenen Auge führen breite Stufen vom ersten Häretiker der Kirche bis auf Baco und Carteſius, welche die Kirche

bereits außer Frage und Rücksicht lassen. Es sieht den Scholastiker unter den Fesseln der Kirche die Gedankenwaffe nur um so spitzer und schärfer schleifen, daß sie im stürmischen, allgemeinen Kampfe um so tiefer trifft, aber auch um so eher bricht; es sieht den Pabst selbst jenen Humanismus befördern, der allen Sinn auf fremde Form wendet, und erst das kirchliche, dann das christliche Interesse entwendet; es sieht eine Revolution gegen die Kirche halb gelingen, sieht wie in Jesuitismus und Politik die Kirche sich selbst verliert — und so ist es ihm nicht mehr ein Wunder des Zufalls, wenn Baco und Carteſius im siebzehnten Jahrhunderte sagen: verschwinde alte Wissenschaft, stirb, Glaube, du altes Phantom; aller Ausgangspunkt des bisherigen Wissens ist falsch, hier sind zwei neue Anfänge und Ausgänge! —

Der große Ruck, welchen die Welt durch den tiefen Einschnitt des Baco und Carteſius erleidet, wird jener Geist von der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein. In ihm sprießt jene weiterregende encyklopädistische Bildung Frankreichs, welche auch bei uns so viel Wendung weckt. Man sieht mit einem Worte vor der letzten Mauer, welche noch von der neuesten Zeit trennte, und welche von den Philosophen untergraben wurde, also daß sie im achtzehnten Jahrhunderte plötzlich zerschmetternd einstürzte.

Was in Deutschland durch dichterische Schulen wie die schlesischen nebenher geschieht, ist ein rein formeller Versuch, der unserer Folgezeit als solcher zu Gute kommt. Für den innersten Kern ist die außerhalb Deutschlands beginnende philosophische Krisis auch in jener Zeit von wenigstens eben so großer Bedeutung. Später kommt sie durch Leibnitz und absteigend durch Thomaſius, Wolf und Aehnliche direkt zu uns, versinkt oder verflacht, oder verbreitet sich in die Aufklärerei, und erhebt sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, just bei uns, zur höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Höhe, deren sie bis jetzt in der Geschichtswelt fähig gewesen ist.

Es handelt sich also in Wahrheit um die Geburtsstätte unsers jetzigen Vaterlandes und die Paar Meilen über den Rhein hinüber dürfen unserer aufmerksameren Betrachtung keinen Eintrag thun.

Bacon.

Unbefriedigt von der bestehenden Welteinsicht wandte er sich noch einmal von vorn an die Wirklichkeit, was man Realität nennt, um dort die Gesetze besser zu ergründen, und, auf diese fußend, eine neue Welteinsicht zu gewinnen. Cartesius ward die gedankliche Ergänzung, und so bildete sich von diesem neuen Standpunkte, von dieser revolutionairen Wendung an die Natur selber, nachdem mancher Uebergang noch gefunden war, unsere moderne Naturphilosophie, welche im deutschen Leben so wichtig geworden ist.

Sie wendet sich ebenfalls an die Erforschung der Naturgesetze, und erbaut in diesen neuen Resultaten ihre Gedankenschlüsse. So wie damals Spinoza mehr in Carteſianischer Richtung sich vorzugsweise auf den Gedanken warf, und Leibnitz eine Vereinigung suchte, so ward neuerdings Schelling durch Hegel überholt, welcher ebenfalls die eigentliche Beute in's strenge Denkleben rettete. Der fragliche Punkt ist dort wie hier: wo haben wir genügend Neues vom Naturgesetze erforscht, um uns daraus neue Kriterien und Grundsätze aufzubauen, daraus einen neuen Gang des Denkens zu errichten, und in diesem neuen Gange ein allgemein neues Resultat zu gewinnen? Wer zu früh in die allgemeine Folgerung springt, verfällt leicht wie Hobbes und Locke einem mangelhaften Erfahrungssysteme; wer sich zu lange mit dem Kenntnißdetail beschäftigt und mit der einzelnen Folgerung, wie Schelling, der wird von dem überboten, welcher gleich Hegel die neue Erfahrungsfrucht für reif erklärt, und aus ihr den reinen Geist einer neuen Denkphilosophie kelternd.

Wir befinden uns jedenfalls hier an der wirklichen Schwelle des modernen Geisteslebens, und was sich jetzt lossspinnt, ist selbst für die nächste heutige Welt vom nächsten Bezuge. Weit dahinten in der Geschichte liegt aller Anhalt an Dogma oder auch nur an Tradition, man kennt ihn nicht mehr, man ist auf sich selbst gestellt, aus sich selbst will man sich begreifen. Hin und her schwankt jener Prozeß, ob man tief genug in neue Erfahrung gestiegen sei, ob man abschließen könne oder nicht, und darin unterscheidet sich jetzt Empirismus und Idealismus. Wer

nämlich der neuen Erfahrung zunächst bleibt, und davon sich nicht wieder zu einer neu gewonnenen, aber in sich wieder unabhängigen Denkwelt schwingen kann, der wird Empirist genannt, und der Hauptheld dieser Partie ist Locke; wer sich aus der neuen Kenntniß heraus mit all' der Eroberung an den Geist wendet, sie diesem zu Füßen wirft, und daraus ein neues Denkwesen vergeistigen läßt, wie dies Hegel in letzter Zeit gethan, der ist Idealist. Obwohl dieses Wort nicht mehr für ausreichend gilt, und man dem Worte Dialektiker eine erhöhte und stoffreichere Bedeutung gegeben hat, als früher.

Dem Bacon ist jener Mangel des zweiten Schrittes, nämlich vom bloßen Erfahrungswissen, dem Empirismus hinweg, weniger vorzuwerfen: er deutete die Nothwendigkeit desselben an, wenn es auch ihm selbst nicht mehr vergönnt war, ihn wahrhaft zu thun. Seine Aufgabe war zunächst die: Aristoteles hat einst nach der Beschaffenheit des Wirklichen und den Gesetzen davon sich umgesehen, und daraus Formeln gebildet. Das sind Kategorien, Denkgesetze geworden, mit denen sich die gelehrte Menschheit seit so viel Jahrhunderten beholfen hat; es ist die höchste Zeit, nachzusehen, ob wir denn über die Gesetze der Natur nicht mehr und Besseres entdeckt haben, und ob wir nun damit nicht zu Kategorien gelangen, die anders sind, als die des Aristoteles waren.

Die Wissenschaft — sagt er — ist ein lebendiges Abbild der Wahrheit, denn die Wahrheit des Seins und des Erkennens ist ein und dieselbe; sie unterscheiden sich nur wie der gerade Lichtstrahl von dem gebrochenen. Sucht also das reine Abbild der Natur, und ihr werdet das reine Abbild Gottes, der Welt und des Menschen finden, als welche Drei das Ein und Alles sind.

So begann er die „große Wiederherstellung," an welcher wir heute noch in solchem Sinne arbeiten. Alle einzelne Kenntniß mußte von Neuem gerüft werden. Dies ist das encyklopädische Unternehmen, welches später einseitig in Frankreich die Revolution vorbereitete. Für das neu Gewonnene gab er in seinem Organon die Methode an, um es in den neuen Geist, das heißt in den nun letzten neuen, gültigen Gedanken zu verwandeln: von der einzelnen Erscheinung gehet aus, und durch

Induktion — sein Lieblingswort — und Analogie steigt auf zum Allgemeinen! Man nennt dies die analytische Methode.

Dieser ungeheure Gedanke einer ganzen Reform alles Wissens wird zumeist flüchtig überhüpft — die specielle Kenntniß einer millionenfachen Welt bis in das kleinste Stäubchen ist dazu nöthig, und dieser ungeheure Gedanke Bacon's ist eigentlich der große Revolutionsgedanke moderner Wissenschaftlichkeit, dem Prinzipe nach ist die Kirchenreform nur eine halbe Maßregel daneben.

Natürlich starb Bacon darüber hin; denn wenn die Aufgabe wirklich in dieser Umfassung gelöst ist, dann ist auch der Mensch über die menschliche Beschränktheit hinaus. Aber man muß es gestehen, der Gedanke ist groß wie eine Welt; jetzt überrascht er uns so wenig wie Amerika; aber man versetze sich in eine Zeit, wo Alles in einem ewig anerkannten Denkkreise sich bewegte, und die Unrichtigkeit dieses Kreises plötzlich behauptet und bewiesen wird!

Von jenem Gedanken datirt auch die rastlose Erfindung aller Art, welche seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts thätiger gewesen ist, als ein ganz Jahrtausend vorher; es datirt daher das rastlos innere Leben der modernen Menschheit, und der eigentlich moderne Glaube, daß sich überall Neues erforschen lasse, ein Glaube, den die frühere Welt gar nicht hatte, oder an dem Einzelnen sträflich fand und als Zauberei und Ketzerei bezeichnete. Freilich ist auch viel Gefahr bei so großer Bewegung, und der bunte Wechsel, die Revolution aus Princip kommt aus demselben Neste. Zerriß Luther das Bewußtsein im Allgemeinen, und brachte er den Zwiespalt in das Herz, die Bacon'sche Revolution warf auch den Wissensbalt auseinander, auch den Trost am Profanen.

Es ist nach dem Obigen aber falsch, Bacon als den Begründer der bloß empirischen Wissenschaft zu betrachten; nur veranlaßt hat er sie.

Die gedankliche Spekulation warf er bei Seite, die Religion berührte er mit keinem Worte, seine Gott- und Engelgleichheit, welche ihm für erstrebbar galt, brachte er in keine Verbindung mit dem, was Religion heißt. Er nahm zwar die vom Aberglauben gereinigte Magie in die Naturlehre auf, er gab den

Träumen eine Bedeutsamkeit, aber er hielt das Alles abgesperrt von dem religiosen Punkte. Und so leitet man die moderne Natur- und Vernunftreligion, und Materialismus von ihm, obwohl Hobbes und Locke, ebenfalls Engländer, die nächsten Erzeuger dieser Richtung waren.

Es ist sehr bezeichnend, daß sich diese vom praktischen Erkennen ausgehende neue Wissenschaftlichkeit, in England zuerst begriff, und auch in ihrer praktischen Seite dort am Reichlichsten entwickelte. Man läßt dort vorherrschend für das Gesetz jedes Kreises nur das gelten, was sich augenscheinlich aus dem Allernächsten entwickelt; man läßt ferner dort, und zwar des Staatszweckes halber, die Religion selbst so pedantisch unberührt und unbefragt, wie etwas, was durchaus nicht in die Diskussion gehöre, und was erhalten sein müsse bis auf den kleinsten Stift. Das geschieht noch ebenein mit einer Religion, welche aus dem protestantischen Princip entstanden, welche mit großer Beliebigkeit in der Hauptsache von einem eigensinnigen Könige, Heinrich dem achten, eingeführt worden, welche in zahlreiche, höchst spitzfindige Sekten getheilt ist, welche also an allen Seiten den Stempel trägt, daß sie von Engländern eigenwillig eingesetzt sei.

All' dies in Betracht gezogen ist der englische Zug der Religionserhaltung um jeden Preis eigentlich ein irreligioser — er übergeht, wie Bacon that, die Religion ganz bei der Geistesprüfung, obwohl die positive Gestalt, in welcher sie so unberührt erhalten wird, das Resultat einer kurz vorhergehenden Geistesprüfung ist. Sie wird also eigentlich im Innersten ignorirt, und des staatlichen Zweckes halber aus aller Diskussion gelassen.

Deshalb zeigt sich auch unter Engländern, welche sich genial vom englischen Stile befreien, die grellste Religionsläugnerei, wie bei Shelley und Byron, und England macht darüber stets in diesem Sinne das besonderste Aufsehen.

Die nächste Folge der Bacon'schen Lehre war ein scharfer Eifer in aller Naturwissenschaft, worin das Hauptergebniß Isaac Newton wurde, der noch bis in die zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts herüberreicht. Ferner die Vernunftreligion des Lords Herbert — stirbt 1648 — der von keiner Religion etwas wissen wollte, sobald sie auf Glauben und übernatürliche Offenbarung gestellt sei. Ferner Thomas Hobbes —

ſtirbt 1679 — ein Hauptruf der Empiriſten. Er läugnet das Unendliche und Unmoraliſche, und ſagt, der Menſch könne von Gott gar nichts wiſſen. Wenn man eine Religion haben wollte, ſo müſſe man bloß glauben.

Im Grunde iſt dies eben der angedeutete Religionspunkt Alt-Englands moderner Zeit, wo die Frage über Religion nie an die Tagesordnung kommen kann.

Das Staatsleben datirt er von einem Kriege Aller gegen Alle. Bemerkenswerth iſt es, daß er, der unter den Stuart- und Parlamentskämpfen lebt, in der Politik für eine unumſchränkte Monarchie iſt, weil nur ſolchergeſtalt die allgemeine Beſtialität niedergehalten werde. Die ganze Geiſteswelt iſt ihm eine Mechanik, das heißt eine Bewegung materieller Beſtandtheile.

In ſolcher Weiſe, ſich ſelbſt als Schöpfer aller Staatsinſtitute hinſtellend, begründet Hugo Grotius den Staat und das Recht auf einen Urvertrag der Völker, und unſer Landsmann Puffendorf — ſtirbt 1694 — der von einem urſprünglichen Geſelligkeitstriebe der Menſchen ausgeht, hat dieſe Richtung auf das Sorgfältigſte begründet.

Man begegnet im nächſten Jahrhunderte jenen Folgerungen Bacon's, Hobbe's, Herbert's, Groot's in Frankreich von allerlei Weiſe. Dazu gab nur die dortige Verſtandesphiloſophie des des Cartes einen Einſchlag, welcher ebenfalls näher anzuſehen iſt.

Carteſius.

René des Cartes war ein franzöſiſcher Edelmann aus der Touraine, und 1596 geboren. Auf einem Jeſuiten-Collegium wird er erzogen und in allen Geiſtesthätigkeiten geübt; er lieſ't Alles durcheinander, reiſ't Viel umher, nimmt ſogar Kriegsdienſte unter Tilly gegen einen Proteſtantismus, den er ſo rieſenhaft zu ſteigern berufen war, und ſieht ſich am End' auf dem Punkte, ſich mit Hilfe gangbarer Wiſſenſchaftlichkeit nicht mehr zurecht finden zu können. Wie ſtarke Geiſter thun, die auf ein Außenliegendes nicht größere Mühe wenden, wirft er alles Gewußte hinter ſich, und erſchafft eine eigene neue Welt aus ſich ſelbſt.

Der Gewohnheit nach noch in der alten Welt, verſpricht er

der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Loretto, wenn ihm sein Vorhaben gelänge, ein Vorhaben, was Niemand so nachtheilig werden sollte als der Mutter Gottes.

Wie Baco an der äußeren Kenntniß die Revolution begann, so begann sie Carteſius mit der inneren Denkwelt, warf auch das Bisherige fort, und erklärte, man müsse sich erst über das Denken selbst vergewissern und vereinigen. — Also: Erst muß Alles bezweifelt werden, was nicht unmittelbar gewiß ist, und was sich Jemand auch anders oder als gar nicht seiend denken könnte. So kommt man zum Anfange „ich bin, weil ich denke."

Aus diesem Eigenprozesse des Verstandes ohne weitere Zuthat sonstiger Kräfte baut er in mathematischer Methode ein System auf, worin der Dualismus zwischen Sein und Denken, Geist und Körper ungelöst bleibt.

Aber die größte Revolution lag eben auch in diesem Systeme, denn es machte ein neues selbstständiges Denken souverain. Der Inhalt mag sein, welcher er will, nur wenn ich herausehebe, daß ich darin als denkend bin, so liegt darin das reine Sein. Dies Denken entkleidete sich also ebenfalls von aller Geschichte, und machte das größte Aufsehen. In Frankreich ward jener englische Empirismus, der besonders durch Locke so großen Eingang gewann, und diese Carteſische Verstandesthätigkeit, welche sich unabhängig über Alles erhob, das bestimmende Moment aller nächsten Zukunft. Daraus gehr die ausgebildetste, dreiste Gedankenrevolution, welche später so thatsächlich ausbrach. Denn alle die Helvetius, Diderot, Voltaire und Rousseau konnten erst entstehen, nachdem durch einen theoretischen Geistesruck die Welt von ihrer bisherigen Geschichte abgetrennt war. Hier an der letzten Geburtsstätte moderner Welt ist das Christenthum, was bis dahin immer Mittelpunkt gewesen war, völlig verschwunden, man schuf sich eine eigene Welt der höheren Beziehung, ohne die mindeste Notiz davon zu nehmen. Daß der Papst Carteſius und Aehnliche verdammte, war nicht von der geringsten Bedeutung mehr; ja die Einsicht in ein wirklich positiv-religioses Moment war dergestalt verwischt, daß Spinoza neben solchen Bestrebungen für den ärgsten Gotteslängner galt, Spinoza, welcher himmelweit der Religiosste von Allen.

Des Cartes hatte sich nach Holland zurückgezogen — 1629

bis 1644 —, um die Sammlung eines eigenen philosophischen Systemes zu finden. Es ist bemerkenswerth, daß die meisten jener modernen Systeme auf der einförmigen Fläche Hollands aufwuchsen; jene regelmäßige Reinlichkeit, Ordnung und Bewegung muß dem sich selbst erfindenden Gedanken besonders zuträglich sein. Auch Spinoza lebte dort, und Locke, der Engländer, erfand sein System ebenfalls in Holland, und ging erst mit dem fertigen und mit dem Hause Oranien nach England zurück, was damals den englischen Thron bestieg.

Die Rechtfertigung, daß man einen Vernunftsatz, eine Vernunftwahrheit voraussetzen müsse, legte er dahinein: der menschliche Geist ist von Hause aus Wahrheit, was er folgerichtig aus sich selbst erkennt, muß also auch nothwendig wahr sein. Das Außenliegende ist Nebensache, denn das Zeugniß der Sinne ist unzuverlässig.

Spinoza.

Viel mehr vertiefte sich der moderne eigene Gedanke in Spinoza, und obwohl an Hundert Jahre vergraben, ja verachtet liegend, brach er doch am Ende auf, wirkte besonders tief auf Deutschland, und auf die philosophische Anregung und Gedankenwelt der Deutschen. Wenn von einem Ahnherrn des allgemeinen philosophischen Bewußtseins um die jetzige Zeit in Deutschland die Rede sein soll, so muß Spinoza genannt werden. Am Allgemeinen herrscht jetzt seine überall durchgötterte Welt, seine göttliche „Substanz," der gesammelte Pantheismus, der doch im Grunde in eine geistige Monarchie zusammengeht, und in aller modernen Bestrebung, im Staate, im Glauben, in der Poesie zu Tage kommt. Was man unchristlich, gottlos und auf ähnliche Weise an der Jugend des neunzehnten Jahrhunderts in den zwanziger und dreißiger Jahren desselben gescholten hat, das war in Deutschland größtentheils Spinozismus, der klar und unklar, bewußt und unbewußt schaltete, drängte, vernichtete und erschuf.

Baruch Spinoza lebte von 1632 bis 1677. Seine Eltern waren portugiesische Juden, die aus einer Verfolgung nach Holland

entflohen. In Amsterdam wurde Baruch geboren, und an den schärfsten Stangen des Talmudverstandes aufgezogen. Das Judenthum, von dem er den schonungslos einhergehenden Gedanken und die religiose Begeisterung hatte, befriedigte ihn nicht; er entfloh ihm, verkroch sich in die Häuser von Christen, lernte Griechisch, Lateinisch, Mathematik und Philosophie, besonders Cartesische, die ihm Anfangs zusagte, dann aber in ihren einseitigen Verstandesresultaten seinem tieferen Bedürfnisse nicht Genüge gab. Im Jahre 1660 hatte er die Synagoge ganz verlassen, den Haß, den Bann, die Verfolgung der Juden auf sich geladen, und war in die Stille eines kleinen Hauses auf dem Lande geflüchtet, um zu sinnen und zu ersinnen. Oft verging ein Vierteljahr, ohne daß er über die Schwelle trat. Christ ist er nicht geworden, obwohl er den christlichen Namen Benedict später führte, manchmal die lutherische Predigt anhörte und überhaupt gute Predigten hochschätzte. Dies Moment der Revolution, was diese ganz philosophische Wendung des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt, und was so nachdrücklich die moderne Zeit bestimmt hat, war ebenfalls stark in ihm: aus der christlichen Welt eigenmächtig herauszutreten. Er lehnte einen Lehrstuhl in Heidelberg ab, wie er sagte, um sich in seinen Forschungen nicht zu unterbrechen, zum Theil gewiß aber auch darum, weil er nicht in die Konsequenzen oder Möglichkeiten eines christlichen Verbandes eintreten mochte. — Früh erlag der Körper, er war erst 44 Jahre alt, als ihn ein schleichendes Fieber, eine Schwindsucht, im Haag hinwegraffte. Ein einziger Freund, der Arzt Ludwig von Meier, sein Schüler und Herausgeber der nachgelassenen Werke, sah ihn sterben den einsamen, weisen Mann, und drückte ihm die Augen zu. —

Wer ihn gekannt hatte, selbst die holländischen Bauern, preisen seine Sanftmuth und Trefflichkeit. Er war eine jener jüdischen Naturen, die wirklich von Gott auszeichnend begabt sind, und die auf den poetischen Gedanken der Welt einen vorherrschenden Einfluß errungen haben; Spinoza war eine dieser Naturen, wo sich das starke Naturel zur beherrschenden Leutseligkeit gesänftigt und durchgeistet hatte. Es ist sehr erklärlich, daß er die streng rationalistischen Naturen so oft an Christus erinnert. Sicherlich wäre ihm auch ein gewaltsamer Tod wiederfahren,

wenn er in einem eigen jüdischen Reiche aufgetreten wäre. In Holland konnte ihn die Synagoge nur martern und verfluchen, und der einzelne, zur Wuth erzürnte Rabbi konnte nur den Dolch gegen ihn zücken, daß er, ein so begabter Auserwählter Gottes, die Bundeslade in der Gefangenschaft verließe. Er lebte von Verfertigung optischer Gläser, das Licht beschäftigte ihn, sagt Hegel.

Alle Nachrede stimmt jetzt darin überein, daß er der wahrhaftigste Mann seines Jahrhunderts gewesen, daß nie eine Lüge über seine Lippen gegangen sei.

Seine Philosophie selbst wird auch jetzt richtiger eine Theosophie, eine Kenntniß von Gott genannt. Dahin richtete sich all' sein Sinnen. Das Orientalische: Alles ist in Einem, Eins ist in Allem, dieser monarchische Pantheismus liegt auf dem Grunde. Und in diesem Stoffe fügt, ordnet und richtet die mathematische Philosophie des Carteſius als Methode.

Jener carteſische Dualismus des Seins und Denkens ward in eine Einheit verdichtet — ein großartig Vorspiel der später in Deutschland ausgebildeten Identität — in das einfache Sein, in die Substanz. Die Substanz ist das Unendliche, was in sich selbst ist, was sich durch sich selbst denken läßt, was also keines andern Begriffes bedarf, als seines eigenen, was unabhängig, absolut ist. Dies ist Gott. Er nennt ihn auch die naturirende Natur, diejenige, welche Natur erzeugt, und neben der Mensch die naturirte, die erzeugte ist.

Spinoza's Philosophie, eine Objectivirung der Carteſischen ist kurz folgende: Was wahr ist, ist schlechthin nur die eine Substanz, deren Attribute Denken und Ausdehnung (Natur) sind. Nur die absolute Einheit ist wirklich — ist Gott.

Alle Philosophie wurde ihm Tugendkunst, Erkenntniß und Liebe Gottes, das heißt: ein bewußtes und thätiges Leben in und mit Gott ist ihm Alles. Ueber sein System schrieb er deshalb auch „Ethik."

Gott ist in jeder Bewegung, in jeder That, er ist überall Ursache, Zufälligkeit giebt es nicht.

Gott handelt nicht nach moralischem Zwecke, er ist sich Selbstgesetz, er ist Alles.

Da Denken und Wollen Eins ist, so ist auch die Erkenntniß

des Guten und Bösen nichts anders als der Affekt der Freude und Traurigkeit. —

Auf Gott bezogen ist jede Idee wahr, denn in Gott entspricht jede Idee ihrem Gegenstande vollkommen; bei uns aber ist es anders, weil wir willkürlich, zufällig, einzeln betrachten, und die Idee in uns nicht Alles umfassende Nothwendigkeit ist.

Je genauer man die Wesenheit eines einzelnen Dinges erkennt, desto mehr nähert man sich Gott.

Diesem Satze begegnen wir in moderner Kultur als einem Hauptsatze noch öfter, und namentlich ist Goethe's Grundansicht dieselbe.

Es ist unnütz, wo es nur um eine Andeutung des Moments, nicht um eine eigentliche Geschichte der Philosophie zu thun ist, alle die einzelnen Sätze weiter aufzuführen. Denn da er strafs in mathematischer Methode von seinem Mittelpunkte ausgeht, wo Welt und Gott zusammenfallen, so giebt es der Folgerungen auf gleiche Weise in seinen Schriften sehr viele, und in Wahrheit so viele, als Dinge und Beziehungen in der Welt sind.

Man erkennt leicht, wie sich hier zum ersten Male wieder, abgelöst vom alten poetischen Dogma, eine positive Welt, eine umfaßte Poesie darbietet, eine solche, wie sie in jenen Jahrhunderten fehlte, und auch nach solcher Beihilfe nicht ergriffen ward. Spinoza blieb in seinem Latein vergraben, und die Zeit schwatzte in ihren Einzelnheiten weiter.

Die neueste deutsche Philosophie findet fast nichts an ihm auszusetzen, als die mathematische Methode, wodurch Alles ungegliedert in Eins zusammengezeichnet werde. Des eben herrschenden Stils halber bedauert sie wohl auch, daß er die Dreieinigkeit nicht in sein System verarbeitet habe. Dieses Bedauern ist indessen deshalb nicht so schwer zu nehmen, da selbst die neueste Philosophie sich nicht aus dem Herzen einer historischen Religion, sondern aus einer souverainen Vernunftabhängkeit erzeugt, und nur accessorisch in sich hineingezeichnet hat, was eben dem Stile wünschenswerth erschien. Von charakteristischer Wichtigkeit sind noch folgende Sätze:

Der Wille des Menschen ist keineswegs absolut frei, stets bestimmt ihn eine Ursache; denn wir sind naturirte Wesen, uns wirkt eine Kette von Ursachen durch die Welt; — bei der Vernunft

heißt nur Entſchluß, was in der Natur Trieb oder Beſtimmung iſt. — Wir verlangen, weil wir das für gut halten, was wir verlangen. Zuerſt hat man die Idee von ſeinem wirklich exiſtirenden Körper; der erſte und hauptſächlichſte Verſuch iſt alſo auch, dieſe Exiſtenz zu befeſtigen, zu beſtätigen und zu erhalten. — Gott erkennen iſt das Höchſte, — was wir um ſolcher Kenntniß willen thun iſt religios — ad religionem refero ſagt dem Worte nach Spinoza. — Eine aus Erkenntniß entſpringende Liebe Gottes iſt ewig, iſt die Liebe Gottes ſelbſt, womit er ſich ſelbſt liebt, inſoweit es uns zugänglich. — Als Schöpfung des Menſchen iſt dem Spinoza der Staat die Hauptſache. Die Art ſei gleichgültig, Freiheit und Tüchtigkeit ſei Privattugend, Tugend der öffentlichen Herrſchaft ſei Sicherheit. — Der Vorzug des Weiſen iſt innere Selbſtſtändigkeit und Ruhe, indem er innerlichſt nur ſeinem eig'nen Geſetze gehorcht.

Man konnte Spinoza vorwerfen, daß der ſittliche Unterſchied bei Seite gelaſſen ſei, weil er in die Theoſophie dieſes Syſtems in Wahrheit nicht gehört, wo alle Bezüginſſe an das Höchſte, nicht an das Nebenſtehende gewendet ſind. Dies hat man mit Gottbeziehung verwechſelt, und über ein Jahrhundert lang die grundfalſche Anſicht fortgetragen, Spinoza ſei Gotteslängner geweſen, während ſich juſt Alles auf Gott bei ihm richtete.

Locke.

Das viel unbedeutendere Syſtem Locke's, eine Ausführung Baco's, erhielt viel mehr Zulauf. Und das war natürlich: die Menge war losgeriſſen von einer tiefern poetiſchen Vermittelung mit Gott, und der ganzen Seele deſſen, was geſchehen war in Gedanken der Welt; die nächſte, die bequemſte Ergänzung war ihr die willkommenſte. Um in Spinoza's größere Schwingungen einzutreten, mußte man eine ganz neue poetiſche Schöpfung des Gedankens verſuchen; dazu war die Armuth noch zu neu. Was er vorausgreift, muß ſich erſt in alle verborgenen Winkel durchgewickelt haben, ehe es Bewußtſein von Nationen wird. Der materielle Weg, früher von dem poetiſchen Dogma der Welt ſo wenig aufgenommen, alſo im Antheile vernachläſſigt, bot zunächſt

größere Reize, er war auch vielleicht im höheren Geschichtszwecke noch bis in alle Extreme durchzumachen, damit die Welt aller dahin gehörigen Einflüsse theilhaftig und der Einsicht darüber fähig werde. Ihm strömte die Welt zu. Vergebens werden wir später bei Leibniz noch einen großartigen Versuch zu höherem Standpunkte sehen, Alles ist umsonst, Spinoza ist wie nicht dagewesen, und die kurze Verstandesweisheit erfüllt noch vorherrschend das ganze achtzehnte Jahrhundert.

Locke, der von 1632 — 1704 lebt, erzählt von sich selbst, daß er zu den trägen Naturen gehöre, denen ein stetes Denken unbequem sei. Er war Sekretair des Großkanzlers Ashley, nachmaligen Grafen von Shaftesbury, fiel mit diesem in Ungnade, und ging mit ihm auf lange Zeit nach Holland. In der Politik, die ihm so nahe lag, sagt er: sie habe ihren Grund nur im Gesammtwillen Aller, gesetzgebende und vollziehende Gewalt müßten getrennt sein. Kurz, er gehörte zur Partei der eingeschränkten Monarchie. Praktisch entwarf er die Konstitution für Carolina in Amerika, die damals eingerichtet wurde.

In aller philosophischen Spekulation sah er eine Spielerei, da man das Erkenntnißvermögen selbst nicht genau kenne. Er gab kein Angebornes zu, die menschliche Seele sei vielmehr eine unbeschriebene Tafel, die nur Eindrücke von der Außenwelt erhalte. Da sie eben nur ein solches Vermögen sei, so komme Alles auf die Außenwelt an. Der Sinn bringe es, der Verstand bearbeite es, und so komme die Weisheit hervor, deren wir fähig. Die Vernunft, ein drittes, könne allerdings die gewonnenen Vorstellungen verbinden, und ein Resultat suchen, das sei aber eine sehr unzuverläßige Sache. Die Wahrheit an sich bleibt aus der Frage.

Dahin geht sein berühmtestes Werk „Versuch über den menschlichen Verstand;" folgerecht schrieb er unter Anderem auch über „die Erziehung der Kinder," da ihm der Anfang der Geistesthätigkeit so wichtig war.

Es ist ihm eingewendet worden, daß alles Erkennen und Denken just mit dem Allgemeinsten und Einfachsten anfange, was kein Gegenstand unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung sei. Leibniz entgegnete ihm: die Sinne wüßten nur, was geschähe, nicht aber, was nothwendig geschähe.

Dahin verlor sich unter den Engländer Baco's großer Weg. Es fanden sich in England selbst viel Gegner, aber doch keine positiven Sieger dieses Materialismus und man löste sich später größtentheils in den Skepticismus Hume's auf. Dagegen nahm Frankreich Locke's Lehre mit dem größten Beifalle auf, und dort bildete sie sich zu den größten Erfolgen.

Als eine Hauptfolgerung hiervon, welche im achtzehnten Jahrhunderte die außerordentlichste Einwirkung auf Deutschland erzeugt, und sich hier bei den tüchtigsten Männern lebendig weist, muß unter Vielen Pierre Bayle genannt werden, der von 1674 — 1706 meistens in Holland lebt, und als Polyhistor und Kritiker und Verfasser eines historisch-kritischen Wörterbuches die encyklopädische Bildung am Nachdrücklichsten erhebt. Er sagt, die Vernunft könne nur Irrthümer, aber nichts positiv Wahres erkennen, und Jean Paul nennt ihn deshalb ein dekomponirendes Genie. Den Manichäismus mit einem guten und bösen Urwesen hielt er für das noch Annehmlichste, und dagegen schrieb Leibnitz seine Theodicée. Aberglaube sei verderblicher als Unglaube. Es sei ein Staat möglich, worin man weder an Gott, noch an Unsterblichkeit glaube. Die Mathematik habe keine absolute und reale Gewißheit in ihren Principien. Spinoza verstoße mit seiner Abstraktion gegen allen Populärverstand, und berücksichtige die Wirklichkeit zu wenig. — In Folge davon sahen wir in Deutschland die Populärphilosophie allmächtig werden, und nur die begabtesten Geister schwingen sich darüber hinaus, Leibnitz in einem bewußt ausgebildeten Systeme, Lessing in einem höheren wissenschaftlichen Takte, welchen er nicht verlor, obwohl er rings mit Populärphilosophie umgeben und befreundet, und obwohl er nicht geeignet war, dies in einer streng systematischen Form auszusprechen.

Leibnitz.

1646 — 1716.

Locke und Bayle bilden uns aber auch den Uebergang zu Deutschland, was bisher beinahe ganz unbetheiligt an dieser großen Wendung geblieben war, von einer Wendung, die später

ein unermeßlicher Einfluß für daſſelbe werden ſollte. Denn jene Wendung ward ein Jahrhundert ſpäter in Deutſchland allein weiter gerückt, und wie der heutige Philoſoph ſagt, zu Ende gerückt. Locke zunächſt regte Leibnitz zur entſchloſſenſten Oppoſition auf.

Leibnitz, aus Leipzig gebürtig, erwarb ſich eine großartige Stellung in der Welt, eine Stellung, wie ſie vor und nach ihm kaum ein deutſcher Gelehrter eingenommen hat. Er war ein allſeitig und fein gebildeter Mann, der in jeder Form ſeine Ueberlegenheit geltend zu machen wußte. In aller gelehrten Welt war er zu Hauſe, geſucht und geachtet, große Reiſen hatten ihm weite Verbindungen geöffnet, ein außerordentlicher Briefwechſel hielt ihn mit aller geiſtigen Thätigkeit der Welt in Verkehr; an den Höfen zu Mainz, zu Hannover, zu Berlin und Wien waren ſeine Rathſchläge geſucht und verehrt, Prinz Eugen von Savoyen, die Kurfürſtin von Hannover, die erſte Königin von Preußen, Sophie Charlotte, ſuchten und pflegten ſeine vertraulichſte Freundſchaft; — einem ſolchen Manne mußte ein Ueberblick, eine Einſicht erleichtert ſein, wie ſie nur dem Berufenſten möglich wird. Fichte ſchildert ihn in ſeiner zweiten Einleitung zur Wiſſenſchaftslehre mit der größten Hingebung, und nach alle dem ſteht man hier demjenigen Manne gegenüber, welcher den reifſten Ausdruck des damaligen europäiſchen Bewußtſeins finden und geben konnte.

Das Syſtem, was unter ſolchen Umſtänden meiſt nur in Gelegenheitsaufſätzen entſprang, war folgendes:

Er ging von Descartes Philoſophie aus, ſich indeſſen mehr an das Sein, als an das Denken des Carteſius ſchließend, beſtrebt, jenen Dualismus des Seins und des Gedankens zu überwinden. Sein Grundprincip iſt das Individuelle. In Leibnitz faßt ſich die idealiſtiſche und realiſtiſche Philoſophie zuſammen, und davon nennt man dies Syſtem oft kurzweg den Harmonismus, oder auch, weil der Verſtand noch das vorherrſchende und vermittelnde Princip iſt, die vereinigende Verſtandesweisheit.

Die Grundlage war ein reines Ideal, nämlich ſeine Monadenlehre. Die bloße Abſtraktion Descartes eroberte eine Geſtalt, und die allgemeine Subſtanz Spinoza's, entwickelte ſich in die millionenfache Einheit der Monaden, ein Anfang alles Individualiſirens und aller Charakteriſtik. Er ſagt:

Aus dem Dasein zusammengesetzter Dinge oder Erscheinungen folgt nothwendig die Existenz einfacher, für sich selbst bestehender Substanzen, denn das Zusammengesetzte muß aus Einheiten zusammengesetzt sein. Solche Einheit heißt Monas, Monade.

Gäbe es keine solche Monaden, so bedeute Spinoza Recht, es wäre dann überall nur ein einziges, unendliches Sein, und gar kein von ihm verschiedenes endliches Leben.

Die Materie ist also nichts, als die Anhäufung einer unendlichen Zahl von solchen Atomen, deren jeder materiell und immateriell zugleich ist.

Sie können nur geschaffen oder vernichtet, es kann nicht von außen auf sie eingewirkt werden.

Dennoch haben sie Eigenschaften, und jede ist von der andern verschieden.

Die Monas aller Monaden ist Gott.

Die Monaden sind alle empfänglich, aber nur der menschlichen Seele wird die Empfängniß zum Bewußtsein.

Die vernünftige Anschauung, die Idee ist ihr also angeboren — und hier ist ein direkter Gegensatz des Locke'schen Empirismus und alles ähnlichen, welcher alle angeborne Idee läugnet.

Diese Welt der Seele, die höhere, beruht auf drei Verhältnissen: 1) auf dem der Gleichheit, 2) auf dem des Widerspruchs und 3) auf dem des zureichenden Grundes. Wir finden die Sachen entweder gleich oder nicht gleich, und für die Erklärung brauchen wir einen hinreichenden Grund.

Der letzte Grund liegt in Verkettung des Weltalls; diese Verkettung hält denn auch die niedrigere Welt der bloß materiellen Monaden mit jener höheren Seelenwelt in Harmonie, in voraus bestimmter Harmonie, so daß aus dieser Mannigfaltigkeit ein Weltganzes wird, und der Dualismus aufgelöst ist. Besonders der Mensch ist ein treues Abbild davon.

In Gott, der Hauptmonas ist alle Potenz, alle Kenntniß, worin das Schema aller Ideen liegt, endlich aller Wille, welcher Veränderungen, nach dem Besseren hin bewirkt, kurz das Hauptagens im Universum. — Die erschaffenen Monaden sind wirkende Kräfte zweiter Art, Arten der Hauptkraft. — So weit sie sich bewußt sind, wirken sie, so weit dies Bewußtsein fehlt, leiden sie. — Der gegenseitige Einfluß ist ideal, und wird nur wirklich

durch die verhältnißmäßige und vorausbestimmte Eigenschaft jeder einzelnen. Denn da sie selbst untheilbar sind, so kann nur solch Verhältniß eine Wirkung geben. Dies geht auf die „vorausbestimmte Harmonie“ hinaus. — Das Beseelte wird umgestaltet, aber es giebt keine Seelenwanderung, und wörtlich genommen, doch auch keine Erzeugung, keinen Tod, sondern nur Aufwälzung (evolutio) und Zuwachs, und auf der andern Seite Einhüllung (involutio) und Abnahme. Deshalb ist auch das ganze Wesen, nicht bloß die Seele, unzerstörbar; wie das Samenkorn vorherbestanden habe, so sei auch der Seelentheil schon da gewesen, und wenn auch theilweis der Körper vergehe, zerstört werde er nicht. Leib und Seele gehörten zusammen zu Folge der vorausbestimmten Uebereinstimmung in den Substanzen, weil beide Darstellungen desselben Universums seien. Warum diese oder jede Monas der vollkommenen näher sei, das wäre die Vollkommenheit des Ganzen; unter allem Möglichen werde nur das Bessere geschaffen; für die Bewohner der Erde sei diese Welt eben die Beste von allen. Dies ist sein sogenannter Optimismus. — Jeder Geist ist eine kleine Gottheit in seiner Art, er hat architektonische Fünkchen von Gott. — Diese Gemeinschaft giebt den Gottessaat. Dies bildet die sittliche Welt in der natürlichen; Größe und Güte Gottes wird von den Geistern erkannt, und dient ihnen selbst zur Bewunderung. — Wie zwischen der körperlichen und geistigen Natur Harmonie besteht, so auch zwischen dem Reiche der Natur und dem sittlichen Reiche; deshalb bringt die Natur selbst die Erscheinungen und Begebenheiten, welche für die sittliche Entwickelung nöthig sind, z. B. eine gelegentliche Zerstörung oder Erneuerung der Erde. Lohn und Strafe folgt also in organischer Folge und Nothwendigkeit. Die höchste Seligkeit des Menschen ist Vereinigung mit Gott, das heißt vereinte Wirksamkeit mit Gott. — Der Wille ist frei, sagt er zwar in einem Schreiben, aber dies wird dem Systeme nach so beschränkt, daß er im Grunde nur frei bleibt, wenn er absolut zweckmäßig handelt. — Das Böse ist nur Folge irdischer Beschränktheit, — privatio entis — ein Mangel des Einzelnen, und Gott bedarf dafür keiner Entschuldigung. Er hat nur das Gute geschaffen, die Geschöpfe aber mußten beschränkt sein in Nothwendigkeiten, und daraus für Böses fähig werden, damit eine Bedingung entstehe

für das beſte Ende, worauf es abgeſehen. — Ueber Offenbarung und Wunder drückt er ſich höchſt vorſichtig und dunkel, oder vieldeutig aus.

Die Leibniz'ſche Anſicht hat die mannigfachſte und gröbſte Mißdeutung erfahren, da er von ſeinem hohen vermittelnden Standpunkte Vieles ſagen konnte, was dem unten im bloßen Populaerverſtändniſſe Schließenden ein Frevel, oder eine Lüge ſchienen mußte. Es war eine großartige poetiſche Vereinigung Alles deſſen, was jemals geiſtig erſtrebt worden war in der gedichteten Anſicht dieſes Mannes; die entgegengeſetzten Denker und Syſteme wurden in eine Dichtung des Verſtandes geeinigt, und das ganze war durchaus eine poetiſche That.

Aber Leibnitz war ſo über ſeine Umgebung hinausgehoben, daß er in dieſer That ſelbſt vollkommen einſam blieb. Sie ward unter den Füßen eines kampfenden Jahrhunderts zertreten, vergeſſen; erſt die neuere Philoſophie hat Leibnitz wieder hoch geſtellt. Daher mag es wohl auch gekommen ſein, daß all ſeine übrige Beſtrebung von der Welt des achtzehnten Jahrhunderts ſo gar nicht in rechtes Licht geſtellt, daß manches Hochwichtige von ihm ganz überſehen worden iſt, und bis zum Jahre 1836 unbekannt auf der Hannover'ſchen Bibliothek liegen konnte. Dort nämlich entdeckte Dr. Guhrauer Schätze der Leibniz'ſchen Kulturbeſtrebung beſonders für unſere ſpeciell deutſchen Literarintereſſen, Zeugniſſe eines vaterländiſch ausgebildeten und theilnehmenden Mannes, wie man ſie ihm nirgends zugetraut hatte. Guhrauer iſt im Begriffe, Leibnitzens deutſche Schriften herauszugeben, die ſich jetzt gegen allen herkömmlichen Glauben ſehr reichhaltig erweiſen, und welche darthun, daß er nicht der Sprache ſelbſt halber, ſondern um europäiſch einzuwirken, das Lateiniſche und Franzöſiſche für ſeine Hauptwerke, für ſeine „nouveaux essais" gegen Locke, ſeine Theodicee gegen den berühmten Niederländiſchen Kritiker Bayle, und für ſo vieles Andere gewählt habe.

Leibnitz hat ſogar die deutſche Sprache für die angemeſſenſte gehalten, um Philoſophie auszudrücken, „weil ſie keine Ausdrücke für leere Begriffe habe, und ſich ſchlechthin gegen den Ausdruck des Unſinns ſträube." Der Vorwurf, den er ihr eben da, in den „Unvorgreiflichen Gedanken" macht, daß ſie für die metaphyſiſche Bezeichnung nicht Hilfsmittel genug reiche, iſt ſchwerlich

so ernsthaft gemeint, und kam wohl nur augenblicklich aus der quälenden Einsicht, daß unsere Sprache in ihrem Detail weder vom Auslande verstanden, noch von der höheren Welt gesucht und gepflegt sei. War er doch genöthigt, seine interessanten Briefwechsel in Deutschland selbst französisch zu führen, wie aus Varnhagens kunstreicher Biographie der Königin Sophie Charlotte zu ersehen ist.

Es findet sich just in Leibnitz so viel Antheil an unserer eigen-literarischen Existenz und Bedeutung, daß just er einen direkten Uebergang in den Literaturweg bildet, welcher in dem Vorliegenden auf einen Augenblick verlassen worden ist, um tiefer glühende Lichter dafür zu gewinnen. Er sammelte jene philosophische Wendung, die im Auslande vorgegangen war, zu einer neuen Verbindung, er war der letzte große Philosoph jener Krisis, und der erste moderne Philosoph Deutschlands. Unsere neueste Philosophie vermißt allerdings noch die höhere dialektische Wissenschaft an ihm, und tadelt, daß er nicht über die bloße Verstands- und Weltweisheit hinaus gekommen sei, aber sie hält ihn doch jetzt hoch in Ehren, und sie rühmt besonders seinen außerordentlichen Bildungseinfluß, den er als Staatsmann, Gelehrter und Weltweiser in einer Prosa ausgeübt habe.

Da es nun auch ihm so wenig wie Spinoza gelang, der zersplitterten, ungläubig gewordenen Welt durch die große poetische That seines Systems einen Halt zu geben, da diese That in unserer Nation keine eigentliche Existenz errang, so ist uns seine sonstige Thätigkeit für literarisches Interesse doppelt willkommen. Jene philosophische Krisis bricht erst später in das ganze Leben Deutschlands heraus, um so erwünschter ist der unmittelbare Uebergang, wenigstens vermittelst einer Person derselben.

Leibnitz beschwert sich bitter in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" über die Vernachlässigung und Entstellung der deutschen Sprache durch kindische Annahme alles Fremden. Man sieht, daß er vollkommen bewußt nur zu speciellen Zwecken fremde Sprachen gebraucht sehen und sie dann rein gebraucht sehen wollte. Er sagt geradezu, man habe in der Reformationszeit reiner Deutsch gesprochen.

In diesem Gange muß denn auch zur Seite bleiben, was noch von einzeln philosophischer Ausbildung in Deutschland eine

ausnahmsweise interessante Farbe erhielt, wie dies zum Beispiele bei Walther von Tschirnhausen der Fall war, der in Leiden studirt und sich nach Des Cartes und Spinoza, vorzüglich nach Letzterem ausgebildet hatte. Seine „Medizin des Verstandes" war ein ächt Spinozistischer Sprößling. Alle übrigen, wie Thomas, Franz Buddeus, Gundling blieben im Ganze mehr oder minder von Leibnitz abhängig, ohne sich des Umfanges und der Konsequenz desselben zu bemächtigen. Ihr Verdienst gestaltete sich anderswie. Buddeus wandte einen starken Fleiß auf die Geschichte der Philosophie, und Thomasius erhält dadurch einen vorzüglichen Einfluß, daß er die deutsche Sprache auf den philosophischen Katheder hebt, er war der erste, welcher über Philosophie deutsche Vorlesungen hielt, und die Muttersprache angewandt sehen will für Ausdrücke der Wissenschaft und Kunst. Er schrieb nun zwar seine Hauptbücher selbst lateinisch, und redete ein sehr buntgefiedertes Deutsch. Aber jener Anlaß gab doch außerordentliche Folgen. Sein Kollege auf der Universität Halle, der Freiherr Christian v. Wolf stimmte in diesem Punkte mit ihm überein, und gab sogar seine philosophischen Lehrbücher deutsch heraus, gewann großen Anhang und erzeugte für die Sprache ein mannigfaches Leben. Ewig zu beklagen bleibt, daß dieses neue Erwachen unserer Sprache für die geistigsten Beziehungen des Menschen nicht in eine reichere Hand und Anregung fiel. Wolf nämlich, der zu Tschirnhausens Füßen in Leipzig gesessen, Leibnizens persönliche Bekanntschaft noch gemacht hatte, vermochte nur sehr einseitig, der großen Geistesregung Herr zu werden. Er bildete einige Stücke der vorangehenden, großen Philosopheme zu einem trockenen Dogmatismus des Verstandes aus, brachte, wie dies dem Verstande leicht wird, auffallende Schärfe und Energie hinein, und unterjochte mit dieser geringen Rüstung alles nächste deutsche Leben.

Natürlich war dies auch entscheidend für die deutsche Sprache des höheren Ausdrucks. Sie ward auf dürre Verstandesformeln gesetzt, und bewegte sich in einem sehr trockenen Register.

20.

Die zweite schlesische Schule.

Es ist hier wieder ein wenig rückwärts zu sehn. Lohenstein, das Haupttalent dieser Schule, stirbt 1683. Wollte man genau nachweisen, bis wie weit die Dichtungsansicht dieser Leute von der allgemeinen Krisis des Gedankens und Glaubens betheiligt worden sei, so geriethe man in eine mißliche Schwierigkeit. Und sicherlich waren sie betheiligt. Auch der Philosoph erzeugt, ergänzt und ernährt sich ja aus der allgemeinen Atmosphäre, die ein Zeitalter umgiebt und durchdringt; er ist nichts Einzelnes, er wird eben so von der Welt gemacht, wie er sie später von sich selbst aus gestaltet, die Welt ist mehr denn Alles, woraus sie besteht und gebildet wird.

Allerdings war in Deutschland die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wohinein die Hauptthätigkeit dieser Schule gehört, eine träge Zeit, den Nachbarn überließ man noch zunächst die große Wendung, Leibnitz arbeitete noch an seiner Jugend. Aber man blieb doch auch da nicht ohne Einwirkung, und gewann man auch nicht die großen philosophischen Wege und Resultate, man fühlte sich doch in demselben Zustande. Die religiose Entwickelung war zurückgedrängt, schon in der Opitz'schen Schule gab sich's zu erkennen, daß man auf eigne Hand etwas Würdiges suchen wolle, daß man sich zum Selbstgesetz zu machen strebe; — in dieser zweiten schlesischen Schule brach plötzlich auffallend eine Rache aus gegen das vorherrschend gedankliche Leben

der abstrakten Geistigkeit, ein sinnlicher Drang schrie auch auf in der Literatur.

Ein Land, was dreißig Jahre lang durch alle sinnlichen Ausbrüche eines Kriegs geschleudert worden war, trug gewiß das Seinige dazu bei; — im Kriege selbst gilt der Leib nichts und Alles, nach ihm empfindet er zuerst seine Sicherheit und sein Wohlbehagen wieder, wird sich seiner Rechte bewußt, und sucht sie auszuprägen.

Ferner findet sich just bei christlichen Völkern von Zeit zu Zeit ein Extrem des sinnlichen Princips, was sich bei Gelegenheit unmäßig des rein unirdischen Princips vom Christenthume überhebt. Der Islam zum Beispiele hat so viel Sinnenwelt in sich aufgenommen, daß solche Erscheinung bei ihm eine Unmöglichkeit wird. Natürlich tritt eine solche Auflehnung gegen das Princip da zunächst auf, wo eine Zeit am Konsequentesten in die Ausbildung der unsinnlichen Bezugnisse eingegangen ist, wie Gottfried von Straßburg am Höhepunkte des Mittelalters mit der sinnlichen Ziesld sich neben Wolfram und dessen Parcival stellte, und da, wo man sich im allgemeinen Heereszuge von dem positiven Glauben entfernt, wo Jeder auf eigene Hand sich ein Genüge suchen mag. Die schöne Kunst der Literatur besonders wendet sich dann gern an die rein sinnliche Lust, welche ihr so lange verschlossen gewesen ist, und welche der suchenden Gedankenoperanten gegenüber einen schnellen Gewinn verspricht. Es ist ein nächster Versuch, die von Einigkeit und beglückender Ueberzeugung verlassene Welt in einen Bereich des Wohlthuenden zu bringen. So stellte sich früher Boccaccio dar: die Pest wüthete, die Heiligenbilder halfen nicht, der Glaube an Kirche und Geistlichkeit war erschüttert, er schrieb seine sinnlich dreisten Novelletti, und merkwürdigerweise macht ihm das unsere keusche Kritik nicht eben nachdrücklich zum Vorwurfe. Weil er eine italienische Prosa bilden half, und ein naives Mäntelchen wie eine spanische Wand um seine Sinnlichkeiten schlug, läßt man ihn für einen fraglosen Klassiker passiren. Aber mit Deutschen ist diese Kritik mädchenhaft keusch, und es ist allerdings wahr, daß bei uns Klima und Gewohnheiten eine andere Stellung geben.

So ist diese zweite schlesische Schule, welche der Sinnlichkeit großen Raum giebt, stets zum Feindseligsten behandelt worden.

Unter Sinnlichkeit verſteht man nämlich in Deutſchland durchweg nur die ſinnliche Liebe, das, was man in der Bibel, in der Reformzeit und in jetzigen Tagen, das Fleiſch nennt, das, was den alten Völkern uneingeſchränkter Gegenſtand bildender Kunſt war, wofür die humaniſtiſche Bildung Geſchmack und Theilnahme verbreiten hilft, was ſie aber in der eignen Literatur abſcheulich findet. Trunk und ſonſtige grobe Ausſchweifung erregt keinen Anſtoß, und darf mit beſtem Behagen rein ſinnlicher Luſt gefeiert werden. Das ſcheint dem Klima angemeſſener, der Nationalität verwandter zu ſein, und ſemit die nationale Keuſchheit weniger unſanft zu berühren. Man muß aber doch aufmerkſam machen, daß es ſich dabei nur um eine Auswahl des ſinnlichen Stoffes handelt, das ſinnliche Princip ſelbſt alſo nicht ſo ohne Weiteres vorgeſchoben werden kann, wenn die zweite ſchleſiſche Schule geſchmäht und verurtheilt wird. Glücklicherweiſe aber haben ſich dieſe Hofmannswaldau, Lohenſtein und Ziegler auch in der Faſſung und dem Ausdrucke zu geſchmackloſem Schwulſte, in ſteter Uebertreibung verirrt, und ihre Verdammung dadurch erleichtert. Von ihrem Landsmanne Opitz hatten ſie den literariſchen Zuſtand dergeſtalt überkommen, daß Alles dem perſönlichen Geſchmacke überlaſſen blieb: die Stoffe, welche bisher noch ſehr dürftig geblieben waren, konnte Jeder in allen Elementen der Exiſtenz aufſuchen, die Form hing von einem Jeden ab, es waren nur einige Fingerzeige von Opitz da und die wurden denn auch von ihnen geehrt. Aber ſie waren dreiſte, unternehmende Leute, ſie wollten ſehr Starkes und Lebendiges ſchaffen, und da wiederfuhr es ihnen denn, daß zu viel gehäuft und das noch kleine Schiffchen überladen wurde.

Dieſe Verirrung vom einfacheren Stile ſoll ihnen zur Laſt gelegt bleiben, aber man verkenne doch auch nicht blindlings, daß ein ſtürmiſcher, reicher Lebensdrang in ihnen war, und ſich auf den literariſchen Ausdruck warf, daß namentlich Lohenſtein bei allem Geſchmacksirrthume, dem er verfiel, die genialſte Schöpferkraft beſaß, die damals im deutſchen Reiche zu finden war. Seine geſchmähteſten Trauerſpiele, deren Ungeheuerlichkeit und Gräuel ſo freigebig von der Kritik auf all ſein Uebriges vertheilt worden ſind, den Ibrahim Paſcha, die Agrippina, die Epicharis hat er als Gymnaſiaſt gedichtet. Sein Roman Arminius

und Thusnelda enthält aber in seiner verirrten Breite so viel Kräftiges und Schönes, daß er noch hundert Jahre später von Haller und Wieland benutzt worden ist. —

— Sucht man eine unmittelbare Einwirkung der philosophischen Kreise auf diese Schule, so ist auch dafür das Nöthige geboten. Hofmann und Lohenstein setzen die schlesische Art darin fort, daß sie Reisen machen. Jener hat England, die Niederlande, Frankreich, Italien durchreist, Lohenstein wenigstens Deutschland, die Schweiz und die Niederlande ebenfalls. Wir wissen, welch ein Zusammenfluß damaliger Bildung die Niederlande waren, Hofmann hat sogar in Leyden studirt, und wenn auch Locke's materielle Philosophie eine spätere Geburtsstunde hat, Bacon's rückweisende Hand auf das, was auch in der Sinnenwelt umher lag, war dageweſen, wurde mit großer Aufmerksamkeit in den Niederlanden betrachtet, Hobbes trat schon auf. Die Seele des lebhaften Schlesiers ward sicherlich von diesen Richtungen erfüllt, und der siebzehn Jahr jüngere Lohenstein erlebte noch gestaltetere Ausbreitung des philosophischen Sensualismus.

Christian Hofmann von Hofmannswaldau ward 1618 in Breslau geboren und starb dort als kaiserlicher Rath und Präses des Rathskollegiums 1679. Eine Ausgabe seiner Sachen hat Neukirch veranstaltet, worin Hofmann's und anderer Deutschen auserlesene Gedichte, Leipzig 1695 — 1727. Vermischte Gedichte, galante Gelegenheitsgedichte, Epigramme, Oden hat er gedichtet; die Liebe zwischen Karl V. und Barbara von Blomberg, aus welcher Juan d'Austria der berühmte Seeheld entsprang, hat er in Heldenbriefen das Vorbild der Heroiden abgefaßt, welche von da an häufig wurden. Auch poetische Geschichtreden sind von ihm geschrieben. Die Italiener Guarini und Marino verehrte er sehr, er hat den pastor fido übersetzt, den sterbenden Sokrates, und sich wohl oft diesem nicht sonderlichen Einflusse hingegeben. Deshalb sind auch seine früheren Sachen, wo er noch strenger an Opitz hing, in der Einfachheit glücklicher, wenn auch die aus der unabhängigeren Zeit frischer und kräftiger zu nennen sind. In dem Bestreben, ganz Ungewöhnliches zu leisten, hat er seine mäßige Kraft überboten, und viel hohl Gespreiztes zum Vorscheine gebracht.

Dies ist nicht in Abrede zu stellen, wenn auch die neuste Kritik darin unangetastet bleiben darf, daß der zum Sprichwort gewordene Hofmannswaldau'sche Bombast sich bei ihm gar nicht findet, im Gegentheile das Bestreben, glatt und zierlich auszudrücken.

Die „galanten Gedichte," „verliebten Arien" und jene „Heroiden" sind am Reichsten mit Sinnlichkeit versehn, und haben ihm die schlimmste Nachrede bereitet. Bei seiner Zeit indessen galt er für einen außerordentlichen Dichter.

Ein bei Weitem größeres Talent war Caspar Daniel von Lohenstein, 1635 zu Nimptsch geboren, 1683 als kaiserlicher Rath und Syndikus in Breslau gestorben. Das auf Reiz artiger zusammengedrängte musikalische Talent Hofmann's hat über Lohenstein's Vorzug oft getäuscht. Lohenstein's Absichten sind durchweg größer und gewaltiger, der Eindruck wird nur gestört durch das Mißverhältniß mit den Geschmackskräften. Er studirte in Leipzig und Tübingen, war von Reichthum und Kenntniß neuer Sprachen unterstützt, zum Beispiele auch der spanischen, in welcher das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch die Literatur durch Cervantes, Lopez de Vega und Calderon eine so lebhafte Bewegung erfuhr, war sehr belesen, von ergiebiger Phantasie und einem starken Gefühlsvermögen. Statt der bloßen Schmähung ist bei ihm vor Allen ein Bedauern am Orte, daß der Geschmack noch so wenig Anhalt fand, und das Erzeugniß deshalb größtentheils in Verschrobenheit artete.

Seine ersten Trauerspiele sind schon erwähnt; dafür war ihm zuerst Gryphius Vorbild, den er später durch Ungewöhnliches zu überbieten trachtete. Cleopatra, Sophoniobe sind noch von den Trauerspielen zu nennen. In den Chören, die er noch einschaltet, und wo er seinen überwiegenden Hang zur bloßen Rede am Besten ausströmen konnte, findet sich manche schöne Partie. Eben so befreit sich das schwer beladene Talent oft in einem klaren, kräftigen Gespräche von dem verhüllenden Bombast. Das waren aber doch alles ungenügende Hilfsmittel, das Drama durchdringend zu machen, und der bald folgende Opernschmuck entriß ihm denn auch frühzeitig einen Vorrang, den bis heute die dichterische Opposition nicht bewungen hat. Eine Sammlung seiner „Trauer- und Lustgedichte" ist zweimal in Breslau,

und noch 1733 in Leipzig einmal aufgelegt werden. Von lyrischen Gedichten hat er die geistlichen als „Himmelsschlüssel," die andern als „Rosen oder Liebes- und Hochzeitgedichte" und „Hyacinthen oder Begräbnißgedichte" herausgegeben.

Sein wichtigstes Buch ist der Roman „Arminius und Thusnelda," über welchem er starb. Es fehlt auch darin nicht an Uebertreibung, gespreizter Gelehrsamkeit und Breite, aber ein Hauptvorzug dieser Schule stellt sich darin zu Tage: dies ist der freilich unklar verbliebene Gedanke, daß in einer dogmenlosen Zeit der Reiz des Poetischen auch in den Ausdruck der Prosa zu tragen, und darin zu suchen sei, daß ferner die Sprache rein und doch reichlich erhalten und geschmückt werden müsse. Besonders das Letztere ist eine unverkennbare Bestrebung Lohensteins, die ihm auch vielfach gelingt.

Das Uebertreibende im Ausdrucke und in der sinnlichen Absicht hat Ziegler von Klipphausen, ein reicher Gutsherr in der Oberlausitz, stirbt 1697, nach diesen Vorbildern am Frazzenhaftesten fortgeführt. Er ist der eigentliche Repräsentant für die schlesischen Edelleute und norddeutschen Dilettanten, welche sich an die Auswüchse Lohenstein's anschließen, und durch deren geist- und geschmacklose Aeußerlichkeit diese Schule ein schlechter Wortwust wurde. Ziegler's „Asiatische Banise" ein Roman, der bis 1764 neu aufgelegt wurde, trieb den Versuch, etwas nie Dagewesenes, Außerordentliches zu erfinden, bis zur völligen Karrikatur. Jene saftreiche, farbige Tendenz Lohensteins, einen Weg zu finden in warmes und schönes Leben, fand gar keine fruchtbare Dichterstätte, wenn auch Leserstätte genug. Ein starkes Talent erhob sich allerdings in dem Schlesier Christian Günther, der 28 Jahre alt 1723 stirbt, aber das kleine Unglück zerstörte ihn, ließ ihn zu keiner Sammlung gedeihn, zu keinem sichern Lebenspunkte kommen. Ganz ohne Vermögen, leichtsinnig und ohne Glück rang sich sein prächtiges Talent nicht aus dem Studententreiben heraus, und ein alter Student, aber ein junger Mann, stirbt er in Jena dahin. Ganz der bloßen Pragmatik gemäß, welche, staunenswerthen Fleißes, hundert höchst gleichgültige Namen aufstöbert und erklärt, hält Gervinus dieses voll-poetische Talent für nichts Besonderes, und Lohenstein für einen Juristen. Aus Günthers sinnigen oder satirischen Leiden

pulsirt ein volles, lebenskräftiges Herz, es liegt ein Schmelz sinnlicher Frische auf seinen Sachen, ein heißer, ächter Lebensdrang klopft begehrlich; er hätte die verhängte, überbaute und verunglückte Idee Lohensteinischer Lebenskraft, die in die dürftige literarische Idee einströmen wollte, zu gelungener Schönheit bringen können.

Jetzt wird er meist einzeln genannt, und die zweite schlesische Schule besteht officiell nur aus Hoffmann und Lohenstein, zu denen sich Ziegler von Klippbausen drängt. Die übrige oder nachfolgende Schriftwelt drängt sich entweder in unkräftiger Nachahmung dazu, wie die Mühlpfort und Hallmann, die Assig, Abschatz, Christian Gryphius, Neukirch, Hanke, die Postel und Huneld in Hamburg, die Wenzel und Amthor, in unkräftiger Weiterbildung wie Christian Weise, oder bildet Opposition wie die Wernicke und Canitz in der weltlichen Literatur, die Spener und Franke in der geistlichen. Lebhaften Bezug hat die Schule jedenfalls geweckt.

Immer lebhafter wird man inne, wie hilflos man in einer auseinander geblätterten Welt, in einer Welt der Prosa, sich herumbewegt. Auch die letzten Anknüpfungen an irgend eine poetische Einheit schwinden, das Kirchenlied wird dürftig, oder verfällt in den Händen der Mystiker zu eben solcher Ueberreizung des Gemüthlichen, wie in Hofmannswaldau das Sinnliche überreizt wurde. Es existirt eine Sammlung „Anmuthiger Blumenkranz, aus dem Garten der Gemeinde Gottes ꝛc. zum Dienste der Liebhaber Gottes gesammelt," 1712, und ein ähnliches zu Cöthen 1733, woraus man sich hievon überzeugen mag. Nur Benjamin Schmolke machte eine schätzbare Ausnahme. In den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fällt auch Zinsendorf's Existenz, der 1724 Herrnhut stiftete, und in dieser reinlichen Absonderung eine ungetrübte Welt suchte. Mystisch spielende Kirchenlieder, in denen die Verbindung mit dem Seelenbräutigam naiv fromm, heilig sinnlich gereimt wurde, konnten auf eine Welt nicht breit einwirken, die sich keineswegs auf solche Naivetät

ſtellen wollte, ſondern ſpöttiſch das Aergerniß ſolches ſpieleriſchen Myſteriums hervorzog.

Der Verſuch, die entgleitende Poeſie wenigſtens an einer reizenden Sinnenwelt mit dem Zipfel feſtzuhalten, mißglückte bei den weltlichen, und das Heilmittel von Seiten der Pietiſten und der Epigrammatiſten erwies ſich eben ſo unfruchtbar. Es war der Entwickelung eben ein breiterer Raum geſteckt.

Die Oppoſition mit Epigrammen that ſich beſonders in Hamburg auf, wo in den Hunold, Poſtel und den Romanſchreibern ein letzter Haurereſt der Lohenſteiner lebte, überhaupt aber viel literariſcher Antheil war. Dort lebte eine Zeitlang Chriſtian Wernicke, Wernigk oder Warneck, von deſſen Lebensumſtänden nur ſo viel bekannt iſt, daß er aus Preußen ſtammte, in Kiel ſtudirt und von dem Vielwiſſer Morhof, einem verſtändigen Verehrer Weiſe's, viel gelernt, große Reiſen gemacht hatte, und als däniſcher Staatsrath in Paris verſtorben iſt. In Hamburg lebte ferner damals der gewandte Lohenſteiniſche Bekenner Poſtel, ein federflinker Advokat, der den „großen Wittekind" und vielerlei ſchimmernde Sächelchen, Singſpiele, Opern und dergleichen geſchrieben hatte. An ihn ſchloß ſich der vagabondirende Student Hunold aus Thüringen, der einen guten Kopf, aber nichts zu leben hatte. Er gab den Hamburgern Stunden in der Dichtkunſt, und trieb ſein Weſen etwas bunt. Räder oder ferner reihten ſich daran die Schreiber galanter Romane in ſüßſinnlichem Ueberreibungsgeſchmacke, wie Happel, Bohſe, Leonhard Reſt.

Dieſen Leuten und Allem, was drum und dran hing, erklärte Wernicke den Krieg und gewiß mit dem beſten Rechte. Das ganze Bischen Dichtkunſt kam auf eine bunte Lappenwirthſchaft hinaus, der dichteriſche Drang Lohenſteins fehlte, man raffte allerlei äußeren Putz, beſonders von den Italienern, zuſammen, und erklärte die Puppe für lebendig und ſehr ſchön.

An Wiederholungen der Art fehlt's auch in der Folgezeit nicht, wo man ſich außerordentlich überlegen dünkte, weil der Putz von einer reiferen Nation, etwa von der griechiſchen, genommen war, und wo man eben ſo wenig ein wirklich poetiſches Bewußtſein oder nur ein poetiſches Verhältniß gewonnen hatte, das heißt, ein Verhältniß, was nicht mit äußerem Krame, mit

mythologischer Benennung, rhetorischer Vergleichung oder fremden Gewändern begnügt war.

Wernicke trat mit heftigen Epigrammen auf, schalt die Lohensteinschen Narren, „schlesische Zuckerbäcker," drang auf Ernst und Einfachheit. Sie sind unter dem Titel „Ueberschriften" zu manchem Uebrigen, was er abgefaßt, gesammelt und später ...ch von Bodmer, ... von Ramler, herausgegeben. Die Hauptschlacht war ein komisches Heldengedicht „Hans Sachs," worin Postel als Stelpo figurirte. Hans Sachs nämlich war damals tief verachtet. Natürlich wehrten sich die Angegriffenen so witzig, als es ihnen gegeben war, und wo der Witz nicht ausreichte, mit Grobheit. Besonders that sich Hunold darin hervor, er schrieb den „thörichten Pritschmeister oder schwärmenden Poeten," worin Wernike als Narrweck die Rolle eines wahnsinnigen Possenreißers spielte.

Die Wahrheit ist, daß sich die Literatur in kläglicher Kleinlichkeit herumbewegte, denn Wernicke hat außer ein Paar gelungenen Epigrammen auch nichts Positives zu Wege gebracht; seine Schäferspiele sind eben so schlecht wie die seiner Zeitgenossen, und wir müssen uns mit ihm als einem Symptome begnügen, daß noch Geschmack genug da war, die „Zuckerbäckereien" nicht gut zu heißen. Aber man darf diese Kleinigkeiten nicht übergehn. Unsere Literatur nämlich hat das Schicksal, sich just in ihnen allmählig aufzubaun, daß endlich doch ein verhältnißmäßig schöner Standpunkt gewonnen wird, dem endlich auch Talente kommen. Die Entwickelung der Geschichte im Großen selbst breitet sich immer weiter im aufsuchenden, ordnenden, spekulirenden Gange der Prosa, sie selbst schiebt einen poetischen Abschluß immer weiter hinaus, so daß den Späteren stets bänger wird, wie der so ausgebreitete Reichthum zu bewältigen sei in ein poetisches Dogma. Was bleibt also übrig für diejenigen, denen eine solche Zeit begegnet, als sich im Persönlichen oder partieenweise einen schönen Glauben zu erobern? Dies ist alle nächste Literaturgeschichte. Was noch massenhaft beisammen war, und sich leidlich aus der Reform zu retten suchte, das hatte ebenfalls den Tod im Herzen, wie wir gesehn haben mit Staat, mit biblischer Tradition des Protestantismus, mit kirchlicher des Katholizismus; die souverain auftretende Philosophie, welche die Geisteswelt aus sich selbst

neu gebären will, spottet der noch scheinbar zusammenhaltenden Massen, bläst sie wie Spreu auseinander.

Das Bischen poetische Literatur wird also ein klein gesammelt Häufchen in einem großen, neuen Kreuzzuge der Welt, wo Jeder auf seine Weise fortzukommen sucht, und niemand pünktlich gehorchen mag, weil eben die allgemein anerkannte Autorität gebricht. Da ist natürlich das Häufchen bald groß, bald klein, ja manchmal zerstiebt es bis auf zwei zankende Leute wie Wernicke und Postel.

Mancherlei andere schwache Stimme, die Poesie aussprechen wollte, erhob sich noch da in Norden; da wird der Rathsherr Brockes in Hamburg genannt, der mit vielen Späteren in Verbindung steht, und großen Einfluß übt, ein Dichter, der neben dem beliebten Marino die Engländer empfahl, der das Weben und Leben der Natur erst mit vieler Sinnigkeit, später mit großer Genauigkeit besang, der nach der Schweiz hin große Wirkung äußerte, und für eine Vollendung der Opitzischen Art gelten kann. Ferner Amthor, der Schulherr Michael Richey, der Licentiat Barthold Feind, auch Hagedorn versucht schon die junge Kehle, und der Braunschweiger Pastor Weichmann hat die Stimmchen alle sorgfältig eingewickelt in sechs Theile „Poesieen der Niedersachsen," die denn auch eingewickelt bleiben mögen.

Eine andere Opposition erhebt sich mit leisen Worten in Berlin. Dieser Staat hatte unter dem großen Kurfürsten das Reformleben, was von Sachsen ausgegangen war, und was die sächsische Regierung zu ihrem später großen Nachtheile fallen ließ, gewandt und fein aufgenommen. Die aus Frankreich und Salzburg vertriebenen Reformirten fanden dort eine bereitwillige Aufnahme, die Universität Halle ward 1694 gegründet, und die dortige Wirksamkeit von Thomasius und Wolf fordert bald noch genauere Aufmerksamkeit, Leibnitz hatte einen Anhalt und Einfluß in Berlin. Es war in Allem kein klarer Gedanke ausgeprägt, aber ein gesunder Trieb leitete glücklich; Leibnitz gewann nicht den ihm gebührenden Raum und die ihm nothwendige Folge, aber es fiel doch hie und da etwas ab, barg sich in der offenen Furche des jungen Staates, und erschien später in mancher Bestrebung. Eilte doch auch Lessing nach Berlin, von dieser Farbe gelockt. Um den Hofglanz sammelte sich zwar auch einige Dich-

terei in Dresden, wo das polnische Königthum den kurfürstlichen Glanz erhöhte, um Karl VI. in Wien, der im Schimmer von Eugen's Siegen stand, aber es war diese moderne Existenz äußerlicher als in Berlin. Um die Zeit der zweiten schlesischen Schule lebte dort in höherem Staatsdienste der Freiherr Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz, ein liebenswürdiger Hofmann, der in Staatsgeschäften viel umhergekommen, auch in Paris gewesen war, und sich daneben einfachen Sinn bewahrt hatte, ein Mann, der ohne besondere Kraft, ohne besonderes Talent bloß durch einen leidlichen Takt und Geschmack einen großen Einfluß errang. Dies ist einer jener merkwürdigen Fälle, wo die Welt für einen Wechsel reif, von vielen Seiten vorbereitet ist, und wo ein mittelmäßiges Talent und ein mittelmäßiger Geist bloß durch die Darbietung einer artig geordneten runden Erscheinung, durch das, was der Franzose Ensemble nennt, auffallende Folgen einleitet. Canitz war wohl erzogen, hatte sich viel in feiner Gesellschaft bewegt, davon und von der Lektüre Boileau's gewann er auch einen geschmackvollen Takt für den Schriftausdruck und entledigte sich diesem Schicklichkeitssinne gemäß der Lohensteinischen Uebertreibung. Als ein Jahr nach seinem Tode Joachim Lange eine Sammlung seiner Sachen unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" herausgab — Canitz hatte nichts drucken lassen, wie es seit Hofmann vornehmen Stils war, nur nebenher zu dichten, — fand diese geläuterte Art einen so auffallenden Erfolg, daß dreizehn Ausgaben auf einander folgen mußten, obgleich in Wahrheit bloß eine formelle Rettung vom alten Schwulste, leichte Satire gegen die kraftübertreibenden Romanschreiber, eine reinliche, richtige Sprache, aber nicht das Mindeste von höherer Dichterkraft darin zu finden war. Die beste Ausgabe ist die, welche Ulrich von König 1727 besorgt hat. Dieser König, Johann von Besser und Benjamin Neukirch bilden einen Hofdichterkreis. König und Besser waren Ceremonienmeister in Dresden und wollten es nebenher in der Literatur sein. — Besser war es früher auch in Berlin gewesen. — Neukirch, früher zu den Schlesiern gehörig, erzog Anspachische Prinzen. Diese Herrn waren die nächsten Canitz'schen Früchte, die allerdings nur sehr unbedeutend sein konnten, da der Stamm selbst äußerst schmächtig, und nur

durch artige Gruppirung ſeines Laubes beliebt geweſen war. Zierliche, wäſſerige Verſe waren das nächſte Ergebniß, und Neukirch beſonders verlor durch ſeine böſliche Reform, denn früher in Hofmannswaldauiſcher Manier hatte ſich doch mitunter ein kräftiges Gefühl durchgebrochen. Herãus, am Hofe zu Wien, ging gleichen Schrittes, Pietſch, Profeſſor in Königsberg, machte ſchon unerwartete Bewegungen. Er war Gottſched's Lehrer.

Aber dieſe Geſchmacksläuterung ohne Inhalt, die man beinahe eine Rückkehr zu Opitz nennen möchte, griff doch weit, und manche Literaturgeſchichte fängt die moderne Literatur bei Canitz an.

Canitzens Leben iſt neuerdings von Varnhagen im vierten Bande der biographiſchen Denkmäler erſchienen.

Hier alſo zum erſten Male ſehen wir einen Einfluß der modern-franzöſiſchen Welt, welche ſich unter Ludwig XIV. zu einer ſo glänzenden Proſa ausgebildet hatte, und von wo immer mehr und mehr alle Staaten Europa's, beſonders Deutſchland, moderne Sitte und Form annahmen. Das für alle Erſcheinung ſtets ſo begünſtigte Frankreich faßte zuerſt eine Welt wieder äußerlich und formell zuſammen, welche in der mannigfaltigen Proſabeſtrebung auseinander ging. Dieſe Faſſung geſchah nicht dadurch, wie es beſonders ſpäter der deutſche Geiſt verſuchte, daß eine Vertiefung geſucht worden wäre, ein Eindringen in alle die tauſend kleinen Herzkammern, in welche ſich das alte katholiſche Herz zerſplittert hatte, nein, ſie begnügte ſich mit Geringerem. Die kleinen Leidenſchaften des mannigfach neuen Herzens wurden zierlich in einander verſchränkt zu einem geſchmückten Tanze, alle die hundert neuen Partieen des Intereſſes mußten ſich die Hände reichen und ſich anlächeln; in Ermangelung der poetiſchen Nothwendigkeit gebot ein äußerer politiſcher Wille, der Staat und als Staat der Souverain. Die chriſtliche Idee, welche ſonſt die Welt vereinigt hatte, wich dem franzöſiſchen Könige, er knüpfte die Welt an ſich. Mit außerordentlicher Geſchicklichkeit ward das Detail dieſer neuen Welt zuſammengeſetzt, die Gewandung aus Rom und Griechenland genommen, das Ganze ward eine wohlklingende und wohl ſchimmernde Rhetorik, die leicht für Poeſie gelten konnte.

Es muß zugeſtanden werden, das Ganze war eine außerordentliche That. Richelieu hatte ſie begonnen, Ludwig XIV ſie vollendet, die philoſophiſche Beſtrebung aller Art, dichteriſche Talente wie Corneille, Racine, Moliere, hatten beigewirkt. Die Politik, die weltliche Macht, von Pabſt Urban und den Jeſuiten für einen nächſten Zweck begünſtigt, hatte ſich zu einer runden, ſelbſtſtändigen Exiſtenz erhoben, man fragte nicht mehr nach einer höheren Einigung, der Staat ward ein Alles erfüllendes Moment, und er iſt es für die meiſte heutige Bildung geblieben.

Das Ganze erinnert an das alte Sonnenſyſtem, wo die Sonne ſich um die Erde bewegt.

Es war ein genialer Verſuch, die Proſa einer hiſtoriſchen Epoche auf den poetiſchen Thron zu erheben, es iſt Außerordentliches dafür geleiſtet worden in einer graciöſen franzöſiſchen Literatur lebhafter Dichter, in einer Formen- und Geſellſchaftswelt, die noch in dieſer Stunde durch ganz Europa gilt, in einer Staatswelt, welche die größten Stürme überdauert hat, in den Thaten und Gedanken eines Friedrich des Zweiten, eines Napoleon Bonaparte, und eines Friedrich Schiller.

Wie unbedeutend trat dieſer Geſtaltendrang einer mächtigen Proſa bei uns auf in einem feinen Hofmanne, der ſo wenig dichteriſches Zeug hatte. Aber war es Canitz allein? Keineswegs, die Luft dieſes neuen Verhältniſſes war ſchon über den Rhein gekommen, man fing an, ſo zu bauen, wie in Frankreich, die geſellige Sitte Frankreichs ſiedelte ſich an in der höheren Geſellſchaft, man ahnte das Geheimniß einer zuſammen gedichteten Macht dahinter. Deshalb erhielt bald darauf Gottſched, der mit ſo geringer eig'ner Fähigkeit Ausgerüſtete, einen ſo großen Zulauf und Einfluß, als er ſich dieſer franzöſiſchen Schule anſchloß.

Die erſten Spuren eines Antheils findet man ziemlich früh. Georg Greflinger, der ſchon gegen 1677 in Hamburg ſtirbt, hatte den Corneilleſchen Cid überſetzt als „die ſinnreiche Tragi-Comödia," genannt.

Der bei Gelegenheit des Gryphius erwähnte Schauſpieldirektor Veltheim hatte Stücke von Moliere übertragen. Eine ſtärkere Einwirkung trat aber erſt in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Um und um bleibt Gottſched die Spitze davon, und man darf nicht verkennen, daß ſich dieſer

Einfluß in der Literatur nie allein geltend machen, und den eigentlich allgemeinen literarischen Sinn nie gewinnen konnte. Obwohl man sich von der eignen Geschichte nach Kräften abgesperrt hatte, so behielt man doch im Grunde stets einen eigenthümlich poetischen Drang. Ja, als die Richtung unter Friedrich dem Großen auf den Thron kam, als dieser Repräsentant derselben durch seine sonstigen Thaten ganz Deutschland begeisterte, blieb er doch mit dem ausschließend französischen Geschmacke völlig einsam. Der französische Geschmack drängte sich von den höheren Ständen in's ganze übrige Leben herein, aber in der Literatur gewann er kaum eine augenblickliche, nie eine nachhaltende Macht. Ein feiner, philosophischer Instinkt hielt unsere Nation von dem Glauben ab, daß in dieser französischen Dichterei die neue Welt zu einer wirklichen Poesie bewältigt sei, er witterte die graziös aufgeschürzte Prosa dahinter, und schätzte namentlich die Literatur richtig. Denn die französische Literatur war offenbar am Dürftigsten betheiligt worden von dieser modernen Sammlung, welche sich wirklich zu einer formell-poetischen Existenz gestaltet hatte. Der Umgang, die Sitte, das Leben, der Staat waren viel reicher versehn, als der Vers. Wie viel Grazie, Talent und zusammengetrag'nen Flitter mußten die Dichter verschwenden, um ein klassisches Produkt aufzubringen. Die Prosa selbst in der Schrift, die Komödie, der Brief, sie bildeten sich bis zu einer wirklichen Klassicität, und darin bekundete sich's dem Aufmerksamen, welches Geistes Kind der ganze Aufschwung war: eine Prosa, welche mit Genie der Poesie ähnlich gemacht werden war, ein Bild der Poesie, eine Repräsentation derselben, aber sie selber nicht.

Am deutschen Norden scheiterte der Glaube daran, obwohl Friedrich, obwohl Gottsched in den Norden gehörten, obwohl die Opposition gegen Gottsched besonders von der Schweiz aus geführt wurde. Im Norden war jener angeführte Instinkt zur damaligen Zeit der mächtigste.

Als ob das Land erfüllt werden sollte, sehen wir in der neuen Geschichtshälfte unsers Vaterlands die Ursprünge der Thaten und die Thaten selbst sich von Süden hinweg ziehen, welcher früher alleinherrschend gewesen war. Luther, die schlesischen Schulen, Leibnitz, die nächste Vorbereitung zu einer klassischen

Literatur, finden wir im Norden. Alles kritisch Vorbereitende hat dort seine Macht. Die aus diesem Boden entspringende Schöpfung kommt dann wieder aus dem südlichen Theile, und als ob das Land nun ganz durchdrungen wäre, schlagen die Unterscheidungen in neuster Zeit zusammen, und es wird müßig und unnütz, die Parallele fortzusetzen.

Aus dem nördlichen Bereiche ist aber noch einmal mit größerem Nachdrucke eine Figur hervorzuheben, die oben erwähnt ist, und um welche sich Vielerlei gruppirt. Dies ist Thomasius, der in Leipzig die deutschen Vorlesungen begann, und der mit praktischem Takte den Punkt traf, worin man sich die Franzosen zum Muster nehmen sollte. Die Ankündigung seines ersten Kollegiums in deutscher Sprache 1687 hieß: „Diskurs, welcher Gestalt man den Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll.“ Die Ausbildung der Muttersprache sollte man von Frankreich lernen. Er stiftete die erste deutsche Zeitschrift, dies unberechenbare Mittel, welches am Ende die ganze moderne Zeit beherrschte, und worin die volle Rüstkammer liegt, eine zerstreute Zeit rasch zu verbinden. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts beginnt diese gleichzeitig zusammenfassende und zersplitternde Macht. Die erste Zeitschrift war in Paris entstanden, wo man eben in Ludwigs Zeit das Bedürfniß fühlte, eine rasche Sammlung zu versuchen, es war das Journal des Savans, Paris 1665, welches sich bis mitten in die Revolution hinein, bis 1792 erhalten hat. Leipzig folgte zunächst mit den „Acta Eruditorum“ 1682, und England mit „Weekly Memorials,“ zwei Jahre später Bayle in den Niederlanden mit seinen „Nouvelles.“

Ein lateinisches Blatt hilft Euch nichts, sagte Thomasius, und so begann er seine „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerband Bücher und Fragen.“ Halle und Leipzig 1688. Es war eine Monatsschrift, die schnell Nachahmung weckte.

Dieser Mann hat mit einem gesunden Verstande, mit einer unbeschreiblichen Rastlosigkeit und Thätigkeit, mit einem durchaus praktischen Verfahren die größte Wirkung hervorgebracht. Er erscheint oft wie ein kleiner Luther, nur ohne Luthers Poesie. Nicht so begabt wie die spekulativen Philosophen, denen er eigentlich entgegenarbeitete, weil er die Philosophie populär haben

wollte, erbaute er sich doch ein System, was besonders auf Sitten- und Rechtslehre ausgeht, und worin Manches der spätern Kant'schen Lehre begegnet. Er verwarf die mathematische Beweisform in der Philosophie, welche sein College in Halle, Wolf, bis zur Spitze ausbildete. Alles, Gelehrsamkeit, Religion, Weisheit mußte einen praktischen Zweck haben. Gut ist ihm, was erhält und vermehrt, böse, was zerstört und vermindert.

Seine Ansicht über die Mystik charakterisirt ihn am Besten, sie ist ihm sehr lobenswerth, in wiefern sie über der Grenzscheidung der Offenbarung und der Vernunft festhält, aber sehr verwerflich, wenn sie eine gänzliche Vernichtung der Vernunft bezweckt, und durch eine dunkle unverständliche Terminologie weiter nichts als nur die Wissenschaft an ihren Fortschritten hindern will.

Das völlige Vorbild eines genügend aufgeklärten Mannes, wie ihn Deutschland noch heutiges Tages aufweist, ist Thomasius. Mehr rechtlich als gläubig, und doch nicht eben ungläubig, schonungsloser Verfolger des Aberglaubens, sinnig, so weit es nicht gar zu nahe an die Faselei tritt — er empfahl zum Beispiele für praktische Philosophie die Physiognomik, und hätte wahrscheinlich donnernd gegen Lavater geschrieben, — mußte er einen außerordentlichen Eindruck machen, den theologischen und gelehrten Stand oft in Wuth setzen, die unbefangene Mehrzahl meist gewinnen. In seinen vielen Gelegenheitsschriften war er spöttisch, muthwillig, immer verletzend. Daß sein Deutsch noch eine unsaubere Mischung war, ist schon gesagt. Trotz dem gab sein Anstoß die größten Folgen, die Position, welche er, nach Halle übersiedelnd, als Direktor dortiger Universität, Wolf neben sich habend, einnahm, war ein letzter Wendepunkt für alte Zeitreste. Was noch von alter Traditien des Volksglaubens übrig war, das vernichtete er schonungslos, und es ist ein Glück zu nennen, daß er mit seinem schonungslosen praktischen Sinne meist nur wirklich Gefährliches und Bedenkliches traf. So erlag der Hexenproceß und der Teufelsglaube seinen Streichen.

Daß neben ihm in demselben Falle die Wolf'sche nüchterne Beweisphilosophie herrschend wurde, gab in Verbindung mit des Thomasius Anstoß der Zeit eine immer schreiendere Farbe von Prosa.

H. Luden hat 1805 eine Lebensbeschreibung des Thomasius herausgegeben.

Eine entschiedene Opposition gegen das Fleisch der schlesischen Schule bildeten die Pietisten, die sich in der protestantischen Kirche absonderten. Spener gilt für den Vater derselben, er stiftete in Frankfurt a. M. die Collegia pietatis, wovon wahrscheinlich der Name entnommen ward. Es handelte sich dabei nicht um eine eig'ne poetische Schöpfung, wie das oft bei begabten Mystikern der Fall ist, sondern nur um einen strengen Anschluß an die biblische Theologie, zu der sich ein streng sittlicher Sinn flüchtete, der einen lebhaften Drang zur Aeußerung empfand. Diese Richtung erweckt in einer zum Höchsten reichlich bewegten Welt des Innern leicht Anstoß, weil sie die menschliche Thätigkeit in einer lähmenden Weise beschränkt, hier aber darf man sie im historischen Zusammenhange günstiger ansehn. Sie bezeigt das Verlangen nach einer positiven Poesie neben der allgemeinen Auflösung, vorzüglich aber neben einem überhand nehmenden Bestreben der Nüchternheit, welche den Menschen von aller höheren Verknüpfung trennen will. Daß sie schöpferisch, unmächtig, daß sie auf eine sittliche Existenz beschränkt bleibt, daß sie später ausschließend wird, und in einer poetisch bereicherten Welt immer derselben Litanei Geltung und einzige Geltung verschaffen will, darf ihren Urhebern nicht zugerechnet werden.

Im formell literarischen Kreise darf sie auch auf Beachtung Anspruch machen, weil sie auf die deutsche Prosa angewiesen ist, und in dieser, welche seit Luther im Ganzen vernachlässigt worden, sich ausdrückt. Leider ist von ihrem Gelingen darin nicht viel zu rühmen, Spener, der 1705 als Probst in Berlin stirbt, verräth in seinem schleppenden Stile weder besondere Kraft noch besonderes Talent. Frischer und lebendiger ist schon August Herrmann Franke, der bekannte Stifter — 1698 — des Hallischen Waisenhauses. In seinen Predigten ist mehr dringende Wärme. Guerike in Halle hat 1827, just 100 Jahre nach Franke's Tode, das Leben desselben herausgegeben. Das Leben Spener's erschien 1828 von Hoßbach, und als Bedeutendstes wird

neben seinen Predigten ausgezeichnet: „Evangelische Lebenspflichten bei den sonn- und festtäglichen Evangelien."

Frisch, mannigfach und in der Lebendigkeit zuweilen schöpferisch ist der aus Schwaben stammende Mönch Ulrich Megerle, der 1709 als Hofprediger in Wien stirbt, und allgemein bekannt ist unter seinem Ordensnamen Abraham a Sa. Clara. Sein „Merk's Wien!" was er 1680 herausgab, und was sich auf den Pestzustand bezog, der ein Jahr vorher da gewesen war, sein „Judas der Erzschelm," eine Art satirischen Romans, der erst 1828 wieder herausgegeben ist, „Ganz neu ausgeheckes Narrennest," „Etwas für Alle" sind das Wichtigste seiner Hinterlassenschaft. All diese Sachen sind als seine sämmtlichen Werke 1835 in 4 Bänden zu Passau erschienen. Seine Hauptwerkstatt war aber die Kanzel, von welcher herab er seine Strafpredigten in der kernigsten, derbsten, ungewähltesten, aber reichsten Sprache hielt. Man hätte frühzeitig an diesen sprachlichen Punkt bei ihm gehen sollen, welcher der wesentliche und ergiebige für die Literatur ist, und aus welchem der Sprachschatz reichlichen Zufluß gewinnen konnte.

Was für die Sprache übrigens gethan wurde in „Grundsätzen," „Wörterbüchern" und dergleichen, ist bei der ersten schlesischen Schule schon vorgreifend erwähnt, und es wäre zu den Harsdörfer, Zesen, Gueinzen, oder Gueinz, den Schottel und Stieler etwa noch Weise zu nennen, der „curieuse Gedanken von deutschen Briefen" hat, Bohse, genannt Talander, Herrn Hunolds Lehrmeister, der „Musterbriefe" schreibt, wie einer zum Beispiel um Verzeihung bittet, der sich in Gesellschaft eines zarten Frauenzimmers betrunken, was der Talander-Hunold'schen Partie wohl öfter begegnen mochte; Bödiker, ein Rektor in Berlin, und Steinbach, ein Doktor der Medizin, von denen jener eine Grammatik, dieser ein Wörterbuch herausgab. Die oben bei Opitz genannten sind aber werthvoller.

Den Romanen kommt der englische Robinson von Daniel de Foe zu Hilfe, welcher 1721 verdeutscht wird, und außerordentliche Theilnahme gewinnt. Die Robinsonaden aller Art, eine preiswerthe Stilübung und Jugendlektüre, wurden dadurch geweckt und in diesem Gefolge erschien auch die bekannte „Insel

Felsenburg," welche der Stolberger Kammersekretair Schnabel 1731 zu Nordhausen drucken ließ.

Die eigentliche Geschichtsschreibung kommt nicht über ein fleißiges Auffassen des Aeußerlichen und chronikartiges Darstellen desselben hinaus, wie aus Hiob Ludolf's „Schaubühne der Welt" und Abelin's Theatrum europaeum zu ersehen ist. Eigentlich historischer Stil findet sich noch am Besten bei dem oben erwähnten Siegmund von Birken. Christoph Lehmann, Verfasser der Speierschen Chronik, Zacharias Theobald, der eine Geschichte des Hussitenkriegs schrieb, und die in die Zeit Opitzens gehören, und zum Theil da genannt sind, Bogislav Philipp von Chemnitz, von dem ein „schwedischer Krieg," — stirbt 1678 — Friedrich Frisius, der über die Eroberung Magdeburgs schmucklos berichtet, werden alle nur der Vollständigkeit wegen angeführt; ein redenswerthes Moment stellt sich weder in Auffassung noch in Darstellung bei Historikern heraus. Nur Gottfried Arnold, der bereits beim Kirchenliede der ersten schlesischen Schule erwähnt ist, macht mit seiner „Unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" in drei Bänden eine rühmliche Ausnahme. Er gehörte zur Partie der Pietisten, legte aus theologischem Bedenken seine Professur in Gießen nieder, und starb 1714 als Prediger in Perleberg.

Die Maskow und Bünau, welche deutsche Geschichte schreiben, und die schon als eigentliche Geschichtsforscher auftreten, gehören der Zeit nach in den zunächst folgenden Raum, da Maskow, Professor in Leipzig, 1761, und Bünau, Minister in Weimar, 1762 stirbt.

Im Drama wurde außer durch Lohenstein nichts gewonnen, denn Dedekind wärmte nur die Mysterien auf, und die Hallmann, die Christian Weise, und Henrici, von denen der erste à la Gryphius Trauerspiele und Schäferspiele, Weise Schulkomödien, Henrici satirische Stücke schrieb, sind nicht bedeutender Rede werth, obwohl Weise nicht ohne Laune und natürlichen Takt, Henrici nicht ohne Witz war. Jener erhob sich nicht über das Unbedeutende und das galante Geschwätz, dieser nicht über die Rohheit seiner Zeit. Den Stoff anbetreffend waren die Haupt- und Staatsaktionen aufgekommen, wo man die Großen schildert. Singspiele wurden immer beliebter, der italienische

Text siegte bei den Opern, und auch das Ballet kam auf. Diese Neigung zu Italien und zu Sinnenlockung hing entfernt ebenfalls mit Vorliebe und Tendenz der zweiten schlesischen Schule zusammen.

Die Literarhistoriker pflegen sehr zu bedauern, daß in diesem Zeitraume gar keine Fabeln gemacht wurden. Denn Hagedorn gehört in den folgenden.

Inhalt des erſten Bandes.

I. Das Gothiſche.

1. Einleitung.

Seite

Dunkelheit auf der Urgeſchichte der deutſchen Literatur; bedenkliches Zeugniß des Tacitus; die Bardengeſänge. — Die Gothen; Ulfilas. Gloſſe zum Ev. Johannis; die Sprache und Buchſtabenſchrift; Geſtalten aus dem Gothenkreiſe. Wanderungen der Gothen, Aufnahme und Einfluß des Chriſtenthumes, Stellung des Weibes als Mittelpunkt der Poeſie, Ausbreitung der Symbolik und Ausſcheiden des Nationalen. 5

II. Das Althochdeutſche.

2. Die fränkiſche Geiſtlichkeit.

Im Frankenreiche Wichtigkeit der Allemannen und Sachſen. — Unergiebiger Charakter der Epoche; Hauptmoment das Sprachliche, das Althochdeutſche. — Bruchſtück des Hildebrandliedes; das Weſſobrunner Gebet; Otfrieds Evangelienharmonie; geiſtliche Gloſſarien; das Ludwigslied. Eckehards Ueberſetzung der Flucht Walthers von Aquitanien. — Kultivirung durch Lehranſtalten, Vorherrſchen des Ausländiſchen. Karl der Große. 15

III. Das Mittelhochdeutſche.

3. Das Mittelalter.

Der ſchwäbiſche oder allemanniſche Dialekt. — Anregung nationaler Elemente und Streben zur Selbſtſtändigkeit gegen Ende der fränkiſchen Zeit; das Thierepos. — Uebergang aus der klaſſiſchen Welt zur 27

Seite

romantischen. — Die Poesie des Mittelalters. Das Ideal des Symbolischen und des Plastischen im Alterthume; Hinzutreten des jüdischen Elementes durch die Bibel. Die Romantik, deren unendliche Subjektivität; die romantische Liebe. Allgemeine Bewegung zum Oriente mit nationaler Entwickelung.

4. Das Ritterthum.

Dasselbe vermittelt den Uebergang aus der Geistlichkeit in das Leben, und aus dem abstrakt Allgemeinen in das Nationale. — Die ritterliche Ehre, Liebe und Treue. Mangel des Abschlusses der romantischen Welt durch die Kunst. — Die Kreuzzüge. 38

5. Die erste romantische Poesie.

Die Minnesänger 41

Das deutsche Leben, der Blick nach dem Morgenlande, und das wanderreiche Christenthum bilden Terrain, Stoff und Odem jener ersten romantischen Poesie.

Einwirkung der nordfranzösischen Troveren und Verbot der Ordensvereinigung der Troubadours. Empfänglichkeit der Sangeslust zu Turin. — Die Minnesänger, der stolzeste Name unter ihnen: Wolfram von Eschenbach, sein Rival Heinrich von Ofterdingen. Der „Singerkrie uf Wartburc". Gottfried von Strassburg. Die Minnesänger des Manessischen Kodex. Minnesänger und Meistersänger. Abtheilung der Dichtungen des Mittelalters. 50

6. Das Nibelungenlied und das Heldenbuch.

Der gothische Dichtungskreis, wie er vom Mittelalter aufgenommen und gefaßt wird. 59

Die deutsche Iliade:

1. Hörnen Sigfried 60
2. Ecke's Ausfahrt 62
3. Der kleine Rosengarten 63
4. Etzels Hofhaltung 64
5. Alpharts Tod.
6. Die Ravennaschlacht 65
7. Der große Rosengarten vor Worms 66
8. Das Nibelungenlied 68

Die deutsche Odyssee:

1. Gudrun oder Chaudrun 75
2. König Rother oder Notaris 76
3. Otnit 77
4. Hug- und Wolfdietrich.

Seite

7. Der Kreis Karls des Großen.

Drei Hauptmomente des Interesses, das staatliche Element, Karls Heerzüge und der christliche Glaube. 79

1. Reinalt oder die Heymonskinder 80
2. Die Roncevalschlacht oder das Lied vom Kaiser Karl oder das Rolandslied 82
3. Wilhelm von Oranse 84

8. Der Artus- und Gralkreis.

Innerstes Mittelalter; doppelte Anschauung desselben in der Gegenwart. Hauptbestandtheile dieses Dichtungskreises. 85

Der Artus'sche Kreis; König Artus und der Zauberer Merlin. 92

Hauptgedichte des Artuskreises:

1. Iwain. — Erek und Enite 94
2. Bigalois.
3. Bligamur.
4. Lancelot vom See.

Der Gralkreis; Wolfram von Eschenbach; neueste Forschung und Deutung. — Der Gral: 95

Titurel oder die Hüter des Grals 99
Parcival oder der König in Gral 102
Lohengrin 105

9. Einzelne Gedichte.

Gottfried von Straßburg.

Bei Gottfried Ueberschlagen der subjectiven Vertiefung des Mittelalters in die sinnliche Welt; seine objective Stellung zum Mittelalter, dessen er bereits lerig; bewußte und satirische Geltendmachung der Sinnlichkeit; ein Meister der Form und des Geschmacks; Opposition gegen Wolfram von Eschenbach. 106

Triſtan und Iſolde. — Lösung der Fabel durch Ulrich von Türheim und Heinrich von Vriberg. Einzelne Gedichte. 109

Flos und Blankflos. — Liebesgeschichten jeder Art; Verbreitung des sinnlichen Elementes in allerlei andere Realität. Einzelne Gedichte aus dem früheren ernsten Mittelalter. — Reimchroniken. 114

Gedicht- und Reimform der Minnesänger 117

10. Antike Stoffe, geistliche Gedichte und Prosa.

Der Kreis der antiken Götter- und Heldensage 119

Die Alexandergeschichte. — Athis und Profilias. — Eneit . . . 120

Seite

Der trojanische Krieg 121

Prolog zu Ovids Metamorphosen.

Der Kreis des direkt Religiosen:

Die Dichtung, ein willenloses Organ der Kirche, bei welcher die irdische Welt in Allem Unrecht hat; nur theoretische Herrschaft dieses theoretischen Bewußtseins.

Streng geistliche Gedichte nach den Evangelien. — Barlaam und Josaphat; der Mann in der Grube. — Die Sage vom heiligen Georg. — Legenden und Martergeschichten.

Beginn unserer Prosa 124

Weg durch die Lehrgedichte; Würdigung der didaktischen Poesie. — Die höhere Kritik und der Standpunkt des bloß verwaltenden Urtheils, zunächst in Beziehung auf das Mittelalter. — Der Freidank: Ermahnungen, Beispiele und moralische Erzählungen; Zeitdichter. Erste Prosa; deren Entstehung aus dem Gesange und ihre Bedeutung in 129
der Volksentwickelung. Gesetzsammlungen: Sachsenspiegel, Mainzer Landfriede, Braunschweiger Stadtrecht, Schwabenspiegel. Des Franziskaners Berthold Predigten.

11. Die Scholastik.

Die Färbung des ganzen Mittelalters durch das Christenthum. 133
Allgemeinheit des christlichen Princips und Mangel einer abgesonderten Dogmatik. Ausbildung des Christenthums; Sekten im Orient; die Gnostik. Bildung einer allgemeinen Kirche durch Orthodoxie; geistiges Leben der Kirchenväter; Römisch-katholische Orthodoxie; Kirchenversammlungen; Papstthum. —

Die Scholastik, — erst bloße Schulweisheit der Kirche, dann 140
Philosophie des Mittelalters, — der Todeskeim Roms und die Erweckung der Reformation. — Schule in Britannien, öde fränkische Zeit; die Schule, der Realismus und Nominalismus; neu Aristotelische Epoche. — Scholastik in Deutschland; Albertus Magnus. Polemik der Thomisten und Scotisten auf den errichteten Universitäten; Sieg des Nominalismus durch Wilhelm von Occam. — Versinken der Scholastik und des Mittelalters.

12. Kaiser und Reich, und Baukunst.

Gestaltung des Mittelalters in der Aeußerlichkeit 146

Das politische Leben: Die große poetische Idee der Hohenstaufen-Kaiser, nach ihnen die schwäbische Epoche genannt; Wendepunkt des Mittelalters in Friedrich II. Innere Nothwendigkeit der Römerzüge. — Entscheidung der Stellung Deutschlands als großer Politikmacht in

Seite

den Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen. Wirklicher Einbruch des römisch-deutschen Reiches mit den Hohenstaufen und Auflösung des deutschen Mittelalters.

Die mittelalterliche Baukunst, ein erschöpfender Ausdruck des religios-poetischen Bewußtseins jener Epoche; byzantinischer und gothischer Styl. Leben der mittelalterlichen Baukunst tief in die folgende Zeit hinein. 151

Die altdeutsche Malerei, der Idee des Mittelalters entsprechend, aber ohne objektiven Kunstwerth. Glasmalerei; Wendung nach den Niederlanden. 153

13. Meistersänger, Volksbuch und Lieder.

Die Periode des Ueberganges aus dem Mittelalter; der Sprachausdruck noch das Mittelhochdeutsche. 156

Die Kunstpoesie der Minnesänger, fortgesetzt der äußeren Form nach von den Meistersängern; deren politische Wichtigkeit. Meistersänger-Zünfte und Schulen. Heinrich Frauenlob. Die s. g. Spruchsprecher. Meistersänger bis zu Hans Sachs.

Das Volksbuch: Volkssagen verbreitet durch die Buchdruckerkunst, unterstützt durch Reisebeschreibungen. In den Ritter- und Volksromanen Auflösungen früherer Dichtungen und deren Gestalten, oder Uebersetzungen, auch Bearbeitungen neuerer Volkssagen; mitunter reizende Gestaltungen und ein verfeinerter angeeigneter Geschmack; älteste Spur der eigentlichen Novelle. Komische Romane und Schwänke voll deutscher Behaglichkeit und Fröhlichkeit. — Die Mähr vom Fortunat, vom ewigen Juden und von Faust. 161

Das einfache Volkslied: der Ausdruck des dichterischen Bewußtseins der Zeit; heitere Richtung in Oesterreich. Liederproben. Sinnlichkeit und Betrachtung der Natur; poetische Stimme für jedes Handwerk, nur nicht für den Kaufmann. — Kriegslieder, Ständchen, Bußgesänge, Kirchenlieder; Umdichtungen der alten Heldengesänge; Allegorien. 168

Reinecke Fuchs, die Satire des Volksbewußtseins gegen die bestehende Kultur. Fastnachtspiele. 176

Anfang der dramatischen Kunst im geistlichen Schauspiele, dann Uebersetzungen. — Priameln, eine Art Epigramme. Das Narrenschiff Sebastian Brants. 177

14. Der Durchbruch zur Prosa.

Politischer Zustand. — Humanismus. — Prosa.

Versinken der allgemeinen Idee und Eintritt der Politik des Hauses mit Rudolf von Habsburg; Einführung der deutschen Sprache 179

Seite

in die öffentlichen Verhandlungen und mächtiger Einfluß des Kanzleistyls auf die Prosa. — Ohnmächtiger Versuch Kaiser Heinrichs VII., die alte ritterliche Zeit herauf zu beschwören; Dante der Ghibellinenschwan. — Karl IV., aller Ueberzeugung seiner Zeit ledig, der Typus einer ganz veränderten Welt. Vorbereitungen zum Kampfe gegen die poetische Einheit des Mittelalters; die Gründung der Universitäten; Huß; die Erfindung des Schießpulvers; das päbstliche Schisma, und die Buchdruckerkunst. Umsonst im Koncil zu Konstanz noch einmal die Erscheinung des äußerlichen Zusammenhanges einer großen Welt, und in Kaiser Max des Schimmers des Ritterthums.

Im Geistesleben das Ausbrechen der Verzweiflung an der eigenen Geschichte; Absonderung des strebenden Geistes in eine durchgängige Opposition, deren Hauptmenge der Humanismus, sich scharend um die s. g. Wiederherstellung der Wissenschaften; — der Mysticismus, oft verloren in Pietismus und Frömmelei, — und die naturalistische Polterlehre. 185

Der Prosa-Ausdruck der mystischen Opposition 192

IV. Das Neuhochdeutsche.

15. Die Reformation.

Dr. Luther.

Eintritt des Zeitalters der Revolution. Mit der Reformation Deutschland zum ersten Male in gesetzgebender, erster Stellung Europas; Ausbildung einer edeln deutschen Nationalität. 199

Luthers welthistorische Bedeutung: durch ihn ist die Einheit hingegeben, der Reichthum gewonnen worden, welcher noch jetzt seine Einigung zu einer festen Poesie erwartet. — Gestaltung der Bildung seiner Zeit in Luthers Persönlichkeit, und Einfluß beider auf seine Entwickelung und sein Wirken in den einzelnen Lebensmomenten. — Melanchthon. 201

Luther der Schöpfer des Neuhochdeutschen; die Bibelübersetzung. Gestaltung der allgemeinen neuen Schriftsprache. Luthers Schriften, der erschöpfende Mittelpunkt dieser Zeit. 208

Anderweite Prosa-Literatur damaliger Zeit. A. Dürers artistische Schriften; Sprachstudien. — Zwingli's Schriften, ohne literarische Einwirkung; Predigten und Arndts Mysticismus. — Die weltliche Literatur unbedeutend: der Amadis; Chroniken; Götz von Berlichingens Selbstbiographie. — Wilde Genialität in den satirischen Romanen J. Fischarts. 215

Seite

16. Das Kirchenlied.

Die Erfindung des deutschen Kirchengesanges durch Luther, der auch hier Vorgang und Herr ist. — In dem Kirchenliede der Anfang in neuer Auferbauung einer poetischen Welt. Voreiliger Abschluß dieses Reformgedankens durch den von Bauernaufständen dazu gedrängten Luther, und durch die totale Schöpfungsunmacht seiner theologischen Nachfolger. Aufhäufung des Mittelmäßigen und Erstickung alles poetischen Aufschwunges. — Literargeschichte des Kirchenliedes. 220

Hans Sachs, der letzte Meistersänger, unentschieden an der Scheide der alten und neuen Zeit. — Das Drama; Fastnachtsspiele. — Die Einführung des Hanswurstes. — Erste Singspiele. — Das starke, ergiebige Naturel Fischarts. Rollenhagens Froschmäusler; Fabeln; Lehrgedichte. — Die Ergänzung jener Zeit in einem sprudelnden Gegner der Reform, Thomas Murner. 224

17. Stillstand und Rückgang der Reform.

Die eingeschlagene Reformbahn in aller Weise frühzeitig verlassen, und nur mancher eingeschlagene Seitenpfad von späterer Bedeutung. 235

Die naturalistische Mystik. Nebenwege dieser naturphilosophischen Richtung in Italien; der neue Realismus bei den Engländern, dem die Idealphilosophie den Gegensatz bildet, und die Theosophie Jacob Böhme's. 236

Die große Restauration der katholischen Kirche. — Sieg derselben über die ungehemmte Ausdehnung der Reformation durch konsequenten energischen Angriff. — Kluge Reform des Katholicismus auf dem Tridentiner Concilium, und Rettung durch den Jesuitenorden. Die Jesuiten, die große Ergänzung der Weltreform, erobern das verlorene Terrain der katholischen Kirche wieder, wecken aber die rationale Epoche; sind die Schöpfer der modernen Politik, welche alle sonstige innere Welt überflügelt. 239

Hauptstadium der neuen Zeit mit Urban VIII., welcher den Glauben der Politik opfert; Eintritt der Idee des europäischen Gleichgewichts und der charakteristischen Literatur, der Prosa. — Ohnmächtiger Belebungsversuch der Poesie durch literarische Gesellschaften. 243

18. Die erste schlesische Schule.

Diese Schule fast durchgängig dem weiteren Bereiche der Prosa angehörig, nur nicht im Kirchenliede. — Nichtigkeit des Geschmacks bei der Beliebigkeit der modernen Literatur. — Sprachkenntniß und Theilnahme an auswärtiger Literatur, befördert durch kriegerische Berührungen und Reisen. — Volkslieder. Gelehrsamkeit der Dichtung; Bildung eines Kunstcharakters. 251

Seite

Streben nach Schönheitsform bei der süddeutschen Abtheilung. — 254
Uebersetzungen.

Geistige Bewegung und bedeutendes Auftreten Schlesiens. Martin Opitz durchdringt mit seinem Geschmacke die Literatur; starke Züge eines charakteristischen Talents bei Gryphius, dem sich mehrere Dramatiker anschließen; Friedrich von Logau und die Epigrammatisten. Weihe dieser Dichtungsschule durch Paul Flemming. — Mystische Richtung; protestantische Kirchenlieder. — Satiriker und derbe Romanthat dieser Schule; der abenteuerliche Simplicissimus. 258

19. Die philosophische Wendung.

Das nothwendige Wechselverhältniß zwischen Poesie und Philosophie. Formen der Geschichte; deren Konstruktion. 278

Hohe Bedeutung der außerhalb Deutschlands beginnenden philosophischen Krisis. Verschwinden der christlichen Idee; Abbrechen aller Ausgangspunkte des bisherigen Wissens; Mangel eines dichterischen Ueberganges; die Anfänge des modernen Materialismus und des modernen Idealismus. 280

Bacon. — Newton, Herbert, Hobbes, Hugo Grotius, Pufendorf. 285

Cartesius 289

Spinoza 291

Locke. — Hume; Bayle; die Popularphilosophie in Deutschland. 295

Leibnitz. — Tschirnhausen, Thomasius, Budeus, Gundling; Christian v. Wolf. 297

20. Die zweite schlesische Schule.

Ein reicher stürmischer Lebensdrang voll üppiger Sinnlichkeit, mit geschmacklosem Schwulst und Uebertreibung in Fassung und Ausdruck. Die philosophische Krisis nicht ohne unmittelbare Einwirkung. 304

Hofmannswaldau; Lohenstein; Ziegler von Clipphausen; Günther. Nachahmung, Weiterbildung und Opposition der übrigen Schriftwelt. 307

Klägliche Kleinlichkeit der Literatur; unfruchtbare Heilversuche von Seiten der Pietisten und Epigrammatisten. — Poesieen der Niedersachsen. 310

Läuterung des Geschmacks in Ludwig v. Canitz; Einfluß der modern französischen Welt; aufklärende Wirksamkeit des Thomasius. 314

Eine mystische Opposition mit strengem Anschluß an die biblische Theologie und voll streng sittlichen Sinnes durch Spener und Hermann Francke. — Förderung des Sprachlichen. — Robinsonaden. — Geschichtschreibung. Drama. 320

Geschichte

der

deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1839.

21.

Uebergang zur Klassik.

1.

Die Leipziger und die Schweizer.

Herkömmlich und wohlklingend wird dieser Abschnitt die Morgenröthe der deutschen Literatur genannt. Er umschließt von Hagedorn bis Klopstock alle die lebhaft, ja enthusiastisch auftretenden Versuche, auf alle Weise und um jeden Preis eine deutsche Literatur in Poesie zum Druck und in's Leben zu bringen. Der leidliche Vers wird mehr und mehr wieder eine National-, eine Gewissenssache.

Es gelang nirgends, ein großes nachhaltiges Gesetz dafür aufzufinden, die Talente gehörten mehr redlichen als genialen Leuten, der Abschnitt ist ein kritischer Versuch, ein Uebergang; allerlei Themata in allerlei Tonweisen wurden angestimmt, und die Theilnahme war so groß, daß sich bis in die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein klassisches Lob dafür erhalten hat. Die redliche Absicht, klassisch zu sein, galt den Mitlebenden für die klassische That, so überlieferten sie's den Söhnen und Enkeln, und Haller und Cramer, Zachariä und Ebert galten für Namen, des besten Marmors würdig.

Es hat etwas wirklich Rührendes, bei jeder neuen Ausgabe eines Haller in Noten dargelegt zu sehen, was in einem Worte, einem Verse oder Reime der Klassicität halber geändert worden sei.

Dieser Uebergang entwickelt sich also in breitem, langsam und sorgsam weiter gefördertem Detail.

Wie im Reformintereſſe Wittenberg, später Jena und Helmſtädt, ſo wird jetzt Halle Mittelpunkt des Ueberganges, und von Halle übernimmt zunächſt Göttingen die Aufgabe.

Wenn man ſich nach einem Mittelpunkte des damaligen geiſtigen Lebens umſieht, auf den ſich dieſer klaſſiſche Dilettantismus ſtützt, ſo erblickt man den Freiherrn Chriſtian von Wolf der 1679 in Breslau geboren wird, und 1764 in Halle ſtirbt. Auffallenderweiſe alſo noch einmal ein geborner Schleſier. Er blieb in Deutſchland ſiegreicher Hauptverbe jener philoſophiſchen Wendung, welche nach Reform der Kirche ſich über alle poſitive Kirche hinausſetzte, ſie entweder ganz überſah, oder einem großen Herrn gleich Dies oder Jenes als Konceſſion gewährte. Dieſe philoſophiſche Erbſchaft war nun in Wolf zu einer magern Verſtandesfigur zuſammengetrocknet, von der geſtrengen Oberherrſchaft kam alſo den dichteriſchen Verſuchen kein füllendes, ſchwellendes Leben zu Hilfe. Man glaubte von Wolf, er entwickele die Leibnitz'ſche Philoſophie. Wäre dies in wahrem Umfange der Fall geweſen, ſo hätte der poetiſche Verſuch einen vollen Zufluß erlangt, denn nach Spinoza war doch in Leibnitzens innerer Welt die reichhaltigſte Bewegung, eine individuelle Gliederung, ein weiter und intereſſant bevölkerter Raum. Aber Wolf, mit ſcharfer Verſtandeskraft begabt, der Tiefe indeſſen ermangelnd, faßte die Nachfolge Leibnitzens nur in der Form, der Inhalt ward ein ganz ordinaires Verſtandesbewußtſein, was aus der gewöhnlichen Erfahrung auswählend den nöthigen Stoff verſchaffte.

So kam's, daß ſich der edle Drang dieſer Zeit nirgends über den Umkreis einer gewöhnlichen Welt erheben konnte, denn der herrſchende philoſophiſche Gedanke iſt der Umkreis, aus welchem nur das Genie hinausreicht, und ſolche Genies beſaß die Epoche nicht. Dieſer Umkreis war ein durchaus proſaiſcher, ein verſtändiger, und ſo gab jener Drang den Anblick, als wenn ein gewöhnlicher Menſch mit gewöhnlichen Armen fliegen will, und ſich doch nicht von der Erdfläche erheben kann.

So sehen wir allerdings die philosophische Wendung noch fortwirken, aber wir müssen uns mit einer formellen Anregung begnügen. Zu gutem Glücke bediente sich dies mathematische Verstandesprincip Wolfs der deutschen Sprache, und in seiner Deutlichkeit, Klarheit und Schärfe bildete es eine kritische Gewalt, welche unberechenbar auf eine Zeit einwirkte, die sich aus dem Neuen und Groben eine neue Literatur wiederzugebären trachtete. Durch Wolf wird alles formell Logische nach allen Seiten deutsch festgestellt, und der Literatur ein fertig geschnitztes Begriffsmodell an die Hand gegeben, dessen sie sich als brauchbaren Instrumentes bedienen konnte. Er gab das Handwerkszeug zu jenem Schiffe, was auslaufen sollte, um eine neue poetische Welt zu finden.

Einen tieferen, einen poetischen Inhalt fand aber die strebsame Literatur nicht vor, wie alles Vorausgehende deutlich genug darlegt. Der Religionsglaube war dahin, und man bewegte sich nur in den kleinen Verschiedenheiten, ob nicht Einiges von der Tradition, wohl zugeschnitten, aufgefaßt werden könnte, oder ob Alles wie ein alter Kram hinzugeben sei.

In Wolfs Leben stellt es sich dar, wie trostlos es in diesem Punkte aussah: protestantischen Eiferern, Joachim Lange an der Spitze, galt er für den Erbfeind der Religion, und sie brachten es 1723 dahin, daß er unter Bedrohung des Stranges binnen 24 Stunden Halle und das Land verlassen mußte. Siebzehn Jahre darauf ward er, derselbe unreligiose Philosoph, mit Ehren zurückberufen, ward drei Jahre später Kanzler der Universität und 1745 Reichsfreiherr. So schwankend und haltlos stand es mit der kirchlichen Forderung. Die Pietisten blieben schwach, und bewiesen keine Schöpfungsfähigkeit. Was sich aus der formell protestantischen Kirche gegen die glaubenskindliche Verstandesphilosophie erhob, wie Joachim Lange, das handthierte eben auch nur mit ein Paar Konfessionsformeln, wie sie sich aus den Religionsstreitigkeiten in die außen bestehende Kirche geordnet hatten, und denen nichts tiefer Lebendiges inne wohnte.

Von daher also konnte die Literatur nichts gewinnen. Und der Staat? Der Staat schwamm als ein herkömmliches Institut, was lose zusammenhängt, hin und her, wie es eben die Strömung von außen mit sich brachte. Die Kriege Ludwigs XIV.,

rein politische, hatten allgemeine höhere Haltpunkte verwischt, man sicherte nur eben das Nächste. Das Reichsbewußtsein, die Erbschaft des Mittelalters, war längst eben so verloren, wie die Poesie des Mittelalters. Die Kaiser waren österreichische, sicherten ihre Erbländer, und so that jeder andere einzelne Fürst. Schöne Provinzen des Reichs gingen an Frankreich verloren; wenn man sich zu einem allgemeinen Kriege vereinigte, so war's das Interesse einer Erbschaft oder sonst eines lediglich äußeren Vortheils, von der poetischen Idee eines nationalen Verbandes war keine Faser mehr übrig. Und so war es nichts Befremdliches, daß im spanischen Erbfolgekriege deutsche Fürsten für Ludwig fochten. Wie die alte Kirche aufgelöst hatte, und in den neuen Kirchen jede einzelne Ansicht geltend gemacht wurde, so ging auch der alte Staat in die Reform des einzelnen Vortheils über, jeglicher nächste Gewinn ward erstrebt, und die Einigung zu einem Staatssysteme blieb dahin gestellt. Augenblickliche Klugheit statt des Staates, augenblicklicher Verstand statt der Kirche regierte in tausendfacher Aeußerung, — wie hätte da die Literatur eine Einigung zur Poesie gefunden? Sie sah sich also darauf angewiesen, allerlei neue, eigene Wege poetischen Schwungs aufzusuchen, sich an das nächste herrschende Bewußtsein des philosophischen Gedankens anzuschließen. Was konnte unter solchen Umständen der Wolf'schen Macht Eintrag thun?

Daß die französische Welt nicht noch verführerischer einwirkte, ist sehr zu verwundern. War diese neufranzösische Ludwigsexistenz auch innen hohl, in den höchsten Anknüpfungen hin und her schwankend wie ein Schiff ohne Steuer, bald ohne Religion, bald von Verstandesreligion, bald von Maintenon-katholischer bewegt, sie war doch geschickt in ein lockend Haus zusammengezimmert, sie bot doch ein fertiges Ansehen, sie war doch ein schimmernder Glanz der Prosazeit, und sie ward an unsern Höfen in Einzelnheiten beliebt, in lockenden Punkten nachgeahmt, sie ward von geschickten Parteien auch auf die deutsche Literatur angewandt.

Aber unserem ganzen Volke fehlte doch die Leichtigkeit und Leichtsinnigkeit, sie als ein erfülltes neues Weltwerk im Ganzen aufzunehmen. Just in dieser suchenden Epoche versäumten es gesunde Talente nicht, sich dagegen zu stemmen, weil sie einsahen,

oder doch ahneten, wie wenig sich diese bloß zierlich-fertige Welt mit dem tieferen Nationalwesen und Bedürfnisse der Deutschen vertrüge.

Was war nach alle dem in Wahrheit für unsere Literatur geboten, als daß man sich eines geschulten Verstandes bediente, um irgend was Leidliches hervorzubringen? Dies war der glücklichst gewählte Inbegriff dieser Epoche. Genug, daß diese kritische Bestrebung doch ziemlich allgemein, ja mehr und mehr mit einem völligen Feuer betrieben wurde. Daß man glaubte, in dieser versuchenden Bestrebung zunächst schon eine neue Poesie gefunden zu haben; der Irrthum war verzeihlich, und die nächste Folgezeit war stark genug, in ihm nicht zu ruhen.

Die stets Viel fordernde und Viel versprechende Humanistik, die sich in wirklicher Schöpfung stets machtlos erwiesen, trat wieder mit in die Reihe und brachte von Neuem jene philologische Literatur auf's Tapet, welche man täuschend so gerne die klassische Richtung nennt. Sie wies auf Griechen und Römer und jetzt, wo man wirklich allerlei Gutes brauchen konnte, sei's woher es sei, um daraus für einstig eigene Schöpfung irgend ein Splitterlein zu gewinnen, jetzt hatte sie doch mehr denn je ihr Förderliches. Glücklicherweise gerathen einige ihrer Anhänger auch zur Abwechslung auf englische Muster, wie Bodmer und Breitinger, und brachten auch hiermit einen brauchbaren Beisatz zu der kritischen Gährung, wenn auch manches Leere, wie Pope und Aehnliches mit eingeschmolzen wurde.

Auf der diesmaligen Wetterscheide der Literatur fruchteten die humanistischen Ansichten besser denn je, weil sie später in die Hände wirklicher Talente übergingen, welche in eigen schaffender Kraft nur das wahrhaft Ewige aus den alten Klassikern empfingen, nicht allerlei frühere Schale und Leibeszuthat für das Nachzuahmende ansahen. Die jetzt auftretenden Humanisten haben auch wirklich einen gesünderen Takt, als die leeren Franzosenempfehler, eben weil diese leer waren. Denn das Zeitgemäße und darum Aechtere lag diesen, den letzteren, im Grunde näher, wenn ihnen der poetische Hauch dienstbar gewesen wäre, diese geformte neue Ludwigswelt eigenthümlich und hinlänglich zu beseelen. Das fehlte ihnen, und so ward jenes humanistische fernere Hilfsmittel bedeutender. Denn die Gottsched und Genossen

erkannten nicht einmal das wirklich Abgerundete der neuen französischen Welt, und das Konsequente darin, wenn denn einmal aus bloß politischem Belieben ein neuer Lebenskreis gefaßt werden sollte, sie ergriffen nicht die positive Größe der modernen Gestaltung, dazu selbst waren sie zu arm, sondern sie wollten nur von jener Außenwelt das Aeußerliche einführen, obendrein mit Uebergehung alles ursprünglich Deutschen in Anschauung und poetischer Farbe. Der deutsche Ausdruck war Alles, was ihnen vom Vaterlande brauchbar schien.

So viel Nationalbewußtsein war aber im innersten Kerne, der nur etwa von Volksliedern und Volksgeschichten ernährt wurde, übrig geblieben, daß dieser Versuch scheiterte, uns als poetische Nation zu schleifen. Der endlich siegende Gang aus dieser Epoche heraus ward also der: nach guten Mustern der Griechen und Engländer sich an den heimathlichen Sinn anzuschließen, und solchergestalt wenigstens eine poetische That im Einzelnen zu wecken.

Wie war es gekommen, daß dieser nationale Zusatz noch einmal mächtig werden konnte, der so lange ganz und gar verschwunden zu sein schien? Mit stets wiederkehrendem, stets betontem Nachdrucke ist er oben im Anfange unsers literarischen Lebens hervorgehoben und gefordert worden. Warum verschwand er denn? Die Hauptstaaten Europa's gaben sich einer gleichmäßigen Ueberlieferung des römischen Christenthums hin, bei aller höheren Lebensfrage schwand der nationale Unterschied, und in jenes allgemeine Bewußtsein tief hinein bildete sich die katholische Poesie des Mittelalters; nur Nüancen blieben übrig. Man mußte absehen von der streng nationalen Forderung, sie wurde eine Ungerechtigkeit, sobald einmal der Eingang überschritten, und die Konsequenz geweckt, und auf diesem Wege eine ge[illegible]losene, poetische Existenz gewonnen war. Als sie in der Reform gesprengt wurde, und sich das Leben wieder einzeln von vorne aushob, da eigentlich trat erst die nationale Frage und Folgerung gerecht wieder auf. Nun bedurfte man zunächst eines umgrenzten Volksumkreises, um in solcher bereits gegebenen Form und Gesinnung sicher und leicht eine neue Glaubenseinigkeit auszubilden. An die Stelle der europäischen Allgemeinheit, an die Stelle des eigentlichen Katholicismus sollte die Nationalität in

ihrer runden Fertigkeit treten. Aber die Geschichte holte weiter aus, die Nationalumkreise sonderten sich nicht einig ab, Katholicismus und Protestantismus rang durcheinander, und in Deutschland ward er zu keiner Einheit irgend einer Art unterjocht. In Frankreich und England geschah das, und deshalb sind diese Nationalitäten in der modernen Zeit so kompakt geworden, und bei ihnen ist es ein auf der Hand liegender, klarer Begriff, wenn von Nationalität gesprochen wird. Bei uns ist er das nicht. Er ist feiner schattirt, geht mehr in eine verborgenere Innerlichkeit, weil er sich nur in der höheren Bildung und im Sprachverbande fortpflanzen konnte. Deshalb wird in Deutschland so viel Unwesen mit dieser Forderung getrieben, die in plumpen Händen leicht das Thörichte, uns nicht Nationale wird. Deshalb, eben weil diese Nationalität nicht so zur fraglosen Einheit gedieh, wird sie von den besten Geistern unserer Nation nicht so als ein abgemachter, stets gleichmäßig zu verstehender Begriff häufig angewendet, wie es der Franzose und Engländer füglich thun kann, und wie es bei uns die Mittelmäßigkeit thut. Er ist vielmehr wie ein Heiligthum nur den wichtigsten Momenten vorbehalten, wo aller Eindruck koncentrirt und gesteigert ist, und wo es mit Leichtigkeit von den Gebildeten und Ungebildeten verstanden wird, daß mit dem Worte Deutschland dennoch eine tiefere, innerlichste Gemeinschaft ausgesprochen sei.

Unsere Literatur wäre besonders in neuester Zeit von vielem Gepolter befreit geblieben, wenn nach der Reform eine nationale Einheit durchgedrungen wäre; in England mähte sich der Protestantismus zu einer solchen durch, in Frankreich erzwang sie Ludwig XIV. durch Dragonaden im wenigstens äußerlichen Interesse der katholischen Kirche. Bei uns schleppte es sich, und blieb schleppend, nachdem der dreißigjährige Krieg keinen entscheidenden Sieg gegeben hatte. Aus dem Gröbsten heraus erholte sich unser poetisches Interesse in den schlesischen Schulen von der Kriegsverwüstung, und jetzt in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam das nationale Moment in der Literatur wieder in so weit zur Frage, als es Richtscheit für eine Literatur sein konnte, die sich neu aufbaute.

Unabhängig herrschend konnte es nicht mehr werden, und es mag den Männern jenes Ueberganges ja nicht zum Vorwurfe

gemacht sein, daß sie nicht eine Deutschthümelei angeregt haben. Durch Reform, durch Politik, durch die moderne Philosophie war Frankreich, England und Deutschland von Neuem so in einander verschwistert und verschlungen, daß eine leidenschaftliche Absonderung schon damals beinahe eben so thöricht gewesen wäre, wie sie es heute ist. Die Aufgabe stellte sich schon eben so, wie sie heute steht: den Fortschritt aufnehmen, aber nur so, wie er nationalcharakteristisch verarbeitet werden kann, von Fremden gewinnen, aber nur die Eigenthümlichkeit mitten hinein, auf der Eigenthümlichkeit für und für beruhen, aber keinen Popanz daraus machen.

Es begegneten sich sogar beide Parteien damals in dem einen Punkte, die Leipziger und die Schweizer Partie, die alte Nationaldichtung aufzusuchen und in Ehren zu halten, ja Gottsched that darin fast noch mehr als sein schweizerischer Gegner.

In dem Vorstehenden ist das Nützens enthalten, dessen man sich zur Vorbereitung einer klassischen Literatur bediente. Dem aufmerksamen Auge mag klar sein, daß für eine allgemeine Verdichtung zu einer neuen Poesie im Ganzen und Großen die Hilfsmittel keineswegs ausreichten. Man ist im eigentlichen Grundsatze um kein Haar weiter als Opitz: man hält sich an den Geschmack, man sucht sich ihn leidlich auszubilden, und mit ihm dann weiter zu helfen. Die dazwischen liegende philosophische Zeit trug das ihrige bei, man war gescheuter denn früher, aber im eigentlichen Inhalte war noch nichts weiter gewonnen.

So kam es, daß auch diese Epoche noch nichts dauernd Musterhaftes, was man Klassisches mit einem Worte nennt, hervorbringen konnte. Ja, die nächste war genöthigt, immer wieder über das Princip von Neuem anzuheben, sich immer wieder eigene Kreise der ästhetischen Existenz zu sichern, und mit dem persönlichen Genie sich einen klassischen Umkreis zu bilden. Darauf hindeutend ist schon im Früheren einmal gesagt, daß wir auch in unserer besten modernen Zeit nur partienweise der eigentlichen Poesie habhaft werden.

Tritt man zu den Personen dieses Uebergangs, der sich schon in Christian Weise und Morhof ausbob, so erscheinen gleichzeitig

im Norden und Süden zwei Männer, an welchen überaus deutlich erkannt werden mag, in welcher weit verschiedenen Art poetisches Genüge aufgesucht wurde. Das ist Hagedorn und Haller. Beide horchen auf Lohenstein, Beide wollen weiter, und versuchen es auf weit auseinander gehenden Wegen.

Friedrich v. Hagedorn 1708 zu Hamburg geboren, sieht sich aufmerksam in französischer und englischer Literatur um, lebt als Geschäftsmann lange in London, neigt weniger zu Principienprüfung, genießt heiter, und verarbeitet leicht, was ihm die Außenwelt, was ihm die Natur bietet. Er ist fast unberührt von dem schweren Streite der Leipziger und Schweizer, welcher noch in seine kräftigste Lebenszeit hineinfällt, feilt und säubert an seinen leichten Liedern, poetischen Erzählungen und Fabeln, und gewinnt eine größere Bedeutung dadurch, daß er fortwährend producirt, während man über das Wie? streitet und Wenig zum Vorschein bringt, daß er ferner mit der glücklichsten Sorgfalt Sprache und Reim immer glatter und reiner bildet. Eine Neigung zu heiterer Sinnlichkeit ist ihm von Lohenstein her stets verblieben, wie wir denn jenes Schleuers Einfluß noch vielfach fortwuchern, und besonders seinen inneren Schwung nach mancher Seite hin anregen sehen.

Eine auffallende Familienähnlichkeit mit dem späteren Wieland, hat Hagedorn, sowohl in leichter, naturalistischer Fassung der Welt, als auch in gewandter Sprache, in geschickter Aneignung des Fremden, in graziöser, wenn auch nirgends großer Manier, zu denken, zu wenden und anzuschauen. Man nennt ihn schon beim ersten Nachwuchse der Lohenstein'schen Schule, und er erlebt noch den Klopstock'schen Messias, obwohl er nur 46 Jahre alt wird, und 1754 stirbt. So ist er die eigentliche Prosa des Uebergangs, welche weder von der Schwäche, noch von der Stärke dieses Zeitraums recht überwältigt wird. Eschenburg hat sein Leben beschrieben.

In gleichem Jahre mit ihm zur Welt kommend, ihn aber weit überlebend und ganz und gar anders artend ist Albrecht Haller, den der Kaiser 1749 zum Herrn von Haller macht. Er stammt aus Bern, ist ein Frühpoet, der schon als Knabe nach Lohenstein'schen Mustern dichtet, in allen Reichen des Wissens sich später herumbewegt, für Göttingen als Gründer und Förderer medicinischer Anstalten, der „Götting'schen

gelehrten Anzeigen," der „Gesellschaft der Wissenschaften" äußerst wichtig wird, und in seinem Vaterlande, der Schweiz, ein hohes Alter als ernster Geschäftsmann erreicht. Er ist mannigfacher von der Geistesstrebung seiner Zeit gepackt, und auf trübe, düstre Lebensansicht geleitet. Nirgends gelingt es ihm, sich aus reichem Stoffe zu einer geläuterten, wohlthuenden Fassung durchzuarbeiten; das haltlose einer ungereinigten Welt herbe empfindend sucht er Trost in einzelnen Lehrpunkten, die sich starr um ihn her einrammen, und sein sehr mäßig dichterisches Talent verleiden. So ist denn vom eigentlichen Siege der Schönheit, dem Ziele poetischer Kunst, fast nirgend etwas in ihm zu finden. Einzelne Naturschilderungen aus seinem beschreibenden Gedichte „die Alpen" nähern sich ihm noch am Ersten, aber auch dies Gedicht, was aus einer botanisirenden Alpenreise entsprungen ist, bleibt von den nützlichen Zwecken solcher Reise, von den herb lehrreichen Betrachtungen niedergehalten.

Haller ist als strebender, ernster, sich zusammenschnürender Mensch interessanter, als seine Dichtung, die sich nirgends von der groben, unpoetischen Lehre befreit, nirgends jenen erschütternden oder reizenden Zauber gewinnt, ohne den keine Dichtung bestehen kann.

Sein ernster, feierlicher Ton für das oft nur trivial Lehrreiche machte einer losen, suchenden Zeit ungebührlichen Eindruck und ist als Erbschaft lange durch die Literatur gewandert. Er hat Oden, Elegien, philosophische Lehrgedichte, z. B. „über den Ursprung des Uebels," und im Alter auch Romane geschrieben, die streng politisch sind. Der eine „Usong" lehrt, wie Despotismus durch Gemüthsadel gemildert wird, der andere „Alfred" vertheidigt die beschränkte Monarchie, und der dritte „Fabius und Cato" die Aristokratie. Um den großen Streit in der Literatur kümmerte auch er sich wenig, obwohl seine dichterische Bildung aus den Bestandtheilen erwachsen war, welche als Hauptmuster von der Schweizerpartei verlangt wurden, nämlich aus den alten Klassikern und Engländern. Freilich wurde ihm bei reiferer Einsicht der schwatzhafte Virgil lieber als der Homer, welcher den unbefangenen Knaben gelockt hatte, und bei einer streng protestantischen Moralansicht blieb es doch stets mehr das Aeußerliche als die Seele, welches ihm an den Alten gefiel. Ein reizbarer

Nervenbau überschlich ihn oft mit düsterer Hypochondrie, mit pietistischer Furcht, und im Alter ergab er sich ganz dem orthodoxen Protestantismus. Seine Stellung in Deutschland ist eigentlich viel größer durch die rastlose Gelehrsamkeit, von welcher er die wirksamsten Proben ablegte. So war er es, welcher zuerst die Boerhave'schen Vorlesungen drucken ließ, die er als Student in Leyden nachgeschrieben, er war's, der in der Medicin Anatomie und Botanik zu Ehren brachte, auch gestand er selbst, daß er sich nie für einen Dichter ausgeben möchte.

Dies Geständniß ist indessen nicht so wörtlich zu nehmen, die sogenannte poetische Täuschung war ihm leicht, sich für irgend einen jugendlichen abstrakten Gedanken in Ver zu setzen, den Ruhm, die Ehre als Nichtiges zu deklamiren während er bald darauf das Gegentheil anerkannte. Jedenfa war er eine sehr reichhaltige Erscheinung, eine außerordentliche Figur des damaligen Deutschlands, welche einen großartigen Gewinn bieten konnte, wenn dieser Reichthum in die Hände eines wirklich dichterischen Talentes gerieth. Wie verschiedenartig er in seiner ersten Wirkungszeit angesehen wurde, ehe sein protestantischer Dogmatismus alle sonstige Regung unterjochte, beweis't die Widmung La Mettrie's. Dieser materialistische, geistreiche Philosoph widmete ihm, ohne anzufragen, sein berüchtigtes, scharfsinniges Buch „L'homme machine," und Haller mußte sehr nachdrücklich auftreten, um dieser Gemeinschaft zu entgehen.

Seine Gedichte, die eilf Auflagen erlebten, gab er zuletzt unter dem Titel heraus „Herrn v. Haller's — nun folgen acht Zeilen Titel — „Versuch Schweizerischer Gedichte." Schweizerische, weil er sich nie ganz und gar von seinem unbehilflichen Vaterlandsdialekte freimachen konnte. Die Sprache all seiner Dichtung ringt mit einer rauhen Härte, und auch der Ausdruck erreicht, wie sein ganzes Wesen, nirgends den eigentlichen Wohllaut. Der kräftige Lehrgedanke imponirte aber dem Publikum. 1828 ist in Bern noch die zwölfte Ausgabe seiner Gedichte erschienen, und die Lebensbeschreibung, welche Zimmermann 1755 von ihm anfertigte, gilt noch jetzt.

Weil er und seine Sachen aus der Schweiz stammten, griff sie die Leipziger Schule heftig an. Noch in später Zeit wurde in dem „Journal von und für Deutschland" eine ganze Abhand-

lung über einen Haller'schen Vers „Unselig Mittelding von Engel und von Vieh" gedruckt. Breitinger schrieb eine Vertheidigung der „schweizerischen Muse."

Neben ihm wird noch der Durlacher Drollinger genannt, dessen Oden oft mit Haller's verglichen sind.

Es ist hier der Punkt, sich an die Personen selbst zu wenden, welche das kritische Centrum bilden, und um welche sich der Geschmacksstreit bewegt, an die Leipziger, welche Gottsched vertritt, und die sich an die neufranzösische Schule halten, und an die Schweizer, deren Vertreter Bodmer und Breitinger sind, deren Muster die Alten und die Engländer.

Gottsched.

Er wurde 1700 zu Judtenkirch in der Nähe von Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater war Prediger, und schickte ihn nach Königsberg auf die Universität, damit er dort Theologie studire. Schon mit 14 Jahren kam er dahin, und es interessirte ihn bald Sprachkunde, Philosophie und schöne Wissenschaft mehr als Theologie. Er trat früh mit philosophischen Abhandlungen und Gedichten auf, und wurde 1723 Magister. Ein stattlich gewachsener junger Mann fürchtete er die Vorliebe des damaligen Königs für großes Militair, und entwich 1724 nach Leipzig. Dort gewann er die Theilnahme des gelehrten Burkard Menke, und erzog dessen Kinder; auch begann er bereits Vorlesungen über schöne Wissenschaften, die in der damals so strebsamen Zeit lebhaften Anklang fanden. Er griff darin die übertreibende Manier der zweiten schlesischen Schule an, was man von jener Zeit her Hofmannswaldau'schen und Lohenstein'schen Schwulst nannte, empfahl einen einfacheren Ausdruck, berief sich auf die Alten und auf die Franzosen, als die geschmackvollsten Nachahmer derselben. 1726 ward er Senior der in Leipzig bestehenden poetischen Gesellschaft, aus welcher er schon das Jahr darauf die „Leipziger deutsche Gesellschaft" bildete, die in dem vorliegenden kritischen Uebergange eine so große Rolle spielt. Sie weckte immer mehr den kritischen Antheil an der deutschen Sprache, und förderte die Bestrebung, selbige rein und zierlich

zu schreiben. Eine dünn dogmatische, aber klar sichtende Begriffsphilosophie, wie sie von Wolf eingeführt, und größtentheils von Gottsched angenommen und dem literarischen Läuterungsprozesse zugeschnitten wurde, erwies sich hierbei äußerst hilfreich. Das Interesse des Publikums, dem diese neue Manier verständlich und einleuchtend war, wurde in einem bis dahin unerhörten Maaße gewonnen. Die Gesellschaft suchte auch eine nationale Begründung darin, daß man die alten deutschen Dichtwerke aufzufinden, die Sprache historisch zu entwickeln trachtete, daß man sich aber nur an die Sprache, nicht auch an ihren poetischen Inhalt wendete, gab später den Unterschied, auf welchen die andere Partie verwies. Es findet sich aber doch in diesem Gange viel Würdigeres, als die schreiende Stimme später dem Gottsched zugestehen mochte. Man sieht diesen Mann meist in sehr lobenswerther Thätigkeit, so lange er sich in kritischer Anregung erhält; seine Schwäche beginnt da, wo er darüber hinaus will und auch für seine positiven Versuche den besten und einzigen Lorbeer beischt. Das Eine gelang allerdings dieser Leipziger Schule nicht, Dichter zu erzeugen, und sie erinnert darin an den alten Naturphilosophen Paracelsus, der als Hauptthat von sich rühmte, daß er einen Homunkulus zu fertigen im Stande sei.

Gottsched entsagte später der „deutschen Gesellschaft" und stiftete eine neue, „die Gesellschaft der freien Künste." Er gab nun seinen Entwurf der Redekunst, und seine „kritische Dichtkunst" heraus. Dies war in den Jahren 1728 und 29, und von da begann sein allgemeiner Ruf, denn so klar, bestimmt und einfach war die Rede- und Dichtlehre dem Publikum noch nicht zu Handen gekommen. Es muß dies betont werden, da man bei der gewöhnlichen Anklage und bei der bloßen Anklage Gottscheds niemals begreift, wie der Mann doch eine solche Bedeutung gewinnen konnte, um eine ganze Epoche, sei es auch großentheils in Entgegnung zu bewegen. Er war ein praktisch klarer, im Leben gewandter Mann, der aus einer sicheren, kräftigen Persönlichkeit heraus das nüchtern Verständliche kräftig darzulegen wußte, dem der allgemeine Drang nach nüchterner Verständigkeit, wie er in der Wolf'schen Philosophie begrüßt wurde, zu Hilfe kam, der endlich in dem national Sprachlichen, so weit es auf den Verstandesausdruck hinausging, einen richtigen Takt hatte.

Im Jahre 1729 machte er eine Reise durch den Norden, erwarb sich durch seine stattliche Persönlichkeit Anhang, und gewann zu Danzig die talentvolle Luise Adelgunde Victorie Kulmus, welche bald darauf seine Frau wurde, und das literarische Geschäft durch Uebersetzung und eignes Erzeugniß mit noch besserem Erfolge führte als Gottsched selber. Der Spott über sie ist nicht so wohlfeil, wie gemeinhin angenommen wird, sie besaß in Wahrheit dichterisches Talent, jedenfalls mehr als Gottsched selber, war eine sehr gebildete, starke Frau, und vernachlässigte über Reform der Literatur ihr Hauswesen keineswegs. Besonders ihre „Briefe" gewähren manchen interessanten Einblick. Dieser Beitrag, das Hans, was Gottsched nun in Leipzig machte, und wo durch starke Persönlichkeit fortwährend ein starker nächster Einfluß gesucht und gefunden ward, die ununterbrochene Thätigkeit selbst, — dies Alles hilft ebenfalls erklären, daß der Name Gottsched ein so viel bedeutender und so viel vermögender werden konnte.

Die Bezeichnung des Geschmackes dieser Partie mit dem Ausdrucke französisch und die Bezeichnung der Schweizer mit dem Ausdrucke klassisch und englisch hat übrigens für den oberflächlichen Verstand ihr sehr Mißliches. Man findet schon oben eine Andeutung, daß auch Gottsched die Alten kannte, und sogar empfahl, es ist ferner bei seiner Frau zu erwähnen, daß sie eben auch aus dem Englischen übersetzte und derartige Muster empfahl, wenn diese Muster auch Addison's Cato und Pope's Lockenraub waren. Man muß also dabei stets auf einen tiefer liegenden Geschmacksinstinkt hinweisen: Gottsched kam nicht über das äußerlich Formelle hinaus; seine deutschen Studien hielten sich mehr oder minder an das rein Sprachliche, und das Geheimniß des dichterischen Herzens blieb bei der deutschen Literargeschichte verschlossen; seine Theilnahme an den Alten beschränkte sich ebenfalls auf die Außenseite, und er fand in der französischen Verkleidung ein klassisches Genüge. Selbst an den Franzosen traf ihn nicht das gewaltsame Ensemble einer modernen Welt, sondern nur das anspruchsvolle, hochklingende Wort dafür.

In solchem Sinne wendete er sich auch an unser Theater, und meinte, ein Wesentliches dafür gethan zu haben, wenn er eine äußere Form derselben, wenn er den Hanswurst abgeschafft

hätte. Es entging ihm völlig, daß die Laune dieser Figur ein Ausdruck deutscher Laune sei, und immer wieder zum Vorschein kommen müsse, sobald die Bühne auf eine allgemeine Theilnahme des Publikums Anspruch macht. Dies nur konnte ihm vorschweben, wenn mehr untergelegt werden soll, daß die Bildung in feinere Tendenz und Wendung komme, als sie vom Hanswurst ausgedrückt wird, vom Hanswurst, der durch Name und Gestalt dem ordinairsten Sinne angepaßt ist.

In dieser Bedeutung mag selbst diese viel verlachte Scene, wie der Herr Professor Gottsched auf das Theater wirkt, von Werth und Wichtigkeit sein. Der Hanswurst hing übrigens auch mit der italienischen Vorliebe zusammen, welche durch die schlesischen Schulen gefördert worden war.

Um dieselbe Zeit, um 1730, gab er „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" heraus, worin schätzbare Materialien. Von den übrigen Schriften, deren sehr viele, da er rastlos schrieb, ist noch herauszuheben: „Erste Gründe der Weltweisheit," worin die Wolfische Philosophie verbreitet wurde. Später gab er eine eigene „Historische Lobschrift des vielboch- und wohlgebornen Herrn, Herrn Christians, des h. Röm. R. Freiherrn von Wolf ꝛc." heraus, alsdann mit Uebergebung seiner vielen, die Sprachkunst betreffenden Bücher und seiner zahlreichen Uebersetzungen, Bayle's, Fontenelle's, Corneille's, Moliere's, Racine's, Voltaire's, den Madame Gottsched besonders gutirte, mit Uebergebung aller der literarischen Akten aus jener deutschen Gesellschaft und ihrer Nachfolgerin, müssen seine Vorräthe zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst gewürdigt, und es muß der Treffer belobt werden, welcher ihn bei altdeutschem Studium besonders auf Reinecke Fuchs verweisen ließ.

Es ist ein bekannter Satz, daß Gottsched zu lange lebte für seinen Ruhm. Goethe hat uns in seinem Leben noch eine kleine Schilderung geschenkt, wie würdevoll der literarische Sultan in Leipzig residirte. Die Opposition, welche in der Schweiz anhub, verbreitete sich wie ein Rottenfeuer immer mehr, zog sich stets enger um ihn zusammen, und bestürmte den alten, matt werdenden Herrn am Ende ganz in der Nähe, so daß er machtlos Jahrelang auf dem goldenen Stuhle starb, welchen er sich mit stolzer Hand selbst gezimmert hatte. Der Anregung, welche er

gegeben, bemächtigten sich stärkere Hände. Schon 1751 beginnt er die vierte Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst mit den Worten: „Und meine Dichtkunst lebet noch, sie lebet, sag ich" — ein Zeichen, daß sie bereits in's Herz getroffen war.

Außer den unermüdlichen Schweizern trat Jacob Immanuel Pyra aus Cottbus, der als Conrektor des Cölnischen Gymnasiums in Berlin lebte, 1744 mit der Schrift auf „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe," und seine reimlosen Gedichte wurden von den Schweizern dringend empfohlen. Der Satiriker Liskov, welcher für den besten Prosaiker vor Lessing gilt, und den der Graf Brühl in Eilenburg einkerkerte, verspottete die Leipziger Schule; ja ein eigener Schüler Gottsched's, Johann Christoph Rost, der leichtfertige Schäferspiele geschrieben hatte, geißelte Gottsched's Streit mit der Schauspieldirektrice Neuber in dem „Vorspiele in fünf Gesängen" von Dresden aus, und einer beißend spöttischen Zuschrift „des Teufels an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Schaubühne." Die Neckerei und der Spott wurden nun täglich allgemeiner. 1747 trat ein Philosoph in Halle Georg Friedrich Meier mit einem zwar trocken geschriebenen, aber schwer einschlagenden Urtheile über Gottsched auf, welches besonders das philosophische Ansehen desselben vernichtete. Dommerich griff ebenso 1758 die Gottschedische Dichtkunst an, und Heinze warf sich 1759 auf die Schwächen der Gottschedischen Sprachkunst. Das Hauptunglück für ihn war, daß er sich nicht eines einzigen geistreichen Schülers zu erfreuen gehabt, der die Unterstützung des alten Kritikers übernommen hätte. Herr Schönaich, der sich in letzter Zeit an ihn schloß, war Gegenstand derben Gespöttes, und besonders Lessing war gegen ihn mit schonungsloser Verachtung zur Hand.

Es ist nun nach den Hauptgegnern umzublicken, nach

Bodmer und Breitinger.

Beide waren aus der Schweiz und von früh auf an theologische Studien gewiesen. Zum Theil daher und zum Theil durch den Charakter selbst, der namentlich bei Bodmer vorherrschend prüde war, galt ihnen die bloß schöne Erscheinung an dem

literarischen Werke sehr wenig. Von ihnen stammt eigentlich das deutsche Verlangen, was Anfangs so günstig, später oft so störend eingewirkt hat, der schönen Kunst eine streng moralische Unterlage zu geben. Sinn für Schönheit an sich ging ihnen völlig ab, Bodmer begriff nicht, was man mit der Musik eigentlich wolle, und einen Hauptärger erweckten ihm bei Gottsched die Alexandriner und alle Reime. Er begrüßte also auch, schon der Hexameter wegen, mit dem größten Jubel die Messiade von Klopstock. Indessen lag alle dem ein richtiges, nur unzulänglich erfaßtes Gefühl zum Grunde, daß die Poesie sich mit dem heiligsten, innerlichsten Interesse der menschlichen Seele zu beschäftigen habe, und Miltons verlornes Paradies, das er in Prosa übersetzte, und alle Theilnahme an ernsten, al en Klassikern zeugen dafür. Außerdem reizten ihn von Jugend auf Romane überaus, und ein Antheil dieser Art hielt ihn theilweise von der eigentlich theologischen Laufbahn ab, es war ein mannigfaltiger Drang in ihm, und der Uebelstand lag nur darin, daß er selbst kein besonderes Talent für die Dichtung besaß, daß er an eine Stellung gerieth, wo man geradezu neue Gesetzgeber brauchte, und daß er von jenem düsteren, unerquicklichen Schweizertemperamente durchdrungen war, woraus sich fast noch niemals eine freie, schöne Literaturthat erfunden hat.

Es darf deshalb von dieser Gottschedischen Opposition auch keineswegs eine baare neue Wahrheit, eine geschlossene, wenn auch kleine Welt neuer Poesie erwartet werden. Auch von hier aus gedeiht nur die Anregung, welche dem nächsten Geschlechte zu Statten kommt, wenn man auch dieser Opposition zugestehen muß, daß sie sich näher anschloß an den tief strebenden deutschen Geist, an die Innerlichkeit des poetischen Gedankens. Dort bei Gottsched war mehr Kenntniß und Benutzung der äußeren, lebhaften Lebenskultur, mehr leichter Empfängnißsinn für Reiz und Grazie der äußeren Erscheinung, hier bei den Schweizern mangelte dies ganz, und die deutsche Kritik gewann den herben Beisatz, als sei dies überflüssig, wenn nicht gar verderblich. Aber hier fand sich ein kerniger Drang nach strengem Inhalte, und aus diesem Drange kam die Theilnahme an gehaltvolleren Mustern, selbst der Versuch, die Schönheitskritik tiefer zu begründen, und der endliche Sieg über Gottsched, über die Neufranzosen

und über die oberflächliche Bestrebung, nur eine äußere Form nachzubilden. Wenn auch nicht den Schweizern allein, so doch dieser Oppositionsrichtung ist es zu danken, daß unser nationales Wesen in einen eigenen Weg vertieft wurde, um ein neues poetisches Bewußtsein zu erlangen, daß eine so schwer wiegende Literatur entstand, wo mannigfaltig, immer eigen, und oft tief eine poetische That erstrebt, kurz, daß eine klassisch deutsche Literatur geschaffen wurde, die an Reichthum und Kraft die meisten Nationen überbietet und an eig'nem Geschmack und eig'ner Schönheit von keiner andern übertroffen wird.

Dies ist zu sagen, wenn sich auch in dieser nächsten Opposition selbst noch nicht die geringste positive Probe davon bietet.

Bodmer war 1698 dicht bei Zürich, Breitinger 1701 in Zürich selbst geboren. Zürich ward die schweizerische Festung gegen Leipzig, hier dichteten und trachteten sie, hier erschienen ihre polemischen Zeitschriften, die erst „Discourse der Maler," später „der Maler der Sitten" hießen, und von Hause aus mehr auf eine moralische als auf eine schönwissenschaftliche Thätigkeit abgesehen waren. Der direkte Streit brach erst 1740 aus bei Gelegenheit des Milton'schen Paradieses, was Gottsched nach bornirt-Voltaire'scher Kritik mißhandelte. Die norddeutschen Gegenblätter, welche sich mehr oder minder an Gottsched schloßen, waren „der Leipziger Spectateur" von „Diogenes" herausgegeben, der „Patriot" in Hamburg, „die vernünftigen Tadlerinnen," Gottsched's eignes Blatt, was in Halle gedruckt wurde.

Demnächst war Veranlassung zum Ausbruche Breitinger's „kritische Dichtkunst," worin er Poesie und Malerei verglich, und über die Aeußerlichkeiten jener dergestalt sich verlautbarte, daß die Leipziger sich getroffen fühlten, und alle die kleinen Poeten, die „Triller," die „Schwabe" und „Schwarz" aufsprangen. Bodmer's Feder that sich dabei durch Derbheit hervor, während Breitinger, der sich immer nur auf Kritik beschränkt und das eigene Dichten gar nicht versucht hat, in feinerer Entgegnung sich auszeichnete.

Durch stete und oft sehr ergiebige Untersuchungen über allerlei Principien der literarischen Kunst, durch Herausgabe alter

Nationaldichtungen, wie des Nibelungenliedes, des Manesseschen Kodex, durch Uebersetzung, freilich durch eine sehr dürftige, englischer Sachen wie des schon angeführten Milton, der „Dunciade" Pope's, des Hudibras von Buttler, altenglischer Balladen, des englischen Zuschauers, den Bodmer hoch verehrte, ferner durch Uebertragung Homer's, durch Würdigung und Empfehlung Opitzen's, Wernicke's und Aehnlicher wirkten diese beiden Leute, am fleißigsten Bodmer, auf Geschmack und Theilnahme.

Sie waren gründlicher und trafen den deutschen Ton besser, als Gottsched mit seinen Genossen im Stande war. Die eigene Dichtung Bodmer's ist sehr unbedeutend, und man thut dem alten Manne, welcher mit fünfzig Jahren erst noch mit Gedichten auftrat, einen Gefallen, wenn die „Noachide," die „Kalliope" und mancher dramatische Versuch unbetrachtet bleibt. Recht würdige Dinge, jedenfalls ohne Reim, auszudrücken, mochte damals recht wacker sein, zur Poesie konnte sich's nicht erheben. Ein braver Mann war er durch und durch, Bodmer, und ein schöner Halt in dem lobsamen, vielfach tändelhaften Literatentreiben, wie es bei den Leipzigern zu schmarotzen begann. Man erzählt, daß ihm ein Freund über die namenlos erschienene Noachide eine sehr tadelnde Recensien zugeschickt habe, ohne zu ahnen, daß sie von Bodmer selbst herrühre. Und Bodmer ließ sie auf der Stelle abdrucken. — Klopstock, der mit der Messiade und mit deutschen Hexametern darin aufgetreten war, ging ihm über Alles, das theologische Thema, die reimlosen Verse thaten es nicht allein, er beschwor den jungen Dichter nach der Schweiz zu kommen, er empfing ihn wie einen Apostel, bewirthete ihn über ein halbes Jahr in seinem Hause, hielt ihn wie ein Kleinod, das schon durch Theilnahme an heiterer Gesellschaft entweiht werde. Eben so freundlich nahm er sich später Wieland's an; denn sein Leben zog sich wie das der Patriarchen, die er vorzugsweise gern zu Helden seiner Gedichte nahm, 84 Jahre hin, bis 1783.

II.

Die Dichterpartieen.

Die kritische Bewegung weckt natürlich auch unter den jungen Leuten lebhafte Theilnahme, und Sachsen mit seiner im Mittelpunkte Deutschlands liegenden Hochschule Leipzig ward derjenige Mittelpunkt, wo sich zunächst die strebende Jünglingswelt zusammenfand. Seit jener Zeit ist Sachsen das Land geblieben, wo jeder Studirthabende seinen Vers machte, er sei wie er wolle. Denn diese nächsten Erben des kritischen Kampfes, welche man oft die sächsischen Dichter nennt, erheben sich nur mit zwei Ausnahmen über die Mittelmäßigkeit; aber ihr Eifer, ihre Thätigkeit, den Mittelpunkt des Lebens in schöner Literatur zu suchen, ging belebend in die meisten Provinzen des Vaterlandes aus, erhielt die geweckte Theilnahme des Publikums rege, und weckte größeres Talent.

Die Fürstenschulen zu Meißen und Schulpforta waren die Hauptpflanzstätten, die Schüler schwärmten für Literatur, und wenn sie als junge Studenten nach Leipzig kamen, so ging es alsbald an die literarische Thätigkeit. Sie fanden Vereine vor, wo man sie mit Weihe aufnahm, ein kleines Gedicht ward Gegenstand langer Besprechung, und Zeitschriften, welche man sich, Anfangs unter Aufsicht und Beihilfe Gottsched's, gründete, und rastlos unter anderem Namen und anderer Firma erneuerte, gaben Gelegenheit, die Dachstübchenbestrebung gedruckt, und mit größter Aufmerksamkeit in Leipzig selbst, in Hamburg, in der Schweiz besprochen zu sehn.

In diese Kreise gehören Zernig, Käßner, Mylius, Gärtner, zwei Brüder Schlegel, Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert, J. A. Cramer, Gleiche, Schmid, Klopstock; — Lessing, welcher auch in Leipzig herumzog, hielt sich ferner, und sein Freund Mylius trat bald aus. Uz steuerte bei, auch später während des siebenjährigen Krieges Ewald v. Kleist.

Anfangs, ehe die Zahl noch so groß geworden war, hielt man sich eng zu Gottsched, dessen leibeigner dichterischer Diener Johann Joachim Schwabe die wiederkehrende Sammlung „Be-

lustigungen des Verstandes und Witzes" Leipzig 1741—54 herausgab. Der als Satiriker bekannte Kästner hat auch nie von seinem verehrten Freunde Gottsched gelassen. Eine natürliche Laune gab ihm manches artige Sinngedicht, manchen heitern Einfall, die ihrer Zeit für witzig galten, und sehr geschätzt wurden. Den alten Bodmer nahm er sehr fleißig vor seinen kleinen Degen, und besonders spottete er darüber, daß Bodmer seine deutschen Verse mit lateinischen Buchstaben, und aus griechischer Vorliebe das ü nie anders, denn als y drucken ließ. Er hat auch Lehrgedichte abgefaßt, die trauriger sind als seine einzelnen Einfälle. Seinen wissenschaftlichen Aufsätzen — er war ein geschätzter Mathematiker — wird eine bündige, leichtfaßliche Prosa nachgerühmt.

Die Späteren sagten sich immer entschiedener von Gottsched los, oder hatten weniger kritischen Drang, um über Principien einen Punkt festzusetzen. Sie sammelten sich um die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," welche 1746—48 in Bremen erschienen, und davon Bremische Beiträge genannt werden. In diesen ward rüstig gedruckt, was der neue Verein, welcher sich Mittwochs versammelte, von Vers und Prosa schuf, und die drei ersten Gesänge des Messias erschienen auch hier zum ersten Male.

Es findet sich nur in diesem, in Klopstock nämlich, der Drang nach einer Poesie, welche an die Sterne des Himmels angeknüpft sein soll, die meisten übrigen kommen nicht weit über jenen sächsischen Versdilettantismus hinaus. Aber sie sind für das Publikum wichtig, welches an dieser sächsischen Schule ein munter beflissenes Interesse zeigt, und für unsere Sprache, die in dieser unablässigen Verswendung dort manche kleine Geschmeidigkeit mehr erworben hat.

Die würdigste und geachtetste Person aus diesen Kreisen war Gellert, Christian Fürchtegott Gellert, im erzgebirgischen Städtchen Hainichen 1715 geboren, der als außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig Vorlesungen hielt über schöne Redekunst und Sittenlehre, der Fabeln und kleine gereimte Erzählungen herausgab, und für ein mäßiges Talent eine Theilnahme durch ganz Deutschland genoß, als ob ihm die größte Dichterweihe über Haupt und Herzen schwebte.

Dies war das Ergebniß eines sanften, liebenswürdigen Charakters, eines leutseligen tugendhaften Wesens, was sich nichts vorzuwerfen hatte als hie und da ein kleines verzeihliches Wohlgefallen, eine sanfte Eitelkeit an Schriftstellerruhme. Der gute Gellert! Dies war sein Beiwort durch das ganze Vaterland. Er erfand nichts Großes, er war von keiner großen Begeisterung, von keinem besonders scharf unterscheidendem Verstande, er war kein Dichter und Denker großen Stiles, er war nur ein bescheidener Lehrer in Leipzig, der leicht, weich und anspruchslos gewöhnliche Wahrheiten in Verse brachte, der einen einfachen, aber freundlichen kleinen Stil schrieb. Aber der milde Schimmer eines klaren, guten Gemüths lag darüber gebreitet, die anspruchslose deutsche Gutherzigkeit trat dem unkundigsten Auge daraus entgegen, der Charakter Gellerts ward in den ästhetischen Werth seiner Schriften hoch eingerechnet. Väter, Mütter, Liebhaber, Verunglückte, Zweifelnde schrieben aus ganz Deutschland an ihn um guten Rath, er war der allgemeine Vormund, ein Wort von ihm stärkte überall.

Nirgends spricht es sich deutlicher aus, wie sehr man einen Anhalt suchte und brauchte; eine Poesie war nicht da, und man streckte die Hand aus nach einer sittlichen Würde, nach dem guten Herzen eines kränklichen Professors in Leipzig. Und dieser treffliche Gellert trug verborgen die schwere, bis auf den Tod ängstigende Hypochondrie seines Leibes, er lächelte aus seinem eignen Weh heraus, vertheilte Almosen, schrieb Trostbriefe, korrigirte den Studenten deutsche Aufsätze, las ihnen eine Kunst- und Sittenlehre, die keine weitere Gewähr und Nothwendigkeit hatte, als den Takt seines Herzens. Die ganze Erscheinung ist nur einmal da gewesen, und nur in schwächerer Weise hat es sich später bei Schiller und Jean Paul ähnlich dargestellt, daß die deutsche Nation all ihr Wohl und Wehe in die Brust eines Schriftstellers gelegt glaubte.

Durch alle Stände ging die Liebe für Gellert, es gingen kleine und große Geldsummen aus Ost und West für ihn ein, daß er sich stärken, und menschliches Leid mildern möge, wo es möglich sei. Friedrich der Große, welcher die deutsche Literatur und das tiefere Ausholen derselben nach einer poetischen Größe nicht kannte, und mit der schmalen Fertigkeit der französischen

begnügt war, sah sich durch die allgemeine Stimme veranlaßt, Notiz von Gellert zu nehmen. Er rief ihn in Leipzig zu sich, und unterredete sich mit ihm — freilich war der dünne Professer, dessen literarische Kraft nur in der Gemüthlichkeit lag, nicht geeignet, einen König für deutsche Literatur zu gewinnen, der nur durch ein gefaßtes Verstandessystem zu überwältigen war. Es lag aber darin das Unglück: Friedrich sah von den deutschen Literaten nur einen französischen Abdruck in Gottsched und einen gemüthlichen aber literarisch unbedeutenden Mann in Gellert; alle literarischen Versuche um ihn her waren Nachahmungen des Auslandes oder unzulängliches Produkt, das kritisch Scharfe, Vorausgreifende, wie es in Lessing ganz in seiner Nähe grub und harkte, erfuhr er nicht, ein Mann der raschen Handlung, wie er, sah sich nicht berufen, mit der Möglichkeit einer deutschen Literatur begnügt zu sein, — was Wunder, daß er eine fertige literarische Welt, die französische, vorzog. Ohnehin hatte ihm seine Jugendrichtung dafür alles Verständniß erleichtert, so wurde er der großen poetischen Bewegung, welche noch bei seinen Lebzeiten mit Schöpfungen zu Tage trat, gar nicht theilhaftig, und die kleinen sächsischen Dichter haben ihm eigentlich die Vorstellung von der deutschen Literatur gegeben.

Friedrich's Bruder, Prinz Heinrich, nahm wärmern Antheil an Gellert, er schenkte ihm das sichere Pferd, was er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, damit der hypochondrische Mann sich Bewegung mache. Und als er dies Thier verlor, ließ der Kurfürst von Sachsen ein gezähmtes frommes Roß von Dresden nach Leipzig führen für den kranken, braven Professer; ja als dieser an einer unbesiegbaren Verstopfung zum Aeußersten erkrankte, schickte er ihm seinen Leibarzt, und ließ sich durch tägliche Stafetten Nachricht geben von Gellerts Zustande.

So sorgten sich die Reichsten um ihn, und den Aermsten war er der Augapfel. Als er wirklich an jener Krankheit, 54 Jahre alt den 13ten December 1769 starb, brach eine allgemeine Wehklage aus. Der Leipziger Magistrat mußte das Wallfahrten nach Gellerts Grabe auf dem Johanniskirchhofe verbieten, so störend nahm es überhand.

Bei diesem Manne und bei Klopstock spricht sich's mit einer rührenden Leidenschaft aus, wie sehr man nach einem poetischen

Halt verlangt habe: dort schloß man sich an eine sittlich schöne Persönlichkeit, hier an den gewaltsamen Versuch, die apostolische Geschichte und die früheste Nationalmythe für ein poetisches Bewußtsein auszugeben.

Von der rein literarischen Thätigkeit Gellerts sind außer den Fabeln und Erzählungen und Liedern, noch seine Prosabücher zu nennen. Da findet sich der unschuldige Versuch zu einem Romane in dem „Leben der schwedischen Gräfin v. H.," wofür natürlich die dürftige Phantasie und die schüchterne Ansicht vom Leben selbst nicht Spielraum genug gaben; ferner „Trostgründe wider ein sieches Leben," die „Moralischen Vorlesungen," welche nach seinem Tode erschienen, und die „Briefe."

Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist in Leipzig von 1775—84 in zehn Theilen veranstaltet; J. A. Cramer hat Gellert's Leben verfaßt.

Im Anfange seiner literarischen Laufbahn schloß sich Gellert an Gottsched, arbeitete sogar mit an der Uebersetzung des Baylesschen Wörterbuches, welches dieser herausgab. Bald aber brachte ihn die Lektüre des englischen Zuschauers und die Bekanntschaft mit den jungen Dichtern, welche die „Bremischen Beiträge" schrieben, auf eine andere Bahn. „Es war eine Zeit" — sagt er später — „wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottsched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, seines Lobes überhoben zu sein."

Seine theatralischen Versuche, Lust- und Schäferspiele, sind das Schwächste, was er hervorgebracht, für das Drama fehlte ihm der dreiste Zugang und die dreiste Kenntniß des Lebens. Seine Fabeln und Erzählungen dagegen fanden eine solche Anerkennung, daß sie selbst in fremde Sprachen übersetzt wurden. Das Neckende, Liebenswürdige darin verfehlt auch in späterer Zeit seine Wirkung nicht. Für die Tendenz der vorliegenden Darstellung ist seine Prosa die wichtigste. Sie wußte sich aus höherem und niederem Kreise den freundlichen Ausdruck anzueignen, und ihn mit einer leichten und geschickten Art zu gruppiren. Die Anschauungsweise ging nirgends über den populären Begriff hinaus, fand aber dafür die ansprechendste, anspruchloseste und gefälligste Form.

Neben ihm lebte der Satiriker Rabener, Gottlieb Wilhelm

Rabener, in Wachau bei Leipzig geboren 1714, Steuern einnehmend und die gewöhnlichste Thorheit der Menschen verspottend in „satirischen Briefen.“ Man wirft ihm vor, daß seine Ironie nur eine einzige, etwas grobe Wendung gehabt, und immer das Gegentheil seiner Meinung gelobt oder getadelt habe. Goethe sagt, dies fiele auf die Länge einsichtigen Menschen verdrüßlich, mache die Schwachen irre, und behage freilich der großen Mittelklasse, welche ohne besonderen Geistesaufwand sich klüger dünken könne als Andere. Uebrigens ist er ein rechtlicher, heiterer Mann gewesen, und in Folge solcher sittlichen Vorzüge habe er den unbegrenzten Beifall seiner Zeit gefunden. Liscow wird ihm jetzt bei Weitem vorgezogen.

Zwei Brüder **Schlegel**, Johann Elias und Johann Adolph, werden ebenfalls ausgezeichnet unter den sächsischen Dichtern. Besonders Elias hatte einen berühmten Namen als dramatischer Dichter, es sind sieben Trauerspiele, darunter „die Trojanerinnen,“ „Orest und Pylades,“ „Dido,“ nach griechisch französischen Mustern, „Hermann,“ „Canut“ in freierem Stile von ihm da, und Lustspiele nach dem Vorbilde Molieres. Seine Entwickelung, die sich Anfangs streng an Gottsched schloß, versprach interessant zu werden, als er in dänische Dienste trat, sich vom engen französisch-griechischen Joche befreite, in „Hermann,“ „Canut“ und Aehnlichem Eigeneres zu geben suchte, und sogar an Shakespeare gerieth, dessen Größe ahnte und empfahl. Aber er starb schon mit ein und dreißig Jahren, ohne eine gereifte Hervorbringung erlebt zu haben, und man muß sich mit der Notiz begnügen, daß ein Schlegel, der Oheim, den Shakespeare zuerst empfehlen mochte, den der Enkel so wirksam später verbreitete.

Sein Bruder, auch aus dem Kreise von Schulpforta und Leipzig, Johann **Adolph**, später Superintendent in Hannover und Vater der Gebrüder Schlegel, August Wilhelm und Friedrich, hat sich nur durch einige Kirchenlieder mäßig hervorgethan, seine übrige Dichtbeflissenheit wurde selbst von der damals so genügsamen Forderung nicht gelobt. Aber er war ein sehr thätiges Mitglied im Leipziger Vereine gewesen; auch hat er von Batteux übersetzt unter dem Titel „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz“ und nach seinem Geschmack berichtigende Anmerkungen hinzugesetzt.

In dieser Weise, wo eine redliche Bestrebung mit mäßigen Mitteln auftritt, sind dieser sächsischen Dichter noch viele zu nennen, sie behandeln Alle die Literatur, wie eine Gewissenssache, sind durchweg brave, redliche Leute, und haben nur Alle den gleichen Fehler, daß sie die Poesie in einzelner Virtuosität eines Gedichtes, nicht aber in einer zusammengefaßten Dichtung des mannigfaltigen Lebens suchen. Denn dies Letztere wäre doch da in einer sammelnden Prosazeit die einzige Rettung gewesen, wo ein gemeinschaftlich höheres Gesetz der Welteinigung nicht gefunden wurde.

Als Beiträge für den strebsamen Eifer, als Förderer im persönlichen Kreise haben sie sich ein Recht der Namensnennung erworben, und so muß denn noch genannt sein:

Karl Christian Gärtner, ein Hauptstifter der Bremischen Beiträge.

Johann Arnold Ebert, als Uebersetzer aus dem Englischen genannt.

Konrad Arnold Schmid, als Sänger geistlicher Stoffe angeführt. Die beiden Letztern werden von Klopstock als dessen persönliche Freunde ausgezeichnet. Alle drei, und mit ihnen der nächstfolgende Zachariä fanden sich am Carolinum in Braunschweig wieder zusammen, um die Hoffnungen für die deutsche Literatur gemeinschaftlich weiter zu nähren, und Verwirklichungen zu sehn, die ihnen nicht für ganz preiswürdige Erfolge gelten mochten. Denn sie erlebten Lessings Treiben, Goethes und sogar Schillers Anfang, und sahen da eine ganz andere Regung, als sie ihnen für das Gedeihen der Literatur nöthig dünkte. Im Gegensatze zu alten Literaturherren verhielten sie sich aber Alle ruhig und betrachtsam, als ihnen eine kühn aufstrebende andere Dichterwelt über den Kopf sprang. Diese ganz sächsische Schule hat sich ihrer bloßen Uebergangs- und Anregungsstellung nirgends überhoben.

Justus Friedrich Wilhelm Zacharias, der vierte Carolinumprofessor, war ein rascheres, zeugsameres Blut. Von ihm sind die komischen Epopöen der „Renomist," „der Phaeton," „das Schnupftuch," „Murner in der Hölle," manch anderes beschreibende Gedicht, wie die Tageszeiten, die vier Stufen des weiblichen Alters, eine Uebersetzung Miltons und des spanischen

Theaters, Fabeln nach Burkard Waldis und eine poetische Chrestomathie, von denen besonders die komischen Heldengedichte noch in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von Studenten geschätzt wurden. Ein fleischiges, nicht eben gewähltes, aber muntres Leben machte seine Alexandriner sehr beliebt, und er war bescheiden genug, sich durch „die Literaturbriefe" zurechtweisen zu lassen, und mancher Andeutung nach Kräften zu folgen.

Einer der thätigsten sächsischen Dichter war Johann Andreas Cramer, welcher, in Leipzig Hausgenosse Klopstocks, diesen bei dem Dichtervereine einführte, und sich ebenfalls in allerlei geistlicher Poesie hervorthat.

Nicol. Dietrich Giseke, eigentlich Köszeghi, ein Ungar, der in Leipzig zur deutschen Literatur tritt, und im Lyrischen und Didaktischen moralisch und geistlich zur Zufriedenheit seiner Zeitgenossen dichtet.

Joh. Friedr. Freiherr von Cronegk, ein Franke, der 1750 ebenfalls in Leipzig ist. Er wendet sich der tragischen Dichtkunst vorzugsweise zu, und sein „Kodrus" erhält den von Nicolai ausgesetzten Preis. Er stirbt sehr jung, und man hoffte das Beste von ihm. Jenen Preis anbetreffend war Lessing mehr für das bürgerliche Trauerspiel „der Freigeist" des achtzehnjährigen Joachim Wilhelm von Brawe, obwohl es noch an groben Fehlern litte. Brawe schrieb bald darauf noch einen Brutus, und Lessing hielt die beiden Sachen noch zehn Jahre nachher der besondern Herausgabe werth. Cronegk erlebte die Preiszuertheilung nicht, und Brawe starb auch bald darauf, als man ihm das Accessit bewilligt und er eben den Brutus vollendet hatte. Er ward nur 20 Jahre alt.

Somit wäre nur derjenige noch übrig, welcher sich nur kurze Zeit diesen sächsischen Dichtern in der Nähe anschloß, übrigens aber selbstständig einen Weg suchte.

Friedrich Gottlieb Klopstock, den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren und bis zum 14. März 1803 lebend, ein

Dichtergreis, der bis an seinen späten Tod pietätsvoll von der Nation gleich einem Patriarchen verehrt wurde, obwohl sein edler Dichterdrang mit aller Frische und Kraft ein halbes Jahrhundert früher aufstand, und dann vor einer bewegten Dichtungswelt mehr und mehr in den Hintergrund trat.

Neben all diesen betriebsamen Dichtern ging er einher, sah, hörte, lächelte, schonte, ja liebte, und verlor mitten in Mittelmäßigkeit seine eigene, höhere Absicht. Ja ihm war von Hause aus der ächte Poetentrieb, es klopfte schon in der Brust des Schülers zu Pforta das ungestüme Verlangen, sich in einer Einheit mit dem Himmel zu empfinden, den Gedanken unseres Planeten festzuschlingen um eine positive Ewigkeit. Und eben so pochte der nationale Drang in ihm, sich auch zunächst irdisch und leiblich in einer Sammlung und Einheit treu und stark zu fühlen, und alles Uebrige als unwesentlich bei Seite lassend begann er den Gesang nach diesem großen Ziele.

Diese ächte Seele der Poesie fühlte auch die Nation sehr richtig heraus, und sie begrüßte ihn wie einen Propheten, wohl ahnend, daß eigentlich immer die Propheten des Landes eigentliche Dichter gewesen. Aber die rechten Propheten wußten nicht allein vom Himmel, sondern auch von der Erde, wie das Ziel ringsum beschaffen wäre. Darin lag die Täuschung bei Klopstock und das Unglück für uns: er kannte bloß den Gedanken eines solchen Zieles, und wußte bloß ihm zuzusingen; so gab's eine poetische Aufregung, aber die Poesie ward nicht errungen. Er ward ein Wegweiser, aber die Geheimnisse, Reize, Schönheiten und Abwechselungen des Wegs selber erfuhr er nicht, und konnte er nicht verkünden, und deshalb wohnte stets dicht neben der Begeisterung für ihn die Langeweile. Seine Sachen wurden besten Rechtes um der Absicht willen, die in ihnen webte, gepriesen, um deßwillen, was man die Intention nennt; aber für die Intention findet man sich ab mit einer Notiznahme. Der begeist'rungsvollen Aufnahme des Klopstockschen Messias saß das Unglück auf der Ferse, daß man die Messiade pries, sich aber das Lesen derselben schenkte.

Klopstocks Erscheinung und wie sie aufgenommen wurde, gab in Wahrheit ein gefüllteres Gedicht als das, was er schreiben

mochte: man dichtete in der persönlichen Mannigfaltigkeit hinzu, was dem abstrakten Poeten abging.

Dies Leben Klopstock's ist folgendes: Seine Jugend am einfachen, artigen Saalufer sprang rüstig und tüchtig in mancherlei körperlicher Uebung umher. Was massenhaft später versucht wurde zur Zeit eines nationalen Aufschwunges, das Turnen des Körpers, auch dazu gab der Knabe Klopstock ein Vorbild. Dann kam er auf die Schulpforte, und studirte dort sechs Jahre von 1739 — 1745 die alten Sprachen, besonders unter Stübel und Freytag, und dachte über die Möglichkeit nach, Großes zu dichten. Oden und Schäferspiele genügten ihm nicht, er suchte und wählte unter großen Stoffen, und entschied sich endlich für den Messias. Die Biographen haben sich den Beweis zu einer Nationalaufgabe gemacht, daß er den Plan eher gefaßt habe, als ihm Milton's verlor'nes Paradies in die Hände gekommen sei. Sicher ist, daß Beides, Lektüre und Plan seines Gedichts auf jener stillen Schule statt gefunden habe, daß er Milton eifrigst gelesen, und daß er manches einsame Plätzchen in den Büschen der dortigen Berglehnen gesucht habe, wo ein schmaler, einst von Mönchen abgeleiteter Arm der Saale ruhig vorüberzieht.

Das Ziel seines Lebens ward jener unendliche Begriff der Poesie, den jedes Zeitalter in seinen Kreis bannt. Er schied mit einer Rede von Pforta „über den hohen Endzweck der Poesie."

Zuerst ging er nach Jena, und studirte Theologie. Hier ward er jene gute Regel der lateinischen Klassiker los, spät und langsam, der Begeisterung baar, aber des Urtheiles reif an die Dichtung zu gehen, er verwarf den früheren Vorsatz, erst mit dreißig Jahren an die Messiade zu treten, und begann sie. Merkwürdig zusammenstimmend damit, daß er in verständig bewußter Absicht an's Dichten ging, begann er die Messiade in Prosa. Der einförmige Alexandriner, der kecke Trochäus, der noch so unkultivirte Jambus genügten ihm nicht, jene waren trivialisirt durch allerlei Geklimper, dieser schien ihm auch nicht feierlich und reif genug. Er beneidete die Alten schmerzlich um den hohen Hexameter ihrer Sprache. Dies Versmaaß war allerdings schon einzeln gebraucht worden lange vor Gottsched, und dieser hatte es einige Male anmuthig gebraucht, aber Niemand

traute ihm und der deutschen Sprache dies gemeinschaftliche Leben zu, wie es, bei vielen Mängeln, in Klopstock bereits geboten ward. Von Jena nach Leipzig gehend, und stets darüber sinnend kam ihm an einem Sommernachmittage der Gedanke, die Hexameter zu versuchen. Es geschah, es gelang, drei Gesänge wurden hinein versetzt, nur sein Stubengenosse Schmid wußte darum. Da kam eines Tages Cramer auf ihr Zimmer, man sprach über Poesie, über Engländer, und deren Vorzug, man vereinigte sich nicht, Klopstock und Schmid vertheidigten die deutsche Fähigkeit, im Feuer des Beweisuchens sprang Schmid nach Klopstock's Koffer, suchte das verborgen gehaltene Manuscript hervor, begann, trotz Klopstocks Verneinung, es vorzulesen, besiegte damit Cramer, und so kam es zur Kenntniß des Dichtervereins und in die Bremischen Beiträge.

Die Intention dieses Gedichtes traf wie mit einem elektrischen Schlage, von diesem Momente an war Klopstock unauslöschlich berühmt. Wie unendlich stach sie auch von den kleinen Sächelchen der Leipziger ab.

Auch der allgemeine Ton des Vereins, zu welchem Klopstock hiermit getreten war, paßte nicht zu seinen großen, wenn auch dunkeln Vorstellungen von Poesie, es findet sich kein Zeichen von seiner lebhafteren Theilnahme. 1748 verläßt er Leipzig und wird in Langensalza Hauslehrer. Dort erfüllt ihn eine lebhafte Neigung für Fanny Schmid — der Name findet sich Schmid und Schmidt geschrieben — die in seinen Oden so gepriesene Fanny, die Schwester seines Freundes. Diese Liebe fand keine Erwiederung. Dort begann seine Zeit tiefer Schwermuth — die Liebe brachte kein Glück, der Körper war durch stete geistige Aufregung angegriffen, vielleicht empfand Klopstock, damals noch in jünglingswahrer Unbefangenheit, daß er die vorschwebende Idee der Poesie nirgends fest und ganz ergreifen könne. Reisen und der immer mehr sich ausbreitende Ruhm stärkten ihn wieder — der Ruhm! wie mancher Poet ist im Keim ertödtet worden, weil ihn kein Ruhm befeuerte, wie manchen Anderen hat er auf halbem Wege gefesselt, und ihm das für Erfüllung vorgespiegelt, was ein Anfang war.

Damals ging Klopstock Bodmer's Einladung nach und erholte sich in Zürich. Sulzer begleitete ihn dahin. Von dort

wollte er auch eine Lehrerstelle am Carolinum in Braunschweig unter seinen Freunden suchen, da kam ihm Dänemarks schöner Vorschlag, zu kommen, zu singen, wenn ihm die Muse günstig sei, und für einen Gehalt keine weitere Verpflichtung zu übernehmen, als daß er seiner poetischen Thätigkeit treu bleiben möge. Ehre diesem meergrünen Lande, was so oft seinen dänischen und den Talenten Deutschlands eine so edle Hand geboten hat! Bernstorf und durch ihn veranlaßt Molke gingen den König Friedrich V. darum an. Später — 1775 — that Friedrich von Baden ein Aehnliches für Klopstock.

Damals auf der Reise nach Kopenhagen fand er in Hamburg Margaretha Moller, niederdeutsch abgekürzt Meta, die vielbesungene Cidli, seine neue Liebe und spätere Frau, an welche Briefe und Oden von Copenhagen reichlich abgingen.

Schon 1758 nahm sie ihm der Tod. Er begrub sie zu Ottensen bei Altona, und bestimmte daneben sein eigenes Grab. In hohem Alter heirathete er 1791 noch einmal. Diese Verbindung fiel in die stürmische Zeit der französischen Revolution, an deren Ausbruche Klopstock ein so begeistertes Interesse nahm, daß er dem Civismus Hymnen sang, und von den Franzosen das Bürgerrecht erhielt, auch zum Mitgliede des Institutes erwählt wurde. Großen Schmerz brachte ihm die immer ärger werdende Wildheit jenes Kampfes.

Es ist nirgends genügend beachtet worden, daß Klopstocks Leben ein so außerordentlich langes wurde, daß sein doch auffliegender poetischer Anfang keine entsprechende Folge fand, daß seine grammatische und für schriftstellerische Verwaltung eifrige Bemühung so wenig Erfolg gewann, und daß bei seinem Tode 1803 im Frühjahre dennoch eine so großartige Theilnahme an seinem Begräbnisse bewiesen wurde, wie sie noch keinem deutschen Schriftsteller geworden ist. Er starb den 14. März zu Hamburg; alle Gesandte Europa's begleiteten ihn zu Grabe, alle Glocken in Hamburg und Altona läuteten, die ganze Bevölkerung strömte hinzu, Militairmassen waren beordert und salutirten, alle Schiffe zogen Trauerflaggen auf, die meisten Frauen des gebildeten Standes erschienen schwarz, über hundert Trauerkutschen folgten dem Sarge, der Geistliche, Domherr Meyer, las am Grabe die Schilderung des Todes aus dem zwölften Gesange der Messiade,

das Buch selbst ward auf den Deckel gelegt, die Jugend streute die ersten Blumen darüber, und nun ward er unter die Linde versenkt, neben welcher seine Geliebte schlief.

Es war ein feierlicher Zoll der Pietät. Beinahe 79 Jahre hatte er gelebt, man gestand sich's nicht, daß der große Aufschwung nicht gelungen, daß Klopstock mit Anschluß an die apostolische Geschichte keine Poesie erschaffen, daß eine farbigere, innigere Welt aus den Herzen der Goethe und Schiller darüber aufgewachsen, daß das lange Leben Klopstocks nur ein matter Nachhall seines Jünglingsbeginns geworden war. Man ehrte den Beginn, man ehrte die Anregung, welche jeder Sinnende durch Klopstock an sich selbst erlebt hatte, die letzte Anregung unsrer Literatur in Gemeinschaft mit der kirchlichen Tradition eine Poesie gesucht zu haben. Klopstock hat in Deutschland dadurch stets die feierliche Würde eines von der Kirche Geweihten behalten, die Väter empfahlen ihren Kindern die Messiade wie eine neue Bibel, in Familien erbaute man sich daran, und las sie wie das heilige Buch in Perikopen, alle Geistliche Hamburgs und Altona's gingen freiwillig mit zu Grabe. An Klopstocks Namen kommend senkte die schärfste Kritik die Feder, und ging ehrfurchtsvoll grüßend vorüber, dieser Name lag außer den ästhetischen Gesetzen.

So blieb er denn auch sein langes Leben hindurch unangetastet, während sich ringsum auf neuen kritischen Grundsätzen eine neue Dichtungswelt gestaltete, während ihm selbst für die Tendenz seines lyrischen Epos, für die zweite Hälfte des aus zwanzig Gesängen bestehenden Messias die Kraft ausging, und seine abstrakt aufgefaßte Dichtung immer kälter, dürrer, härter, dunkler, gewaltsamer, ungenießbarer wurde. So lange die Jugend ihren Hauch einmischte, wenn auch unberufen einmischte, hatte dies bekannte Thema, was den Messias und dessen Kreis von Anfang der Verfolgung bis zur Himmelfahrt schilderte, eine doch belebte Theilnahme der Poesie in sich getragen, so lange hatten auch die Oden, worin er mannigfach die alten Versmaaße nachahmte, einzelne, kräftig rhetorische, innig empfundene Partieen gebracht — mit der Jugend hörte dies Leben auf, was niemals streng in die Tendenz abstrakter Poesie gehörte. Die Poesie Klopstocks zeigte sich als ein Lattengerüst, was seinem Herzen Ehre

machte, aber das große Talent vermissen ließ, an welches man bei der Ankündigung des Worts geglaubt hatte, Religion und Vaterland! Allerdings liegt die große und kleine Seele aller Poesie darin; aber es bedarf nun eben des Talentes, diese Seele zu bekleiden, charakteristisch, den Bedürfnissen und Anforderungen seiner Zeit gemäß zu bekleiden. Ja, er schrieb vaterländische Dramata, die „Hermannschlacht," „Hermann und die Fürsten," „Hermanns Tod," und darin gab's Barditte, wie man sie nach Tacitus den alten Deutschen zutraute, und eine Prosa, welche ein sehr junges Volk nicht füglich steinhärter und uninteressanter gesprochen haben möchte; ja, er verbannte die südliche Mythologie der Römer und Griechen, und führte die eiskalte skandinavische ein als urverwandt mit der germanischen. Aber in dem Allen war eine fleischlose Absicht, die Sachen wurden deutscher, aber ungenießbar. Das Vaterland ist ein Begriff, so reich wie die Jahrtausend-alte Geschichte des Vaterlandes, so mannigfaltig wie diese, und es hat zu jeder Zeit seinen Lebenspunkt darin, wo sich der Kern des Bewußtseins einer solchen Geschichte für die jedesmalige Zeit in Wahrheit und lebendig ausdrückt, der Cherusker Hermann ist im neunzehnten Jahrhunderte nicht mehr das deutsche Vaterland, nicht einmal ein Repräsentant desselben, nur eine Erinnerung an einzelne Eigenschaft. Das Vaterland wird in Poesie nur ausgedrückt, wenn der Herzenspunkt des Vaterlandes zeitgemäß und interessant, das heißt wirklich berührend ausgedrückt wird. In diesem Herzenspunkte ruht alle Geschichte des Vaterlandes. Eben so bedarf das religiose Moment eines solchen Herzenspunktes der jedesmaligen Zeit — die Wahrheit mag ewig sein, aber sie ist nur lebendig, wie sie sich im jedesmaligen Bildungsbewußtsein ausspricht. Das Mittelalter glaubte an seine Tradition, das achtzehnte Jahrhundert aber glaubte nicht daran, und der Dichter konnte damit nur eine Poesie erwecken, wenn er eben den Glauben zu erwecken wußte, die innige, hingebende Theilnahme dafür.

Das vermochte aber Klopstock nicht; man fühlte theoretisch das Bedürfniß nach religiosem und nationalem Anhalte, um eine Poesie zu gewinnen, aber es war des Dichters Aufgabe, die große Poesie solches Interesses selbst zu gebären mit Leib und Seele, eine in sich fertige, nothwendige und nach außen über-

wältigende Welt zu gebären. Es reichte nicht aus, für eine Zeit auf den historischen Theil einer Kirche zu verweisen und darüber ein rhetorisch Gebäude zu formen, wo diese Kirche selbst nicht zweifellos geglaubt wurde. Für solche Zeit muß der Dichter selbst die neue Kirche werden, und dazu gehört eben wunderbares Talent, nicht bloß die Erkenntniß des Bedürfnisses, und ein gelegentliches Feiern desselben. In diesem Sinne war des alten Bodmers Vorstellung eine ganz richtige, welcher Klopstock, wie er sich in den ersten Gesängen angekündigt hatte, von aller vertraulichen Berührung mit der trivialen Welt abhalten und entfernen, ihn wie einen wirklichen Apostel im geheimnißvollen Heiligthume aufbewahren wollte.

Aber diese Kraft der eigenen Schöpfung war durchaus nicht in Klopstock, er vermochte nicht mehr, als hinzuweisen, anzuregen. Und dieß nur äußerlich — der schaffende Sinn blieb unberührt, Klopstock bleibt allein mit dem Gesange einer heiligen Geschichte. In ganz andere Kreise wirft sich die dichterische Thätigkeit; der Versuch, sich in einer religiosen Sammlung zur Poesie zu fassen, versinkt ganz und gar wieder, man bereichert sich in der nächsten Folge unermeßlich nach andern Seiten, und entweder die Zeit jener religios poetischen Reife ist noch nicht da und bedarf noch großen und breiten Zusatzes für Kenntniß und Gefühl, oder die Poesie drängt nach einer Einheit, die noch gar nicht dagewesen, und nicht befriedigt ist mit Anknüpfung an einen historischen Bereich des Religiosen.

So ist das Meiste seiner Dichtungen der jetzigen Generation unbekannt, nur der Literat weiß von den biblischen Trauerspielen, vom „Tode Adam's," von „David," „Salomo," von den „Elegieen" nach klassischem Versmaaße, von Klopstocks grammatischen Thaten. In den Volksschatz ist Alles nicht gelangt, kaum sind einzelne Kirchenlieder, wo er sein hartes Princip gegen allen Reim aufgab, noch in wirklich lebendem Gedächtnisse der Nation, zum Beispiele „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh." —

Am tiefsten tragisch erscheint seine Bestrebung, als er in den siebziger Jahren eine mächtige Reform des Schriftstellerzustandes ankündigte, als durch Subscription und sonstige Beschlagnahme Alles gespannt wurde, und nun 1774 der erste Theil erschien in

folgender Weise: „Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Altermänner Salogast und Wlemar. Herausgegeben von Klopstock."

Ganz Deutschland war betheiligt und gespannt. Klopstock hatte einen reformatorischen Drang, aus welchem später seine leidenschaftliche Theilnahme für die französische Revolution sich ergab, man erwartete Außerordentliches.

Und eine Todtenstille fiel über das Produkt, man fand sich nicht darein, man gestand sich's nicht unumwunden, daß kein wirkliches Leben, nur eine todte, unbrauchbare Abstraktion darin sei. — Unter dem Bilde eines Freistaats kamen Urtheile, Wünsche, Vorschläge für Literatur und Literaten, aber Niemand ward getroffen, das Leben ward verfehlt.

Eben so wenig fand er Anklang mit seiner Reform der „deutschen Rechtschreibung," wo nach dem Principe der Sparsamkeit nur das in der Schrift bezeichnet werden sollte, was die Aussprache hören ließ. So theilnahmsvoll man seiner Reform harrte, das fand man kleinlich, unnütz, ja schädlich. Eben so eindruckslos blieben seine „grammatischen Gespräche," worin sich grammatische Wesen, der Buchstabe, der Wohlklang, die Empfindung, der Sprachgebrauch, die Hellänis, Galliette, Inglaß, Teutone mit einander unterhielten.

Diese eben so todt bleibende Arbeit erschien 1794 — seine Wirkung war dahin, blieb beschränkt auf die erste Anregung seines Messias; eine Poesie gewann er nicht und seiner Prosa stand der unklare, unpraktische Versuch entgegen, Sprache und Begriff in eine steinerne Einheit zu bringen. In seiner Prosa liegt seine ganze Geschichte: einer einzelnen Regung, einer wackern Einseitigkeit wird alle Geschichte, alle Schönheit, aller Reiz geopfert, und es ergiebt sich ein ungenießbar starres Wesen.

Seine häusliche Persönlichkeit, welche erst am Schreibtische verschwand und dem Begriffe geopfert wurde, schildert Sturz, einer der feinsten Prosaiker jener Zeit folgendermaaßen: „Klopstock ist munter in jeder Gesellschaft, er fließt über von treffendem Scherze, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthume seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist

er darum nicht. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmeren zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalte, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden könnten, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach Verhältniß des Ranges immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft der feinen abgeschliffenen Leute ohne alles Gepräge. Dafür zieht er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgen und freuen sich mit. Immer ist er mit Jugend umringt. Wenn er so mit seiner Reihe Knaben daherzog, hab ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. — Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen, und schwelgt beim Mahle der Natur. In der Malerei liebt er nur das, was Leben, tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck hat; in der Musik, was das Herz bewegt, sie muß aber die Singstimme nicht betäuben. — Die freudigste Jahreszeit für Klopstock war die Zeit der Schrittschuhe. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab, und eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm ein Fest der Götter. Doch kam er einmal in Lebensgefahr, aus der ihn nur mit Mühe sein Freund Beindorf rettete. Als Freund ist Klopstock „„Eiche, die dem Orkane steht.““ Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuschenden Schatten, er verkennt seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auch sein Urtheil Wahrscheinlichkeiten und künstlich erlogene Thatsachen stürmen.“

Dieser Brief ist im Jahre 1777 geschrieben. Die neuste Ausgabe von Klopstocks Werken ist Leipzig bei Göschen 1823 und 1829 in 18 Bänden erschienen, von Spindler und Bach besorgt. Der allgemeine Biograph Döring hat 1825 in Weimar auch Klopstocks Leben zusammengefaßt.

Außer diesem in Leipzig vereinten Kreise ist nun noch eine Anzahl Dichter zu nennen, welche sich entweder näher oder ferner in eine Partie vereinigen, oder in denen der poetische Dilettantentrieb jener Epoche einzeln hervortritt.

Eine Hauptpartie ist noch diejenige der preußischen und Hallischen Dichter, denen die preußische Kriegszeit, oder die Universitätszeit in Halle eine Vereinigung bietet. Dahin gehört

Ewald von Kleist, geboren 1715, der 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf fällt. Sein Hauptwerk ist das beschreibende Gedicht „Der Frühling," welches ihm große Theilnahme verschafft hat. Lieder, Oden, Elegieen sind nach dem Geschmacke jener Zeit ebenfalls von ihm da, auch ein größerer Versuch im Epischen „Cissides und Paches" in drei Gesängen, der über das Lyrische nicht recht hinaus will. Seine Sachen, durch eine sanfte Innigkeit ausgezeichnet, sind lange beliebt geblieben. Als Soldat Friedrichs kam er eine Zeitlang nach Leipzig in's Standquartier, und verkehrte dort mit Lessing und Weiße oft.

Joh. Wilhelm Ludwig Gleim, ein sehr bekannter und geschätzter Name, ein Freund Klopstocks und fast aller derer, die Verse machten und somit ein persönlicher Mittelpunkt alles Dilettantismus dieser Kreise. Brav, gutmüthig, edel, aller Aufopferung fähig, hat er manchem armen Dichter aus der Noth geholfen, welcher im ausschließlichen Antheil für seinen Vers die nöthigen Bedürfnisse der Welt verabsäumte, oder nicht zu gewinnen wußte. Ein langes, mit äußerem Vortheile leidlich ausgerüstetes Leben machte ihn zum förmlichen Papa all dieser Poeten; ihm wurde alle Noth geklagt und aller Plan mitgetheilt, er half, wo er nur irgend konnte, er war einer der liebenswürdigsten Menschen. 1719 wurde er bei Halberstadt geboren und lebte bis zum 18. Februar 1803, in der letzten Zeit erblindet, aber stets sanft und heiter. Im vierundachtzigsten Jahre, also wenige Wochen vor Klopstock, starb er, schrieb noch dicht vor dem Tode an den alten Freund den letzten Brief, worin die Worte „Klopstock, ich sterbe!" Weil auch Klopstock schon darniederlag, verbarg man ihm den Brief, aber ihr Herzensbezug war so eng und fein, daß dieser ahnte, Gleim gehe mit ihm hinüber.

Gleim studirte von 1746 in Halle, und wie die nahen Leipziger sich für Poesie vereinigten, so bildete er auch dort einen

Kreis, zu dem Uz und Götz gehörten. Schon in Potsdam hatte er den damals verwundeten Kleist kennen gelernt. Lessing, Herder, Johannes Müller, Voß, Stolberg liebten ihn, er hieß allgemein der deutsche Anakreon, weil er nach Art des Griechen die kleine Auffassung der Freudendinge in leichte Verse brachte, und zumeist von Rosen, Mädchen und Wein sang. Das war so leichter Dichtungsstil, obwohl ihm kein Liebesglück blühte, und der Wein nicht just seine leidenschaftliche Sache war. Sein preußisches Kriegsinteresse, hier also doch ein wahrhaftes und starkes Interesse, schuf seine „Lieder eines Grenadiers," die freilich nicht ohne fremde Gelehrsamkeit und dem eigentlichen Grenadier so wie dem Volke unbekannt blieben, in der gebildeten Welt aber große Theilnahme fanden. Es war nun einmal in all dem Dichtungstreiben keine tiefe, ächte Nothwendigkeit, es ward eine Sitte, und Vater Gleim mußte bis in die späteste Zeit seinen Vers machen, so übel ihm auch schon die gründlicher geformte Kritik mitspielte, so wenig auch lebendiger Drang wirklich pochte. Es war einmal Lebensgewohnheit, es handelte sich um eine leidliche Fertigkeit für mäßige Anforderung. Auch ein didaktisch-religiöses Gedicht „Halladat" oder das rothe Buch, worin ein morgenländischer Weiser lehrt, hat der alte Herr abgefaßt. Aus gutem Protestantismus heraus hat er doch auch sein größeres Werk zu Stand bringen wollen.

Gleim's Sachen wurden vielfach unrechtmäßig, nachlässig und schlecht gedruckt, Körte hat von 1811—13 eine Ausgabe in 7 Theilen veranstaltet, und eine Biographie Gleim's dazu gegeben. Ein Gleiches hatte er 1803 mit Kleist's Sachen gethan.

Johann Peter Uz, 1720 in Anspach geboren, stirbt dort als Geheimer Rath 1796. Brav wie Gleim, von tieferem Ernste, schrieb er ebenfalls im damaligen Stile Oden und Lieder, die sehr geschätzt wurden. Es ist bemerkenswerth, daß Schiller stärkere Eindrücke von ihm empfing, als von Klopstock. Wie üblich fehlen auch Lehrgedichte nicht, wobei der lockende Titel „Kunst, stets fröhlich zu sein." „Der Sieg des Liebesgottes" ist Pope nachgeahmt. Weise hat 1804 in Wien Uzen's Werke in zwei Bänden herausgegeben.

Johann Nicolaus Götz aus Worms 1721—1781, war lange Feldprediger bei einem französischen Regimente, und gerieth da-

durch mehr in französische Form. Er ist als Badenscher Superintendent gestorben. Ramler hat seine artigen leichten Gedichte in drei Bänden, 1785 Mannheim, herausgegeben, leider auch dabei, seiner sehr üblen Manier folgend, sie in seinem Geschmacke zu feilen. In Berlin ist 1809 eine neue Ausgabe erschienen.

Karl Wilhelm Ramler aus Colberg, 1725—1798, ist Repräsentant der äußerlich formellen Poesie. Nach Horaz und Martial für einige Versmaaße begeistert, fand er Genüge und Erfüllung in abgewogenen und abgezählten stolzen Worten. Glücklicherweise sah er doch an Friedrich einen lebendigen, großen Stoff. Dieser nahm keine Notiz vom römisch-deutschen Dichter. Auch an die Stadt Berlin richtete Ramler eine Ode, er lebte als Professor des Kadettenkorps dort, und eine Zeitlang als Direktor des Theaters mit Engel, schrieb mehrere Theaterreden, Cantaten und Oratorien, übersetzte Batteux und seines Ideals, des Horatii Oden, Martials Sinngedichte, Catull's Gedichte, und genoß das Ansehn eines großen Dichters. Sein Verdienst ist vielmehr die große Regsamkeit und der unversiegbare Enthusiasmus, mit dem er aus einer kümmerlichen Welt des Innern die Poesie fördern wollte. Heinsius hat sein Leben verfaßt, 1800 und 1801 ist in Berlin eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet worden.

Auch eine Dichterin, eine Naivdichterin, Anna Luise Karsch, in früherer Sprachweise bekannt als Karschin, kommt 1761 nach Berlin. Sie lebt von 1722—1791. Auf dem Hammer bei Schwiebus an der Grenze Schlesiens geboren, erst an einen geizigen Tuchmacher Hirsekorn, dann an einen trunknen Schneider Karsch verheirathet, läßt sie sich doch ein schnelles Talent, Verse zu reimen, nicht verkümmern. Diese seltne Gabe des Improvisirens, welche in dem schwerer zu fügenden Deutsch doppelte Aufmerksamkeit verdient, erregte große Theilnahme, man nimmt sie sogar mit nach Berlin; Sulzer und Mendelssohn unterhalten sich mit ihr, Ramler will umsonst die wilde Dichtung durch Prosodie zähmen, auch Gleim, der sie besucht und liebt, vermag es nicht. So bleibt das Talent eine Versschnelligkeit, die in ihrer seltenen Art des Andenkens werth ist. Aus der kläglichsten Hungerwelt, in einer noch so wenig ausgebildeten Zeit, wo alle

mittelmäßige Reimfertigkeit Anspruch auf klassische Beachtung machen durfte, hatte sich die Karsch ohne die geringste Lehre so aufgeschwungen, daß sie für alle Gesellschaft als überraschendes Talent gesucht wurde. Ihre Tochter, L. v. Klenke, hat eine Nachlese ihrer natürlich wie Baumblätter verstreuten Gedichte, Berlin 1792 und 97 herausgegeben. —

An Gleim schloß sich auch Johann Georg Jacobi, der Bruder des spätern Dichterphilosophen Fritz Jacobi, deren Musensitz das Landgut Pempelfort in Westphalen war. 1740—1814. Er dichtet Anfangs leicht in Gleimscher Weise, später indessen ernster und voller. Für das Beste gelten seine Lieder, und einzelne Gedichte und Aufsätze, welche in mehreren Taschenbüchern erschienen, in der „Iris" und dem „überflüssigen Taschenbuche." Für diese moderne Form der Vereinigung warb er die besten Namen zusammen. An der Iris arbeitete Herder, Jean Paul, Klopstock, Voß, Heinse ꝛc. — Ein Briefwechsel zwischen ihm und Gleim ist in Berlin 1768 und 1778 erschienen. Seine Freunde haben mehrmals sein Leben geschrieben und Retteck hat ihm 1814 eine Gedächtnißrede gehalten. Die Jacobi's zeichnen sich mehr durch literarische Förderung, Theilnahme und Verbindung als durch fertig gestaltete und gelungene Werke aus, ihr Pempelfort war eine kleine Akademie. Die Singspiele und Comödien Jacobi's können daneben unerwähnt bleiben. 1826 ist eine neue Ausgabe seiner Schriften erschienen.

An Ramler schloß sich der Buchhändlerlehrling Salomon Geßner, der in Berlin Landschaften zeichnet, und ohne Versmaaß dichtet. Wie wenig dies nun auch eigentlich im Geschmacke des deutschen Horaz war, er ließ ihn gewähren, und ermunterte zu harmonischer Prosa, da er bemerkte, die Verse würden nicht fehlerlos, und strenge prosodische Kritik bestürze den jungen Mann. Ramler hat nie einen bessern Rath gegeben, und wenn Geßner's Schäfer nicht alle süß und unterscheidungslos sprächen, wenn sie nicht alle Theaterschäfer in weißen Trikots, rothen Bändern und schön gestickten Hosenträgern wären, die Prosa hätte sie vor der Langweiligkeit bewahrt. Aber das splitterbacken-Weichliche, das porzellanhaft Schimmernde daran hat doch eine lange Zeit großes Glück gemacht bei unsrer Nation, und man war sehr dafür, Geßner unter die Klassiker zu reihen. Diese

öfters wiederkehrende Erscheinung in Deutschland erklärt sich nur durch das mannigfaltigste Publikum, was bei uns Theil an der Literatur nimmt, also daß wir's ehrlich vor uns sehen, wie neben dem Reifsten und Ausgebildetsten auch für das Unbedeutendste die Statue verlangt werden kann. Noch in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts wurden Geßner's „Tod Abels," „der erste Schiffer," „Daphnis," „Idyllen und Schäferspiele," als klassische Werke für Schulbibliotheken angeschafft. Zweierlei darf dabei nicht vergessen werden: erstens lebten noch viele gutmüthige Literaturfreunde aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weit in das jetzige herein, sie brachten ihre Jugendtheilnahme unverändert mit, denn es ist bekanntlich schwer, über das Selbsterlebte auf einen unbefangenen Standpunkt zu kommen, und solchergestalt wurden unsrer besondern und klassisch genannten Theilnahme so viel Mittelmäßigkeiten überliefert. Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts war all das kleine Gefügel der zweiten schlesischen Schule auch noch in treuem Gedächtnisse und Ansehn. Ferner übte Geßner, der auch mit Stift und Pinsel Landschaftszeichner war, und einen idealen Landschaftsstil in seine Beschreibungen trug, dadurch einen ganz neuen Reiz.

All der Schäfergeschmack, welcher bei allen Nationen herrschend gewesen, und nur etwa bei den Portugiesen am Natürlichsten ist, weil dies Land bis auf den heutigen Tag zu drei Viertheilen aus Weide und Hirtenleben besteht, hängt genau mit der Unmacht zusammen, sich einer gesunden Poesie zu bemächtigen. Die Mannigfaltigkeit des Lebens kann nur ein starkes Talent poetisch erfassen und verdichten, der schwache Drang rettet sich in einen charakterlosen Unschuldsstand, und weil da nichts Uebles geschieht, meint er dort auch das Beste zu finden. Es vereinigt sich damit eine verschwimmende Beschreibung des Natureindrucks, und so glaubt man, ein Ideal, eine Poesie, gefunden zu haben, ergreift mit einem angekünstelten Enthusiasmus die bloße Staffage und verliert die lebendige Welt. Geßner lebte von 1730—1787. Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist 1818 dreibändig erschienen, und Hoffinger hat 1796 Geßners Leben verfaßt.

In Christian Felix Weiße, 1716—1804, ist noch ein regsamer Kopf anzuführen, welcher viele Wandelungen des Geschmacks

mit durchmachte. Er lebte als Obersteuersekretair in Leipzig, hielt sich ziemlich in der Mitte der Parteien, ja verspottete beide in einer Komödie „die Poeten nach der Mode.“ Eine Zeitlang schloß er sich an die sächsischen Dichter, besonders Gellert, und verkehrte intim mit Lessing, von dem er erst durch die Klotzschen Händel entfernt wurde, in denen unglücklicherweise Klotz unter Anderem als Weiße's Vertheidiger auftrat. Von Gottsched hatte er sich frühzeitig losgesagt. Seine Hauptrichtung war das Theater; ein erfahrungsreiches Leben, ein heitrer, beweglicher Sinn, ein Aufenthalt in Paris, Umgang mit Eckhoff, dem später so berühmt gewordenen Schauspieler, gemeinschaftliches Interesse mit Lessing für die Bühne machte ihn ganz geschickt dazu, und er war einer von denen, welche das junge deutsche Theater am Fleißigsten praktisch versorgten. Praktisch überhaupt war er im Gegensatze zu den übrigen Poeten seiner Zeit, und darin lag auch ein Grund seines näheren Anschlusses an Lessing und Nicolai. Des Letzteren „Bibliothek,“ eine berühmte Zeitschrift, setzte er eine Zeitlang auf Nicolai's Veranlassung fort. Derselbe praktische Sinn führte ihn später auf seine Thätigkeit in Jugendschriften; unter denen sein „Kinderfreund“ den außerordentlichsten Erfolg gewann. Die Bekanntschaft mit Zollikoffer hatte dazu eine Veranlassung gegeben. Bis zum Jahre 92 sind 48 Bände davon gedruckt worden, wenn die letzte Folge „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“ eingerechnet wird.

Weiße war nicht mit Schärfe und Nachdruck genug begabt, um eine hervorragende Stellung in der Literargeschichte einzunehmen, aber seine wirksame Fruchtbarkeit sichert ihm stets einen Platz. Verständig und klar umschauend rettete er sich auch in seiner dramatischen Bestrebung bald aus der bloß französischen Manier, und schloß sich in „Romeo und Julie,“ in „Jean Calas“ den Lessingschen Genren an, was bürgerliches Trauerspiel genannt, in Prosa, später in reimlosen Jamben geschrieben wurde, und was einen großen Schritt zur Aechtheit der Auffassung gab. Von seinen übrigen Dramen wird besonders „Richard III.“ ausgezeichnet, und seine „Matrone von Ephesus;“ seine zahlreichen Singspiele waren überaus beliebt. „Lottchen am Hofe,“ „der Dorfbarbier,“ „die Jagd“ sind heute noch bekannt. Standfuß und Hiller gaben die Musik dazu.

Unter den lyrischen Sachen sind seine „Amazonenlieder" viel genannt und belobt, und man hat viel hin und hergestritten, ob sie Gleims Grenadierliedern nachgebildet seien. Die große Entdeckung, dies sei nicht der Fall, Weiße habe schon vor Gleim einiges gemacht, war ein Ereigniß. Sein Leben hat er selbst dargestellt, und es ist nach seinem Tode 1807 in Leipzig erschienen.

Als Dramatiker zeichnete sich ferner aus, und ist noch jetzt in allen Gymnasialbibliotheken zu finden: Wilhelm v. Gerstenberg aus Tondern in Schleßwig, 1737—1823, lange Zeit dänischer Officier, dann Civilbeamter und Privatmann in Norden, in Lübeck, Eutin, Altona. Er hat all den klassischen Aufschwung in unsrer Literatur noch erlebt, aber von etwa 1785 an still geschwiegen. Am berühmtesten ist sein „Ugolino," dies unselige Thema, wo Vater und Söhne verhungern, und was für so viele Dichter eine unglückliche Anziehungskraft gehabt hat. Sein letztes war die mit Chören versehene „Minona." Außer „Tändeleien" in anakreontischer Manier, wie sie nun einmal damals Jeder drucken ließ, existirt auch eine kleine Sammlung kritischer Aufsätze von ihm, „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," zu denen Klopstock, Sturz und Aehnliche beigesteuert.

Als Gegner Shakespeares, und der auftretenden Lobredner desselben macht sich ein Wiener, Kornelius von Ayrenhoff, 1733—1819, bemerklich, dessen Stücke nicht ohne Geschick erfunden, aber sehr mangelhaft ausgeführt waren. Besonders haben manche seiner Komödien belustigt, „der Postzug oder die noblen Passionen" hat auch Friedrich den Großen ergötzt. Oesterreichische Landjunker, denen ein Gespann Pferde und eine Koppel Jagdhunde über Alles geht, werden darin verspottet. 1817 ist eine neue Ausgabe seiner dramatischen Werke in 6 Bänden erschienen.

Jetzt sind noch die sogenannten Barden zu nennen, welche Ossian und Aehnliches nachahmten, und in den nebelhaften Namen des Nordens und der nebelhaft flatternden Versandeutung ihr Genüge fanden. Dahin gehört Michael Denis, der sich Barde Sined nennt, und dem wir eine Uebersetzung Ossians in Hexametern verdanken. Er war Jesuit, Lehrer in Wien, dann Bibliothekar und Hofrath daselbst, als welcher er mit Johann von Müller in Berührung kommt. Stirbt 1800. Karl Mastalier ist sein Schatten, und wird als solcher immer mitgenannt.

Karl Fried. Kretschmann aus Zittau, gebeißen Barde Rbingulf, daneben Gerichtsaktuar. Er hat sich von der Bardenpoesie auch zum Dramatischen, zu Erzählungen, Fabeln, Sinngedichten herabgelassen, was Alles bis 1805 zu Leipzig in sieben Bänden gesammelt ist. Die Compendien klagen, daß er zu früh vergessen sei.

Ein Hauptfabeldichter Magnus Gottfr. Lichtwer 1719 — 1783 ist es nicht, seine schlichten Fabeln werden noch deklamirt. Vier Bücher äsopischer Fabeln sind von ihm da. Noch 1828 ist von Pott eine Ausgabe und von F. Cramer eine Biographie des sächsischen Juristen veranstaltet worden.

Weniger populär war der preußische Dithyramben- und Fabeldichter Willamov 1736 — 1777, von dem „dialogische Fabeln." Noch weniger zu klassischen Namen sind gelangt Kasimir Freiherr von Kreutz, ein Anakreontiker aus Homburg, der als Geheimer Rath in Hamburg 1776 starb, und Oden, Aufsätze und ein philosophisches Gedicht „die Gräber" geschrieben hat. Die Sorgfalt, daß kein Name verloren ginge, an dem ein Vers hängt, war bewundernswerth. Das neunzehnte Jahrhundert würde mit Lesen und Schreiben nicht fertig, wenn alle gleich wichtige Namen gemerkt sein sollten.

Auch Lorenz Withof, ein Duisburger, der akademische Gedichte und Reden verfaßt, ist sehr vergessen. Es kann aber mit ihm die betriebsame Dichterader geschlossen sein, und es sind noch einige Prosaiker zu suchen.

Zum Beispiele, was denn außer der unschuldigen „Schwedischen Gräfin" für den Roman und dies Thema geschehen sei? Der Roman ist eine so vortreffliche Form für eine Zeit, die auf dem Kreuzzuge nach Poesie begriffen ist! Er umfaßt so viele Bereiche, daß ihm selbst der im Allgemeinen nicht fertige Standpunkt sehr viel einzelne Richtungen und Partien geben kann, worin die Dichtung ein Genüge findet. Aller Zweifel, alle Frage ferner kann darin Raum haben, denn er ist ein Bild des mannigfachen Lebens, eine reife Kunst der Prosa, wo alle Nuance erscheinen darf, ja erscheinen soll, und wo die rein künstlerische Bildung doch einen harmonischen Abschluß zu erringen im Stande ist.

Man ergriff den Roman nicht in diesem Umfange seiner Bedeutung, aber die Theilnahme, welche man für England bewies, hatte doch auch hierbei ihr Gutes. Die Engländer mit ihrem materiellen Anfluge und ihrer praktischen Tendenz griffen nach dem nächsten Leben, was sich für die Beschreibung bot; damit ergriffen sie viel Einseitigkeiten; Richardson, dessen Clarissa und Grandison, dessen Pamela bei uns so bekannt wurden, sah zu viel Empfindsamkeit, Fielding sah lauter Farce, und die nächste Nachahmung in Deutschland trieb diese Einseitigkeiten noch weiter. Die empfindsamen Romane, welche in Werther ihren Höhepunkt und in Lafontaine ihre Breite fanden, sind ein Schritt zur Aechtheit, wie es das bürgerliche Drama in einem andern Theile war. Wirkliches, von Fleisch und Blut erfülltes Leben war doch jedenfalls reichlicher darin, als in den politischen Gerippen der Haller'schen Romane. Der Familienroman, welcher damals zu gelten anfing, war doch ein organischer Versuch, welcher sich folgerecht dann erweitern, den Entwickelungs-Roman vorbereiten und dichter und höher zu wichtigen Stoffen des Menschen der Gesellschaft führen, die höhere Frage allmählig einschließen, und so zu einem Kunstwerke leiten konnte, was die große poetische Welt in aller Einzelnheit und Mannigfaltigkeit doch harmonisch in Anregung und Bewegung bringt, wenn es sie auch nicht abschließt.

Die lebhafteste Opposition gegen den empfindsamen Roman machte Joh. Karl August Musäus, 1735 — 1787, besonders in seinem „Grandison der zweite," wie er 1760, oder „deutschen Grandison," wie er 1781 in der späteren Ausgabe hieß. Diese Verspottung der Empfindelei, in welche jene Romanart bis zur Karrikatur gerieth, hatte ihr Gutes. Es wird auch in der Literatur das Meiste nur durch den Gegensatz weiter gefördert. Musäus, der als Gymnasiallehrer in Weimar starb, hat durch seinen heiteren Spott so Manches in größere Bedachtsamkeit gewiesen. Auch Lavater's Physiognomik erfuhr durch ihn eine satirische Entgegnung in den „physiognomischen Reisen," die er 1778 herausgab. Daß er darum doch des poetischen Sinnes keineswegs ermangelte, hat er durch seine „Volksmährchen der Deutschen" gezeigt, worin mit heiterer Kindlichkeit die Sagenwelt noch einmal leicht vorübergeführt wurde, und womit er die größte Theilnahme fand. Ein Zeichen, daß der Geschmack am

Wunderbaren immer leicht wieder erregt wird, wenn es nicht auf eine gewaltsame Weise geschieht, und daß man auch in einer vorherrschend rationellen Zeit die Anknüpfung an das Unerklärliche nicht verschmäht, wenn sie unbefangen auftritt. Jacobs hat in Gotha noch 1826 eine Ausgabe davon veranstaltet. Außerdem sind noch von Musäus da: „Freund Hein's Erscheinungen," „Straußfedern" und eine Sammlung nachgelassener Schriften, die Kotzebue 1791 herausgegeben hat. Die „Straußfedern" ein Band Erzählungen sind zunächst von Müller, dem Verfasser des Siegfrieds von Lindenberg, und später von Andern fortgesetzt worden.

Wie sehr sich das höhere Leben allgemach von alter Sage entkleidet hatte, zeigt das Quellenstudium der Volksmährchen, dessen sich Musäus bedienen mußte: Die Kinder von der Straße rief er zu sich, damit sie ihm für einen Dreier die Geschichte erzählten, welche die Amme ihnen vorgesagt; unter die Spinnräder alter Weiber setzte er sich, alte Soldaten nahm er auf sein Zimmer, und nöthigte sie zum Tabakrauchen und Erzählen.

Der Zug war stärker als des Musäus Entgegnung, noch neben ihm stand als ein Hauptförderer des Familien- und Sittenromanes Johann Timotheus Hermes auf, der 1738 — 1821, aus Pommern gebürtig, als Probst in Breslau starb. Schon 1766 war er mit einem Roman aufgetreten „Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut, als aus dem Englischen übersetzt," und um 1770 brachte er die vielberühmte „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen," die 1778 auf sechs Theile vermehrt wurde. Er hat lange Zeit für den ersten Sittenroman gegolten. Daß der Abweg zum Moralischen sehr nahe lag, und daß ein Bestreben, Kinder mit solcher Literatur zu erziehen, sichtbar und wirksam wurde, schob die Gattung bald aus dem Gebiete höherer Literatur. Hermes schrieb auch 1787 noch drei Bände „Für Töchter edler Herkunft," ferner „Manch Hermäen," für Eltern und Ehelustige ꝛc. ꝛc." Alles halb Roman, halb Sittenlehre. Bei langem Leben verschollen sie doch, wie das immer geschieht, da sich die Tendenz ganz und gar in die Schulmeisterei verlor, an welcher zu keiner Zeit Mangel. Noch weniger erwähnenswerth sind

seine Kirchenlieder und Predigten, da sein Ausdruck und Stil überhaupt nirgends rein und musterhaft und ganz ohne Schwulst war. Jean Paul sagt in seiner Vorschule: Hermes's Romane besitzen beinahe alles, was man zu einem poetischen Körper fordert, Weltkenntniß, Wahrheit, Einbildungskraft, Form, Zartsinn, Sprache; aber da ihnen der poetische Geist fehlt, so sind sie die besten Romane gegen Romane und gegen deren zufälliges Gift; man muß sehr viel Geld in Banken und im Hause haben, um die Dürftigkeit, wenn sie in seinen Werken gedruckt vorkommt, lachend auszuhalten.

In ähnlicher Weise that sich J. J. Dusch durch die „Geschichte Karl Ferdiner's" hervor, da es ihm mit Gedichten nicht glücken wollte.

Diese Sittenromantiker spotteten übrigens nicht minder über den empfindsamen Roman, welcher bei den Autoren stets wenig, beim Publikum stets großes Glück gemacht hat. Es ist eine alte Behauptung, daß die Masse einen Hauptreiz darin findet, gerührt zu werden, wie es denn ein Herkommen bis auf den heutigen Tag bleibt, an Trauerreden und Aehnlichem zahlreich Theil zu nehmen, damit man zu Thränen und zu einer gründlichen Rührung komme.

Hier muß auch die Kanzelbestrebung angeführt sein, den Prosaausdruck zu fördern. Da ist mit dem alten würdigen Mosheim anzufangen, 1684 — 1755 — der als Kanzler in Göttingen eine stattliche Erscheinung ist, und bei Entwickelung der Geschichtsschreibung noch genannt werden muß, da er für einen Hauptreformator der Kirchengeschichte gilt. Leider ist seine Kirchengeschichte lateinisch geschrieben. Hier sind Hauptsache seine „heiligen Reden" drei Bände und seine „Sittenlehre der heiligen Schrift," welche Gellert so eifrig lobt. Ferner ist von den in anderer Beziehung schon Genannten Cramer, Schlegel, Gisele hier anzuführen, dann Rambach in Gießen, Sack in Berlin, der 1786 stirbt, und von dem sechs Theile Predigten gedruckt sind, Jerusalem 1709 — 1789 in Braunschweig, ein vertrauter Genosse der dortigen Dichter, ein gelehrter Denker, von dem ebenfalls Predigten und religiose Betrachtungsschriften, endlich Spalding

1714 — 1804 in Berlin, als einer der besten Prediger berühmt, der eine große Menge Predigten und geistlicher Schriften herausgegeben hat.

Für das rein Sprachliche wirkten: Popowitsch, Fulda, Frisch, Haltaus, Schilter, Scherz, Oberlin, Stosch und Eberhard, der noch in Rede kommt.

Eine ganz andere Romangattung, als jene obige, war der von Wieland versuchte philosophische Roman, wie der Agathon. Wieland gehört mit manchem Anderen schon in starker Wirksamkeit in diesen Bereich, aber er und die Lessing, Winkelmann, Möser ꝛc., deren Lebenszeit hierher fällt, müssen hinter die große Scheide gestellt werden, die aus diesem Uebergange sich bildet, und es konnte die Jahreszahl nicht allein entscheiden. Art, Grundsatz, Folge wiesen ihnen den Platz an, welcher in den letzten Abschnitt gehört.

Um diese reich bevölkerte Uebergangsepoche zu beschließen, sei noch Einzelnes von dem aufgeführt, was Goethe in seiner Lebensbeschreibung gibt, und was im Summarischen die Epoche schildert. Für die Jahre 1750 — 1770 wählt er folgende Beiwörter: Emsig, geist- und herzreich, würdig, beschränkt, fixirt, pedantisch, respektvoll, antik-gallische Kultur, formsuchend.

Ferner sagt er: „von einem höchsten Princip der Kunst hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's kritische Dichtkunst in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben; ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazen's Dichtkunst, wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werkes mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten."

„Die Schweizer traten auf, des Gottsched's Antagonisten; sie mußten doch also etwas Anderes thun, etwas Besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seien. Breitinger's kritische Dichtkunst ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber

nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertigt diese Worte."

„Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger. Engländer und Franzosen hatten schon über bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellten Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das Erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von dem Gleichnisse an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache."

„Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen, als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt über die Wahl? man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?"

„Hierauf zu antworten mögen sich die Schweizer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sei immer das Neue; und nachdem sie dies eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sei immer neuer als Alles Andere."

„Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares oft leer sein könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher nothwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch sein, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleisteten, noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar, und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler

Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang, mit höchster Ueberzeugung, der Aesopischen Fabel zugeschrieben."

„So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag; so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden."

„Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, so viel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage: ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager August's des Zweiten wirklich ein Gedicht sei? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise, doch noch auf die Hauptsache stößt, und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buches gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet."

„In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerenkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Produktives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand."

V.

Das Klaſſiſch-Deutſche.

22.

Die neue Kritik.

Lessing.

Mit Leſſing wurde es ganz anders: er warf mit einer ehernen Hand Alles beiſeite, was ordnungslos auf dem Gedankenfelde unſerer Literatur umherlag, er grub den Boden nach allen Seiten auf, er grub ihn von Neuem auf, ohne Rückſicht auf das, was geſchehen ſein ſollte, was für bereits beſtellt und zugerichtet ausgegeben ward. Mit ihm beginnt diejenige Literatur, welche man die klaſſiſche nennt. Was iſt klaſſiſch? Wie vielerlei iſt über das Wort hin und her geredet worden! Kurz und hoffentlich gut nehme man es für eine Bezeichnung von muſterhaft. Eine Literatur, die auf Principien des Ausdrucks, der Form und des Inhalts beruht, auf Principien, die in ſich eine fertige Ausbildung und in ihrem Zeitbereiche eine genügende Anerkennung finden, eine ſolche iſt klaſſiſch.

Urſprünglich gehört der volle Begriff einer Poeſie hinein. Nämlich: wo Sitte, Gedanke und Glaube eine zweifelloſe Einigung gefunden, wo die Sprache zur Vollkommenheit ausgebildet iſt, wo ſie und in ihr das Kunſtwerk voll-geſtrichenen Maaßes das höhere Leben eines Menſchenbereiches ausdrückt. In ſolcher um und um reichenden Erfüllung, in ſolchem Aufgehen ineinander des Stoffs, der Menſchenanſicht und des Ausdrucks liegt die Klaſſicität.

Ruft man sich zurück, was in den vorhergehenden Abschnitten dargestellt wurde, so erwartet man hier nicht plötzlich eine so ausgedehnte klassische Erscheinung. Sie müßte vom Himmel gefallen sein. Denn das ungereinigte Durcheinander des Gedankens und des Glaubens hat durch eine Schaar mäßiger Dichter nicht gereinigt werden können, bei denen nicht viel mehr als ein guter Wille und ein leidlicher Vers anzutreffen ist. Auch Leising hat kein solches Wunder gethan, er hat es gar nicht einmal versucht, seine Bestrebung geht fast nirgends solchergestalt nach dem Allgemeinen; die Literatur als eine specielle Art, als schöne Literatur hat er vorzugsweise in's Auge gefaßt, und darin aufzuräumen getrachtet mit Herkulischer Kraft, damit doch in einzelnen Theilen ein fester Boden, das heißt ein fester Grundsatz gewonnen werde.

Also der Hauptcinschnitt beruht eigentlich darin, daß man sich scharf und nachdrücklich auf Verhältnißgesetze der Kunst, der schönen Literatur stellt, dafür zu Hilfe nimmt von alten und neuen Völkern, was sich nur irgend erlangen und deuten läßt, daß man in dieser Weise eine kleine Gesetzvereinigung erschafft, einen Musteranspruch der Form, und daß man darin zu einer klassischen Fertigkeit dringt. Die große Seele der Welt, in welche Alles gehört im Himmel und auf Erden, dessen der Mensch als einer Frage habhaft werden kann, sie bleibt auf sich beruhen, man begnügt sich mit einem Ausschnitte, jeder Berufene mag von jener großen Seele in seiner Weise erobern, so viel ihm möglich ist; die Grenze ist ein weites, unsicheres Popularbewußtsein. Der Prediger äußert wohl ein Bedenken, der Staatsmann ein anderes, aber sicher steht darüber nichts, und darum ist Alles erlaubt; das hohe Gesetz ist dem einzelnen Genie frei gegeben; dies Genie beschränkte sich nach allenfallsigem Herkommen, nach eigenem Takte.

Deshalb sehen wir in dieser Periode neue Wege, Außerordentliches, Ausschweifendes aller Gattung, denn das Bischen Christenthum, was da ist, schattirt sich tausendfach, da seine dogmatische Kraft so mannigfach erschüttert worden; Staat, Sitte, Herkommen erleiden mit ihm positiv die ärgsten Stöße, und doch hält sich just in diesen ärgsten Krisen der Ausschnitt einer klassischen Welt in der schönen Literatur, als ob darin Anhalt und Rettung bewahrt werden sollte. Dies ist ein wunderbar Eigen-

thümliches der deutschen Literatur, daß sie gerade da ihre glänzendste Zeit erlebt, wo alle Einigung des Weltgedankens in Trümmer zu gehen scheint. Dieser Literatur hat es unser Vaterland zu danken, daß wir durchaus in Formen geblieben sind, und es ward so mit einem heiligen Siegel bekräftigt, daß die schöne Literatur in Deutschland das größte Herzensinteresse der Nation geworden.

Deshalb, um in selbiger Folgerung fortzufahren, kommt von jetzt an bei Darstellung deutscher Literargeschichte Alles darauf an, wie sich das Gesetz der schönen Schreibe- und Bildungskunst gestaltet, wie das einzelne Talent seinen Weg sucht im Verhältnisse zum allgemeinen Chaos. Jeder einzelne große Dichter wird jetzt zu einer wirklich eigenen Welt, worauf die sorgfältigste Aufmerksamkeit gerichtet sein muß.

Solcher Weise ist bei uns die Bezeichnung klassischer Literatur zu fassen: Streng in der schönen Kunst werden gültige Gesetze erzeugt, aus dieser Einigung und konsequenten Fortbildung heraus wird die That des Talentes zu einer allgemeinen Musterhaftigkeit. Der nächste Ausdruck ist eine in den Hauptumrissen für normal angenommene Sprache. Jedes einzelne große Talent wird in seiner eigenen Gesetztheit begriffen und anerkannt.

So entsteht eine romantische Klassik, die allerdings nicht vollendet ist, und deren einst geglaubte Summe erst das werden kann, was man im Vollen und Großer eine klassische Welt nennt.

Der griechische Klassiker unterschied sich von seinem Genossen, daß er einen Mythenkreis ein wenig Anders deutete, im Grunde des Bewußtseins war Alles einig, war Alles geglaubte griechische Welt. Diese geglaubte Welt im Einzelnen musterhaft darzustellen, war klassisch. So leicht ist es uns nicht, so leicht in der Bewältigung sind wir nicht; erreicht das aber irgend ein Enkel, so ist er millionenfach reicher klassisch, denn alle Eroberung seit Euripides ist bewältigt sein. Unsere Klassiker hatten jeder seine eigene Welt in ein Schönheitsverhältniß zu ordnen, während die allgemeine herumtrieb wie eine ungeheure, aber nicht unter gemeinschaftlichen Oberbefehl versammelte Flotte.

Weil so viel auf die einzeln siegende Persönlichkeit ankommt, sind viele Dichter jenseits dieses letzten Abschnittes geblieben, die

gleichzeitig mit Lessing gelebt, ja ihn überlebt haben. Der rein sprachliche Punkt ist allerdings zur Grenzscheide gemacht worden, der Punkt, von wo eine deutsche Schrift gegeben wird, die geltend geblieben ist bis jetzt, klassisch als Ausdruck. Insofern hätte Mancher noch Anspruch, diesseits des Scheidepunktes zu erscheinen, Viele von jenen Dichtern schreiben beinahe ganz so, wie es noch jetzt gültig ist. Aber da eine solche Scheidung an sich sehr schwierig ist, da sich das Gelingen oder Mißlingen in der Literatur nicht wie bei der äußerlichen That so streng auf einen Tag, auf ein Jahr beschränkt; so mußte noch ein genaueres Merkmal gesucht werden. Dies Merkmal ist eine Kenntniß oder Theilnahme, wie sich die Literatur neuer kritischer Gesetze positiv bewußt wird. Bei den sächsischen und preußischen Dichtern des vorigen Kapitels blieb das Bestreben nach dieser Kenntniß und Theilnahme zu sehr Dilettantismus, der so geschäftige Ramler ward doch im Grunde der neuen kritischen Seele ganz und gar nicht habhaft, so sehr er sich kritisch bestrebte; Klopstock, der einen so kühnen Gang nach der ganzen, vollen Weltseele versuchte, eroberte sie nicht, verlor darüber Schärfe, Nachdruck und Klarheit, um im Einzelnen eine gelungene That zu finden; und so wird sich für Jeglichen eine Ursache aufthun, warum die Auswahl nur scheinbar willkürlich geschehen sei.

Freilich wird so Mancher nun auch noch im Folgenden auftreten, der eben auch keinen klassischen Beigeschmack hat; aber ihm hat die Geburtsstunde eine Stellung in späterer Reihe verschafft, es kann Tiedge, Göckingk und mancher Gleiche nicht füglich jenseits Lessing aufgestellt werden, so weit verlangt die nüchterne Zeitfolge Achtung. Und sei's in einer einzigen Wendung, betheiligt vom kritisch Neuen ist jeder Spätere.

Was in der Sprache selbst von jener Zeit an abweicht im Verhältnisse zum jetzigen Ausdrucke, das ist nicht eben der Rede werth. Lessing selbst sagt einmal „fürchte," wofür wir jetzt fürchtete sagen, und einiges Aehnliche, was nur den Pedanten stören mag. Farbe, Wendung, Geist im Allgemeinen stellen sich klassisch fest, die Persönlichkeit kann im Stile neuen Reiz entwickeln, der Typus bleibt fest. Lessing's Dramaturgie könnte heutiges Tag's erscheinen, man fände die Sprache rasch, scharf, bürgerlich, und nicht der feinste Kenner möchte an ihr entdecken,

daß sie siebzig Jahre alt sei. Wenigstens an der Sprache selbst würde diese Entdeckung nicht gemacht, wenn auch an Stoff und Beziehung; da natürlich jetzt eine Empfehlung Shakespeare's, eine Bekämpfung des französischen Geschmacks nicht mehr so nothwendig und unerläßlich ist, wie damals.

Hierin lag Lessing's Größe, daß er eine neue Kritik schuf, auf deren Grundlagen sich eine klassische schöne Literatur aufbauen konnte. Möge man sich nicht täuschen, möge man nicht erwarten, Lessing habe ein ästhetisches System aufgestellt, nach allen Seiten fertig und bedacht. Nein, fast alle Lessing'schen Schriften sind Gelegenheitsschriften. Vor seinem Laokoon sagt er: „Die Aufsätze sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lektüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collektanea zu einem Buche, als ein Buch." — Seine Dramaturgie schrieb er, weil er bei'm Hamburger Theater betheiligt ward, und sie entstand in Form von Tagesrecensionen; er besprach die gegebenen Stücke und entfaltete dabei gelegentlich seine Ansichten.

Auch zu dem, was nicht in's Fach der schönen Wissenschaften gehörte, und wovon er dann einen Gewinn für diese zog, ward er durch äußere Veranlassung gebracht. Als Bibliothekar in Wolfenbüttel fand er den Berengarius auf, und machte ihn bekannt, gab er die „Fragmente" heraus, und bei der nun ausbrechenden Polemik mit dem Hamburger Pastor Göze entwickelte er erst sein theologisches Rüstzeug, gewann er erst den Uebergang zu seinem Nathan.

Diesem Gange nach ist in Lessing keine abgeschlossene kritische Welt zu erwarten, die Grundsätze dehnen sich im Laufe der Zeit und der verschiedenen Eindrücke, sie beschränken, sie wenden sich und Lessing ist nirgends peinlich besorgt, daß alles anderswo Gesagte sich folgerecht anschließe an Späteres. Man muß sich mit einzelnen Resultaten begnügen, man beachtet den Gang selbst, die scharfsinnige, siegreiche Manier, man wird geweckt, man hilft hineinschlagen in den Nebel des unklaren Dichtergefühls, wie es damals wogte, und solchergestalt ist und wird Lessing Alles, ohne systematisch, ohne selbst im Breiten darüber aufgeklärt zu sein, was er wolle.

Die Grundlage seines Talentes war ein gesundes, scharfsinniges Naturel, was durch eine geschulte Bildung unterstützt wurde. Derjenige Mann, der oben bei der Leipziger Dichterschule genannt werden mußte, wenn jene Dichter etwas von der kritischen Schärfe desselben gelernt und verrathen hätten, Ernesti, ein höchst schätzenswerther Philologenname jener Zeit und jenes bewegten Leipzig, Ernesti war für Lessing von Wichtigkeit. Der gewöhnliche Schlendrian der Kollegien interessirte ihn nicht, Das Theater der Madame Neuber lockte ihn mehr, aber Ernesti's Vorlesungen besuchte er. So finden wir allerdings das oft zurückgewiesene humanistische Moment auf dem Grunde der Lessing'schen Thätigkeit, und sehen es darin zu so außerordentlichem Einflusse gedeihen. Aber es wird in ihm ein ganz anderes. Fest ruht in seinem Naturell die Nothwendigkeit, das Nächste, das Nationelle, das wahrhaft Lebendige zu fördern, darauf geht er stracks los, die griechische Bildung ist nur seine Waffe, nicht sein Zweck. Daß er mitunter dabei etwas griechischer und lateinischer wird, als wünschenswerth sein mag, ist das in einer Zeit zu verwundern, wo er so allein blieb, in der Nationalliteratur so wenig Unterstützung fand für seinen Geschmack? Ist dies bei einer Umgebung zu verwundern, auf welche nur vermittelst solcher Gelehrsamkeit Eindruck gemacht werden konnte, bei Stoffen, deren Mittelpunkt im Alterthume lag, bei einer überlegenen Kenntniß des Alterthums, wie er, der außerordentlich Belesene, sie zufällig besaß? Allerdings übertrieb er auch zuweilen seinen philologischen Drang, wie sich im Verlaufe zeigen wird, daß der berühmte Streit mit Klotz auf unscheinbaren philologischen Details beruhte, und der schwere Nachdruck nicht nöthig gewesen wäre, den sie erfuhren. Aber bei alle dem, war keine Spur von der unnatürlichen beschränkten Humanistik in ihm, welche gewaltsam und das Nächste, Nothwendige verkennend, eine alte, fremde Welt in die unsrige eindrängen wollte. Waffe, lediglich Waffe war sie ihm, da man einmal so weit gerathen war, nirgends weiter einen zuverlässigen Halt zu besitzen, da er einmal ein Interesse für französische Literatur vorfand und deutlich einsah, diese französische Literatur berufe sich oberflächlich und falsch auf Griechen und Römer.

Nur in der Jugend ist er manchmal über die Ausdehnung

des humanistischen Geschmackes irre gegangen und hat einmal sogar versucht, die Messiade in's Lateinische zu übersetzen. Sein gesundes Naturel, seine mathematische Denkbildung, die auch ihren Wolf genügend verarbeitet hatte, sein praktischer Sinn hat ihn am Ende stets ganz richtig geleitet. In der Dramaturgie findet sich nur einigemal der Rückfall in die Manier, und es wird dem Hamburger Publikum zugemuthet, mitten in der gesundesten Besprechung einen lateinischen Spaziergang mitzumachen. Aber man bedenke, wie sehr das damals Stil war, wie es bis in die vertraulichste Mittheilung eindrang, wie frei sich im Ganzen Lessing dabei erhielt, sobald nicht das Thema selbst ein antiquarisches war, welche rein nationalen Resultate er zu gewinnen wußte! Hinderte ihn das heroische Drama der Griechen, welches er so genau kannte, bei uns auf ein bürgerliches zu dringen, und darin selbst so vortreffliche Beispiele zu geben? Verkannte er es, daß wir in keiner so dogmatisch-heroischen Welt lebten, und daß unser Lebenspunkt anderswo zu finden und zu treffen sein müsse? Ja, in letzter, wirklicher Wahrheit kommt just Lessing dahin, wo in allem Vorhergehenden dieses Buches die Benutzung fremder Kultur und der Gewinn aus selbiger zulässig und wünschenswerth genannt wird. Nämlich, sich in einer Zeit darnach umzusehen, wo keine starke eigene Entwickelung gestört wird, und in einer Art, welche das Eigene leitet, aber nicht verdirbt oder unterjocht.

Lessing ward den 22sten Januar 1729 zu Camenz in der Oberlausitz geboren. Sein Vater war Prediger und ein gelehrter Mann, welcher den ganzen Tag in der Studirstube verbrachte, und stets große Achtung vor aller Gelehrsamkeit bewies. Man hat darin eine Veranlassung gefunden, daß Lessing ein so eifriger Bücherfreund geworden, wenigstens hat er schon als Knabe zum bloßen Zeitvertreibe über Büchern gelegen, und diese Neigung verblieb ihm bis an den Tod. Den größten Theil seines kleinen Einkommens verwendete er stets auf Anschaffung derselben, in seiner leichtsinnigsten Zeit selbst, als er zu Breslau häufig Faro spielte und seinen genauesten Freunden aus Faulheit keine Nachricht von sich gab, kaufte er Bücher in Massen.

Einem Maler, der ihn als fünfjährigen Knaben portraitiren und ein Vogelbauer mit einem Vogel neben ihn malen wollte,

soll er entschieden erklärt haben, das schicke sich nicht für ihn, und in solcher Begleitung ließe er sich gar nicht zeichnen. Bücher gehörten neben ihn, Bücher müßten es sein. So früh also kündigten sich zwei Eigenschaften an, Hang zu Gelehrsamkeit, Sinn für das Passende. Von diesem Maler hat er auch einigen Zeichnenunterricht erhalten, und seine Aufmerksamkeit auf bildende Kunst, welche ihm später zu einem Hauptwerke, seinem Laokoon veranlaßte, ist so früh in ihm geweckt worden.

Aus den Sitten jenes Predigerhauses wird auch berichtet, daß Morgen- und Abendandachten mit Gebet und Gesang statt gefunden. Davon ist wenig Spur in ihm verblieben. Sein nüchternes, verständiges Wesen hat erst spät einen tiefen, religiösen Bezug gewiesen, diesen späten, aber auch mehr in Folge eines wissenschaftlichen Dranges, dem die leichte Tagesphilosophie nicht zusagte, dem alte Philosophie, Spinoza, Leibnitz um strengerer Wissenschaftlichkeit halber, interessanter waren; das lyrisch religiose Bedürfniß war ihm niemals eigen, und es ist nicht unwichtig, daß ein Hauptbegründer neuer Kritik diesen Saitentheil des inneren Menschen wenig oder gar nicht besaß, daß also auch Verhältniß und Einschluß des religiosen Bestandtheils in seiner kritischen Bestrebung fast ganz unterblieb. Die Literatur, als schöne Kunst selbstständig werdend, ließ von vornherein jenen religiosen Bezug, in dem sie sich sonst zur vollen Poesie verdichtete, aus welchem sie in der Geschichte meist entsprang, völlig beiseite. So oft auch Lessing später bei kritischer Betrachtung auf das Christenthum zu sprechen kam, er verhielt sich ohne Frivolität, schlug sich in dialektischer Deutung sogar oft zu orthodoxen Punkten, aber eben so ohne tiefere Eingehung in das Seelenleben, in den Gesang desselben. Wenn er sich für den ächten Stoff des nahe liegenden Lebensinteresses erklärt hatte, so wendete er alle Aufmerksamkeit auf die Form, wofür ihm die heidnische klassische Welt Vergleichung und Anhalt blieb.

Auf der Fürstenschule zu Meißen erhielt er eine gründliche Schulbildung. Bekanntlich bestand diese damals, wie großentheils heute noch, in genauer Kenntniß der griechischen und römischen Literatur. Auszeichnend wird daneben erzählt, daß ein Lehrer der Mathematik, Namens Klemm, ihm großen Geschmack an dieser Verstandeswissenschaft beigebracht, und ihm unter

Anderem auch einleuchtend dargestellt habe, die Sprachen seien nur Mittel zur Gelehrsamkeit, nicht die Gelehrsamkeit selber. Lessing hat auch dort den Euklid übersetzt und eine Geschichte der Mathematik geschrieben, woraus sich ergeben soll, daß er als Schüler bereits aufmerksam den gelehrten Zeitungen gefolgt sei. Sein behender, kräftiger Geist hatte auch so bald alles auf der Schule Lernbare erfaßt, daß der Rektor Grabner dem alten Lessing erklärte, der junge Mensch könne da nichts mehr lernen, und brauche doppeltes Futter.

Vor der gewöhnlichen Zeit, mit 17 Jahren, 1746 ging er also ab, hielt eine Abschiedsrede von der Mathematik der Barbaren, wie er uns im griechischen Sinne hieß, und ging nach Leipzig. Er sollte Theologe werden, das war aber nicht sein Geschmack und der Vater fügte sich leichter als die Mutter in ein philologisches Studium, hoffend, den Sohn bald als Professor in Göttingen zu sehen. Aber es fehlte das Geld, und Lessing schlug sich weiter, so gut es eben ging, und trieb, was sich eben bot. Der Kathedervortrag lockte ihn nicht, er ging nur etwa zu Ernesti, um römische Alterthümer und griechische Klassiker nach geistreichem Vortrage zu hören, besuchte wohl auch einmal Christ, auf den er sich wenigstens später in der Klotzischen Streitigkeit bezieht, und schlenderte Viel herum. Die Schlegel, Weiße und besonders Mylius, der zum Kummer von Lessing's Eltern als Freigeist berüchtigt war, bildeten den nächsten Umgang. Sein praktischer Sinn zog ihn zum Theater, er verkehrte mit Schauspielern, übersetzte mit Mylius den Hannibal von Marivaux in deutsche Alexandriner; sie gaben ihn der Neuber zur Aufführung, und erhielten das gewünschte Freibillet. Bekannt war er freilich mit den meisten sächsischen Dichtern, aber dies Treiben in's lyrisch Blaue hinaus war seinem Sinne nicht angemessen. Ein solcher poetischer Drang war gar nicht in ihm. Und so wurde auch seine dichterische Thätigkeit nicht einmal aus seiner Kenntniß alter Dichter, sondern ganz praktisch durch das Theater angeregt. Dies ist sein ganzes Leben hindurch durch seine Hervorbringung gegangen; das Drama, was sich in lebendigen Verkehr setzt mit der Welt, ist stets der Hauptpunkt derselben geblieben. Er fing damit an, er nahm es in Berlin wieder auf, er schritt sogar in seiner müßigsten Breslauer

Zeit zu der Minna von Barnhelm, und schloß mitten aus theologischen Händeln heraus mit Nathan dem Weisen. Dieser praktische Zug, welcher selbst seine scheinbar abstrusesten Untersuchungen in der Kritik verursachte und begleitete, gab ihm jenen Stempel der Nothwendigkeit und des Nachdrucks, wodurch er so wirksam und so sehr viel wichtiger wurde als all der unklare Dichtungskreis seiner Umgebungen.

Besonders an den Schauspieler Brückner schloß er sich, wie später an Eckhoff, sprach über Deklamation, über Auffassung der Rollen, über die Forderungen und Grenzen der Schauspielkunst. Für sich selbst hielt er nöthig, Tanzen, Reiten und Fechtkunst zu erlernen, ganz in dem Sinne eines praktischen Mannes, der die nöthigen Handgriffe kennen müsse, und ganz in dem Sinne ward er auch so zeitig Schriftsteller. Den kritischen Zustand hielt er von vornherein für jämmerlich, auf Gottsched gab er nicht einen Augenblick das Mindeste; da mitzusprechen schien ihm leicht, und etwas verdienen wollte er nebenher auch. So begann er mit kleinen Gedichten, die er dem Mylius zu dessen Wochenschrift „der Naturforscher" gab, und mit einem kleinen Stücke „der junge Gelehrte."

Die Eltern bekümmerten sich schwer über diese Schauspielerwirthschaft, über den Umgang mit Mylius, und noch mehr, als er gar diesem nach Berlin folgte, nach Berlin, dieser ungläubigen Stadt des freigeistigen Königs. Dort begann er mit Mylius die Quartalschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters," und gab unter dem Titel „Kleinigkeiten" seine Gedichte heraus. Der Vater schrieb ihm bedenkliche, vorwurfsvolle Briefe über die Theatertheilnahme und den Umgang mit Mylius. „Ein Komödienschreiber," antwortete er darauf, „ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ nicht über Laster lachen? verdienen Laster Hochachtung? — die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Religion im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehn, im Munde hat, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll."

Damals trug sich auch die wunderliche Geschichte zu, welche ihn in Berührung mit Voltaire brachte. Lessing erhielt von Voltaire's Geheimschreiber eins der ersten Exemplare vom Siècle do Louis XIV., ehe dies Buch noch kursirte. Er verleibt es, man spricht davon, Voltaire erfährt's, und ist außer sich. Lessing ist verreist, als darnach geschickt wird. Vorhergehende Uebersezung oder gar Originalausgabe fürchtend läßt Voltaire einen Brief an Lessing schreiben, worin die Möglichkeit eines Diebstahls und die nöthige Drohung eine Hauptrolle war. Lessing schickt es mit einem gewandten französischen Briefe, Voltaire aber, noch immer vor möglichen Folgen zitternd, schreibt ihm selbst noch einen Brief, denn der erste war im Namen seines Geheimschreibers diktirt worden, und schickt den Brief nach Wittenberg, wohin Lessing gegangen war.

Die Sache hat darum ein Interesse, weil just dieser kleine deutsche Kandidat, welcher dem französischen großen Herrn so früh Kummer bereitete, derjenige ward, von welchem später der Voltairesche Glanz eines Historikers und Tragöden in Deutschland zertrümmert wurde. Denn dies war eine der großen Thaten der Lessingschen neuen Kritik, daß er den oberflächlichen und falschen Klassicismus des französischen Drama's so erschöpfend nachwies.

In Wittenberg lebte er ein höchst kärgliches Leben, mit jenem Bruder auf einem Zimmer wohnend, und oft den ganzen Tag auf der Universitätsbibliothek zubringend. Sein Büchertic tritt hier schon so stark heraus, daß er sich rühmte, in der ganzen Bibliothek gäbe es kein Buch, das er nicht in Händen gehabt.

Hier ward er auch auf Drängen des Vaters Magister, obwohl er den Titel all sein Lebtag nicht leiden konnte, übersezte aus dem Spanischen, begann die bereits erwähnte lateinische Uebersezung der Messiade, welche glücklicherweise liegen blieb, berichtigte und verbesserte das Jöchersche Gelehrtenlexikon und schrieb das Vademecum gegen die schlechte Horazübersezung des Pastor Lange zu Laublingen bei Halle. Dies war der Sohn jenes Joachim Lange, welcher gegen Thomasius geeifert hatte.

Nach einem Jahre suchte er wieder Berlin auf, übernahm an Mylius Stelle den gelehrten Artikel in der Voß'schen Zeitung, gab seine kleinen Schriften heraus, worunter die „Rettungen" berühmter Männer, wie des Cochläus, Cardanus, Horaz ꝛc.,

übersetzte, und brachte auch zwei Stücke seiner „theatralischen Bibliothek."

Jetzt knüpfte sich auch ein näheres Verhältniß mit Ramler, und besonders mit Moses Mendelssohn und Nicolai, eine Gemeinschaft, die von großer Bedeutung geworden ist. Es waren die Jahre 53, 54 bis Anfang 55. Ramler war dabei eine mehr einzeln stehende Figur, an welcher Lessing stets ein Interesse hatte. Es darf nicht vergessen werden, daß sich eben nur allmählig ein Geschmack bildet, daß Lessing stets eine gewisse Vorliebe für griechische oder römische Aehnlichkeit behielt, und deshalb an Ramlers Oden vorübergehend so viel Theil nehmen konnte, als er wirklich nahm. Nothwendiger und enger war das Verhältniß zu Nicolai und besonders zu Moses, und aus der Gemeinschaft wuchs eine besonnene, nüchterne, bürgerliche Opposition, welche später in der Zeitschrift Nicolais „Bibliothek der schönen Wissenschaften," von 1765 an „Allgemeine deutsche Bibliothek," einen höchst einflußreichen Wirkungskreis und Mittelpunkt fand. Lessing selbst schrieb gar nicht für die letztere, wie man zu allgemeinem Erstaunen in der eigenen Erklärung findet, die er bei der Klotzischen Streitigkeit giebt, und die von Nicolai bestätigt ist. Und für das erste Blatt, „die Bibliothek der schönen Wissenschaften" einen einzigen Beitrag über Theokrits Idyllen, die man übersetzt hatte. Um so mehr für die „Literaturbriefe," welche dazwischen lagen. Aber sein Umgang, seine Anregung waren wirksam dabei, er verschaffte der ersten Zeitschrift einen Verleger, da er wieder nach Leipzig ging, er besorgte den Druck, er korrigirte ihn sogar. Erst später, als sich Nicolai's nüchterne Verständigkeit immer dürrer ausbildete, und der literarische Reichthum in Deutschland breiter und dichter aufstieg, wurden die Nicolai'schen Blätter bedenklich und Gegenstand starker Anfeindung.

Moses, der sanfte, liebenswürdige Moses, der so eigen, so scharf, so unabhängig dachte, so fein und schön empfand, war die schöne Vermittelung. Nicht so fein empfindend wie er, nicht so nüchtern und alltäglich gescheidt wie Nicolai, aber schärfer denn beide stand Lessing zwischen ihnen, und begann jenen unruhigen, unmuthigen, kraftvollen, schonungslosen Charakter zu entwickeln, welcher die Freunde ihm dienstbar und theilnehmend erhielt, so

rauh er oft war, so oft er sie vernachlässigte. Nicolai weiß nicht genug zu erzählen, wie viel zwischen ihnen disputirt worden sei, wie geistesgewandt Lessing mit den Dingen gespielt, und sie bald so bald anders geworfen habe. Entfernter gehörten zu dem Kreise außer Ramler auch Meil, ein geistreicher Kupferstecher, Premontval, Sulzer und Süßmilch. Indessen ward doch zum Beispiele Sulzer nicht besondere Theilnahme gewidmet, obwohl just der Geschmack in schönen Wissenschaften dessen Thätigkeit beschäftigte.

Gemeinschaftlich mit Moses — so nennen sie ihn Alle, niemals Mendelssohn — gab Lessing heraus „Pope, ein Metaphysiker," worin bewiesen wurde, daß Pope kein philosophisches System habe.

Dann zog sich Lessing eine Zeitlang nach Potsdam zurück, um seine „Miß Sara Sampson" zu vollenden. Dieß Stück ist ein großer Schritt in seinem Leben. Das rein bürgerliche Schauspiel trat damit vollständig hervor: in einfacher, natürlicher Prosa einen Stoff zu behandeln, der in den nächsten, nirgends unnatürlich gesteigerten Verhältnissen lag. Die poetische Anschauung trat damit wieder in das erste Stadium der Wahrheit zurück, aus welchem sie folgerecht einen Aufschwung zu suchen hatte. Aus einer falschen, verkünstelten Konvenienz des sogenannt Poetischen rettete sie sich in einen neuen Anfang. „Die Namen von Fürsten und Helden" — sagt er in Betreff dieses Stücks und des bürgerlichen Schauspiels überhaupt in der Dramaturgie — „können einem Stücke Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsre Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen, als mit Menschen und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden, unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen."

Diderot und Marmontel vertheidigten das Einfache gegen die Convenienzpoesie in Frankreich, sie hob er hervor, „aber," sagt er, „es scheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerspiel darum bei ihnen besonders in Schwung kommen werde. Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge

zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will Alles mit Vornehmern umgehn, und Gesellschaft mit seines Gleichen ist so viel als schlechte Gesellschaft."

Will man einwenden, daß bei alle dem die Erhebung ausbleibe, so hat man Recht damit. Es ist nur ein Anderes, sie Lessings Principien und ein anderes, sie seiner persönlichen Begabtheit abzusprechen. Seine fast grenzenlose Verehrung für Shakespeare bekundet deutlich, daß in seiner bürgerlichen Vorliebe keineswegs das Begreifen und Würdigen poetischen Schwunges ausgeschlossen war. Schicksal, Talent, und was für den ersten Schritt nothwendig blieb, brachten es bei Lessing so mit sich. Nur wenig Genien ist es vergönnt, das selbst zu leisten, was sie zu schätzen im Stande sind, und in dem Vorwurfe, welcher dem Lessing von Moses und Nicolai oft gemacht wurde, lag eine große Ausdehnung. In dem Vorwurfe nämlich, Lessing bleibe in seinem scharfen, knappen, bürgerlichen Stile stets derselbe, er könne sich nicht verändern oder verbergen.

Miß Sara ward zuerst in Frankfurt a. d. Oder mit großem Beifalle aufgeführt. Lessing wollte nun auch wieder eine Bühne zur Hand haben, und ging 1755 von Neuem nach Leipzig. Er wollte Goldoni bearbeiten und hatte mehrere Stücke entworfen und im Kopfe. Aber sie unterblieben. Weiße verschaffte ihm die Reisebegleitung eines jungen Mannes. Mit diesem ging er bis Amsterdam; da brach der siebenjährige Krieg aus, Leipzig wurde besetzt, und man eilte zurück. Jetzt kam die Leipziger Periode des Umganges mit Kleist, den Lessing nebst Moses am Innigsten geliebt zu haben scheint, so weit seine herbe Natur solch eine innige Theilnahme für die Wahrnehmung ausdrücken konnte. Einen eigenthümlichen Blick über Kleist's Dichtung gewährt die Stelle eines Lessingschen Briefes, wo er von dem vielgerriesenen „Frühlinge" sagt, Kleist habe mit dieser beschreibenden Art ihm und sich selbst keineswegs ein Genüge gethan, und für die Zukunft viel Besseres vorgehabt. Weiße, Kleist, der junge Brawe, Lessing verkehrten hier mit einander, der gute Gleim kam wohl einmal von Halberstadt, oder schrieb doch fleißig. Lessing übersetzte englische Sittenlehren, und äsopische Fabeln. Das brachte ihn auf die eigene Schöpfung äsopischer Fabeln in Prosa, welche er bald darauf in Berlin herausgab, und womit

Bodmer sehr unzufrieden war. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" begann 1757, Lessing faßte den Plan seiner Emilia Galotti, und ging wieder nach Berlin. Hier schrieb er den Philotas, jene Fabeln, gab die ersten „Literaturbriefe" heraus, veranstaltete mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, begann das „Leben des Sophokles," und nahm die Stelle eines Gouvernement-Sekretairs an beim General Tauenzien. Diese führte ihn nach Breslau in ein tumultuarisches, wüstes Leben, worin er seine Freunde, die Literatur und Alles zu vergessen schien. Indessen fällt doch auch mancherlei Beginn in diese Zeit: er fand, in den Bibliotheken herumwühlend, wie er doch auch hier vielfach that, die Gedichte des Gymnasiasten Scultetus, dessen bei Opitz gedacht ist, er kaufte für das damalige schlechte Geld Stöße von Büchern, trug sich mit einem dramatischen Plane von Dr. Faust, entwarf Minna von Barnhelm, denn mitten in der Kriegskanzlei war ihm „das Soldatenglück" sehr nahe, übersetzte am Diderot, schrieb kritische und antiquarische Aufsätze, gerieth über Winkelmann's Geschichte der Kunst und bereitete den „Laokoon" vor. Auch die Theologie beschäftigte ihn, er wollte über die christlichen Märtyrer schreiben, und glaubte im Justin ein ganz anderes Christenthum zu finden, als jetzt herrschend sei. Gegen Ende seines Lebens, im Streite mit dem Pastor Goeze, sind diese Studien auf der Wolfenbüttler Bibliothek gewachsen, und dieser Grundgedanke tritt stark hervor. Neben der Theologie wurde auch Philosophisches betrieben, namentlich Spinoza. Die Zeit in Breslau blieb also doch mannigfach befruchtet, und als er 1765 seinen Abschied nahm, des trockenen Geschäftsganges müde, und unerwartet bei seinen Freunden in Berlin eintrat, war er zu alter Wirksamkeit gerüstet.

Zunächst gab er seinen „Laokoon" heraus, worin über die Grenzen der Poesie und Malerei scharfsinnige, an alte Kunstwerke sich lehnende Untersuchungen angestellt wurden. Die berühmte Statue des Laokoon, welcher mit seinen Söhnen von Schlangen erdrosselt wird, gab nur einen Mittelpunkt des Anhalts, sonst ist hauptsächlich von den Homerischen Gemälden die Rede, was daraus von der bildenden Kunst zum Vorwurfe genommen werden könne, wie genau zu unterscheiden sei zwischen dichterischer und malerischer Darstellung. Winkelmann beson-

ders hatte durch sein Studium der antiken Schönheit den Blick auf solche ästhetische Untersuchungen gelenkt, und es ist zu begreifen, wie eine solchergestalt sich aufbauende Theorie, ein scharfsinniges Sondern des Stoffs und der Behandlung segensreich einwirken mußte auf eine Generation, die unsicher und unklar, wenn auch theilnehmend, ja enthusiastisch auf ästhetische Produktion sich warf. Es fällt im Allgemeinen um diese Zeit das lauter und lauter ausgesprochene Bedürfniß einer schönwissenschaftlichen Theorie. Natürlich, alle höhere Bestrebung drängte sich in die schöne Literatur! Baumgarten hatte 1750 einen Band und 1758 einen zweiten gebracht, welche Aesthetik hießen, und die Sache lateinisch abhandelten. Riedel und besonders Sulzer bemächtigten sich alsdann des Stoffes, und behandelten ihn lexikalisch, das größere Werk Sulzers begann aber erst 1771. Von alle dem kam, außer Winkelmann's auf gründliche Kenntniß und Principien gebauter, Anregung Lessing nicht viel zu Gute. „Baumgarten," sagt er in der Vorrede zum Laokoon, „bekennt, einen großen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik Gesner's Wörterbuche schuldig zu sein. Wenn mein Raisonnement nicht so handig ist, als das Baumgarten'sche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken."

Befreit sich nun Lessing's Laokoon nicht hinreichend gewandt und geschmackvoll sparsam von einschlagender philologischer Untersuchung, ergeht er sich manchmal zu breit in der antiquarischen Gegend, das durchleuchtende Princip des schönen Geschmacks gab doch für den schönwissenschaftlichen Trieb jener Zeit einen außerordentlichen Gewinn. Und was fremd und weit hergeholt schien in der Theorie, das sah man doch in eigner Schöpfung Lessings und in praktischer Deutung so gesund nahe, so kernhaft heimisch werden, daß kein Vorwurf aufkommen kann, dieß ästhetische Leben sei gewaltsam einerkünstelt worden.

Der Hauptpunkt, worin er von Winkelmann abging, war, daß er von der bildenden Kunst vor allem Uebrigen Schönheit verlangte, daß es bei einer Kunst, die nur einen Moment fesseln und darstellen könne, nicht hinreichend sei, die ausgedrückte Wahrheit zu bilden, — dergleichen komme nur dem Dichter zu. Während Winkelmann, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, Wahrheit und Ausdruck für das erste Gesetz der bildenden

Kunst giebt. Diese Frage bewegt sich um den Punkt, warum Laokoon als Statue nicht schreie. — Der Dichter solle nirgends das bloß Aeußerliche schildern, das sei des Malers, welcher auf den Raum angewiesen, während dem Dichter die weite Zeitfolge, und statt der körperlichen Schönheit der Reiz zu Gebote stünde, die Bewegung der Schönheit, woraus der Reiz entspringe. — Die Malerei dürfe nichts mit dem Häßlichen zu thun haben, in der Poesie aber könne es als einzelne Zuthat wirken. Schließlich weist er Winkelmann Irrthümer im Einzelnen nach, wo sich dieser nicht an die alten Quellen selbst gewendet habe. Die hinterlassenen Fragmente zum zweiten Theile des Laokoon beginnen: „Herr Winkelmann hat sich in der Geschichte der Kunst näher erklärt. Auch er bekennt daß die Ruhe eine Folge der Schönheit sei. Nothwendigkeit, sich über dergleichen Dinge so präcis auszudrücken, als möglich. Ein falscher Grund ist schlimmer, als gar kein Grund." Aber was den Uebergang zur Poesie betrifft, da ist er noch gar nicht mit ihm zufrieden, das Ideal der Körper, wie es die bildende Kunst habe, so streng zu unterscheiden vom Ideal der Handlungen, wie es in die Poesie gehöre.

Lessing hat oft die Fortsetzung des Laokoon geben wollen, oft dazu angesetzt, und reichlich dazu gesammelt, aber es ist nicht geschehen. Die antiquarischen Streitigkeiten, in welche er durch dies Buch besonders mit Klotz verwickelt wurde, ließen ihn das Material gelegentlich zu der Polemik verbrauchen, und das Publikum kam um die fortgesetzte Gesammeltheit in dieser Form. So ist es schwieriger geworden, Lessings Principien in Ordnung und Schlachtlinie aufzustellen. Gewiß aber sind sie aus den polemischen Schüssen, wohinein sie vertheilt wurden, nicht minder tief und fest in das Bewußtsein jener Mitwelt geflogen, gewiß ist aber auch darum oft nicht so gewürdigt und anerkannt worden, wie viel man im Princip der schönen Kunst von Lessing gelernt habe. Man zählte die Worte des Zorns nicht so genau, weil man vom Zorne selbst betroffen war.

Bald nach Herausgabe des Laokoon erhielt er 1766 eine Einladung nach Hamburg; eine Gesellschaft errichtete dort ein sogenannt „akademisches" oder „National" Theater. Dieser Ausdruck kommt bei uns so oft vor, wo eine plane Deutung desselben so schwer, und wo man doch in der halben Klarheit

des Wortes so oft eine Zuflucht suchte. Lessing sollte seine kritische Hilfe gewähren. Dies gebar seine „Dramaturgie," wo er auf einem anderen Felde die neue Kritik seines Talents entfaltete. Es war ein Wochenblatt, was er den 1. Mai 1767 begann und was den Titel führte „Hamburgische Dramaturgie."

Mit welchem Interesse, mit welcher Freude, mit welcher Genugthuung verweilt man auf diesen zwei Bänden, die bis zum 19. April 1768 gehn! Wie frisch, wie lebendig, wie scharf wie umsichtig, wie ächt wird alle Regel! Da ist die humanistische Bildung nur ein freundlicher Zuschauer, dem er Fehler und Vorzüge weist, das nächste, eigenste Leben wird beachtet und verlangt, der wirkliche Zustand von Bildung und Nation, der Fortschritt einer modernen Welt wird Lebensbedingung. Und wie straff, wie fein, wie klar ist Alles geschrieben, Alles bürgerliche Prosa, wie es seiner Schlichtheit angemessen war, wie selbst die Hamburger Kaufleute von der Einheit eines Stückes etwas verstehn konnten, — die Sachen könnten alle heut noch einmal gedruckt sein, Vieles paßt noch in der Forderung, Vieles im Vorwurfe, und der Ausdruck gälte beim heutigen Journalisten noch für musterhaft.

Die Hauptthat in der Dramaturgie war der Kampf gegen die französische oberflächliche Klassik, der Kampf für ein nationales, zeitgemäßes und ächt ansprechendes Drama. Die Waffe dafür war der Geschmack des reinen, unverfälschten Alterthums, der interessante und oft geniale Versuch Englands, dort vor allen Uebrigen Shakespeares, und die Hinweisung, wie treffend und rührend das zunächst liegende Interesse wirken könne, das Interesse, was man mit einem Worte bürgerlich nennen kann, und in welchem Sinne er das bürgerliche Trauerspiel aufgefaßt sehen wollte.

Das Repertoir zeigt zum Schrecken, wie unerläßlich eine solche Einwirkung war: nichts, nichts als französische Uebersetzung war aufzuführen, in dem Raume eines Jahrs fanden sich kaum drei deutsche Originalstücke, etwa ein Versuch von Elias Schlegel, der sich in seiner späteren Zeit so hoffnungsvoll anließ, und ein Stück von Weiße; was sonst zu beachten blieb, war Nachbildung des Englischen. Bei diesem Repertoir ergiebt es sich erst recht schlagend, wie einsam Lessing, wie unendlich segens-

reich er war, was seine Stücke zu bedeuten hatten, wie viel es heißt, daß sie heute noch gesund anziehende Theaterabende gewähren, welch eine Schwere in seinen stets wiederholten Vorwürfen lag. Ihr könnt nicht nur nichts Eigenes produciren, war sein stets wiederkehrender Vorwurf, sondern Ihr seid dergestalt von diesem äußerlichen französischem Geschmacke unterjocht, daß Ihr aus dieser leidigen Anständigkeit und Convenienz heraus gar nichts Gesundes mehr vertragen könnt.

Mit einem Worte, der ganze Boden unsers nationalen Geschmacks in schöner Kunst, wie er später von den Schlegel und Anderen kultivirt worden ist, er ist von Lessing gelegt, unter Aerger, Zorn, Bekümmerniß gelegt; alles kräftige Element, mit welchem wir jetzt so hoch über das kurze Convenienzverhältniß der Franzosen hinwegsehen, es ist Lessings Werk.

Wie wenig haben doch die Franzosen immer ihre großen Situationen für ihre schöne Literatur zu benützen gewußt! Im Mittelalter haben sie alle Stoffe, wir haben die Gedichte! In der Ludwigszeit gewinnen sie eine allgemeine Form, und nur oberflächliche Tragödieen; wir wirken aus dem Einzelnen und Innerlichen eine reifere und tiefer klassische Literatur, wenn es uns auch nicht gelingt, sie auf ein klassisches Leben auszudehnen. Wenn irgend einem Einzelnen, so ist es Lessing zu danken, daß dieser feinste Gedanke des Nationalen, welcher so oft gemißhandelt wird von der groben Deutschthümlei, rege und thätig wurde; der Gedanke, unser nächstes, wirkliches Lebensinteresse zu begreifen und zu gestalten. Rührend ist es anzusehn, wie er schelten und klagen muß, daß Wielands Uebersetzung von Shakespeare unbekannt bleibe, daß man das nah liegende, wirkliche Interesse über erkünsteltem, fremdem Plunder verabsäume. Ueberraschend ist es zu sehn, welch eine Zusammenfassung neuer Zustände und Autoren in einzelnen, oft verborgenen Lebenspunkten, in Ausdruck und Wendung und selbst im äußeren Schicksale bei diesem einzigen Manne, bei Lessing, vorliegt. Dieser natürliche, rasche Stil ist der Stil Börne's, wie er noch vor Kurzem uns überrascht hat, nur daß Börne ein weicheres Herz, und nicht die überlegene, steinfeste Bildung Lessings hatte, diese Gegner, Klotz und Goeze, an welche wir bald die beste Lebenskraft Lessings verschleudern sehn; sie wurden siebenzig Jahre später noch einmal

mächtig in allem kleinen und unsaubern Philisterthume Menzels, und die überlegene gebildete Anschauung Lessings, womit er unverstanden vom Zelotismus sich wehren und eine Verachtung zeigen muß, die der Gegner nicht begreift, ist sie nicht heutiges Tags noch wieder nothwendig geworden? Hat sie nicht heute wieder Mühe gehabt, nur einen Ausdruck zu finden? Sogar das Aeußerlichste ist wiedergekehrt, zum rächenden Zeugnisse, daß Lessing damals allein blieb, daß man ihn im Stiche ließ, wo das Beste auf einen freien Kampf der Bildung angewiesen war, wo es an einer gesammten Poesie fehlte, welche als starkes einiges Institut in Kirche und Staat Anhalt und Schutz gewähren sollte. Auch Goeze nämlich verwies auf eine Anklage beim Reichshofrathe, um Lessing zu strafen, auch Lessing wurde nicht mehr gestattet, sich gegen den protestantischen Zeloten zu vertheidigen. Da war der Punkt, wo alle Kultur ihm beispringen mußte, wo man erkennen mußte, daß in einer vorbereitenden Prosazeit, welcher die Erfüllung und das höchste Kriterium fehlt, daß man in einer solchen Zeit den frei strebenden Geist nicht irgend einer fanatischen Einzelnheit überantworten dürfe, daß in einem solchen Geiste die größte Möglichkeit einer neuen Welt liege, in der Einzelnheit des Fanatikers aber nur ein dürrer Stecken für das Alltägliche.

Aber man ließ Lessing allein, und er wurmte sich einsam zu Tode.

In Hamburg begann seine Polemik gegen Klotz, und als er von da nach Wolfenbüttel gegangen war, die Polemik mit Goeze, dem Hauptpastor in Hamburg.

Dies ist indeß vorgegriffen, nur um sein Verhältniß zu der großen Poesie-Welt, mit welcher in diesem Buche der Zusammenhang stets offen bleibt, und der jetzigen Welt zu zeigen, für welche Lessing ein so großer Wendepunkt geworden ist. In der Lebensgeschichte Lessings handelt es sich noch um seine Dramaturgie, und es sollen nur einige Stellen angeführt sein, um dem einen kleinen Einblick zu verschaffen, welcher das Buch nicht liest.

„Ich will nicht sagen, — heißt es darin — daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist,

daß es sehr lehrreiche vollkomm'ne Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maximen abzwecken, daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze bloß um seinetwillen da wäre." —

„Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich — aber der beste Kanzellist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste." —

Bei Gelegenheit des Harlekins sagt er, daß er unter andrer Gestalt immer da wäre und da sein würde, „er hieß bei der Neuberin Hänschen, und war ganz weiß, anstatt scheckig gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geschmack!" „Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt; ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an." — „Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik, mit eben so vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern."

„Unstreitig ist unter allen komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist." —

Voltaire beruft sich bei Gelegenheit der Gespenster auf die Religion. — „Vor allen Dingen," sagt Lessing, „wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andre Zeugnisse des Alterthums gelten."

Und nun der Schluß dieses Buches! Das Nationaltheater bestand nicht, in Mißmuth warf Lessing die dramaturgische Feder fort, der Nachdruck bestahl ihn, ein neues Buchhändlerunternehmen mit Bode, wofür alle guten Schriftsteller in eine Sammlung „Museum" ihre neuen Schriften geben sollten, mißlang ebenfalls; der kurze Traum, von Klopstock angeregt, Kaiser Joseph werde in Wien eine Akademie gründen, versank, sogar das

goldne Medaillon, was Klopstock für seinen Hermann erhielt und was als Dichterorden angesehn wurde, verirrte sich in ganz ähnlicher Schönheit bald darauf zu einem verdienstlichen Pferdelieferanten, die Mittelmäßigkeit griff hämisch und halb verborgen Lessing überall an, er schließt, er ist mürrisch. Aber naiv sagt er dem Publikum noch, wie es um ihn stehe!

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter."

„Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las, oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den die Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." —

„Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." —

In der mißmuthigen Stimmung zu Hamburg trafen ihn die Nadelstiche des Geheimenrathes Klotz, und da dieser Mann die gemeine Art hatte, für seinen kleinen Ruhm und gegen den großen Anderer heimlich eifrigst zu werben, und Stichelei in allen Blättern zu veranstalten, so reizte er Lessing am Ende zu dem fu[r]minanten Ausbruche, welcher in den „Antiquarischen Briefen" ausschlug, und Klotz verschüttete. Klotz war Professor in Halle, und sein kleiner Ruhm war aus lateinischer Schriftstellerei erwachsen, er galt für einen sattelfesten Lateiner, wie man sich auszudrücken pflegte. Als Lessing den Laokoon geschrieben, drängte sich Klotz mit Höflichkeit und Bewunderung an ihn. Dieser nahm wenig Notiz davon, und achtete nicht darauf, daß Klotz von einigen bescheidenen Aussetzungen sprach, welche er an antiquarischen Voraussetzungen und Folgerungen des Laokoon machen wolle. Sie kamen in einer Schrift „über die geschnittenen Steine der Alten," betrafen die Perspective der alten Maler, welche Lessing geläugnet und mancherlei antiquarisches Detail. Man wußte sich nicht zu erklären, daß diese unwichtigen Dinge Lessing so entrüsten und zur schonungslosen Bekämpfung und Vernichtung Klotzens treiben konnten, läge nicht Dreierlei auf dem Grunde. Erstens Lessings Unmuth über sein Verhältniß zur Nation, was scheinbar so wenig Segen brachte, zweitens die unermüdliche, hämische Verfolgung, welche Klotz gegen alles Hervorragende wie ein Maulwurf nach allen Seiten betrieb, drittens ein literarischer Punkt, welcher dem scharfen, bestimmten Geiste Lessings ein unausstehlicher Gräuel war. Klotz hatte es mit den heutigen Denuncianten völlig gemein, aus Halbverstandenem in vagster, dreistester Weise allerlei falsche übertreibende Folgerung zu machen. Das Parlamentiren zu diesem Todeskampfe begann in den Hamburger Zeitungen, Klotz bediente sich des „Correspondenten," Lessing der „Hamburgischen neuen Zeitungen," Riedel, Klotzens Schildknappe, regte sich in der „Erfurter gelehrten Zeitung." Außerdem hatte die Klotz'sche Partei in Halle auch eine solche „Bibliothek," wie man damals die Zeitschriften vorherrschend benannte.

Lessing entsagte diesem Gekläffe aber bald, drängte den Streit auf höhere Standpunkte, und schrieb seine „antiquarischen

Briefe," in welchen Bereich auch die Abhandlung gehört „Wie haben die Alten den Tod gebildet?"

Hierin wurde die antiquarische Untersuchung selbst fortgeführt, und Klotz nebenher zermalmt. Besonders gegen das Ende wird der Ton mörderisch, und man verübelte es Lessing vielfach. Von dem Vorwurfe tödtender Ausschließlichkeit ist Lessing in alle Wege nicht freizusprechen, er konnte etwas, was in seinem Kreise Irrthum war, wie eine Todsünde verfolgen, und allen übrigen Umkreis damit verschütten. Man muß nur darauf Rücksicht nehmen: es sieht bei reformirenden Geistern immer lange aus, als schlügen sie in's Wasser, als träfen die Streiche nicht, denn gleich zu Anfange regt sich das Getroffene nicht. Was Wunder, daß sie immer wilder, wahlloser, immer mehr ohne umzuschaun, drauf schlagen. So darf man in solchen Krisen dem Angreifer nicht alle Konsequenzen zurechnen. Ist die Wirkung offenbar, dann muß auch wieder alle feine Schattirung einer mannigfaltigen Kultur eintreten, welche ja fast nichts uneingeschränkt durchsetzen darf. So donnernd auch Lessings spätere Fehde mit Goeze war, es mangelt nicht ganz an dieser Einschränkung bei Lessing, er ist breiter und umsichtiger als in der Fehde mit Klotz. Denn Klotz war zäh wie eine Schlange, der man den Schlag nicht anmerkt, bis sie völlig todt ist, und der Klotz'sche Streit handelte sich um positives Wissensdetail, nicht um die große Meinungsfläche wie im theologischen Kampfe mit Goeze. Ferner, Lessing wußte nun die Aufmerksamkeit nur zu sehr geweckt, besonders bei einem so zarten Gegenstande wie die Theologie war, er war mehr in der Vertheidigung als im Angriffe, und der Gegner war zwar ein Zelot, aber ein lauterer Mensch, mit dem Lessing freundschaftlich umgegangen war.

Da, wo er Klotz zerschmetterte, stand Lessing in düsterster Beleuchtung. Sein von Hause aus herber, gewaltiger Geist war tief beleidigt von einer theilnahmlosen Nation, die ihm nichts zu thun gab, als den Kampf mit einem unedlen Gesellen. Er war auf dem Punkte, Deutschland zu verlassen; nach Rom wollte er gehn, und keine Zeile wieder deutsch schreiben. Lateinisch wollte er aufsetzen, was er zu sagen habe. Blickt man von diesem Punkte in Hamburg 1769 zurück auf sein Leben und seinen Charakter, so ist's eine eigene, barsche Erscheinung: Mürrisch und

vornehm hat er von jeher die Freundschaft vieler Mittelmäßigen nur geduldet, ein uninteressirter, träger Briefschreiber ist er selbst gegen die immer gewesen, die ihm zunächst standen, sogar sein lieber Moses muß viel öfter, muß viel mehr schreiben, muß ihn durch Theilnahme aufrütteln; nur gegen starke Kenntniß, gegen zweifellose klassische Gelehrsamkeit ist er höflich, aber auch da nirgends zuvorkommend. Sogar Winkelmann, den er in vieler Weise so hochachtet, behandelt er oft mürrisch. Von Liebe, Weichheit und dergleichen darf man nie, auch nur scheinbar unnütz, neben ihm sprechen, er war niemals sonderlich begabt dafür, es war ihm unbequem, wenn die Liebe als lediglich Hauptinteresse behandelt wurde, er ließ sich's nur etwa von Shakespeare gefallen, wo er eines jeglichen anderen Reichthums gewiß war. Sonst war ihm die Uebermacht dieses Gefühles, wenn sie vorzugsweise geschildert wurde, lästig; als er in Wolfenbüttel den Werther las, fand er das warme Romanhafte daran wohl interessant, aber die Hingebung an die Liebe bis zum Aeußersten dergestalt unleidlich, daß er sich zu einer geschmacklosen Aeußerung verleiten ließ. Er schreibt nämlich an Eschenburg 1774, daß nur die christliche Kultur einen so weichlichen Patron wie den Werther habe schaffen können, und meint gegen all seinen sonstigen Geschmack, Goethe sollte noch ein Kapitel daran setzen, was eine kleine, kalte Schlußrede gebe, „und je cynischer, je besser!" — Brach auch einmal ein ähnliches Gefühl bei ihm durch, wie bei dem Verluste seines Kindes, und der Frau, die er in seinem letzten Jahrzehnt zu Wolfenbüttel noch heirathete, so geschah's auf eine schreckhafte, herbe Art, wie in den merkwürdigen Briefen an Eschenburg von 1778, welcher so skurril schmerzlich beginnt: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besinnung liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Stangen auf die Welt ziehen mußte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? — Freilich zerrt mir

der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen," — „eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen." — — „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, zu machen; und bin ganz leicht." — Ein Paar Tage darauf bricht die Liebe zu seiner Frau dennoch so kräftig durch: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzuduseln. Ein guter Vorrath vom Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehn helfen."

Man kann Lessing großes Unrecht anthun, wenn man diesen Herzenstheil seines Wesens nach der herkömmlichen Art faßt. Unter einer harschen Rinde lag sein entschlossenes, aber nicht leicht erregtes Gefühl; wenig Größe, gar keine sentimental rührende Größe trat ihm nahe, die Lebhaftigkeit, welche durch Friedrich erregt wurde, hielt sich zu sehr an ein Verstandes- und Thatelement, was nur ermuntert, aber nicht in die Tiefe der Brust greift, es war eng verschwistert mit einer Geschmacksrichtung, welche Lessing übersah — wie viel konnte ihm davon geschehen? Um ihn her in der Literatur war kein Genie, was in den Tiefen gerüttelt hätte, die nächste Aufgabe der Nothwendigkeit stimmte ganz wohl mit seiner unzweifelhaften Anlage der kritischen Schärfe — was veranlaßte ihn darin, aus der Tiefe seines Herzens zu graben? Seine Vorliebe für das Alterthum verlangte und förderte dies Letztere auch nicht: er übersah die leichte Schönheitswelt des Griechen, die Eumenide schreckte ihn nicht, alle Herzensbewegung der Romantik war ihm ferne. Nirgends geht er auf, als wenn er zu Moses tritt; Moses war von erhabener Verstandeskraft, und eben so thätig war das Herz dieses sanften Juden. Wenn Lessing zu diesem spricht, da klingt am Ersten sein Herz.

Nach alle dem überrascht es weniger, die späteren Lebens-

jahre Leſſings weicher, wärmer poetiſcher zu finden. Die feine Hand Jean Pauls hat es ganz richtig ausgefunden, es heißt in der Bücherſchau deſſelben: „Eine ſchöne Erſcheinung iſt, daß ſich große, aber vielſeitige Kräfte, welche in der Jugend noch das Aegypten der Wirklichkeit bearbeiteten und bekämpften, im Alter auf den Höhen ihrer Geſetzgebung den Glanz der Dichtkunſt warfen; ſo glänzte Leſſings bejahrtes Angeſicht in ſeinem Nathan, und in ſeinem Fauſtkampfe gegen Theologen poetiſch; in ſeinen jugendlichen Verſuchen dichtete mehr die Proſa. — Es giebt überhaupt Menſchen, die ihre Jugend erſt im Alter erleben."

Leſſing hatte in Hamburg eine Wittwe kennen gelernt, ſie ward ſein Weib, da er nicht nach Italien, ſondern als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging. Der Verein mit ihr öffnete ſein Herz vielfach; dieſes traulichen Zuſammenſeins, was Moſes bei einem Beſuche einmal getheilt und erfüllt hatte, gedenkt er ein einziges Mal im Briefe an ſeinen Bruder mit jener ſentimentalen Wehmuth, die ſonſt durchweg an ihm vermißt wird.

Verliere man aber bei dieſem Seitenblicke das Hauptweſen Leſſings, den ſcharfen Zorn, welcher durch ſein Leben geht, nicht aus den Augen, laſſe man ſich durch die Laune nicht täuſchen, die ihm eigen iſt, wenn er mit Moſes und Nicolai im Berliner Luſtgarten auf und ab wandelt, wenn er bei Gleim in Halberſtadt am Tiſche ſitzt, guten Rheinwein trinkt, und mit dem alten Pater tändelt, oder dem chriſtlichen Philoſophen Jacobi ſchalkhaft zu Irrgängen verhilft. Stäblern bleibt das Eine der Hauptſache: er war die überlegenſte, wenigſtens die gewandteſte Geiſtespotenz ſeiner Zeit; was zu lernen war in allen Fächern, das hatte er gelernt, zum eigenen Erfinden und Schaffen ging ihm flüſſiges Talent ab, wie er ſelbſt ſagt, ein Drama koſtete ihn ſchwere Mühe, oft arbeitete er Tage lang an einer Scene, eine große Stellung in der Welt zum Herrſchen und Einordnen ward ihm nicht geboten, es ſchien am Ende das Höchſte für die bloße Liebhaberei erobert, daß er Bibliothekar wurde; Großes, was ihn zur Achtung gebeugt, was gar ſein Herz entflammt hätte, wurde, wie ſchon erwähnt, nirgends hervorgebracht, — ſo ſchlug er ſich märriſch durch das bischen Leben, was ſo viel unnützes Hinderniß bot, ſo zermalmte er, was ihm unbequem in den Weg trat.

Hier in Wolfenbüttel warteten nun seiner noch die schallenden Kämpfe in der Theologie mit Goeze, und dem Unerquickten kam hier der Tod. Zunächst fand er ein in der Kirchengeschichte wichtig gewordenes Werk, die Widerlegung der Lanfrancschen Abendmahlslehre von Berengarius Turonensis, um derentwillen einst eine Synode gehalten worden, ein Buch, dessen Existenz von den Katholiken geläugnet und was verloren gegeben war. Die Ankündigung des Fundes machte großes Aufsehen, Ernesti sprach das oft wiederholte Wort, man sähe hieraus, daß ein guter Humanist Alles zum Besten behandeln könne, und Lessing sei des theologischen Doktorhutes würdig. Der Druck des Buches selbst ist unterblieben. — Alsdann vollendete er hier die Emilia Galotti, die 1772 zum ersten Male in Braunschweig aufgeführt wurde. Mancherlei wurde angefangen, das Meiste blieb liegen, die Biographieen sagen: er war hypochondrisch. Da machte er sich auf, reiste nach Berlin, vertraute seinen Freunden das Geheimniß eines ihm zugeschickten Manuscriptes, der „Fragmente," ging weiter nach Wien, und machte von dort mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig eine Tour nach Italien. Als er heimkehrte, brachten auch die Mannheimer den Plan von einem Nationaltheater auf's Tapet, und riefen Lessing. Die Verhältnisse erschienen ihm aber nicht einmal so lauter wie in Hamburg, und er befaßte sich nicht damit. So kam das Jahr 1778 heran, und jetzt, nachdem er seine Frau in den ersten Januartagen jenes Jahres verloren hatte, thürmte sich die literarische Thätigkeit. Er hatte jene „Fragmente" herausgegeben, und Goeze machte seinen ersten Angriff in der sogenannten „schwarzen Zeitung" oder den „Ziegraschen freiwilligen Beiträgen."

Jene „Fragmente" nämlich, für deren Verfasser man Lessing hielt, obwohl er sich immer nur als Herausgeber betrug, und für welche sich später der wirkliche Autor in Reimarus, einem Professor am Hamburger Gymnasium, ergeben hat, enthielten einen starken und geistreichen Angriff auf die Aechtheit und Uebereinstimmung der Evangelien. Sie sind ein Hauptbuch des systematisch auftretenden Rationalismus in der protestantischen Kirche, welcher den historischen Theil des Christenthums, wie er im neuen Testamente erscheint, auf Tod und Leben angriff. „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten vom Zwecke Jesu und seiner

Jünger" ist der Titel. Der sogenannte Deismus, welcher die übernatürliche Vermittelung und Offenbarung verwirft, für den Christus ein Mensch, für den die Wunder natürliche, nur unzureichend erzählte Thaten sind, fand in diesen Fragmenten einen Hauptausdruck.

Daß die rationale Richtung im Christenthume nichts Neues war, daß man, aus dem unzweifelhaften Glaubensverbande herauszutreten, bald auf diese, bald auf jene Weise Erklärung und eigene Deutung versucht hatte, das hat sich uns schon vielfach dargestellt. Dieser Selbsttrieb stirbt auch in der abgeschlossensten Welt nicht ab, in ihm liegt der Lebenskeim aller Menschheit, aller Geschichte. Es handelt sich nur immer darum, in wie weit er dreist, selbstständig oder selbstschaffend auftritt, darin unterscheidet sich der Pelagianer, der Scholastiker, der Reformator, der Rationalist. Nach jener Seite hin trat nun hierbei ein neuer Schritt nach Luther ein: Luther berief sich auf die Bibel als auf die Hauptberufung in religioser Frage; der Deismus im achtzehnten Jahrhunderte erklärte jetzt auch die Bibel nicht für fraglose Berufung, er suchte die Entstehungsweise derselben aufzuzeigen, daß sie kein erschöpfender, absoluter Inhalt der christlichen Religion sei. Dies that wenigstens Lessing, und unterschied sich darin mannigfaltig von den beamteten Theologen, mit denen er übrigens im Kriterium zusammentraf. Fesselte sie ihr Stand oder ging ihr Verlangen überhaupt nicht weiter, sie begnügten sich, die inspirirte Darstellung der Bibel, die historische Harmonie derselben zu bestreiten, ließen den äußersten Punkt dahingestellt sein, und stützten sich auf die Bibel nach ihrer Deutung. Wir sehen deshalb Lessing auch gegen Semler, gegen Walch schreiben und sehen ihn keineswegs in Uebereinstimmung mit Reimarus, dem Fragmentisten. Als Hauptvertreter der rationalen Theologie führt er gegen Goeze namentlich auf: Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, die Verfasser der allgemeinen Bibliothek ꝛc. Es ist nicht zu verkennen, daß der feine, wissenschaftliche Geist Lessings, welcher des höheren Strebens eines Spinoza und Leibnitz vollkommen kundig war, welcher sich theilnahmsvoll um Gang und Resultat orientalischer und griechischer Philosophie kümmerte, nicht mit dem populären Vernunftbewußtsein der Rationalisten begnügt blieb. War auch seine Schluß- und Sprechweise zu-

nächst und vorzüglich aus dem Wolf'schen Dogmatismus entsprungen, im Resultate steigerte er sich höher, als das allgemeine Ergebniß dieser Philosophie that, welche in ihrer bloßen Denkformalität dem dürrsten Nationalismus so großen Vorschub brachte.

Sein Streit mit Goeze entzündete sich folgendergestalt. Im Jahre 1778 begann Goeze anonym den ersten Angriff gegen Lessing als den Herausgeber der Fragmente und Theilnehmer solcher Ansichten. Die schwarze Zeitung, worin dies geschah, ist schon genannt, später bediente sich Goeze und sein Anhang auch des Altonaer „Reichspostreuters." Lessing und Goeze waren in Hamburg gute Freunde gewesen, der Hauptpastor hatte dem Dramaturgen die Theilnahme an einem so frivolen Institute, wie das Theater, vergeben, weil dieser Dramaturg sehr gelehrt und in in allerlei ernster Wissenschaft sehr bewandert war. Sie hatten freundschaftlich bei einem Glase Wein vielfach mit einander disputirt. Als die Fragmente erschienen sind, reist Goeze durch Wolfenbüttel, und will Lessing besuchen, damit man sich mündlich über das schlimme Kapitel auseinandersetze. Er trifft Lessing nicht. Bald darauf schreibt er ihm um ein Buch von der Bibliothek. Lessing vergißt zu antworten. Nun bricht der Hauptpastor los. Friedliebende Literaten glauben, daß der Streit ohne jenes Verfehlen gar nicht entstanden sein würde.

Lessing antwortete zunächst mit einer Parabel: Ein nicht ganz regelmäßig aber fest gebauter Palast, der sich vortrefflich erhielt, macht den späteren Architekten sehr Viel zu schaffen. Man glaubt verschiedene alte Grundrisse zu haben, und jeder beruft sich auf einen davon, und darüber entsteht großer Streit. Plötzlich in einer Nacht bricht Feuer im Palaste aus, — die Kenner retten mit Eifer nur sich und ihre Grundrisse, diese für wichtiger haltend, als den Palast. Statt löschen zu helfen, streiten sie sich auf der Straße mit dem Grundrisse in der Hand, wo es brenne. Unter diesem Streiten wäre der Palast ruhig abgebrannt, wenn der ganze Feuerlärm nicht falsch, und der Schein nicht ein Nordlicht gewesen wäre.

Dann sagt er: „ich habe geschrieben, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen un-

verrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben."

Damit sei nicht, wie der Herr Pastor sage, dem Theologen die letzte unfehlbare Zuversicht genommen.

Goeze wird noch heftiger, und Lessing ruft in dem nächsten „Absagungsschreiben," welches die Feindschaft offen erklärt, die Worte aus: „O, daß Luther darüber urtheilen könnte! Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer —"

Nun folgt der Kern dieses Streites in „G. Eph. Lessing's nöthiger Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg."

Der Punkt des Streites, sagt Goeze, seien die Fragen „ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?" — „was für eine Religion Lessing unter der christlichen Religion verstehe?"

Darauf Lessing: „Ich verstehe unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubensartikel, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse hieß bei den ältesten Vätern Regula fidei. Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des Neuen Testamentes gezogen. Sie war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testamentes existirte. Sie ist sogar älter, als die Kirche. Sie ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift, und nicht Petrus und dessen Nachfolger. Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehn gestanden, in welchem sie, bei einigen von Uns, nach Luthers Zeiten, stehen. — Die Laien der ersten Kirche durften

diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte. — Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs. — Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilt worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden. — Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testamentes nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erörtert und bestätigt worden. — Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen, und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen. — Der Beweis, daß der heilige Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen. — Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sicherer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der Neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeint; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neugewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht. — Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden. — Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte. — Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen; daß sie, so fern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind. — Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist, nach dem

Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr und falsch sein, kann so oder so verstanden werden."

Für diese merkwürdigen Aeußerungen beruft sich Lessing auf seine genaueste und erschöpfende Kenntniß der Patristik. Diese ganze Partie ist von außerordentlicher Merkwürdigkeit, und es ist eins der großen Literaturräthsel, daß sich die rationalistische Bildung nach Lessing fast nirgends auf sie bezieht. Möge man sich übrigens darüber nicht täuschen, daß Lessing sich bei der Vertheidigung rationaler Religion eines geschichtlichen Momentes bedient. Um einer Partie des Streites zu genügen, mochte ihm das nöthig sein; im Verfolge des Streites stützt er sich nicht eben sehr darauf, und giebt damit zu erkennen, wie es ihm nur um eine nöthige Wendung des Streites zu thun gewesen sei. Ueberraschend in der Literaturgeschichte bleibt es, ihn hier auf dem Punkte zu finden, welcher im Kapitel „Scholastik" da angedeutet worden ist, wodurch Tertullian die römisch-katholische Kirche ihren eigenen römisch-katholischen Glauben abgeleckt und sich darin abgesondert habe von der orientalischen Christenwelt. Regula fidei wurde oft kurzweg fides, Glaube, genannt, was noch heutiges Tages als „Glaube" in der katholischen Kirche bezeichnet wird. Lessing stellt sich also an den eigentlichen Entstehungspunkt der Kirche, dadurch dem Pabstthume näher tretend als dem Lutherthume, und im Laufe des Streites spricht er das vielgebrauchte Wort selber aus, daß er, dies kritische Moment anbetreffend, lieber einen Pabst als so viel kleine Päbstchen haben wolle. Dies wirft ein Licht über die oft ausgebrachte Verwunderung, daß gerade der katholisch gesinnte Friedrich Schlegel so fleißig und angelegentlich Lessing behandeln und empfehlen mochte. Aber ein Licht, was sehr irre leiten kann. Es war deshalb Niemand entfernter von den sonstigen Konsequenzen der päbstlichen Kirche als Lessing. Der Drang nach einer dichten, poetischen Berufung spricht sich nur darin aus, wie er sich bei jedem Literaten findet, der in einer Prosaepoche die vielfältige und mannigfache Einzelnheit des Kulturstandes schmerzlich empfindet. Die Versuchung liegt diesem Drange allerdings sehr nahe, sich an die Einheit der katholischen Kirche zu schließen, und wir werden dies bald bei einer Dichtungsschule, bei der romantischen, deutlich an den Tag treten sehen. Aber dies ist doch in aller

Geschichte nur ein Werk der Verzweiflung, in eine frühere Einheit zu flüchten, nachdem tausend neue Bestandtheile hervorgerufen sind, welche in die frühere Einheit nicht eingefügt sein konnten. Jener Drang macht dem poetischen Herzen Ehre, aber nicht der historischen Einsicht.

Dazu konnte aber Lessing keineswegs verleitet werden, dessen Herz so wenig rasch und hingebend war, einem klaren, schwer zu täuschenden Verstande gegenüber; und es findet sich auch im Verfolge des Streites die Fülle dessen, was die obige Wendung nur als eine Wendung in's Licht stellt, und das Religionsmoment in die bewußte Empfindung einer wahrhaften, nicht bloß überlieferten Kultur legt.

Goeze wirft ihm natürlich vor, daß in einem deutsch geführten Streite dieser Art viele gute Christen irre gemacht würden, und warum er denn, wenn einmal solcher Nationalismus behauptet sein sollte, nicht lateinisch schriebe? Hierbei zeigt es sich, wie weit Lessing vom seichten, humanistischen Dünkel entfernt ist, wie weit er mit Verachtung den lateinischen Ausdruck fortschleudert. Auf das Andere erwiedert er: Solchen Streites Gewinn, auch wenn Viele daran Aergerniß nähmen, „erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kommt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und aufsteigt. Von dieser, sagt Tertullian, mag doch versteigen so viel als will. Aber nicht so unsere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren geben! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen."

Es erscheint nun ein „Anti-Goeze nach dem anderen, und die späteren werden dreu und matt, Lessing verliert die Frische für das Kampfspiel mit einem einönigen Pastor, und man hat ihm vorgeworfen, daß er zu persönlich und zu grob geworden sei. „Anständigkeit" — sagt er einmal, „guter Ton, Lebensart,

elende Tugenden unſers weibiſchen Zeitalters! Firniß ſeid ihr, und nichts weiter! Aber eben ſo oft Firniß des Laſters, als der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben, oder nicht!"

Die Verketzerung Goezes wirkte: es ward Leſſing im Juli 1778 die Cenſurfreiheit genommen, und die Braunſchweiger Regierung verbot ihm, in dieſem Thema weiter zu ſchreiben. Er dämpfte es, und erweichte es zu ſeinem Nathan. Dies Drama war ſchon entworfen und wurde jetzt fertig gemacht, wenn auch nicht in der Weiſe vollendet, wie es in Leſſing's Plane lag. Es war noch auf ein Nachſpiel „der Derwiſch" berechnet, aber dies und Vorrede und ſonſtige Zuthat unterblieb, weil Leſſing's Körper unterlag. Der geplagte Held wurde müde und ſchläfrig, die Kraft zum Leben ſank. In ſeinem Nachlaſſe haben ſich noch ein Paar auf den Nathan bezügliche Blätter vorgefunden, darin ſagt er, daß eine Novelle des Boccaz, die Geſchichte von den Ringen, ihm die erſte Veranlaſſung geweſen. „Nathan's Geſinnung gegen alle poſitive Religion iſt von jeher die meinige geweſen." — „Wenn man ſagen wird, dieſes Stück lehre, daß es nicht erſt von geſtern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion hinweggeſetzt hätten, und doch gute Leute geweſen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz ſichtbar meine Abſicht dahin gegangen ſei, dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte darzuſtellen, als in welchem der chriſtliche Pöbel ſie gemeiniglich erblickt, ſo werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. -- Denn beides kann auch ein Menſch lehren, und zur Abſicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen ſolchen zu ſtellen, bin ich nicht verſchlagen genug; doch dreiſt genug, mich als einen ſolchen zu verſtellen. — „Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt werden wird."

Was ſich Weiches, poetiſch Verſöhnendes über den harten Leſſing'ſchen Sinn legen konnte, das liegt in dieſem Nathan, eine Wolke wenigſtens, wenn der Himmel ſelbſt von Poeſie ihm verſagt war, ein ſonniger Herbſtnebel, der auf die Erde herabfällt, liegt auf dem theologiſchen Grolle dieſes Nathan, und nur ſelten

rieselt solch ein rascher Aergerbach hervor; im Munde des Laienbruders erkennt man den Pastor Goeze, wenn der Patriarch geschildert wird, um die Lippen Nathan's spielt der wehmüthige Zug des kranken Moses, der seinen unverbesserlichen, aber stets gleich geliebten Lessing in Wolfenbüttel mehrmals besuchte, Nathan's, erschüttert durch all den Schmerz, welcher von einem unter Christen lebenden Hebräer ausgeht. Dieses schmerzliche Lächeln ist's, wo Lessing dicht an die Poesie hinantritt, nicht die Ueberlegenheit Nathan's aller positiven Religion gegenüber; jenes Lächeln ist eine der Linien, wo sich Mensch und Gott berühren, wo sich die Erde nach dem Himmel ringt, indem sie sich schmerzreich auf einen höheren Standpunkt erhebt. In Nathan's schmerzlichem Lächeln ist dem schon todeskranken Löwen jener Hauch von Poesie gekommen, nach welcher ein spröder, scharfer Geist ein ganzes Menschenalter gefochten, in allerlei Heeren gefochten hatte. Diesen Heeren, diesen philologischen Soldaten war es wenig oder gar nicht um den Frieden zu thun, aber Lessing ging eigen und allein tiefer in den Kampf, und so kam ihm just aus dem persönlichsten Ringen ein Hauch wirklicher Poesie, wie in seinem ganzen übrigen Lebenslaufe.

Er trieb es dann nicht mehr lange, der Lebenskeim verruppte sich in ihm, überall befiel ihn Schlaf, selbst in der muntersten Gesellschaft. Gegen Ende des Jahres 1780 schreibt er an Moses: „wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Aber ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Er versuchte noch eine Reise nach Hamburg, um aufzuleben,

er ging nach Braunschweig, um mehr Umgang und Anregung zu haben; umsonst, er war hin! die Brust ward eng, versetzte ihm den Athem, und bald den Tod erwartend, bald wieder hoffend, verbrachte er die ersten Winterwochen des Jahres 1781. Am Abende des 15ten Februars überfiel ihn die Stickung auf einmal so heftig, daß er sich und seinen Freunden unvermuthet, rasch den Geist aufgab.

Sein Tod wurde bald ein Pfaffenmährchen, worin jeglicher böse Geist sein Spiel trieb, in Wahrheit überraschte er ihn kahl und einfach; wie eben gesagt ist, Lessing war mürrisch, und wenn ein leidlicher Augenblick eintrat, muthig, wie er das Alles immer gewesen war. Leisewitz war Viel um ihn während der letzten Tage; Lessing mochte ihn gern, und hoffte viel von dessen dramatischem Talente, was im „Julius von Tarent" ihm stark angekündigt schien.

Aus der Wolfenbüttel'schen Zeit stammt noch „Ernst und Falk, Gespräche über Freimaurerei," worin über diesen Orden dialektisirt ist, und worin sich auch die Behauptung findet, daß die alte Maseney verloren und eine populäre free masoury von dem englischen Baumeister Wren zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts an die Stelle gesetzt worden sei. Ursprünglich wäre die Maseney eine deutsche Sitte, die durch die Sachsen nach England gekommen, der Name sei von Mase eine „Tafel," die „runde Tafel" sei die älteste Maseney gewesen. In das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert falle die Hauptblüthe, denn nach Aufhebung des Ordens habe sie heimlich fortbestanden, und zu Wren's Zeit, welcher die Paulskirche baute, in der Nähe dieses Bau's ihre Versammlungen gehabt. Der vielen Nachfrage auszuweichen, ließ er die Voraussetzung bestehen, als wäre sie eine Maseney, eine Gesellschaft von Baukundigen, welche über die Kirche berathschlagte, ja am Ende bildete er diesen exoterischen Theil zu einer wirklichen Gesellschaft, „welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöhe," und worin einige Grundsätze der alten Maseney webten; daraus sei die jetzige — da bricht Lessing das Gespräch ab. Er war in Hamburg selbst Freimaurer geworden.

Sein Bruder Gotthelf hat die Schriften gesammelt, und ihm und dem höchst sorgsamen Eschenburg verdanken wir eine sehr vollständige Gesammtausgabe, die neuerdings wieder 1825—28

zu Berlin in 32 Bänden erschienen ist. Unverarbeitetes, Studien, Andeutungen sind darin so reichlich gegeben, daß jeder Bildungslustige Stoff und Anregung auf Jahre findet, man sieht in die Werkstatt dieses gelehrten und rastlos forschenden Mannes, ein Torso um den anderen, wie „das Leben des Sophokles," Glossarien, Sprach- und Lexikonthätigkeit, kritische Forschung aller Art, philosophische Kapitel, besondere Leibnitz'sche Punkte betreffend, wie „die Ewigkeit der Höllenstrafen," „die Dreieinigkeit" überraschen und fesseln den Literaturfreund. Darunter ist noch vor allen auszuzeichnen „Die Erziehung des Menschengeschlechtes," worin sich Sätze finden, welche seiner Zeit in tiefster Weise vorgreifen, z. B. §. 85: „Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geiest sind."

Dieser letztere, durch Kant herrschend gewordene Satz, war in Lessing schon tief empfunden; Kant's Kritik der reinen Vernunft erschien erst in Lessing's Todesjahre 1781. Es geschieht dabei wie immer: aus dem Besten und der Gesammtheit einer Epoche dichten sich Grundsätze zusammen, welche das Genie in eine überraschende Verbindung bringt, nichts ist allein, nicht einmal der Held der Thaten, viel weniger der Held des Gedankens.

Somit wäre denn das Wirkungsfeld Lessing's umschrieben, und man vergegenwärtigt sich leicht, wie gesetzgeberisch eine solche Erscheinung wirken konnte. Die Grundsteine unserer klassischen Literatur ruhten darin. Die Worte Alterthum, Theater, Theologie, Prosa sind es, um welche sich die Wirksamkeit wendet: er lehrte und bewies eine genaue und wahrhaft praktische Kenntniß des Alterthums, er eroberte dem Theater das wirkliche Interesse; seine Theilnahme am Alterthume verführte ihn nicht, ein erkünsteltes klassisch Wesen geltend zu machen, sondern das wahrhaft Bewegende einer andern bürgerlichen Welt, seine bürgerliche Welt ergriff er. Wenn es sein „bürgerliches Trauerspiel" im Allgemeinen, wenn es seine Minna von Barnhelm nicht erweis't, die das eben noch klingende preußische Kriegsleben

aufnahm, so zeigt es sich in der Art deutlich, wie Emilie Galotti entstand. Der Stoff jener römischen Virginie lag ausgebildet vor ihm, aber er hielt es für besser und wirksamer, eine moderne Emilie aus ihr zu machen. Zum Dritten riß er die abliegend starrende Profession der Theologie starken Armes in das Interesse und die Besprechung einer modernen Kultur, jegliche Geistesthätigkeit ward daran in Wirkung gesetzt, um ein theologisches Bewußtsein zu erschaffen, wie es dem aus seiner Zeit gebildeten Menschen gemäß, und darum lebendig sei.

Endlich verhandelte er dies Alles in der natürlichen, einfachsten und doch nachdrücklichsten Sprache; seine Prosa, ungeschmückt, scharf und rasch, war eben so ein ächter Ausdruck seiner inneren Welt, wie die Ansichten und Thaten selbst es waren, welche er damit an den Tag legte. Die stürmische Eile in ihr, womit sie, besonders in dem Kampfe mit Goezen auftrat, die geschmeidige Behendigkeit, die simple und doch kräftige Wendung war in der deutschen Sprache unerhört, — man ermesse, wie treffend das Alles in eine neue Literatur dringen mußte. Zum erstenmale ging man bewußt im Studium der Alten umher, stellte man sich bewußt über die äußerliche Nachahmung der Franzosen, ward man sich eines unendlichen eig'nen Feldes bewußt, worauf zu schaffen und zu bilden sei.

Allerdings gebrach noch die poetische Einigung in ihm, allerdings steigerten sich die starken Urtheilskräfte noch nicht zu einer allgemeinen, positiven Einigung, so daß man auch nur von einer Lessing'schen Prosa sprechen könnte, allerdings bewegte er sich nur in des verständigen Gedankens Räumen, und eine weit greifende, den Himmel herabziehende Macht war ihm nicht vergönnt, er war ein fest irdischer Mensch, seinen gesunden Schlaf hat nie ein Traum gehoben, er kannte, seiner eigenen Aussage nach, dies Element gar nicht. August Kahlert berichtet neuerdings, daß Lessing seine Gedichte in Prosa entworfen habe.

Aber all dieser besonnene Anfang war unserer Literatur sehr heilsam, die sich noch oft genug bereit gezeigt hat, in die haltlose Schwärmerei lockerer und hingebender einzugehen, als es für brauchbare Resultate förderlich ist. Der stählerne Lessing an der Pforte unserer modernen Literatur, die so oft noch auf- und

zugeschlagen wird, war passender, als eine aus weicherem Metalle und sanfter klingende Figur.

„Allen Schriftstellern wurde der Stil häufiger nachgeahmt, als dem originellen Lessing, aber nicht wegen seiner Eigenthümlichkeit selber — denn die größere ist gerade die bequemere zum Nachahmen — noch weil Glanz und Abglättung seiner Sprach-Kunstwerke schwierig nachzuprägen war — denn seine Goldstücke fühlten sich gerändert genug an — sondern darum: die Eigenthümlichkeit war nicht Bildermalerei, nicht Gefühlsausdruck, nicht Wortebbe, noch Wortfluth, nicht Kraft- und Prachtglanz der Phantasie, — alles gewöhnliches Gränzwildpret für die Jägerschaft der Nachahmer — aber sein Stil war, wie der demosthenische, die lange Schlußkette einer logischen Begeisterung, in vielfache Windungen, aber nicht als wie eine Blumenkette, sondern wie eine Fangkette gelegt und ausgebreitet, gleichsam eine Gebirgkette, womit er die Wahrheit einschloß. Daher kam die dialogische Form mit den ein- und ausspringenden Winkeln ihres Stromes, daher seine Vorliebe für die Antithesen, die Widerprallichte und Reverberen für das schnelle Erkennen. Allein eben dieser mit der Sache durchwirkte Stil, der nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedankens ist, wird schwer kopirt, weil man nicht eine Wachsgestalt, sondern einen lebendigen Menschen wiederzugeben hat, noch abgerechnet, daß man überhaupt Kälte und Ruhe nicht so leicht und so gern nachmalt, als Wärme, Glut und Sturm. Meißner versuchte es mit einigen stilistischen Aeußerlichkeiten Lessing's, aber aus Armuth an Geist, ohne Erfolg. Doch zur Fortpflanzung einer, den alten Sprachen abgeborgten Eigenthümlichkeit, dem Hauptsatze die unwichtigen Einleitsätze lieber nach als voran zu stellen, hätte schon die Leichtigkeit, womit ich sie hier selber nachspiele, die Nachahmer mehr verführen, und der Gewinn der Zusammendrängung mehr ermuntern sollen, als geschehen."

So sagt Jean Paul, der über den Stil Anderer so fein fühlte, und nur seinen eigenen nicht schön machen konnte. Lessing ist diesem aufmerksamen Dichter, der Alles las, von außerordentlicher Bedeutung gewesen, und es muß deshalb noch Einiges aus seinen Bemerkungen mitgetheilt werden. Aus Lessing's Stile führt er sehr richtig an, daß er die Hilfszeitwörter „haben" und

„sein" da weglasse, wo sie nur verlängern, nicht bestimmen, und führt merkwürdigerweise folgenden Satz zum Beispiele eines wohllautenden Ausganges an: „Man stößt sich nicht an einige unförmliche Pfosten, welche der Bildhauer an einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen."

Lessing hat nicht leicht einen übler ausgehenden Satz geschrieben, vier „en" hintereinander, darunter drei gleichmäßige Infinitivtrochäen, was kann eintöniger schleppen? Er braucht die Infinitive meistbin in solcher selbstständigen Weise, die jetzt wieder aufgegeben ist, und mitunter zeigt sich das ganz wohltönend; zwei gleichfallende Worte neben einander mögen angehen, es liegt dann eine Bewußtheit darin, welche durch Betonung Reiz erhalten mag. Wird dies Regel, so ist's schon mißlich, man will nicht so oft zur Betonung genöthigt sein; ohne Betonung schleppt die Figur stets; was Zweien wohl steht, wird bei dem so leicht hinzukommenden Dritten eine Mißgestalt, und so hilft die ganze Form wenig, so lange wir nicht von unsern Infinitiven erlöst sind, die alle gleichmäßig ausgehen, oder wenigstens die Participia auf „en" durch andere, fest endende ersetzt haben.

Viel zustimmender ist eine andere Stelle Jean Pauls über Lessing aufzunehmen, wo er ihn dem rastlosen, und im Verstandesbereich so scharfsinnig aufräumenden und verräumenden Bayle an die Seite stellt: „In der Philosophie gehört zwar Bayle gewiß zu den passiven Genies; aber Lessing — ihm in Gelehrsamkeit, Freiheit und Scharfsinn eben so verwandt als überlegen — wohin gehört er mit seinem Denken? — Nach meiner furchtsamen Meinung ist mehr sein Mensch ein aktives Genie als sein Philosoph. Sein allseitiger Scharfsinn zersetzte mehr, als sein Tiefsinn feststellte. Auch seine geistreichsten Darstellungen mußten sich in die Wolfianischen Formen gleichsam einsargen lassen. Indeß war er, ohne zwar wie Plato, Leibnitz, Hemsterhuys ꝛc. ꝛc. der Schöpfer einer philosophischen Welt zu sein, doch der verkündigende Sohn eines Schöpfers und Eines Wesens mit ihm. Mit einer genialen Freiheit und Besonnenheit war er im negativen Sinne ein freidichtender Philosoph, wie Plato im positiven, und glich dem großen Leibnitz darin, daß er in sein festes System die Strahlen jenes Fremden dringen ließ, wie der schimmernde

Diamant, ungeachtet seiner harten Dichtigkeit, den Durchgang jedes Lichtes erlaubt, und das Sonnenlicht sogar behält."

Herder giebt im zweiten Theile seiner „zerstreuten Blätter" eine Charakteristik Lessings, worin rasch und nachdrücklich Lessings Wirksamkeit geschildert wird. Es heißt darin, Niemand habe in Sachen des Geschmacks mehr auf Deutschland gewirkt als Lessing — „am meisten übertraf er alle seine Vorgänger in der Geschlankigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinne seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, Niemand wie Lessing Deutsch geschrieben, und kenne man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigenthum der Sprache selbst waren. Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum National-Eigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglicher als Luther und Lessing?" — Es folgt nun eine Aufzählung der Lessing'schen Thätigkeit, worin auch für den vorliegenden Zweck eine kurze Uebersicht wiederholt werden kann, damit man noch einmal die ganze geharnischte Figur des gewaltigen Mannes vor sich sehe. „Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten **kleinen Schriften** an, die seit 1753 in Berlin erschienen." — Theilweise hat er diese mannigfaltigen Sachen später um- und ausgearbeitet, besonders die Fabeln, welche er in Prosa gab, und über deren Bedeutung und Wesen er mit Bodmer in Streit gerieth. „Der blanke männliche Harnisch" — sagt Herder — „kleidet Lessing mehr, als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch Männern und Männern insbesondere lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen der Fabel, die er beifügte. Unstreitig ist dies die dürftigste, gewiß philosophische Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie wie hier über die Fabel, wie nachher über's Sinngedicht, wie in der Dramaturgie über's

Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literarischen Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geiste, mit dem Scharfsinn und schönem Ausdrucke in einem Manne vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren." — Der Fabelstreit mit Bodmer wendete sich im Wesentlichen darum, daß Lessing für eine vorgeschriebene Zeit feinere Beziehungen verlangte, eine plumpe populäre Moral nicht für hinreichend erachtet, und das ganze Genre erhob, wobei denn zunächst die allgemein verständliche Anschaulichkeit verloren gehen mußte. Eben so drängte er seine Sinngedichte in's Feinere. „Lessing's Lieder sind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und schmachtenden Gattung." — „Aber sein Hauptialent, wodurch er auf Deutschland vorzüglich gewirkt hat, es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender und forschender Geist, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen überall glücklich gewiesen." — Es werden nun zunächst die „Literaturbriefe" sehr herausgehoben, es wird aus Lessing citirt, welch eine große Wichtigkeit dieser dem Diderot beigelegt. Lessing sagt, daß dieser Franzose den stärksten Einfluß auf seine Bildung des Geschmacks gehabt habe, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe, als Diderot. „Von wem gilt das reichlicher" — setzt Herder hinzu — „von Diderot oder von Lessing?"

Bei Gelegenheit des Fragmentisten kommt die merkwürdige Stelle Herder's, die heute noch nicht genügend beachtet ist: „Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh gethan, weil ich ihn wirklich mit strenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu setzen weiß, auf manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick ist mir indessen ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Lessing zu halten, oder über

ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil er Stellen eines Buches, das er herausgiebt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm danke ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte sein soll." —

Eine neuere Bezeichnung von Lessing's philosophischer Welt sagt interessant: Seine Philosophie ist eine Zusammenbildung von Leibnizens Poesie und Spinozens Prosa mit einem sichtbaren Uebergewichte des letztern Elements über das erste. Dabei blieb er doch ein Eiferer für wissenschaftliche Vereinigung von Geheimniß und Begriff. — Was Friedrich Schlegel, besonders in der sechzehnten Vorlesung seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur „über ihn sagt, ist von dem bereits fabelisch gewordenen Romantiker nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Er will die wichtige Figur Lessing's für seine Beweiswelt nicht verlieren, und dichtet wissenschaftlichen Drang, der Lessing vom oberflächlichen Rationalismus ableitete, gern in religiosen Drang um. Daneben finden sich freilich auch die besten Bezeichnungen, zum Beispiele: Lessing's Kritik geht mehr auf die Grundsätze, als auf die Charakteristik des Vollkommnen, und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Ueber den Vorwurf, Lessing sei Spinozist gewesen, sagt Schlegel, Lessing habe an die Seelenwanderung geglaubt, etwas, was mit Spinoza unverträglich.

So eben, 1838 beginnt eine neue Gesammtausgabe Lessing's, die Lachmann besorgt.

Von diesem Hauptführer in ein neues kritisches Bewußtsein muß man sich nun zu der Gruppe wenden, welche sich näher oder entfernter um ihn reihte, zu den Moses, Eberhard, Nicolai, Abbt, Engel, Sulzer, Garve, Möser, welche mit schwächerer oder anderer Kraft, aber rastlos und redlich den Versuch betrieben, wie in populärer Weise höhere Bildung gepflegt und gefördert werden könne. Fern in Italien verfolgt Winkelmann mit seinem Freunde Mengs das Ziel einer Kunsttheorie in höherem

Stile, und weckt ein eigenthümlich Reich des feinen Schönheitsgedankens, was in unsern größten Dichtungstalenten lebendig verarbeitet wird. So breitet sich immer weiter und dichter der Wald einer neuen Literatur aus neuem Anfange und Gesetze, Wieland schreibt schon lange, Herder schreibt, Goethe ist in seiner Jugendthätigkeit.

Moses und Nicolai sind als Freunde Lessing's schon erwähnt. Moses Mendelssohn ist eine der schönsten Gestalten der menschlichen Bildung. Er war ein armer Judenknabe aus Dessau, wo er 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel hatte nichts als das kleine Aemtchen eines Sophers, eines Schreibers der Zehngebote und Schulmeisters, und konnte den wißbegierigen Sohn nur im Hebräischen und den Anfangsgründen der jüdischen Religion unterrichten. Aber mit einem wahren Heißhunger bemächtigte sich der Knabe alles dessen, was in diesen Kreis reichte, ja sogar des schweren Werkes von Maimonides „More Nebochim, des Führers der Irrenden." Dieser Maimonides, aus Cordova gebürtig, hatte im zwölften Jahrhunderte in Aegypten die große Reformation des Judenthums eingeleitet, den Talmud auf eine scharfsinnige Weise erklärt, und die sogenannte moralische oder rationale Erklärungsweise geltend gemacht, was beim Alten Testamente ein so folgenreicher Schritt wurde: „Er sah Gott" hieß es nach Maimonides „er erhielt einen Begriff von Gott, er erkannte Gott." Diese rational moralische Weise, welche innigst mit dem Zeitgeiste Mendelssohns zusammentraf, drang mit dieser Lectüre früh in den Knaben, und forderte einen Eindruck auf die jüdischen Glaubensgenossen, welcher im modernen Judenthume eine Epoche erzeugt hat. Man kann sagen: Maimonides zum ersten, Mendelssohn zum zweiten Male belebten das Judenthum dadurch, daß sie es trotz aller nationalen und klauselreichen Absperrung in die europäische Bildung hineinhoben. Nicht deshalb ist der Jude unverwüstlich geblieben, ja neuerer Zeit zu einer unerhörten Wichtigkeit gediehen, weil er sein Judenthum strenge festhielt, nicht deshalb, sondern weil er zu diesem Mittelpunkte stets auch das Bildungsmoment der Zeit brachte. Obwohl die Mehrzahl der Juden, die jetzt auf dem ganzen Erdboden an neun Millionen betragen, bornirt orthodox erscheint, so ist doch durch die großen Reformpunkte in Maimonides und Mendelssohn das

Judenthum ein eben so beweglicher Anhalt geworden, wie das Christenthum, und man darf just deswegen nicht voreilig eine Auflösung dieses Stammes erwarten. Was seit Mendelssohn Wichtiges in deutscher Literatur erschienen ist, das haben sie in ihre Sprache übersetzt, nicht nur Schiller und Goethe, sondern auch Klopstock's Messias, und jetzt ist Hegel an der Reihe. Mendelssohn selbst ward in vorgerückterem Alter in dieser Reformrichtung bedenklich, beschwichtigte, warnte. Das Buch „Jerusalem ꝛc." ist Zeugniß hievon. Neuester Zeit ist in dem Reformpunkte das Mannigfaltigste geschehen, Riesser ward ein hochgeachteter Repräsentant bürgerlicher Vereinigung mit den Christen, es ist sogar ein ausgedehntes Journal des Judenthums entstanden.

Unter den kümmerlichsten Entbehrungen rang der körperlich schwach ausgerüstete Moses in Berlin, wohin er mittellos im vierzehnten Jahre gegangen war, nach Wissenschaftsmaterial. In einer Dachkammer wohnte er, und nur ein Paar Mal in der Woche hatte er bei einem mildthätigen Glaubensgenossen freien Mittagstisch. Ein verfolgter polnischer Jude, verfolgt wegen religiöser Freimüthigkeit, lehrte ihn in seinem melancholischen Jammer Mathematik und Disputirkunst; nach langer Sparniß erschwang Moses beim Antiquar eine alte lateinische Grammatik und ein lateinisch Lexikon. Damit lehrte er sich Latein, während ein Bekannter ihm täglich beim Vorübergehen eine Viertelstunde schenkte, um die nothdürftigste Anleitung für Grammatik und Lexikon zu geben. So aus dem Aermlichsten herauf entwickelte sich ein geschulter Geist, der in Verein mit einem weichen schönen Herzen nicht nur auf seine Glaubensgenossen, sondern auch auf unsere Literatur den wohlthätigsten Einfluß gewann. Er gerieth in die Handlung des Seidenhändlers Bernard, erwarb sich bald eigene Theilnahme an der Handlung, schuf sich eine gute, bürgerliche Existenz und den lieblichsten Familienkreis, welcher allen Freunden offen stand. 1754 kam er mit Lessing zusammen, dem er als vorzüglicher Schachspieler empfohlen war; durch ihn ward er in die Thätigkeit für unsere Literatur gerissen. Lessing ließ das erste der „philosophischen Gespräche" von Moses hinter dessen Rücken abdrucken, weil sich die Schüchternheit dieses bescheidenen Menschen nie dazu ermuthigen wollte. Nun war er

bei Nicolai's Zeitschriften vielfach thätig, und was in der Korrespondenz dieser Männer mit so viel Eifer verhandelt wurde. Zweck und Ort des Trauerspiels und Aehnliches, das gewann immer irgend eine Form für Nicolai's Blätter, und ging so über in die allgemeine Besprechung oder Ansicht.

Bei diesem ersten Versuche, neue Kritik zu begründen, drang man natürlich nicht überall auf den höheren Formpunkt, wo äußere Form und innerer Gehalt zusammengehen; man mußte anfangen, und es ist freilich dem jetzigen Literaten leicht, jene vereinzelten Anfänge zu übersehen. Lessing gab in verständiger Deutung außerordentlich auf Aristoteles; Ramler berief sich auf Batteux, Andere citirten Homes' „elements of criticism," Moses, welcher sich mit einzelnen Seelenthätigkeiten viel befaßte und „Briefe über Empfindungen" herausgab, lenkte gern all solche ästhetische Untersuchung auf ein Zergliedern der Empfindungen. Er hielt sich ganz an das übel bezeichnende Wort Aesthetik, welches in der Wolfischen Zeit sammt dieser Wissenschaft aufkam, und die Wissenschaft des Sinnes, des Empfindens bedeutet, von vornherein also den eigentlichen Punkt verfehlte. Denn diese Empfindungen sind es nicht, um welche es sich bei einer Wissenschaft handelt, die hier gemeint wird, sondern das Verhältniß der Erscheinung ist's, und zwar das schöne Verhältniß wird gesucht, in welchem die Empfindungen eine Rolle spielen, aber nicht Erfüllung und Ende sind.

Die Empfindungen nämlich sind gemeint, welche ein Kunstwerk erregen soll; man beschäftigt sich also mit der einzelnen, verschiedenartigen Wirkung, welche hervorgebracht wird, und es entgeht damit das eigentliche Wesen, der Inhalt selbst geht verloren, man begnügt sich mit Abspiegelungen des Wesens.

Diese immer sehr förderlichen Untersuchungen, ob Furcht, ob Mitleid und in welcher Art sie erregt sein sollten, sind besonders auf Moses Mendelssohns Anregung und Thätigkeit zu setzen. Seine zwei Theile philosophischer Schriften enthalten meist derartige ästhetische Abhandlungen. Dann sind „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" — „Jerusalem, oder über religiose Macht und Judenthum" — Uebersetzte Psalmen — „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" als seine Hauptwerke anzuführen. In üble Situation, die auf seinen

schwachen Körper höchst nachtheilig einwirkte, brachten ihn zwei Schriftsteller, die in jener popular philosophischen Zeit vorzugsweise christliche waren, Lavater und Friedrich Heinrich Jacobi, Jener, welchen die kleine, am Rückenweg schief gebogene Figur, der braune Kopf mit der Adlernase, dem scharfen Auge, dem sanften Munde, den schwarzkrausen Haaren physiognemisch sehr interessirte, welcher von der milden, überfließend liebevollen Gesinnung des weichen Moses bezaubert wurde, drang ungestüm auf Uebertritt zum Christenthume, verstand das feine Sokrates-Lächeln nicht, und gab ihm am Ende in seiner zudringlich-enthusiastischen Manier schwer wirkendes Aergerniß. Des armen Moses Körperlein war in der zweiten Lebenshälfte so erschüttert, daß der Arme fast gar keine Nahrung zu sich nehmen, und auch geistig lange Zeit kein Interesse hegen und pflegen, nicht einmal mit Freuden ausruhen, oder gar aufschreiben durfte. Die körperliche Diät hielt er großartig, die geistige nicht, aber Zumuthungen wie Lavaters, Streit und Kampf, wie das Andrängen Jacobi's erzwang, warfen ihn darnieder. Jacobi trat nach Lessings Tode mit der Behauptung auf, der Verstorbene sei „wirklich und in der That ein Spinozist gewesen." „Die Beweise" — sagt Moses — „sollen in einem Briefwechsel zwischen ihm, einer dritten Person, und mir enthalten sein, den er dem Ketzergerichte im Publikum vorlegt." — Außerdem beruft sich Jacobi auf die oben schon angedeutete Unterredung mit Lessing in Gleims Hause.

Unter Spinozist verstand man damals einen Gottesläugner; dieser Philosoph, welcher die Gottheit so großartig aufgefaßt, wurde in herbster Deutung verkannt. Nebenher war von dieser Beschuldigung auch ein kleiner Schimmer auf Moses selbst abgefallen. Dieser bewog ihn nicht zur Vertheidigung, aber den innigstgeliebten Freund, den hochverehrten Mann, seinen Lessing, der ihm die Literatur erschlossen, den wollte Moses nicht verunglimpft sehen, und er schrieb noch ein Büchlein „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings." Darin behandelte er den sanguinischen Jacobi, welcher in philosophischen Sachen dem Glauben manche Beweiskraft zutheilte, mit jener feinen mathematischen Schärfe, mit jener leichten, anmuthigen Ironie, mit all jener zauberhaften Mischung von Geistes- und Herzenskraft,

die ihm zu Gebote standen. Aber das Büchlein warf ihn ins Grab, die Aufregung seines kranken Zustandes war gesteigert; als er es zu dem gemeinschaftlichen Freunde und Verleger, zu Herrn Voß trug, erkältete er sich zu Tode und erlosch wie ein Licht fünf Jahre nach seinem Freunde d. 4. Januar 1786.

Engel schrieb dem Büchlein eine rührende schöne Vorrede. „Wie viel die Gelehrsamkeit, die Weltweisheit, die deutsche Literatur an einem Mendelssohn verloren habe, das wissen alle, denen diese Gegenstände wichtig sind; aber wie wenig reicht das hin, den unersetzlichen Verlust zu ermessen, den seine Freunde dadurch erlitten! Was von dem Manne öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes: nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannigfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und so scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen, und wie viel minder noch seine sittliche Güte, seinen Diensteifer, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters!“

Die Frage selbst ward freilich durch den übertreibenden Jacobi und den hierbei etwas muthlosen Moses nicht entschieden, in wie weit Lessing wirklich an Spinoza's Systeme Theil genommen habe. Besonders aus der Breslauer Zeit findet sich viel Polemisches in Lessings Briefen und Papieren gegen Spinoza, und der Vorzug und die hohe Stellung, welche er Leibnig einräumt, tritt da und an vielen anderen Orten siegreich vor. Was erst jetzt zu Stande kommt, eine Aufsuchung der Leibnig'schen Werke auf der hannöver'schen Bibliothek, hatten beide einmal im Auge, da Moses im November 1777 in Hannover war. Dennoch fehlt es bei späteren Aeußerungen Lessings nicht an einzelner Spur, daß er mehr als sonst Spinoza würdige, wenn er auch den Jacobi selbst in Bezug darauf nur gehänselt haben mag.

Johann Christoph Nicolai 1733 — 1811 ist schon öfters erwähnt. Dieser Berliner Buchhändler, welcher höchst wißbegierig und fleißig sich selbst unterrichtete, und sich aneignete, was nur anzueignen war, ist bei den Poeten späterer Zeit tief in Ungnade gerathen. Er gilt für den nüchternsten Mittelpunkt der sogenannten Aufklärungsperiode, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Menschen von allem Wunderbaren und Unbegreiflichen zu befreien suchte.

Dies Thema und dieser Mann ist mißlich anzufassen, ein kleiner Schritt mehr, ein kleiner Schritt weniger kann dabei Unterschiede und Gegensätze erzeugen von weitester Kluft, die beste Bestrebung und die äußerlichste Frivolität sind dabei betheiligt, und man verwechselt sie gar zu leicht. Die Aufgabe ward allgemein und wurde anerkannt, sich eine neue Kritik aller Dinge zu bilden, Glaube und Lehre aller Art setzten sich auseinander, das Bestehen flüchtete sich in den Kreis jedes Einzelnen, die Gemeinsamkeit fehlte, und das Talent aller Art holte auf dem weitesten Wege aus, dahin zu kommen. Was Wunder, daß der beste Wille manches Einzelnen bisweilen zu weit rechts oder zu weit links treten mochte.

Das begegnete denn auch Nicolai, er trat besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens etwas stark auf die platt nüchterne Seite der Bildung, er hatte sich in die Popularphilosophie, welche die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte, gar zu stark eingenistet, vermochte es nicht mehr, höhere Standpunkte zu erkennen und zu würdigen, und rief manches platte Wort in hohen Schwung und hohe Bestrebung hinein. Goethe ward ihm zu hoch, Kant ward ihm zu hoch, die neue Romantik schien ihm ein sehr kindischer Aberglaube.

Dabei bleibt er ein braver redlicher Mann, welcher unermüdsam thätig Gutes zu wirken gestrebt, dabei bleibt seine nüchterne Opposition eine heilsame, dabei hat sein oft übertriebener Argwohn gegen alles Geheime, seine Warnung vor Aberglauben, Jesuiten, verborgenen Gesellschaften, gegen Vernunft- und Freiheitgefahr manche Uebertreibung seiner Gegner abgewendet, und er bleibt eine lobenswerthe Figur. Wenn nichts anderes, so spielt er in der letzten Hälfte seines Lebens den Rechenknecht, an welchem alle Geistes- und Herzenserfindung ihre Probe macht.

Die Art, wie er Schriftsteller wurde, hat viel dazu beigetragen, daß er sich als Vertreter des nüchternen Popularverstandes erwies, eben so seine Heimath Berlin, und der Ton, welcher unter Friedrich dem Großen herrschte. Neben dem Kleistertopfe und dem mechanischen Geschäfte eines angehenden Buchhändlers suchte er sich mühsam Kenntniß und Bildung zusammen, und es war Verdienst genug, und Zeichen tüchtigen

Sinnes genug, daß er 1755 mit „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" Aufsehen machen, und die Theilnahme Lessings erwerben konnte. Wie dieser, den eine gründliche Schulbildung unterstützte, verwarf er Gottsched und Bodmer zugleich, während sich noch alle übrige Welt dem Einen oder dem Andern anschloß.

Im Verband mit Lessing und Mendelssohn wurde er, so lange diese lebten, in einem gewissen Gleichgewicht erhalten, man sieht es hier nur gar zu deutlich, wie viel ein kleiner Schritt mehr oder minder thut. Wie sehr diese selbst Vertreter eines gewissen Rationalismus, einer einfach verständigen Deutung waren, in die sogenannte Aufklärerei verfielen sie nicht, und Nicolai erhielt sich immer noch in einem leidlichen Maaße. Seine Zeitschriften wurden zwar das verschrieene Organ der schonungslosen Vernünftigkeit, aber sie hielten sich doch in einem höheren Stile, als derjenige war, welchen Nicolai später allein anstimmte. Als er den Werther travestirte und die „Freuden des jungen Werthers" herausgab, da war Goethe blutjung, Lessing selbst hatte sich etwas prosaisch darüber ausgedrückt, man nahm es hin, und die junge geniale Welt machte Epigramme darauf. Alle übrige Welt, man muß dies nur niemals vergessen, kam noch selten oder gar nicht davon los, daß die schöne Literatur doch immer etwas von Belehrung, von Moralischem, Beispielartigem haben müsse. Das mußte sich ganz anders ausnehmen, als Nicolai's Stützen, mit denen er Woche um Woche im lebhaftesten Verkehr war, als Lessing und Moses in's Grab sanken, Abbt dahin starb, Engel, Garve, Möser starben, und er immer noch da blieb, und draußen eine geniale Welt ihre dreisten Flügel schwang. Es konnte da nicht ausbleiben, daß er manches unnütze, von der Poesie und höherer Möglichkeit verlassene Wort sprach.

Seine schon oft berührten Zeitschriften, welche wahrhaft ein Theil deutscher Literargeschichte sind, erschienen in dieser Folge: 1) Bibliothek der schönen Wissenschaften 1757 — 60, 4 Theile, welche Lessing im Druck korrigirte, ohne sie mit Beiträgen zu versehen, 2) Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1761 — 65, 24 Theile. Dies sind die sogenannten Literaturbriefe, für welche Lessing sehr viel schrieb. 3) Allgemeine deutsche Bibliothek

1765 — 92, mit ihrem Anhange 128 Bände, worin ein Aufsatz über Theokrit von Lessing. 4) Neue allgemeine deutsche Bibel, 1800 — 05, 62 Bände.

Eigene Bücher Nicolai's sind: „das Leben und die Meinungen des M. Sebaldus Nothanker" 1773, gegen die Orthodoxen und die Verketzerung von diesen gerichtet, ferner „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen" gegen die auftauchende kritische Philosophie 1798, mit welcher Nicolai durchaus nicht in Einklang kommen konnte. Wir sehen hier immer Romane und dergleichen ästhetische Produkte, die für einen polemischen oder praktischen Zweck abgefaßt werden. Von einem rein dichterischen Drange, von einer That freier Phantasie, eigenthümlicher Begeisterung ist nicht die Rede. Sebaldus Nothanker machte dem Publikum viel zu schaffen, und ebenso wurde die Reisebeschreibung, welche er 1783 herausgab, und die Deutschland und die Schweiz sammt allem dem betraf, was an Meinung und Bildungsmement an diesem und jenem Orte aufgegriffen wurde, Gegenstand lebhafter Bewegung. Man muß auch hierbei zugestehen, daß die lebhafte, mannigfache Art, so etwas aufzufassen und darzustellen vollkommen neu war, und daß die praktische Richtung Nicolai's darin eine frische Aeußerung fand. Seine „philosophischen Abhandlungen" mußten von geringerem Belang sein, desto passenderes Terrain fand er in Beschreibung des ihm nahe Liegenden, der Residenzstädte Berlin und Potsdam, wozu ihm der Minister Herzberg die Archive öffnen ließ, und in Charakteristik Friedrich's des Großen. Von Nicolai datiren die authentischen Anekdotenbücher, welche das Wahre vom Falschen absonderten, und der vielgesuchten Anekdotenliteratur Friedrich's die beliebte Gestalt gaben. — Auch daran nahm sein prosaischer Sinn groß Aergerniß, daß alte Lieder ohne besondere Auswahl gesucht und gepflegt wurden, er veranstaltete deshalb einen „feinen, kleinen Almanach von Volksliedern," und es war natürlich, daß sich der poetische Sinn mit Nikolai's Kritik nicht immer zufrieden zeigte. — Im Biographischen hat er die meisten seiner Freunde bedacht: Kleist, Abbt, Möser, Engel, Teller, Beiträge zur alten und neuen Berlinischen Monatsschrift reichlich gegeben, Briefwechsel gesammelt und durchweg wie ein fleißiger Bürger gearbeitet. Die „Geschichte eines

dicken Mannes“ und „Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S.“ scheinen vom Publikum nur schwächere Aufmerksamkeit gewonnen zu haben.

Der alte Mann, welcher später ein Auge verlor, welcher mit seinen 78 Jahren bis tief in die Napoleonszeit herein lebte, hat sich natürlich wie eine kahle Ruine ausgenommen, da er aus einer Zeit stammte, wo sich eine neue Kritik erst zu erzeugen begann, und in eine Zeit hinein reichte, wo aus der kritischen Bestrebung eine reich strömende, hoch greifende Welt erwachsen war, für welche ihm Sinn und Verständniß abging. Die Natur hat ein eigen Spiel mit ihm getrieben: er, der Nerven wie Stricke besaß, wird 1791 einmal krank, und es erschienen ihm, der gegen alle phantastische Erscheinungen so zu eifern pflegte, bei vollem Bewußtsein mehrere wunderbare Phantasmata. Ganz seinem Charakter getreu, trug er dies später der Akademie der Wissenschaften redlich vor, behielt aber seine nüchterne Ansicht eben so redlich und treu bis an seinen Tod. Er war Mitglied dieser von Leibniz gegründeten Akademie, zu welcher auch Lessing gehörte, und zu der auch Mendelssohn gewählt war. Friedrich II. hatte des letzteren Wahl nicht bestätigt, ein Vorfall, der Nicolai viel Kummer machte. In seinen Briefen ist er höchst redselig, beflissen, lehr- und lernbegierig und schreibt stets fünfmal so viel an Lessing als Lessing an ihn.

Es wird Manchen überraschen, daß Nicolai auch Musik betrieben, sogar komponirt hat. Indessen ist diese Kunst ja auch neben ihrer schwingenden Innerlichkeit so sehr eine Sache verhältnißmäßiger Berechnung, daß sie von Leuten betrieben wird, die nicht eben Musik in sich haben, daß sie von Leuten befeindet wird, die nicht so ganz sangverlassen sind, und denen nur darin ein Anstoß liegt, daß mit bloßem Griffe, ohne geschlossenen Gedankengang eine angenehme Wirkung hervorgebracht werde. Lessing, seiner mathematischen Studien eingedenk, hat sie auch einmal zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht, und doch begegnet in den antiquarischen Briefen eine herbe Stelle. Bei Anführung des Antisthenes, der die Flötenspieler unsittliche Personen nennt, spricht auch Lessing von der Musik als einer „nichtswürdigen Kunst,“ und läßt es dahin gestellt sein, ob ihm allein dieser Ausdruck, oder zur kleineren Hälfte dem Antisthenes mit

zur Verantwortung überlassen sein solle. Das Wort nichtswürdig hatte übrigens noch nicht den heutigen Beigeschmack, sondern hieß bloß „nichts werth."

Dergleichen Einblicke in das kritische Getriebe dieser Gruppen sind öfters nöthig, wenn man richtig schätzen soll, was sie selbst, und was die Genieparticen der jungen Dichter bedeuten. Letzteren nützen wohl die von der neuen Kritik errungenen Vortheile, aber sie treten doch nirgends in ein besonderes freundschaftliches Verhältniß zu ihr. Nur Herder, welchem die dichterische Begabung nicht so reich verliehen war, nähert sich dieser Gruppe hie und da. Er nimmt z. B. lebhaft Notiz von

Thomas Abbt 1738—1766 einem jungen hoffnungsvollen Schwaben, der mit 28 Jahren früh verstirbt, nachdem er so jung schon viel in der Welt herumgewesen, schon zu einer bedeutenden Stellung in Bückeburg gekommen ist, und schon Beiträge zur Literatur geliefert hat, denen große Aufmerksamkeit wurde. „Vom Verdienste" und vom „Tode für's Vaterland" sind die berühmtesten Aufsätze, außerdem sind Briefe und eine Uebersetzung des Sallust von ihm da. Es ist ein kühn und kraft greifender Stil bemerklich, der manches Ungewöhnliche an sich reißt; und eine lebhaft gehende Natur, die von einem Aufenthalte in Berlin den dortigen Literaten bekannt war, ließ den frühen Tod sehr bedauern.

Johann Jakob Engel 1741 — 1802 war durch seine elegante Prosa, durch ein sanftes, leutseliges Wesen, durch eine popular-philosophische Bildung, wie sie dieser Gruppe eigen war, ebenfalls sehr beliebt und gerühmt. „Der Philosoph für die Welt," worin auch von Anderen, von Mendelssohn, sogar von Kant Aufsätze, fand großen Beifall; Engels Reden waren verehrt, sein „Fürstenspiegel," seine „Mimik," „Politik," sein Roman „Lorenz Stark," der in Schillers Horen erschien, galten für sehr empfehlenswerth. Es ist in kleinem Kreise und in einer gebildeten Darstellung der Sachen auch jetzt noch Anmuth darin zu finden. Engel war aus Mecklenburg, war eine Zeitlang Erzieher des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III. und leitete mit Ramler eine kurze Zeit das Berliner Theater. Was die Mitwelt von seinen dramatischen Versuchen rühmte, hat die Zeitprobe nicht gehalten.

Für ein Haupt solcher Popularphilosophie galt eine Zeitlang Johann August Eberhard, Professer in Halle, — 1739 — 1809 — dessen „Allgemeine Apologie des Sokrates," „Theorie des Denkens und Empfindens," „Theorie der schönen Künste" sehr in Ansehen waren. Lessing, dem er bei Bekämpfung der Theologen oft durch gleichzeitige Bekämpfung an die Hand kam, macht jedoch aus dessen etwas schwimmender und unsicherer Manier nicht viel. Ein synonymisches Handwörterbuch Eberhards war von großem Verdienste. Der philosophirende Roman, welcher in unserer Literatur so viel Verfasser gefunden hat, welchen schon Wieland 1766 mit dem Agathon so viel Schwung gegeben, zu dem Nicolai's Nothanker und noch mehr Gundibert später, zu dem Jacobi in Waldemar, Fries im Julius und Evagoras später schworen, und welcher ein steter Begleiter derjenigen Philosophie zu sein scheint, welche kein streng wissenschaftliches System findet, begegnete auch Eberhard, der 1783 den „Amyntor, eine Geschichte in Briefen" herausgab. Epikuräische und atheistische Grundsätze werden darin besiegt.

Gleichen Rufes genoß Christian Garve 1742 — 1798 ein Breslauer, in Leipzig Freund Gellerts und Ernestis, nimmt Gellerts Lehrstuhl ein, als dieser stirbt, und zieht sich später schwacher Gesundheit wegen nach Breslau zurück. Hier ist eben jene popular philosophische Bildung, die sich bei einem sanften, leutseligen Charakter einfachen Stiles ausspricht, für Moral und gute Uebersetzung wirkt, an Nicolais Bibliothek mitarbeitet, und geachtet und bedauert stirbt.

Der älteste dieser Herren ist Joh. Georg Sulzer 1720 — 1779, ein Schweizer, der wie die meisten dieser Aesthetiker mit der Theologie angefangen hatte, und dann Lehrstellen in Berlin einnahm. Seine „Theorie der schönen Künste" ist das Hauptbuch seiner ästhetischen Thätigkeit. Sie ist ein Wörterbuch, in dessen Ankündigung er sagt, es sei nur für den Liebhaber, welcher nicht daran gehen würde, wenn es in systematischer Ordnung geschrieben wäre.

Hierher gehören noch die: Unzer, der seinen „Arzt" herausgab; Zimmermann, der zu Nicolai's Aerger ein so reizbares Nervensystem hatte, daß er das Ungewöhnliche sah, und von dem ein Buch „über die Einsamkeit" dicht an die Klassicität

gerechnet wurde; der in „Fragmente über Friedrich den Großen“ zu allgemeiner Entrüstung diesem Könige üble Dinge nachsagte, an den Kaiser Leopold ein dickes Manuscript schickte, worin um Mittel gegen den Illuminatismus, gegen den frivolen Wahnwitz des Zeitalters gefleht wurde, der in trostloser Hypochondrie starb. Bei dieser Gelegenheit ist jenes Illuminatenordens, dessen Hauptstifter der baierische Professor Weishaupt war, zu gedenken als eines Beweises, zu welchen krankhaften und gewaltsamen Mitteln eine Welt mitunter ihre Zuflucht nahm, wo ohne allgemeine Einigung das Belieben jedes Einzelnen von Wichtigkeit werden konnte. Neuere Forschungen, die indeß bis jetzt nur so ausgedehnt in einem Parteiblatte aufgetreten sind, legen den Stiftern und Anfängen des Ordens die schlimmsten Vorwürfe bei. Abgesehen davon, daß der noch äußerlich übrige religiöse Verband abgeschafft und eine geheimnißvolle, despotische Gesellschaftsmacht in den Mittelpunkt gesetzt werden sollte, wird besonders dem Weishaupt Arges und Lasterhaftes nachgewiesen. In den Uebertreibungen Zimmermanns auf einer Seite gegen die Nüchternen, und in den Uebertreibungen Nicolai's auf der andern Seite gegen die Trunkenen lag wenigstens wahrhafte Veranlassung. — Endlich: Jselin, der wie Zimmermann als Leibarzt in Hannover starb, aus der Schweiz, und wie alle diese Männer durch „philosophische Versuche und Träume“ wirkend, über „Gesetzgebung,“ über „Geschichte der Menschheit“ schreibend, für Alles glühend, Quesnay den Politiker, Basedow den Pädagogen fördernd war. Wenn von Philosophie der Geschichte die Rede ist, geht man gern, außer auf Herder, auch auf Jselin zurück, und rechnet ihm die Fassung solcher Aufgabe hoch an.

Die letzte Gruppe der Prosaiker, welche ein neues kritisches Bewußtsein vorbereiten, hängt persönlich nicht so zusammen, wie diese Popularphilosophie, welche in Berlin und besonders in den Nicolaischen Zeitschriften einen Mittelpunkt hatte. Sie hat nur darin eine gemeinschaftliche Art, daß Jeder daraus historisch untersucht, historisch schildert, und solchergestalt zu neuen Bildungs-

Resultaten kommt oder doch beiträgt. Die Leute selbst und ihre nächsten Zwecke sind sehr verschieden, Justus Möser ist streng vaterländisch trachtend, Winkelmann geht über all solche Grenzen nach allgemeiner Schönheit hinaus, die Schröckh und Schlözer lehren Weltgeschichte, Sturz und Moser treiben einen geistreichen Dilettantismus mit geschichtlicher Darstellung und politischer Kombination. — Alles aber wirkt zusammen, Alles, was der Popularphilosoph erdenkt, was der Historiker erforscht und folgert. Das Bildungsbewußtsein der Nation wird zu höherer Richtschnur und Tendenz erhoben, Geist und sittliche Kraft üben und stählen sich, die Aeußerungen höherer Wirksamkeit werden passender gesondert, es wird möglich gemacht, daß sich wenigstens partienweise eine Poesie ausbilden kann. Die Zeit dringt — wie schon vorausgeschickt wurde — nicht zu einem gemeinschaftlichen Inhalte, aber sie gewinnt wenigstens für viele edle Theile Gesetze des Verhältnisses, und macht dadurch Schöpfungen möglich, die in ihrem Bereiche und im Bereiche einer ausgebildeten Sprache klassisch zu nennen sind.

Die Hauptperson ist Johann Joachim Winkelmann 1717 — 1768, dessen Arbeit schon dem größten kritischen Förderer dieser Zeit, Lessing so lebhafte Anregung gab. Auch darin ist er ein Typus, daß all sein Streben nur auf Entdeckung schönen Verhältnisses gerichtet war, und daß er damit eine Beachtung, einen Ruhm gewann, als sei das Herz der Welt darin zu suchen, und darin allein zu segnen. Der reiche Zusammendrang der Welt, die Fragen nach Staat, Sitte und Glaube, kurz die Fragen nach dem eigentlichen Inhalte einer Poesie traten bei Winkelmann völlig in den Hintergrund; — wir sehen ihn den Glauben wechseln, wie man ein Kleid wechselt, wie man eine Nebensache betreibt, die nationalen Bedürfnisse übersehen, wie Unwesentliches. Nur die alten Kunstwerke, die alten Schriftsteller betrachtet und studirt er wie seine Bibel, ein Schönheitsverhältniß ist ihm die Aufgabe alles Lebens.

Eine Zeit, die dies als erfüllendes Verdienst ansah, welche darin eine um und um genügende That fand, mußte somit in jedem einzelnen Dichter auf eine eigene Welt dieses Dichters angewiesen sein. Hierin hob sich die Romantik zu ihrem letzten großen Schritte aus.

Winkelmann war der Sohn eines armen Schusters in dem

Altmärkischen Städtchen Stendal, und verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und Beschränkung. Der alte, blinde Rektor des Städtchens, Namens Tappert nahm sich seiner an, und im „Neueröffneten adlichen Ritterplatze" lernte er zuerst die berühmten Bildwerke kennen, welche ihm den ersten Eindruck nach dieser Seite hin gaben. Mit 18 Jahren ging er auf das Köllnische Gymnasium nach Berlin. Von da machte er eine Fußreise nach Hamburg, um einige gute Ausgaben alter Klassiker zu erstehen, da die Bibliothek des berühmten Fabricius verauktionirt wurde. Das Geld dazu und zur Reise bettelte er unterwegs bei Edelleuten und Pfarrern zusammen. Auf dem Rücken trug er die errungenen Bücher heim. — 1738 kam er nach Halle, ebenfalls um Theologie zu studiren. Aber dies Studium mit der Pfarraussicht behagte ihm nicht, alte Literatur und schöne Wissenschaften lockten ihn mehr. Fremde Länder und deren Schätze wollte er sehen, 1740 trat er eine Wanderung an, die nach Paris und Rom führen sollte, die Manier der Hamburger Reise sollte das Nöthige beschaffen, und auf die Klöster rechnete er sehr, denn es war ihm bereits deutlich, daß er zu äußerer Bequemlichkeit katholisch werden müsse. Der Krieg brachte ihn diesmal wieder zurück, er ward ein Jahr Hauslehrer, und ging dann nach Jena, um Mathematik und Medizin zu studiren. Mit Privatstunden fristete er sich ökonomisch, lernte neue Sprachen, und trat 1742 bei Halberstadt wieder eine Hauslehrerstelle an, während welcher er besonders Geschichte und Bayles Lexikon studirte. 1743 ward er Conrektor in Seehausen, lehrte ungezogene Buben lesen und schreiben, und existirte äußerst kümmerlich. Dort las er die kalten, langen Winternächte hindurch Klassiker, Geschichte, französische, italienische und britische Dichter, träumend von schöneren Gefilden und schönerer Welt, als das märkische Städtchen bieten konnte. Fünf Jahre lang ertrug er dies kärgliche Leben, dann wendete er sich an den Grafen Bünau, welcher oben mit Masceu als erster Begründer wirklicher Geschichtsschreibung angeführt worden ist. Dieser nahm ihn zum Sekretair an mit 80 Thalern Gehalt, Winckelmann ging nach Nöthenitz, bei Dresden, wo Bünau lebte, und machte diesem Auszüge aus den Historikern und Chroniken, welche für die „deutsche Reichsgeschichte" benützt wurden. Hier in Nöthenitz,

wo er in eifrigem Studium und in den stets nebenher gehenden Auszügen fortfuhr, welche ihm später so zu Statten kamen, berührte ihn sein eigentliches Lebensinteresse. Das nahe Dresden ward oft besucht, die reichen Kunstschätze desselben wurden betrachtet, studirt, die Bekanntschaft Lippert's und Ludwigs von Hagedorn, zweier Kunstkenner, die auch in Lessings Aufmerksamkeit viel hinüber spielten, wurde gemacht, ein freundschaftlicher Umgang mit dem genialen Maler Oeser ward gewonnen, der auch auf Goethe so wohlthätig einwirkte. Die Schulen der Kunst wurden jetzt studirt, Manier, Gesetz, Entwickelung derselben ward aufgesucht, Italien stieg lockend auf. Winckelmann setzte sich in Verbindung mit dem päbstlichen Nuntius Archinto, der oft nach Nöthenitz kam, ward katholisch, um Verbindung und Empfehlung zu erleichtern, lebte noch eine Zeitlang in Dresden mit Oeser, und machte sich fertig zur großen Entdeckungsreise. Dort während des Frühlings 1755 schrieb er sein erstes Schriftchen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke," griff es selbst in einem zweiten an, und vertheidigte es in einem dritten. Da sie nur in 50 Exemplaren erschien, so ist diese erste Schrift sehr selten geworden. Im Herbste 1755 reis'te er mit einem Jahrgehalte des Kurfürsten von 200 Thalern und guten Empfehlungen versehen nach Italien. Hier, wo er sich dem Maler Raphael Mengs anschloß, wo er im Kardinal Albani und manchen Anderen hilfreiche Beförderer fand, entwickelte sich ihm bei steter, unermüdlicher, sorgfältiger Anschauung der alten Bilderwerke das, was ihm eine so folgenreiche Einwirkung auf unsere Literatur gab, der Takt, das Gefühl für's Schöne, was man mit dem Worte Geschmack ausdrückt. Es ist daher nie zu einem geschlossenen Systeme in ihm ausgebildet worden, dafür war jene Zeit in allen Theilen nicht angethan, dazu waren noch viel breitere Vorarbeiten nöthig, die eigentliche Wissenschaft der Kunst konnte erst folgen, wenn der Geschmack dafür geweckt, wenn das Wesen und die Grenze derselben mit begabtem Blicke untersucht war. Dafür hat Winckelmann das Größte geleistet, und das haben die solcher Vorbereitungszeit folgenden Schöpfergenies unserer Literatur, Goethe an der Spitze, scharf und tief empfunden, und bereitwillig, ja hingebend anerkannt. Goethe hat bekanntlich eine eigene Schrift

„Winckelmann und sein Jahrhundert“ herausgegeben, welche noch in Rede kommt.

Winckelmann's Begeisterung für die Ideale der alten Kunst erweckte ihm ein viel und tief sehendes Auge, seine genaue Betrachtung übte diesen Blick bis zur eignen Virtuosität, seine feine Darstellung alles dessen, was derartig in ihm vorging, bildete uns jene klassische Geschmacksatmosphäre, welche unserer Literatur einen so edeln Anhauch gab, und besonders aus jedem Buche Goethe's mit jener unübertroffnen Ruhe der befriedeten Schönheit spricht.

Ein Hauptpunkt der Winckelmann'schen Kritik wurde, daß er die Kunst über all die dienenden Zwecke, über die moralischen Nebenabsichten und Beihilfen hinaushob, mit deren Annahme alle höhere, selbstständige Offenbarung der Kunst vernichtet, wodurch sie in den Kreis der bloßen Verwaltung gezogen, wodurch das rein Schöpferische ihr geraubt, die unmittelbare Verbindung und Anknüpfung mit dem höchsten Weltwesen ihr abgeschnitten wird.

Sein Gang, seine Methode dafür war, in den Kunstwerken und der Kunstgeschichte die Kunstidee zu finden. Vorgeworfen wird ihm, selbst von Goethe, wenn auch von diesem in milderer und die herrschende Ansicht berichtigender Weise, daß er zu ausschließlich nach der Form trachte, und nur seiner die inneren Schönheiten, die Idee verkünde, welche durch die Form zur Erscheinung kommen soll. In diesem Betrachte hat sich neuerdings Schorn Winckelmanns angenommen.

Ehe das Alles in ihm abgeklärt war, begann er mehrere Werke, ohne daß er sie vollendet hätte, bis sie dann mit all ihrer Einzelnheit in sein großes Werk „Geschichte der Kunst des Alterthums“ zusammen schlugen. Dahinein mündeten seine Entdeckungen und Berichte über herkulanische Alterthümer, sein Ordnen der geschnittenen Steine des berühmten Kenners Stosch, seine Anmerkungen über die Baukunst der Alten ꝛc. Italienisch gab er noch ein großes Werk heraus „Monumenti antichi inediti,“ was sich aus einer Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweitert hatte. Ueber die griechischen Münzen fing er ein lateinisches an, vollendete es aber nicht, und so findet sich eine große Zahl Schriften, die

Torsi geblieben sind: „über die Allegorie," „Römische Briefe über Gegenstände der Kunst," „über die Empfindung des Schönen," seine öfteren „Nachrichten von den Herkulanischen Entdeckungen," um derentwillen er drei Mal nach Neapel und zu den verschütteten Orten gereis't war, sein „Sendschreiben" darüber, was große Polemik erzeugte, seine „Lebensbeschreibung Winkelmanns." Nur der „Versuch über die Allegorie" erschien 1766, und ein Jahr später kamen „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst."

In diesem historischen Bereiche ist seinem glücklichen Auge schwer wiegende Berichtigung zu danken. Vor ihm spukte das Etrurische und Aegyptische; was nicht in den geläufigen Kreis des Anblicks paßte, das ward ägyptisch, wenigstens etrurisch genannt. Man war der Meinung, Etrurier sowohl als Griechen hätten die bildenden Künste von den Aegyptern erhalten. Historische Kunstkritik war noch gar dürftig ausgestattet. Die darin berühmtesten Italiener wie Gori, Passeri und Bracci sind gerühmt wegen philologischer Bildung, der Franzose Graf Caylus, dessen Lessing öfters gedenkt, ist's wegen lebhaften Geschmacks, aber es fehlte an Männern, die beides vereint besessen hätten. Professor Christ in Leipzig, den merkwürdigerweise Winkelmann nicht einmal gehört hatte, lebte in Leipzig, und nicht im Anschaun der alten Kunstwerke, um seine gebildete Kritik auszubilden. Der geniale Menge, ein ausübender, höchst geschickter Künstler, dem sich Winkelmann hingab, [illegible]en Künstler sinnlicher Form, und schätzte andere Forderung des Kritikers gering. Es war und bleibt ein Akt des Genie's, daß Winkelmann in seinen monumenti siegreich der bis dahin geltenden historischen Ansicht widersprach, die Etrurier und Aegypter beschränkte und siegreich darthat, bildende Künste stammten nicht bloß von ihnen, sondern entsprängen überall aus einem Bildungs- und Nachahmungstriebe, welcher allen Menschen selbstständig inwohne.

Nun, nachdem er noch einmal in Neapel gewesen, und eine Reise nach Griechenland verschoben hatte, wo er sich von Ausgrabungen in Elis große Entdeckungen versprach, trat er eine Reise nach Deutschland an. In Berlin wollte er eine französische Uebersetzung seiner Geschichte der Kunst veranstalten. Der Bildhauer Cavaceppi begleitete ihn, den 10. April 1768 gingen sie von Rom ab.

In Tyrol versank er in Schwermuth, die steilen Felswände, weiter hin die spitzen Dächer in Deutschland, erzeugten ihm die größte Angst; war es ein in Schönheitsbetrachtung so fein gereiztes Nervensystem, er erklärte bestimmt, nicht weiter zu reisen. Widerstrebend folgte er über München und Regensburg bis Wien, die Schwermuth wurde zur unerträglichen Pein, todtenblaß und zitternd beharrte er auf der Rückreise, nicht Ehre und Auszeichnung, die ihm widerfuhr, änderten etwas in seinem Verlangen, er ward erst heiter, als er wieder nach Triest hinab fuhr. Und dort in Triest ermordete ihn ein Italiener, Archangeli, der nach Winkelmanns Gelde lüstern war, im Gasthauszimmer. Daß Raubluft die Ursache der Freveltat gewesen, wurde wenigstens bis jetzt allgemein angenommen. Neuere Nachfrage will entdeckt haben, daß persönlicher Haß das Motiv gewesen sei, Haß um Liebschaft, um den Einfluß des Ausländers, um dessen Gleichgültigkeit und gelegentliche Spötterei gegen den angenommenen Katholicismus. Leopold Schefer hat darüber merkwürdige Andeutungen gegeben.

Die Ergänzungen zu seiner Geschichte der Kunst wurden sehr mangelhaft in Wien herausgegeben, seine Papiere, die er dem Kardinal Albani vermacht hatte, kamen später nach Paris. 1808 haben Fernow, Meyer und Schulze eine Ausgabe seiner Schriften in 8 Bänden veranstaltet; Eiselein hat von 1825—30 eine in 12 Bänden zu Donaueschingen besorgt.

Es ist ihm vorgeworfen worden, daß seine Begeisterung absonderlich in letzter Zeit oft haltlos geworden, und auf allzuviele und beliebige Deutung der Kunstwerke und der bloßen Bruchstücke gerathen sei, daß er oft den Seher statt des Kenners auf eine ungestüme Weise gespielt, daß er hochmüthig zu wenig Kenntniß von gleichzeitiger, ähnlicher Arbeit genommen, daß er sehr mangelhafte Ausgaben der alten Klassiker benützt, sich zu weit darin auf sein Gedächtniß verlassen habe, und dadurch zu mancher Unrichtigkeit geführt worden sei. Besonders den letzteren Punkt sieht man schon von Lessing berührt.

Es muß nur dabei nicht vergessen werden, daß er ein büreauisches Feld der Kunstbildung betrat, was in unsrer Nation noch Niemand mit dieser ausgebildeten Absicht betreten hatte. All die

gemüthlich-philosophische Aesthetik, welche in unserm Vaterlande rege geworden war, welche mit und nach Plato sich erging über allerlei Art der Empfindung, über Schönes und Wahres, ohne doch streng wissenschaftlich dies Alles in eine Form zu fesseln, all' diese Gemüthsästhetik konnte ihm wenig helfen, war aber wohl angethan, ihn zu jener Schwärmerei zu verleiten, welcher er denn auch nicht ganz entgangen ist. Mag sie einem Systeme hinderlich gewesen sein, seinem der Begeisterung fähigen Herzen macht sie Ehre, und dem allgemein zu erweckenden Antheile an höherem Geschmacke war sie höchst förderſam.

Ja, der Wunsch ist natürlich und schön, daß Lessing neben ihm gewesen wäre, neben ihm betrachtet, mit alten Grundsätzen verglichen und darnach modern gefolgert hätte! Lag doch auch dieser Drang wie eine historische Anforderung in ihm, der Drang, in Rom zu leben, zu schaun und zu folgern!

Er war die Potenz, in welcher sich die beiden ästhetischen Richtungen folgenreich vereinigten, nämlich die eben erwähnte philosophische, und die historische, denen auch in diesem Kreise die beiden, eine Menschheit umschließenden Griechen Plato und Aristoteles verstanden. Und er hatte die historische Aesthetik, welche sich auf Aristoteles, auf Longin, und auf die etwas triviale Poetik des Horaz berief, am Unbefangensten aufgefaßt, er besaß alle Fähigkeit zu einer höheren philosophischen Verarbeitung als der bloß gemüthlichen, wie es von den erwähnten Popularphilosophen geschah. Verband sich mit ihm die Begeisterung Winkelmanns, welche ihm abging, das poetisch begabte Auge, dann konnte uns damals schon eine Wissenschaft der Kunst gewonnen werden, während ohne Verbindung dieser Männer die gemüthliche und die historische Forschung über das Schönheitsprincip noch unverbunden neben einander blieben, und der Talente und Genies harrten, womit glücklicherweise diese Zeit mehr denn jede andere gesegnet war.

Denn freilich, selbst wenn durch Vereinigung dieser zwei Wege ein festes Princip gefunden war, dann blieb noch der romantische Punkt aller neuen Zeit übrig, dessen sich nur das Genie bemeistert, um eine schöne, wirklich moderne That zu erzeugen. Dieser romantische Punkt ist eben unser Leben: man mag die

systematisch festgestellte Forderung noch so vollständig ergreifen, sie selbst giebt nur ein todtes Produkt; die Romantik ist eben eine Weiterzeugung in das noch Ungefaßte, weil sie nirgends durch eine plastische Welt begrenzt ist.

Dies hat Niemand so tief empfunden als Goethe. Darum hat er sich so anerkennend und doch so erweiternd, so lebend und doch so Raum öffnend dem Winkelmann'schen Streben zugewandt, auf historischer Kunstbasis ein Princip zu suchen, und sich doch in ungefesselter, begeisterungsvoller Theilnahme alle moderne Möglichkeit offen zu erhalten. Darum hat er ihm eine eigene Schrift gewidmet, darum hielt er sich stets die abschließende Philosophie fern, nicht bloß, weil schöpferisch poetische Naturen niemals leicht in ein fremdes bloßes Gedankenhaus der Welt hinein mögen, sondern weil sein Talent ganz lebhaft führte, die romantischen Erweiterungen hätten noch große Bahn vor sich, und dürften nur mit dem versöhnigten Schritte abgeschickt werden. Darum ist ihm auch so viele Verkennung, so viel absprechendes und schiefes Urtheil begegnet. Auch dies hängt genau mit dem Standpunkte zusammen, auf welchem das ästhetische Princip nach den philosophischen und nach Winkelmann's Bestrebungen verblieb. Das Princip war nur in einer gewissen Mannigfaltigkeit erweckt worden, in eben solcher Mannigfaltigkeit, wie Winkelmann allerlei Eindrücke empfing und deutete; man mochte es wohl auf diesen oder jenen Einheitsausdruck zurückführen, es das Charakteristische oder das Bedeutende nennen, oder noch anders, die Mannigfaltigkeit blieb darin. Denn wir sind heute noch um kein Haar breit weiter, wenn auch die systematische Philosophie Alles scharfsinnig zusammengefaßt und zur Nothwendigkeit, dem Kennzeichen aller Philosophie, geordnet hat. Philosophie erfindet nicht, sondern findet. Sie läßt in unsrer romantischen Zeit mit richtiger Bescheidung die Romantik den Dichtern; das ästhetische Princip ist ausgebildeter und fester, aber noch in jener Mannigfaltigkeit begriffen. Was geht nicht Alles in den Ausdruck „bedeutend" oder in den ziemlich gleich viel geltenden „charakteristisch," um welche Verschiedenheit der Goethianer Meyer und der Kunstkenner Hirt nicht auseinandergehn durften, was geht nicht Alles hinein? Er ist ein Fortschritt aus dem allgemeinen Worte „schön," aber nur ein Fortschritt.

Darum, — und für diese Folgerung ward ausgehoben, — war jedes neue Goethe'sche Buch ein Räthsel, ein Stein des Anstoßes, weil jenes Princip der Mannigfaltigkeit, das Princip des Bedeutenden von der Schulkritik nicht gefaßt werden kann, denn jedes Buch ist eine neue Welt, für welche die früher abgezogene Regel nicht paßt. Es ist aber nicht Sitte zu sagen: die Regel paßt nicht, sondern man sagt: Das Buch ist unpassend. Der Drang zur Klassik ist so groß, daß man auch in der romantischen Existenz klassische Verhältnisse anspricht. Die besten Goethe'schen Bücher haben die ärgste Anfechtung erfahren, und wohl uns, wenn just ein Bestes betroffen wird, denn dies hat so viel Lebenskraft, daß es sein eigen Gesetz erzeugt, und allmählig selbst Gesetz wird. Das schwächere Gute aber leidet verderblich darunter. — Und so geht es noch heute, und wird es noch lange gehn, bis sich die romantische Mannigfaltigkeit des Gesetzes immer dichter in einen geschlossenen Kreis zieht, und unsre romantische Welt in einen neuen klassischen Kreis gefestigt ist, der sich höher und weiter dehnt, als der frühere griechische, und die Ueberdietung durch einen neuen romantischen Anfang erharrt. Jedes ästhetische Produkt, sei es ein Bild oder ein Buch — vorausgesetzt, daß eine wirkliche Kraft dem Verfasser zugetraut werden muß — braucht seit dem durch Winkelmann und Goethe geöffneten Principe sein neues Auge, sein neues Gesetz. Es werden sich dabei die bloß erzeugten und nicht erzeugenden Köpfe immer kund geben; all solch neues Produkt wird ihnen ein Anstoß sein. Und sie sind dabei in eigner Lebensrettung, denn ihr Erworbenes und Erlerntes ist auf dem Spiele, wenn die neue Gattung anerkannt wird, sie haben kein Kapital, sondern nur eine Rente, die bei der jedesmalig geltenden Aesthetik steht, und mit dieser fällt.

Das sind Folgerungen, die durch den Winkelmann'schen Standpunkt erzeugt sind, und damit genau zusammenhängen, daß Winkelmann zu keiner wissenschaftlichen Begründung eines vorwärts und unbedingt geltenden Prinzipes kam. Hier ist dieser Mangel eher segensreich geworden, denn Winkelmann war keineswegs das hiefür nöthige, umfassende Genie, und sein Blick war nur rückwärts zu den Alten gekehrt. Wie viel ferner verschüttet werden konnte, haben die nächsten Jahre gezeigt, welche

mit so viel genialen Männern ausgerüstet, mit so viel außerordentlicher Thätigkeit gesegnet waren, und welche doch nicht zu einem dogmatischen Abschlusse geschritten sind, auch nicht im Reiche der schönen Kunst.

Nach ganz anderen Seiten hin, aber auch tief und nachhaltig, und auch im historischen Wege wirkt für ein neues kritisches Bewußtsein unsrer Nation Justus Möser, — 1720—1794 — ein Name, welcher eine Zeitlang nur von den Besten des Landes behalten wurde, obwohl sein Interesse vielfach mit den populärsten Dingen beschäftigt, an das allgemeinste Verständniß gerichtet und mit größter Liebe von diesem aufgenommen war. Osnabrück war seine Vaterstadt, und jetzt erst hat sie den großen Besitz eines so tüchtigen Mannes gewürdigt, und vor Kurzem ist seinem Ruhme eine Bildsäule aufgerichtet worden.

Justus Moser hat von 1740—42 in Jena und Göttingen die Rechte studirt, und als praktischer Jurist und Staatsmann seiner Heimath redlich, eifrig und mit dem gänzigsten Erfolge gedient. Er war lange Zeit eine leitende Hauptperson des kleinen Ländchens als Syndikus der Ritterschaft und später als Geheimer Referendarius der Regierung. In dem lebendigen, thätigen Leben stets mitten inne, kundig aller nahen und ausländischen Kultur, geschäftig lange Zeit in London verkehrend, erregt und gesteigert durch das angespornte Leben während des siebenjährigen Krieges, war seine große, freundliche Gestalt, sein milder Ernst, seine feste, sanfte und oft heitere Menschlichkeit allen Mitbürgern in der Nähe ein steter Trost, und allen fern Wohnenden eine wohlthuende Erscheinung. Sein Wort als das eines Autors ist schon einmal flüchtig in Lessings Nähe aufgetaucht, da, wo es sich des gemißhandelten Hanswurstes annimmt, und so finden wir ihn hundertfach, wie er das nächste Interesse einer allgemeinen Bildung ergreift, daraus einen ernsten, und doch heiter lächelnden Aufsatz formt, ihn in das heimische Intelligenzblatt einreiht, oder an Nicolai für die „Bibliothek," oder an Biester für die Berlinische Monatsschrift sendet. Aus diesen einzelnen Aufsätzen bildeten sich die berühmten „Patriotischen

Phantaſieen," in welche er ſie von 1775 an ſammelte, und von denen 4 Theile drei Mal aufgelegt erſchienen ſind.

Wenn man unter dieſe Aufſätze tritt, ſo empfängt und erkennt man die Bildung der Möſerſchen Figur, und in ihr das große Moment, was er uns ſo unſcheinbar erobern half. Dies Moment beſteht darin: vom Nächſten anzufangen, das ſcheinbar Unbedeutende aber eben Nothwendige aufzufaſſen, ſorgfältig nach jeder Seite zu betrachten, organiſch, klar, ohne Uebertreibung und ohne Rückhalt die Folgerung zu ſuchen, in ihr den Blick nach einem großen Verhältniſſe zu erweitern, und in dieſer einfachen, aber großen hiſtoriſchen Art ein neues, wirklich geſundes und darum wirkliches, mögliches Reſultat zu finden.

Wenn wieder vor Augen gebracht wird, was oben öfters von rationaler, organiſcher Bildung geſagt, wie ſie gewünſcht und ſo vielfach vermißt wurde, ſo wird ein Verſtändniß und eine Schätzung Möſers ſich von ſelbſt darbieten. Er iſt ein Bild dieſes oft vermißten Ganzes. Er würdigte hoch eine Spekulation, wenn ſie gehalten, aus ſicherer Grenze aufſteigt, wie man dies aus ſeiner „Osnabrück'ſchen Geſchichte" erſehen mag; aber er warnte redlich und klug vor der verwirrenden Schlußart aus dem Allgemeinen in's Allgemeine. Die nöthige Beſchränkung, wie ſie das Nationale heiſcht, um einen Anfang und Anhalt und eine feſte Bahn zu finden, lehrt Niemand ſo eindringlich als Möſer, und es zeigt Niemand dabei ſo überzeugend, daß die Bahn ſelbſt alsdann um ſo weiter führen könne, je ſorgfältiger und aufmerkſamer ſie erſt von vornherein eingerichtet worden.

Dieſer naturgemäße Wink und Drang zur Entwickelung, dieſes Wachsthum aus dem Feſten, durch das Sichere in's Große ſtellt ſich in ihm dar wie das morgenfriſcheſte Gebild einer ſchönen Menſchenbildung. Ein Titel und Satz aus ſeinen Aufſätzen verbreitet ein weites Licht über ihn, dieſer heißt: „Der jetzige Hang zu allgemeinen Geſetzen und Verordnungen iſt der gemeinen Freiheit gefährlich."

Mit beſtem Rechte haben darum Neuere wie Ranke, Dahlmann, Mendelsſohn der jüngere, Möſer's Andenken erneut, mit beſtem Rechte weiſ't darum ein neuerer Publiciſt, Guſtav Schleſier, nachdem wir heerweiſe Erfahrungen gemacht, jetzt noch auf

den Weg Justus Mösers zurück, wenn von wohlthuender Thätigkeit in Politik, nach Umständen in Opposition, oder überhaupt von national-bildenden Einflüssen die Rede sein solle, und nennt ihn unumwunden den Gründer deutscher Staatsweisheit.

Erwägt die Erschütterungen, welche noch bei Mösers später Lebenszeit über die politische Welt, über alle Nation und Form im Allgemeinen hereinbrachen, erwägt, wie vorsichtig und besonnen, vielleicht zu vorsichtig, unser Vaterland sich betheiligen ließ, so weit dies von ihm selber abhing, wie fest der innere Kern unsers Nationallebens doch in so stürmischer Zeit bewahrt worden ist, erwägt das, und bezweifelt noch, daß dies sauber ausgebildete Mösersche Moment tief in die Furchen unsrer Existenz gefallen, und mit reicher Ernte belohnt worden ist. Vergesset daneben nicht, daß fast alle übrige Kultur, der man ringsum begegnet, in's Allgemeine hin geartet, daß fast Alles kosmopolitisch, in keineswegs ersprießlicher Bedeutung des Wortes war, und daß eigentlich nur der Goethe'sche Weg in anderen Bereichen mit diesem organischen Mösers zusammentraf. Dann wächst dieser Mann hoch und fest wie seine eherne Statue jetzt zu Osnabrück steht, und höher und fester noch, denn diese.

Sein zusammenhängendes Hauptbuch ist die „Osnabrück'sche Geschichte," wo er ganz in seiner Weise vom Beschränkten anhebt, und es Stufe für Stufe so vortrefflich erweitert und anknüpft, daß man unter diesem unscheinbaren Titel die feinste Wendung in's Allgemeine, die reichsten Blicke über deutsche Geschichte, und Geschichte überhaupt erhält. Der Stoff ist leider nur bis zum Jahr 1792 geführt.

Möser wurde vielfach der deutsche Franklin genannt. Sein Stil, ist voll, stark, einfach, ungeschmückt.

Weniger durchgebildet, aber doch für eine unparteiische historische Ansicht vorbereitend, für eine gefaßte, mannigfache Geschichtschreibung vorwirkend war Johann Matthias Schröckh — 1733—1808. Er stammte aus Wien, und die üble Lage, in welcher er seine Glaubensgenossen, die Protestanten, sah, trieb ihn, Prediger zu werden. In Göttingen studirend gewann er durch Mosheim Vorliebe zur Kirchengeschichte, kam dann nach Leipzig und recensirte für die Acta eruditorum und die Leipziger

gelehrten Zeitungen, ein Geschäft, was er sieben Jahre betrieb, und wobei er viel Bücher kennen, Bücher rasch gebrauchen und leicht schreiben lernte. Später ward er Professor in Wittenberg und schrieb seine „christliche Kirchengeschichte," welche mit den Fortsetzungen „seit der Reformation" 43 Theile enthält, denen Tzschirner noch zwei angefügt hat. Außerdem hat er gebracht: „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," die er noch in Leipzig schrieb; dann folgte „Allgemeine Biographie," dann seine Kirchengeschichte, und zuletzt seine „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder."

Das Talent seiner Schreibart erhob sich nicht besonders, gab aber den Stoff klar und deutlich; seine Thätigkeit, obwohl zu keiner hohen Wissenschaftlichkeit aufgeschwungen, ist höchst verdienstlich geworden, und muß großen Lobes theilhaftig bleiben, wenn auch noch zu Schröckh's Lebzeiten aus der Geschichtschreibung eine viel größere Wissenschaft und Kunst gemacht wurde. Der Fleiß und die erste allgemeine Zusammenstellung geschichtlichen Stoffes, das lebhafte Interesse, was er dafür zu wecken wußte, sind ungeschmälert auszuzeichnen.

Geistreicher, kühner, eigenthümlicher, rascher und frischer in Auffassung und Form war freilich August Ludwig v. Schlözer, 1735—1809.

Geschichtliche Anwendung auf Leben, Staat und sonstige Forderung war großentheils von Frankreich ausgegangen, die Montesquieu, Voltaire, Ducles, Mably, Raynal richteten sich dahin, Brosses und Barthélemy beschrieben gemeinfaßlich das Alterthum. England faßte diese Richtung ernster und größer, die Hume, Robertson und Gibbon sind die ersten Meister moderner Geschichtschreibung, und die Deutschen, den schwereren Theil aufmerksam aufnehmend, haben so viel Fleiß, Geist und Wissenschaft darauf verwendet, daß sie es darin zu einer klassischen Meisterschaft gebracht haben, die von keiner Nation übertroffen, ja von keiner erreicht wird. Der historische Sinn, die historische Deutung und Folgerung, ist auch in so sublimer Art bei keinem Volke ausgebildet und verbreitet als bei dem deutschen. Dies und die spekulative Philosophie sind die zwei Kulturhöhen, womit die deutsche Nation auf Kosten manches näheren Wissens und Vortheiles überragt. Das Aufsehen, was neuerdings un-

gewöhnliche Historiker der Franzosen auch bei uns machten, wie die Michelet und Aehnliche, ist ein Beweis, daß es ein ungewöhnliches war.

Die Grundlage zu der historiographischen Ueberlegenheit bildete sich durch die Vorarbeiten für kritisches Verfahren, eines Ernesti, Griesbach, Plank, Gatterer, durch Aufmerksamkeit auf die englischen Muster, und späterhin durch die hohen Standpunkte, welche von ausgebildeter Philosophie hergenommen wurden.

Geistreiche Methode wurde in hohem Grade durch Schlözer gefördert. Er war ein schwäbischer Predigersohn, der denn auch seine Theologie in Wittenberg studirte, sie dann bei Seite warf, in den Orient reisen wollte, nach Stockholm kam, von da nach Göttingen eilte, um schleunigst Medicin zu studiren, einem andern Ungestüme nachgab und nach Petersburg gerieth, endlich als Professor der Geschichte und später der Politik in Göttingen festgehalten wurde. Er war von reicher Gelehrsamkeit, mit einem scharf sehenden, dreisten, schonungslos zusammenfassenden Naturel begabt, er glaubte wenig, aber ergriff zur Betrachtung und Anwendung Alles; er gab dem Dinge, was seitdem so mächtig geworden ist, der öffentlichen Meinung, eine freie, unumwundene Sprache, und that das in einer so starken und fesselnden Art, daß Alles aufhorchte und von dieser neuen Macht betroffen wurde. Es wird von der Kaiserin Maria Theresia erzählt, daß sie immer sehr begierig gefragt habe: Ist kein Schlözer da? womit der „Briefwechsel" und die „Staatsanzeigen" gemeint sind, die er herausgab. Woltmann sagt über ihn: Vor Schlözer hatte keiner gewagt, mehr Verstand, als einen sehr dünnen kritischen, in die Geschichte zu bringen. Mit lebendiger Derbheit, witzigen, zum Theil wahren und gelehrten fast immer sturril gesagten Kombinationen, mit einer Kühnheit, die zur Frechheit wurde, weil ihm aller Sinn für das Antike, das künstlerische, das darstellende Vermögen abging, stürmte Schlözer in das geschichtliche Studium der Deutschen, dessen Nüchternheit und Trockenheit ihn anekelte. Um die ärgste Schläfrigkeit und Dickhäutigkeit zu reizen war er sehr geeignet.

Er hat viel geschrieben in Geschichte, Staatswissenschaft und Statistik, hat die Geschichte Rußlands begründet, und eine lebhafte Anregung in Deutschland gegeben. Eine „kleine Welt-

geſchichte," eine „Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder," eine „Allgemeine Geſchichte von dem Norden," „Ruſſiſche Annalen" ſind von ihm da. 1828 iſt ſeine Lebensbeſchreibung durch Ch. v. Schlözer in 2 Bänden herausgegeben.

Sein Stil iſt eben ſo raſch, lebendig, ungeſtüm, oft ſpottend, witzig wie ſein Weſen, und es iſt ein charakteriſtiſch Zeichen ſeiner Zeit und ein Mangel ſeiner Auffaſſung, daß er für alles religioſe Moment keinen Sinn hatte und es als unweſentlich bei Seite liegen ließ. Später bei einer Ueberſicht hiſtoriographiſcher Kunſt kommt er im Zuſammenhange damit nochmals in Rede.

Mehr zum leichten Dilettantismus der geſchichtlichen Erzählung neigend, aber in einem für jene Zeit ſehr gewandten, oft feinen Stile iſt

Helfrich Peter **Sturz**, — 1736—1779 — der ſchon mit einer Schilderung Klopſtocks aufgeführt worden iſt. Er ſtammte aus Darmſtadt und gerieth, nachdem er in Göttingen ſtudirt hatte, in den däniſchen Staatsdienſt, und zwar aus Bernſtorfs Kabinet in das Miniſterium des Auswärtigen. Ein Lebemann, erfahren und gewiegt in Verhältniß und Feindeit der Geſellſchaft, fand ſein gewandter Geiſt leichtlich einen Stil, welcher zu den beſten des vorigen Jahrhunderts gerechnet wurde. Er machte ſich auch in ganz natürlicher Folge an die Darſtellung deſſen, was ihm zunächſt lag, ſchrieb eine Art Memoiren, „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. Bernſtorf," „Briefe eines Reiſenden" und viele einzelne Aufſätze, die er größtentheils für Boie's deutſches Muſeum entworfen hatte, darunter „Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rouſſeau" — „Wer iſt glücklich? Antwort: Ein geſunder, witziger, geſchmackvoller Mann mit einem Generalpächtervermögen."

In den Sturz Struenſee's verwickelt, ward er in's Gefängniß geworfen, und ſeine feine Heiterkeit war dahin. Obwohl ſpäter für unſchuldig erklärt, blieb er doch zerbrochen und ſtarb früh auf einem Beſuche in Bremen.

Um die Zahl derjenigen voll zu machen, welche in allerlei Einzelnheit das Nationalbewußtſein förderten, ſei noch zum Schluſſe genannt:

Friedrich Karl Freiherr **von Moſer** — 1723—1798 — aus Stuttgart, der als Politiker in kleinen Schriften wirkte, und

freimüthig, stark, scharf, oft bitter auftrat. Das deutsche Staatsrecht war sein Mittelpunkt, es existirt auch der „Versuch einer Staatsgrammatik" von ihm, eine Schrift „der Herr und Diener," „vom deutschen Nationalgeiste," Patriotische Briefe," „Patriotisches Archiv" ꝛc. Von 1751—69 sind 12 Theile kleine Schriften von ihm erschienen.

23.

Wieland.

Thümmel — Heinse.

Wieland wird zu den Klassikern gezählt, wird neben Schiller und Goethe genannt, weil er neben ihnen in Weimar lebte, und in welche ganz andere Kreise gehört er doch! Zum alten Bodmer müssen wir zurück, zum Streite mit Gottsched nach Zürich, zur Tugend ohne Reim, und dahin hat Wieland nicht etwa bloß die ersten Seufzer und Verse gerichtet, nein, er hat Jahre lang dort gelebt, ist Bodmers Vorkämpfer gewesen mit Leib und Seele!

Dieser merkwürdige Wieland war damals ein etwas blasser Morgenstern, der aber täglich wiederkam, und als die Klassiker wirklich neben ihm standen, ein Abendstern, der überall gesehen und erkannt ward, aber neben Sonne und Mond nur mäßigen Glanzes bestehen konnte. Allein was liegt für eine Gedankenzeit darin, des Hamburger Brockes Verse als musterhafte in der Jugend gelesen, und Verse machend noch Schiller überlebt zu haben! Aller Kern deutscher Literatur hat sich neben, und mit diesem Manne entwickelt, und Alles spiegelt sich nach irgend einer Weise in ihm ab, und nichts gewaltig, nachdrücklich, völlig, Pietismus, Platonismus, französische Leichtfertigkeit, englische Sentimentalität, und wie alle die Themata weiter heißen, die schon berührt sind, oder noch berührt werden. Es ist eine Literaturgeschichte im Kleinen, wenn Wielands Leben ausführlich erzählt wird.

Er stammte aus Schwaben, zu Ober-Holzheim ward er den 5. September 1733 geboren. Dies Dorf, wo sein Vater Prediger war, gehörte zur Stadt Biberach, und Biberach gehört jetzt zum Donaukreise des Königreichs Württemberg. Dies Städtchen, was er auch stets als seine Geburtsstadt anführte, ist seine eigentliche Heimath. Der Vater wurde nicht lange nach der Geburt des Kleinen dorthin versetzt. Dort in lieblichen Wiesenthälern, welche das Flüßchen Riß durcheilt, wuchs er auf. Nicht Wildheit, nicht Sturm kündigte sich an bei dem nicht besonders starken Knaben, er war sanft und leicht reizbar wie die Mutter, der theologische Ernst des Vaters beschattete ihn früh, er suchte Einsamkeit; die Natur, der gestirnte Himmel beschäftigten ihn, er machte sich frühzeitig Vorwürfe und Skrupel über religiöse Gewissenssachen, er lernte außerordentlich, und der reinliche Sinn der Mutter ging bis zur Pedanterie in ihn über.

Verse erwachten schon im elften Jahre des kleinen Schwaben, zunächst lateinische, deren er an die Tausend verfertigt hat. Zu deutschen spornte ihn jener Brockes, welcher bei der zweiten schlesischen Schule erwähnt worden ist, und der auf sehr viele junge Gemüther den besten Eindruck machte. Noch im Jahre 1797 spricht Wieland im Merkur voller Anerkennung über ihn, Geßner rühmt die kleine Malerei der Natur außerordentlich an Brockes.

Nach diesem Vorbilde schrieb der Knabe Wieland unerschöpfliche Verse. Schon im dreizehnten Jahre macht er sich an ein Heldengedicht, die Zerstörung Jerusalems, welches in der Nacht belagert und erobert wurde, da ihm des Tags untersagt war, Verse zu machen; Hübner's Anleitung zur deutschen Poesie und Gottsched's kritische Dichtkunst waren die Leitfäden für den Jünger.

Als er noch nicht vierzehn Jahre alt war, schickte ihn der Vater auf die Schule Klosterbergen bei Magdeburg. Der Vater hatte sie gewählt, weil der pietistische Geist, welchem er zugethan war, der Geist Speners und Hermann Frankes dort durch den Rektor Steinmetz streng aufrecht gehalten wurde. Dieser Steinmetz, sagt Wieland, war bis zur Schwärmerei devot, alle Lehrer wurden in diesem Sinne gewählt, und diejenigen Lehrer, welche nicht von innen aus zu diesem Pietismus neigten, heuchelten ihn um so lebhafter. Der kleine Martin war denn auch eifrigster Pietist. Nun konnten aber doch die heidnischen Klassiker vom

Unterrichte nicht ausgeschlossen werden, wie sehr dies auch des Rektors und seiner Getreuen Wunsch gewesen wäre, und damit drängte sich eine profane Welt in die Seele des Knaben. Obendrein fielen ihm französische Schriftsteller in die Hände, die er mit Hilfe eines schlechten Wörterbuches bald verstand, Bayle, Fontenelle, Voltaire, d'Argens; philosophische Bücher fanden sich ebenfalls, Sachen von Wolf, von Leibniz, und der sehr vorgeschrittene Knabe hatte einen großen Drang und große Fertigkeit zum Philosophiren. Leibnizens Monadenlehre hatte ihm sogar einen Aufsatz eingegeben, worin die Möglichkeit dargethan wurde, wie Venus durch bloße Gesetze der Atome aus dem Meeresschaume habe entstehen können.

Dieser Wirrwarr verursachte ihm die größten Gewissensqualen, er verweinte seine Nächte und rang die Hände wund aus Furcht vor der Hölle. Gesunder Trieb drang aber stets wieder durch, besonders Xenophon lockte ihn auf's Neue; Theilnahme an deutscher Literatur gab ihm zerstreuenden Stoff, Breitingers „kritische Dichtkunst" ward studirt, Bodmers „Discourse der Maler" die Bremer Beiträge, Hallers Gedichte wurden erlangt und verschlungen, sogar die damals so beliebten und so wirksamen englischen Wochenblätter, der Spektator, Tatler, Guardian waren in Klosterbergen erreichbar.

Nach zwei Jahren verließ er 1749 die Schule und zog zu einem Verwandten, dem Dr. Baumer, nach Erfurt, um philosophische Studien zu treiben. Dieser Baumer scheint ein sehr gescheidter Mann gewesen zu sein, der mit freien Ansichten nicht voreilig gegen den jungen Wieland herausgehen mochte und diesem keinen günstigen Eindruck machte. In kaustischer Manier las er ihm ein Privatissimum über Don Quixote, und sagte darin, Cervantes habe keineswegs bloß beabsichtigt, die spanische Chevalerie lächerlich zu machen, Don Quixote und sein Sancho seien die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechtes, es möge Schwärmer oder Tölpel sein, wie es wolle.

Leibniz, Bayle und Wolf waren die Hauptstudien in Erfurt, 1750 kam er wieder nach Hause. Geist und Herz waren mannigfach bestürmt worden von allerlei Gedankenwelt, aber er war im Grunde noch der fromme Martin, als welcher er ausgezogen war. Jetzt traf ihn der Strahl, welcher in der christlichen Welt

alle Wege die Poeten zur farbigen That entzündet hat, es traf ihn die Liebe. Eine entfernte Verwandte, Sophie von Gutermann, kam nach Biberach zum Besuche. Sie war verstört worden durch einen gescheiterten Lebensplan, war eine der starken Seelen, die daraus nur stärkere Fähigkeit gewinnen zur Aufnahme starker Eindrücke, und so geschah's, daß sie den jungen, schwärmerischen Vetter mit theilnehmendem Blick betrachtete. Ein strenger Vater hatte sie von einem Verlobten getrennt, welcher sie allerlei schöne Kunst und Kenntniß gelehrt hatte, und hart und grausam war diese Trennung durch den Vater in's Werk gesetzt worden. Da gelobte sie sich, alle die schöne Fertigkeit des Gesanges, des Musicirens, des Italienischsprechens nimmermehr zu zeigen, und sie hat Wort gehalten.

Ihre Neigung für Wieland erwachte, als sie ihn eines Abends am Martinskirchhofe in Biberach sieben, und in schwärmerisches Sinnen versunken über die Gegend hinblicken sah. Auch sie fühlte sich angewiesen auf die stille Welt des Gedankens und der Natur, sie war ein schönes Mädchen, zwei Jahre älter als Wieland, sicher, stark im Leben, gedanken- und empfindungsreich; — eine innige schwärmerische Neigung ging in seinem Herzen auf, und als er nun nach Tübingen auf die Universität zog, da webte und schwebte er hoch und heilig in den Sphären jener reizenden Jugendschwärmerei, welche die edelsten Weltgedanken in sich trägt. Von Hörsälen, Studenten und Menschen entfernt lebte er auf einem Weinbergbäuschen ob dem Neckar, wo er nach Stuttgart hinabfließt; das Thal, die Waldberge, dahinter die Berge der schwäbischen Alp, der Roßberg und die Achalm lagen Tag und Nacht vor seinen Augen, er las und las, und dichtete und schwärmte und verkehrte nirgends sonst mit der Welt.

Hier von Tübingen tritt er zum ersten Male in die Literatur heraus; er hatte noch keinen klaren Begriff von den Parteien und Ansichten draußen im Reiche der Schrift, aber Gottsched fühlte er sich doch wenig geneigt, die Schweizer mit ihrer würdigen Gesinnung zogen ihn mehr, er schickte sein philosophisches Lehrgedicht „die Natur der Dinge" an den Professor Meier nach Halle. Dieser, ein Vertrauter Baumgartens, welcher dessen erste lateinische Aesthetik deutsch bearbeitet hatte, war als Gegner

Gottscheds bekannt, er hatte auch eine empfehlende Beurtheilung des Messias herausgegeben. Wieland schrieb keinen Namen dazu, und Meier ließ es drucken, in der Meinung, es rühre von einem schwäbischen Edelmanne her. Kaum hat es Wieland abgeschickt, so scheint ihm ein andrer Plan noch besser, er schreibt in kurzer Zeit ein Heldengedicht „Hermann" und schickt dies ebenfalls anonym an Bodmer.

Dadurch tritt er in die erste Verbindung mit den Schweizern, besonders mit Bodmer und Schinz, es entspinnt sich ein Briefwechsel, Wieland geräth auf seinem Weinberghäuschen über den Messias, eine Begeisterung hebt ihn in die andere für diesen Sänger, er bestürmt Bodmer mit Fragen nach Person und Schicksal dieses Mannes, denn er weiß, daß Klopstock eine Zeitlang bei Bodmer gelebt hat. Der Gute! er wußte aber nicht, daß sich Bodmer in Klopstock getäuscht glaubte, und nicht mehr so begeistert war für den seraphischen Poeten. Es ist bei Klopstock und Bodmer bereits erwähnt, daß dieser im Messiassänger einen wirklichen Messias haben wollte, daß ihm Klopstocks frischer Menschensinn mißfiel, der auch die profane Bekanntschaft mit einem jungen Kaufmann pflegen, ja allenfalls um Geld zu erwerben in ein kaufmännisches Geschäft treten mochte, wie er dies wirklich später von Kopenhagen aus that. Einer dem Andern mißfällig waren sie geschieden. Klopstock hatte gewiß keine Schuld dabei gehabt, und es war auch vielleicht nicht bloßer Egoismus bei Bodmer gewesen, Klopstocks Theilnahme und Aufmerksamkeit allein zu besitzen; der unklare Idealismus berechtigte ihn vielleicht zu anderer Forderung.

Aber die laue Auskunft störte Wieland nicht, und Bodmer seinerseits hoffte noch einmal, sein poetisches Ideal neben sich zu sehen, er erwartete einen jungen Klopstock in Wieland, und lud ihn ein, nach Zürich zu kommen, in seinem Hause zu wohnen wie jener gethan.

Unterdessen war Wieland in seiner frommen und moralischen Richtung immer thätiger geworden, außer einem „Lobgesang auf die Liebe," welcher der Geliebten galt, und einem Gedichte „der Frühling," hatte er seinen Abscheu vor den leichtfertig sinnlichen Franzosen, vor den Crebillon, der Ninon de l'Enclos, vor den leichtfertigen Römern wie Ovid Worte gegeben, er hatte „mo-

ralische Briefe" und einen „Anti-Ovid" abgefaßt. Kurz, er schrieb hier, und noch Jahre lang darauf gegen die Schriften, welche er später geschrieben hat.

Von Tübingen ging er noch auf einige Zeit nach Hause, um seine Sophie von Augsburg zu erwarten, und dann wirklich zu Bodmer nach Zürich.

Er wehrt sich später sehr, daß man ihn einen Schildknappen Bodmers nenne, aber er war im Grunde nichts Anderes, und das nahe Verhältniß dauerte auch im Grunde nicht länger, als er es war. Was er aus Bodmers Hause schrieb, „Abhandlungen von den Schönheiten des epischen Gedichts: „der Noah," eine Sammlung der Zürcherischen Streitschriften gegen Gottsched, ein „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes," — Alles geschah zur Verherrlichung Bodmers. Die Ansichten über Leben und Dichtung überhaupt, die an sich sehr mager blieben, gewinnen für den Zuschauer eine förmliche Heiterkeit, wenn er sieht, wie sie sich gegenseitig in Zorn reden gegen Anakreon und Tibull, und gegen alles ähnlich Leichtsinnige. Und doch berufen sie sich in aller übrigen Frage auf die Klassiker, deren sämmtliches Wesen von einem Heidenthume getränkt war, wie es Bodmer und Wieland bei nur einiger Konsequenz verabscheuen mußten. Es begegnete nun auch, daß sich letzterer von seinem Herrn und Meister das Thema zu einem Gedichte geben ließ. Bodmer sang bekanntlich vorzugsweise Patriarchen, so ward denn Abraham beliebt, und Wieland dichtete „die Prüfung Abrahams," worin sich zu dem monotheistischen Kreise auch die Musen und unmoralischen Olympier neugierig zudrängten.

Engländer hatten nebenher noch die meiste Gewalt, um so größere, je empfindsamer, je zerflossener sie waren; Elise Rowe veranlaßte ihn „Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde" zu dichten.

In all dies überirdische Weben krachte plötzlich ein Schlag, welcher zur Besinnung, zum Umschaun nach der wirklichen Welt aufschreckte: — zu Anfange des Jahres 1754 war die fortwährend wie ein Seraph geliebte Sophie plötzlich Frau von Laroche. Alle Himmel brachen zusammen.

Es kommt nun zwar noch eine Epoche, wo jene theologische Richtung Wielands noch höher steigt, als bisher, wo sie in direkt

feindliche Thaten gegen allen Anflug von Sinnenwelt ausbricht. Aber darin lag doch schon die Krisis. Dahinein gehören besonders „die Empfindungen eines Christen," worin er allen Schimmer der Welt, sei er noch so harmlos, bis in die Hölle verdammt, worin er die geistlichen Behörden auffordert, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten," worin er die Dichtungen von Uz namentlich als solche denuncirt, welche vertilgt sein müßten.

Zu dieser Verirrung half auch noch der christliche Nebenzweck, einem literarischen Angriffe vorzubauen, der von Uz und dessen Freunden her Wieland und Bodmer drohte.

In dieselbe Gattung gehören die „Sympathien," die „platonischen Betrachtungen über den Menschen," und all die kleineren Sachen, welche er damals schrieb. Alles ist Mystik und Kasteiung, die Dichtkunst des Schönen wird ein „Wein der Teufel" genannt, Gleim wird geschmäht, Petrarka bedauert, Pindar nicht minder, weil er gemißbraucht worden sei zur Verschönerung der heidnischen Göttergeschichte; kurz, sagt der junge Wieland, „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, sollte auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendliche Mal vorziehen."

Mittlerweile war er aus Bodmer's Hause geschieden, und hatte den Unterricht einiger jungen Leute übernommen, er kam mit der Welt in öftere Berührung, er entlud sich noch einmal seines Eifers in einem Sündenregister Gottscheds, dann sank er in eine Schwäche, in eine Pause von mehreren Jahren, die sogar körperlich erkennbar wird. „Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz," — schreibt er 1756 — „ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowohl meine sehr blöden Augen als mein Hirn dem denkenden Wesen oft versagen."

So bereitete sich allmählig ein Uebergang. Er ward mit jungen Männern bekannt, mit Geßner, Füßli, mit Zimmermann, er ward gleichgültig gegen Bodmer's Vorwürfe, daß er die Zeit verschwende, er sammelte sich einen Kreis älterer Frauenspersonen, gab denen phantastische Namen, philosophirte und schwärmte mit ihnen, wie sich das eben ergab, und wie es dem stets weiblich breiten Wesen Wielands zusagte. Er nannte diesen Kreis

bereits sein Serail, und sich den kleinen Großtürken. Mit einer 44jährigen Wittwe wurde das Verhältniß bereits enger, die platonische Liebe kam in Gefahr, und er wendete sich rasch zu einem schönen jungen Mädchen. Man sieht, die „christlichen Empfindungen" nehmen einen ganz wunderlichen Weg, es finden sich in seinen Briefen schon Stellen, wie folgende: „Shaftesbury hat Recht! — wir müssen in helle Aussichten hinaussehen, wenn uns wohl sein soll, wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite ansehn — wider all diese Regeln wird von den Moralisten oft gesündiget."

Dazwischen wird indessen Ninon de l'Enclos noch eine atheistische Meze genannt; die Ausfälle gegen Uz und Aehnliches aber werden schon bedauert, Shakespeare wird erkannt und gepriesen, Ariost mit Vergnügen studirt, der Don Quixote wird wieder zu Gnaden aufgenommen. Als die Ackermannsche Gesellschaft sich aus dem siebenjährigen Kriege aus Deutschland nach Zürich flüchtet, wird er ein leidenschaftlicher Theatergänger, und schreibt sein Trauerspiel „Lady Johanna Gray," eins der ersten Stücke neben Brawe's Brutus und einem Stücke von Elias Schlegel, das in fünffüßigen Jamben geschrieben war.

Lessing hat es beurtheilt, und, die Schwärmereien Wielands bei Seite schiebend, mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne vorausgesagt, daß dieser junge Mann noch ganz andere Dinge schreiben werde, sobald er nur erst in die Welt käme, und deutlich erblickte; die Dinge sähen ganz anders, als er sie mit Herrn Bodmer gesehn hätte. Diese Mäßigung Lessings ist bemerkenswerth, da der junge Mann ihm und den Freunden desselben schon großen Aerger gemacht hatte. Bekanntlich erhob sich ja Bodmer feindlich gegen die Fabeln und manche kritische Ansicht Lessings, und Wieland hatte dabei keinen glücklichern Blick gezeigt.

Wielands Aufenthalt in Zürich schloß sich mit dem Anfange des Heldengedichtes Cyrus, mit kleinen politischen Aufsätzen, z. B. „Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen," und mit Plänen zu einer Wochenschrift. Aus den letzten Züricher Jahren stammt auch „Araspes und Panthea" und „Theages oder über Schönheit und Liebe." Im Cyrus also war er bereits zu einem ganz irdischen Helden herabgestiegen, der einer menschlichen Charakteristik bedurfte. Er ging

nun, im Sommer 1759, nach Bern, um dort wieder eine Privatlehrerstelle anzutreten. Zuerst versuchte er es kurze Zeit als Hauslehrer, dann ging er wieder zu seiner Manier in Zürich über, mehreren Jünglingen ein Paar Stunden des Tags Vorträge zu halten.

In Bern geht jener begonnene Uebergang aus dem Pietismus reißend schnell weiter. Das mehr ländliche Zürich mit seiner schönen Lage am See, die Vergangenheit, welche ihn durch Bodmer und manches Andere mahnte, erhielt den Apostaten doch immer noch in einer leidlichen Neigung für früheren Drang, — Bern aber trat ganz anders entgegen. Hier herrscht die Stadt, die Natur tritt zurück, patrizische Aristokratie bewegt sich in stattlicher Geselligkeit, man liebt Glanz und Schimmer, reimlose Gedichte sogar interessiren nicht, und Wieland läßt deshalb seinen Cyrus liegen, will den Bernern zu Gefallen den Landbau besingen, kommt vor Spazierfahrten, vor Besuchen, vor Liebschaften nicht dazu; Wieland der Züricher verschwindet nach und nach völlig. Die schönen Augen der Mariane Fels und der blendende Geist der Julie Bondeli nehmen ihn vorzugsweise in Anspruch. Er hat nichts in Bern geschrieben als ein rührendes Trauerspiel „Klementina von Porretta," womit er seine frühere Empfindsamkeit zum letzten Male verherrlichen, und die spröde Julie erweichen wollte.

Die Neigung für dieses gelehrte Mädchen erreichte von all den einzelnen Sympathieen die größte Höhe, er ging lebhaft mit dem Plane um, ihre Hand zu begehren, und als ihn seine Vaterstadt Biberach in den Rath gewählt hatte, da folgte er diesem Rufe auch deswegen, um bald Herr einer unabhängigen Lebensstellung zu sein, wodurch ein ehelich Leben möglich gemacht würde. Im Streben darnach hatte er schon beabsichtigt, eine Buchhandlung und Buchdruckerei anzulegen. Dies unterblieb, er ging 1760 nach Biberach, und hatte dort vier Jahre lang mit aller kleinstädtischen Kabale, die er später in den Abderiten schilderte, und mit den Religionsfeindseligkeiten seiner Heimath zu kämpfen, damit er Kanzleidirektor werde und ein Einkommen von tausend Gulden erhalte. Die Entscheidung zog sich bis nach Wien, und nach dieser Seite erhielt er ganz unerwarteten Beistand.

Eine Stunde nämlich von Biberach entfernt liegt der Markt-

flecken Warthausen, und darin auf einem Berge ein Schloß der mächtigen Grafen Stadion. Der alte Graf lebte dort, und neben ihm der Generaldirektor aller Stadion'schen Güter, und dies war der Gatte Sophiens, war Herr von Laroche, ein Mann der von unermeßlichem Einflusse auf Wieland geworden ist.

Dahin nach Warthausen kam denn Wieland auch von Biberach, ward jenes höheren, in französischer Art sich bewegenden Gesellschaftslebens theilhaftig, sah seine frühere Geliebte wieder, gewann unverhofft nachdrückliche und durchgreifende Unterstützung für seine Kandidatur in Biberach, und verkehrte viel mit Laroche.

Dies Letztere wurde die Hauptsache. Das Verhältniß mit Julien hatte sich wieder gelöst, Sophien gegenüber blieb er unbefangen — denn die gegentheilige Nachricht, welche lange gegolten hat, beruht auf Irrthümern — er war frei, und empfänglich, die Natur Laroche's konnte sich seiner bemächtigen. Und das geschah, und darin lag der größte Wendepunkt in Wieland's Leben.

Wieland ermangelte durchaus einer starken Tiefe; was man die gewaltige Potenz eines großen Genius nennt, das war in ihm nicht vorhanden; mannigfache, ja reiche Anlage war in alle Wege da, rühriger Fleiß, rastlose Bewegung und Thätigkeit, leichte Fassung, rasches Geschick des Bildens kam überall zu Hilfe. So sieht man ihn alle Interessen schnell ergreifen und sich aneignen, er wendet sie und wirft sie in sich umher, aber irgend eine zu ergründen und nachhaltig zu erschöpfen, das lag außer seiner Kraft. Die weibliche Art herrscht durchaus vor, sie bestimmt auch seinen Stil vom frühen Anfange seiner Schriftstellerei bis zum späten Alter: artig, leicht gewendet, gefällig, langathmend, breit, geschwätzig umkreist er die Dinge, statt in sie einzudringen.

Im Innersten fühlte er doch in Biberach, daß er nach so viel Versuchen einen starken poetischen Halt nicht ergriffen habe; über den frommen Moralismus glaubte er sich hinaus, und doch war kein recht anderes Princip gewonnen. Oder er fühlte auch dies nicht besonders stark, und der Lebens- und Dichtungsdrang in ihm verlangte nur irgend ein Etwas; romanischen Reiz und Zauber hatte er genug in sich, Drang nach einem Zwecke war von der ernsten Tugend auch noch übrig geblieben, es kam also das Wirken dieses Mannes zumeist auf eine schmeichelnde poetische

Unterhaltung hinaus, für welche immer die kleine Möglichkeit einer moralischen Rechtfertigung oder Bemäntelung übrig blieb, wenn man ihn gar hart zu einer Vertheidigung drängte. Laroche, ein kühler, scharf verständiger Lebemann, gebildet in der großen Welt, ein kleiner geistreicher Mephisto, welcher die Lücken der literarischen Thätigkeit besser sah, als das, was sie ausfüllen konnte, war die nächste und stärkste Veranlassung für Wieland. Er hob ihn in die lächelnde Welt des Tages. Und wie gern ließ sich Wieland heben! Es war durchaus etwas von jener viel citirten Frau aus Göthe's Meister in ihm, von der Madame Melina, welche eine Anempfinderin genannt wird, Wieland war ein Anempfinder in der Literatur, aber er war im Vortheile zu jener Dame, mit außerordentlich vielen und schönen Anlagen ausgerüstet. In der Jugend schrieb er stets in Stoff und Form, wie das letzte Buch, was ihn stark interessirt hatte; wie er sich Bodmern anempfand, ist deutlich gewesen, sogar der Julie Bondeli empfand er Vieles zu Gefallen. Von der überlegenen Natur Laroche's empfand er an, was sich von einer so verneinenden Natur anempfinden ließ: er befreite sich mit einem leichten Achselzucken von seiner frühern Welt, er suchte sich heiter dasjenige, was leicht und graziös anregen und poetisch beschäftigen könne, ohne doch mehr zu wollen, was interessante Gegensätze aufstelle, ohne sie doch schwer dogmatisch zu überwinden. So ersiehet seine graziös lüsterne Gattung des reizenden Verses um die jetzige Zeit, sein „Idris und Zenide" seine „Musarion," seine „komischen Erzählungen," die Grazien wachen auf; mit dem „neuen Amadis" holt er direkt einen Stoff von den Franzosen herüber, sein „Agathon" beginnt, worin er in diesem zu Delphi keusch aufgezogenen Jünglinge sich selbst und in der Psyche seine Sophie schildert, und all den Idealismus seiner früheren Zeit, welchem der Realismus des Hippias so gefährlich zusetzt. Die halbe Satire, welche so leicht entsteht, wenn man sich einer Welt bemeistern will, ohne ihrer ganz Herr zu sein, brach Don Quixotisch in seinem „Silvio von Rosalva" aus. An Frau von Laroche hatte er immer noch eine Schranke ernster Mißbilligung, wenn er der Sinnlichkeit so viel Raum und Lockung gönnte, sie schüttelte das Haupt dazu; die früheren Freunde, Geßner und Zimmermann, drückten zuweilen ihre Bestürzung aus, kritische Stimmen erhoben sich über

Immoralität, Laroche lächelte. Da schrieb denn Wieland immer: „o, ich bin hier von langweilig juristischen Arbeiten geplagt, ich dichte manche dieser Leichtfertigkeiten auf dem öden Rathhause unter Akten, damit ich eine Erheiterung habe, und im Nothfalle kann ich alle moralisch rechtfertigen, entweder sie haben doch eine moralische Tendenz, oder sie nehmen eine moralische Wendung, ganz gewiß, Ihr mögt dies glauben!"

Diese Schattenseite Wielands soll man sich nicht bergen, diese Schwäche des Halts, diesen Mangel des Princips, diese Verlüsterung und unpassende Vermischung des griechischen Sinnenlebens, der schönen Nacktheit, diese furchtsame, kleinstädtische Ansicht davon bei großer Neigung dafür. Aber die Nachwelt soll auch die großen Verdienste nicht so gering schätzen, wie es damals von Wieland's kritischer Mitwelt geschah. Wieland hatte eine sehr üble Lage: mit den Gegnern Bodmers hatte er es gruber durchaus verdorben, da er als fanatischer Verfechter Bodmers auftrat, die Theilnehmer an der „Bibliothek" in Berlin also konnten ihm von vornherein nicht sehr gewogen sein, und doch verfuhren sie noch am Säuberlichsten mit ihm, es verdroß ihn nur der Ton, wie der junge Abbt, wie Nicolai über ihn sprachen. Mit Uz und den vielen Verehrern dieser Muse war die übelste Stellung entsprungen durch jene unverzeihliche Anklage aus Zürich, welche Wieland um die jetzige Zeit bitter bereute. Bodmer und dessen Freunde, um derentwillen er so viel auf sich geladen, waren jetzt seine tiefsten Feinde, da er sich so entschieden abgewendet von der patriarchalischen Fahne. Sulzer, der in seiner Jugend schon altmodisch war, und in dieser übeln Eigenschaft später eine Theorie der schönen Künste gab, war ihm sehr übelwollend. Klopstock hatte ihn nie geliebt, und dort oben im Norden fand sich viel Mißwilligkeit gegen Wieland. Mit Klopstock hing sehr genau zusammen Gerstenberg, welcher damals seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" herausgab, und sich sehr herb über Wieland äußerte. Weiter oben im Norden waren ihm auch Hamann und Herder nicht eben zugethan. — Alles nagte an ihm, und so wie es seiner kritischen Ausbildung nachtheilig war, daß er in seinem Biberach, abgelegen „wie am Caspischen Meere," Vieles nicht zu Gesichte bekam, so war es doch seiner Produktion günstig, daß er von dem steten Mißwollen und Tadel nicht allzu

nahe und allzu deutlich gestört wurde. Diese Produktivität war außerordentlich, in diesen Jahren zu Biberach wuchs ihm eine Schrifternte von allen Seiten; auch an die Uebersetzung des Shakespeare ging er hier. Daß ihm diese quellende Hervorbringung nicht angerechnet, ja daß sie ihm auf allerlei Weise verleidet wurde, das war ein nicht zu entschuldigendes Unrecht. Mochte es ihm an kritischer Schärfe fehlen, das Feld des Grundsatzes so tief mit umzugraben, wie damals begonnen wurde, seinen Theil steuerte er doch bei, und wenn dieser Theil nicht erschöpfend war, so war er doch reich. Und in allem Uebrigen fand sich bei ihm der schönste Erfolg: was brachte er für Formen und Stoffe herbei, welche in der jungen kritischen Armuth noch keinen Platz und zum Theil darum keine Anerkennung fanden! Wie schmeidigte er die Sprache, wie gefällig wendete er, und gruppirte er sie! Er schuf den weichen, lockenden Vers, dessen man unsere Sprache bis dahin gar nicht fähig geglaubt hatte, und wenn wir das heut noch finden, und wenn wir nur etwa aussetzen, daß Wendung und Gedanke sich großentheils nicht aus einer leichten Trivialität emporschwingen, so fällt dieser Tadel in die oberflächliche Begnügtheit des Standpunktes, welcher schon gerügt worden ist. Was bei diesem Standpunkte ein unversiegbar sprudelndes Talent schaffen konnte, das schuf er, und die Lebhaftigkeit der Erfindung war ein völliges Wunder neben einer vorzugsweis kritischen Welt, die, wie immer, bei ihrem tieferen Beginn nicht ohne einige Dürre der Erfindung zu sein schien.

Der beste Kritiker allein erkannte das auch, und hatte immer ein eindringend günstiges Wort für Wieland: Lessing schalt auf's Heftigste, daß man einen philosophischen Roman, wie man ihn noch gar nicht besessen, daß man Agathon so oberflächlich beachte, daß man eine Uebersetzung des Shakespeare, welche so willkommen sei, mit so wenig Berücksichtigung aufnehme.

Allerdings war diese Uebersetzung sehr flüchtig gearbeitet, und Gerstenberg, des Englischen kundig, mochte mit Recht viel daran zu tadeln finden, aber die ganze, große Gabe, welche Wieland bot, blieb deshalb preisenswerther als man sie nannte. Lessing sprach auch nur ein paar Mal kurze Worte, und er machte nicht die Zeitungsstimme. Von dieser hatte Wieland eigentlich nur Riedel, dessen Name beim Klotzischen Streite schon genannt ist,

da er dabei dem Klotz in vieler Weise behilflich war. Riedel war ein lebhafter, talentvoller Mann, zu der Zeit Professor an der Universität in Erfurt, und in allerlei Literaturthätigkeit höchst rührig, mannigfach und deshalb nicht selten flüchtig. Er gab zuerst eine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" heraus, wenigstens den ersten Theil davon; seine bewegliche Theilnahme an tausend andern Dingen erlaubte ihm keine Stetigkeit, er begann „Briefe über das Publikum an einige Glieder desselben," worin berühmte Zeitgenossen beurtheilt wurden, er gab eine „philosophische Bibliothek" heraus, und steuerte zu den meisten Journalen von Bedeutung bei.

Dieser Riedel lobte eigentlich allein den übel gestellten Wieland, und Wielands Stellung blieb eigentlich auch in der Folge eben so übel, da Goethe mit den Frankfurtern seiner spottete und Voß und die Göttinger sein Bild verbrannten. Jenen war er zu zahm, diesen zu ausgelassen, — wir sehen stets in halber Antipathie das innerliche Getriebe der Literatur um ihn gruppirt. Das kommt daher, weil er nach keiner Seite hin kräftig und ganz zu einer Ehrfurcht gebietenden Durchbildung des Princips kommt, weil er sein ganzes Leben hindurch in der Halbheit tändelt, und doch so großes Talent an den Tag legt, um großer Theilnahme werth zu sein. Heiterkeit und lächelndes Gewissen, Reiz, Lockung der Sinne wollte er entlehnt sehen aus der griechischen Welt, aber alle Konsequenz davon sollte, bedeckt mit moralischer Salbung, beschworen werden. Wo sich dies Princip zu einer dreisten künstlerischen Ganzheit ausbob, wie dies bei Heinse geschah, da entsetzte er sich; wo eine andere Richtung, wie in Shakespeares Falstaff zu derbem Ausdrucke sich steigerte, da war sein Geselligkeitstakt verletzt, wo er antike Verhältnisse, wie in seiner Oper Alceste nahm, da erschrak er vor starker Ursprünglichkeit, wo er mit feinem Gefühle wichtige Gegensätze zur Sprache brachte, wie im Agathon, da gebrach ihm der Muth, sie schonungslos und in voller Ausdehnung als Gegensätze gegen einander wirken und sich darstellen zu lassen, — diese Halbheit erklärt seinen Charakter, seine Bildung, seine Stellung. Jene kleine Farce, welche bei einer Flasche Burgunder eines fröhlichen Nachmittags von Goethe niedergeschrieben wurde, jene „Götter,

Helden und Wieland" trifft in aller Flüchtigkeit und allem Uebermuthe den Wieland'schen Schaden in's Herz hinein.

Eins nur behielt er unwandelbar lange Zeit für sich zum Ruhme seines Talents, dies war das Publikum. Seine Sachen wurden viel, wurden gern gelesen, und erlebten neue Auflagen. Eigentlich schuf, oder lockte Wieland einen großen Theil des belletristischen Publikums, der vorher in Deutschland gar nicht bestanden hatte, dasjenige Publikum, was geistreich, leicht, anmuthig unterhalten sein wollte, was nicht Erhebung, sondern Anregung vom Dichter wollte, was weniger vom Dichter als vom Poeten sprach, was den Reiz der französischen Geselligkeit kannte oder kennen wollte, was nach der Klopstock'schen Seite hin keine Berührung fand. Dies Publikum ward immer größer durch die wachsende Theilnahme an französischer Form und Schrift, durch den wachsenden allgemeinen Prozeß, die wichtigsten Dinge, wenn auch nur spielerischer Weise in Frage zu ziehen. Dies Publikum hatte sich einen Anflug von populärer Philosophie zugeeignet, und der poetische Vertreter dieser Philosophie war Wieland. Dies Publikum, meist in leidlichen Umständen, war gar nicht darauf gestellt, die Lebensfragen ergründet und zu einem Endresultate geführt zu sehen: nein, hebe die Decke, lieber Poet, nur einen Augenblick, das giebt eine Neigung, dann lasse sie rasch wieder fallen, zieh Dich mit einem Scherz aus der Affaire, gieb eine moralische Wendung hinzu, damit es nicht jedem Unberufenen einfalle, dergleichen ohne Weiteres zu versuchen, und wir wollen Deiner Unterhaltung klatschen!

Graf Stadion, der als Staatsmann immer nur französische Bücher gelesen hatte, sagte zu den heitern Poesieen Wielands, er habe die deutsche Sprache niemals für fähig gehalten, dergleichen graziöse Dinge so graziös auszudrücken.

Dies war Wielands Stellung, welche ihm eine neunjährige Thätigkeit von Biberach aus begründet hatte, er war ein viel gelesener, viel besprochener Autor. Kenntnisse genug hatte er an den Tag gelegt, wenn auch nur seine philosophische Uebersicht im Agathon angerechnet werden sollte; es war daher erklärlich, daß ihn der Kurfürst von Mainz auf Laroche's Empfehlung zum ersten Professor der Philosophie nach Erfurt berief, damit er

durch seinen populären Ruf der nicht besonders blühenden Universität zu Hilfe komme.

Wieland machte sich im Sommer 1769 mit seiner Familie dahin auf. Es ist hierbei nachzuholen, daß er in der Biberacher Zeit, wo er von den Idealen geschieden war, und sich nach dem erreichbar Bequemen umsah, auch geheirathet hatte, und zwar im alltäglichsten Gange. Die Mama und die Muhmen fanden die Kaufmannstochter aus, sie war leidlich hübsch, sie gefiel Wieland leidlich, und das ward für hinreichend befunden. Zu gutem Glücke kam ein gutes Herz in den leer gelassenen Platz der höheren Herzensforderung, und es ward eine ganz zufriedene und behagliche Ehe; der neue Professor spielte in Erfurt, wo er wenig Umgang fand, mit seinen kleinen Mädchen in heiterer Behaglichkeit.

Seine Thätigkeit mußte in Erfurt zunächst auf die Vorträge gerichtet sein, welche er halten wollte, obwohl diese nicht streng von der Regierung gefordert wurden. Wir sehen ihn also unmittelbar in die populär-philosophischen und in die kritischen Untersuchungen jener Zeit eintreten, obwohl er nach alle dem, was sich bis jetzt an ihm herausgestellt hat, nicht eben mit durchdringendem und erschöpfendem Scharfsinne ausgerüstet war. Im ersten Jahre las er über „die Geschichte der Menschheit" und legte dabei Zielin's oben angeführtes Werk zum Grunde. Montesquieu's esprit des loix ward nebenher zur Ausführung benutzt. Diese Studien erzeugten seine Schrift „Geschichte des menschlichen Geistes." Die beiden andern Jahre, welche er noch in Erfurt war, las er über „Geschichte der Philosophie" nach Formey's Grundrisse, über „allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste," über einzelne Komödien des Aristophanes, über Briefe und über die Dichtkunst des Horaz, manche halb philologische und anthropologische Vorlesung fand sich dazu, auch eine über Don Quixote.

Es ist indessen nirgends ersichtlich, daß er zu einer größeren Schärfe der Prinzipien gelangt wäre; seine Widersacher behaupteten nach wie vor, daß wenn er auf irgend einen Grundsatz eingehe, dies stets nur in schwankender Weise, meist versteckt, mit unpassender geschwätziger Zuthat, und nirgends präcis geschehe.

Außer dem „Amadis“ und den „Grazien,“ die er hier vollendete, trägt auch seine übrige Produktion einen Beigeschmack oder Stempel vom Professorat: gleich zu Anfange schrieb er die „Dialogen oder den Nachlaß des Diogenes,“ worin dieser Cyniker gehoben wurde, und worauf er großen Werth legte; gegen das Ende verfaßte er den berühmten „goldnen Spiegel,“ der auch lehrreich gestempelt eine Art Fürstenspiegel werden sollte. Er hatte hierbei Joseph den Zweiten im Auge, welcher allen Literaten jener Zeit ein wichtiger Punkt der Aufmerksamkeit und Hoffnung wurde. Es ist viel Gutes und Beachtenswerthes in diesem Buche, dies gehört aber freilich mehr in die politische Klugheitslehre oder in die politische Tugend, als in die Poesie, und der Mittelpunkt alles Wieland'schen Gebrechens tritt daraus entgegen: mit einer überaus fruchtbaren Phantasie begabt, hat er nicht den freien poetischen Muth, diese Phantasie frei schaffen zu lassen, sondern trivialisirt sie. Der Erfolg, wie er jetzt vor uns liegt, zeigt deutlich, worin Wieland sich dauernd erheben konnte. Da, wo er jener leichtbeflügelten Phantasie den Zügel ließ, wie in seinen poetischen Mährchen und Erzählungen, wie besonders in seinem Oberon, da ist er in Anerkennung der Nation fest geblieben, da hat er das seinem Talente Erreichbare glücklich erreicht, eine liebliche Verbindung mit höheren Welten lieblich bezeichnet. Wo er diese seine poetische Fähigkeit mit kritischem und moralischem Beiwerke behaftet, dem er in energischer Durchbildung und Ausstellung nicht gewachsen war, da ist er vergessen. Sein Oberon und manche poetische Erzählung von ihm wird heute noch gesucht, nach dem Uebrigen fragt nur der antiquarische Forscher.

Im Jahre 1772 traf ihn die letzte große Veränderung seines äußerlichen Lebens: die Herzogin Regentin von Sachsen-Weimar, die für deutsche Bildung so großartig gewordene Amalie berief ihn zur Erziehung der Weimarischen Prinzen. Mit unbefangenem Blicke hatte sie durchgesehen, daß hinter den kleinen Leichtfertigkeiten, welche man Wieland vorzuwerfen pflegte, eine heitere gesegnete Welt lag und eine würdige Seele. Der goldene Spiegel war dabei thätig gewesen. Sie übergab ihm zur Ausbildung ihren theuersten Schatz, ihre Söhne, von denen Karl August in

wenig Jahren die Herrschaft selbst übernehmen sollte. Nun konnte Wieland seinen goldenen Spiegel verwirklichen.

Mit Anfang des neuen Jahres 1773 begann er in Weimar seinen „teutschen Merkur," eine Zeitschrift, die nach ungefährem Vorbilde des Mercure de France nicht nur für Gelehrte, sondern für den gebildeten Stand überhaupt geschrieben sein sollte. Nach solcher Richtung hin hatte sich ja auch Wielands ganzes Wesen geformt: hierbei zu seinem Vortheile und sonst zu seinem Nachtheile schwammen in ihm die Grenzen ohne besondere Schärfe durcheinander.

Mit solch einem Unternehmen trat er dicht an die Parteien der Bildung mitten unter die Sympathieen und Antipathieen jener Zeit, und nach dieser Seite hin, wo dies ausgesprochen wurde, nach Seite der Schriftsteller hin brachte er wenig günstigen Vorrath mit sich. Einmal war er nur mit zwei Leuten eng verbunden, dies war Gleim und Georg Jacobi. Gleim war ein braver Mann, aber wenn es sich um öffentliche Vertretung handelte, so galt er Wenig: er that es allen zuvor in Güte des Herzens und Unklarheit und Verschwommenheit der Ansicht. Die Zeit rückte lebhaft; klares, bewußtes Prinzip, Geschicklichkeit, Kraft, dies geltend zu machen, das that jetzt vor allem Uebrigen noth. Georg Jacobi half ebenfalls wenig, theils war er ein Lyriker von der Zeit, die jetzt bereits die vergangene hieß, theils war er weder durch Neigung, noch durch Scharfsinn zu einem gelegentlichen Kampfe für sich oder seinen Freund ausgerüstet. Wichtiger war Fritz Jacobi, der Bruder, mit welchem Wieland kurz vor seiner Ankunft in Weimar bekannt geworden war. Dies geschah auf Ehrenbreitenstein, wo Laroche damals wohnte, und wo Wieland zum Besuche eintraf. Fritz Jacobi, von heißem Kopfe und Herzen, begrüßte Wieland enthusiastisch. Es ist eine Schilderung erhalten, worin Jacobi die Ankunft Wielands beschreibt: — Laroche und er laufen ihm bis an die Treppe entgegen, „Wieland war bewegt und etwas betäubt." — „Während dem, daß wir ihn bewillkommneten, kam die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer

zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde, und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „Wieland! Wieland — o ja, Sie sind es, — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt. — — „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußeren Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gefällig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas; und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedan-

ken, oder eine Situation durchgeschaut und durchempfunden hat; bei ihm würde es Zeitverderbniß sein, wenn er länger dabei verweilte."

„Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland schätzte ich mich noch unendlich vielmal glücklicher, als vorhin, sein Freund zu sein. Die natürliche, schöne und männliche Empfindung seiner Seele, die unzerstörbare Güte seines Herzens, seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen, seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig, als sein Genie. Unsere Freundschaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit."

Aber just dieser Fritz Jacobi gab Wieland am Meisten zu schaffen. Er war viel jünger, er wuchs jetzt, wo Wieland nur Einzelnes änderte und bildete, erst in eine Lebensbildung hinein, und zwar in eine solche, die täglich verschiedener ward von der Wieland'schen. Darum schloß er sich enthusiastisch an eine Jugend, welche sich gar nicht besonders freundlich zu Wieland verhielt, namentlich eine Zeitlang an Goethe, welcher damals alle Welt durch eine geniale Liebenswürdigkeit überwältigte. Später ging Fritz Jacobi's Richtung noch ganz anders in innerliche Welten, welche weitab lagen von Wielands Betheiligung.

Also auch von hier, wo doch Energie vorhanden, ließ sich wenig Unterstützung für Wieland voraussehen. Und so stand er denn im Grunde allein den Parteien gegenüber, welche damals das literarische Deutschland bewegten, und es blieb dies nicht mehr auf sich beruhen, denn er trat in seinen bejahrten Tagen als Journalist auf.

Die Parteien selbst sind schon einmal flüchtig angedeutet. Unwichtiger waren die Wiener, jene Barden Denis, Maßalier, Kreischmann, welche für Fingal schwärmten und für die Pikten und Celten, aber die üble Art, in welcher sich Wieland guten Rechtes über sie äußerte, traf auch eine Seite Klopstocks.

Die Düsseldorfer ferner, wo sich die Jacobi mit Heinse um eine neue Zeitschrift „Iris" vereinigten, blieben doch lange noch

in leidlicher Verbindung mit ihm, obwohl auch im belletristischen Haupttalente derselben, in Heinse, eine konsequente Absonderung von Wieland sich bildete. Bei diesem nämlich ging das heitere Element der Sinnenwelt, was Wieland angeregt hatte, stark und dreist in griechisches Streben nackter Schönheit aus, zu großer Betroffenheit und großem Aerger Wielands. Dies gab denn auch öfters Reibung und ein seltenes Entgegenkommen.

Ganz schlimm gestaltete sich nach einer entgegengesetzten Seite das Verhältniß zu den Göttingern. Diese Jünglinge, die sich großentheils an Klopstock anschloßen, wurden allmählig leidenschaftliche Gegner Wielands. Er hatte an ihrem Musenalmanache Mancherlei ausgesetzt, er mißbilligte auch dort die Barden-Terminologie, die Wigamur und Siegmar, er mißbilligte die „tartschebewappnete," ohrzerreißende Uebersezung der Griechen, und besonders Voß, den das Meiste traf, nahm heftig Partei gegen ihn. Bei einer Feier des 2. Julius, des Geburtstages von Klopstock, verbrannte man Wielands komische Erzählungen und sogar das Bildniß Wielands; in alle Verehrung Klopstocks, welcher stets Antipode Wielands war, welcher diesen Jünglingen einmal präsidirte, welcher in seiner Gelehrtenrepublik verhüllt auf Wieland zornig deutete, mischte sich immer heftigere Opposition gegen diesen. Ausländerei und Wollust ward ihm zur Last gelegt, Voß trat direkt mit dem Namen heraus und rief:

„Nicht würdig war
Des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
Das Wielands Buhlgesängen horchet —"

zur Feier von des jung verstorbenen Michaelis Todtenopfer.

Am Gefährlichsten erschien die Feindseligkeit der Frankfurter, bei denen das meiste Talent, und von denen Goethe mit Spott gegen Wieland auftrat. Eine Oper „Alceste," welche dieser in Weimar geschrieben und aufführen ließ, gab die nächste Veranlassung. Dies ist oben näher berührt. Diese Frankfurter, zu denen, außer Goethe, noch besonders Lenz und Klinger gehörten, und welche die sogenannte „Genie-, oder Sturm- und Drang-Periode begannen," ehrten eigentlich am höchsten Wielands dichterisches Talent, sie hatten nichts gegen das, was die Andern Ausschweifung nannten, aber sehr viel gegen seine moralische

Bemäntelung, gegen den Mangel an konsequentem Muthe in ihm. „Die Verehrung Shakespeare's" — sagte später Goethe selbst — „ging bei uns bis zur Anbetung." Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben, und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß, und in unserem Auge das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hierzu kam, daß er sich nun auch gegen unsere Abgötter, die Griechen erklärte, und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet, wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen über die gedachte Oper schien er uns diese Behandlungsart allzuparteiisch hervorzuheben, und sich an den trefflichen Alten und ihrem höheren Stile unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe, gesunde Natur, die jenen Produktionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte."

In dieser Stellung, an der Spitze einer Zeitschrift bedurfte es eines Literaten, der sich dessen klar bewußt war, worin er übereinstimmte, worin er sich unterschied, dessen, was für ein würdiges Ziel auf Tod und Leben zu bekämpfen oder nur einzuschränken sei, es bedurfte, mit einem Worte, eines festen Charakters der Bestrebung und eines eisernen Muthes, ihn geltend zu machen. Beides gebrach Wieland. Ueber seiner vielfachen Auswählung unter Wegen und Principien war ihm die feste Einheit entschlüpft. Ein glückliches Naturel gewährte ihm für den Privatmann diejenige Stimmung, welche Verschiedenartiges, ja Entgegengesetztes gelten zu lassen oder doch zu würdigen versteht. Dies Naturel erhielt ihn human. Aber weil er es nicht zwischen starke Nothwendigkeiten zu gruppiren wußte, so erschien es auch

in seiner edelsten Aeußerung als Schwäche; weil es sich nicht in Nothwendigkeiten der Folgerung begründete, so ward es wirklich literarische Unmacht.

Deshalb gewinnt seine Aeußerung, einer immer aufgeregteren Welt gegenüber, die Farbe der Unzulänglichkeit. Er ist sich all der Fragen, welche ihn bestürmen, wohl bewußt, er ist dieser und jener sogar überlegen, aber nirgends weiß er seine Ansichten für eine wirkliche Schlacht zu sammeln, und so wird er schwatzhaft und ersicht keinen Sieg. Es war ihm früher bei kleinerem Verhältnisse eben so ergangen, als er die sinnliche Lockung in seinen Gedichten halb moralisch zu vertheidigen, halb scherzhaft in artige Beispiele oder Nebenwege zu führen wußte: er genügte damit nur einem neugierigen und gefälligen Publikum. Jetzt wurden die Kämpfe wichtiger, jetzt suchte man allerseits, oft mit Uebertreibung ein Princip, wer nur das seinige nachdrücklich aufzustellen oder zu vertheidigen wußte, der war auf einige Zeit des Bestandes sicher, wer aber jetzt noch eklektisch naschen, von hier nehmen und scherzen, dort verneinen und doch scherzend etwas zugeben wollte, der gerieth in Lebensgefahr.

Und davon war Wieland bedroht, da er sich aus seiner Art nicht erheben konnte. Es rettete ihn die persönliche Verbindung mit denen, die seine Feinde zu sein schienen, eine Verbindung, die Anfangs wie sein unvermeidlicher Sturz aussah, denn Goethe und Herder, welcher sich ihm niemals besonders geneigt bewiesen hatte, wurden nach Weimar berufen, als Wieland von der Bühne abzutreten schien, und es rettete ihn sein rein poetisches Talent, was ihm treu blieb, und ihm bei so kritischer Zeit vortreffliche Sachen wie den Oberon schenkte.

Die Hergänge waren folgende. Der junge Herzog war am 3ten September 1775 majorenn geworden und hatte die Regierung angetreten; zwei Monate darauf traf Goethe in Weimar ein; bald darauf trug dieser die General-Superintendentenstelle Herder an, von Goethe's Genossen erschienen Lenz und Klinger, im Herbst 1776 kam Herder.

Aber Goethe kam Wieland mit offnen Armen entgegen, und auch Herder trat mit freundlich ausgestreckter Hand zu ihm.

Ueber Goethe stimmt Wieland in all jene Begeisterung ein,

welche überall nach Ausdrücken sucht, die genialste Liebenswürdigkeit zu bezeichnen.

Für die Geltung nach außen wurde also durch diese Krisis nicht so besonders viel für Wieland verändert, als man von vornherein befürchten durfte. Wielands Leutseligkeit war mächtiger als seine Kritik, und diese Wendung war ihm doch sehr ersprießlich, da er in die alten Tage rückte und da die poetische Produktion matter wurde, nachdem er noch zwischen den Jahren 76—83 geschrieben hatte „Gadalia, oder Liebe um Liebe," „das Wintermährchen," das „Sommermährchen," „Geron der Adelige," „Perronte," „der Vogelsang," „Schach Lole," „Hann und Gulpenheh," „Rosamunde," „Pandora," „Oberon," „Klelia und Sinibald," und nachdem sich einige Zeit darauf mit der ausgelassenen „Wasserkufe," dies sein glücklichstes Genre der Hervorbringung abschloß. — Beiläufig ist hier sein eigen Geständniß einzuschalten, daß er nie etwas gedichtet, wozu er nicht den Stoff außer sich, in einem alten Romane, Fabliau, oder einer Legende aufgefunden. — Es war ihm jener Friede auch darum sehr ersprießlich, weil eine glänzende Gesammtausgabe seiner Werke von Göschen veranstaltet wurde. Eine solche hätte äußerst schwierig ihren großen Platz gefunden, wenn alles weiter eilende Talent schonungslos ausgedrückt hätte, wie sehr Wieland bereits einer Vergangenheit angehöre, die schon an Standpunkt und Leistung überboten werde.

Dies verhielt sich wirklich so. All die Erscheinung, welche damals schon auftauchte, und einer vertiefteren Lebensbahn Deutschlands vorherging, ward nur als Erscheinung von ihm aufgefaßt, nirgends in tieferen Ursachen und Gesetzen ergründet. Wie ungewöhnliche Vögel erblickt werden, wenn eine neue Jahreszeit über die Erde kommen soll, so zeigten sich damals bei uns ganz ungewöhnliche Dinge und Menschen als Vorboten. Das Geheimniß legte sich wie ein Nebel über das Land, und schattenhaft wurde darin umherhantiert; eine ganz neue, wunderreiche Erde, unerwartete Klarheit ward versprochen, wenn sich der Nebel erst gelegt haben werde. Der Pater Gaßner trat wie ein Magier auf, beschwor Geister und Krankheiten, und trieb letztere aus wie die Teufel; der Graf St. Germain sagte, er sei schon über dreihundert Jahre alt, verfertigte Edelsteine, ein Lebens-

elixir und prophezeihte; Joseph Balsamo, bekannt unter dem Namen eines Grafen Cagliostro, erregte als Ueberlieferer und Stifter, Groß-Kophta eines altägyptischen Ordens, dem die größte Wunderkraft zu Gebote stünde, heilige Scheu und Wißbegierde; der Graf Thun zu Wien war mit einem kabbalistischen Geiste Gablidone in Verbindung, welcher in den mächtigen Orden der Magier gehörte, wo eben eine Erlösung aus der Verdammniß gegen den Willen der Gottheit vorbereitet sei. Leider starb er kurz vorher, als der Graf nur noch eine einzige Anweisung zur Reise brauchte. In Berlin, wo die Aufklärung am Unbedingtesten geherrscht hatte, kamen nach Friedrich's des Großen Tode alsbald Spuren einer anderen Welt zum Vorschein: Wöllner, einst Landprediger, dann Domainenrath, endlich Minister, ergab sich ebenfalls geheimer Wissenschaft und brachte 1788 ein streng auf's Alte zurückweisendes Religionsedikt. Die Geschichte mit einem Offizier von Bischoffwerder gehörte in denselben Bereich: Schöpfer, früher Kaffeewirth in Leipzig, ein kleiner Cagliostro, hatte zugesagt, ihn, der zum Orden der Rosenkreuzer gehörte, in das dritte Geheimniß einzuweihen, und hatte sich vor dessen Augen im Rosenthale bei Leipzig erschossen. Ein Magister Masius in Leipzig entdeckte dem Publikum, es bestünde eine große, unbekannte Gesellschaft, die werde nächstens ein apostolisches Christenthum errichten, welches auch den Stein der Weisen besäße. Gegen Stark, den Oberhofprediger in Darmstadt erhob sich ein Prozeß, weil er von Cagliostro als Nekromantist bezeichnet, mit Schöpfer in Verbindung gewesen sei, von geheimnißvoller Verbindung, von dreifach gekröntem Heiligthume in Gold bei Florenz ihm geschrieben habe. Stark schrieb 1787 ein Buch in zwei Bänden darüber „über Krypto-Katholicismus ꝛc.," worin er bloß zugab, daß er zu den Freimaurern strikter Observanz gehöre.

All diese Zeichen, welche ein lebendiger Bestandtheil der 70er und 80er Jahre sind, übersah Wieland nicht, er nahm in seinem Merkur Notiz davon, aber er schrieb mehr um sie herum, als daß er sich in sie vertieft hatte. Dabei war die Opposition der Berliner, Gedikes und Biester's, in der Berlinischen Monatsschrift des nüchternen Nicolai energischer und wurde deshalb auch wichtiger; Nicolai sah dahinter eitel Katholicismus und

Jesuitenthum, schrieb gegen Zimmermann, welcher aus Oesterreich, aus Joseph's II. Welt eine Vereinigung der Konfessionen kommen sah, schrieb gegen seinen alten Freund Garve, der ihn des Uebertreibens beschuldigte, gab keine Gnade, gestattete keinen Seitenweg.

Allerdings hatte Nicolai zu wenig innere Welt, bevölkerte Herzenswelt, um den wichtigen Zug all dieser zum Theil fratzenhaften Symptome zu erkennen, welcher dahin ging, daß sich die Welt von einer nüchternen popular-philosophischen Erkenntniß befreien, auf höhere Standpunkte des Wissens und Glaubens, auf tiefere Eingänge zum Ewigen retten wollte. Aber seine nüchterne Soldatenmanier stieß doch kräftiger auf einen richtigen Fleck, als Wielands verschwimmendes Wort darüber im Mercur; — Nicolais Katholiken-Warnung, zum Beispiele, hat sich oft bestätigt. Sogar bei einem Falle, der wenig bekannt und beachtet worden ist, weil er sich über das Interesse an diesen Dingen hinaus verzögert hatte, bei Stark's Tode: es fand sich der Nachweis, daß der protestantische Oberhofprediger wirklich Katholik gewesen sei.

Sicherlich lag in all dieser wunderlichen Ausschweifung, welche dem popularen Bewußtsein so grell gegenüber stand, der direkte Weg zu vielem Späteren in Wissenschaft und Kunst. Eine natürliche Tochter all dieser künstlichen Geheimnisse und Wunder war die „romantische Schule," welche später in Rede kommen wird, und welche ihre Jugendeindrücke aus dieser Zeit empfing.

Wieland erkannte durchaus die Bedeutung dieser Zeichen nicht. Später noch sehen wir ihn seinen Schwiegersohn Reinhold preisen, daß er die Kantische Philosophie, so viel als möglich, aus höherem Kreise in den trivialen des Allerweltverstandes herunter bringe.

Und wie drängte sich doch von allen Seiten der Drang nach tieferem Weltverbande hervor! Aus allen Winkeln kukte ein Orden, eine geheime Gesellschaft; bis auf Damenerben herab schob sich Alles zusammen. Schon 1747 trat Emanuel Schwedenborg — 1689 — 1772 — auf. Er war in Schweden geboren, von umfassendem Geiste und umfassender Bildung, in der Naturkunde tief erfahren und Erfinder eines scharfsinnigen Natursystemes. Mit ihm sprach der Herr, und eröffnete ihm das

Geisterreich, er sah sich für eine Vermittelung zwischen Geister- und Körperwelt, fand leidenschaftliche Theilnahme und interessanten Zulauf zu einer förmlichen Religion. Herder sagte sehr geistreich, Schwedenborg's Religionsgeschichte sei der Roman von Schwedenborg's Seele.

Um 1778 erschien der Schweizer Anton Mesmer mit magnetischen Kuren in Paris, und bald bildeten sich nach ihm harmonische Gesellschaften. Der Planeteneinfluß auf den menschlichen Körper hatte ihm den Gedanken gebracht, daß es ein allgemein verbreitetes Fluidum geben müsse, was sich handhaben ließe. Daraus entstand sein thierischer Magnetismus, mit welchem er seine Wunderkuren begann.

Den Uebergang von diesen Erscheinungen in die Welt des theologischen Gedankens, des literarischen Ausdrucks bildete der bekannte Lavater, der Gaßner schätzte, Cagliostro einen außerordentlichen Mann, eine Natur nannte, wie sie nur alle Jahrhunderte einmal vorkomme, der den Magnetismus in Deutschland lehrte, und durch seine Lehren von der Kraft des Gebetes das Ansehen eines neuen, ächten Jüngers Christi gewann.

Nur der schon oben erwähnte Illuminatenorden, welcher um eben diese Zeit — 1776 — von Weishaupt und dem Freiherrn von Knigge gegründet wurde, bediente sich all dieser Geheimniß- und Gesellschaftsmittel zu einer antireligiosen Tendenz. Er wollte eine Herrschaft gründen, die mit aller moralischen Beliebigkeit der Jesuiten, ohne Religion, im Ordensgeheimnisse, was aus vielerlei getrennten Graden zusammengesetzt sei, bestehen, und den obersten Leitern eine unermeßliche Macht gewähren sollte. — Indessen sind die Nachrichten über dies Institut noch keineswegs unzweifelhaft. Was Knigge selbst 1788 mittheilt, bezieht sich meistens nur auf den krankhaften Trieb aller Welt nach Ordens-Geheimniß und Ordens-Vereinigung. Der Illuminatenorden war schon 1784 auf Betrieb der Jesuiten gestürzt, und just diese Todesart erhielt ihm noch lange nachher große Theilnahme; er scheint die höchste Potenz der Aufklärungsperiode gewesen zu sein.

In Wieland ist dies ganze merkwürdige und wahrhaft schwangere Zeitmoment nur in kleinen, unbedeutenden Artikeln des Merkur beachtet. Es beschäftigte ihn öfter, aber er ward in seiner schwatzhaften Weise nirgends Herr desselben. Gründlich

war all dieser neue Trieb seiner popular-philosophischen Bildung entgegen, welche auch im Mährchen eine Fee nicht anders brauchen konnte, als wenn dem Leser ehrlich versichert worden war, dies sei nur ein kurzweiliger Spaß. Aber er gewann in seiner halben Stellung, die dem Glauben, der Poesie, dem Unglauben und der Prosa gegenüber eine halbe Stellung war, keinen festen Punkt, bei welchem er irgend einmal verharrt wäre. Er würdigte das Seelenleben einer Pietistin „Marie von Schurmann," über welche er schrieb, er rechtfertigte den aufgeklärten Hutten, und pries Lavater's Physiognomik als ein so weises Buch, daß der Name neben Bacon, Locke, Bonnet und Buffon gestellt werden müsse.

Er hatte durchweg das Unglück, in seiner Humanität mehr Schwäche als Stärke auszudrücken; aus Leutseligkeit verband er entgegengesetzte Sachen, ehe er sie im erschöpfenden Gedankenprozesse zur Verbindung reif gemacht hatte. Zu den geheimnißvollen Kräften, welche damals bis zur Karrikatur geweckt wurden, suchte er sich leider auch nicht den Weg, welcher ihm möglich war. Er sah nach einem so langen Leben, daß Dinge und Thaten lebendig geworden waren, die man früher für absolute Wunder gehalten hätte, es mußte ihm also aufgedrängt seyn, daß sich die Welt nicht bis in das Detail berechnen lasse, daß sich mit dem Nerven, welcher der Gedanke des Körpers ist, für den ersten Anblick eben so Wunderbares ereignen könne, wie mit dem Gedanken der Welt, welcher sich in der Geschichte ausdrückt.

Direkt auf diese Zustände bezüglich sind die Aufsätze von ihm „über den Hang des Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben," — „der Stein der Weisen" — „der Salamander und die Bildsäule," wobei die Fragen in eine vieldeutige Erzählung ausgehn, ihre Schärfe und Beendigung verlieren, und wobei es stets wieder auf das hausväterliche, aber nicht weit helfende Wort hinauskommt: Wir sind alle Menschen! —

Es ist unmöglich, alle die Titel seiner Bücher und Aufsätze anzuführen, da deren Legio ist, und es dem näher Theilnehmenden leicht wird, sich hierbei zu ergänzen, denn die Gesammtausgabe der Wieland'schen Werke, welche Wieland selbst besorgt, und mit zehnjährigem Fleiße ausgestattet hat, bringt das Größte und das Kleinste. Noch vom Jahre 1828 ist eine Ausgabe vor-

handen, die Gruber höchst weitläufig und sorgfältig eingeleitet, und worin er mit erstaunenswerthem Eifer jede Zeile in Acht genommen hat. Das Verlangen nach dem Einzelnsten wird darin Genüge finden.

Wielands schriftstellerische Thätigkeit im letzten Lebensviertel ging theils auf den Merkur, welchen er bis zum Jahre 1800 schleppte, obwohl er schon vorher in seiner Verbreitung sehr gesunken war, theils auf Uebersetzungen und auf Ausarbeitung seines Aristipp. Der Merkur hatte noch kurze Zeit eine lebhafte Stütze an Schiller gefunden, der sich ganz freundlich zu Wieland stellte. Es ist nicht uninteressant zu sehen, in welcher Weise Wieland diesen Genius begrüßt habe, und er hat dies in einer Revision des ersten Akts von Carlos deutlich genug ausgesprochen. Er hegte eine große Idee von den Fähigkeiten Schillers, fand aber noch zu viel Schwulst, Uebertreibung und dramatisch Unwahres in den Räubern, dem Fiesko, Kabale und Liebe und diesem ersten Akte des Carlos, welchen Schiller so früh drucken ließ.

Nebenher erwähnt Wieland zuerst, daß die nächste Quelle und Veranlassung des Stückes ein kleiner Roman „Don Carlos" des Abbé St. Real gewesen sei. Speciellen Mittheilungen nach, hat sich dies Verhältniß später sehr geändert, und es finden sich sehr derbe Aeußerungen Wielands über Schiller, die besonders auf eine krampfartige Dichtung Schillers spottend hinweisen und auf allen Mangel klassischen Geschmackes. Dergleichen Nachricht bezieht sich aber nur auf mündliche Aussprüche Wielands, und wenn man den alten Herrn unglaubliche Reizbarkeit und Beweglichkeit kennt, so legt man keine Betonung auf all das, was besonders Böttiger in seinem Nachlasse darüber beibringt.

Die neuen Schulen, welche so dreist auftraten, und mit Waffen, deren Wieland in keiner Weise mächtig war, bewogen ihn ebenfalls, sich aus dem Journal-Getümmel zurückzuziehn; — Böttiger übernahm die Fortsetzung des Merkur, und von Wieland blieb nur der Name darauf. Dieser Böttiger hat hilfsliterarisch die Zeit bis in die dreißiger Jahre begleitet, viel Kenntniß, und jene sogenannte attische Bildung erworben, welche den Tadel nie anders als in Bonbons gewickelt ausdrückte, und er hat es nirgends zu einer wichtigen Einwirkung gebracht, selbst

nicht in der Detailkenntniß des Alterthums, die er gesammelt in der „Sabina“ niederlegte. Die böse Zunge nennt ihn deshalb gern „den gebildeten Lakai der Literatur.“ Das Blatt konnte sich, unter seiner Beihilfe für Wieland, Kampfplätzen gegenüber, wie die „Horen“ Schillers und Göthes, „das Athenäum“ der Gebrüder Schlegel waren, durchaus nicht mehr in erster Reihe halten. Die neue Philosophie von Kant und Fichte, die neue Kritik und Schule der Schlegel waren jene Schulen, durch welche Wieland der Muth und die Einsicht verleidet wurde. Auf das „Athenäum,“ welches hart und schonungslos gegen das Alte auftrat, war er so erbittert, wie sein flüchtiger Zorn nur gestatten mochte; er hielt diese literarische Art für eine schändliche, für einen ewigen Schandfleck der Literatur.

Man ersieht aus diesen Bezeichnungen, daß es sich um eine große Krisis handelt, denn es sind diejenigen, welche stets wiederkehren, sobald der Kampf gegen eine alte Zeit auf Leben und Tod begonnen wird, und welche die Nachwelt zu schnell vergißt, um sie nicht bei der nächsten Jugendopposition selbst wieder zu gebrauchen. Es wird stets vergessen, daß jeder Fortschritt mit einiger Unbesichtigkeit und Grausamkeit beginnt, daß erschlagen werden muß, was nicht sterben mag.

Dennoch beschlich ihn zuweilen ein Geheimniß wahrhaftiger Nothwendigkeit dieses Kampfes, und es findet sich einmal folgende Aeußerung bei ihm: „Die Schlegel haben einen Begriff von einem Dichter aufgestellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat. Hätten Sie Recht, so muß ich freilich selbst gestehen, daß ich nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Göthe — und so habe ich wenigstens den Trost, noch in sehr großer, und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen zu seyn.“

Gegen die neue Philosophie vereinigte sich Herder mit ihm, und riß ihn zu einer Polemik fort, welcher er nicht gewachsen war. Er nannte sie gern die „romanische Philosophie,“ und in dies Wort steckte er allen Vorwurf, welchen er gegen all die neumodische Kritik in Sachen des Gedankens und der Poesie auf dem Herzen hatte, denn unter romantisch verstand er Alles, was über den alltäglichen Menschenverstand hinausgehe.

Zu seinen Uebersetzungen wählte er Horaz, Lucian, Euri-

pides, — dieſen juſt, weil er von den Schlegel ſo niedrig geſchätzt wurde — Ariſtophanes und in ſeinen letzten Jahren Cicero. Natürlich nahm er auch in jener ſtürmiſchen Zeit großen Antheil an Politik, und ſteuerte dafür manchen Aufſatz. Seine derartige Tendenz ging ſtets auf einen konſtitutionellen Monarchismus.

Von Weimar lebte er einen großen Theil ſeines letzten Lebensviertels zurückgezogen: er hatte ſich drei Stunden davon in Oßmannſtädt ein Landgut gekauft, und verbrachte dort im Kreiſe einer zahlreichen Familie glückliche Jahre des Alters, patriarchaliſch, wie ſein Jugendideal der Dichtung geweſen war. Er hatte vierzehn Kinder, und es war ihm ein ſchwerer Schlag, als er dort in ſeinem Osmantinum die Gattin durch den Tod verlor. Die Landwirthſchaft brachte ökonomiſch keinen rechten Segen, und nach Verkauf des Gutes ging er 1803 wieder nach Weimar, beweinte Herder, beweinte Schiller, und lebte in guter Geſundheit bis zum Anfange des Jahres 1813. Das Hauptwerk ſeines Alters, das er in Oßmannſtädt bis auf 4 Theile geſchrieben, und dem in Weimar der fünfte folgen ſollte, war „Ariſtipp," ein Roman, der ſich in ſanfteren Schwingungen als Agathon über griechiſches Leben verbreitete, verbreitete im ächten Sinne des Worts. Der vierte Theil enthält z. B. faſt nur eine Abſchilderung der Platoniſchen Republik; Sokrates ſpielt in eigener Perſon darin, und Laïs lockt mit griechiſchem Liebreiz. Das Buch, welches dem Zeitgeſchmacke nach dreißig Jahre zu ſpät erſchien, war dem alten Wieland ſehr werth und theuer, und er beklagte es ſehr, daß er nicht zum Abſchluſſe deſſelben in einem fünften Theile kommen könne. — Merkwürdig aus ſeinen letzten Jahren iſt, daß er zur Zeit des Erfurter Kongreſſes eine lange Unterredung mit Napoleon hatte, worin dieſer die Römer auf Koſten der Griechen lobte, von aller Dichtung nur das Erhabene gelten ließ, Arioſt und Aehnliche ganz verwarf. Ein Zeichen, daß er von Wielands Gattung nicht das Geringſte wußte, da er ihm übrigens die größte Artigkeit erwies. Wieland hatte auch gefragt, warum er den neuen Religionskultus in Frankreich nicht philoſophiſcher gemacht, und Napoleon hatte lächelnd erwiedert, der Kultus ſey nicht für Philoſophen, ſondern für Leute, die nicht Wunder genug kriegten. Er ſelbſt hatte ſich im ferneren Geſpräche ſo ungläubig gezeigt, daß er ſogar die hiſtoriſche Exi-

stenz Christi bezweifelte. — Wieland starb den 20. Januar 1813 eines leichten Todes, in seinem 80sten Jahre.

Bei Herausgabe seiner sämmtlichen Werke hatte Wieland in der Vorrede gesagt: „ich begann — vor beinah einem halben Jahrhundert — meine Laufbahn, da eben die Morgenröthe unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing; und ich beschließe sie, wie es scheint, mit ihrem Untergange."

So wenig Vertrauen hatte er zu einer poetischen Welt, die sich aus den Kreisen des Populärverstandes herausbewegen wollte. Diese von ihm so übel angesehene Welt ist diejenige, worauf unsere jetzige Ansicht in Sachen des Gedankens und der Poesie gegründet ist. Daraus mag man auch auf das Verhältniß schließen, in welchem Wieland bereits zum jetzigen Geschmack steht, ein Verhältniß, was schon von den Schlegel, wenn auch mit Uebertreibung, angekündigt, was von den neuen Philosophen, wenn auch ohne deutlichen Ausspruch, bezeichnet ward.

Er war eine liebenswürdige, anmuthige Vervollkommnung aus einer reichen Uebergangszeit, und zwar die anmuthigste und liebenswürdigste Vervollkommnung; aber von der eigentlich modernen Seele, wie sie bereits neben ihm sich hob und senkte, war er nicht berührt.

Möge es nicht mißverstanden werden, wenn im Vorhergehenden die populare Verstandesweisheit nicht für genügend angerechnet, und nicht mit dem besten Beigeschmacke eine alltägliche genannt wird. Man darf nicht vergessen, daß die Scene nicht in einer klassisch erfüllten Welt spiele, wo über die populare Weisheit nichts hinausgeht; nein, unsere Scene liegt in einer romantischen Welt, die sich zu einem noch unbegrenzten Aufsteigen ausgehoben hat. In einer solchen kann am Wenigsten der Dichter damit begnügt seyn, ein alltägliches Verstandesverhältniß der Dinge in sich bereit zu haben. Just dem Dichter liegt die Aufgabe ob, ein noch Unerreichtes zu suchen, oder das Erreichte in höherer Weise darzustellen, als es der alltäglichen Thätigkeit möglich ist. Der Dichter ist der Vorschöpfer, und er bleibt deshalb zurück, wenn er große Anregungen seiner Zeit nicht ergreifen, oder sie nur in so weit ergreifen kann, daß er sie nach ihrer Außenseite abweist. Es ist durchaus nicht nöthig, daß er ihnen zustimmt, denn er muß sogar seine Persönlichkeit

bewahren. In dieser Persönlichkeit liegt auch eine persönliche Schöpfungskraft, deren Beisteuer für eine neue Einsicht erfordert wird, diese Persönlichkeit muß in alle Wege bewahrt, und sie muß zu einer besonderen Gestaltung eines jeglichen Allgemeinen ausgebeutet werden. Aber es ist, nach solcher Voraussetzung nöthig, daß der wahre Dichter sich in die große Anregung seiner Zeit versenken, sie für sich freundlich oder feindlich erobern, und sie alsdann aus sich zu einer neuen Gestalt ausbilden könne.

Dadurch schreitet er über das alltägliche Verständniß hinaus, und giebt einen wahrhaft gesammelten Beitrag, für die Aufgabe nämlich, aus den mannigfaltigen einzelnen Resultaten der vorliegenden Bildung ein gründlich neues Bewußtsein festzustellen.

So mochte es Wieland befremden, bekümmern und bestürmen, daß durch allerlei Gespenster- und Wunderdinge dem einfachen Verstande so Vielerlei zugemuthet wurde, daß sich die Gedankenform aus der Volksch-dogmatischen Art in Kreise verstieg, welche von ungewöhnlichem Gesetze regiert schienen, aber er durfte sich nicht damit begnügen, daß er dies Befremden äußerte.

Daß er weiter nichts that, beweist eben, wie seine Fähigkeit jenseits einer erhöhteren, modernen Grenze beendigt war. In seiner Jugend gab er sich der Ueberlieferung positiver Glaubenssätze hin, so weit eine partielle Kirche dergleichen partiell geltend machte. Dabei war er nicht schöpferisch, aber doch leidlich konsequent. Als er, von Zürich scheidend, sich einer mehr heitern Lebenstheorie zuwandte, suchte er seinen Anhalt bei den Griechen, und diesem hat er sich geneigt bewiesen von seinem Agathon an bis zu seiner letzten Arbeit, dem Aristipp. Um das Verhältniß zu dieser Vorwelt nun bewegt sich die Frage, ob er zu einer höheren Konsequenz der Lebensansicht gedrungen, und damit erhebend, ermuthigend oder wenigstens erheiternd auf seine Leser eingewirkt habe. Es kann nur das Letztere eingeräumt werden. Er hat die Dichtkunst nur in diesem Betrachte ergriffen, sich und seinen Theilnehmern damit eine heitere Abwechselung zu bereiten. Das ist großer Ehren werth, denn die heitere Schönheit ist ein vorzüglicher Theil aller Kunst. Dies ist es auch, was die Nation zuvorkommend von ihm aufgenommen, mit Recht gepriesen und gefeiert hat. Dies ist es auch, was ihm

nach dem Verhältnisse dieses Buchs zum Besten angerechnet werden, und wohinein sein großes Verdienst um Geschmeidigung der Sprache und des Verses dankbar eingezählt werden muß.

Aber es gilt in diesem Buche auch noch ein höherer Maaßstab, wornach die Dichtkunst schwerer wiegend und tiefer trachtend in die höchste Welt der Nation hineingreifen soll. Vermochte dies Wieland mit seiner nach Griechenland gewendeten Anschauung? Nein.

Es kann hier bei Seite bleiben, daß es sich um die Anschauung einer fremden Welt handelt, die Frage erledigt sich schon durch die Art, in welcher diese Anschauung auftritt. Nach Art der Franzosen, denen Wieland sehr zugethan wurde, und denen er auch viele Stoffe entnahm, ging es nur auf eine Spielerei mit der griechischen Welt hinaus, ohne daß auf eine Folgerung für das höhere Moment des geselligen, des sittlichen, des künstlerischen oder des religiosen Lebens gesehen wurde. Nicht einmal die heitre Abspiegelung einer konsequent erfundenen Welt wie im Ariost findet sich, moralische Bedenklichkeiten eines bürgerlichen Lebens schleudern darin umher, als wären sie in jeder fabelhaften Welt zu Hause, es ist fast durchweg nur auf eine Näscherei abgesehn, die zur Unterhaltung dienen soll. Dies erscheint nur einige Male in größerem Stile, wo es sich doch historisch zu einem Ganzen erhebt, wie im Sylvio de Rosalva und in den historischen Romanen aus der Griechenwelt, im Agathon und Aristipp. Im Allgemeinen bleibt die höhere Welt, welche sich Wieland erkies't, ein Dilettantismus, der immer arbeitet, und unverbunden neben einem Popularbewußtsein des 18ten Jahrhunderts einherging, der den Verfasser beliebt machte, weil er von einem reichen Talente unterstützt war, ihn aber niemals zur Potenz eines dichterischen Propheten erheben konnte, wie man sie, auch unter mannigfacher Schattirung, zu wünschen gewohnt ist. Es ist die Täuschung über Wieland sehr leicht, wenn man aphoristische Aeußerungen von ihm hört. Das kühnste findet sich darunter. Es wird gesagt, Christus habe gar keine Religion stiften, sondern nur den Religionsschlendrian vernichten wollen; es wird gesagt, wer sich der Nacktheit schäme, habe seine Unschuld schon verloren, und er, Wieland, habe die sinnliche Welt absichtlich zur Darstellung erwählt, um auf dem

Rechte derselben zu bestehn, kurz, es wird dogmatisch hingestellt, was sich in seiner Schriftstellerei nur aphoristisch zeigt. Aber dies waren Wellenstöße gegen die feindliche Welt, das Wieland'sche Wesen blieb dabei jenes schwatzhafte Talent, zur heitern Unterhaltung etwas auszuspinnen.

Ganz übereinstimmend damit blieb sein Stil stets leicht aber sehr breit geschlängelt, dem dieselbe Energie und kräftige Fassung gebrach, wie sie seinem Dichtungsmomente abging. Unter den Xenien Schillers und Goethe's findet sich eine, welche diese Wieland'sche Endlosigkeit folgendergestalt bezeichnet:

„Möge Dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachess schläft!"

Moriz August von Thümmel — 1738—1817 — ist in der sinnlich heitern Auffassung der Gegenstände und Situationen verwandt mit Wieland, aber hier kann ein kürzerer Maaßstab angelegt werden, da es sich nicht um einen Dichter höheren Stils handelt, welcher auf eine tiefere und dauernde Einwirkung ausgegangen wäre. Dieser gleichmäßige Anspruch, zu welchem der strenge Schiller sehr geneigt war, verleidete uns den Gewinn vielfacher Einzelnheit, die so ersprießlich werden kann, wenn sie sich aus ihren feinen einzelnen Bestandtheilen einzelner Talente für das kommende Talent einer Nation verdichtet.

In dem berühmten Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung," den Schiller 1795 und 96 in den Horen gab, kommt Thümmel mehrmals an die hohen Maaßstäbe. Den „Reisen nach dem mittäglichen Frankreich," Thümmel's ausgezeichnetstem Buche, wird darin Anspruch auf Schätzung, aber keiner auf unbedingtes Lob gestattet; es wird ihnen ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand zugesprochen, aber es wird aesthetische Würde vermißt, und „dem Ideale gegenüber" wird das Buch „beinahe verächtlich" gefunden. „Indessen" — heißt es weiter — „ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmel'sche Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der

Leser gar nicht, und von dem besseren gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man aesthetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen."

In der jetzigen Zeit, wo man die schöne und geistreiche Darstellung an sich höher schätzt, und in dem bloßen Momente des Schönen und im glücklichen Eindrucke allein auch eine würdige That findet, ist man milder gegen eine Schrift wie die Thümmel'sche. Der aesthetische Standpunkt, welchen sich Schiller damals aus der Kantischen Philosophie bildete, ist später sehr erweitert worden. Nach dem vorstehenden hätte es seine große Schwierigkeit gehabt, ein Bild, eine Stanze, kurz, irgend eine That der Kunst zu rechtfertigen, welche „bloß um zu gefallen" erschienen wäre.

Man ersieht aber aus alle dem, daß dies Thümmel'sche Genre der Darstellung für neu und interessant gehalten wurde, und in der That war Herr von Thümmel seiner Zeit sehr berühmt. Er ward 1738 auf dem Dorfe Schönfeld dicht bei Leipzig geboren. Das dortige Rittergut gehörte seinem Vater, mußte aber nach großer Kriegseinbuße im zweiten schlesischen Kriege verkauft werden. Er hatte nicht weniger, denn 18 Geschwister, der junge Mann, welcher während des 7jährigen Krieges in Leipzig studirte, und ohne weiter herauszutreten, mit Gellert, Weiße, Rabener, Kleist Umgang pflog. Das nöthigte ihn zu einiger Einschränkung, und es war lange nachher ein sehr bedeutendes Ereigniß für ihn, daß er sich 1776 im Testamente des alten Juristen Balz zum Erben von 24,000 Thalern eingesetzt fand. Der alte Jurist hatte dem jungen Juristen so lange Zeit treue Neigung bewahrt, und mit diesem Gelde zum Theil machte Thümmel später die Reisen, welche ihm so glücklich für die Literatur gediehen sind.

Denn es ist ein immer fortgepflanztes grundloses Gerücht, daß Thümmel jene Gegenden, welche er beschreibt, gar nicht gesehen habe. Das gilt nur von Berlin, dem Ausgange seiner Reise, was er erst sah, als das Buch lange erschienen war.

Nachdem er in Coburg, wohin er sich als junger Mann wendete, vom Kammerjunker des Erbprinzen bis zum Minister aufgerückt war, machte er von 1775—77 mit seinem Bruder und dessen reicher und liebenswürdiger Frau Reisen durch Frankreich und Italien, auch an dieselben Orte, wo seine Reisebeschreibung spielt. Diese Schwägerin heirathete er später selbst, da sein Bruder gestorben war.

Seine erste That, die ihm Ruhm brachte, hat eben so ein leichtes Ansehn des Details, und streift bei'm ersten Anblick an das Komische, wie seine spätere Schriftthätigkeit. Er errichtete nämlich in der Nähe von Coburg eine Mühle, worin die kleinen glatten Steinkugeln verfertigt wurden, die jezt unter dem Namen „Marmel" oder „Murmel" bekannt, und den Kindern zum Spielwerk sehr werthvoll sind. Marmorähnliches Steingeröll, was sich zum Schaden der Aecker in der Coburger Gegend vielfach vorfand, ward von den Bauern zu diesem Behufe eingebracht, sie reinigten damit ihre Aecker, erhielten noch eine kleine Bezahlung, und überließen es lächelnd dem jungen Spekulanten, was er mit diesen Kügelchen anfangen wollte. Der Artikel wurde aber nach Holland und von da nach Indien reichlich abgesezt.

Diese Thätigkeit und diese artigen Kugeln haben eine wirkliche Verwandtschaft mit dem Geschmacke und der Schriftstellerei Thümmels. So glatt, so artig ist seine Prosa, eine Prosa, die für seine Zeit ausgezeichnet war, und sich heute noch durch rasche, glatte, farbige Lebendigkeit auszeichnet. Just solch ein gefälliges Kinderspielwerk sind die vielen Verse, welche er einstreut, die in Wieland'scher Geschmeidigkeit sich bewegen, mit mythologischen Bildern tändeln, überall nur gereimte Prosa sind, und selbst noch ein wenig über den störenden Geschmack jener Zeit an Versen hinausgehn, weil sie ohne Anspruch dazwischen schlüpfen. Just in solcher halben Tändelei giebt er Erzählungen und Bemerkungen, die doch stets auf eine schmeichelnde Form, auf ein geschmackvolles und im Innern oft auf ein wirklich künstlerisches Spielwerk hinausgehn.

Er begann mit seiner „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht," was 1764 erschien. Der Titel läßt es Manchen unter Gedichten suchen,

während es just aus einem Streite über poetische Prosa entstanden war, und wirklich in Prosa geschrieben ist. Ein pedantischer Landprediger verliebt sich in ein Mädchen, was bei Hofe Kammermädchen gewesen ist, und vom Hofmarschall begünstigt wird. Der Prediger wirbt beim Hofmarschall um sie, und es wird Hochzeit gefeiert.

Dieser einfache Inhalt ward mit einer graziösen Schalkhaftigkeit behandelt, wie man sie in deutschen Büchern nicht gewohnt war, und Thümmels Name ward über die Maaßen erhoben. Dies bleibt überhaupt ein vorzügliches Moment Thümmel'schen Vorzuges und Ruhmes, daß er als sein gebildeter Hofmann sich in eine demokratische Literatur mischte, die Mängel der äußerlichen Vornehmheit verspottete und doch viele Gaben einer feinen Sitte, eines feinen Taktes, einer feinen Beobachtung mitbrachte, und für alles dies einen so leicht und graziös schattirten Ausdruck fand, wie er selten, ja fast unerhört war. Es ist darum in neuerer Zeit öfters auf eine Aehnlichkeit der Schreibweise des Fürsten Pückler mit der Thümmel'schen aufmerksam gemacht worden.

Dies sogenannte Gedicht überraschte damals dergestalt, daß es in's Französische, Holländische, Russische und Italienische übersetzt wurde.

Dann brachte er eine andere schalkhafte Erzählung, und diesmal wirklich in Versen, „die Inokulation der Liebe" 1771, ließ dann seine Feder an die zwanzig Jahre ruhen, wenn Einzelnes, was er zu Nicolai's Bibliothek gab, nicht in Anrechnung kommt, und brachte erst 1791 die ersten Theile seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786." Daß er zehn Jahre später angab, als er die Reise wirklich gemacht hatte, mag wohl die Meinung erzeugt haben, er sei nie in jener Gegend gewesen.

Das Genre einer belletristischen Reisebeschreibung war nicht ganz neu, Nicolai's Reise, welche bei dessen Schriften erwähnt ist, war 1783 erschienen. Aber dies Genre, aus der eigenen Reise einen Roman losen Zusammenhangs zu machen, und als Reisender selbst, der von der Hypochondrie geheilt wird durch das Reisen, Mittelpunkt zu seyn, war allerdings neu in Deutschland, wenn auch der englische Yorik vorschweben konnte. Und von

allem Uebrigen abgesehen war die feine Darstellung vollkommen eigen.

Man findet Thümmel darin mitten in den Sympathieen und Antipathieen der Aufklärungsperiode. Er begegnet in Straßburg einem Magnetiseur, und es ergiebt sich, daß es ein Spaßvogel ist; er stößt in der Gegend von Rimes auf einen einsamen alten Thurm, hält ihn für einen uralten Tempel des Stillschweigens, ist betroffen und erhoben von der Majestät der ringsum ruhenden Landeinsamkeit, läßt sich zur Andacht auf einen Stein nieder und betet — der liebe Gott des Stillschweigens möge ihm beim Hofgeplapper zu Hilfe kommen.

Aber ein liebenswürdig Herz, und eine liebenswürdige Fassung erhebt das Buch dennoch über die so nah liegende Trivialität; die Spiegelung der einfachsten Dinge und Ansichten in einem geistreichen Gleichnisse ist oft von reizendster Darstellungskunst. Merkwürdig genug ist bei dieser Fassung zu erwähnen, daß sie ihm, dem Prosaisten des Details, doch im Detail gar nicht geläufig gewesen zu sein scheint. Die kleinen Vorforderungen des Schreibens waren ihm lästig, ja er war ihrer kaum mächtig. Er diktirte seine Bücher, und zwar begann er für den gewandten Sekretair meist nur den Satz, diesem nur den Gedankenfortgang angebend, die Fassung selbst aber überlassend. Es ist viel darüber gesagt worden, ob dem alten Herrn, dem Hypochonder, der erst hinter Fontainebleau, bei Jyrt zum ersten Male heiter wird, ob diesem alten Manne nicht die sinnliche Koketterie mit Mädchenreizen zu verüblen sei, welche so bestissen und oft lüstern zum Vorschein kommt mit Margot, mit Clärchen und mancher Anderen. Schiller in seiner damals so strengen Grenze stellt sich sehr ungehalten darüber, und Dieser und Jener hat es ihm nachgethan. Dieser Punkt ist bei Thümmel schwieriger zu erörtern: einmal liegt eine plane Lebensansicht des fröhlichen Genusses auf dem ganzen Boden dieser Figur, und die sinnliche Ergötzung selbst, sobald sie in Alter und Form zusammenstimmt, bedarf im Wesen dieses Buches keiner Rechtfertigung. Insofern begegnet das Wieland'sche Bemänteln und moralische Begütigen nicht. Ferner ist die Färbung, da der alte Herr meist das moralische Nachsehn hat und von der Jugend überholt wird, oft so drollig und wehmüthig, daß der Vorwurf nicht recht aufkommen will, wenn

man auch die Strumpfbandlöſung geradezu ſchlüpfrig finden und den Mangel energiſcher Sinnlichkeit tadeln mag. Die Ausbeute letzterer für den Leſer, eine Kräftigung zu ſchwellender Geſundheit, iſt freilich nicht da, und wenn man auch nicht eben in ſchwächliche Weichlichkeit Clauren'ſcher Klätſchelei verſetzt wird, ſo bringt der alte Herr auf die Länge doch zu viel Derartiges, und man wünſcht entweder ein Ende, oder einen Aufſchwung zur vollen künſtleriſchen Schönheit, wobei die Lüſternheit ſchweigt, und die reine, erfüllte Form ihren klaren, wohlthuenden Eindruck äußert.

Klinger, ſeines alten Sturmes und Dranges eingedenk, ſpricht noch 1805 von dem „hohen, moraliſchen Sinne" Thümmels, nachdem er kurz vorher von der glühenden Farbe deſſelben geredet, und läßt es dahingeſtellt, auf was Alles der moraliſche Sinn ſich beziehen ſoll; — jedenfalls iſt Thümmel durch die Vorwürfe der Moraliſten meiſt hindurchgeſchlüpft, welche ſinnliche Neigung ſo ſchwer verdammen, weil er aus einem liebenswürdigen Herzen, und aus einer hohen Stellung doch die beſten Populartugenden ſeiner Zeit ſo vortheilhaft in ſich ausgedrückt hat, namentlich das Gefühl für Freiheit und Rechtſchaffenheit.

Er iſt nicht zu verwechſeln mit ſeinem Stiefſohne August Wilhelm von Thümmel und einem Fr. v. Thümmel, die auch als Schriftſteller aufgetreten ſind.

Am Entſchloſſenſten trug Wilhelm Heinſe den Reiz der Sinnenwelt und den künſtleriſchen Abdruck davon in unſere literariſche Schrift über. Angelehnt an die alte klaſſiſche Welt, wie es damals allgemein geſchah, hat er dreiſt und konſequent ſolche künſtleriſche Ideale zu erſchaffen geſtrebt. Alles, was bisher in Schilderung der Epoche des 18ten Jahrhunderts erwähnt worden iſt, trug ſein Scherflein bei zu ſolchem Verſuche, ſich aus allem hiſtoriſchen Herkommen in eine ganz unabhängige Welt der künſtleriſchen Exiſtenz zu verſetzen. Ein hiſtoriſch-religioſer Verband war nicht da für Leute des höheren Gedankens; eine geſellſchaftliche Harmonie im Staate war nur denjenigen nahe, welche mit Gütern ausgerüſtet und übrigens unbekümmert waren; jeder Andere ſah ſich

berechtigt zu zweifeln, zu spotten, allen erdenkbaren Idealismus an die Stelle zu setzen; die griechische Welt war ein Dogma geworden für Jeden der auf höhere Kultur Anspruch machte, die Schriftsteller oder Dichter, wie sie alle heißen, schrieben sich keinen Brief, verfaßten nicht eine Seite worin nicht Sokrates oder die Grazie, oder Aspasie oder irgend sonst ein griechischer Name und Begriff erwähnt worden wäre. Dergleichen war Alphabet der schönen Wissenschaft, und wir finden in fraglos aufgenommenen Worten für unsere Sprache heute noch die deutlichsten Spuren. Das eben erwähnte Wort Grazie, die Komödie, die Tragödie, das Dramatische, Lyrische, Epische, kurz alles Aesthetische ist aus jener Zeit für uns eingebürgert worden.

Ein muthiger Geist, von einem gesunden, schwunghaften Körper getragen, hingelockt zu jener griechischen Welt, von Trägheit und Eitelkeit abgehalten, sich der wirklichen Umgebung mühsam und genau zu bemeistern, eine kühne Phantasie mußte endlich einmal aus all der Tändelei heraus sich ganz und gar der Bedingung und Folgerung jener alten Existenz im Ganzen hingeben, welche ringsum in aller Einzelnheit gepriesen wurde. Diesen Geist und diese Phantasie, diese Trägheit und diese Eitelkeit besaß Heinse, jenen idealischen Muth nicht minder, und so entstand in ihm die merkwürdige Figur gewaltsamer poetischer Thaten, welche die bald christlichen, bald klassischen Kritiker so lebhaft beunruhigt hat.

Wilhelm Heinse war aus Langewiesen an der Ilm, einem Stadtflecken unweit Ilmenau, gebürtig. Den 15. Februar 1746 oder 49 kam er dort zur Welt. Sein Vater war Bürgermeister, Landschaftsdeputirter und Organist in einer Person. Nach stückweiser Erziehung, die er zu Hause vom Vater, in der Nähe von einem Theologen erhalten hatte, nach einem stückweisen Studium in Jena kam er nach Erfurt, und schloß sich dort an Wieland. Das Verhältniß zu diesem macht sein eigenes in der Literatur am Deutlichsten. Heinse's Drang und Naturel zog ihn zu all der griechischen und zu all der sinnlichen Lockung, welche aus Wielands Schriften hervorsprang, so schüchtern und bürgerlich sie auch öfters zurückgenöthigt wurde.

Das bildete sich nun in Heinse's viel dreisterem Wesen rücksichtslos heraus, und Niemand fühlte darüber größeren Aerger,

größeren Zorn als der Stiefvater Wieland. Heinse, völlig arm, auf das halbe juristische Studium in keiner Weise rechnend, ließ sich von diesem an den allezeit bereitwilligen Gleim empfehlen; Gleim schickte Unterstützung, aber das konnte doch auf die Dauer beim Mangel aller übrigen Hilfe nicht ausreichen, und Heinse schloß sich einem abenteuernden Hauptmanne an, welcher in Geschäften der dänischen Lotterie durch Deutschland reiste, welcher Gefallen an Heinse fand, und gelegentlich dessen Feder benutzen wollte. Dies wüste Verhältniß gab Reisegelegenheit, aber sonst ward es unpassend und lästig. Die Schriftstellerei, welche der Hauptmann betrieben sehen wollte, ging denn auch mehr auf dasjenige hinaus, was auffallend und dadurch Kaufartikel würde. Heinse machte sich endlich von ihm los, und wenn der Umgang nicht bereits nachtheilig gewirkt hatte, was nicht mit Sicherheit zu verneinen ist, so hätte er bei längerer Dauer den jungen sinnlichen Mann sicherlich tief in ein wüstes Treiben geleitet. Genug, der erste Hauptanstoß zu Wielands Zorn gegen Heinse ward in dieser Verbindung gelegt. Der lockenden Schürfrigkeit halber veranlaßte der Hauptmann den jungen Dichter zur Uebersetzung des Petron'schen Satyriken; die Ausgabe verzögerte sich, und erschien erst, als Heinse bereits in einer Hauslehrerstelle zu Halberstadt in Gleims Nähe und besonderem Schirme war. Hierher fallen zwei merkwürdige Briefe, welche über den Sinnlichkeitspunkt für die Literaturgeschichte von Bedeutung sind. Wieland nämlich schrieb an Gleim einen flammenden Brief, in größter Entrüstung über jene Uebersetzung, und eiferte schonungslos gegen all solches Thema. Dieser Brief sollte Heinse mitgetheilt werden. Ueberaus merkwürdig ist darin, daß von irgend einem Principe, was so oder so weit zu beschränken wäre, von einem Verhältnisse zur Griechenwelt, welche sonst alle Schriften und Briefe Wielands erfüllte, gar nicht die Rede war; die eigene Neigung, sinnliche Neigung einzuweben, aller verwandte Bezug auf das stets gepriesene griechische Ideal blieb völlig unerwähnt, und der junge Heinse, solchergestalt von einem hochgestellten Autor angefahren, findet ebenfalls keine Gelegenheit, den leichtsinnigen Petron mit irgend einem klassischen Principe zu beschönigen. Er vertheidigt nur mit allem Eifer sein Herz, was Wieland angegriffen, wenigstens stark in Zweifel gezogen hatte, und

ſchiebt viel auf den Hauptmann; alle griechiſche Bildung, die ſonſt Alles durchdringen mochte, iſt beiderſeits ganz aus der Rede, und der Standpunkt eines bürgerlichen achtzehnten Jahrhunderts gilt allein. Nur gegen das Ende der Antwort faßt ſich Heinſe zu der naiven Aeußerung, welche all die Widerſprüche enthält, und ſich folgendermaaßen ſatiriſch geſtaltet: „Ihre Behandlung iſt raiſonnirt, meine im Taumel der Phantaſie begangen worden, — ich dächte, daß der Meiſter dem jungen Artiſten verzeihen könne. Bei dieſem Allen gelobe ich Ihnen hiermit heilig an, in Zukunft, ſo viel in meinen Kräften ſteht, keine Zeile zu ſchreiben, die nicht von den Veſtalen geleſen werden könnte, welchen man Ihre komiſchen Erzählungen und Ihren Amadis vorlegen darf; mit dem beſten Diſcernement ſei dieſes hiermit angelobt. Noch geſtehe ich Ihnen, daß eine rührende Empfindung in meinem Herzen über Ihren Eifer an meiner Bekehrung wallte, während mein Genius mit der Schwärmerei derſelben höchſt unzufrieden war.“

Es blieb auch etwas durchaus Vergebliches, Heinſe von der Sinnenwelt abzuſchrecken. Er hat nichts mehr geſchrieben, was in die Gattung des Schlüpfrigen gerathen wäre, — ein Vorwurf, welcher auch ſeine „Kirſchen“ traf, die er auf Gleims Veranlaſſung dem Dorat nachgereimt hatte — aber, was er auch ſchrieb, und wenn es ein einfacher Brief war, es war getränkt von dieſem heißen Drange, aller ſinnlichen Strömung und Biegung der Welt Herr zu werden, in dieſer ſchaffenden Lebenskraft mit zu weben, jedes Ding, jeden Vorfall in den Schein und in das Verhältniß zu ſetzen, wodurch es, innerhalb der Kunſt vermittelt, uns zugeführt würde.

In ieſer Weiſe iſt er durchaus eigen in unſerer Literatur, faſt immer manierirt, oft großartig. Sehe man von dem Mangel ab, daß er, von einer klaſſiſchen Modetendenz verleitet, die wirkliche Welt nicht zu einer gemäßen Bildung verarbeitete, wie es ſeinem geſtaltreichen, friſchen Blicke erreichbar geweſen wäre; entäußere man ſich des Anſpruchs ſolcher Art, und man findet übrigens außerordentliche Kraft und Gewandtheit in Heinſe anzuſtaunen. Es gebrach ihm die Wieland'ſche Flüſſigkeit und Beweglichkeit der Erfindung, alle die ſpielende, geſchmeidige Anmuth, womit dieſer lockte, die Weichheit der Sprache, der breite

Umfang des Interesses, welches er nahm und weckte, aber in gedichteter Absicht und Fassung, in Stärke, Höhe und Nachdruck übertraf er ihn weit. Das ewige Kennzeichen eines Poeten war in ihm, dieser Gottesstempel, wodurch der Dichter als umrundeter, völliger Schöpfer angekündigt wird. Nicht die Unterhaltung bloß, nicht der flüchtige Reiz allein war seine Absicht der Dichtung; er griff in die Tiefe und Höhe, um eine nach oben und unten geschlossene Welt zu bauen und zu schmücken. Seine Höhe war nur der griechische Olymp, seine Tiefe nur der bilderreiche Acheron, weil er zu träge war, seine Welt mit Perspektive zu durchdringen, aber in dieser seiner Welt war er auch konsequent, erschöpfend und schön. Sein Wesen war nur eben darauf gestellt, dasjenige genial zu erfassen, was aus dem Sinnenraume in den künstlerischen Bezug hinüberreichte; von der Romantik, welche sich über diesen Raum erhebt, von einer streng gedanklichen Religion, welche das Feste des Raumes überfliegt, war nur eine unbestimmte Verbindung in ihm, nur auch diese nur in künstlerisch beschränkter Art, nämlich die Musik. Aber weniger die Musik, welche romantisch in die ewige Möglichkeit vertieft, sondern die Musik als geregelte Verkündigung schöner sinnlicher Verhältnisse.

Wenn jener Petron, jene „Kirschen," einzelne Sinngedichte und ähnliche Federübung damaligen Geschmackes übersehen werden, so beginnt auch seine Schriftthätigkeit früh in solcher geschlossenen Art, daß eine in Sinnenbezügnissen erschöpfte Welt konsequent von ihm dargestellt wird.

Dies erste Buch ist „Laidion," welches noch in seiner Halberstädter Zeit erschien, und worin jene berühmte Liebenswürdigkeit der Griechen, jene Lais die Hauptperson spielt, welche in den christlichen Schulen nach modernem Begriff gemessen und eine freche Bublerin genannt wird. Dergleichen Namen, Personen, Verhältnisse waren damals der schönen Literatur so geläufig, daß eine ähnlich üble Verwechselung nur dem Unverstande zugetraut, und das Dreiste des Themas mehr angestaunt als bezüchtigt wurde.

In dieser Laidion lebt und webt nun, man möchte sagen, das transcendente Griechenland, Lais ist todt, und schwebt auf zum Elysium; Solon, Aspasia, Orpheus halten Gericht über sie,

eine freie Welt der Schönheit wird darin heiter verhandelt, und eine ganz andere Vorstellungsart als die christliche ergebt sich in oft breiter, oft geistreicher und überraschender Erfindung.

Heinse, der, besonders damals, viel weniger zu Hause war in der griechischen Schriftwelt als Wieland, bekundet doch schon hierin einen viel verwandteren Einblick und Eindrang als Wieland im Agathon, weil ihm diese griechische Existenz naturgemäß verwandter war als jenem, bei dem sie ein Dilettantismus blieb. Es begegnet ihm nie etwas so Ungriechisches wie dem Agathon, welcher, ein Götterzögling von Delphi, für baare Naturschönheit schwärmt im Gegensatze zur Kunstschönheit, da es doch just ein vorstechendes Merkmal der alten Klassiker ist, daß unsere moderne Theilnahme an der Natur und Schilderung derselben ihnen fremd bleibt.

Mit dieser Laidion schließt sich die unreife Jünglingszeit Heinse's ab, aus welcher uns nicht eben lockende Kennzeichen übrig geblieben sind in dem von Körte herausgegebenen Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse, Johannes Müller und Jacobi. Heinse bewegt sich darin fast durchweg in unerquicklicher Uebertreibung, in unklarer Eitelkeit, in ungeformten Ausrufungen.

Von Halberstadt nimmt ihn Georg Jacobi mit nach Düsseldorf, damit er an der „Iris" arbeite. Dies geschieht zu Anfang des Jahres 1774. Dort in Düsseldorf bleibt er bis zum Frühsommer 1780, und in diese sechs Jahre fällt die formellere Ausbildung seines eigenthümlichen Dranges, seine Bekanntschaft mit Goethe, der ihn enthusiastisch begrüßte, all seine Vorbereitung auf ein Leben in Italien, und wenn es sein könnte, in Griechenland, an den Stätten der alten Existenz, unter den Denkmälern der alten Kunst. Das schönste Zeichen dieser Vorbereitung sind seine Briefe über die Düsseldorfer Gemäldegallerie, welche er im Merkur abdrucken ließ, und die größtentheils auf einem Marmortischchen in der Gallerie selbst geschrieben waren. Geistreich und frisch, wie fast nirgends vor ihm in Deutschland, ging er hier auf den schönsten Sinn der Farben und Gestalten ein, und noch viele Jahre später bezeigt Rachel, eine so unbestechliche Richterin des Aechten und wirklich Empfundenen, ihre Entzückung darüber. Uebrigens beschäftigte er sich mit italienischen Dichtern, zunächst mit Ariost und Tasso, die er leider hier und später in

Venedig in Prosa übersetzte, ein wunderlicher Mißgriff, welchen man einem für Formschönheit so begeisterten Mann nicht zugetraut hätte. Lebensbeschreibungen der Sappho, des Petrark, des Tasso wurden in der Düsseldorfer Periode verfaßt.

Mancherlei Berührung mit Pietisten, die in Westphalen schon damals zahlreich sind, mit Basedow, mit Lavater äußert gar keinen Einfluß auf ihn. Sein Wesen war dermaaßen unvermischbar, daß es wenig oder gar keine Einwirkung von anders Gesinnten bemerkt. Jung Stilling schildert ein Gastmahl in Elberfeld, wo zwischen Lavater und vielen Hauptpietisten der Gegend Goethe und Heinse heiter und artig sich herumbewegen. Da findet sich auch ein oberflächlich Konterfei Heinse's, „er war ein kleines, rundköpfichtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur; seine ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringlichkeit, die Alles zurück hielt, was sich ihm nähern wollte." —

Jene Unberührbarkeit seines eigentlichen Kerns zeigt sich am Deutlichsten im Verhältnisse zu Fritz Jacobi, dem er in vieler Weise sehr nahe gerückt und verpflichtet wurde. Fritz Jacobi, der sich in späterer Zeit ganz und gar auch in der Gedankensphäre zur Berufung auf den Glauben neigte, welcher zum Entsetzen in Lessing einen Spinozisten erblickt zu haben meinte, welcher später in seinem Woldemar zur romantischen Versenkung in den Gedankenglauben das Haupt senkte, stand in einem, wenn auch gemessenen, Freundschaftsverhältnisse zu Heinse; dieser richtete all seine italienische Korrespondenz an ihn, und milderte sich darin wohl in seinen Dithyramben über Sinnenschönheit, gab aber im Grunde nicht eine Faser seines eigentlichen Kernes hin. Wahrscheinlich größtentheils von Jacobi mit Geldmitteln versehn, machte er seine Reisen durch Italien, auf denen er drittehalb Jahre verbrachte; — dieses von persönlicher Sympathie unabhängige Opfer Jacobi's, was er der Begabtheit brachte, und einem möglichen Kulturgewinne, der so weit ablag von seiner Sphäre des nächsten Wunsches, dies Opfer an Heinse macht Jacobi eine unverlöschliche Ehre.

Heinse überließ sich ganz und gar seiner bequemen Anschauung: es sind an die zehn Jahre seit seinem kleinen Buche

Laidion verflossen, und er hat noch kein neues erzeugt, er hat nur einzelne Aufsätze geschrieben, in Italien, wo ihm doch so viel Zeit geblieben wäre, sich nur eine Zeitlang mit der Uebersetzung des Tasso beschäftigt, und nur aus der letzten Epoche in Rom erscheint in seinen Briefen einmal die Andeutung, er sei mit einem Romane beschäftigt. Ob dies Ardingbello gewesen, erfährt man nie deutlich, eben so wenig, ob ein anderer Anfang darunter gemeint sei. Es fehlt überhaupt bei diesem stürmischen Autor, der sich nirgends an eine Weiblichkeit recht band und fesselte, die für ihn noch große Schritte nach dem Ideal vor sich hatte, oft an genauer Lebensnachricht. Er wollte lange gar kein Amt, oder doch nur ein sehr loses, weil ihm Gehalt nöthig war; er hat nie geheirathet.

Zurückkehrend nach Deutschland kehrte er wieder in Düsseldorf ein, und hier ist wieder von einem Buche in einem Schreiben die Rede, welches er an Gleim richtet, aus dem Jahre 84. Aber auch darüber erfahren wir nichts Näheres, und es ist unwahrscheinlich, daß beide Nachrichten auf den erst später abgefaßten Ardingbello gehen. Er fand wenig Ruhe in einem ökonomisch unsichern Leben, und sein Studium der italienischen Musik, welches er am Klavier fortsetzte, seine Lektüre der Alten, Billard- und Schachspielen mit Fritz Jacobi half nichts zum nöthigen Erwerbe. Drum ergriff er rasch die kurze Gelegenheit, mit einem jungen Edelmanne eine flüchtige Reise nach Holland zu machen, und ergriff es später als ein Glück, daß ihm die Lectorstelle beim Kurfürsten von Mainz angeboten wurde. Sie wurde dann in den Posten eines Hofraths und Bibliothekars erhöht, und in Mainz und Aschaffenburg hat er als solcher neben Johannes von Müller die letzten Jahre gelebt, und seine Hauptbücher geschrieben. Außer der Laidion sind es nur drei, „Ardingbello," „Hildegard von Hohenthal," „Athanasia und das Schachspiel."

Im Jahre 1787 kam er nach Mainz, zu Ende des Jahres erschien Ardingbello, welcher gemeinhin als sein Hauptbuch betrachtet wird. Das Mark seiner italienischen Reise, alle seine Schwärmerei für das Nackte, für bildende Kunst überhaupt und für ein frisches, fröhliches Leben, welches sich an solche Principien lehnt, ist darin niedergelegt. Dies Alles ist mit einer

großen Herrschaft über die geistige Verbindung zwischen dem Geistigen und Aeußerlichen niedergelegt, und mit Ausnahme einiger minderen Produkte von Goethe, wie der Elegieen, das stolzeste Resultat des klassischen Studiums, was mit einer vollen Gestaltung in unsere Literatur getreten ist. Es geht darum einen großen Schritt weiter als der ähnliche Versuch Wieland's im Agathon und Aristipp, weil es entschlossener und ganzer das alte Leben in der Sinnenwelt auffaßt, weil es daneben den modernen Zustand, die moderne Forderung berücksichtigt, und nach einer Vereinigung dieser Welten trachtet. Es ist mehr dichterischer Charakter, und weniger bloße Beschreibung, es versucht eine That, während sich Agathon und Aristipp mit einer Spiegelung begnügen. Um deswillen ist dies Buch eine der merkwürdigsten Proben aus jener Literaturepoche, auch wenn es nicht die einzig konsequente wäre.

Der markige Styl, welcher nirgends bis ins geschmeidige Detail ausgeführt, sondern mehr rasch hingeworfen ist, erinnert an geistreiche Skizzen des Malers und Bildners. Leider sind die ersten Ausgaben arg von Druckfehlern entstellt.

Als die Franzosen nach Mainz drangen, blieb er noch lange Zeit zur Ordnung der Bibliothek zurück. Während des Eindrangs der Jacobiner war er in Düsseldorf und auf dem Lande bei Aachen gewesen. Dann brachte er die Bibliothek nach Aschaffenburg, und schrieb daneben im Sommer 1794 noch in Mainz den Anfang seiner „Hildegard von Hohenthal," deren erste Bände 1795 erschienen.

Dieser Roman hält sich an eine andere Sinnenwelt, an die des Ohres, an die musikalische, und die Schwingungen der übrigen spielen nur nebenher. „Die bloße Vokalmusik" — heißt es darin — „ist eigentlich, was in den bildenden Künsten das Nackende ist." — „Unser Gefühl selbst ist nichts anderes als eine innere Musik, immerwährende Schwingung der Lebensnerven. Alles, was uns umgiebt, was wir Neues denken und empfinden, vermehrt oder vermindert, verstärkt oder schwächt den Grad ihrer vorigen Bewegung. Die Musik rührt sie so, daß es ein eigenes Spiel, eine ganz besondre Mittheilung ist, die alle Beschreibung von Worten übersteigt. Sie stellt das innere Gefühl von außen in der Luft dar, und drückt aus, was aller Sprache vorhergeht,

sie begleitet, oder ihr folgt." „Göttliche Kunst, welche die Existenz fühlender Wesen so unmittelbar unter ihrem gewaltigen Scepter hat." „Das Ohr ist gewiß unser richtigster Sinn; und selbst das Gefühl, welches man bisher für den untrüglichsten gehalten hat, bildet sich nach ihm. — Deswegen sind die Taubgebornen auch um so Vieles trauriger und unglücklicher als die Blinden, weil sie den Hauptsinn des Verstandes, der die andern zur Richtigkeit gewöhnt, nicht haben; und so giebt die Musik unter allen Künsten der Seele den hellsten und frischesten Genuß."

Es wird hierzu beigebracht, daß auch physisch der Hörnerve am Unmittelbarsten mit dem gemeinsamen Sensorium im Hirn verbunden sei.

Im Ganzen wird hier wieder zum ersten Male, und als Zusammenfassung auch jetzt noch unübertroffen, ein Sinnenfeld bearbeitet, mit den feinsten Gesetzen und Verhältnissen des Geistes bearbeitet, so daß ein schönes Resultat, eine Kunst, eine stufenmäßig eroberte Verbindung mit höherer Welt gewonnen wird. Der Roman ist überfüllt mit theoretischem und historischem Detail der Musik, die Rechnungen des Pythagoras, alle Wendungen eines berühmten Komponisten sind angeführt, so daß der alltägliche Romanleser übel daran ist. Für den forschenden wird der Gang und das Resultat hierdurch erfreulicher und klarer. Glücklicherweise ist auch gegen den Sinn des Ohres das moralische Vorurtheil nicht so rege, wie gegen den des Auges und des Fühlens, weil die beiden letzteren leichter störend zu Uebergriffen in das Bereich der Verwaltung verleitet sind. Aus diesem praktischen Standpunkte ist aber die Mehrzahl lediglich gewohnt, Sinne in Betracht zu ziehen; über dem Nutzen oder Schaden für die Gesellschaft vernachlässigt man, daß die Sinne noch ein anderes und höheres Verhältniß und eine andere und höhere Bedeutung haben, daß sie für den Menschen offenbar die begabtesten Trabanten des Geistes sind, um die höchste Möglichkeit der Erde zu berühren, eine Verbindung mit sonst Unerreichbarem anzuknüpfen.

Dieses vorherrschende Interesse der bloßen Verwaltung ist dasselbe, was schon oft bei Betracht aller Poesie erwähnt ist, was alle Kunst und höhere Thätigkeit auf den nächsten moralischen Nutzen für die Gesellschaft zurückführt, was im praktischen Leben seinen großen Werth hat, im Gebiete der höchsten Thätig-

keit, im Gebiete der höheren Kunst und Wissenschaft aber lähmend und verderbend ist. Heinse existirt nun für dies Interesse der Verwaltung gar nicht in all seinem Streben und Trachten, er ringt, oft zu einseitig, nach einer möglichst unmittelbaren Verbindung mit dem Gotte[illegible]dem, welcher die Welt durchdringt, und dabei ist ihm die Verwaltung der Welt Nebensache. Das wird ihm bei einem Sinne wie das Gehör, leichter verziehn werden; denn wir sind nun einmal in eine so inkonsequente Bildung gerathen, daß alle Schwelgerei des Ohres geduldet, ja gepriesen wird, und zwar eben so absolut, als Schwelgerei oder auch nur lauterer Genuß eines anderen Sinnes Verdammung erleidet.

Dies Vermischen des Verwaltungspunktes mit dem einer freien Existenz ist seit einiger Zeit unser Hauptgebrechen, weil unsre Entwickelung so viel Nothwendiges übersprungen, die Sinne und die Zweifel nur zu eng aufgenommen hat, und sich nun ängstlich bedroht sieht, wenn sie sich erheben. Es wäre ein unendliches Verdienst, wenn ein philosophischer Kopf die Kategorieen einmal streng erörtete; ist man sich einer Ordnung bewußt, so wird dem Genie auch mehr Freiheit gestattet, es wird mehr geschaffen, die kleinste Schöpfung wird schneller erkannt und untergebracht, die bloße Dreistigkeit des schöpferischen Unvermögens fällt ohne Weiteres, weil sie nicht mehr von der falschen Lockung des Verbotenen begleitet ist, — und die bloß praktischen Richter sind ein für allemal aus einer Sphäre gewiesen, worin die Arznei ihres Kreises zu Gift wird.

Diese letzteren haben natürlich auch an Heinse gerüttelt; aber dessen theoretische Waffen sind ihnen meist zu scharf gewesen, und nun liegt das Moos der klassischen fünfzig Jahre darauf. Aber rein ist das Verhältniß zwischen ihm und der Kritik noch keineswegs, und es wird es nicht, sobald jene Scheidung nicht kategorisch aufgestellt ist; hier endigt das Gebiet der bloßen Verwaltung, was mit dem guten oder schlechten Beispiele, mit der Schwäche und Ausartung zu thun hat, und hier beginnt das Gebiet der Erhebung und des Aufschwungs aus der polizeilichen Schranke, welche für das Zusammenleben gut und nöthig, aber für alle höhere Frage des Menschen hinderlich ist.

Käme in der Hildegard außer dem Gehör nicht noch eine stürmische Liebe der Hildegard zu Lockmann vor, oder käme

Heinſe den Geruch und den Geſchmack verherrlicht, denn die Luſt des Eſſens und Trinkens hat ein Bürgerrecht gegen Geſicht und Gefühl, ſo fände er einen leichteren Stand. Jetzt wird es aber ſtets nur für die Freieren geſagt, daß Heinſe mit großer Genialität auf allerlei Grenzen der Kunſt reizende Züge unternommen, und mit viel Lockung dargethan hat, alle Kunſt ſei eine freie Verbindung zwiſchen den Sinnen und dem Geiſte, der Gewinn ſei ſtets ſicher bei ſolcher Verbindung, der ſchönſte belohne aber nur, wenn auch das richtige Maaß der beiden Beſtandtheile ergriffen werde.

Dies Maaß hat Heinſe nicht immer getroffen, und zum Theil deshalb, nicht bloß, weil er bedenklichere Stoffe gewählt, iſt er niemals ſiegreich in die erſte Reihe klaſſiſcher Autoren eingedrungen.

24.

Die Göttinger Dichter, und vereinzelte Poeten.

Man begreift sie auch unter dem Namen des „Hainbundes," zu welchem sie sich nach altvaterländischer Weise vereinigten, wenn auch der Hain selbst für die schwächeren Leiber der späten Enkel nicht mehr stetiger Vereinigungspunkt werden konnte, wie bei den altdeutschen Vorfahren.

Die Hauptjahre dieses Dichtervereins, welcher dem Leipziger nachgeahmt wurde, gehen von 1768—1776; der Hauptanstifter und gewissenhafte Betreiber war Boje und nächst ihm Gotter; jüngere Mitglieder wurden Bürger, Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, Leisewitz, Karl Friedrich Kramer. Eroberungswaffe, und der Mittelpunkt und Ausdruck aller Bestrebung und Schwärmerei war das Lied, lebhafte Beihilfe ward gesucht in Uebersetzungen. Anhalt nach außen, Zeugniß für's Publikum gab der erste Musenalmanach, den Gotter und Boje 1770 herausgaben, und erst 1776 verbreitete man sich, wiederum unter Bojes, dieses Agenten der Literatur, Anführung zu einer Zeitschrift, dem „deutschen Museum," welche eine Zeitlang neben der Jacobischen Iris und bis 1788 neben Wielands Mercur ein Haupttribunal in poetischen Dingen für Deutschland wurde.

Dieser Bund, welcher einen lyrischen Vers, welcher ein Vergißmeinnicht mit respektvoller Andacht betrachtete, und betrachtet

sehen wollte, ist nirgends besonders tief in die poetische Möglichkeit eingedrungen. Er hat sich eigentlich nur in Bürger eines starken Talentes zu erfreuen gehabt, hat sich mit Theilnahmsweckung an poetischen Einzelnheiten begnügt gezeigt, und die große Anregung durch gleichzeitige Talente nur mittelmäßig zu nützen gewußt. Sein Schwung theilte sich in eine unbestimmt lyrische Entzückung für Klopstock und für englische Gedichte. Die letztere ist uns ergiebiger worden, und wir verdanken ihr schöne Balladen von Bürger. Uebrigens breitete sie sich später in einem Mitgliede des Hainbundes, in Heinrich Voß, über ein großes Feld aus, und hat in den Nebenpartieen der Literargeschichte viel Raum und mancherlei Interesse gegeben. Der allgemeiner werdende Antheil an Homer ist darunter nicht das geringste.

Friedrich Wilhelm Gotter — 1746—1797 — gehört nur in den Anfang des Göttinger Treibens, das er bald Boies unermüdlicher Leitung überließ. Er schifft mit einem leichten Nachahmungstalente, was leichte Verse machte, eine sorgfältige Prosa schrieb, und sich besonders zum dramatischen Ausdrucke neigte, bei mehreren Parteien umher. Seine literarische Bildung gründete sich besonders auf Kenntniß des Italienischen und Französischen; — was nun Lessing am französischen Drama und an der bloß äußerlichen Regelmäßigkeit tadelte, das nahm er mit großem Bedachte auf, und wohl auch mit der Absicht, es zu beherzigen. Aber seine Vorliebe für die Franzosen und der Mangel an eindringender kritischer Kraft, ließ ihn doch keinen erklecklichen Nutzen daraus ziehen. Als er von Göttingen, wo er zweimal sich aufgehalten hatte, 1769 in die Dienste seiner Heimath Gotha zurückkehrte, und von da zum zweitenmale in juristischen Geschäften nach Wetzlar kam, lernte er Goethe kennen, und erhielt mancherlei Eindrücke jenes Sturms und Dranges, der sich bald in den Frankfurtern offenbarte, und der so leidenschaftlich Partei für die ungeschmückte Natur Shakespeare's nahm. Aber er wollte doch auch dieser Richtung nur einige kleine Zugeständnisse des Geschmackes machen, er wollte die formelle Grazie der Franzosen dem excentrischen Shakespeare nicht geopfert sehen.

So wurde denn nur ein artiger Komponist aus ihm, der keine starke eigene Schöpfung zu geben hatte. Ein treffliches Theater, was zu seiner Zeit unter Ackermann in Gotha war,

und wo außer Eckhof auch Iffland, Beil, Beck, Großmann, die Seyler und Brandes spielten, spornte ihn zu häufiger Thätigkeit im Drama. Sie war aber faſt nur Nachbildung franzöſiſcher Stücke, beſonders Voltaires, auch ſeine Singſpiele ſchloßen ſich meiſt an fremde Stoffe mit Ausnahme des „Jahrmarkts“ einer komiſchen Oper; ſeine „Eſther“ ein Schauſpiel in ſechs Akten, war eine Traveſtie der bekannten bibliſchen Stücke, und es bleibt ſonſt nur ein kleines Luſtſpiel „die ſtolze Vaſthi“ eigene That, worin das Hofleben in hüpfenden Verſen geſchildert wird.

Unter den Gedichten machte eine Epiſtel „über die Starkgeiſterei“ viel Aufſehen, und begründete die Achtungswürdigkeit Gotters, welcher bei aller Weltbildung für die orthodoxen Geſetze und deren Gültigkeit eiferte. Die Veranlaſſung war der Selbſtmord Jeruſalems, von dem er wenige Wochen vorher in Wezlar geſchieden, und den er bald in Gotha zu ſehen hoffte.

Der andere Gründer des Hainbundes, Heinrich Chriſtian Boje — 1744—1806 — aus dem Holſtein'ſchen war noch ſchwächer in der Hervorbringung; die alte Literargeſchichte ſpricht zwar noch von ſeinen Gedichten, welche Nachbildungen ausländiſcher Originale waren, und deren damals jeder Autor bedurfte, lobt aber an ihnen vorzüglich „Richtigkeit der Sprache, Wohlklang der Perioden und Politur der Verſe.“

Wichtiger iſt das Lob, was ſeiner Journaliſten-Thätigkeit darin nachgeſagt wird, daß ſie auch die alten Denkmäler unſerer Poeſie gewürdigt und deren Auflebung befördert habe. Mit ihm gab eine Zeitlang Dohm das Muſeum heraus.

Eine intereſſante, jung und früh ſchwindende Erſcheinung war Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty — 1748—76 — der ſchon mit acht und zwanzig Jahren ſtarb. Er war der ſanfteſte lyriſche Hauch dieſes Bundes, eines Predigers Sohn aus Marienſee im Hannöver'ſchen. Als ſchöner Knabe wuchs er auf, ward von Blattern entſtellt, hatte im Aeußern etwas Plumpes, erfuhr wenig Leben und ſtarken Eindruck. Das Aeußere ſtellte ſich aber zu ſeinem Inneren in einen um ſo liebenswürdigeren Kontraſt, ſeine zarte, anmuthige Melancholie, ſeine ſanfte Heiterkeit rührte die Freunde um ſo mehr, und das Publikum fand es ebenfalls heraus. Hölty war außerordentlich geliebt und man erwartete noch Außerordentliches von ihm. „Schwermuthsvoll

und dumpfig hallt Geläute" — „Rosen auf den Weg gestreut, und des Harms vergessen" — „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet," und viele ähnliche Lieder haben sich fortgeschmeichelt durch viele Jahre, und bewegen noch heute anmuthig das Herz. Nichts war ihm gegeben als ein ferner Kirchthurm des Dörfchens, ein Blümchen am Bache, eine vorüberfahrende Karosse, woraus ein Schleier weht und ein Mädchenantlitz hervorblickt — das ist aber genug, die Seele und den Vers zu beleben, und die einfache Veranlassung theilt sich schnell den Meisten mit, denn daran fehlt es Niemand, wenn nur das Herz geweckt ist. Seine Gedichte wurden voreilig und ohne Recht von Geißler herausgegeben. Stolberg und Voß hatten Eile, mit der rechtmäßigen Ausgabe nachzukommen, und die Lieder wurden so beliebt, daß neue Auflagen nöthig wurden. Voß hat 1804 und 1814 deren besorgt, und, wenn auch nicht ganz in Ramler'scher Ausdehnung, doch die Schulmeisterei nicht gelassen, und Vielerlei daran geändert.

Gottfried August Bürger — 1748—1794, das Hauptta-lent, welches die Göttinger Bestrebung zur größten Popularität erhob, hat leider ein herumgeschlagenes, störsames Leben geführt, ist vor eitel Sorge für das Gemeine und Nothdürftige selten zu der beseligenden Dichterruhe gekommen, und hat darum in sich selbst niemals das Ziel einer reifen, umrundeten Bildung erreicht, welches die Grundlage wird für alles höchste Kunstwerk. Dieser Uebelstand war wohl auch der Grundgedanke jener vielbesprochenen Schiller'schen Recension, welche Bürger so tief in's Herze traf. Schiller kleidete dies in philosophische Forderungen, sprach von jenem Idealismus, der ihn selbst erfüllte, und welcher alles Popular-Talent nur zu würdigen wußte, wenn es in seine eigene ideale Forderung veredelt ward. Er warf ihm vor, daß die „Idealisirkunst" vermißt werde, daß Bürgers Glück und Liebe nichts anderes als das eben zunächst liegende Glück, die zunächst liegende Liebe, aber nicht das Ideal von Glück und Liebe sei; — er that Bürger Gewalt an, schematisirte einen Volksdichter, der in der nächsten Literatur gar nicht vorhanden war, nach abstrakten Begriffen, wie sie nun eben sein Dichtergenius, ein ganz anderer, besaß. So schlug er das Schlechte und das Gute in Bürger mit einem Streiche, weil eben Gutes in Bürger war, wofür Schiller keine Auffassung hatte; er tadelte Bürgers unmit-

telbares Ergreifen des Stoffes, das Ergreifen ohne Vermittelung der Reflexion, was just der Stempel des Genies in Bürger war, er tadelte dessen kräftige Refrains, die musikalischen Begleitungsworte der Balladen, wodurch die Bürger'sche Ballade so nachdrücklich in ihren ächten Bereich, in den Bereich des Gesanges hinein gehoben wurde, — kurz, er that ihm Unrecht. Wenigstens in der Begründung des Vorwurfes.

Hinter dieser Begründung hatte Schiller freilich großes Recht, und wenn es nackt gesagt worden wäre, so hätten Bürgers Balladen wahrscheinlich dabei gewonnen, aber der Schlag wäre zerschmetternd auf Bürger selbst gestürzt. Bürger selbst, sein Leben, sein Charakter war gemeint; — es ist gleichgültig, ob sich Schiller dessen bewußt gewesen, denn es ist Alles gegeben, um es so anzusehen.

Bürger schlug sich in einer fast immer aufgelösten Existenz umher, seine Verhältnisse waren selten lauter, er befreite sich dabei keineswegs von aller eigenen Rohheit, er versank, statt zu steigen. Davon ging mancher Fleck auf die Gedichte über, und Schiller tadelte mit gutem Grunde, daß selten eins ganz gesäubert sei. Aber um dies edler und tiefer auszudrücken, drängte er sich auf eine volle Erklärung des Volksdichters überhaupt, welche dem Volksdichter eine fremde Gewalt anthat. Er erklärte etwas, was der Grundforderung nach bereits besser in Bürger selbst existirte; Bürger als poetische That war etwas viel besseres, als Schillers Auffassung und Grenzbestimmung derselben.

Das Geheimniß lag darin, daß Schiller den sittlichen Bürger meinte, aber nur den Namen des poetischen aussprach, wenigstens nur leise andeutete, daß er von Bürger im Allgemeinen eine reifere Bildung verlangte.

So erklärt sich für beide Theile am günstigsten, was für Schiller einen unangenehmen Eindruck bei der Nation machte, und was Bürger so lähmend traf.

Bürger war wie Hölty eines Predigers Sohn aus Wolmerswende im Halberstädtischen. Ein wohlhabender Großvater schickte ihn nach Halle auf Pädagogium und Universität, und Bürger nahm hier bereits unter Klotz Interesse an Literatur, ließ sich aber eben so auch schon zu Ausschweifung verleiten. 1768 kommt er nach Göttingen, und studirt die Rechte, so weit

dies eben ein lustiger Student thun mag, welcher vielmehr auf ein sinnlich heiteres Leben gestellt ist, als auf Definitionen. Bürger, ein fleischig gesinnter, derb zugeschnittener Mensch hat sich ohne große Wahl Viel erlustigt, und das Wüste, diese schlimme Gegend, ist dabei nicht unberührt geblieben. Sein derber, fröhlicher Umgang mit der Welt hat seinem Talente den unübertroffenen popularen Vers gegeben, diesen natürlich fallenden, verführerisch singenden, sinnlich schönen Vers, diesen lockenden Reim, diesen ganzen Schmelz einer lebendigen Aechtheit, welcher in dieser Mischung von Derb und Schlank, von Grob und Graziös bei keinem Dichter unserer Nation wieder vorkommt. Sein derber, fröhlicher Umgang, der am Ende nicht mehr nach höherer Abwechselung und höherem Standpunkte trachtete, der ihn selbst in manchem Schmutze behaglich sitzen ließ, hat ihm auch manch befleckte Wendung gelassen, die wie unauslöschlicher Rost in die Eisenklinge seiner Poesie eingeätzt bleibt.

Diesen Rost meinte Schiller, und verwarf deshalb die ganze Eisenklinge, die einem Volksdichter nöthig ist; denn die schimmernd stählerne eines Paradedegens hätte bei Bürgers großem Publikum keine Anerkennung gefunden. Heine erschöpft die Frage durch eine einzige Bezeichnung, er sagte den Franzosen: Bürger war das, was Ihr citoyen nennt.

Er hat in Göttingen auch Pandekten studirt, schon aus Dankbarkeit, daß sie ihn von der früher begonnenen Theologie erlöst hatten; aber dem eigenen Geständnisse nach ist er nur im Vorbeischlendern zu mancher Wissenschaft gekommen, in den Lehrstunden habe er sich gelangweilt, ein Buch auszulesen sei ihm höchst beschwerlich geworden. Zwei Dinge bemächtigten sich damals in Göttingen des unsteten Gesellen, und sie entschieden über seine Laufbahn. Es lockte ihn weibliche Verführung, und es knüpfte die Bekanntschaft mit den jungen Dichtern eine Verbindung des Talentes mit höherem Genusse, die glücklicherweise ihn nicht ganz sinken ließ. Jene brachte ihn zu allerlei Liederlichkeit, diese trug ihn leidlich über die ärgsten Folgen hinweg, als alles Verhältniß zerrüttet war, der Großvater mit Entrüstung die Hand abgezogen, die Schuldenlast sich zum Unerträglichen aufgebaut hatte. Wenn auch nicht regelmäßig, er fand sich doch des Sonnabends ein, wo die Dichter zusammenkamen,

er half seinen Gelagen etwas in die Höhe durch ein heiteres Lied; „Herr Bachus iſt ein braver Mann" und manch ähnliches Stoßlied ſtammt aus jener Zeit, er ließ ſich vorleſen aus engliſchen Poeſieen, er klammerte ſich an Shakespeare, deſſen Derbheit mitunter tröſtete, er nahm Percy's Sammlung altengliſcher Balladen mit nach Hauſe, und las öfter und öfterer darin, ſie wurde ſein Geſangbuch, er ließ ſich von Voſe ermahnen, ſauberer zu ſein, ſauberer zu dichten. Noch in ſpäter Zeit hat er manchmal verſichert, Percy und Voſe hätten ihm ſeinen Dichterruhm gegeben.

Voſe brachte ihn auch 1772 in die Juſtizamtmannesſtelle zu Altengleichen im Fürſtenthume Kalenberg. Voſe hat ſolch ein Verdienſt der vorſorglichen Schaltung wie Gärtner in Leipzig, welcher für die Bremiſchen Beiträge zuſammenbielt, wie Gleim in Halberſtadt. Aber das Glück, was dem Leichtſinnigen ſonſt ſo oft die Füße beflügelt, trug für Bürger Bleigewichte. Gemeiner und edler Uebelſtand drängte ſich über ihm zuſammen. Umſonſt hatte der Großvater die Finanzen wieder geordnet, niedrige Freunde veruntreuten Bürger die wichtigſte Summe, er fiel aus einer ſchweren Wege dieſes Mangels in die andere, und hat ſich bis an ſeinen Tod damit herumgeplagt. Umſonſt fand ſeine Liebesneigung eine feſte Stätte, kaum war er verlobt, ſo entzündete ſich eine unauslöſchliche Neigung für Auguſte, die Schweſter ſeiner Braut und baldigen Frau, für jene Molly, die in ſeinen Gedichten lebt. In dieſem unſeligen Zwieſpalte, der neben reichlichem äußerem Kummer durch Marter, Störniß und Verluſt des guten Namens warf, verlebte er zehn geſchleuderte Jahre. Wie ein Engel benahm ſich die unglückliche Frau, und ſtarb endlich über dem Leidweſen hin.

Da kehrte er, es war 1784, von den geſcheiterten Verſuchen des Gerichtsamtes und der Landwirthſchaft, nach Göttingen zurück, um ganz der Wiſſenſchaft und Poeſie zu leben, die Herausgabe des ſchon 1778 begonnenen Muſenalmanachs ſelbſt zu leiten, und für den Anfang als Privatlehrer über Aeſthetik und deutſchen Stil zu unterrichten. Das Jahr darauf verband er ſich mit Molly, und wenn auch außen ärmlich, ſchien es doch innen glücklich und reich werden zu wollen, — da ſtarb Molly nach dem erſten Kindbette, und der unglückliche Bürger hat ſich nie

mehr von diesem Schlage erholt. Jetzt half es nicht mehr, daß man erst 1789 den kranken Mann zum außerordentlichen Profeſſor machte, der mit der Beſoldung auf Studentenhonorar angewieſen blieb.

Der letzte Stoß in das vergällte Leben kam ihm auf eine abenteuerliche Weiſe. Eine junge Dichterin aus Schwaben, welche für Bürgers Poeſieen ſchwärmte, trug ihm dichteriſchen Ausdrucks von der Ferne her ihre Hand an. Daraus ward eine Hochzeit, welche ihm die bitterſte Qual brachte, und die in eine gerichtliche Scheidung ausging.

Erſchöpft und zerſchmettert, arm und vom alltäglichſten Mangel geplagt, ſchloß ſich der ſonſt ſo heitere Volksdichter in ſein Stübchen, warf ſich mit dem leidenden Körper auf Ueberſetzungsarbeit, um vom Buchhändler das Nothdürftige zu verdienen, und darbte, während die Nation ſeine Lieder zur Erhöhung ihrer Feſte ſang.

Die Regierung von Hannover erquickte ihn durch ein unerwartetes Geldgeſchenk, kurz vor ſeinem Tode, welcher den 8ten Juni 1794 eintrat. Bürger war erſt 46 Jahre, als er ſo zerſchellt an einem ſchönen Frühlingstage uns verließ.

„Es iſt traurig anzuſehen, wie ein außerordentlicher Menſch ſich gar oft mit ſich ſelbſt, ſeinen Umſtänden, ſeiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen," ſagt Goethe in Bezug auf Bürger.

Trägheit und Lebensſchickſal ließen es nicht dazu kommen, daß er einen andern Einfluß ſuchen und finden konnte, als ihn eben ſein Talent ohne Weiteres geben mochte. Seine Beziehung iſt darum leicht bezeichnet: die dichteriſche Gabe Bürgers war von kräftiger und friſcher Art, ſie drängte nicht nach dem Tiefſten und Höchſten, aber ſie hatte eine glückliche Hand für den poetiſchen Zauber der nächſten Welt, und in den beſten Sachen, zum Beiſpiele in der „Lenore" griff Bürger auch mit ſchöner Gewalt in das nächtliche Geheimniß unſerer Exiſtenz.

Seine vollendeten farbigen Balladen, deren Verdienſt nicht entkräftet wird, wenn man ihnen die engliſchen Vorbilder vorhält, ſind ein Ereigniß in unſerer Literatur.

Eine viel breitere Anknüpfung an die innere Geſchichte der Nation fand der neben ihm lebende Voß. Es ſind aber vorher

die ebenfalls zu diesem Hainbunde in Göttingen gehörigen Stolberg, zwei Grafen aus dem nördlichen Deutschland, zu erwähnen, da besonders die Lebensgeschichte des einen, Leopolds, in die Gedankenwelt Vossens dergestalt eintrat, daß dieses Verhältniß zu literarischen Thaten und zu einem denkwürdigen Ereignisse gedieh.

Christian Graf zu Stolberg — 1748—1821 — der ältere Bruder, und der weniger wichtige in Literatur, hat seine Lieder und Balladen gemacht, wie es der Göttingische Stil mit sich brachte. Auch mancherlei griechische Studien, Schauspiele mit Chören, worunter „Belsazer," „Otanes," geben Zeugniß von seiner Thätigkeit, sind aber vom stärkeren und tieferen Strome überfluthet. Er ward wie sein jüngerer Bruder nach der Universitätszeit dänischer Kammerjunker, später Kammerherr, und stirbt als Landrath auf seinem holstein'schen Gute Windebye bei Eckernförde.

Friedrich **Leopold** Graf zu Stolberg — 1750—1819 — war in der Lyrik des damaligen Geschmackes reicher begabt, fand mit seinen Balladen große Theilnahme, — „die Büßende" von Zumsteeg komponirt ist viel gesungen worden, — und ging mit einer lebhafteren Natur tiefer ein in die spätere Anregung, welche die Poesie eng an die Religion knüpfen, und sich dazu einer Aufweckung und neuen Verherrlichung des Katholicismus bedienen wollte. Den Gebrüdern Schlegel, welche dafür die Hauptleute waren, sehen wir ihn darum auch später viel näher zugethan, als den Erben des Hainbundes, welchen er in der Jugend mitgestiftet hatte. Hiermit trat er mehr in eine Tendenz heraus, welche große Aufmerksamkeit erregte. Deshalb fragt man bei dem Namen Stolberg weniger nach den Oden und Liedern, nach den „dramatischen Schauspielen mit Chören," dem „Theseus" und dem „Säuglinge," nach dem idyllischen Romane „die Insel," nach seinen Uebersetzungen aus der Iliade, aus dem Aeschylos und Ossian, selbst nach seiner schon anders gefärbten „Reise in Deutschland, Schweiz, Italien ꝛc.," als nach alle dem, was die Religion betrifft, und was nach dem Jahre 1800 erscheint. Denn 1800 legte er seine Aemter nieder, ging mit seiner Familie nach Münster und trat mit ihr zur katholischen Religion über. Nur eine Tochter blieb protestantisch.

Nun schrieb er von 1807—1818 fünfzehn Bände „Geschichte der Religion Jesu Christi“ in seiner neuen Tendenz, ein „Leben Alfred's des Großen,“ „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift“ und „das Buch der Liebe,“ welches nach seinem Tode herauskam, und dessen Abfassung in den Streit mit Voß gehört. Dieser Streit brach über seine gläubigen Schriften in seinem letzten Lebensjahre 1819 aus, und ward von Voß ob dieser Schriften erregt.

Nicht den Streit eben betreffend, aber all die Göttinger Lyrik giebt Goethe einige Gesichtspunkte, die sehr zu beherzigen sind. Man begegnet ihnen in Goethes nachgelassenen Schriften, die für manchen Einblick in frühere Literaturentwickelung unschätzbar bleiben. Die Stolberg besuchen ihn, der auch seine Lieder in den Göttinger Musenalmanach gegeben hat, sie werden sehr zuvorkommend aufgenommen, sie sind jung, ungestüm, excentrisch; aber sie sind dies ganz anders, als es Goethe war, sie wollen hinausgreifen in ein völlig Ungekanntes, in ein Unbeschreibbares, in einen Naturzustand, von dem sie selbst keine Vorstellung haben, kurz, sie sind nicht ganz ohne stolze Faselei. Darin unterschied sich jener Geniedrang der Frankfurter wesentlich von dem Göttingischen, daß er bei allem Schwunge fest aushob von dem Existirenden, von dem Möglichen.

Sie unternehmen gemeinschaftlich eine Reise nach der Schweiz. „Du wirst nicht lang bei Ihnen bleiben,“ schilt Merk in Darmstadt, „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannt Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das giebt nichts wie dummes Zeug.“

„Zu der damaligen Zeit,“ sagt Goethe, „hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte, und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als Eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen

keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt, und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen."

Die Schriften der beiden Brüder sind in 20 Bänden gesammelt erschienen, Hamburg 1827.

Eine ganz unerwartete Wendung nahm die Göttinger Partie in Johann Heinrich Voß 1751—1826. Die phantastische Erregbarkeit, womit der Mangel irgend eines klaren Princips bedeckt wurde, lag vom Hause aus nicht in seiner Natur. Er war ein derber Mecklenburger, der Sohn eines derbrührigen Mannes, welcher Land und Brauerei pachtete, und als nichts gelingen wollte, den birkenen Schullehrerstock auf seine alten Tage in die Hand nahm. Zur Ueberschwenglichkeit war Johann Heinrich nirgends ausgerüstet, mühsam drängte er sich gleich von der Schule in eine Hauslehrerstelle, um das Nöthigste für die Universität zu ersparen. Die Prosa stand derbe neben ihm; es war das Aeußerste, was er thun konnte, sich den Göttinger Dichtern anzuschließen, die Griechen und Römer zu übersetzen. Und er that es denn auch ganz in der ihm angemessenen Weise: Boje hatte dafür gesorgt, daß er in Göttingen leidlich untergebracht wurde; Voß hörte bei Heyne philologische Kollegien, und faßte den Hainbund so ernsthaft und würdig auf, wie es seiner Natur nothwendig sein mußte. Die freie, in eigenem Gesetze der Schönheit rathende Kunst, welche darin allem Großen gleichsteht, oder vorauseilt, lag über seinem Kreise; später hat ihn die Lectüre alter Klassiker zu einer Annäherung an diesen Gedanken geführt, wahrscheinlich hat auch das Goethe'sche Beispiel stark dazu gewirkt, kurz, er schrieb seine „Luise," welche sich doch leidlich unbefangen hinstellt, unbefangen nämlich von der bürgerlichen Nebenforderung an Poesie, aber nicht unbefangen von der bürgerlichen Trivialität, nicht darüber hinausgehoben in einzelner leichter Handschwingung des poetischen Talentes, welches mit dem Einfachsten verkehren mag, und das Einfachste erhebt. Man betrachte zur Erläuterung des Gesagten Goethe's „Herrmann und Dorothea," ein Gedicht, was nach der Luise entstand, den Weg billigte und doch so reizend erhob.

Solcher Natur, in welcher ein nüchterner, tüchtiger Ernst, aber nicht der poetische Schwung, die poetische Schöpfung zu suchen ist, muß ein Dichterbund das Gegentheil von dem werden,

was er Bürger werden konnte. Dieser mag in der Ausgelassenheit gesteigert, Voß aber kann leidenschaftlich tugendsam davon werden. Die Ausgelassenheit nach freier Bewegung bin liegt ihm ohnedies in unerklärter Ferne, Schicksal und Temperament führen ihn zur bürgerlichen Rechtschaffenheit; kommt nun eine solche unklare Anregung wie ein Dichterbund, so nimmt die bescheidene Phantasie ihre Zuflucht zu einem bald grimmigen Eifer für alles das, was Moral, bürgerliche Tugend, vaterländisches Wortspiel, vaterländische Ueberlieferung in sich schließt.

Wir sehen denn auch den jungen Mann leidenschaftlich ernsten Gesichtes auf eine Verbrennung der leichtsinnigen Wieland'schen Bücher antragen, die alten Bardennamen mit unerschütterlicher Ehrwürdigkeit behandeln, und unerbittlich den ernsthaftesten Respekt für sie fordern. Wir sehen, damit es kurz gesagt sei, nirgends ein Zeichen, daß hier irgend etwas Schöpferisches für die Literatur entstehen werde, die Verse sind mittelmäßig, nur mitunter gelingt ein Gesellschaftslied, wie das Manchem gelingen mag, der Kreis des Gedankens, der höheren Forderung geht nicht über das Anerkannte hinaus, ist nirgends von neuer Schwingung betheiligt.

Und dies bleibt denn auch so, wenn man es schonungslos aussprechen soll. Voß findet nur später eine angemessenere Stellung, insofern er nicht mehr neben exaltirten Dichtern steht, sondern neben einfachen besonnenen Männern, welche ihr einfaches Verständniß alter Schriftsteller einfach mittheilen, welche einem bürgerlich gesunden Menschenverstand um jeden Preis Nachdruck und Recht verschaffen. Dazu lebte er lange, dazu war er stets arbeitsam, stets brav, dazu gab er dem großen Publikum die Uebersetzung der alten Autoren, besonders Homer's, und half manchem Berufenen, welcher zufällig nicht griechisch konnte, zu einer leidlichen Vorstellung von den alten Poesieen. So ist er eine Figur in unserer Literargeschichte worden, die eine Beachtung lebhaft anspricht. In den höheren Fragen ist er von keiner Wichtigkeit, aber wenn man so sagen darf, im eigentlichen Geschäfte der Literatur hat er das Seinige gethan. Sein Idyll „Luise" reicht bei weitem nicht an Goethe's „Hermann und Dorothea," aber es hat wesentlich für den Goethe'schen Zweck mitgewirkt, der Nation die nächste Wirklichkeit in einen poetischen

Reiz zu hüllen; seine Uebersetzungen sind vielfach hart und ungeschlacht, besonders nach den Zuthaten einer letzten Ausgabe, aber sie sind treu, ungeschminkt, sind hilfreiche Vorarbeit; sein nüchterner Standpunkt aller Romantik gegenüber hat der Mittelmäßigkeit gute Dienste geleistet, welche sich nicht in die Bedürfnisse des Weltherzens versenken kann, welche das Streben nach einer großen poetischen Einheit nicht begreift, aber er ist auch ein vortheilhaftes Hemmniß geworden für diejenigen, die nur in Rückkehr zum abgestorbenen Alten eine neue Einigung suchten. Voß hätte sich wahrscheinlich eben so entgegengesetzt, wenn ein Genie die wirkliche Schöpfung gebracht hätte, wornach seit dem Sturze der Einheit alle moderne Welt drängt, denn es war nur eine verwaltende Fähigkeit in ihm; aber das historische Urtheil hält sich nicht an das Wahrscheinliche, es hat über Voß nur zu sagen, wie er sich gegen die Schlegel und Stolberg benommen habe.

Vossens Leben und Schriften fügten sich in folgender Reihe: Von Göttingen ging er auf einige Jahre nach Wandsbeck, und außer dem Musenalmanache, welchen er damals mit Göckingk, später allein herausgab, füllten lauter philologische Studien und Uebersetzungen seine Zeit. 1778 wurde er Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln. Von hier erschienen zuerst im Merkur Proben seiner Odysseeübersetzung, es begann die Subskription auf die Herausgabe, welche nicht zu Stande kam, es zogen sich die halb verdeckten Streitigkeiten mit Heyne durch mehrere Jahre, welche sich besonders auf die alte Geographie richteten, und um derentwillen auch Lichtenberg gegen Voß seine beißenden Worte stellte. 1781 gab er die Odyssee auf eigene Kosten heraus, und begann die Uebersetzung von 1001 Nacht aus dem Französischen des Galland. 1782 wurde er Rektor in Eutin, der Residenz des Fürstbischofs von Lübeck. Dorthin fällt seine Hauptthätigkeit; seine Uebersetzungen Virgils, Homer's, die eigenen Gedichte Vossens, Luise und andere Idyllen erscheinen von hier. 1802 legte er sein Amt nieder, zog mit einer Pension nach Jena auf einige Jahre, und dann nach Heidelberg als badenscher Hofrath und Akademiker mit tausend Gulden Pension. Allerlei philologische Bestrebung ist auch hier die Hauptsache, Horaz, Hesiod, Theokrit werden besprochen und übersetzt, Luise wird umgearbei-

tet, „für die Romantiker" wird im Morgenblatte 1808 „ein Bußlied" geliefert; neben den Schlegel giebt er 1818 eine Uebersetzung des Shakespeare heraus mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham, ein Unternehmen, wozu ihm Geschmack und sprachliche Eleganz abging, und wobei er neben den gewandteren Schlegel in großen Nachtheil gerieth.

Im Jahre 1819 erschien der vielbesprochene Aufsatz „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Das dritte Heft des Sophronizon enthielt ihn. Dieser Kampf beschloß eigentlich den Göttinger Bund; die Stolberg und Voß waren allein noch übrig, Christian, der ältere war längst verstummt, nur Fritz Leopold war noch thätig. Jetzt maaßen die zwei Extreme jenes Bundes ihre Kräfte, leider waren es auch Extreme der Zeit geworden, und das höchste Bewußtsein der Epoche, wozu Stolbergs Katholizismus und Vossens Rationalismus beigetragen hatte, war weder in dem einen noch in dem anderen; es offenbarte sich, daß die Wege von Göttingen aus nirgends in den Mittelpunkt der deutschen Bildung geführt hatten.

Voß entwickelte in dieser Schrift Stolberg's Leben: wie die aristokratische Natur in Idealismus des Hainbundes nicht aufgegangen, wie sie bei der französischen Revolution wieder aufgewacht sei. Nun habe sie sich an die Adelsopposition angeschlossen, diese habe sich mit dem Jesuitismus verbunden, und so sei Stolberg direkt zum obskuranten Katholizismus gelangt. Weil Voß zu dieser Beweisführung mannichfache Lebensdetails brauchte, und seiner derben plattdeutschen Natur nach mit groben Stiefeln auftrat, so erregte die Sache viel Geschrei und Aufsehen. Es kam hinzu, daß Stolberg plötzlich starb, nachdem die Schrift kaum erschienen war, und daß der Vorfall und Angriff zusammen ein verhängnißvolles Ansehn erhielten, was denn von beiden Seiten ausgebeutet wurde.

Heinrich Voß, der Sohn, in seinem Briefwechsel mit Jean Paul erzählt, daß sie von dem plötzlichen Tode Stolberg's sehr betroffen gewesen, daß sich der Vater aber im festen Gefühle eines nothwendigen Angriffes ruhig und stark verhalten habe. Von Stolberg's Gattin sei denn auch bald in Erfahrung gegangen, daß der Todesfall ein rein körperliches Krankheitsmoment gewesen.

In Stolberg's Nachlasse fand sich das schon erwähnte „Buch der Liebe" vor, worin er dem irrenden alten Freunde Voß verzieh. Das regte den alten Mann nur ärger auf, er schrieb sogleich eine „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhange über persönliche Verhältnisse." —

Der Streit knatterte an vielen andern Stellen in Deutschland weiter, Voß selbst trat 1822 zweimal gegen Perthes auf, und zwar mit „Abweisung einer mystischen Injurienklage;" — es war im Allgemeinen zu einem Kampfe geworden, wenigstens zu einer Kampfesmeinung, die in den Gemüthern angeregt und ausgefochten ward, ob nämlich die neu romantische Vertiefung in altes Verhältniß, in alten Verkehr mit Gott und Jenseits aufzunehmen sei, ob sie als etwas wirklich Reifes begrüßt und erfaßt, oder als etwas Unreifes vertagt werden solle.

Läugnen darf man es nicht, die meisten Gegner, an deren Spitze Voß in Heidelberg stand, und die sich zu einer rationalistischen Schule der Theologie schaarten, waren des eigentlichen Herzens ihrer Gegner gar nicht mächtig, wußten den tiefen Grund eines wahrhaft poetischen Bedürfnisses nicht zu fassen, nicht zu würdigen. Aber sie hatten das Recht der Geschichte für sich: zum Theil aus Unklarheit, zum Theil aus Tändelei, aus Schwäche erwuchs die neuromantische Kirche, welche keinen andern Rath hatte, als mit der alten sich zu behelfen. Ferner lag noch so breites, breites Feld unbebaut, was doch von der Forschung schon angezeichnet war, wie der Forstmann anzeichnet, wo eine neue Pflanzung entstehen soll; die einzige Gestalt und Frucht dieses Feldes war von dem historischen Blicke schon eingerechnet in das einstige Resultat, woraus voller neuer Glaube, das heißt neue Poesie entstehen sollte. Wie konnte man also dem voreiligen Abschließen reger Herzen ohne weiteres zugeneigt seyn? Was Wunder, daß die stärksten Geister diesen voreiligen Abschluß von sich hielten!

Dies wiederholt sich bei einer reifenden Prosazeit in allerlei Gestalt, bald neigt es zur alten Gemeinschaft, zum Katholicismus, bald sondert es sich zum pietistischen Konventikel, bald schlägt es mit Genialität eine ganz neue Vereinigungswelt aus dem kritischen Chaos. Es sind nicht die schlechtesten, aber nicht die klügsten Vögel, welche mit Schwingen, die nicht genug

gefestet sind, die große Wanderung dahin antreten, von wannen die Sonne kommt, in's Land der Wunder weit hinter dem Meere des Zweifels.

Und die tapfersten Gegner sind selten die begabtesten; denn sie sind um so tapferer, je weniger sie selbst von der fernen Herrlichkeit gelockt werden, je weniger ihnen selbst das Organ des vollpoetischen Wunsches gewährt ist.

Solch ein tapferer Gegner war Johann Heinrich Voß, der denn auch die entgegengesetztesten Feinde und Vertheidiger gefunden hat. Der dilettantische Liebhaber der Romantik, welcher doch aber sonst über den moralischen Verwaltungsmaaßstab in der Literatur nicht hinaus kann, und darin mit Voß zusammentrifft, verwirft ihn wegen des Rationalismus; und ein Dichter wie Heine, welcher keine Gemeinschaft hat mit der bloß gesellschaftlichen Urtheilsstufe, mit der phantasielosen, aller Erhebung baaren Seele der Nüchternheit preist ihn ob des Kampfes gegen den Obskurantismus.

In der Beurtheilung dieses an sich gar nicht so wichtigen Mannes treten alle feineren Konflikte zwischen Protestantismus und Katholicismus heraus. Die erste große Idee des Protestantismus gegen abgestorbene Menschensatzung soll gerettet seyn, und doch soll die Verneinung beschränkt, eine gemeinschaftliche Schöpfung für den Menschensinn, welcher einer bevölkerten Glaubenswelt bedarf, soll zugelassen, soll befördert werden.

Fast nach allen Seiten nimmt dieser Hainbund eine solche Stellung ein: er hat keine an sich wichtige Stellung, er drängt nicht bewußt nach einem großen Ziele, aber er veranlaßt bald unschuldig zu Positionen, streift unbewußt bei einzelnen Punkten an's Ziel, und gewinnt dadurch eine Wichtigkeit.

In's Jahr 1821 fällt für Voß auch die Herausgabe des übersetzten Aristophanes. Von den prosaischen Schriften werden stets mit Auszeichnung genannt die „mythologischen Briefe," und die „Antisymbolik." Die Besorgung des Nachlasses übernahm sein Sohn Abraham, der zwei Bände „kritischer Blätter 1828," zwei Bände Briefe folgen ließ 1829. Der rationalistische Verbündete Vossens, jener viel angefeindete und doch sehr würdige, für alle freie Forschung stets zum Kampf bereite Kirchenrath

Paulus hat 1826 eine Brochüre „Lebens- und Todesstunden über Johann Heinrich Voß" herausgegeben.

Außer den Genannten sind noch drei von den eigentlichen Göttingern zu nennen: das ist Hahn, welcher nur durch die Uebrigen seinen Namen fortgepflanzt hat und früh verstorben ist; Leisewitz, dem wir bei Lessing begegneten, und der empfindsame Miller.

Johann Martin Miller — 1750 — 1814 — aus Ulm in Schwaben, und wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach aller Welt bekannt durch seinen „Siegwart." Den großen Eindruck, welchen Miller mit diesem empfindsamen Romane machte, soll man ihm doch anrechnen, man mag gegen diese Gattung des Romans einwenden, was man immer wolle. Es war ein selbstständiger Muth der Erfindung, das kleine, sentimentale, in sich breite Leben der schwäbischen Welt, der vorzüglich die schwäbische Frauenwelt anging, dergestalt wiederzugeben in Kleinheit, Sentimentalität und Breite, daß ganz Deutschland davon betroffen und gerührt wurde. Miller hatte sich doch aus der unklaren Ueberschwenglichkeit, welche ihn in Göttingen ebenfalls umfing, seine ganz detaillirte Heimathswelt klar und fest bewahret, so lebhaft er am Aufschwunge Theil nahm, für Klopstock schwärmte, und diesen vom Göttinger Besuche nach Hamburg zurück begleitete. Den bestimmten, irdischen Grund und Boden, welcher auch für den erhöh'testen Ausdruck unerläßlich ist, verlor er nicht. Mochte die Auffassung in ein schwächliches, weinerliches Extrem übergehn, diese Romanthat war ein Anfang, welcher dem gleichzeitigen Geschlechte sehr zu statten kam, wenn der fünf Jahre früher erschienene Werther durch den Ausgang manchen Schüchternen an der natürlichen Darstellung irre gemacht hätte.

Die Göttinger Schule mochte wohl Anlaß gegeben haben, daß sich die Empfindung in das Ueberschwengliche und hierbei Weichliche verirrte, aber sie hatte ihm doch auch manches Lied gebracht, was den Sanfteren der Nation manche innige Stunde gesegnet hat. In seinem Siegwart gab er viele eingestreute Lieder, welche zum Theil heute noch gesungen werden. Von seinen sonstigen Liedern kennt der Student heute noch „Das

ganze Dorf versammelt sich," und „Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines" ꝛc. ꝛc.

Er kehrte von der Universität über Leipzig nach Ulm zurück, und, ein Predigerssohn wie die meisten andern es auch waren, fand er in der Vaterstadt eine günstige theologische Stellung.

Im Jahre 1776 trat er mit drei Büchern auf, die in gleicher Art empfindsam, breit, mitunter langweilig waren, aber die größte Theilnahme und vielfache Paredirung, Travestirung und getreue Nachahmung weckten. Dies waren „Briefwechsel seiner akademischen Freunde," „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit; aus den Briefen zweier Liebenden," und „Siegwart, eine Klostergeschichte," — 1778 folgte „die Geschichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Rosenau, Original in Briefen," 1783 ein Band Gedichte, 1785 „Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie," 1786 „Geschichte Gottfried Walthers." Er trat immer mehr in den Bereich der niedriger popularen Welt herab, dieser Walther hieß schon „ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstande," und so ergab sich Manches für „den Ulmer Bürger und Bauer," als die Quelle bei ihm versiegen ging, und nur noch Predigten erschienen.

Zu bemerken ist, daß er auch eine Zeitlang die „deutsche Chronik" des Dichters Schubart besorgte, als dieser seiner dreisten Aeußerungen halber von Ulm auf den Asperg abgeführt wurde im Jahre 1777.

Johann Anton Leisewitz 1752 — 1806.

Es ist herkömmlich, bei diesem Autor die stolze Antwort der Löwin zu erwähnen, daß sie nur ein Junges zur Welt bringe, aber einen Löwen. Von Leisewitz ist nichts in der Literatur, als das Trauerspiel „Julius von Tarent," welches seiner Zeit die größten Erwartungen weckte, und in Wahrheit heute noch einer nicht geringen Anforderung Rede steht. Das natürliche, einfache Thema der Eifersucht eines Bruders auf den anderen ist geschickt, nachdrücklich und edle Theilnahme weckend dargestellt. Damals, wo noch Lessing allein ohne griechische, französische oder altdeutsche Götter, ein bürgerliches Trauerspiel schrieb, das heißt ein Trauerspiel, was durch seine den Zuschauern natürlichen Interessen traf und bewegte, was nicht nach gelernten Berufungen umhergriff, damals war Julius von Tarent eine sehr

talentvolle That. Lessing, der es zur Ostermesse 1776 in einem Buchladen unter den Neuigkeiten gefunden hatte, war höchst erfreut darüber, und hielt Goethe für den Verfasser. Eichenburg bezweifelte dies; „desto besser," rief Lessing, „dann giebt es außer Goethen noch ein Genie, das so etwas machen kann."

Auffallend ist's, daß sich auch überhaupt sehr wenig Spuren zeigen von Leisewitzens sonstiger Hervorbringung, einzelne kleine Aufsätze und Anfänge, die er in's „deutsche Museum" und an andere kleine Journale gab, sind wirklich sehr gering, es sind ein Paar Dialoge, eine Rede, eine Nachricht von Lessings Tode für Lichtenberg. Was er eigentlich dem Hainbunde vorgelesen, das muß er in der Folge mit sehr strenger eigner Kritik angesehn haben, denn es verlaute nirgends etwas davon. Wohl aber wissen wir, daß er kurz vor seinem Tode seiner Frau und seinen Freunden das Versprechen abdrang, all seine literarischen Papiere zu verbrennen. Er hatte vielleicht schon in Gemingen eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges angefangen, dieser Entwurf, so wie mancher andere von Scenen und Schauspielen, ist denn mit verbrannt worden, damit keine literarische Testamentsexegese entstehe, und Julius von Tarent nicht mit unreifen Halbgeschwistern in Berührung komme.

Die Hauptkraft seines späteren Lebens widmete er praktischer Thätigkeit, — er war zuletzt Geheimer Justizrath in Braunschweig — und in dieser Thätigkeit schrieb er auch einen großen Entwurf über Armenwesen, der in Braunschweig verwirklicht wurde. — Er war aus Hannover gebürtig.

Dies sind die Göttinger Dichter. Ihnen schließen sich zunächst an spätere Theilnehmer des Hainbundes, wie Sprickmann, der ein Lustspiel „die natürliche Tochter," ein Trauerspiel „Eulalia" und gefühlvolle Lieder geschrieben hat; Overbeck aus Lübeck, „geschätzt als edelsinniger, melodischer Sänger;" und solche, die aus der Ferne Theil nahmen, und ihr Lied steuerten, wie der Mecklenburgische Prediger Brückner, und der Wandsbecker Bote Claudius, die wichtigste Figur dieses Zusatzes. Boie's Name, welcher mit Boje eine Zeitlang das

deutsche Museum herausgab, ist schon vorübergehend erwähnt. Auch Göckingk gehört hierher als dichterischer Genosse Bürgers in Halle, und als Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs von 76 bis 78. Später 80—87 redigirte er mit Voß den Hamburger Musenalmanach.

Lichtenberg, der spottende, geht zwar immer auf der andern Seite von Göttingens Straßen einher, aber doch auch in Göttingen, und oft mit einem Bezuge auf Haindündner, wenn auch mit einem feindlichen. Georg Christoph Lichtenberg war 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt geboren, und schief gewachsen. Vielleicht gab ihm das, wie es oft geschieht, eine allzuaufmerksame Stellung menschlichen Schwächen gegenüber, und zeitigte seine Lust an Spott und Witze.

Hauptstudium waren ihm mathematische Naturwissenschaften; an einzelne Thorheiten darin schoß auch zunächst seine belletristische Feder an. Er war zweimal in England, 1770 und 74, das zweite Mal längere Zeit und immer unter günstigen, geachteten Umständen. Daraus erwuchs auch manche scharfe Vergleichung, sein Bericht über Garrik, sein Antheil an Hogarth. Lavater's Physiognomik lockte ihn zuerst, die Geißel schonungslos zu schwingen, und vielleicht hat seine Uebertreibung, die nur den Spotteffekt im Auge hielt, Goethe frühzeitig gegen ihn eingenommen. Es ist bekannt, daß sehr viel von realer Bemerkung in Lavater's Buche nur Goethe's Eigenthum ist. Der sanguinische Zimmermann, sich Lavater's annehmend, gerieth bei dieser Gelegenheit auch unter die Krallen der Lichtenberg'schen Feder, wie später Voß um griechischer Orthographie willen. All diese satirischen Ausfälle und alle ähnliche, wie „Parakleter, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", wie „das Leben Kunkels," sind über das Aphoristische von Ein- und Ausfällen nicht hinaus gekommen. Dies hat es den Liebhabern Lichtenberg'scher Schärfe immer erschwert, für ihn einen Hauptplatz satirischer Literatur in Anspruch zu nehmen. Es fehlt an einem Hauptbuche, und es fehlt an einer größeren Beziehung Lichtenbergs auf Denk- und Sittenwelt jener Zeit. Was er ausetzt, war dem Stoffe nach, den er an die Stelle haben will, ohne Originalität; nur für formelle Polemik zeigte sich ein lebhaftes Talent. So kursiren noch einzelne humoristische und witzige

Ausdrücke von ihm, man spricht noch von einem Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehle, man gedenkt seiner abgemalten Zöpfe und Zöpfchen, aber sieht man näher zu, so ist überall ein gewandter Ausdruck die Hauptsache, und nur der Text zu Hogarth hat das Interesse für ihn erhalten. Die witzige Form, sicherlich auch ein Kunstwerk des Gedankens, hat stets das Unglück, im historischen Interesse zu verwittern, wenn sie sich nicht einem größeren Werke einverleibt. Man gedenkt dann traditionell des durch Witz berühmten Namens, aber wenn man die Sachen sucht, entschlägt man sich nicht ganz eines ärmlichen Eindrucks. Nicht ein Kunstwerk, nur ein Kunstschnörkel des Gedankens erscheint alsdann der Witz, und für den Schnörkel vermißt man das Gebäude, das Gemälde. Wie dringend ist oft Lisco's „zerbrochene Fensterscheibe," Lichtenberg's „Zopfscherz" empfohlen werden! Man giebt gerne zu, daß schon jener viel witziger gewesen sei als Rabener, und daß Goethe in der Geringschätzung Beider, Lisco's und Lichtenberg's, die zahme Ordnung überschätzt habe. Aber man sieht sich dennoch, gedenkt man ihrer, nach irgend einer positiven That um, die kleinen Aufsätze für Beiläufigkeiten haltend. Es zeigt sich da ein Unglück in unsrer Literatur: unsre witzigen Köpfe waren meist nur witzig, sie urtheilen bloß und erfinden nichts. Die komischen Bücher Englands schätzen wir um so mehr, weil wir sie entbehren. Unsere witzigen Leute sind entweder nüchtern wie Lichtenberg, oder überschwenglich wie Jean Paul, oder gelehrt absichtlich, und so will ein fröhlich schnurrender, im Leichten glücklicher und genialer Roman nicht entstehen. — Das Nachhaltigste Lichtenberg's, der Text zu Hogarth's Bildern stellt einen solchen Roman vor. Aber Lichtenberg hat ihn freilich nicht erfunden, sondern Hogarth, und auf den Schwächen dieser Karrikaturen hat er eben so nachdrücklich und geschmacklos verweilt wie Hogarth selbst. Die Karrikatur muß an sich gar viel Geist und Witz haben, wenn man es nicht bedauern soll, daß ein Talent verbraucht wird zu verrenkter Form und zur Frage. Sie wird ganz unausstehlich, wenn sie das Widerliche nicht im Interesse des Witzes, sondern im Interesse der Moral darstellt, wenn die Kunst der Gefälligkeit dahin verkehrt wird, daß sie durch Ungefälligkeit wirken soll, wenn sie das von Krankheit zerfressene Freudenmädchen Tugend predigen läßt.

Lichtenberg's Briefe über Garrik und das englische Theater sind in diesem Punkte viel glücklicher gehalten, und sein geistreicher Scharfsinn, der auch bei den lästigsten Partieen Hogarth's nicht fehlt, ist hier auf einem viel günstigeren Boden. Da ist manche Bemerkung so glücklichen Blickes, daß sie für immer als komisches Merkmal, als theatralische Regel gelten kann. Lichtenberg war in seinen letzten Lebensjahren melancholisch. Er starb 1799.

Es folgen jetzt noch eine Menge Namen, die in keinem besondern Zusammenhange zu den Göttingern stehn, für die aber, weil sie vereinzelt auftreten und nicht den Nachdruck eines Umkreises gewinnen, nur mit Mühe ein Raum aufgefunden wird, sobald jede Aeußerung in einem organischen Zusammenhange dargestellt werden soll. Einige von ihnen, wie Salis und Matthisson schließen sich an den lyrischen Drang der Göttinger; Tiedge ist ein weicher Ausdruck der Klopstock-Poesie, welche so wirksam auf Empfängniß der Göttinger war.

Eine andere Partie dieser Dichter, welche allein nicht stark genug sind, um in so reicher Zeit unbedingt eigene Geltung zu fordern, gehört mehr der Wieland'schen Art, und diese steigt von dem sehr ernsthaft romantischen Alringer bis zu dem oft trivialen Blumauer hinab. Ganz allein steht Schubart, der so eben als ein Bekannter Miller's erwähnt wurde, und welchem man gern eine Einwirkung auf Schiller zuschreibt.

Alle die Göckingk, Gedike, Hartmann, Beyer, Köpken, Löwen, Gallisch, Michaelis, Schatz, Sprickmann, Overbeck können keine nähere Charakteristik in Anspruch nehmen, da sie nur mehr oder minder glückliche Wiederbildungen der bedeutenderen Dichter sind.

Wohl aber Mathias Claudius, 1740 – 1815 – der durch den Volkston, welchen er sich anzueignen wußte, nachhaltiger in das Interesse des Publikums durchzuschlagen verstand, als die terminologisch gehaltene Denk- und Ausdrucksweise der Uebrigen. Er war zu Reinfeld, einem Holstein'schen Flecken unweit Lübeck geboren, und lebte die meiste Zeit in Wandsbeck, mit Ausnahme des Jahres 1776 zu 77, wo er Oberlandkommissär zu Darmstadt war. Nach Wandsbeck benannte er auch seine Zeitschrift „den Wandsbecker Boten," und wird ebenso selbst unter diesem Namen verstanden. Seine kleinen Aufsätze und Lieder sind in 8 Theilen unter dem Titel gesammelt: „Asmus omnia secum portans."

In den letzten Lebensjahren wollte dem alten Herrn das Popularbewußtsein nicht mehr ausreichen, er wendete sich zur sogenannten „geheimen Weisheit" und gesellte sich zu den Mystikern. Die alten Freunde sahen mit Betrübniß, daß er seine sonstigen Fahnen, Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung, verließ, daß er Fenelon's religiose Schriften übersetzte, und gern noch Frömmeres zur Uebersetzung gewünscht hätte. Die Nation nahm daran kein weiteres Interesse und hielt sich an die Erzeugnisse seines früheren, einfachen Verstandes. Die Lieder von Claudius, welche die nächste Beziehung eines natürlichen Menschen natürlich und anmuthig darstellten, hatte man mit Jubel zu Volksliedern aufgenommen. Seine „Ich bin ein deutsches Mädchen" — „ich bin ein deutscher Jüngling," — „war einst ein Riese Goliath," „heute will ich fröhlich, fröhlich sein, keine Weise, keine Sitte hören" — belebten jede Gesellschaft, und sein Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" ist heute noch beliebtes Eigenthum jedes heiteren Kreises.

„Eigentlicher Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur hergenommen sind. Dieses Vortheils könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde. — Hierbei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen, als eigentlich Gebildete."

Diese Goethe'schen Worte passen in mancher Weise auf Claudius.

In Johann Baptist von Alxinger aus Wien — 1755—1797 — steigerte sich dagegen eine Kunstromantik in das direkte Gegentheil eines Claudius'schen Stils. Hier in den Rittergedichten „Doolin" und „Bliomberis" gab es nicht das Geringste von naher Beziehung: Ritter von höchst ausgezeichneten Eigenschaften kämpften und abenteuerten in vorzüglicher Tugend und Tapferkeit ein Buch hindurch, wurden höchstens einmal besiegt und am Ende stets sehr glücklich. Diese Versuche, die Dekoration einer längst vergangenen Welt als Poesie wiederzugeben, waren etwas sehr Mißliches. Eine naive Auffassung oder eine solche, die sich des Kontrastes stark und klar bewußt ist, wäre allein im Stande gewesen, daraus etwas merklich Lebendiges zu erzeugen. Dafür findet sich denn auch in Goethe genügende An-

deutung. Aber hierin war die verschwimmende Ansicht der Hainbundspoesie nur zu allgemein, man glaubte sich in sehr poetischer Gegend, wenn man an dieser hohlen, stolz im Verse klingenden Ritterpoesie recht viel Antheil zeigte, und dies eigentlich leblose romantische Epos hat sich lange noch wie eine hehre, unbestimmte Forderung fortgeschleppt. Daneben würdigte man unbekümmert Ariost's „Roland," welcher schon ein Paar hundert Jahre früher die Verspottung dieses leeren Gerüstes darin unternommen hatte, daneben lachte man über Don Quixotte.

Alxinger, der übrigens für diesen äußerlichen romantischen Rhythmus stattliche Mittel besaß, hat auch Oden und Lieder und Straf- und Lehrgedichte abgefaßt, seine Schriften sind 1812 in 10 Theilen gesammelt zu Wien erschienen. Wieland, welcher sich mit einer leichten Ironie in's „alte romantische Land" zu Pferde begab, hatte Doolin ganz uninteressant gefunden, und war sehr erschrocken, als sein Verleger Göschen an den Bliomberis eine Prachtausgabe gewandt hatte. Bei weiterer Lektüre des Bliomberis zeigte er sich indessen beruhigt.

B. Nicolay trachtete in eben dem Stile, Friedrich August Müller nicht minder, aber diese Rittergedichte, obwohl sie die Sache nicht mehr so schwer ernsthaft nehmen, wie die Alxingers, sind früh in die Vergessenheit hinabgefallen. Reinhold und Angelika, Morganens Grotte dort, und Richard Löwenherz, Alfonso und Adalbert der Wilde hier, sind in der Versmühe bei Weitem nicht so anerkannt worden vom Publikum als die Prosaritter der Spieß und Cramer, welche eine schnellere und wohlfeilere Unterhaltung boten.

Aloys Blumauer — 1755—1798 — ging in frivoler Dreistigkeit des Naturells viel wirksamer sogleich bis zur Travestirung alles Vergangenen, und hat manchen guten Scherz auf diesem Wege gefunden, freilich oft bis an die Hüften durch Trivialität schreitend. Er stammte aus Steier, war in Wien Jesuit, bis der Orden aufgehoben wurde, dann eine Zeitlang Censor, zuletzt Besitzer einer Buchhandlung. Die harmlosen Oesterreicher nahmen gutmüthig ihren Alxinger und Blumauer als Zwillingsbrüder verschiedenen Temperamentes auf, wenn auch der Eine verspottete, was des Andern Existenz war. Die Täuschung wurde dadurch erleichtert, daß von Blumauer aus dem Jahre 1780 auch

ein ganz ernsthaftes Trauerspiel „Erwine von Steinheim“ erschienen war; in einer Beurtheilung desselben aus früherer Zeit wird gesagt: „Man erkennt aus demselben leicht, daß wenn er dieser Dichtungsart seinen ganzen Fleiß hätte schenken wollen, er in kurzer Zeit auch in diesem Fache der Literatur neben den besten Bearbeitern desselben seine Stelle rühmlichst behauptet haben würde.“

Wer auf Kosten höheren Geschmackes über den „Aeneas von Butter,“ oder so etwas einmal lachen will, ist dem Blumauer gewiß dankbar, daß er „seinen ganzen Fleiß“ vorzüglich auf scherzhafte Verse, Briefe, Fabeln, Erzählungen, und auf „Virgils travestirte Aeneis“ gewendet hat.

Die gute Laune der Wiener hat passend gegen eine Pietätsgewohnheit, die ihm nicht anstand, auf seinen Leichenstein folgende Charakteristik gesetzt: „Hier ruhet Aloys Blumauer, Censor, Dichter, Epicurcer, Freygeist, Genie, Hagestolz, Jesuit, Kenner Latiums, Maurer, Rajo Oesterreichs, Pfaffenfeind, quälte Roms Satelliten, Travestirte unsterblich Virgils Werke, xenophthalmisch, ybischartig. Zollte den Tribut dem Tode d. XVI März MDCCXCVIII.“ —

Xenophthalmisch bezieht sich auf die trocken entzündeten Augen, die ihn entstellten, ybischartig auf seine lange, hagre Figur und gelbe Gesichtsfarbe, welche ihn einem Ybisch- oder Eibischbaume, einer gelben Pappel ähnlich machten.

Es ist leider keine bewußte Ueberlegenheit seiner Travestirrolle vorauszusetzen, dazu war seine Kultur zu niedrig; und so muß die Posse hingenommen werden, wenn sie denn irgendwie höher aufgefaßt sein soll, als eine burleske Anregung, sich nach Kontrasten umzusehn zwischen poetischem Interesse und Kolorit bei verschiedenen Zeit-Epochen. Das drollige Unternehmen fiel glücklicherweise in die Hände eines Wieners, welchem die Küche und der komisch-sinnliche Kontrast so nahe liegt, welchem die oberflächlichen Gegensätze als solche keine Sorge machen, und der im heiteren, liebenswürdigen Naturel Ausgleichung und Scherz genug mit sich bringt.

Der Zwiespalt in Rücksicht auf Religion, der wie ein unterirdisch Gewitter alle die Zeiten begleitet, bricht in immer anderen Schlägen immer häufiger hervor. Die Beruhigung in einem

popular-philosophischen Bewußtsein erschöpft sich gar bald; Deutschland hat nie so viele und so verschieden geartete Freigeister besessen, als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Und nicht Allen kam eine so bequeme Wienerische Färbung, eine mit dem Scherze sich zufrieden gebende Behaglichkeit, wie diesem Exjesuiten Blumauer.

Christian Friedrich Daniel Schubart — 1739—1794, bei welchem diese Richtung wild und ungezügelt hervortaumelte, hat ein gehetztes, schwer gefesseltes Leben dafür eingetauscht, ein Leben, was für das Genie und für den Herrscher die grellste Warnung in sich begreift. Dieser ungestüme Schwabe — zu Obersontheim war er geboren — ist in dem Konflikte mit Religion und Macht, denen er genial aber ungeordnet entgegen trat, zerrädert worden, und das endliche Resultat für ihn und für die Einsicht ward nichts als ein unfreier Mysticismus. Schubart war mit den größten Gaben ausgerüstet, mit feuriger Phantasie, Erregbarkeit und Lebhaftigkeit des Geschmacks, mit rednerischem, musikalischem, pathetischem und witzigem Talente. Aber die Bildung fand sich nicht. Verwildert kam er von der Universität Erlangen, lief auf die Kanzeln, predigte aus dem Stegreife, mitunter sogar in Versen, spottete dazwischen, fand weder bei der Kanzel, noch am Lehrtische, noch bei der Orgel einen festen Anhalt, trieb sich umher in Ludwigsburg, in Heilbronn, in Heidelberg, in München, in Augsburg, wollte katholisch werden, beleidigte die Kleriker, trat den scheintodten Jesuitismus mit Füßen, beleidigte, verspottete die Vornehmen. Der Jesuit schürte, der Vornehme griff; da er sich endlich in Ulm als Journalist mit seiner „deutschen Chronik" eine leidliche Existenz geschaffen, und seine Familie, die er lange verlassen gemußt, wieder zu sich genommen hatte, da ergriff ihn die Macht für alle die Beleidigung in Spott und Ernst, welche er ihr angethan hatte. General Ried, der kaiserliche Minister in Ulm, denuncirte, der Herzog von Württemberg verhaftete ihn, Schubart ward auf den Hohenasperg gebracht im Jenner 1777, und erst zehn Jahre darauf erhielt er seine Freiheit wieder. Lange Zeit hatte er das entsetzlichste Gefängniß eines gemeinen Verbrechers erlitten, angeklagt, verhört, gerichtet ward er nie, und nur die Gunst, welche er durch einen Hymnus auf Friedrich den Großen geweckt, befreite ihn.

Dort auf dem Asperge besuchte ihn auch Schiller, als das Gefängniß erleichtert und ein solcher Zutritt möglich gemacht war. Dort diktirte er auch an der platten Erde liegend zur Nachtzeit, leise sprechend, dem Nachbar, welcher sich Schreibmaterial verschafft, und unten einen Stein aus der Mauer gebrochen hatte, seine Lebensbeschreibung. Schiller, welchen der geniale Ansatz in den meisten Produkten Schubarts begeistert hatte, scheint indessen von der persönlichen Bekanntschaft weniger erbaut gewesen zu sein. Auf einem Irrthume mag es wohl beruhen, daß als Hauptgrund von Schubart's Gefangenschaft und von Schiller's specieller Theilnahme gemeinhin das Gedicht „die Fürstengruft" angegeben wird; denn dieß Gedicht wurde erst 1782, ohne Schubarts Vorwissen, im deutschen Museum abgedruckt.

Die Hauptthat Schubarts für die Literatur war sein Journal „die deutsche Chronik," welches er von 1774—78 erst in Augsburg, dann in Ulm redigirte, und was mit dem lebhaftesten Geiste, und nach vielen Seiten hin mit reichlichem Schwunge geschrieben war. Nach seiner Befreiung hat er es als „Vaterlandschronik," wenn auch nicht mehr in so ursprünglicher Kraft, fortgesetzt. Außerdem wird auf eine Rhapsodie „der ewige Jude" großer Werth gelegt, die eigentlich dem Plane nach eine großartige Menschenentwickelung besingen sollte. Endlich achtete man seine Gedichte ihres kühnen Schwunges wegen hoch, wenn ihnen auch selten Zeit gegönnt war, sie voll in einer Form zu begründen. Sehr viel ward ohne seine Hand und unvollständig aufgefaßt von ihm herausgegeben; dahin gehören die ästhetischen und musikalischen Vorlesungen, welche er auf seiner unstäten Wanderung besonders in Heidelberg gehalten hatte. „Leben und Gesinnungen," von ihm selbst aufgesetzt, sind 1791 und 92 in 2 Bänden zu Stuttgart erschienen, sie stellen ihn aber auch nicht treu dar, da er selbst keinen unbefangenen Ueberblick über sein Leben mehr besaß, und durch eine theosophische Mystik darüber hinsah, wie sie sich ihm während der Kerkerzeit zur Rettung dargeboten hatte. Eine ausgeführte Biographie dieses in den Extremen seiner Zeit umhergeschleuderten Mannes wäre sehr wünschenswerth, besonders wenn sie auf die vereinzelten Punkte seiner theoretischen Fassung Rücksicht nähme, die jetzt bei der unordentlichen Versplitterung jener Schriften nicht leicht zu erkennen ist.

Jene theoretiſchen Vorleſungen ſind freilich aus ſeiner wüſten Jugendzeit, und man würde durch ihre geordnete Herſtellung ſchwerlich zu einem anderen Urtheile kommen, als daß in ihm eine geniale Kraft mit ungefügten Torſo's um ſich geworfen hat.

Die neueſte Ausgabe ſeiner Gedichte iſt 1829 in Frankfurt am Main erſchienen, und enthält drei Bände.

Viel verſpottet ſind die bis in die neueſte Zeit hereinlebenden und gemeinhin „ſentimental" genannten Dichter Matthiſſon, Salis und Tiedge. Dies Wort ſentimental ſteht bei den geplagteſten in der Literatur; die Zeit Schiller's und Goethe's, und Schiller ſelbſt, zuweilen Goethe, brauchte es zur Bezeichnung des Gegenſatzes vom Antiken, zur Bezeichnung derjenigen Dichtart, wo der ſubjektive Ausdruck des Dichters vorſpielt und das Objekt überragt, oder in beliebiger Stärke begleitet. Schiller deutet es noch ſpecieller als Eigenſchaft aller modernen Dichtung aus, indem ſie ſich moraliſch, will ſagen reflektirend, des Verhältniſſes bewußt werde, worin ſich der Gegenſtand nach mehreren Seiten hin darſtelle. Die antike Dichtung, welche er dem Begriffe „ſentimental" gegenüber, die naive nennt, habe nur einen Bezug, nur ein Verhältniß zu ihrem Gegenſtande gehabt.

Von dieſer Bedeutung des Wortes „ſentimental" iſt wenig oder gar nicht die Rede, wenn es ſich um den alltäglichen Gebrauch deſſelben handelt, und wenn damit Dichter wie Matthiſſon bezeichnet werden. Hier wird damit bezeichnet, daß alle Auffaſſung des Dichters nach der gemüthlichen Seite hin gerichtet ſei, daß der breite Umfang des Lebens und des daraus folgenden Bezuges auf eine ergebene Theilnahme des weichen Herzens beſchränkt werde. Dadurch wird allerdings die Auffaſſung eintönig, und wenn ihr nicht große Kraft verliehen iſt für dieſe einzelne Empfängniß und den Ausdruck derſelben, ſo erſcheint ſie unbedeutend und fällt in's Weinerliche. Unbedeutend und weinerlich auch darum, weil ein ſolcher Akt der Anſchauung einem jeden, nicht eben verwahrlosten Menſchen gewährt iſt, und ſich nicht über das Gewöhnliche erhebt; denn jeder Menſch iſt im ganzen Leben zunächſt darauf angewieſen und gerichtet, wohl oder übel

in irgend einer Empfindung berührt zu werden. Ueberblick und Umfang fehlt ihm, wodurch der Eindruck zu einer Vergleichung und darin zu einer höheren Stellung geführt werde, betroffen wird er leicht, weil ihm der Zusammenhang nicht klar ist; der Tribut, den er zunächst aus sich leisten mag, ist jene Rührung, womit die mittelmäßigen Leute sich stets eilig bezeigen, und welche den schwachen Menschen stets zur Hand ist, — der Dichter also, welcher nichts weiter zu bieten und zu erregen vermag, lebt und wirkt nur in dem Geringen. Weiß er nun diesem Geringen nicht wenigstens einen Aufschwung zu verleihen, so schleppt er sich und seine Leser in dem wirklich Unbedeutenden umher, und nach dieser Seite sind die Vorwürfe gerecht, welche moderne Kritik den lediglich sentimentalen Dichtern gemacht hat.

Sie haben besonders den sentimentalen Roman, welcher von Müllers Siegwart datirt, und unter den drei folgenden Dichtern, Matthissen betreffen.

Friedrich von Matthissen — 1761—1831 — war zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, und ging später nach Halle, um die allgemeine Vorschule der Dichtkunst, die Theologie, zu durchwandeln. Zunächst wurde er dann Lehrer in Dessau, und ging von da als Hofmeister zur Begleitung junger Liefländer auf Reisen. Ein fügsames, gefälliges Wesen brachte ihm stets bequeme Stellungen zu Wege, er wurde Lector und Reisegefährte der Fürstin von Dessau; die schönen Gegenden, welche er auf Reisen sah, bestärkten und erhöhten seine Neigung zu Naturschilderung, 1812 finden wir ihn als Geheimen Legationsrath und Oberbibliothekar in Stuttgart, und 1829 zieht er sich in die ihm heimisch und lieb gewordene Welt nach Wörlitz zurück, um dort zu sterben.

Der Vorwurf des Sentimentalen ist meist von denen ausgegangen, welche zunächst und zuletzt von der Dichtkunst eine Aufreizung zu sittlicher Thätigkeit fordern, welche den sanften Eindrang in das Geheimniß und den verborgenen Reiz der Welt für nichts rechnen, welche das bloße Bewußtwerden seiner Bezügnisse gering achten, weil sie den praktischen Erfolg nicht dicht daneben sehn. Diesen Kritikern, welche ein Korn Wahrheit zu breiter Saat mancherlei Irrthums ausbilden, gab Matthissen dadurch großen Vorschub, daß sich seine Empfindungswelt nir-

gends auch nur zu einiger Energie aufzurichten wußte, daß er in einem kleinen Kreise verschwimmend haften blieb, welcher sich nirgends über die Sphäre des Alltäglichen erhob.

Das Publikum, welchem diese bequeme Erhebung willkommen und durch einen wohllautenden, anmuthigen Vers erhöht war, nahm dagegen den freundlichsten Antheil an Matthissons Liedern.

Ein andrer Punkt kommt noch bei Matthisson zur Sprache, und Schiller hat in einer großen Recension, welche 1794 in der Allgemeinen Literaturzeitung erschien, ausführlich darüber gesprochen, ihn nach seiner Weise auseinandergesetzt, und obwohl diese eine ganz andere als des Matthissons's ist, diesen doch daneben gelobt. Es ist der Punkt, die Natur im Gedichte zu schildern, die Natur zum Stoffe des Gedichts zu machen.

Die Alten haben es nicht gethan; solche poetische Auffassung, Deutung und Verherrlichung der Natur gehört durchaus der Romantik, welche sich über eine plastisch abgegrenzte Welt hinauswagt, in das, was Anregung, Möglichkeit und Ahnung gewähren mag. Schiller hatte in seiner logischen Dichtungsweise einen Standpunkt, welcher sehr schwer damit zu vermitteln war; der Mensch als Individuum war ihm nichts, nur als Bild der Menschheit; das Besondere, das Charakteristische, woran sich Goethe hielt, und woran er so groß und so ergiebig für's Allgemeine wurde, war für Schiller nicht bedeutend genug. So fand er eine Brücke zur Naturschilderung, welche sich im Allgemeinen bewegte, welche sich nicht auf scharf unterscheidende Charakterisirung einließ, und mit dem allgemein musikalischen Eindrucke, den sie hervorbrachte, zufrieden war, mit dem jeweiligen Begegnen einer Empfindung, einer Idee in der Naturwelt sich begnügen ließ. Von hier aus lobte er Matthisson.

Die jetzige Welt hat darüber entschiedenere Ansichten, und diese sind Matthissons verschwimmenden Gemälden nicht so günstig. Zunächst rückte sie den poetischen Werth über den logischen Beweis hinaus, und fand in dem einen poetischen Gewinn, was sich aus der Allgemeinheit als bedeutend absondern ließe, nicht bloß was aus dem abstrakten Gedanken der Allgemeinheit geboren werde. Dann stellte sie sich als Geist siegreich oder wenigstens siegesvoll in die Natur, als in ein Lebloses, was erst seine Existenz in unserm Geiste gewänne, bestritt ihr die unbestimmte

Einwirkung nicht auf unser Wesen, nannte diese aber eine unbestimmte und unklare, und verlangte für den Eintritt derselben in die Kunst erst einen geläuterten Durchgang durch unser Bewußtsein. Darnach bedarf die Schilderung der Natur ganz und gar erst des Stempels unserer Fassung, um so überhaupt in das Leben des Geistes und dann in das Leben des schönen Kunstgeistes einzutreten.

Bei solcher Ansicht erscheint Matthissen nicht so günstig, seine Beschreibung der Natur sinkt zum beliebigen Tändeln mit Bildern, zum vagen Aufgreifen dessen, was unzusammenhängend, kaum in todtem Aeußeren neben einander, kurz, was ohne Nothwendigkeit sich bietet.

In damaliger Zeit spotteten schon die Schlegel seiner weichlichen Manier. Dem Popular-Bedürfnisse wird sein sanfter Vers und Ausdruck lange werth bleiben, und wenn er dreißig Jahre früher geschrieben hätte, so würde die Anmuth seiner Verse stets bemerkenswerth bleiben, und man überhäbe dann leichter, daß der kurze, kindliche Rhythmus, und die kindliche Malerei „die Pappelweide zittert" leicht trivial wird.

Außer Gedichten hat er auch „Briefe" verfaßt, die seine Reisen beschreiben, und denen schon früher, wo die Reisebeschreibung noch seltner war, nicht so viel Beachtung geworden ist. — Von 1803 — 1807 gab er in Zürich eine lyrische Anthologie heraus, diese beliebte Art halben Nachdruckes, welche dem Publikum stets so willkommen und den Buchhändlern einträglich ist. Leider war er in aller liebenswürdigen Sanftmuth und Bescheidenheit, die ihm sonst eigen, nicht bescheiden genug, um sich nicht auch Ramlers und Vossens Dreistigkeit als Beispiel zu nehmen, und Kleinigkeiten in fremden Dichtungen zu ändern. — Seine Schriften sind in 8 Bänden zu Zürich erschienen, und 1832 sind noch vier Theile „Literarischer Nachlaß" zu Berlin gedruckt worden.

Der Wörlitzer Garten, an dem Matthissen so viel Gefallen fand, hat etwas Entsprechendes mit Matthissens Naturdichtung. Dort ist eine reiche Situation auch großentheils nur zu vereinzelten Spielereien ausgebeutet, das große Ganze einer modernen Parkschöpfung ist durchaus nicht erreicht.

Salis, mit vollständigem Namen Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis — 1762 — 1834 — wird stets als

dichtender Zwillingsbruder Matthissons genannt. Er giebt sich im Ganzen einfacher und anspruchsloser, dafür fehlt ihm denn wohl auch mancher Schmuck des reichlicheren Matthissen. Er stammte aus Seewis in Graubündten, war Hauptmann der Schweizergarde in Versailles, und zuletzt Stadtvoigt und Kantonoberster in Chur. Es sind nur Gedichte von ihm da, deren letzte Auflage 1835 in Zürich erschienen ist.

Christoph August Tiedge, geboren 1752 zu Gardelegen, ein würdiger, geschätzter Greis, lebt heute noch. Mit „Briefen zweier Liebenden," mit „Elegieen," worunter die „auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf" die meiste Theilnahme fand, machte er sich zuerst in der Literatur bemerklich, aber alle gefühlvollen Seelen berufen sich nur auf sein Hauptwerk „Urania," ein Lehrgedicht. Wenn Klopstock auch dabei fernes Vorbild gewesen ist, so fehlt doch die einige Fassung und die gehaltvolle Kraft des Meissas, eben so wie die Klopstock'sche Härte. Die Urania vergleitet sich mehr in jene lyrische Weichheit, in jenes bereitwillige Dehnen älterer Lyrik, wo durch Morgenroth und Wogen, stolze Schwäne, Wolkenschiffe zogen — und wofür der weibliche Charakter unsrer Heimath so viel inniges Entgegenkommen mitbringt. Nirgends spricht man so sehr von „schönen Stellen" als „bei Tiedge's Urania," und der Prediger vermißt „christliche Tiefe."

Tiedge's übrige Sachen, „der Frauenspiegel," „das Echo, oder Alexis und Ida," „Denkmale der Zeit," „Anna, Herzogin von Curland," sind in den Hintergrund getreten, die Frauentheilnahme hat aber die Urania stets im Andenken erhalten. Auch das Leben Tiedge's, seine unwandelbare zarte Freundschaft für Frau v. d. Recke, die selbst dichtete, und für alle Erscheinung der Gedanken- und Gefühlswelt sich rege bewies, hat dies Ansehn eines Frauenpatriarchen ihm bestärkt.

Frau von der Recke hat sich auch für die Geschichte der magischen Operation thätig erwiesen, indem sie die „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau i. J. 1779 u. s. w." in Berlin 1787 drucken ließ, und darin ausführlich erzählte, wie sie selbst von ihm getäuscht worden sei.

Tiedge's „Werke" hat Eberhard in acht Bänden von 1823 — 29 herausgegeben.

Immer mäßiger im Erfolge, aber eben so gewissenhaft eifrig, zu sin ge und dichtend zu lehren, drängen sich noch viele herbei, zum deutschen Parnasse, wie man sich gemeinhin und edel ausdrückte. Sie wollen auch noch im Gefolge des lyrischen Aufschwunges genannt sein, da später aller Raum von den eigentlichen Herren in Beschlag genommen wird.

Gottlieb Konrad Pfeffel — 1736—1809 — der liebenswürdige, allbekannte Fabeldichter, welcher eine 52 Jahr dauernde Blindheit mit der Heiterkeit eines Weisen ertrug, stammt aus Kolmar, legte dort eine Erziehungsanstalt an, und starb daselbst als Präsident des evangelischen Konsistoriums. Seine Fabel und poetische Erzählung ist fein und rund, auch hat er es nicht an den nöthigen Romanzen, an Versuchen im Drama und der Prosa mangeln lassen. Die Heimath brachte es mit sich, daß sich sein Geschmack und seine meiste Hervorbringung an französische Muster hielt. Seine poetischen und prosaischen Versuche sind in 21 Theilen zu Stuttgart erschienen.

Ludwig Theobul Kosegarten, 1758—1818, der als Pastor zu Altenkirchen auf Rügen mit Vers und Mund sich bestrebte, diese Insel in Aufnahme der Poesie und der Reisenden zu bringen. Seine Sachen sind in keiner Weise durchgebildet, pathetische, bombastische Uebertreibung enthüllt die Mittelmäßigkeit, die sie verdecken sollte, und besonders die lyrischen Produkte sind in aufgetriebener Schale von sehr geringem Werthe. Aber die für allen Schwung gefällige Zeit nahm das Bestreben dankbar und theilnehmend auf. Kosegartens Dichtungen haben fünf Ausgaben erlebt, deren letzte 1824 und 25 zu Greifswalde in 12 Theilen erschienen ist. An eben dem Orte starb der rührige Geistliche als Doktor der Theologie und Professer der Geschichte. Am meisten geschätzt waren seine epischen Idyllen „Jukunde" und „die Inselfahrt," welche nach Art der Voßischen Luise an die Scenen des kleinen Lebens gereiht waren, worinnen aber die besonnene Einfachheit der Luise öfters in schwülstige Beschreibung hinausstieg. Auch Schauspiele, „Darmund und Alwine, Wunna, Ebba v. Medem," und Romane, „Ewald's Rosenmonde, Ida von Plessen, Bianka del Giglio," und Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen hat er angefertigt. Unter den letzteren war eine Zeitlang „der Freudenzögling" aus dem Englischen des Robert Pratt gesucht.

Jens Baggesen, 1764—1826, aus Korsör im Dänischen, der nach großen Reisen Professor der dänischen Sprache und Literatur, dann Justizrath zu Kopenhagen wird, 1814 seinen Aemtern entsagt und zu Paris und Kopenhagen lebt, schließt sich der Sache nach an Hallers didaktische Bestrebung, und beschreibt eben auch eine Alpenreise, die er „Parthenais" nennt. Es bewegt sich dies Gedicht indessen mehr als idyllisches Epos, wie es der Geschmack gebildeter Leute vom Jahre 1780—1800 mit sich brachte. Auch ein Epos „Oceania" zur Verherrlichung der Cookschen Weltreise dichtete er, und Gedichte als „Gedichte" und als „Heideblumen" wurden 1803 und 1808 von ihm gedruckt. Selbstständig trat er im späten Alter aus jener Dichtungsherkömmlichkeit mit „Adam und Eva," einem humoristischen Epos. 1836 sind seine Verse in einer vollständigen Sammlung zu Leipzig herausgegeben worden.

Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg, 1779—1805, war aus Münster gebürtig, studirte die Rechte, ging auf Reisen, und ließ sich dann in Jena und der Umgegend nieder. Man ist geneigt, in seinen wild auf- und durcheinander gehenden Epen ein starkes Talent zu finden, und bedauert sehr, daß es kein Gedeihen erreicht, und daß Sonnenberg's Sinne arg gestört worden seien. Seine regellose Richtung brach sogar in Wahnsinn aus, und in solchem Zustande nahm er sich selbst das Leben. Gruber hat seine Sachen 1809 gesammelt herausgegeben; es findet sich darunter neben bewegten Gedichten ein Epos in 12 Gesängen „Donatoa, oder das Weltende," Donatoa selbst ist der erste Todesengel, und in solchem Stoffe bäumt sich die wilde Phantasie des Verfassers, gewinnt indessen auch dazwischen die Ruhe für kleine wohlthuende Schilderungen.

Karl Andreas von Boguslawski, 1759—1817, — preußischer Soldat, der als Interimskommandant von Berlin starb. Dies Talent richtete sich in Stoff und Form nach den Alten; er schrieb epische Gedichte in Hexametern, deren Helden und Spielraum aus der römischen und griechischen Zeit genommen waren. „Xantippus" — 1811 — in zehn Gesängen, welcher Carthago befreit, und „Diocles," — 1814 — eine Legende, sind die wichtigsten, auf welche vor den zwanziger Jahren dieses Jahrhun-

derts die Gymnasiallehrer lobend aufmerksam machten. Weniger beachtet wurde der 1821 erscheinende „Thassilo, oder die deutschen Argonauten.“ — Boguslawski hat auch die Eklogen und Georgika Virgils übersetzt.

Valerius Wilhelm Neubeck, — 1765 — 1821 — Arzt in dem schlesischen Städtchen Steinau, verklärte die Medicin durch eine poetische Beschreibung der Gesundbrunnen in einem großen Lehrgedichte, welches „die Gesundbrunnen“ betitelt war, und worin die Quellnymphen, die Gesteine, die Pflanzen, und die Thalkessel beschrieben sind. Lyrische Gedichte und ein Trauerspiel „Sterno“ verschwanden vor dem physiologisch-poetischen Werke, welches den Medicinern heute noch werthvoll ist.

Friedrich Adolph Krummacher, 1768 zu Tecklenburg geboren, predigt lange in Westphalen und kommt 1824 als Prediger nach Bremen. Dieser fromme Westphale ist für Kinder wichtig geworden durch viele Kinderschriften; diese, und „Parabeln,“ welche nicht bloß auf Kinder berechnet sind, haben ihm einen willkommenen Namen für die belletristisch-theologische Welt gemacht.

Heinrich Joseph Edler von Collin, — 1772—1811 — ein Dramatiker in Wien, von dem man früher erwartete, es werde sich aus der etwas todten altklassischen Form ein lebendig Talent losringen. Diese Hoffnung hat er nicht erfüllt, aber aus der leblosen Form leuchtet in seinem „Regulus,“ seinem „Coriolan,“ seinem „Mäon“ oft ein so würdiges, edles Herz, daß man sich einen Augenblick dadurch fesseln läßt, und gern des Sängers gedenkt, welcher in den Franzosenkriegen allen Zorn und Wunsch in einen Odenvers sargte. Außer den genannten Stücken, von denen Regulus das berühmteste, sind noch viele andere, und außerdem Romanzen, lyrische Gedichte und das, zum großen Leidwesen der Theilnehmer an sorgfältiger Muse, unvollendete Epos „Rudolph von Habsburg“ gedruckt. Sein Bruder hat die Ausgabe der Werke in 6 Bänden 1814 besorgt.

Der würdige Karl Ludwig von Knebel — 1744 — 1834 — schließt am Würdigsten diesen Reigen. Obwohl er mitten unter den Dichterfürsten in Weimar und Jena lebte, und herzlich mit ihnen verkehrte, so gehört doch seine Schrift in den Geschmack einer früheren Zeit. Er machte noch in Uz'schem Stile, der in

seiner Heimath Franken ihm Lehrer gewesen war, sein Gedicht und Lucrez, welcher damals so lebhaft verehrt worden war, beschäftigte, erquickte ihn; er ließ nicht ab, bis eine körnige Uebersetzung „von der Natur der Dinge" zu Stande gebracht war. Auch die „Elegieen des Properz" hat Knebel übersetzt. — Er war früher preußischer Offizier gewesen, und wurde 1774 Erzieher des Prinzen Konstantin in Weimar. Ein abgehärteter, barscher, frischer Mann war er 90 Jahre alt, als ihn der Tod zu Jena überraschte, und ihn ganz rüstig und bereit fand, mit dem wenig glaubenden Skepticismus früherer Zeit abzutreten, und bereitwillig aufzunehmen, wenn sich eine Verantwortlichkeit, oder sonst etwas einstellen sollte. Der Kreis seiner Schaffensmöglichkeit war klein, ein Bändchen lyrische Gedichte hat er edirt, und um seines Charakters willen wird nichts eingewendet, wenn er in den Literaturkompendien als „gediegen lyrischer Dichter" figurirt. Varnhagen und Mundt haben mit größerer Sorgfalt, als die objektive Ausbeute zu heischen scheint, den Nachlaß und Briefwechsel 1835 in 3 Bänden herausgegeben. Er war zu Wallerstein in Franken geboren, in Ansbach Uz'scher Schüler, in Potsdam Offizier Friedrichs des Großen gewesen.

25.

Herder.

Hamann. Lavater.

Es sind dies drei Figuren, welche der höheren Verknüpfung des Menschen, der direkten Verknüpfung mit dem Himmel nahe traten, theils im Amte, theils im Drange, nämlich der Verknüpfung durch Religion.

Derjenige von ihnen hat es zum besten Erfolge, zum besten Andenken gebracht, welcher den weitesten Kreis der Welt und des menschlichen Ausdruckes dafür erwählte. Dies war Herder, der seine theologische Stellung nicht abschloß von der Welt für den Himmel, sondern der sie aufschloß, damit ihr desto mehr Wege für den Himmel offen würden.

Dies große Bildungsherz ist es, was Herder zu den besten Ehren gebracht hat, eine Bildung, welche das Höchste vor Augen hatte, und doch alle menschliche Thätigkeit und Fähigkeit zu würdigen wußte, welche im schönen Verse, in aller That der Kunst, in aller Prüfung durch Wissenschaft den göttlichen Möglichkeitspunkt im Menschen fand und würdigte. Zu einer Zeit, wo die Theologie für die eben herrschende Kultur wenig oder nichts zu bedeuten hatte, erhob sich Herder in ihr, und zeigte an seinem Beispiele, daß der Herr überall zu finden sei, wo der Mensch seine beste Kraft offenbare. Er zeigte dies nicht theologisch, — und dies ist ein wesentlicher Zug an Herder und ein Theil des Zaubers, den er ausübte — sondern gewissermaßen unofficiell

als ein Mann der Bildung, der Humanität stellte er sich dar. Mancher deutsche Leser, der Herder unter den Klassikern aufzählt, und manches Buch von ihm gelesen, weiß nicht, daß Herder Generalsuperintendent war. Das Wort Humanität ist dasjenige, was sich immer in Herders Namenszug schlingt. Herders wirkliche und klassische Bedeutung liegt darin, daß er sich stets an die offenbarsten und verborgensten Pässe hinstellte, wo Erde und Himmel an einander grenzen, daß eine Empfindung, ein Drang für ächte Poesie von vornherein in ihm lebte. Vielleicht wuchs auch aus diesem poetischen Genius jener unglückselige Kampf in ihm zur Höhe, welcher seine Ruhe und seinen Ruf nachtheilig traf, der Kampf gegen die kritische Philosophie Kants. Denn diese Philosophie schied erbarmungslos die Welten, auf deren Grenze sich Herder so gern schaukeln mochte.

Man darf nicht sagen, daß sich Herder des großen Zwiespalts der Welt nicht bewußt gewesen sei, wie er sich vor uns in der Geistes- und Herzensgeschichte aufgethan hat, aber man darf eingestehen, daß Herder's Geist nicht groß, entschlossen und stark genug war, um aus dem Zwiespalt empor eine neue Schöpfung zu schlagen. Er wollte den Zwiespalt beschwichtigen, und er that dies in bester Folgerichtigkeit seines Kraftbewußtseins — eine solche Titanenfähigkeit, wie sie Kant auf Kosten der jenseitigen Gewißheiten an den Tag legte, war ihm nicht gegeben. Freilich spielt er neben dem konsequenten Himmelszerstörer nicht die nachdrückliche Rolle, wie man sie einem edeln Geiste gern wünschen mag; aber die seinige ist der jetzigen Uebersicht nach doch eine wohlthätige gewesen. Herder hat die Größe und Stärke des Kant'schen Kriticismus nicht begriffen und unzulänglich bekämpft, aber er hat eine blühende Partie des menschlichen Wesens in Schutz genommen, er hat die Aufmerksamkeit dafür wach erhalten; andere Dichter, wie Schiller, haben den philosophischen Gedanken poetisch geweiht, poetisch erweitert, und in solcher Folge hat die spätere Philosophie eine reichere Ausbreitung gefunden.

Herders Stellung ist fast überall eine anregende, vermittelnde; sein Streben, seine Gesinnung waren größer und wirksamer, als die Thaten, welche aus ihnen erwachsen sind. Der Literarhistoriker hat sich um so mehr hieran zu halten, als von

Herders Schriften beinahe nichts mehr genannt werden kann, was jetzt noch als eine fest dauernde That bestünde. Sie waren alle Beiträge zur laufenden Bildung, traten in Kreise, wo die nächste Forschung sie überbieten konnte, sie waren, wenn ein Paar nicht eben bedeutende Gedichte ausgenommen sind, keine eigenen Werke, welche die Zeit zwar nicht überflüßig machen, aber doch übertreffen kann und übertroffen hat. Mit den meisten Herder'schen Sachen hat es die Zeit in Wahrheit gethan, denn sie waren Beiträge, die durch neue Forschung, durch reichere, begünstigtere Zusammenstellung überboten sein konnten. Dies ist mit seinen so dankenswerthen Arbeiten in fremder und altvaterländischer Poesie geschehen, ist geschehen mit seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, denen jetzt ein ganz anderer Grund geboten wäre durch die fortgerückte Kenntniß der Erde, der Luft und des Firmamentes, ist geschehen mit seinen literar-historischen und philosophischen Aufsätzen. Das eigentliche Werk des Dichters, die Verdichtung des Kerns zu einer unabhängigen Gestalt, dies Werk ist Herder nicht geworden; — der Eifer und der Sinn ist statt dessen zu preisen, und die Fußtapfen, die Berührung, der Hauch sind aufzusuchen, denen Macht und Erfolg nicht versagt worden ist.

Herders Existenz war folgende:

Er ward in klein bürgerlichen Verhältnissen zu Morungen, einem ostpreußischen Städtchen den 25sten August 1744 geboren. Sein Vater war Küster und Elementarlehrer. Beim Rektor und Prediger des Ortes fand sich einiger Unterricht, und ein russischer Wundarzt nimmt ihn mit nach Königsberg, um ihn dem chirurgischen Studium zuzuführen. Der Anblick von Wunden macht den sensiblen jungen Mann aber ohnmächtig, und er wendet sich zur Theologie und Philosophie. Diesen Kursus macht er ganz ohne Unterstützung von Hause durch, natürlich nicht ohne manche Entbehrniß und frühzeitigen Aufwand von Charakterstärke. Ein Stipendium kommt zu Hilfe, und die Professoren sind nachsichtig mit Honorar; — Herder hat, des Beispiels halber, von Kant zu rühmen, daß dieser ihm bereitwillig die Kollegiengelder erlassen habe. Neben dem Studiren bekleidete er schon eine Lehrerstelle am Friedrichscollegium.

Hamann empfahl ihn nach Riga und im Herbste 1764 ward

Herder an die Domschule dorthin berufen, an eine Stelle, mit der auch ein Predigeramt verbunden ward. Die Empfehlung Hamanns, der vierzehn Jahre älter war denn Herder, ist warm und innig, nicht so streng und überhebend, wie sonst die meisten Urtheilsbriefe Hamanns waren, und er scheint wirklich damals eine große Neigung für den jungen Herder gehegt zu haben. Bemerkenswerth ist an diesem Punkte, wo Herder in die Welt hinaus geht, daß er die meisten Orte nicht wieder sieht, von denen er scheidet, und daß die Uebereinstimmung in Meinungen und Ansichten, welche ihn mit den Freunden und Genossen solches Ortes verknüpft, fast immer in der Folge sich auflöst. Er hat nie das Glück, daß der früher Verbündete sich auf eine ähnliche Weise entwickelt, wie er selbst, er muß stets neue Verwandtschaft der Gesinnungen erobern. Kant, der ihm freundlich gewogene Lehrer, welcher ihm manche Vorlesung noch auf der Stube erweitert haben soll, Kant war ihm in späterer Zeit der Name eines Lehrsystems, was er auf Leben und Tod bekämpfte. Hamann, der instinktmäßig, schonungslos orthodoxe Christ, der wie ein fanatischer Prophet beim Anzuge der Assyrier sich geberdete, welch ein Gegensatz ist er zu dem Herder, der die „Ideen" schrieb, und ein Christenthum darin zu Tage legte, was so ganz, ganz anders war! Ein Christenthum, wie es Hamann gerade ein verdammte, ein Christenthum, was nichts sein will als eine liebevolle Humanität, — jene jämmerliche, bleiche, saftlose Humanität, wie sie Hamann neben seiner orthodoxen Glaubensforderung nannte. Es ist indessen kein öffentlich Zeugniß da, daß sich später Einer über des Anderen Weg beschwert hätte, Herder empfiehlt noch lange nachher Hamann auf's Beste der literarischen Beachtung, und Hamann stirbt 15 Jahre vor Herder, in welchen fünfzehn Jahren dieser noch manches Theologische ausgab, worüber Hamann Wehe gerufen hätte.

Bis zur Rigaischen Zeit war Herder nicht über die Abfassung von einzelnen Gedichten und von Predigten hinausgerückt, in Riga schrieb er sein erstes Buch, im Jahre 1767 seine „Fragmente zur deutschen Literatur," wodurch er sich von vorneherein des besten Geschmacks fähig zeigte. Dies Buch muß ihm zum Höchsten angerechnet werden. Als junger Mann, der keine besondere Leitung in der Nähe sah, erklärte er sich glücklichsten

Taktes und selbstständig für den kühnen Fortschritt, der sich durch Lessing angekündigt hatte, schloß sich an die Berliner „Literaturbriefe" und erklärte sich doch auch bewußtvoll in einzelner Richtung dagegen. Dies Buch führte ihn sogleich mit einem Schritte auf einen beachtenswerthen Platz der Literatur. Die erste Ausgabe erschien ohne Ortsbenennung unter dem Titel „Ueber die neuere deutsche Literatur. Erste, zweite Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend." Es handelte sich darin um die Sprache überhaupt, ein Thema, welches Herder bis zu seinem Tode als einen Anfangs- und Endpunkt festgehalten hat; dann um Vergleichungen mit römischer und griechischer Literatur, um Rücksicht auf orientalische.

Klotz, traurigen Angedenkens, erkannte darin scharfsichtig den neuen Feind, so viel derselbe auch bei manchem Einzelnen an Lessing's Machtsprüchen auszusetzen mochte, und fiel mit seinem bösen Schlachtgeschrei darüber her. Dies beschleunigte Herder's zweites Buch „kritische Wälder," worin er mit einer so wegwerfenden Leidenschaft gegen Klotz auftrat, daß es viele Mißbilligung fand. Das erste Wäldchen beschäftigt sich mit Lessing's Laokoon, das zweite gegen Klotzens „Homerische Briefe" und „Virgils Schamhaftigkeit," das dritte gegen Klotzens Schrift vom Münzengeschmacke. Der Herausgeber eines späteren neuen Abdrucks hat viel gestrichen und gemildert, was allerdings nur Herder zugekommen wäre, und den Literarhistoriker deshalb nach der ersten Ausgabe greifen läßt.

Um diese Zeit wollte er fort aus Riga; „es ist ein elend jämmerlich Ding" — schreibt er an Hamann — „um das Leben eines Literatus, insonderheit in einem Kaufmannsorte. Ein Prophet sagt wohl freilich immer: dies ist die Last über Tyrus!" — kurz, er gab eine feste und durch große Liebe der Umgebung günstige Stelle auf, um „seine Jahre zu nutzen und in die Welt zu blicken." Denn die Mißwilligkeit einiger Geistlichen und der Klotzische Streit vermochten ihn nicht dazu. Er schreibt noch das „Denkmal auf Thomas Abbt" und schifft sich im Frühlinge 1769 nach Frankreich ein. Das Gedächtniß für Ossian ist ihm ein oft wiederkehrender Moment auf der See, der Wunsch zu Macpherson zu kommen, welcher den alten Dichter damals erweckt hatte, der Wunsch, schottische Lieder zu hören, beschäftigt ihn.

Er landete in Frankreich und blieb eine Zeitlang in Nantes. Wir sehen ihn mit großer Vorsicht an ein Urtheil über die Franzosen und die französische Literatur gehen, er bebt nachdrücklich hervor, wie man die Nation erst im Innersten ihrer Existenz gesehen, wie man die Sprache derselben erst lange gehört haben müsse. Dennoch fällt dieses Urtheil, als er dann eine Zeitlang in Paris gelebt hat, nicht eben günstig aus, obwohl er die günstigsten Bekanntschaften erwarb, Bekanntschaften mit Arnaut, d'Alembert, Duclos, und besonders mit dem geistreichen, von Lessing, von Goethe so geschätzten und auf Deutschland so wirksamen Diderot. Dieser gefiel ihm denn auch zum Besten. Aber Herders Wesen war so tief innerlich und so weit äußerlich deutsch, daß sein Urtheil sich wohl über die Nationalverschiedenheit erheben, sein Hang aber bald nach der Heimath drängen mußte. „Frankreich kann nie völlig sättigen" — schreibt er — „und ich bin seiner auch herzlich müde."

So konnte er sich mit der Bühne durchaus nicht befreunden; für den konventionellen, eleganten Reiz war sein nach der Wahrheit trachtender deutscher Charakter allzuwenig offen, die feine, leichte Grazie des Lebens lag ihm zu fern, als daß er dafür die rhetorische Ueberladung verziehen hätte. Shakespeare, der ihm schon aufgegangen war, verarmte ihm Frankreichs Bühne völlig.

Gegen Gewohnheit rasch, folgte er denn auch dem Rufe, einen holstein'schen Prinzen drei Jahre auf Reisen zu begleiten, ging über Brüssel nach Antwerpen, und schiffte sich von da nach Amsterdam ein. Bei letzterer Ueberfahrt litt er Schiffbruch, und kam nicht ohne Gefahr an's Land. Auffallend ist es, daß alle diese interessanten Lebensereignisse von ihm nirgends zu einer Gestaltung benutzt worden sind; — zu einer Aufnahme der äußeren Welt und Begebenheit in die Gedankenresultate, welche ihm davon nicht ausbleiben, reichte seine poetische Fähigkeit nicht hin. Er hat manche Bedeutung in seine „Ideen" aufgenommen, wo Sitten und Staffage der Welt unerläßlich zum Plane gehörten, aber über eine solche Bemerkung hinaus hat seine Beute davon nicht gereicht. Obwohl er sich schon früher und auch damals mit einer „Plastik" beschäftigte, die stückweise auch zu Tage gekommen ist, es war nur ein Versuch, den theoretische Anregung erzeugt hatte; plastische Eindrücke sucht man in seiner ersten Lebens-

hälfte vergebens, diejenigen Eindrücke, woraus der Dichter zu wachsen pflegt. Reichlicher finden sie sich später in Bückeburg, wo kleine Ausflüge zu Pferde, Partieen, Spaziergänge ergiebiger in Auffassung der Erscheinungswelt sich darstellen, aber für die Schrift erwächst ihm nichts Redenswerthes dieser Art.

Von Amsterdam ging er über Hamburg nach Kiel, wo der Prinz sich aufhielt. In Hamburg lernte er Lessing kennen, auch Goeze, mit dem jener zur damaligen Zeit noch im besten Vernehmen stand, Reimarus und Bode und den in der Nähe wohnenden Claudius.

Die Reise mit dem Prinzen ging durch Süddeutschland. Schon da hielt er dies Reiseverhältniß für unpassend, ein Ruf nach Bückeburg, ein Augenübel, was eine neue Operation nöthig machte, kam hinzu, und in Straßburg löste er es denn auch wirklich. Dort verweilend lernte er Jung Stilling kennen, und Goethe suchte ihn auf. Letzterer hat dies in seiner Lebensbeschreibung ausführlich erwähnt, und es ist dabei zu verweilen, weil wichtige Blicke in den Charakter Herders geöffnet werden. Ob sich Goethe völlig frei erhalten hat von späteren Eindrücken, die er zu Weimar reichlich und letzter in der letzten Zeit nicht immer günstig von Herder erhalten hatte, muß dahin gestellt sein, die ganze Schilderung hat aber wenigstens den frischen, unbefangenen Ton eines wohlwollenden und genial-strebsamen Studiosi.

Er findet ihn im Kleide eines Weltgeistlichen, im schwarzen Kleide mit seidenem Mantel, dessen Ende in die Tasche gesteckt war, das gepuderte Haar ist in eine runde Locke aufgesteckt. „Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer, liebenswürdiger Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte."

Es ist nun schwer herauszufinden, wie viel des Herder'schen Wesens auf seinen unbehaglichen Krankheitszustand geschoben werden müsse, Goethe legt diesem liebreich einen großen Theil der Ursache bei; kurz, Herder erweist sich ihm anziehend, stets bedeutend, aber fast immer gereizt, scheltend, unsanft, schonungslos. Eine gewisse Herbheit wird für den Charakter im Allgemeinen verbleiben müssen, so wenig dies für den sanften Lehrer steter Humanität passen will. Anforderung und

Leben fanden sich ihm nie zu der glücklichen Harmonie, welche sich beglückend und befriedigend auf die Umgebung überträgt; der Uebelstand in seinem Leben war vielleicht der theologische Stand, wie wir dies später an ihm selbst und in der Folgezeit an Schleiermacher sehen werden. Wenn auch die Neigung zum Theologischen stark und ächt war, das Publikum forderte nach jedem Verhältnisse hin eine andere Aeußerung des Theologen, als sie Herders und Schleiermachers wirklichstem Wesen natürlich und bequem war. Wenn beide ohne Umschweif, ohne schützenden Ausdruck einer künstlichen Bildung herausgingen aus dem ursprünglichen Herzen ihres Geistes, so blieben sie nicht in dem theologischen Verhältnisse, wie es zum Publikum nöthig war, so fielen sie auf, so stießen sie an. In dieser Kette lebten sie. Aller poetische Drang, welcher in einer dogmatisch aufgelösten Zeit, in einer Zeit vorbereitender Prosa der befeuchtende theologische Aether ist, war geschäftig in ihnen, scharf in Schleiermacher, gelind in Herder. Aber jeder geniale Griff dieses Dranges mußte in die Umfriedigung des Pastorhauses gedrängt und dafür verkürzt oder geändert werden.

Dies ist ein Hemmniß, was bei nur mittelmäßiger Gesundheit, bei den ersten, das heißt größten Ansprüchen an literarische Wirksamkeit und Geltung, ein Hemmniß ist, was bei manchem dadurch nothwendigen Mißlingen solcher Geltendmachung zur Verdrießlichkeit stimmen, und die sanfte Temperatur des Charakters stören konnte. Und das hat es allerdings bei Herder gethan.

Dieses Verhältnisses zur Theologie, an welchem Herder litt, wird man deutlich inne bei einem aufmerksamen Blicke auf seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," die er in seiner der Straßburger zunächst liegenden Lebenszeit zu Bückeburg begann. In Straßburg hatte er sich besonders mit Engländern, und unter diesen zumeist mit Shakespeare beschäftigt, dessen Lectüre er denn auch so eindringlich und überzeugend empfahl; die später gekrönte Preisschrift für die Berliner Akademie „Ueber den Ursprung der Sprache" war ferner dort begonnen geworden, und die Blätter „von deutscher Art und Kunst," waren auch noch in Straßburg entstanden, zu denen Goethe den Aufsatz „Von deutscher Baukunst" gesteuert hatte.

Im Frühlinge 1771 kam er nach Bückeburg als Prediger,

und von hier aus ist Alles, was er schreibt, in näherem oder fernerem Bezuge auf Theologie; er dichtet Kantaten aus biblischem Stoffe, er schreibt „die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes," die zum Theil gegen Michaelis Exegese gerichtet war, er schreibt die heftigen „Provinzialblätter an Prediger," er beginnt jene schon erwähnten „Ideen," worin all seine theologische Poesie niedergelegt ist, schreibt „die Briefe zweier Brüder Jesu, und die Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländischen Stelle." Es scheint also dies der passendste Ort, der theologischen Ansicht Herders näher in's Auge zu sehen.

Wir begegnen dabei allerdings manchem Widerspruche jener Art, wie er oben angedeutet worden ist, als peinigend für Männer, welche in eine dogmenlose Zeit kommen, redlich ihr Aechtestes auszusprechen gedrängt sind, und denen doch ein dogmatisches Amt die Bahn und Grenze vorschreibt.

In dem Kapitel der „Ideen," welches benannt ist „Ursprung des Christenthums, sammt den Grundsätzen, die in ihm lagen," bietet sich Folgendes:

Nicht die unmittelbare Offenbarung einer Gotteslehre, nicht die unmittelbare Gotteswirksamkeit für Ausbreitung der Lehre, nichts von dem stellt sich dar, was in der zersprengten Kirche immer noch für ein Merkmal orthodoxer Ansicht galt. Das Christenthum wird ein „ächter Bund der Freundschaft und Bruderliebe" genannt, „diese Triebfeder der Humanität" trug zur Aufnahme und Ausbreitung desselben das Meiste bei.

Bedarf es eines Kornes dessen, was man Orthodoxie nennt, um dies sagen zu können? Spricht nicht so jeder Rationalist, jeder Historiker, für den das Christenthum nichts weiter ist als eine Kraft, die zu großen Aenderungen bewegt hat?

Er sagt ferner, das Princip der Wohlthätigkeit habe ganze Haufen von Bettlern zu der neuen Kirche geführt, — „ob nun wohl," fährt er fort, „die Noth der Zeiten auch hierbei Manches entschuldigt: so bleibt es dennoch gewiß, daß wenn man die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital, und das Christenthum als die gemeine Almosen-Kasse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse."

Es wird noch weiter ausgeführt, daß er die ersten Jahr-

hunderte des Christenthums durchaus nicht für nachahmens- oder empfehlenswerthe halte. Dies ist nun aber doch ein Hauptpunkt der protestantischen Polemik; Luther und aller historische Idealismus der Rechtgläubigkeit wenden sich zu jener ersten Kirche. Luther legt noch die ganze Bibel dazu, und die Orthodoxen verweisen ohne Einschränkung auf die himmlische Vollkommenheit der ersten Christenthums-Gemeinden.

Herder zeigt, wie aus jenen ersten Gemeinden aller Uebelstand entsprungen sei: „unmündige Folgsamkeit ward gar bald eine christliche Tugend, es ward eine Tugend, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben, und statt eigener Ueberzeugung dem Ansehen einer fremden Meinung zu folgen, — nichts ward so hoch angerechnet als das Glauben, das geduldige Folgen."

Es ist bekannt, daß die ersten Lehrer, die Apostel selbst und nach ihnen alle übrigen, mit allem Nachdrucke zunächst und meist einzig auf das Moment des Glaubens drangen, — wie nimmt sich also des Predigers Herder Ausspruch daneben aus? Was bleibt ihm von der geschichtlichen Würdigkeit dessen, was er predigt?

Von jenen ersten Gemeinden herab leitet er alle die Gräuel der Hierarchie, wodurch die christliche Geschichte ein so schweres Aergerniß geworden sei.

Eben so hart spricht er sich über die dogmatischen Streitigkeiten aus. Statt das Christenthum als ein praktisches Institut auszubilden, habe man „jenseits der menschlichen Verstandesgrenzen spekulirt, Geheimnisse gefunden, und endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimnisse gemacht." In Bezug auf diesen nutzlosen Streit über Dogmen, und auf die Art, wie sich die Christen thätlich aufgeführt, nennt er „viele der Kirchenversammlungen und Synoden eine Schande des Christenthums und des gesunden Verstandes. Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen, Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Uebermacht, Willkür, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden."

Fast noch bitterer wird Herder, als er auf die schriftlichen Denkmäler kommt; „die Einestheils aus gelegentlichen Send-

schreiben, Andertheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachsen waren." Er sagt das Härteste über den „frommen Betrug," welcher im Dienste des Glaubens untergeschoben und verfälscht, „ins Unermeßliche hin gelogen," die Geschichte vergiftet habe. „So daß statt der griechischen und punischen Treue wohl mit mehrerem Rechte die christliche Glaubwürdigkeit genannt werden möchte. Und um so unangenehmer fällt dieses in's Auge, da die Epoche des Christenthums sich einem Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlands und Roms anschließt, hinter welchen in der christlichen Aera sich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geschichte beinahe ganz verliert."

Dann geht er auf die Ceremonien über, und sagt, das Christenthum habe nur zwei sehr einfache und zweckmäßige heilige Gebräuche gehabt, weil es der Stifter durchaus nicht auf einen Ceremoniendienst abgesehen hatte. Darein habe sich von allen Ländern, von Heiden und Juden Beliebiges eingemischt, so „daß z. B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelbeschwörung, und das Gedächtnißmahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum Sünden vergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andere Welt gemacht ward."

Hievon kommt er zur Klage, daß diese Ceremonienausbildung ebenein in eine Zeit schlechten Geschmacks gerathen, daß die aus den verschiedensten Localveranlassungen zusammengetragene Form noch vielfach unschön geworden sei.

Nun geht er zu Christus selbst über. „Er lebte ehelos und seine Mutter war eine Jungfrau; so heiter und fröhlich er war, liebte er zuweilen die Einsamkeit und that stille Gebete." Dem Geiste der Morgenländer schreibt er die Verirrungen zu, welche sich in den „Ideen von der Heiligkeit des ehelosen Standes, vom Gott gefälligen der Jungfrauschaft, der Einsiedeleien, der Gelübde, des Fastens, Büßens, Betens, endlich des Klosterlebens" ausgebildet hätten. „Dem Christenthume sind sie ganz fremde, denn Christus war kein Mönch, Maria keine Nonne; der älteste Apostel führte sein Weib mit sich, und von überirdischer Beschaulichkeit wissen weder Christus noch die Apostel."

Diese Partie des Buches gewinnt eine noch schärfere Beleuchtung durch die Notiz von der Feinheit Herder'scher Ironie,

welche Jean Paul just hierbei andringt. Ein inniger Umgang, den er mit Herder pflog, giebt der Notiz jene bemerkenswerthe Wichtigkeit.

„Endlich" — schließt Herder diesen Abschnitt — „hat das Christenthum, indem es ein Reich der Himmel auf Erden gründen wollte, und die Menschen von der Vergänglichkeit des Irdischen überzeugte, zwar zu jeder Zeit jene reinen und stillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht suchten und vor Gott ihr Gutes thaten; leider aber hat es auch durch einen argen Mißbrauch den falschen Enthusiasmus genährt, der fast von seinem Anfange an unsinnige Märtyrer und Propheten in reicher Zahl erzeugte. Ein Reich der Himmel wollten sie auf die Erde bringen, ohne daß sie wußten, wie oder wo es stünde."

Zu welcher Kirche konnte nun wohl ein Prediger gehören, dem alles Historische und Dogmatische seiner Religion aufgelöst, dem nichts davon geblieben war, als ein großer moralische Gedanke?

Was sagt der orthodoxe Christ zu dem, was Herder an Jesus fand, was er zur Bezeichnung desselben gebrauchte? Es klingt ihm frivol. Humanität, das Hauptwort Herders, es ist auch das einzige, was er für Jesus, für den Mittelpunkt desselben zu gebrauchen weiß. Er habe Menschen Gottes bilden wollen, die aus reinen Grundsätzen, unter was für Gesetzen übrigens es geschehe, das Wohl Anderer beförderten. „Verehrend" — sagt er — „beuge ich mich vor Deiner edlen Gestalt, Du Haupt und Stifter eines Reiches von so großem Zwecke, von so dauerndem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdenlebens selbst zu enge schien. Nirgends finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art, zu einer noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt, und in Gutem und Bösem bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht Deiner Religion, d. i. Deines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an Dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung Deiner Person und Deines Kreuzes den Völkern mitgetheilt hat. Dein heller Geist sahe dies selbst voraus, und es wäre Ent-

weihung Deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abfluß Deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, so weit es sein kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von Dir abstammt, stehe Deine stille Gestalt allein."

Es überrascht wohl heute, sechzig Jahre später, dergleichen Herder'scher Ausdruck auf doppelte Weise: einmal, weil die Nation nicht bedenklich gewesen ist, solche Aussprüche in aller Achtung bestehen zu lassen. Es fehlt nicht an Zeichen, daß man heute bedenklicher wäre. Zweitens, weil das obenhin gehende Urtheil bei dem Namen Herder, welcher unter die sanften Klassiker gerechnet wird, sich solcher Wendung nicht versieht, um so weniger sich deren versieht, nachdem es von Herders geistlichem Stande Kenntniß genommen. Diesen geistlichen Stand hat er bis zu seinem Tode bekleidet, es kam mitunter ein verdecktes geistliches Gelüsten zum Vorscheine, man sprach von socinianischen Grundsätzen; der König von England wollte ihn nicht zum Professor der Theologie in Göttingen berufen sehen, wenn nicht eine Sicherstellung über Wissen und Glauben vorausgegangen wäre. Aber die kleinen Grollwolken am Horizonte verzogen sich stets wieder, ein gewisses theologisches Glück Herders bannte sie stets. Wie überraschend ist das neben Lessing! Lessing war ein Weltkind, der niemals mit den Glaubenswaffen officiell gesegnet hatte, und wie stürzten die theologischen Stürme über seiner letzten Lebenszeit zusammen! Hatte er Schlimmeres gesagt? Wahrlich nicht. Er stellte sich viel tiefer in eine historische Weihe und Kraft des Christenthums, denn Herder; aber er sagte auch das Sanftere schärfer, und seine Worte fielen schrillender an ein orthodoxes Ohr. Auch soll man nicht läugnen, daß Lessings schärferes Wort auch eine geschlossenere Welt der Glaubensansicht schirmte. Er kam nicht in die Verlegenheit, als Prediger, der Prediger und Lehrer des Christenthums bleiben wollte, Briefe schreiben zu müssen, denen seine Druckschrift ganz unähnlich sah; aber er hätte wohl auch solche Verlegenheit anders beseitigt.

Herder nämlich war von Bückeburg aus mit Heyne in Göttingen bekannt geworden, und es war ihm offenbar ein Lieblingswunsch, in Göttingen Professor zu sein. Das englische Ministerium trug aber Bedenken über Herders Orthodoxie, und schlug ein Examen oder Kolloquium vor. Herder war darüber außer

sich, hielt dies seiner für unwürdig und schlug ein schriftliches, öffentliches Aussprechen als passender vor. Man muß gestehen, bei Herders Ansichten einem dogmatisch-strengen englischen Ministerium gegenüber war dies ein heroischer Vorschlag, und es ist zu beklagen, daß er nicht in's Werk gesetzt worden ist. Darf man nach einem zornigen Briefe Herder's über diesen Punkt schließen, welchen er am 5ten Januar 1776 an Brandes richtete, so wäre ihm eine mißliche Charakterprobe dadurch erspart worden, daß jene öffentliche Konfession unterblieb. In diesem Briefe heißt es: „Ich bin auf die Augsburgische Konfession berufen, und als Superintendent und geistlicher Consistorialrath bestellt, über die rechtgläubige Lehre nach den symbolischen Büchern in diesem Lande zu wachen, und Canditaten und Prediger dazu anzuhalten. Darüber habe ich Bestallung, Eid und Pflicht. Wer also meine Orthodoxie ansicht, sicht meine gegenwärtige Stellung, Ehrlichkeit bei Amt und Eide, Landestreu und Gewissen an."

Es wäre keine geringe Aufgabe gewesen, die oben citirten Ansichten mit der Augsburgischen Konfession und den symbolischen Büchern in Einklang zu bringen. Wir sehen hier an einem Beispiele, wie Viel es zu sagen hat, wenn die Zeit in Wahrheit dogmenlos, und der kräftige Geist überall zu eigener Schöpfung angewiesen ist. Der würdigste Charakter geräth dann oft in die übelsten Konflikte, so bald er sich nicht von allen Verpflichtungen losſagt, deren jeder Gemeindeverband bedarf.

In jenem selbigen Briefe beruft sich Herder direkt auf seine Schriften, und sagt, „der Zweck von mehreren derselben sei geradezu dogmatisch, sei Orthodoxie, wahre Theologie darzustellen, gerade dem Strom des deistischen Jahrhunderts unserer unrechtgläubigen Theologen entgegen."

Das konnte nun aber nach aller Probe in Herder's Schriften nicht eine Theologie sein, welche man dem allgemeinen Uebereinkommen nach orthodox nannte und nennt, welche den Konfessionen und symbolischen Büchern sich anschließt. Herder wußte so gut, als wir es wissen, was man unter orthodox verstand, und er gab dem kämpfenden Blicke gegen Deismus eine andere Deutung als diesem gebührte.

Hierbei handelt es sich um eine Herder'sche Grundansicht.

Diese ging allerdings vom damaligen Deismus ab, aber keineswegs nach der Seite hin, wo christliche Orthodoxie wohnt. Soll das von dem Theologen gefürchtetste Wort zur Bezeichnung hergestellt sein, so ist es Pantheismus, aber in der Bedeutung des Wortes wie sie für die edelste gilt. In den zwei großen Bänden der „Ideen" wird kaum der Ausdruck „Gott" begegnen, wie ihn der christliche Theolog von einem persönlichen Gotte gebraucht, das Wort „Natur" erfüllt diese Aufgabe, die natura naturans, das göttliche Wesen, welches Alles durchdringt, heiligt, und welches auch die Geschichte zu großem Endzwecke leitet. Das müßige Wesen, — sagt er — das außerhalb der Welt sitzt und sich selbst beschaut, so wie es sich Ewigkeiten hindurch beschaute, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, ist nicht für mich. Persönlichkeit ist immer Partikularität; dieser Nebenbegriff kann dem Unendlichen im Gegensatze zur Welt gar nicht zukommen. Von der „großen Seele" spricht er so gern. Herder war darin viel inniger mit Spinoza verbunden, als mit der christlichen Orthodoxie. Er nennt einmal Spinoza „ohne Zweifel göttlicher als den heil. Johannes."

Es ist bei Spinoza bereits gesagt worden, wie diese Weltansicht am Schluß des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, besonders in Deutschland, allgemein worden sei, — Herder, welcher daneben von seiner Orthodoxie sprach, hat reichlichst zur Einbürgerung derselben beigetragen, wenn sie ihm auch nicht ausgebildet in der Absicht ruhte, und in seiner Schrift mehr wie eine Voraussetzung stille lag.

Der Thatsachenwahrheit gemäß muß allerdings beigemerkt werden, daß jene Partie der „Ideen," wo vom Ursprunge des Christenthums die Rede ist, erst später in Weimar geschrieben wurde, und daß alle frühere theologische Schrift Herder's der Orthodoxie viel näher stand. Aber das ist doch nur ein Trost für die gröbste Auffassung. Jene „Ideen" waren dem Hauptrisse nach angelegt, die Welt war erschaffen und konstruirt und geleitet, keineswegs bloß nach den orthodoxen Fingerzeigen, das göttliche Wesen regierte von vornherein in dem Buche, nicht ein alter oder verjüngter persönlicher Jehovah; — eine orthodoxe Darstellung der Christenthums-Entstehung hätte schon zu den ersten Partieen des Buches nicht gepaßt.

In einem Briefe an Kant, welcher noch in die Rigaiſche Zeit gehört, ſagt er Folgendes über ſeine theologiſche Stellung: „ich habe aus keiner andern Urſache mein geiſtliches Amt angenommen, als weil ich wußte und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß ſich, nach unſrer Lage der bürgerlichen Verfaſſung, von hier aus am Beſten Kultur und Menſchenverſtand unter den ehrwürdigen Theil der Menſchen bringen laſſe, den wir Volk nennen.“ Aus dieſem Grunde giebt und nimmt die Orthodoxie das Predigeramt nicht; nicht Kultur und Menſchenverſtand iſt ihre Sache, ſondern Frömmigkeit; die Konfeſſion und ſymboliſchen Bücher verlangen nichts von neuer Bildung, ſondern Glauben und die einfache Lehre in ein Paar Paragraphen.

Nach Herder's Tode zeigte man Goethe eines Tages ein Portrait des Verſtorbenen. Gedankenvoll und lange betrachtete es Goethe, und brach endlich in die Worte aus: die wahrſte Unwahrheit!

Herder's Kern war ſicherlich die edelſte Wahrheit; — was der Schale widerfuhr, möge Zeit, Stand, Leibes- und Lebensverhältniß auf ſich nehmen.

Anfang des Jahres 1776 ſchreibt er an Zimmermann, daß er ſich doch zu dem ſauren Wege gen Göttingen, und zu dem erſt ſo entrüſtet abgewieſenen Kolloquium entſchließen wolle. Ein freundlich Geſchick, die Hand Goethe's bewahrte ihn auch davor. Es kam Goethe's Brief, ob er Generalſuperintendent in Weimar werden wolle, und im Herbſte deſſelben Jahres verließ Herder zu dieſem Ende Bückeburg. Sein Leben dort war ein vielfach geſegnetes, obwohl er ſelbſt dies ſelten eingeſtand, denn jene unruhige Unzufriedenheit, welche ihm vielfach verargt worden iſt, trieb ihn auch dort mit den raſtloſen Wünſchen nach anderem Ziele, nach anderer Stellung. Er fand nie ſeine rechte Stätte, — ſein Talent und das Verhältniß der Welt ſchlangen ſich nicht ſolchergeſtalt in einander, daß ſeinem Bedürfniſſe nach That und Ruhm und Stellung genügt worden wäre.

Jener Graf von der Lippe, welcher ihn nach Bückeburg berufen hatte, galt für einen einſichtigen und bedeutenden, wenn auch etwas ſonderbaren Mann. Herder fand ſich nicht mit ihm zurecht, und es war ein beſonderes Glück, daß die Gräfin, eine

zarte, fromme Frau, ein Seelenleben mit ihm eröffnete, wodurch er ihr und dadurch auch dem Grafen inniger nahe gestellt wurde. Aus einigen Briefen, die von diesem Verkehre erhalten sind, und die sich alle um religiöses Seelenleben schlingen, zeigt sich ein so freundliches, lächelndes Christenthum Herder's, wie es der strengen Orthodoxie selten eigen zu sein pflegt; Christus ist nicht der Leidende und Gepeinigte, er wandelt durch den Sommer Judäa's, an den dunklen Seen, in den schattigen Wäldern, nicht Tod und Wunden, freundliche Liebe predigt er. „Der Geist Jesu" — heißt es in einem Herder'schen Briefe — „ist kein Geist der Furcht noch der ängstlichen Gesetzlichkeit, sondern der Freiheit und Freude."

Auch seine Ehe, die wohl gelang, schloß er in der Bückeburgischen Zeit. Er hielt diese Zeit auch noch später für die glücklichste seines Lebens. Sein Predigertalent, was sich in günstigen Erfolgen schon zu Riga bemerkbar machte, bekundet sich hier als ein ungewöhnliches und der größten Aufmerksamkeit würdiges. Proben und Nachrichten davon schildern es als einfach und natürlich, jener eintönige auf- und absteigende Kanzelton war ferne davon, eben so die ermüdende Terminologie. Eine Anrede zu höherem Lebenszwecke, ungeschmückt, lebendig, vom nächstliegenden Interesse zum innerlichsten, wichtigsten übergehend stellt sich die Herdersche Predigt dar. Sie nimmt das zunächst veranlassende Leben ohne Scheu vor Trivialität auf, sie knüpft daran, und wird so eine wahre treffende Rede. Leider haben das heute noch die meisten Prediger von Herder zu lernen. Sie sind unvermögend oder halten es für Entweihung, die Predigt interessant zu geben, sie beginnen mit dem Pathos einer Abstraktion, wenden dies hierhin und dorthin und schließen heiser. Als ob irgend etwas den Menschen träfe, was ihm nicht interessant ist, als ob wir, in einer Sinnenwelt lebend, nicht von der sinnlichen Umgebung anheben und ausgehen müßten zu irgend einem Aufschwunge. Dies gesunde Rednertalent scheint Herder besessen zu haben. Blickte nicht Christus um sich, über die Felder, über den See? Begann er nicht stets mit dem, was wahrnehmbar zunächst lag, mit dem Zöllner, mit den Fischen, mit den Früchten des Feldes, mit den wandernden Menschen, mit dem Treiben Jerusalems, wenn er in Jerusalem war?

Dies große Talent einer ansprechenden Rede führte denn auch den ankommenden Herder auf's Beste in Weimar ein. Seine Antrittspredigt am 15. Oktober 1776 gründete seine Stellung unerschütterlich. „Ich bin hier allgemein geliebt" — sagt er — „und geehrt bei Hofe, bei Volk und Großen, der Beifall geht bis in's Ueberspannte." Sturz, der ihn das Jahr darauf in Pyrmont predigen hörte, und der dem Schriftsteller Herder nicht günstig gesinnt war, ist entzückt über den Vortrag.

In die erste Zeit zu Weimar fällt seine eifrige Thätigkeit für „Volkslieder," der wir so Vortreffliches danken, ferner die Schrift „vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" — „die Plastik," welche nun beendigt ward, — „über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" — „von der Zukunft des Herrn," eine Uebersetzung und Erklärung der Apokalypse, — „vom Einflusse der Regierungen auf die Wissenschaften" — „Briefe über das Studium der Theologie" — „vom Geiste der ebräischen Poesie" — „die Ideen ꝛc." 1784, und bis 1788 giebt er noch „drei Sammlungen der zerstreuten Blätter" und die „Gespräche über Gott."

Um diese Zeit kam Goethe aus Italien zurück, und Herder ging dahin ab. Diese Reise ist für ihn bei Weitem nicht jenes folgenreiche Ereigniß, wie sie es für Goethe war, ja, sie dauert ihn zu lang, und was wir etwa an Spuren davon später in einzelnen Aufsätzen der Adrastea finden, das steht in einem ungünstigen Verhältnisse zu dem, was an möglichem Gewinne dargeboten war. Trotz einer Plastik, wie schon oben angedeutet ist, war ihm doch wohl die leichte und glückliche Auffassung des außen Begegnenden nicht gewährt, ja man darf sich hier bei dem reichlich gewährten Stoffe über Herder's Unergiebigkeit beschweren. Daß er auch hier unter so freundlichem Verhältnisse, als ein genügend freier Begleiter der Herzogin Amalie den Punkt der Genüge nicht finden mag, daß er sich hinwegsehnt, daß er „es satt bekommt, als Appendix unter den Menschen, wenn auch unter guten Menschen, zu leben," kann für denjenigen geradezu lästig und den Herder'schen Charakter verleidend werden, der nicht der freien Eigenthümlichkeit ein sehr weites Feld steckt.

Nach seiner Rückkehr beginnt wieder eine vorzugsweis theologische Richtung seiner Schriftstellerei, die später in fünf Samm-

lungen unter dem Titel „Christliche Schriften" als Ganzes hervortrat. Hierzu gehört sein „vom Geiste des Christenthums."

Inmitten der neunziger Jahre folgten denn „die Briefe zur Beförderung der Humanität," „die Terpsichore," worin Jacob Balde erneuert und belobt wurde, endlich „die Persepolitanischen Briefe," welche auf streng gelehrte Untersuchung ausgingen und unvollendet blieben.

Das Hauptinteresse aber, was in jener Weise über Herder zusammenschlug, war die Polemik gegen Kant's Philosophie, welche er 1799 mit der „Metakritik" begann und das Jahr darauf mit der Kalligone fortsetzte. Dieser Kampf erfüllte und brach seine letzten Lebensjahre. Längst trug er ihn im Herzen, an Wieland sogar, dem er allen Tendenzen nach wenig geneigt sein konnte, schloß er sich in dieser Feindschaft gegen die neue Philosophie, und der Merkur klirrte von Plänkeleien. Aber man verläugnet sich's jetzt nirgends mehr, daß diese beiden belletristischen Klassiker jenem eisernen Denksysteme nicht gewachsen waren; — Blumen und Blätter und Wolken warfen sie umsonst, ja Sterne schleuderte Herder vergeblich, Kant hielt seinen Kategorieenschild vor, und machte, daß nicht der Stern geworfen war, sondern nur der Schein des Sternes, die menschliche Vorstellung davon.

Es wird stets ein trauriger Kampf sein, ein Kampf unter Brüdern, welcher die Familie durch Sieg und Niederlage verarmt, wenn die Poesie und die Philosophie die Waffen gegen einander zücken. Sie sind zur gegenseitigen Ergänzung da. Eigentlich haben sie gegen einander gar keine Macht, denn jeder redet eine Sprache, die der Andere nicht versteht, jeder ficht mit einer Waffe, die den Anderen nicht verwundet. Nur die Zuschauer die aus gemischten Theilen bestehn, fühlen, was trifft und was siegt, sie überliefern die Resultate dem allgemeinen Bewußtsein. Und welche Resultate pflegen es zu sein? Nachrichten, nichts als Nachrichten über den Wortschein. Die wirklichen Erfolge sind meistens nichts als eine unnütz bewegte Luft, vielleicht Atome, die unsichtbar für uns künftigen Jahrhunderten zufliegen. — So ward Herder von dem gewaltigen Kant'schen Heere völlig überritten, zertreten, vernichtet. Dies war die Nachricht. Und der Erfolg? Der Erfolg ist, daß keine Rede mehr geht von diesem unglücklichen Herder'schen Versuche, daß

die Nation alles andere Tüchtige des Herder'schen Genius erkannt und gefeiert, daß sie ihn zu den edelsten und größten Autoren gestellt hat, unbekümmert darum, ob er philosophisch zu kämpfen gewußt habe.

Und das Alles geschah bei Herder, wo ein solcher Kampf noch möglich, wo keineswegs ein rein poetisches Talent vorhanden, wo alle Bedeutung aus einem Gemisch von Poesie und Philosophie entsprungen war.

Betrachten wir nun den Kampf näher. Herder warf dem Systeme seines alten Lehrers vor, daß es die Sprache verwirre, und durch falsche Abstraktionen irre leite. Dies führt er im Einzelnen dahinaus: Kant nehme Zeit und Raum ohne Inhalt, dies sei nichts weiter als die lange Weile, — er spreche von einem Dinge an sich, was neben und hinter allen Bestimmungen desselben wäre, es gäbe aber nur ein Ding an sich, was in seinen, nämlich des Dinges Bestimmungen existire, — die Vorstellungen richteten sich nach den Dingen, nicht umgekehrt; dies Umgekehrte, was in der Kantischen Philosophie eine Hauptrolle spiele, ereigne sich nur im Traume, — die Vernunft habe sich nicht eine subjective Welt zu schaffen, sondern die objective anzuerkennen, — die Disciplin, die Zucht der Vernunft habe sich darauf zu richten, daß Buchstabenwitz und Wortgrübelei verkannt werde ꝛc., folgt also wieder der sprachliche Vorwurf.

Dies Moment der Sprache, worin Kant in einem genialen Sprunge alle kleinen Schritte Herder's überholt hatte, und die Spaltung der menschlichen Fähigkeiten war für Herder der Hauptanstoß. Für Kant war dies aber geistreiches Mittel, war Methode, die Sachen sollten sich gegenseits in ihren Spiegeln betrachten, das Resultat war nach Kants Meinung zu verschieben, es fehlten noch die Theile der Verbindung, um einen absoluten Schluß zu ziehen. Dieser Theile werde der Mensch nicht habhaft.

Mit dieser Ansicht war aber Herder's Existenz vernichtet: er tastete und suchte just sein Lebenlang an diesen Verbindungsfäden zwischen Menschheit und Gottheit umher, er war ein halb intuitiver Charakter, der ohne besonders systematische Peinlichkeit, Einblicke zu thun meinte in's Weltgewebe, und dem ein solches kategorisches „zurück, Du siehst und erfährst solcherweise nichts

Rechtes, Du lapyſt, und wenn Du berichteſt, ſo faſelſt Du" eine Todesdrohung war. Juſt auf Reſultate, wenn auch auf unſichere, war Herder geſtellt. Kurz, obwohl ſich Herder nicht für einen vollſtändigen, oder wie man zu ſagen pflegt, für einen bloßen Poeten ausgab, ſo haben wir doch hier Kant gegenüber jene feindlichen Ungegenſätze vor uns, welche den mißlichen Kampf mit einander führen. Herder's Werth und Weſen ruhte eben in ganz anderem Boden, als der iſt, worin durch Abſtraktionen vorbereitet und Wirkung und Werth dadurch begründet wird.

Die große Geiſteswelt beſteht und ergänzt ſich aus dieſen zwei hauptſächlichſten Klaſſen, aus der theilenden und aus der erblickenden oder zuſammenblickenden.

Jene, nicht ſtark genug, werden Raiſonneurs, Krittler, Kritiker, ſtark genug: Philoſophen. Dieſe werden poetiſche Talente, Poeten. Der Spielarten beräber und hinüber giebt es unendliche, wie ſelten iſt ein Menſch, der nicht von aller menſchlichen Fähigkeit irgendwie betheiligt wäre. Es entſcheidet dabei nur ein Mehr oder Minder, und oft bildet nur der Weg den Unterſchied, der Weg aus dem Einzelnen in's Volle, oder umgekehrt, der Weg aus dem Eindrucke zur Wahrnehmung oder aus der Wahrnehmung zum Eindrucke, ſobald ſich eine gleiche oder nur ähnliche Form ereignet.

Eine Spielart war Herder mit größerer Hinneigung für das Zuſammenblicken, für das Poetiſche. Das Athenäum, welches damals ſchonungslos über ihn einberging, wie einen Schulknaben ihn behandelte, ſchildert verächtlich die Herder'ſche Fähigkeit eben ſo, ohne zu meinen, daß in dieſer verächtlichen Schilderung ſo viel poetiſche Macht eingeräumt werde. Es ſagt im dritten Bande bei Gelegenheit der Herder'ſchen Metakritik: „Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen, — ob das geflügelte Ding ſelten oder gewöhnlich ſei, gilt ihm gleich. — Der Anſchein von Thätigkeit, das Haſchen nach dem Bunten, und die große Zuverſichtlichkeit in den Behauptungen beweg die gutmüthige Menge, ſich ihm hinzugeben; — der gebildete Mann ſieht ein, daß nicht Vernunft, ſondern Inſtinkt und Schimmer Herder leitr, — der gebildete Mann benutzt die vielen Winke, welche ohne Verdienſt, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in

seinen Schriften stehen. Diese Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewissen Stelle gesagt werden könne, die Ahnung einer Wahrheit an diesem und jenem Orte und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung machen daher diese Schriften in einer gewissen Rücksicht interessant; man kann dabei viel lernen, wenn sie auch wenig lehren."

Der harte Recensent kann vielfach Recht haben, er vergißt nur die Kleinigkeit, daß sich eben die Poesie nicht schulmäßig lehren läßt, und daß der poetische Blick und Schlag eben Instinkt und Glück sei.

Die Griechen wählten die besten Worte dafür, mit denen wir uns noch behelfen, ohne der Deutung immer inne zu sein. Die Poesie hat es mit der Verdichtung zur That, mit dem Vereinten, Verbundenen zu thun, der Poet ist unmittelbarer Thäter, der vereinigen, nicht scheiden will, auch wenn er die Scheidung selbst zu dieser That anwendet. Der Philosoph liebt das Wissen, den Prozeß der geistigen Welt, nicht wie Jener die unmittelbar geschehend oder handelnd sich darstellende Welt. Er erklärt; und jener verkündet.

Daß sich diese Hauptparteien alles höheren menschlichen Vermögens nicht billig und in gegenseitiger Achtung neben einander sehen mögen, sondern daß der Blonde dem Braunen vorwirft, nicht auch blond zu sein, das giebt jenes viel besprochene Geheimniß unendlicher Polemik in der Literatur. Nothwendige Polemik bliebe auch ohne diesen Uebelstand genug übrig.

Schelling und Hegel haben redliche, das heißt vernünftige, Rücksicht auf die Potenz genommen, welche in anderer als philosophischer Methode Resultate gewinnt, Schelling nur zu viel für ein philosophisches System. Kant und Herder waren noch arg davon betroffen. Jener, eine allgemein gründliche Umwälzung erstrebend, konnte bei solchem Geschäfte nicht viel Rücksicht nehmen; im Augenblicke der hoch gehenden Völkerschlacht kann Humanität nicht viel heißen. Und dieser, nicht Philosoph genug, um alle die Mordthaten an beliebten Begriffen als nothwendig für einen fernhin liegenden Zweck der großen Scheidung zu würdigen, und doch Philosoph genug, das Unglück in der Nähe zu übersehen, und bei Weitem Poet genug, außer sich zu sein, daß Erfahrung und Anschauung nichts mehr wären unter den Pairs

des menschlichen Vermögens; Herder mußte in die übelste Stellung gerathen.

Dazu sein Interesse für Sprache, seine poetische Philosophie dafür! Denn die Sprache ist die wunderbare Brücke des Himmels und der Erde, das Wunder, was täglich der Wunderläugner erfährt, die Brücke, wo Philosoph und Poet sich begegnen. Deshalb sieht man auch solche vermittelnde Gattungen wie Herder am meisten von dieser poetisch-philosophischen That betroffen und damit beschäftigt. Diese Sprache, welcher er so viel Eifer zugewendet, sah er plötzlich dergestalt bedroht durch Kant, daß ihm die wichtigsten Worte nur Schattenbilder wurden, Schatten, deren Schattenwerfer, deren reale Väter im Menschenkreise nicht real aufgegriffen sein könnten; — wie hoch mußte ihm der Zorn wallen, wie leidenschaftlich mußte er Leibnitz herbeirufen, der über den philosophischen Stil Folgendes gesagt hat.

„Metaphysische Kunstwörter muß man wie Ottern und Schlangen fliehn, — sie sind Rothwelsch, — wenn auch mit mehr Worten, popular sagen ließe sich Alles. Die Philosophen sind nicht darin voraus, daß sie andere Dinge wahrnehmen, sie nehmen sie nur anders wahr. Es erweckt allerdings die Aufmerksamkeit, wenn man die Dinge benennt, — der genannte Name war mir ein Merkmal des Gedächtnisses, andern wird er ein Zeichen meines Urtheils, — aber man enthalte sich so viel möglich der schwierigen Kunstworte, denn die meisten Dinge, von denen Methaphysik und Dialektik handelt, kommen in Gedanken und Reden des gemeinen Mannes häufig vor, werden hin und wieder verhandelt und haben vortreffliche Bezeichnungen."

Aber was halfen alle die Hilfstruppen der Metakritik! Die Philosophen spotteten, er habe Kant gar nicht verstanden, das Ding an sich, das a priori sei ein viel tiefer Ding als Herder verstehe; über die Leere von Zeit und Raum besäße er nur eine unklare Ahnung, er solle aufmerksamer sein, denn Fichte habe dies bereits aufgefaßt und weiter gebildet, die Sprache sei „kein Fundbuch der Begriffe, und kein nothwendig abzuhörender Zeuge," Dichten und Philosophiren seien Aeußerungen der Freiheit, die Sprache als Organ der Mittheilung müsse sich unterwerfen; Zusammenhang und Erklärung bürgten dafür, daß die Sprache in richtiger Ableitung gestaltet würde, die Natursprache sei nur ein

Gewebe von Ahnungen, es fänden sich in ihr artige Zufälle, welche die Philosophie ergänzen könnten, aber sie sei kein allgemein gültiger Zeuge, und Kant habe mit tiefem Sinne und sehr sorgfältig seine Kunstsprache gewählt.

Aber fühlte Herder nicht, daß er einer philosophischen Systematik nicht gewachsen sei? Und warum vermied er denn nicht einen so entscheidenden Kampf? Darauf bietet sich zweierlei: Herder war stolz, wenn man nicht sagen will eitel. Ein großer Theil seines Mißbehagens erwuchs aus Groll über Rivalen um Ruhm, denen Umstände und Welt günstiger waren zur Hervorbringung als ihm. Ist doch fast zu sagen, daß er dem Goethe die Ueberlegenheit im Gelingen und Ruhme nie verziehen hat. Wie mußte es ihn treffen, jetzt eine Gedankenwelt herrschsam aufsteigen zu sehn, die all sein Wirken nicht nur in den Schatten, sondern in das Nichts des Zufalles stellte. Ferner, ei stolzer und innerlichst edler Mensch behilft sich nicht mit Verschweigen des Nachtheils, der seine Größe betrifft, auch wenn er noch der Einzige ist, welcher die einstigen, ihm nachtheiligen Folgerungen übersieht. Er ist der Erste, der dies aufdeckt, zugebend, wenn er sich überwunden, kämpfend, wenn er sich noch muthig und gewappnet fühlt. Für den ehrlichen Schriftsteller ist der Bildungsgang der Welt ein öffentlicher Gerichtsgang; tritt ein Kläger oder ein Zeuge auf, der auch nur entfernt, auch ganz ohne Absicht die Gedankenwelt jenes Schriftstellers anklagt oder überschreitet, so meldet sich dieser vor den Schranken, auch wenn Niemand seiner gedacht hat.

So war es mit Herder. All seine literarische Wirksamkeit war durch ein philosophisches Raisonnement zusammengehalten, womit er eine nur mäßige Schöpfungskraft geschmückt und gesteigert hatte; — jetzt kam eine Philosophie, wornach jenes Raisonnement unbedeutend, wenigstens ungeschlossen genannt werden mußte. Noch that dieß Niemand gegen Herder; aber Herder stand selbst auf gegen diese mögliche Konsequenz, er trat noch kurz vor seinem Tode zu einem Kampfe um den Ruhm eines ersten Schriftstellers auf, um einen Ruhm, der ihm so viel Kummer und Aerger das Leben hindurch gemacht hatte; und er verlor den Kampf.

Die Nation hat das zu würdigen gewußt, was die Philo-

sophie ihrer systematischen Natur nach nicht würdigen durfte, sie hat den Kampf unbeachtet und Herder unter den ersten Schriftstellern gelassen, denn sie braucht nicht bloß systematische Philosophen. Wie voll poetischer und tiefer Gedanken sind Herder's philosophische Einzelnheiten, wie viel philosophische Genialität, wenn auch keine Systematik ist in ihm! Als ob es eine Kleinigkeit sei, wird jetzt erwähnt, daß sich auch die ersten Ideen der Naturphilosophie, wie sie Schelling weiter leitete, in Herder finden.

Vergesse man nur nie, daß eine Spielart, wie oben eingetheilt wurde, zwei Berge zu ersteigen hat, um bis zu derselben Höhe zu kommen, wohin in einem Drange, im poetischen oder philosophischen Genie der ganze Poet und ganze Philosoph gehoben wird. Von einer Fähigkeit zur andern muß der doppelt aber nicht genial Begabte eilen, um die Kräfte gleichmäßig fortzutreiben, die Zeit des Hin- und Hergehens ist stets verloren. War es zum Beispiele nicht menschlich, daß es für Herder zuerst herbe sein mußte, jenen Straßburger Studiosus, dem er damals noch so überlegen gewesen, jetzt auf solcher unangetasteten Höhe zu sehen, zu sehen, wie er unbekümmert darauf spielte und lächelte, während er, Herder, stets zu ringen hatte? Menschlich war es, aber ein Lehrer der Humanität hätte dies Gefühl so weit besiegen sollen, daß es nicht noch in der letzten Lebenszeit grollend sich regen konnte.

Goethe ist auch neben diesem Streite Herders mit Kant ein Licht gebender Nachbar für das, was im Obigen erwähnt wurde. Er war Poet und lächelte zu den Gefahren, womit der Kriticismus alle Poesie bedrohte. Er war eben ein solcher, dem Alles ganz zufiel, in einander gefügt, wie es vom Stempel der Gottheit selbst noch zusammen gehalten war für die Erscheinung, — was sollte ihn die Geschicklichkeit des Scheidens beunruhigen! Er sah einige Male aufmerksam nach Kant hin, wie er dies selbst erzählt, es interessirte ihn der große neue Gang, aber er wendete sich unbekümmert und ungestört wieder zu den eigenen Gedanken, wie sie ohne strenges System schön und geordnet aufstiegen in seiner Brust. Das poetische Genie ist über allen Systemwechsel in der Philosophie erhaben. Aus jenem Zustande heraus konnte denn auch Goethe das Scherzwort sagen: „ich philosophire

nur, wenn ich den Katarrh habe," das heißt, wenn ich, ein begabter Poet, nicht die Sachen rund und voll aus erster Hand haben kann, wenn meine Kraft schlummert, dann helfe ich mir zu Etwas durch Theilen und Scheiden und Vergleichen, dann philosophire ich. — Aber noch heute wissen es so Viele nicht, daß Raisonnement und Abhandlung so viel leichter ist als die kleinste poetische That, so viel leichter als die Erklärung neben der Schöpfung.

Die Erklärung und Weiterbildung allein waren Herder's Existenz neben der Goethe'schen, neben der eines schöpferischen Dichters. Man betrachte, um einen raschen Blick in diese Verschiedenheit zu gewinnen, was Goethe zu Herder's Untersuchungen über die Sprache in Straßburg sagt: „Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht, ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaaßen müßig, denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modificiren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals aus einander bringen."

Kant selbst, der kluge Mann, wußte sehr wohl, daß man ein specifisches Talent haben könne, um leidlich systematisch zu philosophiren, und daß man daneben doch von Hause aus und am Ende der Sache recht unbedeutend sein und bleiben könne; Kant wußte sehr wohl, daß in Herder's Mischung von poetischer und philosophischer Anlage eine viel größere Kraft und Bedeutung liege, als das Handwerk einzugestehn bereit sei. Er äußerte Folgendes über ihn: „Es ist, als ob sein Genie nicht etwa bloß die Ideen aus dem weiten Felde der Wissenschaften und Künste sammelte, um sie mit andern der Mittheilung fähigen zu vermehren, sondern als verwandelte er sie nach einem gewissen

Gesetze der Assimilation auf eine ihm eigene Weise in seine specifische Denkungsart, wodurch sie von denjenigen, dadurch sich andre Seelen nähren, merklich unterschieden, und der Mittheilung weniger fähig werden. Daher möchte wohl, was ihm Philosophie der Geschichte der Menschheit heißt, etwas ganz Anderes sein, als man gewöhnlich unter diesem Namen versteht; nicht etwa eine logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe, oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern ein sich nicht lange verweilender, viel umfassender Blick, eine in Auffindung von Analogieen fertige Sagacität, im Gebrauche derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen, immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die, als Wirkungen von einem großen Gehalt der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wohl gerade in denselben antreffen würde."

Verweilt man etwas länger auf dem Gespinnst des zweiten großen Satzes in diesem Urtheile, so tanzen wohl einige schalkhafte Lichter gegen das Ende desselben zu, aber es ist verdeckt viel Erschöpfendes über Herder gesagt. Herder's Art, philosophische Ideen über Menschengeschichte zu schreiben, konnte dem scharfen, nüchternen Kant nicht völlig zusagen, und doch war er gerecht und freundlich genug, das Herder'sche daran mit Einschränkung gelten zu lassen. Er schrieb indessen sogleich, als er nur eine Partie jenes Herder'schen Buches gelesen hatte, eine Abhandlung für die Berliner Monatsschrift 1784 „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht," worin er einen Weg vorzeichnete, welcher dem Herder's direkt entgegengesetzt war.

Merkwürdig ist es, was man später, da Herder in seiner Metakritik entschlossen polemisch gegen die neue Philosophie auftrat, von dem Zustande der Meinungswelt anführt. Die jungen Leute hätten damals nichts lernen wollen als kritische Philosophie, hätten im theologischen Examen erklärt, das Uebrige sei nicht der Rede werth, ja, nachdem anstößige Abhandlungen „gegen die Ehe" von ihnen ausgegangen, Verkündigungen, wie, daß das Christenthum in Kurzem zu Ende sein müsse, hätten sie geistliche Aemter verlangt. Man habe sich auf Fichte's Aeußerung in Jena

berufen, daß es nach fünf Jahren keine christliche Religion mehr geben, und Vernunft die einzige Religion sein würde.

In seiner letzten Lebenszeit gründete sich Herder noch eine Zeitschrift, die er in Bänden herausgab, Adrastea, und die eigentlich nur einen andern Namen für seine zerstreuten Blätter abgab. Es sind fünf Bände und der Anfang des sechsten, über welchem er starb, erschienen. Darin findet sich denn auch der „Cid," eine vortreffliche Arbeit Herder's, womit er scheidend unserer Literatur ein nicht genug zu schätzendes Andenken hinterlassen hat. Aus einem Wust spanischer Romanzen hat er die Folge eines kernhaften Epos zusammengestellt, was in einer Sprache, scharf und blank wie der Edelstein, in einer Kürze und Kraft, wie sie nur dem gesammelten Genie zu Gebote stehn, Leben und Tod besingt des tapfern Ritters von Vivar. Das Gedicht hat darin noch einen besondern Reiz des Herder'schen Hauptes, daß der Cid, obwohl in früher Ritterzeit und nur für die derben Thaten und Interessen eines Lehnsritters lebend, doch das sanfte Herz einer Humanität unter dem Eisen trägt, wie sie als Herder's Ideal überall verlangt wird.

Auch die Legenden, welche zu dem Bemerkenswerthesten gehören, was Herder an Versen producirt hat, gehören in diese letzte Zeit; — der poetische Theil seines Wesens erhob sich am Schönsten zum Gesange, als der Tod nahe war, so wie es die Sage vom Schwan erzählt. Und wie alle reichen Männer sich immer viel zu wenig thun, und unter Plänen und Anfängen seufzen, so umfaßt ihn Begonnenes und Beabsichtigtes zu Haus, als der Körper zusammenfiel in ohnmächtigen Schlaf, welcher den 18. December 1803 Abends 11 Uhr in den Tod überging.

Herder war im sechzigsten Jahre, da er starb. Es hat etwas tief Niederschlagendes für uns, daß ihm just die letzte Lebenszeit durch literarische Konjunkturen vergällt werden mußte. Nachdem er gerungen auf und ab, fällt in der Zeit, wo man ausruhen und nur im Einzelnen noch fertig bilden will, Groß und Klein über ihn her, hochmüthig, ja verächtlich, sieht er sich selbst von der geläufigen Unbedeutendheit behandelt; was nur ein Wenig im systematischen Jargon sich ausdrücken kann, das überhebt sich seiner, ja mancher nächste Freund giebt sich das Ansehn, als schwiege er nur aus Schonung.

Allen aber stand dies Etwas nicht zu Gebote, wodurch Herder sterbend wiederum über Alle hinauswuchs, dieser innerliche Drang nach dem Mittelpunkte der Welt, diese wirklich poetische Absicht seines ganzen Wesens. Denn diese lag darin, sich harmonisch und gleichzeitig mit allen Organen der im Universum webenden Gottheit zu bemächtigen, ein Abbild dieses Drangs und dieser Absicht in die Schrift zu fesseln. Der Ein- und Ausgang des Herder'schen Genius war diese Poesie, welche nach dem Mittelpunkte trachtet, und dies würdigt mit vollem Rechte die Nation an ihm, indem sie die Vorstellung dieses Genius in ihre geschichtliche Ueberlieferung aufgenommen hat, und nicht darnach fragt, ob dies poetische Moment auch noch genügend in Herder's Schriften ausgesprochen sei. Der Name Herder allein drückt den ewigen humanen Gedanken aus; man hat sich gewöhnt, ihn damit unauflöslich zu verknüpfen. Es ist gleichgültig geworden, ob Herder den großen Gedanken seines Namens erschöpfend in der Schrift ausgedrückt, erschöpfend im eigenen Leben dargelegt habe.

Diese unbefangene Würdigung des Kernes ist eine große Erscheinung! Hätte man ihm damit die letzten Jahre erhellen, die üblen Stunden verscheuchen können, wo die Unruhe seines Wesens ihn glauben ließ, er habe ein verfehltes Leben geführt! Sein oft herbes Naturel beschränkte ihm auch die Freunde sehr, von denen Aufmunterung und Theilnahme kommen konnte. Zwischen ihn und Jacobi trat Spinoza, von dem Jacobi, wie wir schon bei Lessing gesehn haben, eine so gefährliche Vorstellung hatte. — Lessing starb lange vor ihm, es hatten sich nur vierzehn Tage heiteren Umgangs in Hamburg ergeben zwischen Herder und ihm, und schwerlich hätten auch diese beiden harten Köpfe dicht neben einander zum Besten existirt. Es ist wahr, in der allgemeinen Tendenz ihrer Wirksamkeit kamen sie überein, eine kritische Anregung im Ganzen und Großen ist der literarische Lebenspunkt Beider. Sie wirken Beide durch Erklärung, aber Herder mehr durch eine geschmückte, die über die Erklärung hinaus will, Lessing durch eine scharfe, feste, durch eine gramine, die nicht mehr sein will als ein Markstein, aber dieser auch ganz und gar. Und es ist nicht zu läugnen, daß jenes Moos, was auf diesem Granitsteine wuchs, kräftiger Wesen und frischere

Farbe hatte, als die gemischten Halme Herder'scher Hervorbringung, daß Herder nicht so elastisch alle Gestaltung aufnehmend und wiedergebend war als Lessing. Aber der Würdigung und des günstigen Verständnisses hätte er bei diesem stets sicher sein können. Lessing war philosophisch gebildet, aber er war mehr als bloßer Philosoph eines ausschließenden Systems. Was dem letzteren oft begegnet, daß er den Ausspruch eines intuitiven Talents gar nicht versteht, daß ihn das im Ganzen fassende und gebende Wort des Poeten gleichsam dumm machend bestürzt, das wäre Lessing nicht widerfahren, auch mit Herder's unentwickeltsten Aussprüchen nicht; denn Lessing war eben nicht bloß dialektisch gebildet.

Herder's Verhältniß zu Goethe ist schon öfters berührt, eine eigentliche Freundschaft wurde es nie, und die Stimmung des Herder'schen Ehepaars gegen Goethe war in der späteren Weimar'schen Zeit nicht nur keine freundliche, sondern auch keine nachsichtige und schonende. Herder's Unmuth mochte es jenem sogar tadelnd anrechnen, daß er ihm lebhaft abgerathen hatte, die endlich doch erfolgende Berufung nach Göttingen abzulehnen. Prediger oder Professor? in dieser Wahl schwankte Herder so oft hin und her, und tief innerlich lag wohl auch ein Zorn, daß es sich nur um diese Wahl handelte. Geeignet war er zur theologischen Stellung, denn er webte in dem poetischen Mittelpunkte, alles Ding und alle Aeußerung auf ein fernes, ewiges Moment zu beziehen; aber auf der einen Seite glaubte er nicht streng an das vorgezeichnet Positive seiner Religion, auf der andern Seite hielt die Welt gar nichts von irgend einer positiven Religion, der Theologe war ohne Achtung, war überflüssig. Und Herder bedurfte zur Existenz die aufmunterndste Hochachtung. Folgende wichtige Aeußerung, als von Herder ausgehend, erzählt Böttiger: Jeder Mensch trage ein Urbild in sich, von dem, was er werden solle und wolle, ein simulacrum. „Ich selbst trage etwas in mir, das, wie ich sehr wohl weiß, ich nie erreichen werde, was mich unglücklich macht, daß ich es nicht erreichen kann, und das ich nie sagen kann. Dies ist mein simulacrum. Darum sollte jeder Mensch bei seinem Tode geschrieben hinterlassen, was er eigentlich immer für Possen oder Puppenspiel hielt, aber nie aus Furcht vor Verhältnissen laut dafür erklären durfte. Wir Alle

haben solche Lügen des Lebens um und an uns, und es müßte uns wohlthun, sie wenigstens dann auszuziehn, wenn wir den Todtenkittel anziehn."

Schiller war aufgesäugt in der kritischen Philosophie, die eine so traurige Krisis für Herder war.

Wieland war ein buntes Rohr, an das man sich nicht lehnen konnte.

Jean Paul, der damals noch junge Jean Paul blieb ihm. Man kann sagen, daß ihn dieser von all den größeren Schriftstellern, die mit ihm umgingen, allein geliebt habe. Möge er also zur Schlußbezeichnung gehört werden.

„Es ist nur ein Wunder" — heißt es da — „daß er keine härtere Härte annahm. Wenige kennen das Gefühl eines Autors, dessen Thron erschüttert wird. — Wie Herder von alten Augen umgeben — sich mit der Wahrheit verwechselnd — im Amte — nel.n sich Sieger, alte Bekannte unangetastet. — Früher versöhnt Ein Lobspruch mit hundert Tadlern, später nicht zehn Lobredner mit Einem Tadler. — Am Ende des Lebens verträgt man Schmerzen des Ruhms am wenigsten. — Abgebrochener Ruhm ist bitterer als verschobener. — Hart ist's, in der Zeit, wo man Belohnung hofft, Strafen zu finden, und Vorwürfe einer vergeblichen Rennbahn."

Ferner: „Es giebt Menschen, bei welchen man das Glück seines ganzen Lebens hingäbe, solche nur einmal recht seelig zu sehen — so mir Herder. — O ich weiß alle seine Kleinlichkeiten, aber ich werde sie nicht erzählen. Denn ich kann eben nicht das Große darstellen, weswegen ich und ihr sie verzeiht. Aber es waren nie, nie Unsittlichkeiten."

„Betrachtung über Herder, der voll handelnder Poesie und voll Sinn für jede, nicht im Stande ist, einem Gespräche auch nur die kleinste Objektivität zu geben."

Diese abgerissenen Notizen finden sich in der Biographie Jean Pauls. Es pflegte dieser wiederholt zu äußern, daß Herder außerordentlich auf ihn gewirkt habe. Auch in seiner „Kantate-Vorlesung über die poetische Poesie," welche der Vorschule zur Aesthetik beigefügt ist, äußert er sich voll Schmerz und Zorn über das „alte doppelseitige Verkennen der entflogenen großen Seele, von welcher niemand stolz genug sein dürfe, zu sagen: ich

habe sie ganz gekannt." — „Der edle Geist wurde von entgegengesetzten Zeiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne seine Schuld, denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Faszikel von Sternen, aus welchem sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabirt, der eine das der Wage oder des Herbstes, der andere das des Krebses oder Sommers und so fort. Menschen mit vielartigen Kräften werden stets, die mit einartigen selten verkannt."

„War Er kein Dichter, — was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am homerischen und shakespear'schen Maaßstab stehend, oder auch von berühmten anderen Leuten, — so war er bloß etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch griechisches Epos von irgend einem reinsten Gotte gedichtet."

Der Kundige weiß, wie Jean Paul die Dinge alle erhebt, um das falsche Wort „übertreibt" nicht zu gebrauchen. Wichtig ist noch, daß er ihm eine innige Vorliebe für Griechenland beilegt und ihn „und Goethe allein die Wiederhersteller oder Winkelmanne des singenden Griechenthums" nennt, „dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hätten lösen können."

Dies blickt nur der aufmerksame Freund heraus, der alle die kleine Poesie zu würdigen, den flüchtigen Prosastil zu übersehen, und die große harmonische Gerechtigkeit für alle geschichtliche Erscheinung aus einem edlen Kunstsinne abzuleiten weiß. Die Gelehrsamkeit Herders anbetreffend, stimmt diesem Freunde aber auch der Unbefangenste bei und gesteht zu, daß Herder, größer als alltägliche Gelehrsamkeit, „die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer" aufgenommen habe.

Räthselhaft bleibt Herders Liebe zu dem dämonisch heftigen Hamann, dem er so tief betroffen in die Gruft nachsah. Denn es war eigentlich nur ein tiefliegender Kern gemeinschaftlich, der Kern religiosen, poetischen Bedürfnisses. Strebend suchend, sanft, oft Genüge findend in einer schönen Erscheinung, äußerte er sich in Herder, krampfhaft, gewaltsam, fanatisch in Hamann. Aber so groß ist der Zauber jugendlichen Bundes, das Gedächtniß des Frühlings; — dieser Zauber, dies Gedächtniß ließen nie los, wenn er Hamanns ge-

dachte. Ohne sie würde er dem heftigen Magus all seiner sonstigen Art gemäß sicherlich den Rücken gewandt haben.

Jean Paul gedenkt noch zweier Reden, worin sich Herder's Schmerz über die uneinige Härte der Zeit und über die Abgerissenheit derselben von der offenen Geisterwelt in rührender Wehmuth ausgesprochen habe. Einmal, dem Weh sich beugend, wünscht er unter dem Glockengeläute des Sonntags — im Mittelalter geboren zu sein. Zum Zweiten wünschte er sich eine Geistererscheinung.

Es bleibt noch ein kurzes Wort über Herders Stil, kurz, denn die Bemerkungen darüber verlieren sich meist in Herders Wesen. Man wirft dem Stile große Ungleichheit vor, man tadelt an ihm, daß er blumig werde, wo man Beweise erwarte, phantasirend, wo der Verstand zu sprechen habe. Es geht auf jene Mischung, deren hinlänglich gedacht ist, und auf die befremdende Erscheinung eines poetischen Denkers, der gedanklich regelvoll sich Resultaten nähert, und plötzlich unregelmäßig sie überfliegt.

Die äußere Form ist allerdings eben auch ungleich, meist scheinen die Sachen im ersten Auftauchen niedergeschrieben zu sein, reifer, rascher, träger oder glücklicher, wie es eben Lage und Stimmung und Stoff mit sich gebracht hat. Sorgfältige Ueberarbeitung scheint den meisten zu fehlen. Deshalb täuscht eine flüchtige oder stürmische Lectüre leicht über Herders Stil: man begegnet Partieen, die sich ohne Fall und Rhythmik schleppen, wo die Worte und Sätze ohne alle Gegenseitigkeit träg neben einander stehen, und findet ganze Artikel, wie die Charakteristik Lessings, welche im bewegtesten Leben hinrauschen. Im Ganzen wird die reine, ungestörte Grazie des Goethe'schen Stiles vermißt; das stoßweis kommende, warme Leben Herders ist aber vielfacher Anregung äußerst förderlich, und für innere und äußere Belebtheit der Darstellung höheren Stoffes ist Herder sehr einflußreich gewesen. Auch sein Freund Hamann wirft ihm wie so mancher Andere vor, daß er mit all zu viel Fragen und Ausrufungszeichen seinen Stil beunruhige und zerreiße. Dieser Fehler wäre Hamann selbst sehr förderlich gewesen, und hätte ihn genöthigt, sich im Einzelnen klar zu machen für sich und die Leser.

Die neueste Ausgabe der Herder'schen Werke in 60 Theilen ist 1827 zu Stuttgart und Tübingen erschienen. Ueber das Leben und die Bedeutung desselben haben Danz, Gruber, Döring und Herders eigene Frau Bücher verfaßt. Zu empfehlen ist dafür auch, was Friedrich Köppen in seinen „vertrauten Briefen" beibringt, in einem Buche, was mannigfachen Lobes würdig ist.

Hamann.

Johann Georg Hamann — 1730 — 1788. Er ward zu Königsberg geboren, studirte Theologie, Jurisprudenz, privatisirte, zum Theil als Hauslehrer, in Curland und Riga, ging, zur Hälfte des Handels wegen, nach London, privatisirt dann wieder zu Hause, versucht es, durch die Kanzlei den Weg in ein Amt zu finden, giebt auch dies wieder auf, wird von Neuem Hofmeister, dann Sekretair bei der Zolldirektion, endlich 1777 Packhofsverwalter in Königsberg. 1787 den Abschied nehmend geht er zu seinen Freunden nach Westphalen, die ihm die religiöse Gesinnung zum Theil durch Lavaters Zuthun erworben hatte. Die Fürstin Gallizin und Fritz Jacobi waren die wichtigsten dieser Freunde. Die energische Weise seiner Aeußerung fand öfters da, wo geistige Verwandtschaft die Aufnahme erleichtert hatte, lebhafte Erwiderung. So sandte ihm ein Unbekannter, der sich nachmals als Franz Buchholz Herr v. Willbergen in Münster erwies, durch Lavaters Vermittelung einen reichlichen Geldzuschuß, welchen er theilweise für die Reise nach Münster benützte. Der dortige Aufenthalt ward aber schnell durch den Tod beendigt.

Die literarische Welt nahm wenig Notiz von ihm. Herder, Jean Paul und Goethe erweckten das Gedächtniß an den Verstorbenen. In den Jahren 1821 — 23 wurden seine Schriften, von Roth gesammelt, in Berlin herausgegeben. Sie enthalten, außer Briefen und dem Anfange einer Selbstbiographie, nur rhapsodische Aufsätze, die großentheils einen religiosen Bezug haben. Dahin gehören „Biblische Betrachtungen eines Christen," „Golgatha und Scheblimini" — „Sokratische Denkwürdigkeiten." Außerdem „die Wolken," und „Kreuzzüge des Philologen."

Bei Gelegenheit Hamanns kommt etwas zur Sprache, was in der deutschen Literatur sehr oft, und wahrscheinlich in andern Literaturen nicht minder erscheint. Es giebt stets eine große Anzahl von Leuten, die bloß betrachtet, die bloß Anmerkungen gemacht. Natürlich. Wer sollte hören, wenn Jeder sprechen wollte, und so sind auch zwischen Sprechern und Hörern Betrachter nöthig, eben solche, die sich mit Anmerkungen abgeben. Daß diese aufgeschrieben und gedruckt werden, ist ebenfalls ein Vortheil, so durchwirkt sich der Bildungsteppich reicher, und der Eindruck wird, wenn auch bedingter, doch voller.

In Folgendem äußert sich dabei nur der Uebelstand: eine halbfertige Krittelei, ein wohlfeiles Besserwissen maaßt sich zu großen Einfluß an. Solch Besserwissen ist wohlfeil, weil sich derlei Leute nicht zu der Kraft sammeln, selbst in sich etwas Eigenes zu verdichten, zu erschaffen; sie hängen sich an den fremden Wagen, und fluchen über den ebenen Weg, den dieser findet, oder über den holprigen, welchen er mühsam überwältigt. Sie passiren den einen und den andern nur durch Anhalt an jenen Wagen, selbst fahren sie nimmer; was Alles zu einem vollständigen Ausfahren gehört, würdigen sie nie. Sie thun meistens nicht so viel, als sie thun könnten, und verlangen stets mehr als geleistet wird, oder was noch schlimmer ist, sie verlangen etwas Anderes. Dieses Letztere, die übelste Thorheit der Kritik, putzt sich noch obenein gewöhnlich mit Vorschlägen auf, die sie im Hintergrunde ein wenig zeigt; sie fragt: warum wurde nicht Dies, warum nicht Jenes geschrieben? Und der Autor kann nicht zurücksagen: Warum schreibst Du es nicht? Wenn die Frage in Dir lebt, ist Dir auch die Antwort am Nächsten. Meine Arbeit hat es nicht mit der beliebigen Kombination Deiner Kritik zu thun, sondern Deine Kritik hat meine Arbeit als das Existirende zu respektiren. Was Du darüber hinaus kannst, zeige, ohne damit etwas zu peitschen, was Dir doch nöthig war, um Deine Ruthe abzuschneiden.

Diese schiefe Ueberhebung hat bei uns vielfach das Glück, wie ein unendlich Geheimniß mehr geachtet zu werden, als die wirklich gebotene That der Literatur. Wir setzen gar zu bereitwillig die angedeutete Möglichkeit über die geleistete That. Für die Gerechtigkeit sind wir sehr lau, daß ein Buch zunächst seinen

Kreis wie ein Herrscher ansprechen darf, so wie die Schönheit eines Mannes verlangen darf, als die eines Mannes und nicht als die irgend eines andern Wesens beurtheilt zu werden.

Nach jener Vorliebe haben wir denn viel Figuren in unsrer Literatur, von denen durchweg gesagt wird, sie hätten viel Größeres versprochen oder in sich gehabt, als ihre Lebenszeit oder sonst ein Hinderniß zur Ausbildung gestattet hätte. Die Schulden an die Größe achten wir höher als die Größe.

Manches hievon trifft Hamann, der stets mit außerordentlicher Betonung „Magus des Nordens" genannt, und am Höchsten für das geschätzt wird, was er sehr ungeklärt andeuten konnte, was er an Kant's und Anderer Schöpfung überhebend verachten, aber nirgends durch die geringste Schöpfung ersetzen, oder gar übertreffen mochte. Die eingestreuten Fragen des Herder'schen Stils wären ihm zur eignen Aufklärung dessen, was denn bündig ausgedrückt werden sollte, sehr dienstlich gewesen.

Es ist hoch zu schätzen, daß er neben einer so zusammenballend kritischen Zeit den Menschen ausdehnen mochte in weitere, höhere Möglichkeit und Welt, aber es ist nicht dergestalt zu überschätzen, wie es so häufig geschieht. Wenn man sich neben ein gefundenes Amerika, wie Kant's neue Philosophie eins war, hinstellen kann, und nun weitere Blicke findet, so ist dies sehr gut, aber jenes Amerika bleibt zunächst größeren Lobes werth. Um so mehr, wenn aus diesen Blicken nichts weiter entsteht als eine überhebende, unordentliche, verworrene Schilderung dessen, was man zu sehn beinahe im Stande gewesen wäre.

Mit dieser Einschränkung neben den schöpferisch gestaltenden Geistern muß Hamann's tief grabende, aber nirgends klar bildende Geisteskraft gewürdigt werden. Aufsätze von ihm, wie die „Metakritik der reinen Vernunft" — „Golgatha und Scheblimini," was gegen Mendelssohn's Jerusalem gerichtet war, enthalten eine Luft, die auf hohen Principien wogt, und manchen Stoß, der auf Ungewöhnliches hinzueilen scheint, aber all das ist nicht zu einer faßbaren, umschlossenen Erscheinung gebildet, es flattert fetzenweise, dem Verfasser selbst kaum gehörig, überhebt sich in bloßer Andeutung, ist bei aller Prätension von Reife nicht reif und nicht fertig.

Die Hauptneigung und dunkle Tendenz, die wie ein Nachtschatten durch alle Schrift Hamanns fällt, ist das Verlangen nach einer strengen Religion. Aber wie diese Religion angethan sei, ist kaum in äußeren Umrissen, in zornigen alttestamentarischen Strichen angedeutet, viel weniger irgendwie in's Detail ausgeführt. Der ganze Autor ist ein Despot, der einen außerordentlichen Kodex hinter sich vermuthen läßt, aber seine unterthänigen Zuhörer nie mit dem Kodex selbst behelligt, ihnen höchstens während des Scheltens einige Aphorismen daraus zukommen läßt.

Und mitten in diesem Charakter begegnet man doch einer Gesinnung, einer Wendung, wie sie nach Hamann's Anlage und Forderung frivol genannt sein müssen. In einem Briefe vom 3. August 1762 an Nicolai beschreibt er sich als einen, der eben im Zustande der Vernichtung, in sehr übler Gemüthslage sei, und dem die Literatur Aerger mache. Unmittelbar darauf folgen die Worte: „Genie ist eine Dornenkrone, und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt." Das Genie und der Geschmack gehören ihm, wenigstens legt er sich beide zu, der Vergleich betrifft übrigens bekanntlich Christum, und zwar die schmerzhaftesten Punkte aus dessen Leiden. Sollte man von einem streng und fein fühlenden Christen dergleichen Anwendung erwarten, noch dazu einem Manne gegenüber wie Nicolai, der nicht geneigt war, geheimnißvoll Heiliges anzuerkennen oder zu schonen?

Uebrigens zeigt sich von den frühen Briefen Hamann's an eine innerlich strenge Gesinnung, die sich und Andere nicht schont, die in allen Verhältnissen der Welt eine einzige, herbe Richtigkeit zugesteht. Aus Furcht entstehend, durch Furcht wirkend stellt sich diese Seele vielfach dar. Oft erinnert er an jene alttestamentlichen Figuren, für welche das Leben ein tödtlicher Ernst ist, der Ernst eines einzigen Zwecks, welchen sie sich offenbart glauben, und neben welchem alle andere Absicht und Ansicht Laster und Sünde wird. Nach Art der jüdischen Propheten hat solche Figur stets zu fordern, stets zu schelten und zu grollen auf alle Abweichung von ihrem inneren Gesichte. Leben und Stimme solcher Leute erinnert ununterbrochen an den Donner Jehovah's,

welcher durch alle Schriften des alten Testamentes, durch alle Geschichte der Juden rollt und grollt.

Hiernach, und selbst in Betracht des Namens Hamann, ist die Vermuthung nahe und natürlich, ob er nicht aus israelitischem Geschlecht entsprossen sei. Unsere Nachrichten aber, die nicht über die nächsten Ahnen hinausgehn, geben dafür keine Bestätigung.

Man findet in Hamann, was für den damaligen Zeitpunkt eine merkwürdige Erscheinung ist, den lebhaftesten Feind alles Rationalismus in Kirche und Staat. Er will eine unmittelbar geoffenbarte Religion, sogar mit aller jüdischen Vorüberlieferung. Die Bibel von der Genesis an ist ihm das reine ächte Buch Gottes, er schreibt selten eine Stunde lang ohne einen Spruch des Jeremias oder sonst eines Propheten, oder Davids und Salomo's. Der Uebelstand ist nur, daß er Meinung, Beweis, Entgegnung nirgens einfach klar und bündig niederlegt, — all seine Schrift kommt angestürzt wie ein bunter Menschenhaufe: hier ruft einer Wehe und Schwefel über die Sünder, dort jauchzt ein Andrer dem Jehovah, hier demonstrirt Einer mit moderner Waffe gegen modern philosophische Ansicht. Es ist schwer, aus dem Gewirre klug zu werden, noch schwerer, in dem Treiben eines so starken Geistes Wohlbehagen zu finden. Die Anregung, welche andere Geister von ihm erhalten, ist der Hauptnutzen, welcher seinen Schriften zuerkannt werden muß. Ein starker Geist ist er allerdings, aber es fehlt der schriftstellerische Stempel, durch welchen die Stärke gedeihlich, wie oft die Schwäche lieblich wird. So ist der Gesammteindruck seiner Person wirksamer als die Einzelnheit seiner Schrift. Man erkennt wohl an mancher einzelnen Oase dieser Schrift, daß eine weit und breit, tief und hoch durchgefurchte Kenntniß auf dem Grunde wirkt und drängt und treibt, aber man verläßt jeden Augenblick bereitwillig diesen beweglichen Schwulst der Schreibart, dieses ganze Chaos einer ungeschaffenen Welt. Daß Herder lebhaften Theil an Hamanns Schrift nehmen konnte, ist leicht erklärt: jener gewaltige Ernst in Hamann, das Höchste und Beste zu wollen, zu sehen und zu lehren, entging einem Manne wie Herder nicht, und zog ihn an. Dazu war Herder der viel jüngere, der Eindruck, von höheren Jahren herabkommend, traf um so stärker. Herder's Sinn und Trachten war auch so vorzugsweise auf den Herzens-

grund der menschlichen Welt gerichtet, daß er Manches in der formellen Erscheinung übersehn mochte, an seinem eigenen Stile übersah, und an einem Mitkämpfer ohne Weiteres hinnahm. Herder, der junge Mann, welchem sich Hamann so freundlich bewies, welchem dieser sogar die Stelle in Riga verschaffte, war auch damals im Punkte der Theologie noch orthodoxer, als er von Jahr zu Jahr wurde. Denn umgekehrt als bei der Mehrzahl, die mit den Jahren mürber für den Glauben wird, wurde Herder mit jedem Jahre strenger im Aufnehmen, und seine Vernunft und rücksichtslose Nachsicht ward mürber, weicher und ergiebiger. Diese letztere ging Hand in Hand mit Herder's Stile, welcher auch in der späteren Zeit schöner ward, so daß ihn Jean Paul mit dem Lagerobste vergleichen kann, welches erst spät zu genießen, aber dann auch erquickend ist. — Für Herder, der einer systematischen Gedankenentwickelung nicht besonders mächtig und einer solchen nicht eben günstig war, lag in dem Hamann'schen Durcheinander nicht ein so großes Hinderniß. Herder war geneigt, zu deuten, und er hatte durch persönliche Bekanntschaft einen großen Zugang voraus. Ihm ward auch Hamann just Kampfgenosse gegen eine formelle Philosophie, die in formeller Beweisführung den poetischen Zusammenhalt Herder'scher Welt aus einander hieb. Erlebte auch Hamann nicht den Ausbruch dieses Kampfes, so lag doch der nothwendige Kampf von früh auf in Herder's Seele als jener Keim erster Anlage, von dem keine Bildung entfernt, — und aus ihm entsprang und erhielt sich das Interesse an einer Bundeswelt, die Hamann in sich trug.

Jenes Moment des Hamann'schen Schwulstes konnte also in kein besser Verhältniß kommen, als in das zu Herder; der Schwulst selbst hatte in diesem Bezuge etwas von Bundesgenossenschaft gegen den nüchternen, wasserklaren Kriticismus Kant's.

Die Literarhistoriker haben auf Autorität hin den wahrscheinlichen Kern Hamann'schen Schwulstes meist mit andächtiger Scheu genannt. Wenn das Beiwort „Magus des Nordens" fehlt, so fehlt das Wort „Orakel" und „orakelhaft" bei Erwähnung Hamann'scher Schriften nicht.

Daß Hamann zu Jacobi ein engverknüpfendes Band finden konnte, liegt in noch näheren Gründen. Jacobi's Trachten ging auf eine so viel als möglich unmittelbare Verbindung mit der

Gottheit, der Glaube ist, wenn auch nicht der sicherste, doch der nächste Weg, diesem wendete er also vorzugsweise die Berufung zu, und da fand er Hamann.

Nicht minder nahe liegt es, daß Jean Paul das lebhafteste Interesse für Hamann hegte, und ebenfalls zur Auferweckung desselben aus dem Grabe des theilnahmlosen Publikums beitrug. Diese Sprünge aus einem angefangenen Beweise in eine theosophische Begeisterung, dies Uebereilen, Ueberdecken des Angedeuteten, dies Verschweigen der Uebergänge, dies wahllose Ergreifen des nächsten Wortes, dieser unruhig wogende Hintergrund, welcher die behagende Ordnung schwer gestattet, — alles dies findet sich mit einiger Schattirung in Jean Paul wieder. Jean Paul war unendlich weicher, und unendlich reicher an Talent, — im Urstocke ist aber entweder sehr viel Verwandtes, oder Jean Paul hat sehr viel von Hamann aufgenommen. Die Lebensgeschichte Jean Paul's zeigt auch, wie sehr ihn Hamann beschäftigt hat; sogar der Schwulst ist im späteren Schriftsteller noch nicht ganz verschwunden, wenn auch mehr aus einander gewickelt, und Eins haben sie ganz gemein: auch Hamann verstand nach einiger Zeit die tausend halben und dunklen Beziehungen seiner Worte nicht mehr. Einer wie der Andere ließ sich von dem untersechen, was er erst bald empfangen und verarbeitet, Einer wie der Andere hatte keine Gewalt ausübender Schönheit, welche das Halbe, Unklare und bloß nebenher Zudrängende ausscheidet, Einer wie der Andere webte in etwas kümmerlichem bürgerlichem Bezuge, und sucht von da keine Stufen aufwärts zur freien, erquicklichen Umsicht, sondern schnellt sich alsbald gewaltsam zu den Sternen.

Bis auf Worte und Wendungen begegnen sie einander; des Beispiels halber sei das Wort „Jobelperiode" angeführt. Auch der humoristische Tic, welcher bei so gewaltsamer Ausweitung kräftigen Menschen nicht entgeht, war in Hamann, nur herber, seltner, kürzer und unreifer als in Jean Paul. Aber doch so stark, daß er die Pietisten bestürzte, welche in Hamann einen Bundesgenossen zu sehn glaubten, und sich plötzlich von einer dreisten, unregelmäßigen Wendung getäuscht sahn. Denn der gewöhnliche Pietist hat, gleich einem Schwimmvogel, nur einen Kanal des Eingangs und Ausganges, darum verstört ihn schon

der ungewöhnliche Bruder, welcher auch anderswoher etwas aufnehmen und in anderer Weise etwas kund geben kann.

Daß aber Hamann bei Goethe, einem Manne von entgegengesetztem Sinne und entgegengesetzter Art, so viel Theilnahme finden konnte, wie ihm dieser im dritten Bande seines Lebens beweist, das ist auffallend und spricht für eine Seite Hamann's, die man bei erster Begegnung nicht genügend würdigen mag.

Goethe sagt, Hamann habe ihn zu dem Sibyllinischen Stile verleitet, dessen er sich in seiner theologisirenden Periode öfter bedient habe, — es war die Zeit seiner Bekanntschaft mit Fräulein von Klettenberg, und Goethe war damals besonders geneigt, solche geheimnißvolle Erscheinung, wie Hamann's Schrift, aufzunehmen. Er sagt, Hamann sei damals ein eben so großes Geheimniß gewesen, wie er es immer dem Vaterlande verblieben sei. „Seine sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehn" — „die Stillen im Lande setzten sich mit ihm in Verbindung, er ward nach Darmstadt eingeladen, machte die große Reise von Königsberg und kehrte, ohne Jemand gesprochen zu haben, sogleich wieder zurück, weil der Präsident von Moser, die Hauptperson der Vermittelung, zufällig nicht zu Hause war. — Aber die Frommen nahmen schon an den „Wolken," einem Nachspiele der Sokratischen Denkwürdigkeiten, Anstoß, und man wendete sich ganz von ihm, als er „die Kreuzzüge des Philologen" herausgab, und als auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pan zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer, in Holz geschnittener Hahn, taktgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusik, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten."

„Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große

Schwierigkeit; denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden, es giebt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte, und das Gleiche von Andern verlangte; da trat er mit seinem eigenen Stil, und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Stiles, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehn. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deßwegen sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der jeder Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt."

Hamann's Briefe findet Goethe viel klarer und deutlicher

als dessen Schriften, nur macht er schon bei der geringen Zahl, die damals bekannt war, eine Bemerkung, welche sich jetzt unwiderstehlich aufdrängt, nachdem wir alle erreichbare Briefe in der Gesammtausgabe gedruckt vor uns sehn. Er erkennt nämlich, daß Hamann „die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben auf's naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Korrespondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete."

Jean Paul kommt bei dem öftern Gedanken Hamann's stets mit großem Lobe auf dessen Briefe, welche einen Theil des Jugendlebens beschrieben. Dieser Abschnitt begegnet unter dem Titel „Gedanken über meinen Lebenslauf" in der Gesammtausgabe, und der Eindruck, welchen er heute macht, ist nicht eben besonders günstig. Vielleicht ist es mancher allzu leichtsinnigen Natur förderlam, an diesem Beispiele zu sehn, wie gedrückt und schwer man ein aufgebendes Leben nehmen kann, die glücklicher beschaffene Mehrzahl wird aber gar viel darin vermissen: alle poetische Fröhlichkeit, den menschlichen Muth, die Kraft zu schaffen, die eigene Welt des Individuums. Hamann zeigt sich darin durchweg als ein gehorsam Echo biblischer Erziehung. Das ist in einer unbiblischen Zeit allerdings merkwürdig, aber da, wo man durchaus auf neue Schöpfung auch im Wesen und Charakter des Einzelnen angewiesen ist, da wird es unergiebig, nur den gehorsamen Anschluß an eine alte Form zu sehen. Doppelt ungünstig wirkt der Anblick, daß die Hingebung von Leib und Seele an die Orthodoxie unter der mißlichen Begleitung liederlicher Zustände geschieht. Der junge Mann treibt sich nämlich in London umher, bringt sein Geld durch, geräth in schlechte Gesellschaft, hat Gewissensbisse, lebt aber in dem Gleise fort, so lange das Geld reicht. Schweres Blut und die üble Lage führen ihn in halber Verzweiflung zur Bibel und zum rücksichtslosen Vertrauen auf Alles, was darin steht. Nun ist das Leben großentheils mit Bibelstellen angefüllt, begegnet in Auffassung vielfach dem spätern Jung-Stilling'schen und steht nur in aller Naivetät und allem epischen Reize diesem nach. Ein Wald, ein Feld, ein Sonnenblick bietet sich bei Jung wie eine poetische Staffage. — Hamann empfängt und giebt keinen Eindruck von der Natur; Jung hat ein muthiges, kindliches Gottvertrauen, der Irreligiosese wird

davon getroffen und gerührt, so viel frische Aechtheit des menschlichen Herzens ist darin. — Hamann ist stets peinlich und verzagt, er spornt sich nur mit einem Spruche, sein Naturel macht sich und seinen Freunden Schwierigkeit, sobald es sich um einen Spaziergang, um die Begrüßung eines Menschen, oder gar um einen größeren Akt handelt.

Bemerkenswerth und Licht gebend ist die Stelle, wo er über den Jugendunterricht klagt, der ihn besonders über Geschichte, Geographie, Schreibart und Dichtkunst ganz in Unkenntniß gelassen habe: „Ich habe den Mangel der beiden ersten niemals gehörig ersetzen können, den Geschmack an der letzteren zu spät erhalten, und finde mich in vieler Mühe, meine Gedanken mündlich und schriftlich in Ordnung zu sammeln, und mit Leichtigkeit auszudrücken."

Möge man dies bei dem geheimnißvollen Dunkel Hamann's nicht vergessen, und immerhin zugeben, daß Manches bei ihm nur zu schaffen macht, weil es ihm selbst zu schaffen machte, und er selbst damit nicht fertig wurde. Mancher starke, kräftige Blick sei zugestanden und der Beachtung empfohlen, aber die ganze Erscheinung sei heute mit mehr Bedenken aufgefaßt, als ihr in einer Zeit der Krisis nöthig war. Offenbar muß sein Zugang zum breiten, mannigfaltigen Leben und zu den schönen und großen Aeußerungen desselben kümmerlich gewesen sein; mühsam erringt er sich aus unermeßlicher Lektüre den Begriff eines Reizes, welcher dem glücklich Eintretenden sogleich entgegenfliegt, schwerfällig erbaut er sich den kleinen Aufsatz zur fragenhaften Unform, behängt den einfachsten Gedanken mit Eisenrüstung und Mühlsteinen. Schon die Korrespondenz betrieb er mit einem schweren Ernste, wäre aber der Stil derselben für die kleinen Aufsätze verblieben, es wäre dem Autor Hamann ein großer Gewinn. Nirgends wird der Uebelstand seiner Erscheinung deutlicher, als wenn man ihn neben dem Herrn Magister Kant sieht, ihn über dessen „vom Schönen," „Erhabenen," „Kritik der reinen Vernunft" und besonders über anderes Einzelne Kant's sprechen hört. Auch da fehlt es nicht an der schwülstigen Ueberhebung, und doch sieht er an dem Todfeinde seiner Orthodoxie, selbst an der Kritik der reinen Vernunft das eigentlich Weiße im Auge nicht heraus, oder verdeckt es sich und den

Lesern wenigstens dergestalt, daß es nur der Philosoph von Fach herausfinden mag. Es ist allerdings der Grundvorwurf, welcher Kant trifft, in Hamann lebendig, aber unklar, der Vorwurf nämlich: die kritische Philosophie treibe ein nur formales und leeres Spiel mit Begriffen, deren Objektivität sie zwar behaupte, von denen sie aber zugleich das Bewußtsein habe, sie seien nur Produkte unsers Denkens.

Bei einer genaueren Einsicht in Hamann's Leben enttäuscht man sich über manche Würde der dunkeln Unklarheit durch einander stürzender Sätze, — wo man verhüllte Kraft vermuthet, entdeckt man tappende Energie, die ihren Anfang und ihre Zeit selbst nicht kennt, man wird endlich weniger aufmerksam und nachsichtig für den übeln Weg seines Stils, der mit unförmlichen Steinen bedeckt und von Löchern unterbrochen ist.

Dies also mögen wir uns nicht läugnen; Hamann war nicht jenes gabenreiche und gewünschte Talent, lebendige, tiefe Verhältnisse wahrhaft poetisch in das Bewußtsein einer von Religion verlassenen Zeit zu bringen. Er war nur die Larve davon; die Vorstellung des Bedürfnisses, welche er lebhaft anregte, wurde in ihm verehrt, das Bedürfniß selbst konnte er nimmer befriedigen, denn es war keine Schöpfung in ihm, nur Furcht und Anwendung. Was er aber anwendete, war lange versucht, und wie er es anwendete, darin war großes Ungeschick. Günstige Zeitgenossen wurden durch Hamann's energischen Verstand und reiches Rüstzeug sonstiger Kenntniß zu um so größeren Hoffnungen vermocht, je mehr man einer volleren und tieferen Anregung harrte aus religiosem Herzen und reifer Kenntniß. Jetzt läßt es sich leicht übersehen, daß Kenntniß und Drang, oder Kenntniß und Religion, wie letztere durch Erziehung und Herkommen sich gestaltete, in Hamann keineswegs in einander aufgegangen waren, daß sich keineswegs aus einer solchen geselligen Vereinigung eine umrundete Ansicht gebildet hatte. Nein, wie unvermischbare Elemente gingen sie neben einander hin; — „Spinnen und ihrem Bewunderer Spinoza ist die geometrische Bauart natürlich. Können wir alle Systematiker sein? Und wo bleiben die Seidenwürmer, diese Lieblinge unseres Salomo?"

So schildert er sich, ohne es vielleicht zu wollen, in einem Briefe, und so können wir von dem Magus scheiden, fest ver-

sichert, daß es nicht leicht einen ehrlichern, bravern Mann gab als ihn, daß aber seine Magie nicht hinreichend war, einer suchenden Welt durch einzelne Andeutung und Forderung das verlorne Paradies zu verschaffen.

Lavater.

Man mag sich gegen diesen Mann stellen wie man will, interessant muß man ihn finden, und dies ist nichts Geringes, wenn man die beengende Form erwägt, unter welcher er auftreten, in welche er sich schicken mußte. Als ein schweizerischer Geistlicher versuchte er es, das wenig beachtete theologische Element poetisch zu befruchten, und es gelang ihm dies unweit besser als Hamann. Es gelang ihm nicht bloß darum, weil er nach Art jedes ächten poetischen Schöpfers seine That nirgends unter schwülstiger Voraussetzung, sondern stets in naivster Einfalt begann; es gelang ihm auch darum, weil er bei allem leidenschaftlichen Eifer die Freiheit Anderer zu achten wußte. Er wollte nicht brüske zwingen, sondern in Wahrheit organisch schaffen, diese Genialität des Verfahrens und nächst ihr und einem wirklich begabten Blicke war die Genialität der Liebe in ihm.

Der Mann war also gründlich ausgerüstet, nach dem zu ringen, was wir so oft unter verschiedenen Gestalten Poesie benannt haben, was eine Verknüpfung des Himmels und der Erde in schöner Aeußerung ist, oder was sich nüchterner dahin erklären läßt: die Menschheit in sich zu entwickeln nach neuer, tief gefaßter oder doch geahnter Seite. Lavater war erfüllt von unzweifelhaft poetischer Absicht, ja er war überfüllt damit, und es fehlte ihm an festem irdischem Boden, um darauf wirken, und aus dieser Wirkung ein genießbar poetisches Produkt entstehn zu lassen. Es fehlte ihm an einer vollkommen genauen Vorbildung in den Hilfswissenschaften, und daraus ist oft entstanden, daß er die Dinge von vornherein ungenügend faßte und alsdann übertrieben und unziemlich folgerte.

Bei alle dem ist er ein wichtiger Bestandtheil gewesen in der Geisteswelt des vorigen Jahrhunderts: ein großer Theil alles dessen, was in der rationellen Erklärung kein Genüge fand, schloß sich an Lavater. Alle Uebergriffe aus der baar erklärten und baar verständlichen Welt fanden in ihm eine Stätte, er war

ein Wunderschrank des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kraft des Gebetes, die Kraft des Glaubens, die Macht des Magnetismus, der Physiognomik fand in ihm einen neuen Propheten, ja Physiognomik den ersten, er erfand sie.

Johann Caspar Lavater — 1741—1801 — war aus Zürich gebürtig, und widmete sich dem geistlichen Stande. Sein Vater war Arzt, seine Mutter eine ganz besondere Frau, und von ihr war ihm wohl das stärkste Erbtheil Eigenthümlichkeit überkommen. Vielleicht gab ihm dies den ersten Anlaß zu seiner oft wiederholten Meinung, daß von der Mutter aller Haupteinfluß auf das Kind ausgehe. Er hat immer zu sagen gepflegt beim Anblick eines gescheidten Menschen: „Der muß wohl eine recht verständige Mutter gehabt haben." Wirklich findet sich auch jene reichhaltige Mischung des Besonderen und Mannigfaltigen in dieser Frau, wie es in Lavater selbst ein so eigenthümliches Charakterbild zusammenfügte, einen vollen und ganz eigenen Menschen. Es findet sich jene Verständesschärfe, die sich nur bei Richtung auf bestimmte Dinge als solche darthut, anderen Dingen gegenüber zur kindlichen Gläubigkeit sich erweicht, jene rege Einbildungskraft, die sich auf Ungewöhnliches richtet, jene Wißbegierde, die ohne Wahl Alles verschlingt, und sich oft lächelnd als kindische Neugierde darstellt, jener rastlose Erfindungstrieb, der sich in ununterbrochener Beschäftigung vorbereitet, jene duldende Schüchternheit, die sich auf einmal tapfer aller ersinnlichen Waffen bedient, sobald sie schonungslos angegriffen wird, und eben so rasch wieder zu rührender Nachsicht übergeht, sobald der Angreifende die geringste Reue bezeugt; kurz, dieses ganze Gemisch von regsamer, energischer und doch stiller Hervorbringung und schüchterner Ergebung, der hundertfältige Versuch zur That neben einiger Vorliebe zur bloß erwartenden Beschaulichkeit. Unablässige Versuche zur That sind da, welche doch immer in einer nur hingebenden Ohnmacht zusammenschrecken, sobald die fragliche That des Genius neben ihnen aufspringt, die wie das Elfen- und Geisterheer verschwinden vor dem bestimmten Glockenschlage, oder dem rasch aufblitzenden Tagesscheine.

Und nach diesem Typus bildet sich das ganze Leben und Wirken Lavaters. Tausenderlei Bewegung und Anstoß geht von ihm aus, aber der energische Nachdruck des wirklichen Genius

gebricht, und die begonnenen Dinge fallen immer nach einiger Zeit in sich selbst zusammen. Stets neue Geschäftigkeit läßt aber den Uebelstand niemals schreiend hervortreten, die einmal gegebene Bewegung sucht sich stets, wenn auch unabhängig vom Urheber, ein Resultat, und der billige Richter schreibt dem Lavater dennoch das mannigfaltige Wollen, den tiefen Eifer zum Besten zu.

Was hat er Alles über geschichtliches Wesen des Christenthums geschrieben, und doch besaß er niemals die für den Urtext der Ueberlieferung nöthige Kenntniß! In allerlei Form, in salbungsvolle, in epische, in dramatische, in untersuchende hat er dies christliche Bestreben eingekleidet, ohne irgend einer philosophischen Bildung im Geringsten Herr zu sein. Niemand nimmt jetzt Notiz von seinem „Pontius Pilatus," von „Jesus Messias," einer Paraphrase der Offenbarung Johannis, von „Abraham und Isaak," einem Drama, von den „Predigten über die Existenz des Teufels," von „Nathanael, oder die eben so gewisse als unermeßliche Göttlichkeit des Christenthums," von „Joseph von Arimathia, in sieben Gesängen," von „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelisten," — aber es sind von ihnen stets Samenkörner in die Furchen seiner Zeit und Hörer gefallen. Auch das wichtigste seiner Werke, „die Physiognomik," ist noch bei Lavater's Lebzeiten zusammengebrochen, aber der Anstoß derselben wirkt heute noch mächtig. Es war ein geniales, poetisches Etwas in diesem Manne, was sich in die merkwürdigste und liebenswürdigste Persönlichkeit zusammengestellt hatte; dieses Etwas schlug elektrisch nach tausend Orten hin, es war eine poetische Potenz, die sich in den wunderbarsten einzelnen Punkten frei machte. Mit viel größerem Rechte, als es bei Herder geschehn, kann man von Lavater sagen: er war ein Gedicht. Fehlte es ihm an Kraft, sich selbst zum gegliederten und dadurch durchdringend wirksamen Bewußtsein eines Dichters zu entäußern, die magnetische Kraft seiner Gesammtheit als Person hat er doch auffallend geübt. Deshalb ward es ziemlich gleichgültig, daß er, raschen, kindlichen Herzens, so oft getäuscht, daß er in seiner Leichtgläubigkeit zur Faselei verleitet wurde; daß er Magnetismus und Physiognomik mit Enthusiasmus übertrieb, daß er ob solcher Dinge, ob eines „Protokolls über den Spiritus familiaris Gablidone" ausgelacht wurde, — er ward und blieb

doch eine mächtige Person, ein Zauberer, wenn auch ein unklarer und oft getäuschter, für die innere Wunderwelt des Menschen.

Von seinen Schriften sind am dauerndsten im Gedächtnisse der Nachwelt geblieben die „Aussichten in die Ewigkeit," womit er 1768 seinen Ruhm begründete, und seine „Schweizerlieder." Geschrieben hat er außerordentlich viel, kein Stand blieb unberücksichtigt, überall wollte er helfen, auch ein „Sittenbüchlein für Dienstboten" ward von ihm abgefaßt. Nächstdem, und nächst seiner fast officiell gewordenen Stellung bei unserer Nation, gute Thaten in Christi Geist zu befördern, hat seine Physiognomik die größte Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Das erste ward darüber 1772 durch Zimmermann bekannt gemacht; erst 1775 begann er seine „physiognomischen Fragmente," die bis 78 in vier Bände sich ausdehnten, und worin Anweisung gegeben war, den Charakter des Menschen aus den Gesichtszügen zu erkennen, mit Beispielen und Kupfern.

Man kann es nicht stark genug ausdrücken, welch eine Theilnahme diese neue Partie der Spekulation fand, freundliche und feindliche, was dem Urheber oft gleich gelten kann, insofern beide nur Zeichen sind, daß der Gedanke seine Wirksamkeit äußert. Wer möchte ausscheiden, wie viel von diesem durch die Physiognomik begonnenen Ideengange in die gleichzeitige und jetzige Welt übergegangen sei, wie sich Einzelnes im Romantiker verkörpert, im Philosophen zu weiterer Ausbildung angesetzt habe! Wer eine neue Straße der Bemerkung auffindet, hat immer unberechenbar gewirkt.

Das äußere Leben Lavater's war das scheinbar höchst zurückgezogene eines Predigers in Zürich, und doch wußte er dies für die vielfältigste Berührung auszudehnen. Seine unermüdliche Regsamkeit hielt ihn mit aller Welt in Verbindung, wo sich nur irgend ein inneres Leben kund gab, da war auch Lavater selbst oder Lavater's Wort in der Nähe. Wir haben ihn hinauf nach Königsberg reichen sehn zu Hamann, wir sehen ihn schon als Jüngling durch ganz Deutschland wandern, um einige Zeit Spaldings Umgang in Schwedisch Pommern zu genießen; wir sehen ihn, wie er sich an Herder drängt in Bückeburg, der gar kein günstig Vorurtheil für ihn hegt, und am Ende von ihm bezaubert wird. Wir sehen ihn den jungen Goethe fesseln, und

sich bei dem älteren, von ihm so höchst verschiedenen, in unverändertem Antheile erhalten. Was nicht nach der Schweiz kam, ihn zu besuchen, das besuchte er, — wie vielerlei Zumuthung und Wirrniß hat er durch sein liebenswürdiges Zudrängen angerichtet! Moses Mendelssohn hatte sich im Gespräch so vortrefflich über Christi Charakter geäußert, und Lavater forderte ihn denn bald im Drucke auf, Christ zu werden, ja versicherte ihm, daß er es nach solcher Aeußerung werden müsse. — Welch einen Aufruhr gab's, als Lavater in Halle gesagt haben sollte, Nicolai habe in der Schweiz Subscription zum Deismus angenommen!

In den „Herzenserleichterungen, oder Verschiedenes an Verschiedene," die 1784 erschienen, findet man Fragmentarisches aus Lavater's Leben, obgleich es mehr den Charakter der Betrachtung als den der geschichtlichen Erzählung voranstellt. Er war übrigens für immerwährenden Verkehr so ergiebig und erfinderisch, daß er sehr oft nur für seine Freunde drucken ließ, was ihn beschäftigte, und obwohl er dies nicht in den Buchhandel gab, so kam es doch durch Nachdruck oder durch die Freunde selbst zur allgemeinen Kenntniß, und regte neue Kontroverse an. Stehende Nachrede war, Lavater sei eitel, sei verborgener Katholik, wolle eine Lavater'sche Gemeinde gründen, und die Geneigtesten wurden durch seine redliche Faselei oft zur Entgegnung genöthigt. So war er ein aufregendes Element der merkwürdigsten Art.

Meiners, der bekannte Professor in Göttingen, sagt in seinen „Briefen über die Schweiz," die 1784 erschienen, schlechten, aber wahrhaftigen Stiles Folgendes über Lavater.

„Lavater gehört zu den wenigen Menschen, die ihr Inneres, ihre Fehler, am Wenigsten verstecken und noch viel weniger sich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten seines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthusiastischen Lobredner erhalten, und selbst seine Widersacher gestehen, daß sein Leben und Wandel untadelich seien. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, ist unstreitig seine herrschende und stärkste Neigung, und die erste Triebfeder aller seiner überlegten Handlungen. Neben dieser in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit sind seine unermüdliche Versönlichkeit und unerschöpfliche Feindesliebe seine hervorstechenden und

charakteristischen Tugenden. Beide hab' ich an ihm in sonst mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus diesem Grunde war er mir eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdiensten und Vorzügen seiner Widersacher mit einer solchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden seiner eifrigsten Freunde gepriesen hätte. Eben so oft bin ich Zeuge davon gewesen, daß er seine Gegner selbst entschuldigt, und auf solche Art Wünsche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unparteiischen Mann unmöglich gewesen wäre, nur den geringsten Argwohn von Prunk oder Affektation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müssen, daß ihm diese Gesinnungen gar keine Anstrengung kosteten, und mehr die Frucht seiner Natur, als einer mühseligen Arbeit an sich selbst seien. Nie entwischte ihm in meiner Gegenwart ein hämischer Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat und auch jetzo nicht selten erfährt. Vielmehr ist er überzeugt, daß alle diese Prüfungen zu seinem Besten und zu seiner Vollendung dienen. Von seinen Talenten und Verdiensten denkt er gewiß bescheidener, als seine meistens lächerlichen Bewunderer. Er gesteht es frei, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen und viele andere nützliche Kenntnisse mangeln." — „Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller seiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn selbst nicht frei glaubte, habe ich, auch nach der genauesten Beobachtung, so wenig Spuren gefunden, daß ich mir selbst über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in seiner Person und Gesichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in seinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zusammenschmelzenden Liebe und Freundschaft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geistvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in seinen Schriften so oft in seltsame und gewagte Meinungen hingerissen hat." — „Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; seine Bewegungen sind lebhaft, aber nie furchtbar heftig, und Widersprüche

kann er eben so ruhig und gelassen anhören, als beantworten. Im Kreise von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heitersten Fröhlichkeit, und scherzt so munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde." — „Seine Predigten werden mit sehr großem Beifalle gehört, ungeachtet sie selten sorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht mit der strengsten Orthodoxie übereinstimmend sind. Ihr größter Vorzug und eigenthümlicher Charakter ist das Herzliche, Wohlmeinende und Rührende in der Sprache, Stimme und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu bestimmen und zu unterscheiden wissen." —

Nachdem noch erzählt ist, wie Lavater Gewissensrath und Helfer vieler Hunderte gewesen, und wie er auch dem Ungläubigsten gegenüber an die Untrüglichkeit seines physiognomischen Sinnes geglaubt und diesen fest behauptet habe, schließt Meiners damit: „jetzt ist er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, sondern daß er auch Andere keine Wunder habe thun sehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigsten Bestreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewisse Menschen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen überträfen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu sein schienen."

Vielleicht wichtiger als Meiners Bericht, der Lavater nur einige Tage beobachtet hat, ist, was Goethe an mehreren Orten über den merkwürdigen Mann sagt. Er ist von frup auf und innig mit ihm bekannt gewesen, er hat sogar mit an dem physiognomischen Werke, wenigstens an den Aeußerlichkeiten desselben, gearbeitet, sie haben mit einander korrespondirt, und es ist uns ein Bändchen dieses Briefwechsels im Druck erhalten, das Verhältniß zwischen ihnen war ein intimes. Goethe wußte die verschiedensten, ihm entlegensten Charaktere von einem unbefangenen Standpunkte, von einem Standpunkte aufzufassen, wo es sich zu Anfang und zu Ende um die reine Möglichkeit der Menschennatur fragte, auf sein Urtheil ist also der größte Nachdruck zu legen. Am Gesammeltsten spricht er im achten Bande der „nachgelassenen Werke," im 48sten der Gesammtausgabe über Lavater, und zwar im Wesentlichen wie folgt:

„Lavater's Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe

konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren, und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben so ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dies nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menschen in seine Elemente zerlegen, und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavater's Nähe ziemlich bänglich war: denn indem er sich auf physiognomischem Wege unserer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unserer Gedanken, die er im Wechsel des Gesprächs mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte."

Es wird nun erzählt, wie Lavater des Sonntags am Schluß der Kirche den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten, und sogar aus dem bloßen Anblick der Hände, aus der Miene derselben beim Niederlassen Folgerungen zu machen pflegte. „Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideales als unter der moralischen Form; wenn man diesen Begriff festhält, wird man sich über einen seltenen und seltsamen Mann am ersten aufklären. Seine Aussichten in die Ewigkeit sind eigentlich nur Fortsezungen des gegenwärtigen Daseins, unter leichteren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Physiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja sie selbst vorstelle. Mit den Kunstidealen konnte er sich nicht leicht befreunden, weil er, bei seinem scharfen Blick, solchem Wesen die Unmöglichkeit, lebendig organisirt zu sein, nur allzu sehr ansah, und sie daher in's Fabelreich, in das Reich des Monstrosen verwies. Seine unaufhaltsame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß Niemand mehr auf das Wirkliche dränge als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handelsweise niemals entdecken konnte."

Giebt es einen unerwartetern und doch tiefern Blick in das

Wesen jenes Mannes? Und von welcher unendlichen Folge ist jene Andeutung des moralischen Moments für alles literarische Urtheil! Sie zeigt, daß die moralische Wendung in Sachen der Kunst nur ein Behelf für ideelles Unvermögen sei, — man kann nicht über die alltäglichsten Beziehungen hinaus, und denkt nun das Höchste zu thun, wenn man wenigstens das fordert und bewerkstelligt, was allerdings im Alltäglichen das Beste ist, nämlich ein moralisches Verhältniß. Statt die eigene Unfähigkeit anzuklagen, daß man mit der feinsten und höchsten Möglichkeit des Menschen, daß man mit der Kunst nicht in Höheres aufdringen könne, statt dessen schmäht man die Künstler, und schilt, weil sie Ambrosia speisen, während ehrliche Leute sich mit hausbackenem Brode begnügten. Ist es nicht besser, die Organe zu schärfen, um auch irgendwie eines Ambrosia inne zu werden, was dem Menschen erreichbar?

„Nicht leicht war Jemand leidenschaftlicher bemüht," — fährt Goethe fort — „anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sittenbesserung Anderer, so war doch dies keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete. Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am meisten zu thun; daher jenes beinah unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, kopiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keins genug that. Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen, denn nicht leicht kann Jemand eindringen in das, was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Coterriesprache geschrieben, die man kennen muß, — um gerecht gegen sie zu sein, sonst wird dem verständigen Leser manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen, wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden. So hatten wir ihn z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf warm gemacht, indem wir alles Vorkommliche nur unter dieser Form darstellten, und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist, es gebe doch

kein dramatischeres Werk als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sei für das Drama aller Dramen zu erklären. In diesem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinem Zwecke zu brauchen, und sich der Masse anzunähern, die er heranziehen will. — Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eignen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte. — Durch diesen entschiedenen bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandeseinwendung im mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wiederhergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem gränzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich in's Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Aussichten in die Ewigkeit," welche indeß dem größten Theile der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten."

„Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein durch Schwärze und rauchglatte Eigenschaft seiner Oberfläche den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am Geschicktesten ist: so war auch er, durch den reinen Begriff der Menschheit,

den er in sich trug, und durch die scharfzarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen."

„Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst, noch seine Wirkungen, einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

„Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt; und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wohl noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch, mit seinen mannigfaltigen Bestrebungen, nicht zur äußeren Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philoserbischen Sinnesweise, noch zum Kunsttalent finden wollte."

„Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn neben einander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte."

Goethe erwähnt nun hierzu, daß ihm das, was Lavater für Resultate in seiner Physiognomik ausgegeben, solche durchaus

nicht gewesen seien, — „es machte keine Reihe, Alles stand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung zu sehen, oder eine Rückweisung zu finden. Eben so wenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten, und das, was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten, geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten."

So sehen wir denn diese theologische Gruppe, welche sich noch einmal dicht vor der letzten Revolution unsers Begriffslebens aufstellt, machtlos ringen und streben. So hoch wir auch das Einzelne derselben anerkannt sehn, die theologische Absicht wird von einer Welt verschlungen, welche jener Absicht gegenüber profan genannt wird. Eine ganz neue Kritik des menschlichen Denkvermögens, von Herder bekämpft, von Hamann verdammt, von Lavater ignorirt, wird allmächtig und verweist jene theologische Bestrebung in das halbe Wesen des Beliebigen.

Welch eine düstere Beleuchtung gewährt dies bei der Ansicht dieses Buches, nur da eine poetische Erfüllung zu suchen, wo Gedanke und Glaube einträchtig verbunden seien! Jeder sonnenhafte Blick, welcher seit den klingenden Tagen des Mittelalters durch die wallenden Nebel einer Zeit drang, die sich neu gestalten will, jeder ferne Ton, von dem unser Ohr einen Augenblick harmonisch berührt wurde, galt für das nahe Zeichen einer neuen Erfüllung, und immer war solcher Blick und Ton nur das Zeichen eines tiefer reißenden Zwiespalts. Die alten Volkslieder, welche vor Luther auflogen, wurden zu Grabbögeln der alten Volkseinheit im Denken und Glauben; die Künste, welche zu Luthers Zeit mit unerhörtem Gelingen die katholische Kirche umrankten und verherrlichten, und von ihr verherrlicht wurden, sie waren gediehn, um eine Leichenfeier zu schmücken. Und ist es im Einzelnen anders mit den halb oder ganz theologischen Partieen, die in unsrer Literatur dem Seelenleben einen neuen Schwung zu verleihn wußten? Klopstock rauschte auf wie

ein Stern; alle Welt meinte, die verlorne Einigung mit dem Himmel würde nun wieder gefunden! Aber der Stern ward blaß und bläſſer, er hatte nicht eigen Licht, und es fand ſich kein ſelbſtſtrahlender, der ihm geholfen hätte. Die Wolken der Werkeltage zogen unter ihm hin, und nur der Kundige wußte ihn binnen Kurzem unter jener Maſſe von Geſtirnen aufzufinden, welche einſt des Menſchen Hoffnung erregt und die Pietät zur Gedächtnißnahme aufgefordert haben.

In Herder, Hamann, Lavater kündigte ſich ein neuer Verſuch an, mit alter poſitiver Glaubenslehre die neue Welt zu verknüpfen, — auch dieſer Verſuch fand eifrige Aufmerkſamkeit, denn alle Richtung auf das Herz einer Gedankenwelt bleibt niemals ohne die größte Theilnahme. Der Sehnſüchtigen und Bedürftigen, die in der Stille harren und denen jedes Brett eine Rettung verheißt, giebt es unzählige.

Auch dieſer Verſuch zerſchellte ohnmächtig. Man muß ſagen, daß Herder juſt durch das den meiſten Ruhm erwarb, was ihn von der religioſen Tradition der Kirche entfernte. Hamann ward des religioſen Kerns halber nur von wenig Leuten dem Gedächtniſſe empfohlen, die Nation nahm gar keine Notiz von ihm. Lavater hat durch nichts ſo ſehr als durch ein ſpecifiſches Talent intereſſirt, durch ſeine Phyſiognomik, — juſt da, wo ſie ſich in eine Verbindung mit ſeiner Glaubenswelt drängte, verfiel ſie dem Spotte. Was er für ſeinen Kern hielt, das war der Nation die Schale.

Darf man es läugnen? Die Sachen dieſer Männer ſind nicht im Leben der Nation geblieben, kaum im Gedächtniſſe der Aufmerkſamen. Von dem Beſten ſind drei bis vier Gedanken oder Maximen in's poetiſche oder in's ſittliche Bewußtſein der Nation getreten, und dieſe ſind beinahe das Gegentheil von theologiſch-dogmatiſchen, — kurz, als theologiſch ſchaffende oder nur herſtellende Gruppe iſt die vorſtehende zu Grab' gegangen. Alles gleichzeitige und folgende Genie erſter Klaſſe richtet ſich nicht auf die theologiſche Seite; welche bedeutſamen Folgerungen thun ſich damit auf! Jung Stilling könnte hier beigezählt werden, der in einer ganz perſönlichen Entwickelung das chriſtliche Moment ausprägt. Dies geſchieht aber dergeſtalt harmlos, und ſo ganz ohne Prätenſion, daß er einſam bleibt, und daß erſt ſpäter

in der romantischen Schule seine eigenthümliche Geisterwelt verwandtes Leben in der Literatur findet. Es darf also bei ihm, wenn hiermit der Jahresforderung genügt ist, die nähere Charakteristik im Gefolge einer Schule gesucht werden, welche im literarischen Herzensleben breitere Verwandtschaft mit ihm hat.

Halten wir an der Idee fest, daß eine historische und mit ihr gleichzeitig eine poetische Erfüllung nur dann eintrete, wenn aller mögliche Umkreis eines menschheitlichen Bereiches erschöpft sei in Breite, Höhe und Tiefe, so begegnet uns auch hier wiederum das herbe Wort, welches wir so oft vernommen haben, seit unsre Existenz aus der ersten, aber sehr beschränkten des Mittelalters herausgegangen ist, das herbe Wort: die Frucht ist noch nicht reif, sie hat den ihr möglichen Umfang noch nicht erreicht, und ist demgemäß auch im Innern noch nicht genügend ausgebildet.

Und so hebt sich denn unsere Gedankenwelt noch einmal wurzeltief zu einer Kritik aus; die Bacon'sche Geistesbewegung erhält noch ein neues Stadium in Kant, und dies Stadium ist nothwendig gewesen, denn es ist zum Nationalbewußtsein gediehn. Die Kant'sche Kritik ist Gedankenatmosphäre geworden; alle Opposition dagegen für Positives vor der kritischen Prüfung ist tödtlich durch diesen Erfolg gerichtet.

Die poetische Bestrebung kann also nicht in Herder's verschwimmender Humanität, nicht in Hamann's Jehovah-Groll, nicht in Lavater's regellosen Entdeckungen dauernde Wurzel fassen, sie bleibt angewiesen auf steten Kreuzzug. Immer noch muß sie selbst aufsuchen, aus dem Gegensatze, aus der Verwandtschaft und aus den Genieblitzen diese und jene poetische Partie sich zusammenstellen. Einen positiven Mittelpunkt giebt es wiederum nicht weiter, als insofern die ideale Erfindung sich selbst wie einen Mittelpunkt bietet. Der Poet ist Alles selbst, der Genius allein ist seine Berufung, der Genius, welcher hervorbringt, und der, welcher beurtheilt. Es war darum keine unpassende Weise, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so viel vom Genie zu reden, so viel darnach zu benennen. Man war auf das Genie angewiesen, und empfand dies um so tiefer, je mehr einleuchtete, daß eine so lebhafte und lange geistige Bestrebung der Nation immer noch nicht weiter als zu einem neuen Anfange gebracht

hatte. Die Vorbereitung konnte zu statten kommen, aber alle eigentliche Regel wurde noch vom Genie erwartet, das Genie sollte eben die freie Regel sein, die Regel, welche sich selbst erfindet.

Wie richtig der Weg war, hat die Folge gezeigt, mit Kant beginnt die reichste und glänzendste Entwickelung des deutschen Geistes.

So müssen wir uns denn ergeben, nach all dem tausendfältigen Versuche wiederum von Grund aus für eine neue Weltansicht auszuheben, die vielleicht noch nicht die letzte für eine poetische Einigung sein wird, da sie sich in ihren Haupttalenten gar nicht geneigt beweist, zu konstituiren, da sie mehr aufstellt als feststellt.

Das traurige Geläut der Kirche soll aber auch nicht überhört sein, welches über die Bestrebung der theologischen Gruppen durch die neuere Geschichte hinklingt, über die vergebliche Bestrebung, Poesie zu beleben mit altem Odem.

26.

Die neue Philosophie.

Kant.

Fichte — Jacobi.

Umsonst also war der Versuch, in näherer oder fernerer Verbindung mit dem alten Dogma, mit einem Dogma, was sich trotz aller Ungläubigkeit in den Familien noch forterbte, eine poetische Welt wieder zu erwecken. Diese halb und ganz theologische Bestrebung ward ohne Weiteres zertreten, und zwar von einer Gedankenwelt zertreten, die sich ganz unabhängig davon bewegte, die kaum einige Pietät für den alten Familienglauben zeigte, ihm aber nirgends eine Stimme höchstens ein Zugeständniß einräumte. Kurz, die eigengesetzliche Revolution, welche Baco begonnen, erlebte jetzt in Deutschland eine ganz neue, eben so eigengesetzliche Fortbildung, Kant lehrte, unbekümmert um alles Historische, seinen Kriticismus.

Suchen wir historisch auf, wie sich Kant herausstellte, das Unterscheidende wird sich dann von selbst darbieten.

Bei Wolf und den Popularphilosophen ließen wir die philosophische Bildung. Als theologisch verketzernder Gegner trat Lange auf ohne nachhaltigen Erfolg, — diese Erscheinung wiederholt sich bis heute oft, daß beschränkte oder bloß fromme Gemüther um jeden Preis das Historische retten wollen, die Tradition des Glaubens, welche man unter mancherlei kleinen Mo-

dikationen die Kirche nennt. Aber dieser Kampf für eine alte Poesie bleibt immer einzeln, und seine Einzelnheit ist ein merkwürdig Zeichen, wie tief und allgemein das Abwenden von historischer Kirche die Jahrhunderte herab geworden sei. Die Kirche selbst, welche sich daneben als nothwendiger Mittelpunkt für die Menge erhält, bietet in diesem Betrachte den merkwürdigsten Anblick: die Prediger sind mehr oder weniger betheiligt von dem Bildungsmomente, was eben für das höchste philosophische gilt, sie machen größere oder kleinere Zugeständnisse, die Kirche ist oft nichts als eine Verwaltungsanstalt, welche der Moral zu Hilfe kommen soll, oder sie ist gar in direktem Widerspruche mit der philosophischen Kultur und dem daraus entstandenen Allgemeingedanken.

Unter all dieser Mißlichkeit lebt sie fort, so gut es gehen mag, — es sind also Haupttendenzen dieser Kirche trotz aller Reform noch immer die lebendigsten für die Allgemeinheit, alle sonstige Gedankenerfindung hat sich noch nicht zu einer so allgemein gültigen und verständlichen Reife verdichtet, und der Muth für durchgehends neue Positivität ist noch nicht erworben.

Dieser Muth ist aber ein außerordentliches historisches Moment, er tritt erst in voller Größe ein, wenn ein Bewußtsein voller Kraft vorhanden ist, er repräsentirt also die historische Gottheit selber, und äußert sich darum auch nur in dem größten Genie der Menschheit oder in überwiegender Masse derselben.

So kam's, daß Lange unbedeutend blieb, und die Philosophie selbst doch auch weder damals noch später zu einer positiven Herrschaft gelangen konnte.

Thomasius, der Franzose Crousaz, Andreas Rüdiger, Christian Ernst Crusius griffen tiefer in die wunden Stellen Wolfs, das bloß Mechanische seiner Formen entblößend, und die ungenügende Auffassung Leibnitzens darlegend. Aber es war in ihnen selbst nicht schöpferische Gestaltung genug, um eine geschlossene philosophische Welt an die Stelle zu setzen. Dies Unvermögen und jene Einsicht in die Mangelhaftigkeit der dogmatischen Philosophie erzeugten eben die Popularphilosophie, welche uns so vielfach begegnet ist, in welcher von den bereits Erwähnten Ernesti, Baumgarten, Meier, Reimarus, Sulzer, Mendelssohn, Eberhard

sich auszeichneten, und an welche noch Plouquet, Lambert und Ernst Plattner zu reihen sind.

Noch mehr vom höheren philosophischen Ausdrucke entfernt, aber ebenfalls in diese Partie der Popularphilosophen gehörig, waren außer den schon genannten Garve, Engel ꝛc. auch die Meiners, Lossius, Tetens, Tiedemann, Feder, Eschenburg, Campe und der beiläufig angeführte Basedow, — stirbt 1790 — welcher die Erziehung nach Grundsätzen der Menschenfreundlichkeit umgestaltete.

Die Popularphilosophie gedieh vielfach in den Zweck der sogenannten Aufklärung. Dies ward bei Nicolai bemerkt, und der ebenfalls angedeutete Illuminatenorden war in manchen Stücken ein entsprechender Pendant dazu, aber mit größerem, ausgebildeterem Zwecke und mit kleinerer Gewissenhaftigkeit.

Stürmischer und gewaltsamer äußerte sich das in Frankreich, wo Condillac, — stirbt 1780 — der Locke geistreich popularisirt, wo Diderot, — stirbt 1784 — d'Alembert — stirbt 1789 — encyklopädisch aufräumten. Im système de la nature, was dem Baron Hollbach zugeschrieben wird, trat der populare Materialismus dreist hervor; Voltaire — stirbt 1778 — spottete in gleicher Weise, Helvetius — stirbt 1771 — erfand zu allgemeinem Jubel ein lächelndes, überall gefaßtes System der Sittenlehre, was auf den geistreichsten Egoismus gestützt war; Rousseau — stirbt 1778 — mit einem bewundernswerthen Talente, läugnete die Brauchbarkeit alles Systems, alles historisch Gewonnenen, und die Opposition eines Bonnet, — stirbt 1793 — Robinet, und des Mystikers St. Martin — stirbt 1804 — wirkte zunächst nicht das Mindeste. Bonnet wußte sich für den Beweis viel zu wenig von einer positiven Religiosität zu befrein, die er den Ungläubigen eben erst beweisen sollte; Robinet, der es besser verstand, verwirrte sich zu oft in seiner Lebhaftigkeit, und wie hätte die mystische Poesie eines St. Martin etwas vermocht, eines Sehers, da Niemand sehen und glauben, Jedermann nur in populärer Logik überführt sein wollte! —

Wie der philosophische Punkt in England geführt wurde, ist bei Anführung David Hume's — stirbt 1776 — bereits gesagt, der die Möglichkeit des Wahrheitsbeweises läugnete, nur

Wahrscheinlichkeit einräumte, und für die Berufung auf das Gefühl hinwies, bei dem man über Gutes und Böses anfragen müsse.

So entstanden parallel mit unsern Popularphilosophen, nur peinlicher als diese, die schottischen Moralphilosophen, die Thomas Reid, — stirbt 1796 — Johannes Beattie, — stirbt 1803 — Oswald, Stewart, Richard Price, Ferguson, Adam Smith, die auf den sittlichen Gemeinsinn, auf common sense fußend, über Recht und Staat sich verbreiteten.

Die höhere Wissenschaft konnte dabei nichts gewinnen, wohl aber die Verwaltung. Das Genie, was auftrat, mußte gestört und niedergehalten werden, und das geschah denn auch, weil für alle wirklich aufgehende Poesie in dieser Bildung kein Weg lag. Eine hohe Wissenschaftlichkeit und eine hohe Poesie begegnen sich im Aether, eine Verwaltungswissenschaft aber, die nicht über den Kreis der Feuereffe hinaus darf und will, nimmt stets Aergerniß an der hohen Poesie, und es liegt in ihrer sonst ehrenwerthen Bestimmung, dies Aergerniß durch Verfolgungen geltend zu machen. Das hat Byron, Shelley derb, Goethe und mancher Andere hier genügend erfahren.

Von den Ausländern wurde eine Zeitlang der Holländer Hemsterhuis — 1720—1790 — außerordentlich wirksam auf Deutschland, obwohl er seine Schriften ursprünglich französisch in fliegenden Blättern, etwa in den Jahren von 1769—1787, herausgab. Dieser sogenannte Batavische Sokrates, den man der Verstandesrichtung nach gern mit Lessing vergleicht, hat äußerst geneigte Aufmerksamkeit in Deutschland gefunden. Zunächst persönlich schloß er sich eine Zeitlang dem Kreise der Fürstin von Gallizin in Münster an, welche wir bei Hamann bereits gesehn haben, und so kam er denn auch zu naher Einwirkung auf diesen und besonders auf Jacobi. Dieser fand denn nun freilich bald mit Schrecken, daß in Hemsterhuis Bibelverachtung und antichristliche Gesinnung leicht zu entdecken sei, und Hamann fand die Platonische Schale dieses Sokrates auch sehr bald verdächtig; indessen hat Jacobi deshalb seine Theilnahme doch nicht völlig abgewendet, und zu einer deutschen Uebersetzung der Schriften von Hemsterhuis mit Herder Zusätze gespendet.

Darin ist denn auch dieser christliche Punkt leidlich in Ja-

kobi'schem Sinne ausgefallen. Hemsterhuis's Ansichten bilden schon ihrer Entstehungsart nach kein vollständig System, machen nur, besonders im materialistischen Punkte, Opposition gegen die damaligen Franzosen, und gehören zu den geistreichsten jener Zeit.

Er verlangt zunächst einen streng festgehaltenen Unterschied zwischen sinnlichen und geistigen Verhältnissen, im Gegensatze zu einer Zeit, welche sie in einander schlang. So wird ihm denn auch Gott ein einzelner abgesonderter Gott, nicht bloß eine Weltseele.

All dieser philosophische Weg erhielt nun plötzlich eine ganz unerwartete Wendung. Die Popularphilosophie war ein Geltendmachen des nächsten, einzelnen Gedankens, welcher sich durch eine naheliegende Vergleichung und ein daraus gezogenes analoges Gesetz bildete, — der einzelne Gedanke, das kleinste Subjekt des Menschen wurde also ein eigentlicher Mittelpunkt, die kleinste Subjektivität herrschte.

Der Uebergang zu Weiterem war, daß in Kant die Deduktion aus dem Subjekte bis zur geschlossensten Höhe getrieben, und damit, wie die Schulsprache sagt, diese Richtung vollendet, der Uebergang zu neuen Bestandtheilen gereift wurde. Der mögliche Weg des Menschengedankens war nun geebnet, Kant bewies, was und wie gedacht werden könne. Kant's kritische Philosophie ist die Spitze aller reinen Verständigkeit, alles Rationalismus, die sublimste Subjektivität, die in sich Gesetze sucht, um alles Außen darnach zu messen, und die deshalb die kritische Philosophie heißt.

Diese Waffe des Subjekts — denn Kant's Philosophie ist erst die Waffe, nicht die Eroberung — mußte fertig geschmiedet und geschliffen sein, damit neuere Philosophie, mit dieser Waffe ausgerüstet, in das gegenüber liegende Reich des Weltobjektes ziehn, und von da neue Eroberung für den Gedanken und Schluß holen könne.

Dies that zunächst auf eine geistreich dichterische Weise Schelling, er versenkte sich, gewappnet mit der neuen Denkrüstung, in das Weltobjekt, und er scheint sich bis jetzt noch nicht wieder zur eigentlichen Ohmacht daraus hervorgefunden zu haben. So ist er mehr ein Material als ein Ende geworden. Hegel, zuerst neben ihm schreitend, empfand tiefer das Bedürfniß, des

Objekts Herr zu werden, ein herrschkräftiger Geist errang es nicht so lange, in dem aussichtslosen Gewirr der tiefen Thäler und Schluchten umherzutasten, seine Seele drängte um jeden Preis nach einem Ueberblicke, er arbeitete sich geradeauf nach der höchsten Spitze, die sich bot, und er erreichte sie. So gab er zuerst das bis jetzt letzte Ganze, das letzte philosophische Gesetz, aus den beiden Bestandtheilen Kant's und Schelling's, aus einer sich bewußten Denkwelt, und aus einer neuen reichen Welt des Gedankenobjektes blickte und deutete er zusammen ein neues Drittes.

So thürmen wir Denkgebirg auf Gebirg, und wenn das eine immer wieder krachend auf das andere bricht, so liegen seine Trümmer doch höher als die früheren, und solchergestalt hoffen wir doch, stets aufzusteigen, der höchsten Einsicht näher zu kommen.

Diese letzte große Epoche der Philosophie datirt vom Jahre 1781, dem Todesjahre Lessings. Da erschien Kant's Kritik der reinen Vernunft.

Es wird zunächst alle bisherige Weltweisheit unter eine neue Kritik gebracht, und eine Vermittelung gesucht zwischen jener Weisheit und dieser Kritik. Dann vollendet Fichte den rein kritischen Weg, und hebt ihn auf in dieser Vollendung; — Jacobi versucht, ohne hinreichende Macht, neuen Stoff beizubringen, die unmittelbare Vernünftigkeit im Gegensatze zur vermittelnden Verständigkeit geltend zu machen.

Dies sind die Hauptmomente, aus welchen unsere heutige Geisteswelt sich vorbereitete.

Kant, — 1784—1804 — achtzig Jahre alt werdend bei der großen Umwälzung, die aus seinem Kopfe hervorging, lebte in Königsberg ein einfaches Junggesellenleben. Er ist nie über die Umgebungen von Königsberg hinausgekommen, nicht einmal Danzig hat er gesehn. Herder schildert ihn in der schon erwähnten Metakritik, worin er den alten Lehrer zu bekämpfen suchte, folgendermaßen, gleichsam erst das Schwert senkend und Achtung beweisend dem Schilde, worauf er Streiche führen wollte:

„In seinen blühendsten Jahren hatte er die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich höre, ihn auch in sein greiseres Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedanken-

reichste Rede floß von seinen Lippen, Scherz, Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein Lehrvortrag war die unterhaltendste Conversation." — „Nichts Wissenswerthes war ihm gleichgültig, keine Kabale, keine Secte, kein Vorurtheil, kein Namen-Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Erhaltung der Wahrheit."

Der Kantische Hauptpunkt war der: wir können nur die Erfahrungswelt erklären, und die Vernunfterkenntniß des Uebersinnlichen steht uns nicht zu. Er will zwar nicht das Ding an sich, aber die Erkenntniß desselben läugnen. — Er war besonders angeregt durch Hume's Skepticismus, und ging auf Untersuchung des Erkenntnißvermögens selbst. Dies war sein Gegensatz zu den Dogmatikern, die sich des Wegs für sicher hielten, und zuversichtlich nach Resultaten griffen. Erst den Weg betrachten, sagte Kant, und das Werkzeug des Fortkommens, ehe wir vom Ziele sprechen. Die freie, rein vernünftige Selbstheit des Geistes ward Gegenstand der Untersuchung. Was kann sie? wird die Frage. Was gehört rein ihr an bei Urtheilen, was der Sinnenwelt?

Das reine Resultat war folgendes:

„Raum und Zeit als Bedingungen aller sinnlichen Erkenntniß sind nicht objektive, sondern rein subjektive, und zwar die allgemeinsten Formen sinnlicher Anschauung, das heißt Sinnesbestimmungen."

Wir erhalten die Vorstellung durchaus nicht baar, erkennen kein Ding an sich, sondern nur wie es unserm Subjekte erscheint. — Das Erkennen geht nicht über die Erscheinung hinaus.

Kant nennt diese seine Erkenntnißtheorie „transcendentalen oder kritischen Idealismus."

Die reinen Formen des Sinnes und Verstandes lassen sich nur auf Gegenstände der Sinnlichkeit anwenden; „denn sobald die Vernunft als das Vermögen des Uebersinnlichen und Unbedingten, selbige auch auf ihre Ideen der Seele, Welt und Gott bezieht, wird sie transcendent, d. h. überschreitet sie die Grenzen möglicher Erkenntniß, und dialektisch, d. h. sie geräth in Widersprüche und Fehlschlüsse, die sie nicht auflösen kann. Von den unbedingten und reinen Vernunftideen giebt es daher kein Wissen, oder Erkenntniß, — diese beruhen ganz auf

einer aus der sittlichen Natur oder aus der praktischen Vernunft entspringenden Annahme, oder auf dem Glauben. Die theoretisch beschränkte Vernunft nämlich offenbart sich praktisch frei und nach eigenen Gesetzen. Aus diesen Gesetzen bilden wir Sittlichkeit, Vorstellung von Gott, von Unsterblichkeit."

Kant hat drei Kritiken: das Denken erscheint entweder als Verstand, oder als Vernunft, oder als Urtheilskraft. Dem entspricht die Kritik der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft, welche die beiden vorhergehenden in Einklang zu bringen versucht. In dieser Form wenigstens stellt ihn die Hegel'sche Schule gern dar, weil solchergestalt die Trichotomie auch beim Hauptanblicke sich darstellt. Diese Schule hält sich gern näher zu Kant als zu Fichte, weil jener die Kategorieen aus dem absoluten Denken — nur unvollständig, weil ohne innere Ableitung — Fichte aber aus dem Ich als einem Subjekte herleitet. Jenes in vollständiger Deduktion ist Hegel'scher Gang. Eben so hat Kant hierbei die seit Proclus versäumte Trichotomie — zwei einseitige Richtungen aus denen das Dritte als versöhnender Begriff sich aussondert — wieder aufgenommen, wenn auch ohne den Werth dieser wissenschaftlichen Bewegung zu ahnen, welcher für Hegel der Hauptschlüssel wurde. — Indessen ist dies Alles eine durchaus neue Auffassung Kant's. Seiner Zeit war die Kritik der reinen Vernunft das höchste Gesetz.

Heine in der scharfen Heiterkeit, womit er diesen Stoff bespricht, und hierbei der Phänomena und Noumena erwähnt als der Kant'schen Punkte, welche begriffen und nicht begriffen sein können, hält sich vollkommen richtig an die Kant'sche Hauptsache, an dasjenige Moment, wo er aus seinem Systeme herausgeht und Zugeständnisse macht. Denn dies ganze Bereich der „praktischen Vernunft," welches er der theoretischen anhängt, ist Zugeständniß, das Kant'sche System ist nur die Welt der theoretischen Vernunft. Der Gedanke liegt also nicht so fern, daß Kant diesen „praktischen" Nebenbau nur angefügt habe, um doch nicht die Lehren von Gott und Unsterblichkeit völlig zu morden, weil sich in seiner theoretischen Vernunftlehre kein Platz dafür findet.

Jenes Standpunktes wegen, der nur Erfahrungsbeweise zuließ, und der just bei allen nüchtern Verständigen so viel Beifall erwarb, nennt die neueste Philosophie das Kant'sche System ein

unvollständiges. Die Hegel'sche Schule sagt, solcher Standpunkt der Kritik sei kein wahrhaft vernünftiger oder spekulativer und metaphysischer, sondern ein rein empirisch-psychologischer, keine Vernunftwissenschaft, sondern eine Verstandestheorie. Kant habe kritisch außerordentlich aufgeräumt, aber nur negativ kritisch; — bei der Metaphysik ankommend, habe er sich umgewendet und gesagt: seine Kritik sei alle erreichbare Möglichkeit von Metaphysik.

Die Schule Schellings drückt sich meist noch härter über ihn aus, weil sie zunächst nach ihm den Schritt unternahm, in eine höhere komplicirtere, reichere Region, und weil sie sich weniger zu einem rationell abschließenden Punkte aus diesem eroberten Gebiete rettete, als die Hegel'sche. Sie hielt sich stets empfindlicher im Punkte alles Jenseitigen.

Sie sagt, es vertrüge sich mit dem von Kant geforderten Vernunftglauben ganz wohl, daß spekulative Vernunft selbst nicht einmal die Möglichkeit eines Wesens einzusehn im Stande sei, eines Wesens, wie wir uns Gott denken müssen, und Schelling bedeckte dies mit der berühmten Wendung im „Denkmale gegen Jacobi:" „es kann doch mit seinem Glauben zusammen bestehn, daß die Vernunft die Unmöglichkeit eines Gegenstandes einsehe, und dennoch aus andern Quellen die Wirklichkeit desselben erkennen könnte."

Die Vernunft, sagt die Schelling'sche Schule ferner, habe sich bei Kant mit dürren Worten den Banquerut erklärt, und es sei die Kant'sche nur eine Philosophie im negativen Sinne, ein Protestantismus gegen Philosophie.

Es ist nun, da Kant ein so folgenreicher Wendepunkt geworden, in einiges Detail seiner Lehre einzugehn. Seine Schriften, er schrieb viel, sind im Wesentlichen folgende: „Kritik der reinen Vernunft," — „Kritik der praktischen Vernunft," (1785) — „Anfangsgründe der Naturwissenschaft," (1786) — „Kritik der Urtheilskraft," (1787, 1790) — „Religionslehre innerhalb der Grenzen der Vernunft," (1793) — „Sitten- u. Rechtslehre," (1797) — „pragmatische Anthropologie" (1798). Daneben eine große Menge kleinerer, meist Gelegenheitsschriften. In diesem Augenblicke wird endlich, Leipzig bei Voß, durch die Königsberger Rosenkranz und Schubert eine Gesammtausgabe veranstaltet, die besonders Rosenkranz schon lange angestrebt hatte.

Die hauptsächlichsten Sätze Kant's sind denn etwa folgende:

„Die letzten Gründe alles wesentlichen Wissens und Erkennens sind in der reinen Vernunft aufzusuchen, nicht im bloßen empirischen Denken, dies begründet nur die analytische, nicht die synthetische Erkenntniß.

Was unser Bewußtsein für nothwendig hält, ist a priori, und gehört zur Kenntniß der reinen Vernunft, heißt rein, — das Zufällige heißt a posteriori, heißt empirisch. Jene giebt die Transcendental-Philosophie, die also in nichts weiter besteht, als daß man sich die nothwendige Folge und das nothwendige Verhältniß der Dinge sucht, und sich nicht mit der zufälligen Erfahrung begnügt.

Zeit und Raum sind reine Formen, aber wir haben die Vorstellung davon nur durch Erfahrung; sollen sie darüber hinausgehn, so sind sie uns inhaltsleer.

Es giebt also wohl Dinge an sich außer uns, aber das Ansich derselben kann nicht zu uns dringen. Sie kommen nur in Form von Zeit und Raum zu uns, wie wir Zeit und Raum anzuschauen gewohnt sind.

Zeit und Raum sind also die Grenzen des sinnlichen Erkenntnißvermögens.

Zur Sinnenfähigkeit kommt die Einbildungskraft. Es giebt eine empirische, die nur vergangene Vorstellungen ergreift, wiederschafft und zusammenstellt, (Apprehension, Reproduktion und Synthese) und eine reine, eine von vornherein, a priori gegebene Verbindung der einzelnen reinen Anschauungen aller Zeit- und Raumtheile.

Beides, Wahrnehmung der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft eint der Verstand, die synthetisirende Thätigkeit, in feste Begriffsklassen, d. i. Kategorieen; er erkennt objektiv.

Es giebt zwölf Kategorieen, die aus vier Hauptkategorieen entstehn, von denen jede drei enthält. Jene vier sind: Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Hierbei finden bereits die Schellingianer eine Andeutung der Identität, und zwar in einer Bemerkung Kant's, daß die dritte Kategorie allenthalben aus der Verbindung der zweiten mit der ersten ihrer Klasse entspringe. Sie folgern daraus, daß die Gegensätze der beiden ersten in der dritten vereinigt, also aufgehoben seien, und daß

also das richtige Erkennen nicht bei solchem Zwiespalt stehn bleiben dürfe.

Jene zwölf Verbindungsweisen des Verstandes sind die nothwendigen Formen aller möglichen Begriffe und mithin die nothwendigen Bedingungen alles Denkens. Sie enthalten aber keine Erkenntniß der Gegenstände an sich, sondern können nur zur Bestimmung sinnlicher Gegenstände angewandt werden.

Der Satz des Widerspruchs ist der erste Grundsatz analytischer Urtheile; der Grundsatz synthetischen Urtheils dagegen ist der Satz jener zusammengestellten Einheit (Synthesis), welche sich aus den verschiedenen ursprünglichen Wahrnehmungen zusammenbaut.

Diese Idee des synthetischen Urtheils ist der Punkt, auf welchen sich die Folgezeit in Kant gestellt hat, und woraus die Alleins-Lehre oder das Schelling'sche Identitätssystem erwachsen ist. Der hierauf bezügliche Hauptsatz in Kant's Kritik der reinen Vernunft-Elementarlehre II. Thl., 1ste Abtheilung, 1. Buch, 2tes Hauptstück, §. 16—18 lautet:

„daß nämlich alle Gegenstände als angehörig demselben Weltganzen der Erfahrung, und folglich das subjective Ich sowohl, als auch die demselben gegenüberstehende Welt als zweitheilige Erscheinung und Produkt des einen und selbigen an Sich zu achten seien." —

Eine andere Stufe für Schelling war, daß Kant auch den Grund einer spekulativen Betrachtung der Natur legte: er sah die Kräfte nicht als der Materie äußerlich eingepflanzt an, sondern die einwohnende Thätigkeit war ihm die eigene Substantialität der Materie.

Die Vernunft, das Vermögen der Schlüsse, strebt mit den Kategorieen des Verstandes vom Bedingten zum Unbedingten, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen; aber diese Vernunftideen sind nur abstrakte Begriffe, deren Wahrheit durch keine entsprechende Anschauung in der Wirklichkeit verbürgt wird, — eine wissenschaftliche Metaphysik, welche über das Uebersinnliche und Unbedingte uns belehre, eine Ontologie, wie er es nennt, sei also unmöglich.

Eben so unmöglich eine rationale Psychologie, da die Seele an sich, nicht so weit wir uns deren bewußt werden, sondern so

weit sie Grund dieses Bewußtwerdens ist, Gegenstand einer solchen Psychologie wäre.

Eben so unmöglich eine rationale Kosmologie, welche das Weltall an sich zu geben hätte, nicht als Erscheinung für uns.

Eben so unmöglich eine rationale, d. i. reine Theologie.

Man gewinnt durch das Philosophiren nichts Absolutes, oder Kantisch ausgedrückt, keinen konstitutiven Nutzen, aber einen regulativen Gebrauch für die Naturforschung, und einen religiosen für's praktische Leben.

Gewinnt man auch nichts Absolutes, so ist doch eine Analogie zwischen Wirklichkeit und Idee nicht zu läugnen, und deshalb soll man besonders in künstlerischer oder sittlicher Hinsicht die Bestrebung nicht aufgeben, Idee und Wirklichkeit, wenn nicht in einander, doch an einander zu bringen.

Das Sittengesetz enthält, „was der Vernunft gemäß allgemein sein soll." Das heißt: „Handle so, daß die Maxime Deines Willens durchgehends als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung aufgenommen werden könnte."

Das Sittengesetz kann hier nicht voll realisirt werden, weil die Sinnenwelt ein anderes Interesse hat; folglich muß es ein unsterblich Leben geben. Das Sittengesetz verbürgt demnach auch das Dasein eines Gottes.

Es ist eine sittliche Pflicht, an das Dasein eines Gottes zu glauben, obwohl dies für die bloße theoretische Vernunft unerweislich bleibt.

Der Staat ist nur eine Rechtsanstalt.

Die Freiheit ist das erste Postulat der praktischen Vernunft — sie ist das Princip aller Moral.

Das Christenthum ist die Idee von der Religion, die überhaupt auf Vernunft gegründet, und insofern natürlich sein muß.

Religion unterscheidet sich nicht der Materie, d. i. dem Objekte nach, in irgend einem Stücke von der Moral; denn sie geht auf Pflichten überhaupt; sondern ihr Unterschied von dieser ist bloß formal: d. h. sie ist eine Gesetzgebung der Vernunft, um der Moral, durch die aus dieser selbst erzeugten Idee von Gott, auf den menschlichen Willen zur Erfüllung aller seiner Pflichten Einfluß zu geben."

Man begreift, welch ein Wetterstrahl dieses System für eine Welt sein mußte, die mit unendlicher Mühsamkeit wenigstens in soweit wiederum konstituirt war, daß eine Verbindung mit dem Himmel doch fortwährend für möglich, und dem einzelnen Genius für erreichbar galt. Krachend schlug der kleine Mann aus Königsberg, krachend und lachend in dies wissenschaftlich nicht begründete, poetisch nicht geweihte Verhältniß, — und er hatte den Hohn hinzugefügt: wollt Ihr Euch daran laben als an einem Traume der Möglichkeit, labt Euch! das schwache Herz will sein Spiel, ich will's ihm nicht verderben.

Ganz wie ein Strahl mußte diese Lehre auch durch alle andere Verhältnisse fahren: Geschichte, geschichtliches Ergebniß, Staat und staatliche Anstalt als solche Ergebnisse, welchen Stempel tragen sie? Den Stempel kurzsichtiger Menschen, fort damit ohne Weiteres, sobald uns eine andere Einsicht kommt. Der nackte Revolutionsgedanke lag für den deutschen Geist darin, und es ist darum ein so tiefes Wort, wenn man in Kant, in dem einzigen stillen Manne, den ganzen französischen Konvent findet. Seine Schwerter haben sich auf Kind und Kindeskind vererbt. Eine Anekdote von Kant, welche in Laube's „jungem Europa" gedruckt ist, erhält ihre wahre Beleuchtung durch dies System. Kant soll in Jubel ausgebrochen sein beim Tode des unglücklichen Ludwig. Das konnte der sonst edle Mann nur im Interesse dieses seines Systems: eine Illusion war durch jenen Akt zerstört, die Gedankenmöglichkeit war vernichtet, daß eine Staatsinstitution mehr sein könne, als ein menschlich Institut, was eben so von Menschen vernichtet werden könne.

Das Kantische System liegt uns so nahe, die erste Grundlage alles Gedankens ist der jetzigen Generation noch aus ihm gekommen, und doch welch mächtiger Ueber- und Unterbau ist seitdem geschehn! Poetische Bestrebung hat sich auf alle Dächer erhoben, sich in philosophische Systeme versenkt, sich wenigstens Zugeständnisse von diesen erzwungen, auf allerlei Weise, mitunter gewaltsam hat man den zerstörten Weg zum Uebersinnlichen wieder herzustellen gesucht, der baare Kantianer — der Kantianer war viel prosaischer als Kant — wird jetzt wie ein an Schwingen und Brust gerupfter Vogel dargestellt; — es hat in Wahrheit noch niemals fünfzig Jahre unsrer Geschichte gegeben, welche

solch einen Sturz durch und für einander tobender poetischer Anstrengung erzeugt, als die Jahre von 1780 bis 1830!

Die Kantischen Bücher, in denen eine so radikale Umwälzung kauerte, lagen eine Zeitlang fest, bestäubt, unerkannt auf den Tischen, man sah ihnen die Revolution nicht an, von der sie strotzten, die letzte vollkommenste Trennung von allem geschichtlich Religiosen.

Die Periode der Moral beginnt mit ihnen. Der Gedanke, welchem Kant allen Weg über die Gipfel der Bäume, über die Wolken hinaus versagt, baut sich wenigstens einen festen Kreis in sich aus, macht aus sich eine Festung, tyrannisirt sich um so mehr, weil er sich von allem unzweifelhaften Unterthanenverhältnisse zu einer ewigen Macht gelöst hat. Von Kant datiren die edlen prosaischen Menschen, welche das Gute und Nützliche um jeden Preis, um den Preis der Schönheit, der Gottheit und der Ewigkeit wollen.

Es ist wahr, Kant läßt, um sich, wie schon erwähnt, gefällig zu beweisen, den Gedanken auch einmal hinauf in ewige Fernen, aber nur wie der Jäger seinen Falken auch einmal steigen läßt, obgleich im Augenblicke nirgends eine Beute in hoher Luft zu sehen ist, er läßt ihn aber einmal steigen und sagt: Gehe hin, Unruhiger, flieg; Dich müde! Wenn Du leer zurückgekommen sein wirst, sitzest Du mir um so ruhiger auf der Hand. Der Falk kommt leer zurück, und der Jäger lächelt, denn es ist ihm diesen Augenblick mehr darum zu thun, daß er Recht habe, als daß er eine sonst sehnlich gewünschte Beute heim bringe zu den verlangenden Kindern.

Recht haben, ja, auch gegen sich selbst! denn wir wollen jenen Punkt nicht vergessen, den Kant gewiß nicht übersah, wie Schelling glaubt, dem er aber keine Ausbildung geben mochte. Jener Punkt war der Gedanke: alle Gegenstände gehören demselben Weltganzen der Erfahrung, und das Ich und die mir gegenüber liegende Welt, wir sind Theile eines Ganzen; — umarmt Euch, und Euer Kuß, Eure Liebe, Euer Hader, Euer Kind, sie werden das gesuchte Absolute sein.

Diese Umarmung, welche Schelling später in's Werk setzte, blieb Kant schwerlich so versteckt, als man's darstellen möchte; aber dieser Gedankenakt hatte ihm zu viel Poetisches, Beliebiges,

Kant blieb lieber in seiner keuschen Zurückgezogenheit, er wollte selbst gefesselt sein von seinen Kategorieen.

Verfolge man in alle einzelne Gebiete des Denkens und Lebens, welch eine Umgestaltung solch ein konsequentes System, ein fest vergitterter Käfig in seiner nüchternen Verstandeswelt, hervorbringen mußte. Vom Jahre 1790 bis 1810 hat es unumschränkt in Deutschland geherrscht, und sich bis in die Unbewußtheit des alltäglichen Geschwätzes eingegraben. Die höchste und niedrigste Bildung ausgenommen, ist heute noch alle Schätzung von Ruhm und Ehre, von Staat und Zukunft, von Verdienst und Tugend aus Kantischem Prozesse. Es ist Grund und Boden alles modernen Denkens, um so mehr, da auch die neueren Philosophen ohne Ausnahme auf sein Fundament getreten sind. Jene schon beregte Vermittelung zwischen Subjekt und Objekt, welche Kant gegen seinen eignen Hintergedanken hartnäckig läugnete, ward von Schelling zur Identitätslehre aufgenommen, und man kann allerdings sagen, daß, wenigstens von 1810 an, die wissenschaftliche und poetische Spitze Kant's bereits durch die Idee der Naturphilosophie gebrochen und überboten war. Aber diese und alle andere Identitätslehre ist heute noch nicht so wie die Kant'sche Lehre in das allgemeine Denkbewußtsein übergegangen; der Arzt der Jurist, der rationelle Staatsmann, der höhere Bürgersmann in Masse und mancher Gelehrte schließt noch heute in Kant.

Mag dies in der künstlichern Form der neueren Systeme, mag's darin liegen, daß sie doch alle auf dem Kantischen Denkroste ruhn, welcher immer vom Hauptwerthe bleibt. Bekanntlich bleiben manche bereits zerfallende Paläste in Venedig hoch im Preise, weil der Zedernrost, auf welchem sie gebaut sind, unverwüstlichen Werth hat.

Es ist dieses Orts unmöglich, all den einzelnen Denk- und Lebensrichtungen nachzugehn, um die eindringende und umändernde Kant'sche Seele zu zeigen. Aus der Theologie verschwand der letzte Rest von Supernaturalismus. Die Popularphilosophie hatte die Tradition verdrängt, die äußerlichen Wunder des Christenthums, sie behielt aber einen persönlichen oder abstrakten Gott und nannte sich davon, um ein Ansehn zu haben, Deismus. Kant sagte nun, jenes Dasein ließe sich nicht beweisen, es verbreitete sich Gleichgültigkeit gegen alles zunächst Unbeweisbare,

Nüchternheit, Unglaube oder gar Spott. Die spätern Rationalisten in Deutschland, das heißt die Rationalisten in der Theologie führen ihre nächste Vaterschaft auf Kant; mit Semler, Reimarus ꝛc. weisen sie nur die Verwandtschaft einer Seitenlinie nach. Der philologische Punkt des Neuen Testaments ward eine Zeitlang ohne Wichtigkeit, da man über die philosophische Wesenheit des Inhalts hinaus war.

Aus dem Staate verschwand ebenfalls die Tradition und mit ihr was an Uebergriff der Verjährung, an Poesie des geheimnißvoll Familienmäßigen, an Kitt des Herkömmlichen übrig war. Allerdings ist Kant von der Reformbewegung französischer Philosophen, von den Schriften der Helvetius, Rousseau betheiligt gewesen, und durch sie auf ähnliche Resultate geleitet worden; denn wir haben in diesem einzigen Manne eine ganze Encyklopädie der Franzosen. Aber man kann eine sehr unrichtige Vorstellung wecken, wenn man von näherem Zusammenhange, oder gar von Nachahmung sprechen wollte. Die Stimmung des Gedankens, welche einmal eingedrungen war, kam auch über ihn, aber nur sie; selbst und eigen arbeitete sie sich in ihm zu einer gründlich deutschen oder deutsch gründlichen Welt.

Es ist bezeichnend, daß die Hegelianer den negativen Punkt Kant's am Wenigsten hervorheben, und gern darauf beruhn, wo sich Kant in Anerkennung gedanklicher Allmacht der Hegel'schen Zukunft so nahe zeigt. So sagt Michelet, Kant sei mit seiner Kritik den verschiedenen Arten des Atheismus entgegengetreten, um der Usurpation des endlichen Erkennens, das sich für das einzige hielt, ein Ende zu machen und ein höheres Erkenntnißvermögen demselben gegenüber zu stellen, obgleich dieses Bestreben für jetzt sein Ziel noch nicht erreichte; — ein Gesichtspunkt, der für Kant sonst nicht gewöhnlich ist, da man sich sonst zunächst nach dessen Verhältnisse zum Dogma der alten Welt, nicht zu den Abweichungen von demselben umsieht.

Mit Bangen geht man nun an den poetischen Kreis, der aus und neben Kantischer Gedankenwelt bestehen konnte! Alle Unmittelbarkeit, aller poetische Eindrang und Vordrang war ja durch solche Philosophie abgeschnitten, Alles ward ja aufgegeben, was über die handgreiflichste Anschauung und Erfahrung hinaus-

ging, man sollte sich sparsam und sicher einrichten in einen streng irdischen Verstandeskreis.

Kant war indessen so geistreich, daß er dennoch für schöne Kunst reichere Motive zu finden wußte, als sie der kategorisch-moralische Befehl einzuräumen schien. Ein Todfeind der unbegabten Faselei, würdigte er doch hoch das Talent, was der eintheilende Verstand nicht berechnen kann; in all seinem stolzen Imperativ barg er eine poetische Bescheidenheit. Aus dieser Bescheidenheit gab er seiner todesstrengen, theoretischen Vernunft das unsystematische Zugeständniß einer praktischen Vernunft an die Seite, um weitere Entdeckungen für geniale Blicke offen zu lassen, und in dieser Absicht bedachte er auch die Kunst reicher, er ließ ihr so viel Spielraum, daß unsre reichste poetische Welt neben seinem harten Systeme entstehen konnte. Just neben und nach ihm offenbarte sich unsrer nationalen Welt die wunderbar tausendfältige Kraft der tausendfachen Persönlichkeit; das unklare Ausschweifen in's Ungemessene, in's leere Wesen der Redensart ward durch ihn beendigt, aber jedes Talent war durch ihn angewiesen, seine ächte, eigene Welt sorgfältig auszubilden. Sein Schlagbaum ward das Signal, jede einzelne charakteristische Möglichkeit zu erheben; solchergestalt offenbarte sich der poetische Drang in gesunder Beschränkung nachdrücklicher, denn in irgend einer Epoche unsers Nationallebens, und so rückte man auf festem, wenn auch scheinbar niedrigerem Boden einer begründeten, allgemeinen Poesie näher, als wenn die Grenzenlosigkeit und Beliebigkeit noch lange geherrscht und verflüchtigt hätte.

Er ward also, wie im philosophischen Gedanken, so auch in der poetischen Aeußerung, ein unschätzbarer Grenzpunkt, der neben der Grenze auch die größte Veranlassung gab.

Diese Motive für Poesie verdienen hier noch einen besonderen Hinblick.

Der Mittelpunkt unserer ästhetischen Frage beruht darin: ob das Kunstschöne als eine Verbindung anerkannt wird, welche den Gegensatz und Widerspruch, oder wenigstens die Trennung des abstrakten Geistes und der Natur, der Natur, welche außen erscheint und welche innen als unmittelbares Gefühl oder als unerklärtes Gemüth sich darstellt, auflösen und zur Einheit zurückführen kann.

Diesen Vereinigungspunkt hat Kant allerdings in die Vorstellung gebracht, wenn auch nicht wissenschaftlich entwickelt. Sein größter Schritt darin ist das, was er intuitiven Verstand nennt, obwohl er die also gefundene Idee in Wahrheit nur dem Ich zuweist, und sie nicht zu einer wahren und wirklichen macht, die das Objekt mit erschöpfe.

Das ästhetische Urtheil nun läßt er nicht aus dem bloßen Verstande hervorgehen, noch aus der bloß sinnlichen Anschauung, sondern aus dem freien Spiele des Verstandes und der Einbildungskraft. Lust und Wohlgefallen des Subjekts ist die Beziehung.

Dies Wohlgefallen soll

1) ohne alles Interesse, das heißt ohne Bezug auf unser Begehrungsvermögen seyn. Also nicht Neugier, Begierde des Besitzes und Gebrauches; der Kunstgegenstand soll uns um seiner selbst, nicht um unsers Bedürfnisses willen wichtig sein.

2) „Das Schöne soll dasjenige sein, was ohne Begriff, d. h. ohne Kategorie des Verstandes, als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird."

Die Scheidung zwischen Begriff und Gegenstand wird also hier nicht vorgenommen, wie sonst in Kant, das Ich wird sich nicht bewußt, daß es nur einen Akt seiner selbst vor sich habe.

3) Das Schöne soll die Form der Zweckmäßigkeit in sofern haben, als die Zweckmäßigkeit an dem Gegenstande ohne Vorstellung eines Zweckes wahrgenommen wird.

Dies ist derselbe Gang, wie bei Nr. 2. Das Ich soll sich der Trennung vom Objekte nicht bewußt werden, wie dies doch Kant übrigens verlangt. Das Schöne existirt hier als zweckmäßig in sich selbst.

4) Das Schöne soll als ein Gegenstand nothwendigen Wohlgefallens anerkannt werden, ohne Bezug auf Begriffe.

Ueberall zeigt sich also nach dieser Seite, daß Kant seine strenge Scheidung des Subjekts und Objektes bei der Aesthetik verlassen hat. Diese Aussöhnung, welche er sonst verschmäht, soll freilich am Ende doch nur subjektiv, „in Rücksicht auf die Beurtheilung wie auf das Hervorbringen, nicht aber das an und für sich Wahre und Wirkliche selbst sein."

Hierbei preist Hegel den philosophischen Kunstsinn Schillers,

welcher, übrigens so eng an Kant sich schließend, doch zuerst, eher als die Philosophie, diese Kantische Subjectivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen, und den Versuch gewagt habe, über sie hinaus die Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen und künstlerisch zu verwirklichen. Hierher rechnet er besonders Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung."

So werden wir im Verlaufe zu dem Anblick kommen, daß dieser ewige Gegensatz zwischen Gedanken und Natur großartig und vielfach versöhnend just von den beiden Heroen unsrer schönen Literatur vertreten wird, indem Goethe von dem Objekte, von der Natur aus, Schiller von Seiten des Subjektes, des Gedankens die Hand hinüber reicht.

Bei dieser Gedankenfolge bleibt es denn auch sehr merkwürdig, wie sich Goethe, dem alle abstrahirende Trennung so entgegen gesetzt war, zu diesem grausam trennenden Kant verhielt. Eine Stelle in Goethe's Beiträgen zur Naturwissenschaft I Bd. II Heft, S. 104 giebt darüber Auskunft.

Wie zu erwarten, sagt er daß ihm diese Trennung zwischen Gedanke und Gegenstand nie in den Sinn gekommen sei. „Gerne gab ich jedoch den Freunden vollkommenen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenn gleich alle unsere Erkenntniß *mit* der Erfahrung anfange, so entspringe sie darum doch nicht alle *aus* der Erfahrung. Die Erkenntnisse und synthetischen Urtheile a priori ließ ich mir auch gefallen; denn ich hatte ja in meinem ganzen Leben dichtend und beobachtend eben sowohl synthetisch als analytisch verfahren, und diese Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie die physische des Herzens beim Athemholen, nur ein Prozeß."

Weit habe er sich jedoch nicht hinein gewagt in das Labyrinth des Systems, weil ihn „Dichtungsgabe und Menschenverstand davon gehindert hätten." Da kommt ihm Kant's Kritik der Urtheilskraft zu Handen, und er findet mit größter Freude seine „disparatesten Beschäftigungen" mit Natur und Kunst nebeneinandergestellt, eins wie das Andere behandelt und die teleologische und ästhetische Urtheilskraft einander wechselsweise erleuchtend. „Das innere Leben der Kunst so wie der Natur und ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus, war im Buche ganz deutlich ausgesprochen, die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten,

erklärt Kant ausdrücklich, seien die einen, so wie die andern um ihrer selbst willen da; obschon neben einander bestehend, bestehen sie deßwegen doch nicht gegen einander. Deutlich konnte ich nun Zweck und Wirkung unterscheiden, und wußte auch, warum der gemeine Menschenverstand beide so oft mit einander verwechselt. Besonders freute ich mich, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nahe mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen."

Ein Hauptmoment in der Kantischen Philosophie wurde es, daß er unerwartet das, was er bisher nur für Kritik der möglichen Erkenntniß ausgegeben hatte, für die äußerste mögliche Erkenntniß selbst ausgab, daß er das Läugnen der Metaphysik zur Metaphysik selbst stempelte.

Von da an ward die Aufnahme seiner Philosophie natürlich viel heftiger in Entgegnung und Zustimmung.

Wenn wir uns nach dem alten Bestande umsehn, welchen Kant's Lehre in Deutschland antraf, so zeigen sich alle Dogmatiker aus der Wolf'schen Schule, Popularphilosophen und bald oder ganz poetische Philosophen. Es war unmöglich, daß Kant bei alle denen Glück machen konnte. Zunächst ereignete sich das Gewöhnliche. Alles schrie auf über die gewaltsame Sprache Kant's, und die poetischen Gegner Hamann und Herder verweilten besonders bei diesem Vorwurfe. Als ob je eine wirklich neue Gedankenwelt in dem alten Gleise des Ausdrucks entstehen könnte! Jede neue Geburt macht bei einiger Kraft ihr neues Verhältniß geltend, und die Sprache enthält ja eben die stets neu erfindbaren Bestandtheile neuen Verhältnisses.

Das Mißliche lag darin, daß eigentlich nur ein Einziger dem Erfinder Kant in die geheimnißvollen Falten der neuen Redewendung folgen, und in diesen Ecken und Winkeln des neuen Ausdrucks auch die neue Bedeutung ausfinden konnte. Dies war Fichte. Alle Uebrigen, so viel Kantische Jünger da sind, erfaßten den idealistischen Grundpunkt Kant's nicht in seiner Reinheit.

Die vorzüglichsten Gegner sind: Moses Mendelsohn, Hamann, Herder, Fritz Heinrich Jacobi, S. Maimon, Tiedemann, Feder, Tittel, Reimarus, Eberhard, Weishaupt, Nicolai, Plattner, Schulze, Stattler, Abel, Garve, Lazarus Ben. David.

Kant selbst hat Rücksicht genommen auf Eberhard und Garve, und jedem dieser eine Entgegnung geschrieben. Wichtig geworden sind als Gegner Jacobi und G. E. Schulze, letzterer als Verfasser des Aenesidemus, eines geistreichen skeptischen Buches gegen Kant's Lehre, was 1792 erschien und viel Antheil weckte. Dies Buch und die Polemik Salomon Maimons haben nach dem, was Fichte zu Anfange seiner „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" und was Reinhold in „Lebensbeschreibung und Briefwechsel," von dessen Sohne edirt, anführen, Fichte auf die Hauptidee seines Systems geleitet.

Jacobi hat als Gegner darum große Bedeutung gewonnen, weil er in geistreicher, wenn auch nicht systematischer Weise geradezu den gegentheiligen Standpunkt von Kant einnahm, und die Gefühlswelt über die Gedankenwelt setzte.

Hamann verwarf alle bloß logische Form als unzulänglich und trüglich, und wollte die mystische Methode vorgezogen sehn, Realismus und Idealismus seien nicht außer- sondern ineinander. Trotz solcher schönen Blicke, wie dieser letzte einer ist, konnte damit nichts ausgerichtet werden, da Entwickelung und Beweis bei ihm Nebensache und ungenügend, dogmatische Voraussetzungen das Ein und Alles blieben.

Unbedingte Anhänger Kant's wurden: J. Schulz in Königsberg, der sehr eifrig für den Meister ward, dem aber vorzüglich oberflächliches Verständniß Schuld gegeben wird, C. G. Schütz, C. C. E. Schmid, C. H. Heydenreich, S. A. Mellin, die beiden Snell, C. H. Jakob, J. H. Tiefstrunk, J. G. C. Kiesewetter, J. C. Hofbauer, J. G. Maaß, G. Hufeland, A. H. Niemeyer.

Unter den bedingten Anhängern, welche die ableitende Entwickelungsweise Kant's mehr auf eine geschlossene Einheit führen wollten, ist zunächst Leonhard Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, zu nennen, ein sehr beweglicher Kopf, der sich jeder neuen Wendung sanguinisch anschloß, der Kant durch Principien-

regelung des Vorstellungsvermögens tiefer begründen wollte, sich aber selbst damit verspätete. Ferner Sigmund Beck, welcher eine Zeitlang große Hoffnungen erregte. Er bewies, daß Kant's System wirklich idealistisch, und das Ding an sich die ursprüngliche Synthese all' der Verhältnisse sei, durch welche das Ding ist und besteht. Er nahm aber diese Synthese auch nur formal, und so gewann er keinen weitern Fortgang. Ferner Bardili, in welchem sich der empirische Skepticismus des Aenesidem-Schulze und der skeptische Idealismus Beck's in einen neuen Aufschwung zusammenfaßt. Ferner Friedrich Bouterweck, Jacob Friedrich Fries und Wilhelm Traugott Krug. Die ersten beiden haben indessen einen näheren Bezug zu Fichte und werden besser hinter diesem angeführt. Krug hat durch eine philosophisch aufgeputzte Trivialität nur die oberflächliche Theilnahme eine Zeitlang für sich gewonnen, besonders weil er sich mit einer bürgerlichen Redlichkeit auch muthig in allerlei praktischen Fragen vernehmen ließ. Er ist ein merkwürdiges Beispiel, wie man, im Besitz einiger philosophischen Terminologie, auch dem Unbedeutenden und Alltäglichen ein Ansehn geben kann. Hegel besonders hat ihn in's Nichts zurückgewiesen, er muß aber doch aufmerksamer angeführt sein, weil er in den mageren zwanziger Jahren reichlich gesprochen und bis jetzt eine hausbackene Bildungspartie vertreten hat, die alles Interesse nur von der nüchternen und trivialen Seite anzufassen weiß. Das „Organen" und die „Fundamentalphilosophie" sind seine Hauptwerke. Darin wird gelehrt, daß es eine synthetische Einheit des unmittelbaren gemeinen Bewußtseins gebe, Ich und Welt seien nothwendig und ursprünglich verbunden. Diese Verbindung lasse sich aber nicht weiter erklären, weil man zu dieser Erklärung die Synthesis aufheben müsse.

Im Grunde also sei die Philosophie nicht möglich, denn diese Erklärung ist eben Sache derselben, und der Krug'sche Satz ist Eigenthum jedes Menschen, der nie an's Denken gedacht hat. Jeder besitzt diese Synthese, aber er weiß nichts davon und darüber.

Fichte.

Hier nun findet sich eine wahrhafte und kühne Fortbildung in Kant.

Johann Gottlieb Fichte — 1762 — 1814 — wirft das Ding an sich, welches Kant für nicht findbar beweist, weil von sich, sucht nur einen kritischen Princippunkt, und leitet Alles aus diesem Punkte des Subjects nach einer wissenschaftlichen Methode ab, welche er die Wissenschaftslehre nennt. Wir stehen also hier vor dem subjectivsten Idealismus.

Man stellt jetzt gern in Entwickelung des philosophischen Gedankens Jakobi vor Fichte, da Fichte zu seinem Standpunkte nicht bloß von Kant aus, sondern auch in Rücksichtnahme auf Jakobi gekommen sei. Wie er 1796 an Jacobi schreibt, stimmt er darin mit ihm überein, daß er alle Wahrheit da sucht, wo dieser sie sucht, im innersten Heiligthume unsers Wesens. Dies ist indessen doch ein vager Ausdruck, und es ergiebt sich auch im übrigen Fichte, wenigstens dem der ersten Hälfte, zu wenig Jacobi'scher Einfluß, als daß man ihn, wie zum Theil aus diesem mitgeboren, und nicht sogleich nach Kant aufführen sollte. Spricht Fichte auch von einer Ausgleichung des Jakobi'schen Dogmatismus mit Kant's Kriticismus, so sagt er doch auch ohne Weiteres, daß sein System dieselbe Ansicht der Sache enthalte als das Kantische, wenn es auch im Verfahren ganz unabhängig von der Kantischen Darstellung sei. Den Nachfolgern Kant's — Beck allein ausgenommen — wirft er vor, den Idealismus Kant's verkannt zu haben.

Das Subjekt, Ich, ist ihm ursprünglich frei, unbedingt, vernünftig, — dies in seiner verständigen Thätigkeit anzuschauen ist Anfang der Wissenschaft.

Der erste Akt zeigt ihm Einheit und Gleichheit mit sich selbst: Ich = Ich.

Der zweite Akt, um aus dieser Unterschiedslosigkeit heraus zu kommen, ist der Anstoß, welchen ein Anderes, ein Nicht-Ich giebt. Dadurch wird Ich beschränkt, von sich selbst verschieden.

Aus diesem leidenden Zustande geht es entweder als theoretisches oder als praktisches hervor. Nämlich: Bestimmt

das Ich jenes Nicht – Ich so, daß letzteres ein am Ich vermittelt gesetztes Theil = Ich (Objekt) bleibt, und bei dauerndem Anstoße in's Unendliche sich entwickelt, so entstehen daraus die besonderen Seelenvermögen: Einbildungskraft, Vernunft, Verstand, Urtheilsfähigkeit ꝛc., so wie alle Kategorieen des theoretischen Ich, kurz, Alles, was Erfahrung heißt.

Trachtet dagegen das Ich nach Befreiung vom Nicht—Ich, nach Unterwerfung desselben als eines Nichtigen, so verschafft es an und außer sich alle praktische Vermögen, Handlungen und Lebenszwecke.

Dort macht es sich also selbst zu einer Verstandeswelt des Wissens und der Erfahrung, und hier schafft es außer sich das Reich der sittlichen Freiheit.

Dies ist eben so wenig auf Erden zu vollenden, als das Nicht—Ich zu überwinden ist. Die uns unübersteiglichen Grenzen lassen uns nicht über ein Streben hinaus, und man muß eine „moralische Weltordnung" voraussetzen, welche Gott ist. Vereinigung mit Gott ist Zweck des Lebens. —

Man findet also hier Kant's Kriticismus zum vollkommensten transcendentalen Idealismus ausgebildet, man sieht eine großartige Konstruktion des kritischen Gedankens versucht. Das Kantische Ich, was nur bescheiden und prüfend sich zurückhielt, ist außerordentlich erhöht, ist unbedingt gedacht, — natürlich bleiben die Vorwürfe, welche man dem Kantianismus machte, in Kraft, man blieb erstaunt, daß alle objektive Welt verloren gehe, der Mensch nichts mehr behalten sollte, als die Welt seines Gedankens. Es sind nicht alle Menschen geneigt, jede höhere Berufung in sich selbst zu erledigen.

Hochachtung gebietend ist der Einfluß auf scharfsinniges Denkstreben, der hiermit geübt wurde; fremde Nationen halten es nicht für möglich, solch ein belebtes Reich der feinsten Gedankengeschöpfe zu erzeugen, wie dies deutsche Philosophie, besonders durch Kant und Fichte, erzeugt hat. Die Sprache seufzt, die angenommene Denkform läßt sich nur stöhnend umbiegen, aber die starken Geister achten, wie Eroberer, der Schlachtverste nicht, und wer möchte bis in's Detail nachweisen, welchem Veränderungen all unsre Existenz durch diese philosophische Betriebsamkeit erlitten hat. Sie allein war es auch, welche dem

Glauben an positive Religion wieder einiges Leben einhauchte. Wenigen ist just dieses specifische Talent des formellen Philosophirens gegeben, ein anderes Talent hat für Bestreitung desselben seine Waffe, denn die Waffen verschiedener Talente haben verschiedene Schlachtfelder, sie begegnen einander nicht, — was blieb starken Naturen übrig, die sich dem philosophischen Despotismus nicht unterwerfen wollten? Nichts Anderes, als wozu die schwachen flüchteten. Sie ergriffen die positive Ueberlieferung des höheren Gedankens; ohne eigentliche Religion ward Religion wieder empfohlen. Der Poet wollte den persönlichen Gott nicht hingeben für ein moralisches Weltgesetz, das Geisterleben für eine todte Masse, die nur auf der Iris unsrer Seele lebendig sei.

Bei philosophischen Talenten aber wurde die verwegene Fichte'sche Kraft außerordentlich fruchtbar, man sieht hier reichlichen Saamen, der später in Schelling und Hegel aufgeht. Der Zweck dieses Buches verlangt deshalb eine nähere Einsicht in das Formale des Fichte'schen Systems, und weil dieses System so streng auf kategorischen Formeln beruht, so kann man sich nicht mit einer Beschreibung desselben abfinden, sondern muß die Formeln selbst überliefern.

Die Hauptschriften Fichte's, worin er sie niedergelegt, sind folgende: „die Einladungsschrift über den Begriff der Wissenschaftslehre, Weimar 1794," — dazu gehören zwei Einleitungen im philosophischen Journale 1795, erstes und viertes Stück, — „die Grundlage der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen, 1795," — „die Grundlage des Naturrechts, 1796 und 97," — „das System der Sittenlehre, 1798," — „die Appellation und Verantwortung wegen des angeschuldigten Atheism, 1799," — „über die Bestimmung des Menschen, 1800," — „sonnenklarer Bericht an das größere Publikum, 1801."

Es ist in dieser Aufzählung auf manche Schrift nicht Rücksicht genommen, die ihn von anderer als streng philosophischer Weise zeigt, und die uns später einen neuen Bezug für ihn öffnet. Zum Beispiele: „Grundzüge über das jetzige Zeitalter, 1804 und 5," — „über das Wesen des Gelehrten, 1806," — „Reden an die deutsche Nation," welche er 1808 in Berlin hielt, — „über den Begriff des wahren Krieges, 1815," und Viele,

was, wie dies, nach seinem Tode erschien und seinen zweiten Standpunkt deutlicher feststellte, wie „die Thatsachen des Bewußtseins," — „die Staatslehre" ꝛc.

Die Hauptformeln des Systems selbst sind folgende:

Philosophie ist die Wissenschaft der Wissenschaft, also Wissenschaftslehre.

Ich ist gleich Ich; dies ist der erste unbedingte Grundsatz.

Das Ich ist Thätigkeit, also setzt es sich selbst, es ist zugleich Subjekt, das, was handelt, und Objekt, die Handlung als Ergebniß, welches durch Reflexion des Subjektes auf sich selbst entsteht. Dieses sich selbst Setzen des Ich's heißt das Bewußtsein.

Jene Reflexion des Ichs auf sich selbst entsteht durch einen Anstoß, den die theoretische Philosophie als eine Forderung stellt.

Der zweite Grundsatz ist der Satz des Widerspruches, nämlich der: Das Ich ist zum Theil gleich dem Nicht—Ich, dem, was außer dem Ich ist. Dieser Satz ist also schon bedingt, denn ohne Ich giebt es kein Nicht—Ich.

Der dritte Grundsatz ist der des Grundes. Das Nicht—Ich, was erst durch das Ich eine Existenz gewonnen hat, wird von dem Ich dem Ich entgegengesetzt.

Diese drei Grundsätze sind Thesis, Antithesis und Synthesis.

An die Synthesis halten wir uns nun, nach welcher Ich und Nicht—Ich einander entgegen stehen, und sagen: entweder es bestimmt das Ich das Nicht—Ich, oder umgekehrt.

Wenn Ich in sich einkehrt, so begrenzt es sich, und schafft sich gegenüber ein anderes Nicht—Ich. Insofern also Ich beschränkt erscheint in der Reflexion, so ist Nicht—Ich, oder die Welt, unendlich, das Ich aber endlich.

Eben so umgekehrt: insofern das Ich bestimmt, ist dies unendlich und Nicht—Ich endlich.

Wo Ich thätig auftritt, nennt man es Gedanke, wo leidend, Empfindung.

Zwischen dem Gedanken und der Empfindung, da diese von entgegengesetzter Seite ausgehn, schwebt das Gemüth im Vorstellen zwischen zwei Vorstellungen, und zwar als Einbildungskraft, das Schweben selbst ist das Anschauen. Dies Anschauen drängt also gleichsam Thun und Leiden des Ich in Eins, und wird solchergestalt Bewußtsein.

Das Bewußtsein giebt also ein angeschautes Objekt, was dem Ich als von außen kommend erscheinen muß, weil dies Ich im Akte selbst nicht hervorbringen und auffassen zugleich kann.

Ein festgehaltenes Anschauen ist also Anschauung, die freie Thätigkeit des Ichs hält fest, und dies ist die Vernunft; festgehalten wird die Einbildungskraft, das Produkt ist die Anschauung.

Der Verstand hält die Anschauung im Bewußtsein fort. Er producirt nicht, giebt nur den Stand, verbeständigt, verständigt, realisirt das Ideelle.

Ueber die That des Verstandes kombinirt die Urtheilskraft. Sie sind also für einander nöthig.

Grund und Boden alles Wissens ist die Vernunft, — Erkenntniß, welche Reales und Ideales zusammenbringt.

Dies sind die Hauptformeln der theoretischen Wissenschaftslehre, welche mit Vorstellen, Anschauen und Erkennen oder Wissen zu thun hat.

Die praktische Wissenschaftslehre, die sich um Wollen und Handeln bewegt, geht von dem entgegengesetzten Satze aus: das Ich sei sich, obwohl das Nicht—Ich bestimmend, seiner selbst bewußt.

Als solches ist es absolut und frei, unendlich und die einzige wahre Realität.

Es kann also in's Unendliche verursachen, allein es bekundet sich nur als ein Streben, weil es in seinem Bewußtsein immer nur als ein endliches erscheint, was durch das außer ihm, durch das Nicht—Ich begrenzt werde.

Das Streben geht daher immer nur auf etwas Bestimmtes, d. h. Begrenztes, wenn auch die eigentliche Wurzel unbegrenzt ist.

Deshalb, weil der Trieb nach außen nicht ganz ausströmen kann, wirkt er auch nach innen auf das Ich zurück, und es entsteht der nie geschlichtete Kampf zwischen Freiheit des Ichs und Nothwendigkeit des Nicht—Ichs.

Der Begriff der Pflicht, dies unbedingte Sollen des Bewußtseins, erhält diesen Kampf gegen das Nicht—Ich fortwährend,

denn das Nicht—Ich ist eine todte Schranke, nur Wissen ist Thätigkeit und Leben.

Das Nicht—Ich ist nur da, um vernichtet zu werden.

Der ideale Gott, die moralische Weltordnung, hat von Ewigkeit dafür gesorgt, daß diese endlich gelinge, daß die Idee über die Materie siegen müsse.

Je mehr Jemand an sich die moralische Weltordnung verwirklicht, desto mehr nähert er sich der Gottheit, und umgekehrt.

Die aktive moralische Weltordnung, dies Sein der Gottheit, kann nicht theoretisch erkannt werden. Nur ein vernünftiger Glaube, ein Glaube moralischer Art, reicht daran, — was derartig über den Moralbegriff hinaus gefolgert wird, ist thöricht und abgöttisch.

Uebereinstimmung der innern Meinung des Gewissens mit dem Handeln ist Tugend.

Der Staat hat das Vernunftrecht zu verwirklichen.

Der Staat ist nothwendig, ohne ihn wäre das Vernunftrecht nur eine Formel. Man sieht dies am Völkerrechte, dem ein Bund kultivirter Nationen fehlt; es herrscht da immer nur die brutale Stärke.

Die Lehre vom Staate hat Fichte in seinem zweiten Stadium, wo er sich der praktischen Welt näher anschloß, weiter ausgebildet. Man nennt dies zweite Stadium Fichte's ein zahmes, zugebendes gegen die frühere abstrakte Kühnheit. Es beginnt bereits 1800 mit seinen kleinen Schriften „über die Bestimmung des Menschen" und 1801 mit dem „sonnenklaren Bericht an das größere Publikum;" wird weiter geführt in den Erlanger Vorlesungen „über die Bestimmung des Gelehrten," in der 1806 zu Berlin erscheinenden Schrift „Anweisung zum seligen Leben in Gott" und in den 1808 daselbst gehaltenen „Reden an die deutsche Nation." In alle dem schloß er sich dem gewöhnlichen Bewußtsein an, und gestand dem Nicht—Ich, der äußeren Welt, eine Wirklichkeit zu, die er früher geläugnet. Er nennt sie zwar noch wie früher eine todte Schranke, aber doch einen Gegenstand, der durch den menschlichen Geist eine Realität erhalte. Der Mensch und das Wissen in ihm bleibt ihm indessen die einzige Form, worin sich das unendliche Sein

offenbare, und die übrige Welt nur dadurch etwas, daß sie der Mensch zu etwas mache.

Gegen diesen Punkt richtet Schelling, der die Natur retten will, alle Waffen, und dieser Punkt ist es wiederum, worin der spätere Hegel in neuer dialektischer Wendung dem Fichte'schen Gedanken gegen Schelling näher tritt, indem auch ihm, dem Hegel, nur der gedankliche Prozeß wahres Leben ist.

Fichte hat die nach dem jetzigen Standpunkt richtige Einsicht, daß der Anfang der Philosophie nicht bewiesen werden kann. Würde er dies, so wäre er ein Vermitteltes, hinge von einer Bedingung ab. Er beginnt mit dem Ich, und entbehrt nur einer wirklich dialektischen Bewegung zum zweiten Satze, zum Nicht—Ich, was bei ihm nur dualistisch beigezogen wird. Uebrigens aber hat er das Verdienst, die von Kant angedeutete Trichotomie entschieden aufgefaßt zu haben, was durch Hegel zur absoluten Form des Wissens gestempelt wurde. — Das Ansich ist bei Fichte nicht mehr das Unnahbare, sondern es ist so, wie wir es machen sollen, unser innerster Geist, wie er sich praktisch realisirt. Die Entfaltung des menschlichen Geistes ist die Entfaltung Gottes. So nahe streift Fichte an Hegel. Der Hegel'sche Schüler bewundert denn auch nichts mehr nach Hegels Logik als Kant's Kritik und Fichte's Wissenschaftslehre.

Eine so kühne Schöpfung wie das Fichte'sche System erweckte natürlich die lebhafteste Opposition. Was sich dem mehr urtheilenden als gestaltenden Kant gegenüber noch zurückgehalten hatte, das gerieth gegen den konstitutiven Idealismus Fichte's in entschlossenere Aufregung. Außer Schelling und Jakobi machte sich auch Jean Paul auf, dieser unpoetischen Lehre entgegen zu treten, und er that dies in seiner „clavis Fichtiana," worin mit allerlei geistreichen Beispielen und Anwendungen das System verspottet wird. Ueber das absolute Ich dem Nicht—Ich gegenüber sagt er: es gleicht dem Vater des Sobouroff, der sich selber Geld borgte, sich Wechsel ausstellte, sich oft protestirte, und sich nach dem Wechselrechte streng genug behandelte; bloß zu ihrer Verherrlichung thut die absolute Ichheit alles, — oder: es kommt mir wie jener Handelsmann in Montaigne vor, der, um ein Lavement zu nehmen, die Werkzeuge und alle Ingredienzien auf den Tisch vor sich hinlegen ließ, und Alles dann ein wenig

besah, worauf sogleich, ohne daß man ihm das Klystier wirklich setzte, die Sedes kamen, die nur einmal ausblieben, als gerade die Frau aus Geiz wohlfeilere Species aufgetragen hatte.

Fichte's Leben ist denn auch ein immerwährender Kampf gewesen. Obenein fiel es in die aufgeregteste Zeit der neuen Geschichte, in die Zeiten des Convents und des erobernden Napoleon, das Leben selbst also wirkte so stark auf Empfängniß einer solchen Philosophie, wie diese auf ein Leben, das schon aus den Fugen glitt. Die ganze revolutionaire Welt war bereits in einem Fichte'schen Prozesse begriffen, sie strebte krampfhaft, sich aus sich selbst zu gebären, aus dem absoluten Ich, ohne die mindeste Rücksicht auf ein gegebenes Objekt in Geschichte und Gegenstand. Nur aus dem absoluten Ich wurden Gesetze und Konstitutionen gesucht. —

Man soll die pragmatische Anschauung geschichtlicher Phänomene nicht überschätzen, aber um für den schwankenden Menschengeist einen Halt zu gewinnen, lasse man sie doch nie außer Acht. Der Zusammenhang giebt stets Resultate, die man abstrakt blickend übersieht, und die eben so viel der unmittelbaren Offenbarung in sich haben als der selbstständig aufwachende Gedanke des Genies. Man verschmähe dies also auch beim Philosophen und beim philosophischen Systeme nicht, man suche den Zusammenhang, in welchem das System entstanden sei. Ein Theil der Höhe, worauf sich jede Nachwelt der Vergangenheit gegenüber befindet, ist ja aus der Uebersicht des historischen Zusammenhanges aufgehäuft. Diese Höhe kann man auch einem philosophischen Systeme gegenüber gewinnen, wenn man alle inneren und äußeren Schicksale des Philosophen zu einer vollen Lebensgeschichte vereinigt.

Der hoch-asiatische, der ägyptische, der griechische, der scholastische Philosoph sind uns zur Hälfte erklärt, wenn wir eine dramatische Gruppe ihrer menschlichen Existenz zusammenfinden. Wie lebhaft wird der Wunsch bei so naher und gewaltiger Erscheinung wie Fichte's! Wir haben den Titanenkampf mit dem abstrakten Gedanken in so hundertfacher Form gesehn von Moses bis auf Fichte, wir denken wohl manchmal an eine todte Zahlenreihe, mit welcher sich hundert- und aberhundertfache Veränderung vornehmen lasse, ohne daß ein Stein am wirklichen

Objekte gerückt sei. Dennoch trennen wir uns nicht gern von dem Gedanken, daß in Erfüllung und Vollendung des menschlichen Denkvermögens diese unsere Welt einmal erfüllt und beendigt werde, obwohl sich ohne Zeit und Raum nichts in uns gestalten läßt, und Zeit und Raum stets wieder die Streitpunkte neuer Philosophie werden; kurz, unsere Theilnahme bleibt dem Philosophiren zugewendet, so viel gegen den dadurch gewonnenen, scheinbar unmerklichen Fortschritt gespottet wird. Diese Geneigtheit unserer Bildung fände einen ergiebigen Vorschub, wenn pragmatische Biographieen der Denker die menschlichen Verbindungswege unter der erhöhten Gedankenwelt aufsuchten. Besonders da, wo sich, wie bei Fichte, der Gedanke so großartig verwegen von dem herkömmlichen Bewußtsein, und von der außen gegebenen Welt losreißt. Die Geburt des Systems in Anlage, Lage und Charakter des Systemphilosophen nachzuweisen wäre die Aufgabe einer sehr lohnenden biographischen Wissenschaft. Was wir werden sehn, glauben wir zu beherrschen, ein solcher Einblick in die philosophischen Keime, worin die Mysterien aller Geschichtsentwickelung ruhn, würde dem philosophischen Studium einen interessanten Schwung, der Geschichtsentwickelung einen tiefen Gewinn bringen, und es verschwände endlich auch, was nichts Geringes, die so lächerliche als mißliche Erscheinung, daß stets über Unverstand und Mißverstand eigenthümlicher Systeme geklagt würde.

Fichte's Leben bis in's feinste Detail der inneren Regung ist vor vielen andern eine solche Aufgabe, denn er ist eben noch etwas ganz Anderes als seine Philosophie. Unter Schmerzen philosophirte er, er nennt es selbst einen „widerlichen Zustand," sich in's Philosophiren zu versetzen. Die ihm angemessene, und darum seinem Wirken ergiebigste Welt lag also in einem andern Felde, denn die That des inneren Berufes entwickelt sich leicht. Krampfhaft, gewaltsam, und weil er ein titanenhafter Mensch war, dennoch erfolgreich riß er auch bei der ihm angemessenen Arbeit Felsen und Gebirge los, welche der Welt zu thun gaben.

Wie viel wird in solcher einzelnen Notiz schon geboten zu neuer Einsicht in eine so gewaltsame Idealistik wie die Fichte'sche; welch' eine pragmatische Kenntniß und Folgerung öffnete sich,

wenn man genau die Sache, das Grundinteresse jedes Philosophen, auffände. Um ein Ding besonders gruppirt sich jedes Menschen mannigfaltigste Kraft.

Man bereitete auch einen großen Schritt für die Sprache vor. Jeder Philosoph braucht eine andere, sucht Charaktere für seinen Denkcharakter; wir aber wollen uns nicht weiter unsers Ichs entäußern, um ihn zu verstehen, als es die starre Grammatik erlaubt, wir haben keine Brücke in's Sprachherz des Philosophen, als die Combination in Schulgedanken, und wie wenig ist das, mächtig eig'ner Aeußerung gegenüber! Das System und die Sprache des Philosophen ist eine Individualität, welche des genialen Einblicks von unserer Seite bedarf.

Reinhold begriff das und verlangte eine Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, — das heißt, er wollte generalisiren, was sich so wenig generalisiren läßt.

Nun haben wir zwar eine Biographie Fichte's, und zwar eine ausführliche in zwei Bänden, allein der eigene Sohn Fichte's ist der Verfasser, und dieser Sohn macht obenein selbst Ansprüche auf eig'ne philosophische Systematik. Dies sind zwei große Hindernisse: der Sohn und der Philosoph sieht nicht frei von außen hinein in das Bild des väterlichen Lebens.

Fichte war armen Ursprungs aus Rammenau bei dem Oberlausitz'schen Städtchen Camenz. Er sieht wie Sokrates, und zwar schon als Knabe, stundenlang einsam starrend auf dem Felde. Auf der Schulpforte lernte, in Jena, Leipzig und Wittenberg studirte er. Später ist er Hauslehrer in Polen und in der Schweiz, dann Professor in Jena. Dort wird er zum Abschiede gedrängt durch Kursachsen, welches ihn des Atheismus anklagt; 1805 finden wir ihn bei der Universität Erlangen angestellt, während des nächsten Krieges in Königsberg und Kopenhagen und dann in Berlin, wo er seine berühmten Reden hält, 1810 Professor wird und 1814 am 29. Januar stirbt.

Alle Bahnen einer revolutionairen Zeit liegen in diesem, scheinbar nicht so außerordentlichen Leben, und man könnte herausblicken, wie der tiefste Revolutionsgedanke in einem Manne lebte, der durch Entschlossenheit und Kraft auf das energischste Handeln angewiesen schien, und nur sinnen durfte.

Alle die Leidenschaft, welche sich in Fichte's Wesen kund gab, ward von Wichtigkeit für unsere Literatur. Sie entzündete erst recht das Für und Wider in Sachen des neuen Gedankens, dieser neue Idealismus brannte nun erst recht hindurch durch alle Köpfe und Herzen. Die Poeten, diese Väter und Kinder der Leidenschaft, wurden jetzt erst lebhaft betheiligt. Schillers Poesie, die, wenn auch nicht aus, doch neben diesem neuen Idealismus ihren gedanklichen Stolz, ihren moralischen Schwung schöpfte, füllte sich zum Vortheile unserer Herzen mit Fichte'schem Ungestüme. Kurz, Fichte ward der weitererobernde Feldherr des Idealismus, und seine Waffen klirren überall, wo man in das Gebiet unsers damaligen geistigen Lebens hinein schaut. Merkwürdig wird sein Denkwesen auch am Genialsten von Poeten und solchen aufgenommen, welche romantischer Welt nahe stehen, von Novalis, Friedrich Schlegel, Schleiermacher.

Es giebt drei Punkte in der Fichte'schen Lebensgeschichte, wo sich dramatisch dreierlei wichtige Zustände der deutschen Existenz aus jener Zeit herausstellen. Zum Ersten, da er arm und jung aus Warschau nach Königsberg kommt, Kopf und Herz voll weltbewegender Gedanken. Er weiß nicht, wohin damit, das Leben in Deutschland ist so unfruchtbar an Gelegenheit für einen gelehrten jungen Mann, daß man in Königsberg weiter keine Hoffnung für ihn hat, als irgend eine Hauslehrerstelle. Er will sich nicht dazu bequemen, und doch verspricht ihm sein Beutel nur noch Mittagessen auf wenige Tage; er geht zu Kant, sie sprechen über die sublimste Spitze des Gedankens, daheim schreibt er rasch einen großen philosophischen Aufsatz und schickt ihn an Kant, den schon berühmten Professor, und fragt bald darauf, ob er ein kleines Geldarlehn von ihm erhalten könne. Kant bittet ihn wieder zu Tische, die höchsten Gespräche gehen hin und her, wie unter den stolzesten und begabtesten Männern, der reale Geldmangel bleibt verborgen im Hintergrunde, nebenher muß ihn Kant versichern, daß er für den Augenblick selbst nicht im Stande sei, ihm zu helfen. Dies ist die Lage der beiden Männer, welchen die oberste Herrschaft deutscher Gedankenwelt angehörte.

Später sehen wir Fichte von der Schweiz aus nach Jena berufen, er tritt in die blühende Zeit jener kleinen Universität,

wo diese den Kern deutschen Geistes in sich pflegt, wie einst Prag, dann Wittenberg, dann Leipzig, dann Halle, dann Göttingen. Schiller lebt damals in Jena und lehrt, die Schlegel, v. Woltmann lehren, Humboldt schließt sich an, Goethe, Herder, Wieland wirken von dem nahen Weimar. Die kühnste Geburt des Fichte'schen Geistes geht hier sorglos heraus, kein historisches Hemmniß wird beachtet, in Niethammers „philosophische Journal" giebt er die verwegensten Combinationen frei. Da trägt Kursachsen auf Entfernung des Mannes wegen Atheismus an, den er absonderlich in der Schrift „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung" gelehrt habe. Fichte wohnt so tief in der philosophischen Freiheit damaliger Zeit, daß er die Anklage nicht begreift und sie brüskirt. Was kann Atheismus heißen bei spekulirender Philosophie, die nur für ihren systematischen Gang und für sonst nichts sich verantwortlich glaubt. Man denkt nur, daß der Gang wissenschaftlich anzufechten sei, und bekümmerniß um Resultate nur der Wissenschaft zustehe. In dieser Ansicht benimmt sich Fichte trotzig, ungeschickt; Goethe, welcher die Weimar'sche Staatswelt zu vertreten und sich darin mehr um das nach außen wirksame Resultat, als um den logischen Gang eines Professors zu kümmern hat, obwohl er sonst gegen diesen Gang nichts Besonderes einwendet, kann ihn nicht halten, und Fichte geht.

Zum Dritten sehen wir ihn inmitten der realen Bedrängnisse damaliger Zeit, wo der Franzose unser Vaterland erobert. Er stumpft die theoretischen Spitzen seiner früheren Lehre ab, er drängt seine gedankliche Leidenschaft auf die nächste Nothwendigkeit der äußeren Welt, er spricht und schreibt populär, er hält seine Reden an die deutsche Nation.

Werfen wir noch einen Blick auf Fichte's Verhältniß zur Religion, und auf den Umwandlungspunkt in seinem Systeme:

„Eine Wechselwirkung Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinschaftlicher praktischer Ueberzeugungen heißt eine Kirche, ein ethisches Gemeinwesen — und das, worüber Alle einig sind, ihr Symbol. Es muß stets verändert werden; denn das, worüber Alle übereinstimmen, wird doch bei fortgesetzter Wechselwirkung der Geister allmählig sich vermehren." — „Darauf dringen, daß die Einkleidung des Symbols Bestimmung sei, ist

Unwissenheit: wider eigne Ueberzeugung es sich zum Zwecke machen, Andere bei diesem Glauben zu erhalten, ist gewissenlos und das eigentliche wahre Pfaffenthum. Das weitere Fortschreiten, die Erhebung des Symbols, ist eben der Geist des Protestantismus."

„Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz ist unmöglich und widersprechend." Was sich unter Gott etwas Anderes als eine moralische Weltordnung dachte, war ihm höchst unwürdig, höchst verdächtig.

Nach der Fichte'schen Umgestaltung, die etwa in den Anfang des neuen Jahrhunderts fällt, erhalten diese Dinge wohl eine andere Physiognomie, aber es bleibt ihnen doch im Grunde dasselbe Herz. Es heißt bei ihm nach dieser Umgestaltung: „Der Begriff bricht irgendwo in der Welt zum Bewußtsein durch; dies geschieht genialisch als Offenbarung. Jedes Symbol ist Nothsymbol." Es ist perfektibel — „Sind die Urkunden des Symbols seit ihrer Entstehung noch niemals ganz und richtig verstanden worden, wie ich dies von den christlichen glaube, so muß der künftige Lehrer durch neue Interpretation ihren wahren Inhalt hervorziehn."

Der Fichte'sche Wendepunkt zeigt sich 1800 schon in einem Briefe an Schelling, worin er verspricht, über das Ich hinauszugehn. Das that er denn, aber nicht so weit, als daß ihm nicht die neuere Philosophie vorzuwerfen gehabt hätte, er sei im „unendlichen Prozesse stecken geblieben," und habe seinen Reflexionsstandpunkt nicht überwunden, oder doch nur, wie Hegelianer nachweisen, einzeln, ohne Konsequenz überwunden. Schelling trat 1806 sehr erbittert gegen ihn auf, und zieh ihn des Plagiates. Es bleibt ein staunenswerther Anblick, wie sich der alte Löwe wehrt, und unerschöpflich producirend, einer neuen Einsicht Herr zu werden, oder ihr zum Trotz mächtig zu bleiben sucht. Ein Wesentliches im Wechsel ist, daß er die Erfahrung als ein Hauptkriterium annimmt. Das Wissen wird nicht mehr als ein Moment in der göttlichen Entwickelung aufgefaßt, sondern außer Gott gesetzt. Ein Bild, ein Schema von Gott ist nur darin. Die Wissenschaftslehre wird nur Weisheitslehre.

Wie viel spiegelt sich in diesem gewaltigen Manne! Einzelne

haben sich's auch, nur leider immer beiläufig, zur Aufgabe gemacht, wie viel Fichte'sches in dem damals modern entstehenden preußischen Staate enthalten sei. Der Fürst Hardenberg, dieser vortreffliche Staatsmann, hat ihm die genialste Gunst zugewendet, und man würde in dessen Plänen und in Fichte's Reden die edeln und die gründlichen Bestandtheile bis auf das Turnerthum vorbereitet finden.

Friedrich Heinrich Jacobi

1743 — 1819.

Dieser Mann, dem wir schon so oft begegnet sind, verlangt hier seine eigene Stellung, da er, obgleich gegen alle damalige Philosophie des Systems auftretend, doch eine philosophische Stellung gewann, und zwar eine Stellung ganz im Gegensatze zu diesen Helden des Gedankens.

Im Allgemeinen ist Jacobi der geistvollste Dilettant jener philosophischen Zeit, welcher alle Uebelstände der Systematik empfand, ohne ihnen eine Abhilfe zu verschaffen. Zum eigentlich Thatsächlichen in der Literargeschichte reichte seine Kraft nicht hin. Fast durchgängig ist er ein Bild selbst jenes Zustandes, den wir seit Zersprengung der dogmatischen Einheit vor uns sahen: allerlei Anfänge zu neuer Philosophie sind da, aber der zusammen dichtende, in's wirklich lebendige Dasein erhebende Hauch des Genius fehlt.

Er ist ungeduldig, daß es so langsam geht mit der Konstituirung des neuen Dogma, daß man, trostlos für das Herz, so weit ausholt wie die idealistische Philosophie, er eilt mit Hilfe einzelner Regung zum Abschlusse, und wird dabei von außen fortwährend gestört. Wie eine unordentliche Reise durch schöne Länder gemahnt darum seine Existenz. Hier mahnt ihn der idealistische Philosoph, daß er auf der letzten Station das Wichtigste vergessen habe und umkehren müsse, hier geht ihn zornig der Naturphilosoph an, wie er oberflächlich durch den wichtigsten Landestheil habe eilen mögen, und daß er umkehren müsse; dort beklagt ihn der Poet, daß er sich die schönste Unmittelbarkeit durch

Raisonnement zerstöre, und daß er besser thäte, sich unbefangen noch einmal hinein zu versetzen; dort steht am Ende der Theologe selbst, daß in solcher Erklärungsweise die überlieferte Größe beleidigt und verletzt werde, und daß er die Reise noch einmal von vorn zu beginnen habe.

Und Jacobi war so vorherrschend dem Gebildetwerden, und so wenig der selbstständigen Zeugung zugewiesen, daß er jeder mahnenden Richtung einen lebhaften Einfluß nicht versagen konnte. So wurde er denn ganz nach Art seiner zwei bedeutendsten Schriften „Allwills Briefwechsel" und „Woldemar," ein philosophischer Roman statt eines Philosophen, mit dem der Dichter und der Philosoph nicht zufrieden war, und den die jetzige Welt ein in Vermittelung abschwächendes juste milieu nennen würde.

Dabei bleibt seine Erscheinung eine überaus liebenswürdige und schätzenswerthe, besonders wenn man sie so betrachtet, wie es Jacobi selbst gewollt zu haben scheint. Wir sehen ihn nämlich Talente unterstützen, wie das Heinse'sche, die seinem Naturell geradezu entgegengesetzt sind, und wo er geradezu für ein Bildungsmoment beiträgt, was über die Berechnung seines Beifalls hinaus einwirken kann. Er will also eine anregende und helfende Person sein, die über die kurze systematische Absicht hinaus lange. Als eine solche Person, als eine förderſame Individualität, die mehr ist, denn eine abgeschlossene Absicht, ist er überaus wichtig, ja groß und einzig in unserer literarischen Welt.

Die Art, wie er an die Literatur kam, mochte wohl eine Hauptursache sein, daß ihm ein gewisser Dilettantismus eigen blieb. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Düsseldorf, und verrieth in der Jugend keine besondere Anlage. Da nun sein älterer Bruder Georg, den wir schon in der Nähe Gleims gesehn und als Dichter angeführt haben, der Wissenschaft gewidmet war, so wurde der jüngere dem Kaufmannsstande bestimmt. Dieser Stand paßte allerdings am wenigsten für ihn, ein religiöser Tiefsinn bildete sich bei ihm aus, welchen die Handelsgenossen verspotteten, in Genf, wohin er von Frankfurt kam, kümmerte er sich mehr um Gelehrte und Literatur als um Handel, eine reiche und glückliche Heirath mit Betty v. Clermont, eine Anstellung bei der Jülich-Berg'schen Hofkammer, Bekanntschaft mit Wieland und Goethe, — alles das entfernte ihn vom

Handel und brachte ihn in die Literatur. Frühzeitig schrieb er die Anfänge des Allwill und Woldemar, und das interessante Leben in Pempelfort, einer ländlichen Besitzung, die er sich anlegte, und wo reichlicher Besuch einkehrte, trieb die literarische Vorliebe zu immer größerer Reife. Daneben blieb er doch Geheimer Rath in München, wozu er gemacht worden war, später Präsident der wissenschaftlichen Akademie daselbst, und erhielt sich solchergestalt eine vielfache Existenz, neben und in welcher die Literatur immer nur dilettantisch betrieben sein mochte.

In den Heidelberger Jahrbüchern von 1817 findet sich eine Charakteristik Jacobi's von Hegel, welche vorzugsweise den Philosophen Jacobi schildert.

Nicht der Gedanke, sondern der Glaube, ist Jacobi's letzte Berufung, er vertritt die Gefühlswelt dem terroristischen Gedanken gegenüber. — Es giebt durchaus keinen bloß spekulativen Weg zum Innewerden Gottes, — giebt man sich einem solchen hin, so kann man dem gottesläugnerischen Spinozismus nicht entgehn. — Das Objekt, das Nicht-Ich, die Welt in ihren Formen, welche dem Idealismus nur durch den Gedanken existirend ist, nimmt er umgekehrt für das Wichtigste, für den Ausdruck der höchsten Vernunft an.

Es giebt, sagt er, nicht eine doppelte Erkenntniß vom wirklichen Dasein, vom Dinge an sich, nicht eine a priori und eine a posteriori, sondern nur eine einfache durch Empfindung.

Wissen und Ueberzeugung aus Gründen ist immer eine Kenntniß aus zweiter Hand, da die ursprüngliche auch aus dem Glauben kommt.

Die Vernunft weiß immer nur Verhältnisse des Seins, nicht das Sein selbst.

Wahrheit wird nur erfahren, nicht erdacht.

Tugend ist der Vernunftinstinkt zum Guten und Wahren.

Gäbe es nicht eine Vernunft, — Wahrheit an sich außer der durch unsern Gedanken hervorgebrachten, — so wäre die Wurzel aller Wesen ein reines Nichts. — Man citirt hierzu geistreich eine Stelle Goethe's: „Das Sonnenlicht ist im Auge, aber nicht bloß im Auge."

Auf den Himmel verweisen der Belehnung und irdischer Oekonomie wegen, ist unwürdiger als Gottesläugnerei.

— Und so kann man in Aufführung interessanter Sätze fortfahren, da es daran nicht fehlt, und es sich bei Jacobi nicht um ein geschlossenes System, sondern um geistreiche Punkte handelt, deren sich zahlreiche finden. Es ist neuerdings folgende Aeußerung von Jacobi bekannt worden, die er einst für seinen Sohn gab, als ihm dieser seine Ansichten über positiven Religionsglauben mittheilte. Der junge Fichte macht sie unter der natürlichen Einschränkung bekannt, daß sie nicht wörtlich als Meinung des Philosophen anzusehen sei. In jedem Betrachte aber ist sie wichtig und lautet wie folgt: „In die Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. Dies oder katholisch werden: es giebt kein Drittes! So wie es kein Drittes giebt zwischen Christenthum und Heidenthum, das ist, zwischen Naturvergötterung und Sokratisch-Platonischem Anthropomorphismus. — Gerne vertauschte ich mein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives historisches. Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen; sondern so wie das Eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt auch unaufhörlich mich das Andere."

An ihn schlossen sich, wenn auch meist nur dem Ausgange nach in doppelter Bedeutung dieses Wortes: Friedrich Bouterwek in seiner „Apodiktik," Fries in seiner „neuen Kritik der Vernunft," der liebenswürdige Köppen, der sehr geistvolle Standpunkte außerhalb der herrschenden Systematik findet; von Weiller, Eschenmaier, Salat, Meilinger, Calker.

Bouterwek fand sich, wie Fries in der Polemik gegen Fichte zu Jacobi, indem er jenem entgegen ein objektives absolutes Sein als Grund alles subjektiven Erkennens forderte.

Fries, von Jacobi sehr geschätzt, und im philosophischen Romane „Julius und Evagoras" eben so wie dieser, nur weniger scharf und interessant, Gefühl und Gedanke in Beliebigkeit und doch ohne ästhetische Kraft mischend, hat von der systematischen Philosophie harte Urtheile erlebt. Hegel nennt die Fries'sche Kritik „eine absolute Verseichtigung der Kantischen."

Er hält die reinen Gefühle für Grundurtheile der Vernunft, — was einem sanften edeln Gemüthe wie dem Fries'schen wohl natürlich, der Anforderung an einen Romangedanken auch ganz genügen, aber nach Kantischem und Fichte'schem Vorgange zu matt erscheinen durfte. Er wollte „der Leerheit Fichte'scher Wissenschaftslehre in deren negativer Hälfte abhelfen," und erklärte, es sei nur bei sinnlichen Dingen ein Wissen durch Anschauung möglich, nicht aber eine Wissenschaft aus Ideen. Da gebe es nur Glauben. Unglücklicherweise nennt er auch seine unmittelbaren Erkenntnisse „dunkle, unaussprechliche Vorstellungen," und die Wissenschaft will allerdings aussprechen.

Diese Verzweigungen durch halbe Gegner, die allerdings auch das Ihrige zur Weiterbildung beitrugen, gehn nach tausend Seiten, und erhalten sich im Publikum auch jetzt noch durch diese und jene Schrift, nachdem in der Identitätsphilosophie der wirkliche Fortschritt in der Grundanregung Kant's und Fichte's bereits an die dreißig Jahre bewerkstelligt ist. Die Masse ist breit und jede Fähigkeit macht Ansprüche auf die ihr angemessenen Stufen.

Man hat mit Recht vielfaches Bedenken geäußert, und das Ausland, ohne die erforderliche nationale Einsicht, hat es übertrieben: ob es nicht ein Extrem und deshalb ein Uebelstand der Bildung sei, sich so gewaltsam und allgemein abstrakt zu machen, als wir es gethan in unsrer vorherrschend philosophischen Zeit.

Der Fehlgriff liegt in der Sache und in dem Urtheile sehr nahe. Man muß geschichtlich verfolgen, wie unsere Nationalität geworden sei: der objektivste Gewinn des Gedankens an sich ist zu einem Bestandtheile unsrer Nationalität geworden, Lage und Geschichte haben uns vom Handeln entfernt, so ward das Denken vorzugsweise unsere Aufgabe. Wenn ein französischer Autor wie Montaigne sagt, seine Kunst und Aufgabe sei: zu leben, so lächelt mancher deutsche Autor, er weiß das besser, seine Kunst und Aufgabe ist: zu denken.

Dabei bleiben wir aber doch eine thatsächliche Gemeinschaftlichkeit, die ihre praktischen Bedürfnisse und Ansprüche hat, es ist

nicht zu läugnen, daß eine, wenn auch sublime Krankhaftigkeit entstehen muß, sobald alle Kräfte nur dem abstrakt-systematischen Gedanken zugewendet werden. Die menschliche Fähigkeit ist tausendfältig, und Nation und Staat soll, um sich vollkommen zu bethätigen, und sich zu genügen, alle Form der Fähigkeit ausbilden. Auch das systematische Philosophiren ist, obwohl das Mark aller Aeußerung und Möglichkeit in sich drängend, nur ein specifisches Talent, und in diesem Punkte gehen wir, die Schätzung anbetreffend, im Allgemeinen zu weit. Ausgesprochen nämlich oder nicht ausgesprochen hält unsere Nationalbildung die philosophische Kraft für die höchste, — selbst der Kreis des Dichters gilt ganz in der Stille nur für ein gnädiges Zugeständniß, was man dem populären Verstande und Bedürfnisse machen könne. Selbst dabei schiebt man gern den geschlossen philosophischen Kern des Dichters in den Vorgrund, und läßt die poetische Gabe selbst, die sich in der Zusammensetzung ihrer Resultate nicht so genau nachrechnen läßt, mehr auf sich beruhn.

Im Allgemeinen an dies Moment zu taxiren ist mißlich, da sich uns allerdings Alles auf die Denkform zurückführen muß, um uns eine Evidenz zu gewinnen, da ferner diese allgemeine Vernünftigkeit vor Faselei und Excessen der Bildung schützt. Aber es ist von vielen Seiten, von der Poesie und allen Halbschwestern derselben, der Mystik, der Schwärmerei, es ist von der praktischen Seite, vom Drange zur Thatsache zur Politik eine Gegenwirkung versucht worden, und mancherlei Gewinn ist uns daraus entsprungen. Unser Bewußtsein der Bildungsexistenz ist dadurch mannigfacher angeregt und geartet. Man ist noch mehr, wenn man nicht bloß klug und geschult, sondern auch reich, gewandt, liebenswürdig ist, und man ist nicht genöthigt, Klugheit und Schule darüber aufzugeben. Eine Welt, wie die Nation sie darzustellen hat, geht denn am End' zu Grunde, wenn sie bloß zu erklären weiß, und nicht nach aller Möglichkeit hin neue That für Belebung, Erweiterung und Umgestaltung des philosophischen Weltcommentars erzeugt.

Deshalb ist bei der philosophischen Partie einzelnen Männern eine würdige Aufmerksamkeit zu widmen, denen das System verständlich und doch nicht bis zur Unfreiheit bindend wird, die wie geistreiche Dilettanten nebenher gehn. Es entrinnt ihnen

in der halben Polemik manche Konsequenz im Großen, und sie zählen deshalb nicht zu den Philosophen vom Fache, sie sprechen und man spricht bei ihnen nur von philosophischen Ansichten, aber sie bringen in niedrig geachteter Freiheit Ausfüllung und Anregung für die Kulturexistenz, für eine Welt, die sich immer wieder neu und räthselhaft zeigt, so oft sie auch für beendigt ausgegeben worden ist durch den philosophischen Systemgedanken.

Jacobi ist eigentlich der Held dieses philosophischen Dilettantismus, dem es nur zum Vorbilde im Großen an mannigfaltigem, farbigem Talente fehlt. Näher oder ferner haben sich interessante Fähigkeiten um ihn geschaart. „Philosophiren kann keiner früh genug," — ist das Motto derselben, — „nur zögre er, sich in ein System einzuschließen."

Carl Gustav von Brinkmann, der 1806 „Philosophische Ansichten" herausgegeben, ist ein Typus dieses Theils unsrer Literatur. In solchen Büchern wird recht eigentlich die Rettung für die mannigfaltige Fähigkeit versucht, die sogenannten synthetischen Naturen, welche nicht zu analysiren, aber mit einem Griffe Außerordentliches zu geben verstehn, werden geistreich beschützt gegen die angemaßte Oberherrschaft der Systematiker, dem systematischen Philosophiren wird nur die Bestimmung zuerkannt, die Muskelkraft des Geistes auszubilden. Bekanntlich ist aber diese Muskelkraft nur ein einzelner Vortheil, nur ein einzelnes Werkzeug zu der ausführbaren That, welche die systematische Philosophie in sich beendigt glaubt. Die philosophischen Systeme heißen Reisebeschreibungen durch das unermeßliche Gebiet des Denkens, von denen die geistreichsten nicht immer am Zuverlässigsten das Land kennen lehren, sondern den Verfasser der Reisebeschreibung. Es wird im Vorwurfe gegen die idealistische Philosophie so weit geflüchtet, daß man dieser nachweist, auch sie in strenger Scheidung des Subjektes bediene sich dafür nur der Bilder, welche sie nicht auseinander zu legen und zu trennen wisse, denn die Sprache sei ja auch nur ein bildlicher Ausdruck.

Nur wenn auch diese Richtung unbefangener Aufmerksamkeit empfohlen ist, kann man dem Forscher einen vollständigen Einblick in diese merkwürdige Revolutionszeit unserer geistigen Welt versprechen, nur dann begreift man ohne Gewaltsamkeit, wie am

Schlusse des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts eine so vielfältige und überall bedeutende Literatur entstehen konnte; eine Literatur, gebieterisch durch den neuen philosophischen Strom, welcher hindurch geht, und vielfältig trotz des Stromes. —

Herbart.

Zuneust ist der Kantianismus wieder in Rede gekommen durch Herbart, geboren 1776, der eine Zeitlang Kant's Katheder in Königsberg einnahm, und jetzt in Göttingen lehrt. Er nennt sich selbst einen Kantianer von 1829. Eine Zeitlang verhoffte das dilettirende Publikum viel von ihm. Er besticht das Popularbewußtsein, daß er nichts Ueberschwengliches von der Philosophie verheißt. Zuerst seien skeptisch alle Anfänge zu prüfen. Absolute Erkenntniß sei nicht möglich. Beim Skepticismus sei indeß nicht zu verharren, sondern es sei durchzudringen zur Metaphysik.

Er strebte aus der Subjektivität der Vorstellungsphilosophie hinaus, und wollte die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche bei Kant das Subjekt völlig auf sich nahm, aus dem Objekte erklären. So will er Einfachheit und Mannigfaltigkeit als Eins denken, weiß dies aber nicht durch Gedankenakte zu vermitteln, und sagt denn auch später geradezu, alle Widersprüche könnten und sollten nicht aufgelöst werden.

Sein Hauptziel wird dann die Psychologie, wo die Erfahrung mit der Metaphysik und mit sich selbst ausgesöhnt wird dadurch, daß die Principien der Psychologie Thatsachen des Bewußtseins sind.

Diese Psychologie, interessant gefaßt, verliert sich in Rechnung, da den Vorstellungen nur quantitative Unterschiede zugestanden werden, und es sich immer nur um ein Mehr oder Weniger handelt.

Der formelle Weg dieser jetzt noch thatsächlich in Göttingen und in Leipzig gelehrten Philosophie wird von der jetzt herrschenden philosophischen Bildung gering angeschlagen. Für den vorliegenden Zweck ist es also nur von Wichtigkeit, ob dieser neuste Kantische Zweig in den Resultaten, der Idee vom Staate, vom Schönen, von Gott gegenüber, Besonderes darbietet. Der

Staat iſt ihm das Gleichgewicht, und dies Mechaniſche erbaut ſich denn auch nur aus mechaniſchen Theilen, aus Störungen, Selbſterhaltungen, aus Particen und Gruppen. Das innere Leben wird vermißt. In der Aeſthetik iſt Beſonderes, aber nichts Leckendes zum Vorſchein gekommen, Solches, was der jetzige Geſchmack trivial zu nennen verſucht iſt. — Die nach dem Zwecke fragende Naturbetrachtung iſt Stütze des religioſen Glaubens. Für das Wiſſen Gottes fehlen uns die Data. Aber — meint Herbart — die Religon würde nicht gewinnen, wenn Gott in ſcharfen ſpekulativen Umriſſen deutlich dem Forſcher daſtünde. — Demnach wäre doch die Religion eine Krankheit, und wenn Religion wünſchenswerth, auch eine wünſchenswerthe Krankheit. Herbart meint auch, daß durch dies Wiſſen des Nichtwiſſens die Demuth, welche die Religion heiſcht, begünſtigt werde.

Dergleichen will allerdings mit der Kühnheit moderner Forderung nicht zuſammengehn.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des zweiten Bandes.

21. Uebergang zur Klassik.

I. Die Leipziger und die Schweizer.

Seite

Die Morgenröthe der deutschen Literatur: ein edles, aber unzureichendes Trachten nach Erweckung der Poesie. — Wolfs formelle Anregung aus der philosophischen Wendung; Mangel eines poetischen Inhalts. Französische und englische Muster; Hervortreten der humanistischen Anforderungen; Einschreiten des Nationalbewußtseins. 3

Hagedorn und Haller 11

Gottsched 14

Die Leipziger Schule und deren Gegner.

Bodmer und Breitinger 18

Die Schweizer Schule.

II. Die Dichterpartieen.

Die sächsischen Dichter, voll redlicher Bestrebungen mit mäßigen Mitteln: Gellert; Käſtner; Rabener; Gebrüder Schlegel; Zachariä; Cronegk. 21

Friedrich Gottlieb Klopstock 29

Preußische und halle'sche Dichter aus dem Kriegs- und Universitätsleben: Kleist, Gleim, Uz, Götz, Ramler, die Karschin, Georg Jacobi, Geßner, Weiße. — Dramatiker; die s. g. Barden; der empfindsame Roman, Hermes; Musäus. — Predigten; Sprachlichtes; der philosophische Roman. 39

Schlußwort Goethe's von dieser reich bevölkerten Uebergangsepoche. 50

V. Das Klassisch-Deutsche.

22. Die neue Kritik.

Lessing. Seite.

Die Grundsteine unserer klassischen schönen Literatur in der Leitung zum neuen kritischen Bewußtsein. — Was ist Klassicität? 55

Lessings Kritik; seine Jugend und Bildungsentwickelung. Die Neigung zum Theater; der Berliner Freundeskreis; literarische Thätigkeit. — Miß Sara Sampson. — Laokoon. — Die Hamburgische Dramaturgie; Streit mit Klotz und theologische Kämpfe mit Goeze durch die Fragmente des Wolfenbüttel'schen Ungenannten. — Nathan. — Gesammtblick auf Lessings Wirksamkeit und Einfluß. Worte Jean Pauls, Herders und Neuerer über ihn. 59

Popularphilosophische Gruppe: Moses Mendelssohn; Belebung des Judenthums durch Einreihung in die europäische Bildung. Nicolai; Abbt; Engel; Eberhard; Garve; Sulzer; Zimmermann; Zselin. Der Illuminatenorden. 99

Die Richtung auf Entdeckung des schönen Verhältnisses in der Kunstwelt; Herausstellung der Kunstidee, und damit Gründung einer klassischen Geschmacksatmosphäre für unsere Literatur durch Winkelmann. 110

Wirksamkeit für ein neues kritisches Bewußtsein im historischen Wege: Justus Möser, Schrökh, Schlözer, Sturz und Moser. 120

23. Wieland. Thümmel — Heinse.

Christoph Martin Wieland, Vorgänger und Zeitgenosse der Klassiker. — Die Periode des frommen Moralismus durch Bodmer und die übrigen Schweizer bis zur mystischen Schwärmerei. — Die graziös lüsterne Gattung des reizenden Verses, angeregt durch feineres Gesellschaftsleben und französische Vorbilder; Sophie Laroche und Graf Stadion. — Die akademische Wirksamkeit in Erfurt. — Prinzenerzieher zu Weimar; Gründung des deutschen Merkurs und Verfeindung mit allen literarischen Parteien; persönliche Verbindung mit den klassischen Heroen. Die Magier und Wunderthäter lassen Wieland unbetheiligt. — Thätigkeit im letzten Lebensviertel. 126

Kritischer Abschluß über ihn. 158

Moritz August von Thümmel: Wilhelmine, — die Inoculation der Liebe, — Reise in das mittägliche Frankreich. 161

Wilhelm Heinse: Laidion, — Ardinghello, — Hildegard von Hohenthal und Athanasia. 166

Seite

24. Die Göttinger Dichter und vereinzelte Poeten.

Der Haubund: **Gotter**, voll franzöſiſcher Weltbildung und gefälligen Nachahmungstalentes; **Boje**, productiv noch ſchwächer, Hauptanſtifter des Göttinger Dichtervereines, deſſen ſanfteſter lyriſcher Hauch, **Hölty**, und deſſen Haupttalent **Bürger**; die beiden **Stolberge**. — **Johann Heinrich Voß**; ſein Streit mit Stolberg, aus welchem ein Kampf einer rationaliſtiſchen Schule der Theologie mit einer neuromantiſchen Kirche erwächſt. — Der Siegwart von **Miller**; Julius von Tarent von **Leiſewitz**. 178

Spätere Theilnehmer des Hainbundes. — **Lichtenberg**. — **Claudius**, der Wandsbecker Bote. 196

Alxingers Rittergedichte und **Blumauers** Travestieen. — **Schubart**. 200

Sentimentalität und Naturſchilderung; **Matthiſon**, **Salis** und **Tiedge**. 205

Pfeffel; **Koſegarten**; **Baggeſen**; **Sonnenberg**; **Neubeck**; **Krummacher**; **Collin**; **Knebel**. 210

25. Herder. Hamann. Lavater.

Johann Gottfried von Herder, ein Mann der Bildung und ein Lehrer fieter Humanität. — Das Verhältniß zur Theologie. — Die Polemik gegen Kants Philoſophie. — Aufſchwung der poetiſchen Thätigkeit bei dem Herannahen des Todes. 214

Johann Georg Hamann, „der Magus des Nordens," eine tief grabende, aber nirgends klar bildende Geiſteskraft; der Hauptnutzen ſeiner Schriften die Anregung Anderer. Sein Verhältniß zu den Genoſſen und den Anforderungen der Zeit. 247

Johann Caſpar Lavater. Verſuch einer poetiſchen Befruchtung des wenig beachteten theologiſchen Elementes. — Anregung ſeiner Zeit in regelloſen Entdeckungen, vorzüglich durch die Phyſiognomik. — Lavaters Perſönlichkeit. 259

Machtloſes Streben und Ringen dieſer theologiſchen Gruppe, mit alter poſitiver Glaubenslehre die neue Welt zu verknüpfen. — Tiefes Anheben unſrer Gedankenwelt zu einer neuen Kritik. 270

26. Die neue Philoſophie.

Kant. Fichte — Jacobi.

Hauptmomente der Vorbereitung unſerer heutigen Geiſteswelt. Die Popularphiloſophen; die Encyklopädiſten in Frankreich und die myſtiſche Oppoſition. Die ſchottiſchen Moralphiloſophen. **Hemſter-** 274

Seite

huis, der dalmatische Sokrates. — Die letzte große Epoche der Philosophie: Kant, Schelling und Hegel.

Immanuel Kants äußere Verhältnisse und Erscheinung; die Hauptzüge der kritischen Philosophie. 279

Gewaltige Umgestaltung in allen Gebieten des Denkens und Lebens durch dieses System. 286

Kants Gegner; die unbedingten und die bedingten Anhänger. . 293

Johann Gottlieb Fichte, eine wahrhafte und kühne Fortbildung des kantischen Kriticismus zum transcendentalen Idealismus. Das Formale des Systems. — Zweites, gegen die abstrakte Kühnheit zugebendes, der praktischen Welt zugewendetes Stadium. — Die Opposition. — Einwirkung der Zeitereignisse, Lebensgeschichte, Verhältniß zur Religion; der Umwandlungspunkt im Systeme; der Kampf mit Schelling. 296

Friedrich Heinrich Jacobi, gegen alle damalige Philosophie des Systems auftretend, der geistvollste Dilettant jener philosophischen Zeit. — Verzweigungen durch halbe Gegner. 309

Herbart. 316

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berichtigungen für den zweiten Band.

Seite	6,	Zeile	12 v. o.	statt	hatte	lies:	war.
„	10	„	9 v. o.	„	nur	„	in.
„	12	„	7 v. o.	„	haltlose	„	Haltlose.
„	17	„	14 v. o.	„	gutirte	„	goutirte.
„	28	„	33 v. o.	„	Zacharias	„	Zacharä.
„	28	„	3 v. u.	„	Murnes	„	Murner.
„	30	„	8 v. o.	„	Ja	„	Jn.
„	33	„	8 v. o.	„	Molke	„	Moltke.
„	34	„	17 v. o.	„	davon	„	daran.
„	38	„	7 v. u.	„	auch	„	auf.
„	79	„	3 v. u.	„	Stangen	„	Zangen.
„	83	„	8 v. o.	„	herauszutreten	„	herausgetreten.
„	83	„	19 v. o.	„	die	„	in der.
„	90	„	20 v. o.	„	wie	„	wie nie.
„	91	„	10 v. u.	„	Masonery	„	Masonry.
„	101	„	2 v. o.	„	wurde.	„	wurde,
„	122	„	11 v. u.	„	1792	„	1192.
„	151	„	2 v. u.	„	Monatöschrift	„	Monatöschrift,
„	152	„	5 v. u.	„	Schwedenberg	„	Swedenborg.
„	153	„	2 v. o.	„	Körperwelt	„	Körperwelt an.
„	155	„	13 v. o.	„	Revision	„	Recension.
„	160	„	19 v. o.	„	schleudern	„	schlendern.
„	169	„	12 v. o.	„	Erählungen	„	Erählungen.
„	169	„	12 v. u.	„	iefer	„	dieser.
„	171	„	1 v. u.	„	Rachel	„	Rabel.
„	192	„	13 v. u.	„	einsige	„	einsige.
„	194	„	16 v. o.	„	anging	„	anbing.
„	196	„	13 v. o.	„	verlaute	„	verlautet.
„	210	„	2 v. o.	„	sin ge	„	singen.
„	225	„	16 v. o.	„	moralische	„	moralischer.
„	232	„	14 v. u.	„	sücken	„	sücken.
„	256	„	9 v. o.	„	Gedanken	„	Gedenken.
„	258	„	11 v. o.	„	ihre Zeit	„	ihr Ziel.
„	272	„	2 v. u.	„	der	„	die.
„	279	„	12 v. u.	„	1784	„	1724
„	292	„	8 v. u.	„	davon	„	daran.
„	296	„	15 v. u.	„	Mehr es	„	Weiteres.
„	297	„	4 v. u.	„	Schlachtver ste	„	Schlachtverluste.
„	297	„	3 v. u.	„	welchem	„	welche.
„	306	„	6 v. u.	„	ihn	„	ihm.
„	310	„	2 v. o.	„	steht	„	droht.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Andeutungen

über

Landschaftsgärtnerei,

verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau,

vom Fürsten von **Pückler-Muskau.**

18½ Bogen Text in gr. 8. nebst einem Atlas von 44 landschaftlichen Darstellungen nach Zeichnungen von W. Schirmer, lithographirt von Hermann, Mützel und Tempeltei und 4 Plänen von den Kupferstechern Voss und Wibel.

schwarz 50 Thlr. 16 gr. 76 fl. Conv.-M. oder 88 fl. rhein.
sorgf. colorirt 80 „ „ „ 120 „ „ „ 144 „ „

Bei der grossen Sorgfalt und den sehr bedeutenden Unkosten, die wir auf dieses Prachtwerk zu verwenden genöthigt waren, haben wir mit Vergnügen bemerkt, dass die Anerkennung, die dasselbe gefunden, sich nicht allein in beifälliger Beurtheilung aussprach, sondern vielmehr durch eine rege Theilnahme dieses in seiner Art einzige und vorzügliche deutsche Nationalwerk beförderte.

Wir fügen hier bei, wie sich eines unserer competentesten kritischen Blätter darüber ausspricht:

„Dieses Gartenwerk," heisst es dort, „wird für ewige Zeiten zu den *klassischen* gehören. Edmund Burke, der feinste Kenner der Schicklichkeit in der Behandlung des Grossen und Masseuhaften, würde den Verfasser umarmt haben, wenn er diese schöne Ausführung seiner noch nicht ganz entwickelten Ideen erlebt hätte. Die in unserer mit dem Erhabenen und Grossen so sehr kokettirenden Zeit fast unbekannt gewordenen ästhetischen Gesetze, die Burke aufgezeichnet hat, sind so ewig, wie die Gesetze Kepplers, aber es gilt sie an-

zuwenden, und ich entsinne mich keines andern Werkes, worin es in so harmonischer Vollendung geschehen wäre, als in diesem Gartenwerke."

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen sind in unserm Verlag erschienen:

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829, 1ster und 2ter Theil, 3te Aufl. 8. br. 3 Thlr. 18 gr. od. fl. 6.

— — Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. Mit Stahlstichen und Lithographieen. 3. 4. Th. 2te Aufl. 8. br. 5 Thlr. 6 gr. oder fl. 9.

Jugendwanderungen. Aus meinen Tagebüchern für mich und Andere. 8. br. 2 Thlr. oder fl. 3. 36.

Semilasso's vorletzter Weltgang. Traum und Wachen. Erster Theil, Gang in Europa. 1. 2. und 3. Abtheilung. 8. br. 7 Thlr. oder fl. 12.

Semilasso in Afrika. 5 Bde. 8. br. 10 Thlr. od. fl. 17. 30.

Atlas hiezu, enthält: Städteansichten, Scenen ꝛc.
schwarz 1 Thlr. 18 gr. oder fl. 3. —
colorirt 3 „ 6 „ „ fl. 5. 24.

Tutti frutti. 1. und 2. Band. 2te Auflage. 3. 4. 5. Bd. 12. br. 10 Thlr. oder fl. 17. 30.

Vorläufer, der. 8. br. 3 Thlr. 6 gr. oder fl. 5. 24.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Geſchichte

der

deutſchen Literatur

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

27.

Schiller.

Er folgt der kritiſchen Philoſophie auf dem Fuße, er iſt der philoſophiſche Poet, oder der poetiſche Philoſoph, und zwar einer Philoſophie, die ſich ſtreng innerhalb des menſchlichen Horizontes hielt, wie ſie Kant feſtgelegt hatte an die Ankerketten der Kategorie.

Mit einer poetiſchen Logik, ſchöner, prächtiger, als je etwas in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt, hat er uns bezaubert; — poetiſche Schlüſſe, wie wunderbar mußten ſie auf eine vorherrſchend philoſophiſche Nation wirken!

Zunächſt iſt zu ſagen, warum er im Vorhergehenden ſcheinbar einmal zurückgeſtellt wurde. Die dort nicht ausgeführte Gedankenreihe folge hier, und leite uns in das Thema.

Schiller, Alles gedanklich faſſend, hält in einem merkwürdig geiſtreichen Gemiſch die Natur, ſelbſt als Todtes, für das Höchſte, wohin wir zurückkehren ſollen, nicht einmal, wie es der jetzige philoſophiſche Standpunkt vielleicht zugeben würde, den Gedanken der Natur, — und doch nimmt er auf der andern Seite die Sinnenwelt vielfach für etwas Uebles, Goethe neben ſich vergeſſend.

Juſt er rang mit den äſthetiſchen Geſetzen auf und nieder, und in den verſchiedenen Philoſophem-Perioden ſeines Lebens

findet sich das Entgegengesetzte gerechtfertigt. Eben deshalb, weil er keine eigentliche künstlerische Natur war, sondern sich nur mit energischem Geiste auch dies Bereich anzueignen wußte, darf er in allgemeiner Literaturschilderung nicht so gesetzgeberisch angeführt seyn, als dies mit Goethe geschehen kann. Er war in unserer schönen Literatur ein wahrhaft wunderbar Sternenbild, dessen Wunder eben darin lag, daß er nur durch eigene, unberechenbare Gewalt sich in die Sphäre schöner Literatur versetzte, und daß er durchaus nicht analogisch hinein gefolgert werden konnte, und daß man auch nur mit größter Behutsamkeit aus ihm folgern darf. Er ist ein ästhetischer Tyrann. Seine Nachahmer sind auch alle unbedeutend geblieben, denn es war keine ästhetische Gattung in ihm nachzuahmen, die ausgebildet werden kann, sondern ein Mensch, der in seinen eig'nen Gesetzen begrenzt und fertig ist.

Wenn sich Spuren des ärgsten Fanatismus in ihm finden, wenn er bei kleiner Streitgelegenheit von „verächtlicher Schande" des Gegners spricht, so wird das verdeckt von dem übrigens auch nach positiver Seite so energischen Ringen seiner gewaltigen Natur, die nicht sowohl breit und groß einherging, als stürmisch und scharf, und deshalb wohl tödten mochte. Aber wie erschreckend nimmt sich das aus bei Nachahmern, welche eine Tendenz erfassen, wo eine Natur zu fassen ist.

Schiller war durchweg ein außerordentlicher, ein heroischer Geist, der sich nur schwer ringend bis zum harmonischen Schönheitspunkte ausbilden konnte, weil er unter Hindernissen oppositionell seinen Weg einschlagen und verfolgen mußte, und leider zu früh vom Tode gemäht wurde, da er näher und näher einem herrlichen Ziele kam, wo der stete Kampf in den Frieden der Kunst einzugleiten begann. Wäre er mit Goethe nicht bekannt worden, er hätte ihn tödtlich befehden müssen, denn sein mit Fanatismus gerüstetes Idealgenie, was nur der schwere Moralitätszügel niederhielt, war ein gerades Widerspiel des Goethischen.

Hier liegt eine herrliche Größe unseres Literaturglücks: zwei ganz verschiedene Arten werden unsere Hauptdichter. Mit Bekümmerniß sieht man's, wie sie sich zum ersten Male in Rudolstadt begegnen, der Eine erwartet den Andern und dieser weicht mißmüthig aus; wie sie in Jena noch einmal auf einander

treffen, Goethe, dem jene Dichtungsweise durchaus unpassend war, will wiederum vorüber, und Schiller muß ihm sein ganzes kriegerisches Gedankenrüstzeug über das Haupt werfen, damit ihm Stand abgenöthigt werde. Da erst löst sich unser Kummer nach und nach, Goethe hört, beginnt zu erwiedern, wird inne, welch eine der Dichtung ungewöhnliche aber fest geharnischte Vorstellungswelt sich in Schiller geltend mache, es kommt nun zu einem Austausche, und wir gewinnen das unschätzbare Geschenk einer Freundschaft der zwei verschiedenartigsten, größten Talente, ein Geschenk, dessen sich keine Literatur der Welt in solchem Grade zu rühmen hat.

Daß sie so vieschieden waren, daß Goethe, dies tief empfindend, so zögernd an die Verbindung ging, dies macht eben das Geschenk so außerordentlich. Goethes instinktartiges Zurückhalten war sehr richtig, der dichterische Prozeß in ihm hatte gar nichts mit dem Schiller'schen gemein. Schiller ist durchaus ein Denker, der mit Schwung, mit Begeisterung, nicht bloß kriechend zu denken, und dem Gedanken beflügelte Worte zu geben wußte. Seine glänzenden Punkte für unsre theilnehmende Nation waren Folgerungen, überraschende oder begeisternde Folgerungen. Der Leser sah sie kommen, er flog mit dem Genie, solche Poesie war immer ein Rausch für den Gedanken, und weil alle Welt solchergestalt mitthätig werden konnte, ward die Theilnahme enthusiastisch.

Diese Art ist keineswegs dem Dichter gewöhnlich. Der Dichter findet Zusammengefügtes, Fertiges; wie er durch Folgerung dazu komme, ist uns unbekannt, dies ist das Geheimniß seines Genies, meist ein solches, was für ihn selbst ein Geheimniß ist, er entdeckt mehr, als er erfindet. Nicht die Gedankenkraft ist das hauptsächlichste Hilfsmittel, sondern die Gesammtkraft seiner höheren Kräfte, Geist, Phantasie, Seele, Kombination und aus und über alle dem Kraft der Dichtung.

Wie vorherrschend entsprach nun die Schiller'sche Art unserem Wesen! Sie entstand nicht aus sonnigem Behagen, was die Keime reif, die Brut flügge macht, sie entstand aus Verneinung, aus Drang, sich zu verbessern; in Fesseln lag der junge Mann, und sie schüttelnd fragte er mit Knirschen: giebt's nichts Besseres?

Hat sich nicht solchergestalt in all unsrer Nationalgeschichte das Beste entwickelt? Abgedrängt von der günstigen Gelegenheit

haben wir allen Erfolg erzwingen müssen, nie ist uns das Glück wie ein Gedicht der Schöpfung in den Schooß gefallen. Und dieser Gang ist uns Allen eingeprägt, ein verwandtes, und in dieser Verwandtschaft fußt begabtes Individuum war von vornherein unsrer lebhaften Theilnahme gewiß.

Nennen wir übrigens Schiller den Dichter der kritischen Philosophie, so müssen wir doch auch vor dem Irrthume dieses Namens auf der Hut sein. Er ist nicht bloß durch sie Dichter geworden, er ist ihr aus seinen Anlagen und Verhältnissen selbstständig ebenso entgegengegangen, wie sie ihm jene Waffen entgegentrug, die er in seinem Feuer zu wunderbar festem und schönen Stahle härtete. Aus dem Kerker der Karlsschule, aus einem herb und cynisch angeregten medicinischen Kombinationsvermögen, trat er oppositionell gegen die wohlfeile Harmonie der Welt, gegen gedankenlos mögliche Ordnung. Weil er Knechtschaft des Geistes früh empfand, so wandte er Alles nach einer Freiheit hin, welche das ruhige Talent nicht in dem Maaße vermißt: er klagte in seiner medicinischen Examenschrift den Körper an, daß er mit seinen Organen den Geist beherrsche, da er die Aeußerungen des Geistes bedinge, wohl gar erzeuge, er schrieb ein Drama, die Räuber, gegen die Gesellschaft, er schüttelte den Jugendglauben, die religiöse Ueberlieferung schon als Jüngling von sich, und bildete sich einen Pantheismus, der sich in den „philosophischen Briefen" ausdrückt.

Diese Briefe, obwohl einige Jahre später erschienen, gehen in Schillers Jünglingszeit zurück; dreist und wild zeigt sich der Kampf gegen die Tradition in Franz Moor, der Julius dieser Briefe hat schon die tausend Frühlingssprossen des Pantheismus erdacht. Ueberall sehen wir Entgegnung, und nur Frucht derselben, nirgends Ergebniß einer selbst werdenden Existenz, eines poetischen Aufschusses aus Genüge und glücklicher Ergreifung.

So entwickelt sich das eigenthümliche Wesen, von dem Wilhelm von Humboldt ganz erschöpfend sagte, es beruhe durchweg auf dem Grunde außerordentlicher Intellektualität.

Aus dem Dogma seines Pantheismus verfiel er später in den Skepticismus, alle Ansichten der Philosophie zogen durch ihn hindurch, und von ihm in Dichtungsgestalten, alle sind angehaucht vom Zweifel; noch spät sehen wir Einzelnes davon stückweise an

dramatische Figuren vertheilt, noch Talbot in der Jungfrau giebt der „Erde die Atome wieder, die sich zu Lust und Schmerz in ihm gefügt."

Ja, betrachten wir das letzte Stadium dieses Titanen, wo er in Kantischen Kreisen das Sittengesetz und den ästhetischen Punkt kraftvoll in einander verarbeitet, sehen wir etwa, daß ein vom systematischen Gedanken erlöster Flug selbstständiger Dichtung sich über den Menschen selbst hinausschwingt? Nein, der Denker ist noch streng und stark, er läßt sich selbst nicht über den Beweis hinaus.

Aber wie titanisch zeigte er sich in diesem Kreise, der von damals Lustkreis aller Gedanken wurde; welch einen Erfolg mußte er finden, da alle Welt ihre Radien von dieser Hand berührt sah, und erklingen hörte. Wie fortreißend ist überhaupt jede Energie, die sich talentvoll äußert, auch wenn sie sich nur in ein verwandtes Feld wirft und nicht in das ihr völlig angemessene, in das sie ganz ausfüllende! Denn dies drängt sich allerdings bei einer Betrachtung des Schiller'schen Lebens auf: er war aufs Handeln angewiesen, auf eine Regierung der Welt in hohem irdischem Kreise; er unterwarf sich die Literatur, weil das passendere Reich der Thaten sich nicht darbot, und weil Deutschland überhaupt nur sparsame Gelegenheit dafür bietet. Scharffenstein sagt in Bezug hierauf: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

So ist der Ton für Schiller angeschlagen, und wir können nun das Detail seines Lebens und Wirkens suchen. Die Quellen darüber haben sich in neuer Zeit vervielfältigt und verbessert: zu dem „Leben Schillers von Frau v. Wolzogen," zu der Biographie, welche Döring geschrieben, und zu den Beiträgen, welche das Morgenblatt 1807 und die Minerva 1817 gegeben hat, ist der wichtige Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe gekommen, der dankenswerthe Beitrag von Streicher, welcher die Flucht von Stuttgart beschreibt, und eine vortreffliche Skizze über das Schulleben von Herrn von Scharffenstein, die im Morgenblatte 1837 mitgetheilt ist. Alles hierher Gehörige hat Hofmeister zu einer

ganz speciellen Lebens- und Dichtungsgeschichte Schillers gesammelt, und als Supplement zu Schillers Werken herausgegeben. Davon sind bereits einige Lieferungen im Publikum. Die vollständige Erscheinung verzögert sich durch die in Deutschland so gewöhnliche Breite des Kommentars, der sich für Alles, auch für das dürftigste Gedicht nöthig erachtet, und in seinen Standpunkten oft veraltet ist.

Leider war es durchaus nicht Schiller'sche Art, der Literargeschichte selbst in diesem Punkte behilflich zu sein, und er hat uns nichts über seine persönliche Existenz hinterlassen. Große Pläne ließen ihn nicht dazu kommen, eine strenge und stolze Bescheidenheit war wohl ebenfalls hinderlich, und der Sinn war ihm auch nicht besonders rege für eine darzustellende Entwickelung des einzelnen Menschen im Detail, wo Vielerlei mit aufgenommen werden muß, was nicht schlagend und unmittelbar auf ein Gedankenresultat zu führen ist.

Johann Christoph Friedrich Schiller ward den 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach geboren. Die Eltern waren in nur mittelmäßiger Lage, der Vater hatte sich zum Officier aufgedient, und wir sehen ihn bald an die Grenze nach Schwäbisch-Gmünd beordert, um das Werbegeschäft zu leiten. Das kleine Städtchen Lorch wird Wohnort der Familie, der junge Friedrich verlebt hier einen Theil der frühen Jugend zwischen den Einflüssen einer sorgsamen, weichen und frommen Mutter, des Pfarrers Moser, dem er in den Räubern ein Denkmal gesetzt, und des ab- und zugehenden Vaters, der streng, bürgerlich strebsam, auch nach Wissenschaft, aber beschränkt, orthodox und energisch gewesen zu sein scheint.

Das Naturell der Mutter, mit der auch äußerlich die entschiedenste Aehnlichkeit stattfand, ging vorwiegend auf den Knaben über, er war sinnig, sanft, hingebend, wollte Prediger werden, wie denn dies Letztere in der Nähe eines Predigers gewöhnlich vorkommt. Das Kind empfindet sehr rasch die hervorragende Stellung des Pfarrers, der aller Umgebung eine Person der Ehrfurcht ist. Man hat wohl darauf zu viel Gewicht gelegt, daß sich Schillers Jugendwünsche bis in die Karlsschule mit der geistlichen Welt beschäftigt, — diese Welt war doch offenbar einem lebendigen innern Drange die angemessenste. Sieht doch

im kleinbürgerlichen Kreise der junge Mensch nirgend eine andere Erhebung über das Triviale! Auch wird erzählt, daß er gern eine Schürze vorgebunden, einen Stuhl bestiegen, und seinen Kameraden vorgepredigt habe. Darin zeigt sich vielleicht deutlicher der energische Drang, sich zu äußern, rhetorische Regsamkeit; denn das religiose Beiwerk dafür ward doch nur benützt, weil ihm die Aeußerung nur in dieser Weise bekannt, und der mögliche Stoff nur in solcher täglich gehörten Terminologie geläufig war.

Hätte ein lediglich religioses Moment darin gelegen, Schiller hätte nicht so frühzeitig und selbstständig die religiose Ueberlieferung ganz von sich gethan, es wäre in seinem ganzen Leben ein Rest davon geblieben, etwas von jener unerklärten Neigung für Geheimniß und Weihe, etwas, das bei so vielen Menschen poetischer Grund bleibt.

Wir sehen aber im ganzen Wesen Schillers all solche Beziehung nur durch den strengen Gedanken vermittelt, sehen durchaus vorherrschend eine sittliche Kraft, und nicht eine religiose.

Das stille Leben in Lorch, wo er an den Hohenstauffentrümmern herumklettern, an der Rems sich still in's Gras legen, ungestört mit der geliebten älteren Schwester umherstreichen konnte, ist ihm sehr werth geblieben, es war Jugend, war Freiheit, die er so früh verlor. Aus der ökonomisch sehr knappen Lage in Lorch, wo dem Vater noch der kleine Sold unregelmäßig bezahlt wurde, zog die Familie nach Ludwigsburg, und Schiller kam hier auf die lateinische Schule, mit dem Plane, wie Kindern ja der nächste Plan gern gemacht wird, sich für's theologische Studium vorzubereiten. Wir sehen ihn hier bis in sein elftes Jahr im gewöhnlichen Gange, er lernt leidlich, spielt mit den Genossen, ist herrschlustig und muthig, wenn er aus seiner sinkischen Schüchternheit hervortritt. Aber schon im elften Jahre, wo der Körper durch schnelles Wachsen sehr in Anspruch genommen ist, zeigt sich die Vorliebe für den Gedanken, er sondert sich von den Kameraden ab, ergießt sich gegen einen Freund in Klagen und Bedenken über die Zukunft, er ist reflektiv, poetische Unbefangenheit ist schon dahin, vielleicht durch einen schwachen Körper verstört, der nur widerstrebend das dazu nöthige Wohlbehagen bietet.

In Ludwigsburg sieht er Theater, und dies künstlich bewegte

Leben versagt denn auch hier seinen starken Eindruck nicht, er führt Scenen mit Papierpuppen auf, und Frau von Wolzogen sagt, es hätten ihn schon Pläne zu Trauerspielen beschäftigt. Bekanntlich macht alle deutsche Jugend, die früh von innen aus zur Thätigkeit gedrängt ist, zuerst Tragödieen. Das ist ein Nationalzug unserer Schulbildung, der mit den philologischen Studien und der jugendlichen Vorliebe für alles Extrem zusammenhängen mag.

Das Leben Schillers erhielt plötzlich durch den Herzog eine scharfe Richtung, die viele Wunden schlug, aber auch die edelsten Säfte dadurch in Bewegung brachte. Die Familie hing ganz vom Herzoge ab, jeder Wunsch dieses gestrengen Herrn war ein unabweislicher Befehl, also auch der, daß Schiller Jurisprudenz studiren und zu dem Ende in die große Lehranstalt eintreten sollte, welche eben vom Herzoge auf der Solitude errichtet ward. Alle Formen dieses Instituts waren streng und steif militairisch, die ganze Existenz ward schon dadurch dem sinnenden schwärmerischen Knaben eine schwere Last, wenn er auch nicht ebenein geglaubt hätte, mit Aufgebung des theologischen Studiums ein großes Opfer zu bringen.

Wir sehen die lange Lernzeit hindurch fast nur Leid auf Schillers jungen Schultern, und immer wachsende Anstrengung seiner Brust, dies Joch auf irgend eine Weise abzuschütteln. Die Opposition nistet sich tief in sein Herz, und da ihr nirgends ein rascher leidenschaftlicher Ausbruch gestattet ist, so wendet sie sich an den Gedanken, welcher verdeckter auf Kampf ausgehen, und fester und spitzer die Waffen schmieden kann. Wenn es nicht schon in Schillers Naturell lag, so brachte es diese gefesselte Jugend mit sich, daß all seine Fähigkeit auf gedankliche Leidenschaft ausging. Und der leidenschaftliche Gedanke mit all seiner Lockung ist ja das Geheimniß des ersten Schiller'schen Eindrucks.

Von schöngeistiger Neigung Schillers ist zu erzählen, daß ihn zuerst Virgil sehr interessirte, und er eine Uebersetzung desselben in deutschem Hexameter begann; etwas später indessen gewinnt von römischen Klassikern Ovid die Hauptvorliebe des jungen Mannes. Einen großen Einschnitt bildet unter der Kontrebande von deutschen Büchern, welche die strengen Grenzen des Instituts durchbrach, Klopstock. Scharffenstein erzählt, daß

Schiller später Uz vorgezogen habe. Die Oden und der Messias begeisterten auch dies junge Talent, wie sie mittelbar so viel anderes Große in unserer Literatur erregt haben. Aus der biblischen Lektüre, die Schiller damals oft suchte, ward Moses zu einer epischen Dichtung erwählt. Diesem großen Gesetzgeber hat er auch noch im späteren Alter eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wie ein Aufsatz unter den kleinen Prosaschriften darthut. Die Wahl desselben auch in diesem Augenblicke ist von Bedeutung: die religiose Neigung Schillers, welche unter solchen Umständen, nach solcher Erziehung und Jugendgeschichte, überaus natürlich gewesen wäre, wird von den Biographen an diesem Orte wieder besonders erwähnt. Er habe sich zwar, heißt es, von den Pietisten abgewendet, deren die Anstalt auch ein Häuflein erzeugte, aber er habe doch Andachtsübungen, Gebete mit einigen Gleichgesinnten veranstaltet.

Es wäre zu verwundern, wenn ein sinniger, eingekerkerter, fromm erzogener, zu rhetorischer Aeußerung früh geneigter Mensch wie Schiller solch einen Ausdruck nicht gesucht hätte, besonders da er von dem verwandten Pathos Klopstocks eben angeregt war. Wie viel bedeutsamer ist es aber, daß er, obwohl in solcher Stimmung, Moses erwählt zu einem epischen Mittelpunkte, Moses, den überlegensten Verstand unsrer religiosen Geschichte, der mit viel größerer Gedankenkraft als Begeisterung eine Religion schuf für ein abgesondertes Volks- und Staatsverhältniß! Für ein abgesondertes! In dieser Bestimmung liegt die nüchterne Absicht, daß ihm die Volksexistenz wichtiger war als die absolute Existenz, als das Leben in Gott. Welch ein Abstand ist dies in der Wahl des Stoffes neben dem Messias, der in der irdischen Existenz keine Grenze will, welch ein Fingerzeig liegt in dieser Schillerschen Wahl, und zwar einer Wahl unter solchen Umständen!

Zunächst machten Gerstenbergs Ugolino und Goethe's Gotz einen tiefen Eindruck auf ihn, es fand sich dann Shakespeare, von dessen Richard III., Hamlet und Macbeth man deutliche Spuren in den „Räubern" finden will; Lessing fand Zugang und Julius von Tarent von Leisewitz wird als Lieblingsstück der Schiller'schen Jugendzeit angeführt. Bemerkenswerth ist seine Art zu lesen: zehn- bis zwölfmal hinter einander las er ein und

daſſelbe Stück, ſo daß er die Sachen großentheils auswendig wußte.

„O Karl," — ſchreibt er am 20. Februar 1775 an ſeinen Freund Moſer — „wir haben eine ganz andere Welt in unſerem Herzen, als die wirkliche Welt iſt!"

Wie willkommen mag ſolche Stelle den zahlreichen Kritikern ſein, welche allzu großen Idealismus in Schiller, und dieſen Ausdruck in allen Werken Schillers finden, und wie bezeichnend iſt ſie in Wahrheit!

In der Jurisprudenz machte er ſehr geringe Fortſchritte, und als das Inſtitut 1775 nach Stuttgart verlegt und zur hohen Karlsſchule oder Akademie erhoben wurde, trat er in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre zur Medicin über. Jetzt begegnen nun ſchon ausgebildetere Spuren eigner Produktion Schillers; die gleichgearteten Freunde, Petersen, der im Morgenblatte Nachrichten über Schillers damaliges Leben mitgetheilt, Horen, mit dem Schiller große Aehnlichkeit gehabt haben ſoll, und Scharffenſtein ſpornten ſich gegenſeitig zu Schauſpielen und Romanen. Schiller, dem eigenen Ausdrucke nach ſo begierig auf einen Tragödiengegenſtand, daß er Rock und Hemd dafür hingegeben hätte, las in der Zeitung, daß ſich ein Student von Naſſau entleibt habe. Dieſer Student von Naſſau ward ſeine erſte Tragödie. Er hat das Manuſcript frühzeitig vernichtet, eben ſo das zweite „Kosmus von Medicis," das dem Julius von Tarent nachgebildet war. Einzelne Gedanken und Situationen davon ſollen indeß in die Räuber übergegangen ſein.

Günſtigeren Erfolg hatte von früh auf die lyriſche Beſtrebung, weil der Abdruck erreichbar und ſpornend wurde. Das „Schwäbiſche Magazin" nämlich öffnete ſeine Spalten gern, und Balthaſar Haug, der Redakteur, ließ denn auch Schillers erſtes Gedicht, was erhalten iſt, abdrucken. Es heißt „der Abend" und iſt Klopſtock'ſcher Wortſchwung, aber ein merkwürdig Zeugniß, da es Schiller ſchon im ſechzehnten Jahre gemacht hat.

Die Nachrichten der Freunde geben dahin, daß ihm das Dichten von Hauſe aus ſehr mühſam geworden ſei, und daß er es mit vieler Anſtrengung ſeiner Fähigkeit abgerungen habe.

Vom Jahre 1776 datirt die erſte große Revolution in ihm. Es iſt ein Morgengebet aus jenem Jahre übrig, wo er mit den

Zweifeln zu ringen anfängt, die an seiner religiosen Ueberlieferung rütteln, bald darauf scheinen ihm die Schriften Voltaire's und Rousseau's begegnet zu sein. Sie haben tief auf ihn gewirkt; — Schiller verstand das Französische früh, hat es aber nie zur Fertigkeit des Sprechens gebracht. Die nächste Frucht dieser Krisis war das Beginnen der Räuber. Zur Veranschaulichung der Krisis selbst dienen am Besten „die philosophischen Briefe," deren Entstehung wahrscheinlich in diese frühe Periode zurückreicht.

„Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich völlig gleich sind. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist, — wo ich eine Bewegung merke, da rathe ich einen Gedanken."

Dies ist ein Kern jener früh entwickelten pantheistischen Gedankenwelt. Was ruht darunter, daß in einem etwa achtzehnjährigen jungen Manne der so günstig und innig überlieferte Glaube bis auf den Grund entwurzelt werden, daß sich in einem achtzehnjährigen Jünglinge ein scharfsinniges eig'nes Gedankensystem ausbilden konnte! War hier etwas Anderes als eine denkende Natur vorherrschend?

Nicht Kühnheit des poetischen Traums, sondern überblickende Gedankenschärfe erhob ihn über alle Autoritäten, er war schon gedanklich fertig mit den Dingen und Anforderungen, als er Farben von seiner gedrückten Umgebung nahm, und seine Gedanken zu den „Räubern" machte. Die gedankliche Procedur geht so vom ersten Beginne an voraus; die Poesie bringt ihm nicht die Gabe, damit ihm nebenher auch Erleuchtung neben dem Eindrucke entstehe, sondern er kommt mit der Erleuchtung, mit der Seele des Stoffs, und erobert sich dazu den Leib. Die Art, wie Schiller dichtete, hilft erläutern: nie quoll ihm das Gedicht zu; er schlug es, wie ein Titan, mächtig aber langsam aus sprödem Gesteine. Unter schwerer Anstrengung verbringt er die Zeit bis zur Vollendung des Don Carlos. Mit Don Carlos nämlich schließt die erste große Epoche, wo er aus einer revolutionairen Gedankenwelt Gedichte und Dramate sprengte. Der Umkreis dieser sittlichen Gedankenwelt war nun erschöpft, denn es war eben kein rein poetisches Leben darin,

kein Leben des eigenthümlichen Individuums, der absichtslos interessanten Situation oder Entwickelung, sondern nur Leben gedanklicher Spekulation, so weit sich diese besonders auf Gesellschaft anwenden läßt. Die Personen waren an sich Schatten, sie repräsentiren eine Gattung, aber Schiller besaß Geist und Glanz die Fülle, sie verführerisch lebendig zu bekleiden. Das erreichte nun Alles in Carlos den Gipfel, hier kam, wie Hoffmeister sehr richtig sagt, der zweite Theil der Räuber zu Stande, welche Schiller so lange in der Absicht trug und nicht schrieb, hier ward seine ganze Welt der Sitte positiv-konstitutrend, die in den ersten drei Stücken nur verneint und zerstört hatte, hier erfüllte Schiller seine heiligste Welt im Posa. Zunächst war er nun am Ende mit seiner poetischen Welt, da er sie nicht aus der totalen Empfängniß des Genius erhielt, sondern aus Begriffen gestaltete. Er wendet sich dann auch, wie von schwerer Sorge erlöst, seinem natürlichen Felde zu, der Forschung, der Entwickelung, und bereitet sich das vor, was seinen letzten Lebenstheil wie ein still und klar gewordener Sonnenrüstgang bestrahlte, das Werk künstlerischer Bildung. Das Ergebniß einer solchen waren seine gediegensten Stücke. Das Ergebniß eines Dranges nach Thaten in der sittlichen Welt viel mehr, als eines künstlerischen Dranges waren seine ersten.

Nachdem diese Aussicht eröffnet ist, folgen wir leichter dem Schiller'schen Leben. Wir ließen es bei den ersten Gedichten zurück, beim ersten entscheidenden Kampfe gegen Tradition. Medicin wurde nicht ganz vernachlässigt, da ihr Stoff und Wesen doch vielfache Veranlassung zu philosophischer Kombination gab. Gleich die erste Examenschrift handelte über die „Philosophie der Physiologie." Aber das Feld war doch zu enge für ein sittlich-thatendurstiges Talent. Werther wurde gelesen, Goethe selbst erschien auf einen Augenblick als ein mit dem Herzoge von Weimar durchwandelnder Besucher der Akademie, mitunter fand sich Gelegenheit, des Abends auf einige Stunden aus dem Schulgefängnisse zu entkommen, in die Welt, wie Stuttgart genannt wurde, kurz, die Anregungen gingen nicht aus.

Die wichtigste That, welche in den Schluß von 1780 fällt, in's einundzwanzigste Lebensjahr Schillers, ist eine medicinische Probearbeit „über den Zusammenhang der thierischen Natur des

Menschen mit seiner geistigen." Sie fehlt in der großen Ausgabe und ist in Döring's Nachlese zu suchen. Wenn durch nichts Anderes, so hätte er damit unwiderleglich dargethan, daß er zu anthropologischer Forschung ein entschiedenes Talent besitze, zur Forschung, Vergleichung und Folgerung überhaupt.

Hier ist keine Spur von träumerischem Tappen, oder doch unbewußtem Zuschreiten, wie es so oft beim begabtesten Dichter gefunden wird, diesem jungen Manne ist der geheimnißvolle Mensch schon aufgeblättert bis in die bedenklichsten Partieen, mit einem nüchternen Rationalismus wird hier begonnen, die Entstehung der edelsten Affekte in körperlicher Eigenschaft, in sinnlichem Verhältnisse wird nachgewiesen, dem Körper wird mit unbefangenem Verstande die Suprematie eingeräumt. Das kann Manchen auf die falsche Bedeutung des Worts Idealismus, sobald von Schiller die Rede ist, aufmerksam machen. So sehr Schiller diese materiellen Ursachen der menschlichen Handlung später durch einen sittlichen Schwung überflügelt hat, nie ist er über die strenge Menschenbedingung, welche die Erde auflegt, hinausgegangen, was man also im Grunde in höherer Bedeutung Idealismus zu nennen hat, poetischen Idealismus, der sich über die wahrscheinliche Möglichkeit hinausschwingt, wie im Idealschwunge eines Romantikers, das findet sich bei Schiller nicht. Der Ausdruck ist nur von einer philosophischen Bezeichnung hergenommen, von Verwandtschaft mit der sogenannten Idealphilosophie, und davon, daß wir auch irdische Zustände idealisirt nennen, die in einer vollkommenen oder doch gleichartig strengen und ungestörten Sittenwelt leben. Man versteht hierbei unter dem Ideal nichts als den kategorischen Imperativ der Moralität. Das rein dichterische Ideal kann aber bekanntlich unendlich mehr sein.

Jene Schiller'sche Jugendarbeit ist also nicht bloß eine Reaktion gegen sein eigenes Wesen, wer schriebe auch mit einundzwanzig Jahren gegen sich! Schiller findet sich ab mit einem Grundgedanken des Forschers, er hält es dann für nöthig, ihn zu überflügeln, damit nicht dem groben Materialismus gehuldigt werde, aber er hält es stets für Unrecht, ihn aufzugeben. Ein großer Theil der Schiller'schen Dichtung quillt bei allem sogenannten Idealismus aus der Gerechtigkeit irdischer oder sinn-

höher Forderungen. Am Deutlichsten findet sich das in allen Gedichten, — man täuscht sich so leicht darüber, weil man einem Jargon nach stets nur eine Sinnlichkeit im Auge hat, und selbst diese ist bis über den Carlos hinaus stets eine gesunde Forderung, ja die späte Maria Stuart wäre bei einer Annahme des Gegentheils gar keine tragische Figur. Bis zum Carlos begegnen sogar dreiste Extreme dieser Art bei Schiller, und wenn auch Schiller hinzusetzt, man solle sie nicht für ein philosophisches System ansehen, und sie später zum Th[illegible] ungedruckt läßt, so sind sie uns doch deutliche Symptome über das ursprüngliche Wesen des Dichters. Es sind hier, wenn „Männerwürde" und ähnliche Gedichte bei Seit bleiben sollen, besonders folgende zwei gemeint: „Die Freigeisterei der Leidenschaft" und „Die Resignation, eine Phantasie." Sie beziehen sich wahrscheinlich auf den Verlust seiner geliebten Margaretha Schwan in Mannheim, und sind wohl in Leipzig, also in seiner mittlern Lebenszeit, gemacht. Wie Carlos die Ehegesetze nicht anerkennt, so auch hier der Liebhaber nicht:

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Mißethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

Freuden fordert er von Gott:

Besucht man dich mit blutendem Entsagen
Durch eine Hölle nur?
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Zolter merkt dich die Natur?
O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin.

In der Resignation ist das Weh nicht so leidenschaftlich, aber um so schmerzhafter, es jammert über den Riß in der Natur, der leibliche und geistige Freuden so schwer zusammenlaße,

und — für alle Entbehrungen habe der Mensch auch keinen künftigen Ersatz zu erwarten, denn in einem Jenseits könne es keine sinnlichen Freuden geben.

Diese Freuden sind ihm also für diese Welt eine entschiedene Forderung, und man irrt sich in dem ursprünglichen, innerlichsten Schiller, wenn man ein entscheidendes Gewicht darauf legt, daß er die Sinnenwelt nicht plastisch schildert, und in späterer Zeit oft strenge Urtheile fällt. Die plastische Darstellung lag nicht in seinem Talente, da die gedankliche überwog; so weit ihm eine Annäherung möglich und das sinnliche Leben noch stark in ihm war, so weit giebt er in allen ersten Stücken die glühendste Probe von sinnlicher Beweglheit. Ferner ist dieser Punkt der Sinnenwelt derjenige, worüber, all seiner sonstigen Anlage nach, Schwankung und Ungleichheit nothwendig bei ihm erscheinen mußte. Der künstlerisch plastische Reiz war nicht für ihn da, das ganze Moment mußte also zurücktreten, sobald die Jugendregung zurücktrat, Neigung zur Abstraktion war von Hause aus vorherrschend, und so konnte die Körperwelt in Schatten gerathen. Anders ist aber die Frage, ob diese ganze Welt des Menschen auch von vornherein von ihm geläugnet oder übersehen werden sei. Dem zu widersprechen diene das Vorstehende.

Neben jene medicinische Schrift, ebenfalls in's Jahr 1780, fällt die Hauptausarbeitung der Räuber. Das beliebte, grauapierne „Schwäbische Magazin" hatte ihm mit einer Erzählung, wo ein verstoßener Sohn seinen Vater rettet, den Anlaß gegeben. Manche Krankheit mußte vorgeschützt werden, um im Verborgenen das verbotene Dichtgeschäft zu treiben. Als er aus der Karlsschule trat, war das Stück im Großen fertig.

Schiller selbst sagt einige Jahre nach dem Erscheinen dieses Stücks Folgendes darüber:

„Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehn, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt

aus, blieb aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Models, von welchem die plastische Natur sich feierlich losſagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich überlassener Wesen, — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Flugschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete."

Möge man übrigens nach diesem Geständnisse nicht glauben, daß Schiller wenig Werth auf sie und den Verfasser derselben gelegt habe. Dafür producirte er mit zu viel Bewußtsein, die Dinge kamen ihm nicht, er machte sie mühsam, er kannte allen Umfang derselben genau, viele Jahre hindurch nennt er sich mit viel Selbstgefühl vorzugsweise den „Verfasser der Räuber." Wenn er auch beim Anblick der Dinge, wie sie wirklich sind, einsah, daß er übertrieben habe, das rationelle Oppositionsprincip, aus welchem dies erste Werk erwachsen war, blieb in ihm rege und mächtig, auch wenn er sich, wie in Cabale und Liebe, gegen nähere und wirkliche Feinde richtete. Was er auch an dem

Plane im Einzelnen aussetzen sah, und selbst hinterdrein daran auszusetzen wußte, nicht bloß die lebhafte, freundliche und feindliche Theilnahme, die durch das Stück erregt war, auch das eigene Genüge, was er über den Ausdruck seiner Hauptwelt empfand, belehrte ihn über die innere Gewalt seines Produkts. Das vielleicht oft zu stolze Selbstgefühl, was wir den jungen Dichter von da an überall äußern sehn, giebt in Wahrheit ebenfalls Aufschluß über seine Dichtungsweise: logisch errungen ist all seine poetische Aeußerung, sie ist allein sein Werk, er läßt sich nicht auf eine unerklärte Gabe hinweisen, er nimmt das Verdienst unumwunden für eine Kraft in Anspruch, die er genau kennt, beherrscht, steigert oder verringert.

Wie oft sehen wir's, daß die geistige Welt gleich einer allgemeinen Atmosphäre in die verschlossensten Orte dringt! Schiller war so abgesperrt, und dennoch begann er in Uebereinstimmung mit allen großen Capacitäten seiner Zeit oppositionell gegen den noch etwa übrigen positiven Bestand der Kulturwelt. Die Karlsschule hat nur die Farben erhöht, die Bedeutung wäre auch ohne sie entstanden. Er wußte nichts von der Kantischen Revolution, die eben auch begann, er las den zahmen Garve, der einen glatten philoserbischen Stil schrieb, er las Klopstock, der eine alte Glaubenswelt zu beleben trachtete, und dennoch trat er energischer denn Alle zu der großen Revolution, die im Reifwerden begriffen war, und von der er nur fernes Gelächter und Schelten in fremder, ihm kaum verständlicher Sprache Voltaire's und Rousseau's gelesen hatte.

Er und seine nächsten Freunde waren so radikal oppositionell gesinnt, daß ihnen die ärgste Strafe von Seiten der bestehenden Ordnung wie die wünschenswertheste Auszeichnung vorschwebte, „wir wollen ein Buch machen," sagt er zu Scharffenstein, „das aber durch den Henker absolut verbrannt werden muß." Und in der Vorrede zu den Räubern heißt es: „wer eine Kopie der wirklichen, natürlichen Welt, und keine idealischen Affektationen, keine Kompendienmenschen liefern will, ist in die Nothwendigkeit gesetzt, Charaktere auftreten zu lassen, die das feinere Gefühl der Tugend beleidigen und die Zärtlichkeit unsrer Sitten empören." — Also Tugend und Sitte ist aus der wirklichen Welt verschwunden!

Es ist in dem ganzen Auftreten nicht bloß Freiheitsdrang,

ein allgemeines Wort, mit dem man sich gern abfindet für verwandte aber mannigfache Gliederung, es ist die Revolution darin, die vom Zusammensturz unsrer poetischen Welt an in immerwährender Vorbereitung begriffen ist, und beinahe zehn Jahre nach Abfassung der Räuber faktisch in unserer Nähe ausbrach, um sich nach einzelnen Punkten zu entäußern, ohne der Gesammtfrage nach neuer Einigung Herr zu sein und zu werden. —

Und der unschuldige Revolutionair, dessen scharfer Geist so eigen und so früh ergriffen hatte, daß in unsrer Kulturwelt kein fester Halt sei, war beim Austritte aus der Karlsschule ein armer Regimentschirurgus mit einem monatlichen Einkommen an achtzehn Gulden Reichswährung. Wenn man ihn sah, so erwartete man Alles weniger als eine energische Welt, die von ihm ausgehen sollte. Scharffenstein hat uns im Morgenblatte die ausführlichste Beschreibung gegeben: „Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei vergipste Rollen, der kleine militairische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärne Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größeren Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr besteckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch!"

„Schiller war von langer, gerader Statur, langgespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt; sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spizig. Die rechen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inklinirten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor; es schien aber, wenn Schiller mit

Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlieder waren meistens inflammirt, das buschige Haupthaar war roth von der dunklen Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber seine Stimme war unangenehm kreischend, er konnte sie eben so wenig beherrschen als den Affekt seiner Gesichtszüge; dieses hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden."

Damit stimmt überein das Resultat seiner Vorlesungen, dem wir bald begegnen, und ein Versuch, bei einer theatralischen Aufführung in der Karlsschule den Clavigo darzustellen, welcher durch schlechte, ungestüme Aussprache und durch übertriebene Gesten und Mienen in große Lächerlichkeit ausfiel. Dagegen stimmen seine Freunde darin ebenfalls überein, wie sich ein überlegener Geist von dem Augenblicke an Schiller herrschend gezeigt habe, wo sein Wesen intellektuell die erste Fassung gewonnen, wie seine Unterhaltung und Theilnahme stets mächtig, begeistert, fortreißend gewesen sei. Scharffenstein spricht auch von den reichen Kenntnissen Schillers; dies wird aber, und wie es scheint genügend, von Hoffmeister nach Vergleichung aller Nachrichten bezweifelt, und darauf zurückgeführt, daß Schillers Fassungstalent sich leicht nachdrücklich und folgenreich dessen bemächtigt habe, was ihm auch nur in einzelnen Theilen nahe kam. Die Ueberlegenheit seines kombinirenden Verstandes hat er auch in der Manier sehr deutlich zu zeigen gepflegt, indem er oft die größten Autoritäten mit einem stolzen Lächeln zu beseitigen wußte.

Im Hause des Professors Haug bewohnte er Parterre ein kleines Zimmer, eine Zeitlang mit einem Lieutenant Kapff zusammen, und über die ärmliche, unordentliche, ja schmutzige Wirthschaft darin können die Freunde nicht genug erzählen. Entsprechend dem Mangel an plastischem Sinne betreffen wir Schiller stets in äußerlicher Unordnung und Unzierlichkeit, und solch ein nachlässiges oft saloppes Wesen ist ihm verblieben.

Von hier aus wurden die Räuber gedruckt, auf ein heilloses Fließpapier, mit einem zornigen Löwen und dem Motto „in

Tyrannos“ auf dem Titelblatte, von außen eine leibhaftige Mordgeschichte, und Schiller mußte leider selbst die Kosten bestreiten, da der Buchhändler kein Vertrauen hatte. Wie schwer hat er für diese 150 Gulden gelitten, deren Bürgschaft ein wackerer Bürger übernahm, den Schiller nicht aussetzen wollte! — Der Absatz war Anfangs sehr gering, und der Ballen Selbstverlag nahm noch einen hübschen Winkel des kleinen, wüsten Zimmers in Anspruch. Dort empfing Schiller die ersten Besuche Derer, welchen die abscheuliche Ausstattung eine große Talentprobe nicht verleidet hatte. Zu diesen Besuchern gehörte Leuchsenring, ein geistreicher, literarischer Dilettant, und, in großer Eleganz ankommend, setzte er die weniger als einfache Kasernenwirthschaft in einige Verlegenheit. Allmählig wurde denn auch dies gewaltige Stück immer bekannter; die nächste und wichtigste Anknüpfung dadurch ward für Schiller in Mannheim erzeugt, der Buchhändler Schwan setzte sich von dort mit ihm in Verbindung, und der Reichsfreiherr, Geheime Rath von Dalberg forderte ihn auf, das Stück für die Bühne einzurichten. Dalberg in wichtiger Stellung, selbst dichtend, hatte das Mannheimer Theater zum besten damaliger Zeit in Deutschland gemacht; Böck, Beil, Iffland zählten zu den ersten Schauspielern Deutschlands, diese Anknüpfung war für Schiller ein außerordentliches Ereigniß, er lehnte sich denn auch mit aller Schwere darauf, und suchte darin den Eingangspunkt in eine neue Existenz. Bis dies in That überging, kurirte er in seinem Lazarethe, stutzte die Räuber für die Bühne, und besorgte noch in demselben Jahre 1781 den ersten Musenalmanach unter dem Titel „Anthologie für das Jahr 1782.“ Sie erschien anonym wie das erste Drama, und war angefüllt mit meist unreifen Produkten der Kameraden aus der Karlsschule und manchem Forcirten aus Schillers Schubsache. Bemerkenswerth ist, daß er darin eine Abneigung von Klopstock und eine Zuneigung zu Wieland ausspricht, eine die Welt anklagende Verehrung Rousseau's, und eine bittere politische Unzufriedenheit in dem Gedichte „die schlimmen Monarchen.“ Hier finden sich auch nachdrückliche Belege zu dem, was oben gesagt wurde über Schillers verschiedene Ansichten von Sinnlichkeit. „Erkennt Natur auch Schreibepultgesetze?“ sagt er in der glühend sinnlichen Apostrophe „an einen Moralisten,“ und die

später abgekürzte, von Anstößigem gesäuberte „Männerwürde" figurirt hier als „Kastraten und Männer."

Ein merkwürdiger Beweis, wie all die Lyrik selbst vorherrschend Ergebniß eines spekulativen Kopfes war, dem das Herz nur einige Farbe lieh, ist die Lauraliebe, welche in den damaligen Gedichten eine so große Rolle spielt. Auch diese erste Liebe nämlich ward nur gedacht, alle Empfindung und Wendung darin war eine Kombination. Laura hat gar nicht existirt. Um doch ein Modell anzuführen für diese Studien der Empfindung, wird eine Offizierswittwe genannt, die weder hübsch noch geistreich, und im Wesentlichen vollkommen unschuldig an diesen Entzückungen gewesen ist. Scharffenstein sagt: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch." Er besang und bildete sich im Singen die Idee der Liebe. Margaretha Schwan, die meist als Laura bezeichnet wird, kannte er noch gar nicht, als diese Lieder schon geschrieben waren. Auszuzeichnen von diesen Gedichten der Anthologie sind noch die „Kindesmörderin," „die Schlacht" und die erste Ballade, welche er verfaßt hat, „Graf Eberhard der Greiner," und welche in objektiver Einfachheit so auffallend vortheilhaft aus allem übrigen Kreise herausgeht. Zum Schlusse enthielt die Anthologie auch noch eine Operette „Semele," welche er selbst in späterer Zeit sehr gering achtete.

Das Uebertreibende bei Seit lassend, kann man wohl in Hoffmeisters Meinung einstimmen, daß Schiller eben so bedeutend als lyrischer Dichter aufgetreten sei, wie in den Räubern als dramatischer.

Indessen verwuchs diese Welt der Schrift immer fühlbarer mit seinem Leben. Er war ohne Urlaub nach Mannheim gereist, um die erste Aufführung der Räuber zu sehen, der Enthusiasmus, den sie erregte, steigerte den poetischen Drang des Dichters, das knappe Leben eines Feldscherers wurde ihm stets peinlicher. Der Plan zum „Fiesko," welchen er auf eine Aeußerung in Rousseau's Schriften schon in der Karlsschule gefaßt hatte, ward zur Ausarbeitung vorgenommen, er begann eine Vierteljahrsschrift „Würtembergisches Repertorium der Literatur,"

es erschienen nur drei Stücke, darunter aber die berühmte Selbstkritik der Räuber. Wer noch daran zweifelt, kann hieraus sehen, wie früh Schiller gedanklich, das ist theoretisch, seinen Kunstschöpfungen überlegen war, diese Kritik übertrifft als solche das Stück. Aber so wie er selbst schritt, bewegte sich auch der Eindruck seiner Sachen vorwärts zu einem lauter werdenden Resultate in Freundlichkeit und Feindlichkeit; die übeln Erfolge drängten sich näher um ihn zusammen, als die günstigen, und zwangen ihn am Ende in die lediglich literarische Laufbahn.

Der Herzog Karl selbst spielt dabei eine Rolle. Es sind Anzeichen da, daß er lange für Schiller ein günstiges Vorurtheil gehegt, und daß ihn weniger die mannigfach aufstehende Anklage gegen Schillers literarischen Ungestüm aufgereizt habe, als eine wesentliche Geschmacksverschiedenheit. Er lebte und webte im französischen Geschmacke, den Schiller abscheulich fand, und den er auch ohne Weiteres abscheulich nannte. Der Herzog ließ ihn rufen, ließ sich wahrscheinlich auf ästhetische Winke ein, und verlangte, künftig Alles erst zu sehen, was Schiller in Druck geben wolle. Zu alle dem mochte sich dieser nicht eben angenehm äußern. Darin soll man auch nicht unbillig seyn, man soll den Herzog nicht dafür verantwortlich machen, daß er eine ausgebildete Geschmackswelt dem jungen noch vielfach rohen Genie vorgezogen habe, welchem damals, ja später noch sehr Wenige die große Ausbildung und Zukunft ansahen. Aber er ging freilich weiter, an ein unumschränktes Regiment gewöhnt, wollte er in die freie, geheimnißvolle Welt des Genius hinein gebieten und verbieten, wie in die Reihen seiner Diener: er untersagte Schiller bei Festungsstrafe alles weitere Drucken lassen.

Damit war es entschieden, daß Schiller nicht in seinem Vaterlande bleiben könne, er hing sich an vage Versprechungen Dalbergs, und nachdem er wegen nochmaliger Anwesenheit in Mannheim vierzehn Tage auf die Hauptwache in Arrest gemußt hatte, dachte er mit seinem Freunde Streicher, einem jungen Musiker, ernstlich auf Flucht. Sein Leben in Stuttgart ist dieser Zeit wohl ein wenig locker gewesen, die Schulden hatten sich vermehrt, die Hilfsmittel zur Flucht waren äußerst gering, und er hoffte nur allzu zuverlässig auf die Stelle eines Theaterdichters in Mannheim. Dalberg hatte nur von fern darauf hinge-

deutet, und war jetzt nur unter großer Beschränkung oder gar nicht auf des stürmischen Dichters Nothbriefe eingegangen. Mit drei und zwanzig rheinischen Gulden war er bereit, in die Welt zu gehen, es waren eben große Feste auf der Solitude zur Feier des anwesenden Großfürsten Paul, der Trubel sollte benützt werden, der wackere Streicher, welcher sich Schillers so redlich annimmt, kommt, den Dichter abzuholen. Dieser hat sich beim Einpacken in eine Klopstock'sche Ode vertieft, und eiligst ein Gegenstück niedergeschrieben, der drängende Streicher muß noch die Vorlesung anhören, Abends um neun am 17. September fahren sie nach dem Thore. Schiller heißt Dr. Ritter, trägt ein Paar alte Pistolen unter dem Rocke, und erwartet voll Spannung, ob die Wache am Thore ihn etwa erkennen und Einspruch thun werde. Ungehindert, tiefen Schweigens kommen sie aus dem Bereiche der Stadt, und bei der fernher leuchtenden Illumination der Solitude der Grenze immer näher, ungefährdet überschreiten sie auch diese, das wunderliche Fuhrwerk, was einen in die Welt flüchtenden Dichter, einen kleinen, ebenfalls in die Welt ziehenden Musiker, dessen Klavier, einige leichte Koffer, darin den im Großen fertigen Fiesko trägt, karrt Morgens um acht, den 18. September zwischen den blau und weißen Grenzpfählen der Kurpfalz hindurch, und Schiller jubelt zum ersten Male in Freiheit auf. Es könnte ein interessantes Bild für den Genremaler seyn, die Scene in dem noch Würtembergischen Enzweihingen aufzufassen, wo sie Nachts um Zwei angehalten hatten. Sie sind noch in Gefahr, sitzen in der finstern Wirthsstube, und Schiller lies't bei kärglicher Beleuchtung seinem Freunde Schubarts „Fürstengruft" aus dem Manuscripte vor.

Alle nächste äußere Hoffnung beruhte auf dem Fiesko, Schiller ging also auch bald nach seiner Ankunft in Mannheim, nachdem er seinem Herzoge geschrieben und diesen, gewissermaßen auf neutralem Boden, um eine bessere Existenz gebeten hatte, an die Vorlesung des Stücks. Zuhörer waren die Schauspieler Böck, Beck, Beil, Iffland, Meier, der Regisseur, der sich nächst Iffland am Meisten für Schiller interessirte. Dalberg war noch nicht von den Festlichkeiten in Stuttgart zurück. Die Vorlesung verunglückte total, die Zuhörer zerstreuten sich schon nach den ersten Akten, und die Meinung war fast einstimmig, dieser

Fiesko sähe den Räubern nicht ähnlich, und sey ein höchst mittelmäßiges Machwerk. Weder Schiller noch die Zuhörer wußten, daß es an Schillers schlechtem Vorlesen läge; noch in späterer Zeit begegnete ihm dasselbe zu Mannheim mit Frau von Kalb, der er den Anfang des Carlos vorlas.

In diesem Augenblicke konnte dies Mißfallen von den gefährlichsten Folgen sein, — Streicher war ganz vernichtet, Schiller schwieg lange, brach dann in Verwünschungen gegen den Unverstand dieser Menschen aus, und erklärte, selbst Schauspieler zu werden, wenn die literarische Laufbahn nicht gelänge, „da doch eigentlich Niemand so gut deklamiren könne als er.“

Meier, der unterdeß das zurückgebliebene Manuscript gelesen, löst'te am andern Morgen den Bann, klärte gegen Streicher auf, daß es an Schiller's schwäbischer Aussprache, und an der Art des Deklamirens gelegen habe, die Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone hersage; Fiesko sei ein Meisterstück, und solle gewiß aufgeführt werden.

Diese Möglichkeit und der Ertrag davon waren indessen weit aussehend und unsicher, die Noth lag aber an der Schwelle: es kamen Briefe von Stuttgart, in denen die Freunde lebhafte Besorgniß vor Auslieferung des Flüchtlings zeigten, und dringend für Entfernung von Mannheim und strenge Verborgenheit riethen. So machten sich denn Schiller und Streicher von Neuem auf, diesmal zu Fuße, da die Baarschaft zu klein war. Gen Frankfurt wanderten die Armen. Schiller war ein so schlechter Fußgänger, daß er zwischen Darmstadt und Frankfurt in einem Wäldchen zusammenbrach. Da lag Deutschlands Lieblingsdichter verschmachtend am Wege; man lies't es jetzt mit Rührung, ohne doch gegen ein ungestüm auftauchendes Talent, das seiner Natur nach gewaltsam und störend erscheinen muß, schonender und günstiger zu verfahren. Die Eudämonia, damals eine Zeitschrift in Wien, wird in solcher Lage immer Gehör finden, wie sie Schiller einen thätigen Vorbereiter der französischen Revolution und des härtesten Zügels bedürftig nannte.

Von Frankfurt schrieb Schiller wieder an Dalberg, die Schuld in Stuttgart brachte den Bürgen in Gefahr des Arrestes, es war dort und bei ihm selbst die größte Noth, der Fiesko war in Mannheim, es bedurfte nur eines Vorschusses darauf.

Herr von Dalberg hat die Gelegenheit nicht benützt, einem außerordentlichen Menschen in Zeit der Noth auch nur hilfreich zu sein. Sei es, daß diplomatische Bedenklichkeit wegen übeln Eindrucks beim Stuttgarter Hofe, sobald Schiller einige Gulden Unterstützung in der Pfalz erhielte, sei es, daß ein blödes kritisches Auge die Schuld trug, was dem Schiller'schen Talente wenig zutraute, kurz, Schiller war in seiner größten Noth völlig von Dalberg verlassen. Nicht einmal die Theilnahme wurde ihm bezeigt, welche ein reicher Mann der augenblicklich schwer bedrängten Armuth gegenüber hat, einer Armuth, die weder mit Talent noch mit Verheißung in Frage kommt.

Schiller indessen hoffte das Beste in dem Stübchen zu Sachsenhausen, was er mit Streicher bewohnte, und war mitten in dieser Kümmerniß mit dem Entwurfe eines Trauerspiels beschäftigt, dessen Plan schon früher gefaßt und jetzt lebendig in ihm geworden war. Er schrieb Kabale und Liebe, oder Luise Millerin, wie das Stück zuerst heißen sollte. Das bürgerliche Schauspiel hatte einen besondern Reiz auf ihn ausgeübt, zunächst des Herrn v. Gemmingen „deutscher Hausvater," der damals großes Glück machte, und von dem wohl auch Iffland die erste Anregung für sein dramatisches Genre erhielt. Dieser Reiz ist sehr natürlich, empfindet ihn doch der gedankenlose Zuschauer, der die nächsten Interessen seines Lebens vor sich dargestellt sieht, wie viel lebhafter muß das erregbare Talent davon berührt werden. So weit hat man das Ziel gesucht, und es liegt so nahe! Das wirkliche, das wahre Leben, wie es uns umgiebt, es gewährt ja auch das lebhafteste Interesse. Das war ja auch Lessing'scher Weg. Schiller ästhetesirte damals noch ohne Schule, und arglos fand er Herrn v. Gemmingen bewundernswürdig, ein Unterschied zwischen gemein wirklichem, und wirklich wahrem Leben war ihm noch nicht zur Hand. In seiner Art und Weise lag es indessen schon, das Alltägliche nicht alltäglich anzufassen und es dadurch genügend zu erheben. Es kam eine Zeit, wo er auf die Familiengemälde sehr stolz heruntersah.

Nachdem man harrend die kleine Baarschaft verzehrt, und Schiller trotz des lebhaften, ihm ungewohnten Treibens in Frankfurt eifrig an seiner Luise Millerin gearbeitet, kam durch Meier Bescheid von Dalberg. Er lautete einfach dahin, daß er den

Fiesko nicht brauchen könne. Jetzt war die Noth am Größten. Streicher hatte eigentlich mit seiner kleinen Baarschaft nach Hamburg gewollt, das war nun ganz vorbei, man wartete nur auf einen kleinen Nachschuß von Streichers Mutter, um aus dem theuern Frankfurt wieder aufzubrechen. Schiller wollte in einen kleinen Ort der Mannheimer Gegend, um Fiesko umzuarbeiten, Streicher wollte nach Mannheim. Ein Gedicht, „Teufel Amor," was verloren ist, sollte einige Hilfe geben. Schiller trug's zu einem Buchhändler und verlangte 25 Gulden dafür, der Buchhändler wollte aber nur 18 geben, feilschen ließ der Dichter nicht, und obwohl ganz entblößt nahm er stolz sein Gedicht wieder mit nach Hause. — Als die Freunde bis auf Kreuzer herunter waren, kamen von Streichers Mutter dreißig Gulden. Ueber Mainz und Worms zogen sie, großentheils wieder zu Fuß und zu Schillers großer Anstrengung, nach Oggersheim in den „Viehhof," wohin sie Meier beschieden hatte.

Dort in dem schlechten Wirthshause zum Viehhof blieb er als Dr. Schmidt, um den Fiesko brauchbarer für die Bühne zu machen, Streicher ließ sich sein Klavier von Mannheim schicken und besonders in den langen Abenden spielte er dem Dichter, der umherging, Gedanken und Pläne zu. Leider alle für Luise Millerin, die diese viel mehr interessirte, als der abgethane Fiesko, während doch dieser für ein Geldeinkommen viel reifer war. Widerstrebend, immer zum neuen Stoff gezogen, ging er endlich auch daran, und brachte mühsam die Umänderung zu Stande. Man trug sie nach Mannheim; von der Anwesenheit eines Würtembergischen Officiers erschreckt, brachten die Flüchtlinge, die an den Viehhof gewöhnt waren, eine Nacht im prächtigen Schlosse zu, wohin, als an den sichersten Ort, sie eine Freundin geführt hatte. Ach, und alle Arbeit und Anstrengung war doch umsonst! — Herr von Dalberg wies den Fiesko wiederum ohne Weiteres zurück. Schiller gab das unglückliche Stück nun dem Buchhändler Schwan für elf Louisd'or in Druck, und reis'te ohne Mantel, in tiefem Schnee, mit dem langsamen Postwagen nach Bauerbach, an der fränkischen Seite des Thüringer Waldes, wo ihm Frau von Wolzogen ein Asyl offen hielt. Die Freunde hatten ihn bis nach Worms begleitet, und konnten sich nicht genug verwundern, daß er mit unerschütterlichem Ernste allda Ariadne

auf Naros von einer wandernden Truppe angesehen habe. Schmerzlich schied er von seinem guten Streicher, dessen kleine Baarschaft er mit verstreut, den er aus seinen Planen gestört hatte. Er besaß nichts, der arme Dichter, um es gut zu machen, als einen Händedruck und herzlichen Scheideblick.

Spät am Abende kam er in das verschneite Bauerbach, was in der Nähe von Meiningen liegt, und vollendete dort im Laufe des Winters Kabale und Liebe. Wir haben nun also drei Dramata des Dichters, welche sich alle drei um Opposition gegen gesellschaftliche und gesellige Zustände bewegen: in den Räubern richtet sich Interesse und Handlung gegen die ganze Gesellschaft, im Fiesko bewegt es sich um Veränderungen in derselben, und Schiller nimmt auch allen Zeugnissen nach an diesem weniger radikalen Thema geringeren Antheil, als an dem ersten und dritten; in Kabale und Liebe gilt es gegen eine vornehme Schurken- und Narrenwelt, wie er in einem Briefe an Dalberg sich ausdrückt; die Bevorrechtigten, der Adel, die Gewalthaber sind Gegenstand des Angriffs. Streicher erzählt, daß viele Züge geradezu der eben laufenden Zeitgeschichte entnommen wurden.

Wir haben hier stets den Autor vor uns, der gedanklich auf die Formen der nächsten Welt einwirken, der handeln wollte. Dies spricht sich immer in großen, rhetorisch glänzenden Umrissen aus, und diese Stücke werden dadurch immer ihren großen Reiz behalten, so viel man ihnen grobe Unwahrscheinlichkeiten der Entwickelung, mangelnde Persönlichkeit der Figuren, überspannte Haltung vorwerfen mag. Das bloß politische Interesse, aus dem sie entstehen, ist, so weit es damit angeht, in's Herzblut getaucht, und besonders in Kabale und Liebe mit lebendigem Herzensinteresse verwebt. Wenn nun auch gerade dieses Stück durch Uebertreibung oft bis an die Grenze der Travestie geräth, ein Uebelstand, welchem der poetisch aufgetriebene, nicht poetisch empfangene Gedanke Schillers oft ausgesetzt ist, wenn auch geradezu dies Stück in den kümmerlichen Grenzen der Konvenienz und Intrigue herum gepeinigt und darum selbst peinigend wird, so hat es doch in diesem grausam packenden Interesse mehr fesselndes Leben, als Fiesko. In diesem ist die Bewegung allzu todt an politische Figuranten gegeben, und das Mannheimer Publikum, wenn auch durch trivialen Geschmack der „deutschen

Hausväter" etwas zu weit heruntergestimmt, hatte doch nicht so ganz Unrecht, den Fiesko viel kühler und theilnahmsloser aufzunehmen als Kabale und Liebe. Die Schiller'sche Gedankenprozedur, welche sich des Drama's zum Ausdrucke bemächtigte, hatte hierbei zu wenig Rücksicht genommen auf die Lebenswelt, welche unmittelbarer und dem poetischen Punkte somit näher ist, als es irgend ein gedanklicher Beweis je werden kann.

Wir sehen den geplagten Dichter übrigens auch in Bauerbach keineswegs in einem behaglichen Zustande. Was immer bei Schiller gesprochen wird von dessen Freude und Genuß an der Natur, das will sehr vorsichtig und bedenklich aufgenommen sein; — das Leben des Gedankens war durchaus seine herrschende Welt, eine Hingebung an objektive Reize, die nicht weiter entwickelt und erklärt sein, die in plastischer Ruhe nur eine geheimnißvolle Wirkung auf uns üben wollen, die war nicht sein Theil. Der Mensch, welcher wird, das Buch, welches sucht oder lehrt, sie erfüllten sein eigentliches Leben, nicht die Gestalt, sondern die Entwickelung war für ihn. Streicher's Sorge, daß Schiller auf der Bergstraße gar nicht Acht haben wollte auf die schöne Gegend, ist nicht beseitigt, wenn man auf Schillers gestörte Existenz hinweist. Sie war in Frankfurt nicht minder gestört, und hinderte ihn nicht, ein neues Trauerspiel aufzusetzen. Im gewöhnlichen Sinne des Ausdrucks ist es eine Unwahrheit, wenn von Schillers Genüssen an der Natur gesprochen wird. Er hatte natürlich so viel Sinn, davon Kenntniß zu nehmen, und auch einmal einen Eindruck zu empfangen, aber dies ging nicht über das Momentanste und Allgemeinste hinaus. Sobald der Punkt als ein unterscheidender angeführt werden soll, muß Schiller darin für unbegabt erklärt werden.

Hierdurch erklärt sich schon eine Seite des Bauerbacher Lebens, zumal dies im Winter begonnen wurde, und allerdings partieenweise all zu verlassen war. Schiller spricht zwar einmal wie von etwas sehr Besonderem, daß er anfangen werde, zu schießen, er versucht es auch ein Paar Mal, mit dem Verwalter auf die Jagd zu gehen, aber das rein auf Thaten, nirgends auf Gedanken gestellte, ja die Gedanken streng ausschließende Jagdleben konnte bei ihm nicht Stätte finden, dessen Handlungstrieb zunächst ganz und gar im Gedanken webte. Eine Partie

Schach mit dem Verwalter schien denn am Ende noch passender, als Jagd. Einige Male kehrte auch seine Gönnerin Frau v. Wolzogen mit ihrer Tochter auf Bauerbach ein, aber dies vermehrte nur die Unruhe, von welcher wir ihn eigentlich in Bauerbach vorherrschend bewegt sehen. Im Sturme selbst scheint er in Wahrheit ruhiger gewesen zu sein. Frau v. Wolzogen hatte Söhne auf der Stuttgarter Schule. Daher die Bekanntschaft, daher aber auch jetzt die Sorge, daß selbst dies Asyl dem Herzoge von Würtemberg nicht verrathen und Schiller dadurch dem jungen Wolzogen nachtheilig werde. Dies machte verdrüßlich, und Lotte, die liebenswürdige Tochter, machte unruhig. Schiller, der einen Theil der Jugendzeit über ein sehr empfänglich Herz, und denn auch an jedem neuen Orte ein neues Herzensinteresse hatte, fühlte sich Fräulein v. Wolzogen lebhaft geneigt, und daß diese an einen Andern versprochen, und der Begünstigte in Bauerbach erwartet werden sollte, das gab reichliche Störung. Dazu ein anderer, fast der schwerste Kummer: die oft gewünschte Einsamkeit bringt keine dichterische Production, in vollen acht Monaten dortigen Aufenthalts hat er nur das schon früher so weit gearbeitete Stück Kabale und Liebe fertig gemacht. An Reinwald, seinen künftigen Schwager, den er in Meiningen kennen gelernt, schreibt er darüber, er sei der Meinung, „daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man sagt sonst, es helfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaube es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstande zum Beispiel setzen kann, so beweis't meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von selbst anwandelt."

Fort wollte und mußte er, und doch hielt ihn die Neigung. Endlich ward ein einstweiliger Weggang erwählt: Dalberg, der sich jetzt sicher fühlen mochte, da von Stuttgart aus nichts gegen Schiller geschah, hatte wieder anknüpfend geschrieben, und besonders nach Kabale und Liebe gefragt. Schiller reiste also im Juli 1783 wieder nach Mannheim. Von dramatischen Plänen, deren er denn auch in Bauerbach wie zu jeder andern Zeit

zahlreiche vor sich hatte, sind hier noch zu nennen „Imhof," „Maria Stuart," „Konradin von Schwaben," „Don Karlos." Dalberg hatte ihn noch in Stuttgart auf dies Thema aufmerksam gemacht, Reinwald schickte ihm die Novelle „Don Carlos" von St. Réal, und so begann im Frühsommer 1783 der Plan des Carlos zu reifen.

Jetzt ward er Theaterdichter in Mannheim, aber auch gleich darauf krank, und mit einem schlimmen Fieber schleppte er sich bis in den Winter hinein. In so üblem Zustande ward Fiesko und Kabale und Liebe bühnenfertig gemacht, und der erste Akt des Carlos geschrieben.

Wie zu den Räubern ließ er bei der ersten Vorstellung des Fiesko eine „Erinnerung an das Publikum" neben den Anschlagzettel drucken. Nach dieser unbekannten Theaterbearbeitung siegt im Fiesko die Tugend, das heißt Fiesko's Herrschsucht unterliegt seinem republikanischen Sinne, und er scheint sich selbst zu ersäufen oder, wie Hoffmeister herauslieſt, er ertrinkt zufällig. Schiller sagt im Anschlage „reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen." Und fährt fort: „wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens."

Man findet in dieser Wendung, daß sich Schiller von der verneinenden Opposition habe lösen, und zum ersten Male, mit ähnlicher Richtung im Carlos beschäftigt, eine Positivität habe aufstellen wollen. Diese Mattigkeit des Schlusses wäre wohl dem Schiller nicht begegnet, der ungeschwächt von langen Fieberanfällen geblieben wäre. Zehn Jahre später sagt Schiller selbst in dem Aufsatze „über das Pathetische:" „Das ästhetische Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, — woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen, und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen?"

Es ist anzuführen, daß Schiller sehr viel Theilnahme bei

dem damals auch noch sehr jungen Iffland erweckte, daß dieser in der schlimmsten Mannheimer Epoche, wo man auch an Schillers Talent irre ward, stets lebhaft dessen Partie ergriff und auf thatsächliche Anerkennung des Talentes drang. Bald nach dem Fiesko kam mit einem Titel, den Schiller gewählt hatte, Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht" auf die Bühne, und fand so außerordentlichen Beifall, daß man für Schillers Louise Millerin, die nun an die Reihe kam, besorgt wurde. Den Titel „Kabale und Liebe" schlug Iffland vor, im April ward das Stück gegeben, und fand enthusiastische Aufnahme; Schiller stand in seiner Loge auf, um durch Verbeugen dem lebhaft zurufenden Publikum seinen Dank auszudrücken. Dies war der erste entscheidende Triumph seit seiner Flucht, dieser Vorfall erinnerte erst wieder an die ersten Darstellungen der Räuber.

Es war dies ein glücklicher Moment für die Zusammenkunft mit seiner Mutter und Schwester in Bretten. Wie schmerzlich und heftig liebte ihn diese kränkliche Mutter, deren Ebenbild er in so vielen Dingen war, wie härmte sie sich über die fortwährend unsichere bürgerliche Stellung des Sohnes! Hoffmeister sagt sehr passend: Wehe in ruhigen Zeiten dem Glücke des Menschen, der den Muth hat, sich der eingeführten Gewohnheit und der vorgeschriebenen Ordnung zu entreißen, und seinen eigenen Gang zu gehen! Die in geistigen Dingen einen neuen Weg einzuschlagen wagen, haben die Macht der Menschen und die Gewalt des Schicksals gegen sich. Was das folgende Geschlecht beglücken soll, muß dem jetzigen abgerungen werden.

Schiller, den das Frühjahr 1784 übereilte, ohne daß er in dem kontraktlich versprochenen neuen Stücke fortgerückt war, und der in Dalberg die Besorgniß sah, mit einem so unsicher produktiven Autor den Kontrakt zu erneuern, wollte sich wieder zu neuem medicinischen Studium nach Heidelberg wenden, und bat Dalberg um Vorschuß für ein Jahr. Dalberg gewährte auch diesen nicht, und so ging es denn in dem angefangenen Mannheimer Leben weiter, dem es übrigens nicht an Anregung fehlte. Schiller war zum Mitgliede der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft erwählt worden, und das veranlaßte mancherlei Aufsätze, zunächst den: „Was kann eine gute stehende Schau-

bühne eigentlich wirken?" der unter dem Titel „die Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet," in Schillers Werken steht.

Hier sind wir an einem solchen Punkte, der zum Anfange der Einleitung dieses Kapitels Veranlassung gab. Ueber literarische Kunst, deren Zweck und Principien wird gesprochen, und zwar auf eine Weise, die mit mancher späteren Ansicht Schillers durchaus nicht übereinstimmt, und die es sehr erschwert, Schillers ästhetische Principien als Regulativ aufzustellen. Es kommt immer wieder darauf hinaus, daß er nicht aus rein poetischer Nothwendigkeit in die poetische Literatur trat, daß seine äußeren Verhältnisse lebhafte Wirksamkeit ansprachen, daß er selbst rasch, mit schneller Wirkung gehandelt sehen wollte durch seine Schrift, weil er sich gegen einen sichtbaren und unsichtbaren Feind vertheidigte, gegen einen Feind, welcher offen wirkungsreiche, grob sichtbar wirkungsreiche Thätigkeit heischt. Das feinere, höhere poetische Genüge, das Genüge in sublimeren Verhältnissen, dem eine stille Schönheit Glück geben kann, dies mangelt. So, von einer hinderlichen Welt und von einem energischen Naturell gehetzt, stempelt er Alles sach zu einer schnell sichtbaren Wirkung, und die dramatische Kunst muß neben dem Katheder, neben der Kanzel lehren und bessern, muß eine moralische Anstalt seyn.

Schon 1792 schreibt er in dem Aufsatze: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" ein deutliches Widerspiel jenes Artikels. Zum Beispiele: „Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte, und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staates, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist."

In dem schon erwähnten Aufsatze „Über das Pathetische" vom Jahre 93 findet sich der Widerspruch gegen die frühere Richtung eben so deutlich: „Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail zu

besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. — Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft, als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an, uns zu interessiren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. — Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen; oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen sein. Indem man zwei verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantasie durch moralische Zweckmäßigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerstören."

So entschieden sich hierbei Schillers seiner gewordene Ansicht darstellt, der aufmerksame Leser dieser späteren vollständigen Artikel wird dabei doch noch einen anderen Eindruck haben. Den Eindruck nämlich, daß Schiller als geistesstarker Mann sich kräftig in einer erworbenen Kunstbildung bewege, daß sein Naturell ihn aber, wenn auch verdeckt und verborgen, zu einer nachdrücklicher wirkenden Schriftwelt hinziehe.

In jenem Mannheimer Aufsatze findet sich auch noch die Forderung des Vaterländischen, die bald darauf ganz und gar aus Schiller entweicht, und dem entschiedensten Kosmopolitismus

Platz macht. Dieser ist so deutlich, und mit Schillers Drang, zu verallgemeinen, so genau verwachsen, daß man nicht begreift, wie das in neuerer Zeit so oft habe übersehen sein können. Und eine moralisch-patriotische Partei, die ihre Hauptvertreter in Schwaben zählt, hat gutmüthig den kosmopolitischen Schiller zu ihrer Fahne gemacht.

Schillers Verhältniß zur Mannheimer Bühne brachte ihm auch die Idee, eine Dramaturgie in's Schriftleben zu bringen, dadurch, daß ein Ausschuß der vaterländischen Gesellschaft sich hierzu vereinigte, und eine dramaturgische Monatsschrift herausgäbe. Der Vorschlag gefiel, aber man scheute das kleine Geldopfer. Die Kraft zu produciren erwies sich ihm übrigens in dieser Zeit durchaus nicht günstig, Carlos lag in seinem Anfange darnieder, Schiller, keinen ihm zusagenden Stoff findend, wollte am Ende die Shakespear'schen Stücke Macbeth und Timon bearbeiten, besonders war er für Timon eingenommen. Hoffmeister sagt passend: Einem Dichter wie Schiller, welcher an dem gegebenen Stoffe nur immer seine Ideen aussprach, mußte die Wahl des Stoffes schwerer werden, als einem andern, welcher den Gegenstand objektiv auffaßte und behandelte.

Gotter und Dalberg riethen wiederholt zum Carlos, Schiller ging daran, aber es war kein Fluß zu finden; unfähig wendete er sich oft von der Arbeit und las französische Schauspiele. Erst im Sommer 1784 beginnt ein lebendiger Drang für dieses Stück. Auch dieser wird unterbrochen, und da ihm, wie erwähnt, alle neuen Ansichten in Handlung und Art des Stücks hinein wuchsen, so mußte Carlos schon der Entstehungsart gemäß das zertheilte Wesen an sich tragen, was er heute noch trägt, und durch keine Ueberarbeitung verloren hat. So zählt er damals gegen Dalberg die vier Hauptpersonen des Stückes auf. Unter diesen ist Alba, und Posa fehlt ganz — Posa war eben das Product späterer Maximen, denen sich Schiller hingab, und welche den Carlos selbst überwuchsen.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1784 begann er auch seine Zeitschrift „Rheinische Thalia," für deren erstes Heft er noch keinen Mitarbeiter hatte. Die Ankündigung vom 11. November 1784 bekundet insbesondere seinen klaren Durchbruch zum Kosmopolitismus, der so deutlich in den Karlos überging, „einen

Bürger des Universums" nennt er sich in ihr, „der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt."

Bis zur Mitte dieses Sommers von 84 blieb Charlotte von Wolzogen das Bild seiner Sehnsucht, ja es findet sich in einem Briefe an die Mutter derselben die geschickte Bemerkung, welche das Nöthige sagt, und sich doch keiner direkt abschlägigen Antwort aussetzt: „Könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie, — aber glücklich gewiß."

Eine darauf eingehende Antwort erfolgte nicht, und das Bild der Sehnsucht erblaßte im Herzen des Dichters. An die Stelle desselben trat noch im Herbste dieses Jahres die schöne „Schwanin," Margaretha Schwan, die lebhafte und reizende Tochter des Buchhändlers Schwan; sie lebt im Carlos. In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit der v. Kalb'schen Familie; Frau v. Kalb wird von Frau v. Wolzogen die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau genannt, mit welcher Schiller in ein enges freundschaftliches Verhältniß trat, und die denn auch die beste Einwirkung auf ihn übte. Ihr ist vielleicht ein Theil davon zuzuschreiben, daß sich von jetzt an aus der Schiller'schen Dichtung die derben, ungewählten Ausdrücke verlieren, welche bis dahin so oft begegnen, wenn auch der größere Theil einer reiferen Bildung und mannigfacherem Weltverkehre anheimfällt. Man hält sie für das Vorbild der Königin im Carlos.

Unterdessen gingen Briefe von außen ein, welche einen großen Lebenswechsel für Schiller vorbereiteten. Ein Paket aus Leipzig, welches von Körner, Huber, Körners Braut und deren Schwester gesendet war, überraschte ihn mit Gaben und schriftlichen Ausdrücken der Verehrung und Theilnahme. Die Dichtung allein hatte ihm diese Freunde gewonnen, und, auf diese Freunde gestützt, siedelte er sich später nach Leipzig und Dresden über. Anfangs des Jahres kam der Herzog von Weimar nach Darmstadt, Schiller ward empfohlen, durfte den ersten fertigen Theil des Carlos vorlesen, und erhielt dafür den Titel eines Herzoglich Weimar'schen Rathes. Das war für Schiller von großer Wichtigkeit, die herrschende Mitwelt drückte seiner freien Carriere ein Siegel der Billigung und Achtung auf, er ward zuversichtlicher, seine Opposition rücksichtsvoller, sein Benehmen

sicherer, es schien ihm ein Halt für die Zukunft gegeben. Es macht einen heitern Eindruck, den sonst so ideal-stolzen Dichter das Wörtlein „Rath" oder doch das geheimnißvolle „R." fleißig hinter den Namen setzen zu sehn, besonders, wenn er an Herrn von Dalberg schreibt. Vielleicht empfanden es auch die Schauspieler: seine Kritiken werden plötzlich kurz, und unerbittlich und scharf tadelnd. In der Thalia, deren erstes Heft im Frühjahre 85 erscheint, fegt er schonungslos unter das Mannheimer Theater, und es gab eine schwere und allgemeine Entrüstung unter den Schauspielern gegen ihn. Sein Kontrakt war nicht erneuert, solche Rücksichten also hatte er nicht mehr, eine praktische Laufbahn schien ihm auch wieder sehr wünschenswerth, er beklagt sich bitterlich gegen Streicher über den Stand eines Schriftstellers, und will in Leipzig rasch Jurisprudenz studiren. Die oben erwähnten Freunde schicken die nöthigen Hilfsmittel, er gab sich mit Streicher die Hand darauf, daß sie einander nicht eher schreiben wollten, als bis er Minister und Streicher Kapellmeister sein würde. Gegen Ende März reiste er nach Leipzig.

Schon über das Leben in Leipzig fehlen die specielleren Notizen; so wie er den sorgsamen Augen seiner schwäbischen Freunde entweicht, verlieren auch wir das Detail. Und doch kommt er zu neuen Freunden, und doch hat gerade Körner die Lebensbeschreibung abgefaßt, die Schillers Werken vorgedruckt ist. Wir wissen aus einem Schiller'schen Briefe mehr, was er im Detail wollte, als wie es geschah: er will nicht mehr seine eigene Oekonomie führen, weil er's nicht verstehe, und die Trivialität ihn störe; es soll ein Freund dicht neben ihm wohnen, dem er sogleich alle aufsteigenden Gedanken und Pläne mittheilen könne; er will nicht Parterre und nicht unter dem Dache wohnen, um jeden Preis sollen die Fenster nicht auf einen Kirchhof gehen.

Die Blätter für literarische Unterhaltung haben im Jahre 1836 einige Andeutungen mitgetheilt, die von Huber herrühren sollen. Sie gehen darauf hinaus, daß Schillers äußere Existenz durchweg ärmlich gewesen sei, er habe ein kleines Studentenzimmer bewohnt, zur Erholung regelmäßig Richters Kaffeehaus besucht, und nach vielen Seiten Bekanntschaften angeknüpft. Seine Stimmung scheint dabei fester und glücklicher gewesen zu

sein, als früher, intelligente Freunde um sich, den Posa-Stolz in sich, hat er leichteres Spiel mit der Außenwelt gehabt. Einige Monate dieses Sommers hat er in dem nahen Dörfchen Gohlis gelebt, und dort ist auch das großartige Lied „an die Freude" entstanden, was ihm in deutschem Gesange und Enthusiasmus erhalten würde, wenn ein Unglück all das übrige Schriftwerk von ihm vernichtete. Nichts unternahm er, ohne damit eine breite Gedankenwelt ein- und auszubauen, auch das harmlose Lied der Geselligkeit mußte den Stempel einer umfassenden Spekulation tragen, und noch 17 Jahre später griff er diesen Gedanken wieder auf, die gesellschaftlichen Gesänge durch einen bedeutenderen Text zu steigern. Die ernste Absicht trug er auch in die harmlose Aeußerung. Es ist viel an diesem gewaltigen Liede ausgesetzt, es ist ein Lehrgedicht und sonst wie tadelnd genannt worden; aber der durchgehende Klang eines Rundgesangs unter Freunden erhebt es stets und mächtig und unwiderstehlich zu einem Liede, zu einem Gesange.

Von Leipzig aus hielt Schiller um Margarethens Hand an, der Vater verweigerte sie, ohne daß dadurch das gute Vernehmen zwischen ihm und Schiller gestört werden wäre. Schillers Neigung indessen scheint noch sehr lebhaft gewesen zu sein: die leidenschaftlichen Gedichte, die oben erwähnt wurden, „die Freigeisterei der Leidenschaft" und „die Resignation" schießen auf aus diesem Schmerzensriß, obwohl das erste Gedicht den Zusatz trägt: „als Laura vermählt war im Jahre 1782." Wir wissen, daß ihm Laura ein allgemeiner Begriff, und der einmal angenommene Name für das Ideal des Herzens war.

Am Ende des Sommers folgte Schiller seinen Freunden Körner und Huber nach Dresden, und dort hat er bis zum Juli 87 gelebt. Der fertige Carlos ist das Resultat dieses Aufenthaltes. Hier gab es Kunstsammlungen, Künstler und solcher Anregungen die Fülle; aber hier erweist es sich deutlich, daß Schiller an der rein künstlerischen Existenz, besonders an der vorzugsweis bildenden, gar kein Interesse nimmt. Er nimmt eigentlich nicht die mindeste Notiz davon; Schreiten, Bewegung, und zwar im Gesetze des Gedankens, das ist und bleibt sein Leben. Gegen Humboldt sagt er es im Jahre 1803 offen heraus, daß er weder Interesse noch Sinn für bildende Kunst habe; und da

nur er doch schon so innig verbündet mit Goethe, und eine derartige Einwirkung wäre bei nur geringer Theilnahme und Anlage Schillers natürlich gewesen.

Das Fragment „der Menschenfeind," welches in der Thalia erschien und ebenfalls in diese Zeit gehört, fordert keine weitere Beachtung. Die darin bedeutende Scene, die Unterhaltung Hutens und seiner Tochter im Park, ist später überarbeitet und spiegelt die Gedanken des philosophischen Kriticismus, dem Schiller in Jena angehörte. Carlos, der hier Schillers erste Epoche, die politisch-poetische, schließt, nimmt aus der Dresd'ner Zeitung alles Interesse in Anspruch. Die ersten Akte waren bereits in der Thalia abgedruckt, wurden aber bei Vollendung des Ganzen umgearbeitet.

Carlos ist eine Reise der Schiller'schen Richtung, wie sie war von Hause aus. Nur reif in dieser Weise gehört er durchaus in die erste Epoche. Er besonders hat eine unreife Kritik in unsrer Literatur zu einer siehenden Manier verleitet, an der wir heute noch kranken. Es ist die Manier, ästhetische Figuren logisch zu berechnen: diese Figuren repräsentiren nur eine Art, eine Richtung, einen Gegensatz besonders, der als solcher dem philosophischen Schiller am Willkommensten war. Die Person, das Individuum, die im Kleinsten unberechenbare, geheimnißvolle, mannigfaltige und überraschende Natur giebt sich nicht in ihrem Reichthume, nur eine Seite dieser Person. Daher auch das mathematische Wort Figur. Mit solcher Figur, die in einer Hauptidee erschöpft ist, handthiert denn auch die mittelmäßige Kritik wie mit den Steinen eines Brettspiels, das Stück wird nur das Exempel einiger Gedanken; das Wort „verfehlt" spielt seine große Rolle, denn der Kritiker kann genau nachrechnen und uns beweisen, ob die Probe des Exempels stimmt. Die höhere Offenbarung, welche geheimnißvoll im ganzen Menschen liegt, und eigen auf jeden Einzelnen wirkt, und in langer, langer Folgezeit immer noch neue Wirkung und Entdeckung zuläßt, sie ist verloren, die hohe Kunstwelt ist vernichtet.

Man thut Schiller keine Gunst, wenn man Carlos zu einer spätern Epoche rechnet, die aus einer reiferen Bildung erwuchs. Carlos bewegt sich noch in den alle freie Kunst beengenden Gegensätzen, in der lebhaften, aber nur sinnlichen Leidenschaft, wie

alle frühere Produktion Schillers. Es ist Alles höher, edler, aber es ist von demselben Stoffe.

Dazu trägt das Stück deutliche Spuren langer, verschiedenartiger Arbeit, häufiger Umarbeit. Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, eine wirkliche Einheit des Plans, sogar der äußerlichen Entwickelung nach, hineinzubringen. Die großen Unwahrscheinlichkeiten bei Seite gesetzt, daß dieser Posa, welcher die Menschenrechte der reifenden französischen Revolution dem spanischen Könige Philipp bei der ersten Begegnung predigt, sich als erster Minister so unnütz übertreibend betragen, daß er Gefahren entwickeln werde, die gar nicht nöthig sind, dies und des Aehnlichen die Fülle bei Seite gesetzt, — die Fabel selbst enthält so arge Widersprüche, daß man an einen förmlichen Taumel der Schwärmerei glauben muß. Eine Krisis in der Fabel bildet doch das Verhältniß, in welches Carlos zur Eboli geräth. Die eigentliche Handlung schürzt sich ganz und gar um dies Verhältniß. Ein Brief der Eboli stürzt Carlos dahinein, weil er diesen für einen Brief der Königin hält. Er kennt also die Hand der Königin nicht? Ja, er kennt sie, als sie früher Verlobte waren, haben sie Briefe gewechselt, die Briefe trägt er in seinem Portefeuille immer bei sich, einen bittet er sich besonders zurück, als ihm Posa dies Portefeuille abfordert, weil er ihm besonders theuer, weil er ihn stets auf seinem Herzen getragen. Er muß also sehr von Liebesüberraschung berauscht sein, um die Hand nicht zu erkennen. Der Rausch sei zugestanden; aber Carlos vernichtet selbst alle Möglichkeit, er bringt sich's selbst zum Bewußtsein, was die Lüge der Fabel wird, er sagt: „Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen!" —

Eine sehr gemachte halbe Entschuldigung wäre möglich: er spricht es laut, in Gegenwart des Pagen, will er diesem betheuern, dem vermeintlichen postillon d'amour der Königin, daß dies das erste Mal, — der Versuch ist lächerlich, und dieser Widerspruch wie alle andere Unwahrscheinlichkeit muß auf die weit auseinanderliegende Arbeit geschoben werden, und auf einen excentrischen Idealismus, der die irdischen Kleinigkeiten überspringt. Dieser maaßlose Idealismus richtet in Wahrheit Alles an, er liefert sich und den Freund durch Ueberspannung der vorliegenden, wirklichen Dinge frühzeitig an's Beil, und er reißt

alle Figuren des Stücks in den einen großen Gegensatz von Gut und Schlecht, daß am Ende nur zwei Begriffe gegen einander spielen.

Und bei alle dem wird Carlos für alle Zeit einer der fortreißendsten Zeugen von Schillers energischem Talente bleiben. Wie durchbohrend, wie überflügelnd bemächtigt sich darin der Bildungsgedanke des Worts! Wie weckend und steigernd wirkt selbst die Uebertreibung der Freundschaft und des Opfers!

Besonders die erste Anlage des Carlos zeigt, wie ungeschwächt der Schiller'sche Ausgang zu aller Schrift, wie lebhaft die Opposition auch hier bei der Geburt thätig gewesen sei. Der Zorn gegen das Kirchliche ist aus der jetzt kursirenden Ausgabe fast gänzlich verschwunden, der Abdruck in der Thalia zeigt im Domingo davon die stärksten Proben. Schiller schrieb darüber an Reinwald: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos auch für das Theater verloren gehn — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Und wenn auch unter den übrigen Revolutionsphasen Schillers Carlos die konstituirende Versammlung genannt werden kann, wie viel bleibt Aufregendes noch übrig, wenn selbst das Verhältniß zur Ehe ganz unbeachtet bleibt! Es ist deutlich, daß Schiller bis zum Carlos ein rücksichtsloser Apostel der modernen Freiheit war, die sich damals gedanklich entwickelte, und in ihm auf poetischen Ausdruck gepflanzt wurde, daß er einen großen Theil seiner Verehrer durch diesen Bezug gewann, und durch das ewige Aechte in diesem Bezuge immer gewinnen wird. Hierin liegt aber auch die Erklärung, daß er trivialer erscheint, je mehr diese allgemeinen Ideen allgemeines Eigenthum werden. Es ergiebt sich dann zu seinem Nachtheile, daß er nur schön aussprechen half, was der Menschheit zunächst schon gewiß war, daß er nur aus einem Allgemeinen schöpfte, was nicht verloren gehen konnte. Vom Dichter aber erwartet man, daß nicht nur sein Ausdruck, sondern auch sein Stoff streng eigen, individuell, daß der Stoff mehr als Gegenstand sei, ein Stoff, der lediglich aus seinem Genie wachse, und ohne ihn nie entstanden wäre.

Solche eigentliche Dichterthat kann nie trivial werden, sie wirkt und behält doch ewig ihre eigenthümliche Organisation, sie ist nicht bloß aus einem Gedanken entsprungen, sondern aus einer vollständigen Schöpfung. Der Gedanke findet und bildet, seinen Produkten droht der Zeitwechsel, der Dichter aber erzeugt, er erklärt Gott nicht, sondern er schafft ihn nach, und des Dichters Werke sind darum auch von der Ewigkeit betheiligt. Dieß ist der Punkt, wo Kunst so hoch über Wissenschaft geht.

Wichtig wurde Carlos auch dadurch, daß es das erste Schiller'sche Stück in Jamben war. Lessings Nathan und Wielands Rath sollen dazu mitgewirkt haben, und der Vers war für die Schiller'sche Tragödie eine große Eroberung. Sie drängte an sich schon auf höhern Boden, und der rhythmische Ausdruck gehörte dafür. Daß das erste Jambenstück so lang wurde, lag zum Theil darin, daß Schiller nicht sogleich der Prägnanz im Verse Herr war, und daß sust diese Art des Ausdrucks außerordentlich viel Verführerisches hatte für Schillers sententiöse Vorliebe. Die ersten Akte in der Thalia sind so breit, daß Wieland äußerte, das größte Stück des Sophokles habe nicht so viel Verse, als der erste Akt des Carlos. Auch nach der spätern Bearbeitung hielt Schiller das Stück nicht für theatralisch.

Wir sehen den Dichter auf einem Weinberge bei Dresden an der Beendigung des Carlos arbeiten. Das Stück, aller Regung und Sehnsucht des Zeitalters Situation und Wort leihend, ausgestattet mit allem Zauber Schiller'scher Sprach- und Denkweise, erregte bei seinem Erscheinen einen leidenschaftlichen Beifall. Die Uebelstände der Komposition wurden indeß eben so bald von der Kritik angegriffen, und Schiller sah sich genöthigt, zur Rechtfertigung des Stückes seine „Briefe über Don Carlos" zu schreiben. Obwohl dies erst zwei Jahre nach Erscheinung des Stückes geschah, so treten wir doch schon mit Abschluß des Carlos in die zweite, nur in strenger Prosa und theoretischem Studium sich bewegende Epoche des Dichters. Die Oppositionsneigung, welche alle bisherige Dichtung geschaffen, ist erschöpft, und gewissermaaßen durch die positiven Vorschläge im Carlos erfüllt. Da er seine Dichtung nur aus einer lebendig werdenden Gedankenwelt schöpft, nicht aus einem künstlerischen

Lebensdrange, dem oft die kleinste Veranlassung genügend ist, so beginnt jetzt eine neue Sammlung in Schillers Leben.

Die schon erwähnten „philosophischen Briefe," welche die jugendliche pantheistische Gedankenwelt der Stuttgarter Epoche ausarbeiteten, fallen bereits in diese Dresdner Zeit, der Geisterseher und einige historische Arbeiten kommen zunächst, Federproben für eine neue Schriftwelt, die er sich im Felde der Aufsuchung öffnen will. Man sagt, der Geisterseher, der einzige in's Größere angelegte Roman, den uns Schiller geboten, sei darum von ihm aufgegeben worden, weil sich das Publikum nur auf Entwickelung der geheimnißvollen Geschichte begierig erwiesen. Und dieser Grund paßt sehr genau zur Schiller'schen Art, die Gedankenentwickelung zur Hauptsache des Kunstwerkes zu machen, alles Uebrige für unwichtiges Nebenwerk anzusehen. Die Fortsetzung selbst anbetreffend mag dies übrigens wohl nur als Vorwand gelten: Schiller hatte das Interesse für diese Gattung Schrift verloren, eine Gattung, die ihm überhaupt, als nicht mit der unmittelbar beabsichtigten Wirksamkeit lebhaft heraustretend, weniger zusagte, ja die, die er selbst eine „Farce" nennt. Bekanntlich hatte Cagliostro die Veranlassung zum Geisterseher gegeben. Das heiße Leben in diesem Romane schreibt man einer leidenschaftlichen Liebe zu, die Schiller in Dresden für ein Fräulein von Arnim empfunden habe. Auf einem Maskenballe im Winter von 86 zu 87 war diese Neigung stürmisch über ihn gekommen, das schöne Mädchen selbst scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, wenigstens spricht Frau v. Wolzogen von verabredeten Rendezvous, aber die Mutter soll die Neigung des schon berühmten Dichters nur als Folie für ihre Tochter benutzt haben.

Immer taucht wieder der Versuch auf, eine praktische Existenz zu gewinnen, eine Existenz, die nicht bloß auf des Dichters Phantasie angewiesen sei. Der letzte Leipziger Versuch mit der Jurisprudenz hatte sich sehr schnell in's Nichts verflüchtigt. Jetzt, nach Beendigung des Carlos, tritt die Frage wieder lebhaft auf, und gruppirt sich um die oft dagewesene Medizin, und um eine neue Gattung, nämlich die Geschichte. Es ist dem Beobachter hinreichend klar, daß Schiller nicht Mediziner wird, sein ganzes Wesen neigt durchaus zu allgemeinen Resultaten, die über materielle Existenz hinausgehen. Später hat er oft über seine

medicinische Befähigung gescherzt, und versichert, daß wer seine Manier gekannt, ihm vorzugsweise nur ein Pferd zur Behandlung anvertraut haben würde. Dahin stimmen auch andere Berichte zusammen, daß er mit außerordentlichen Dosen auf außerordentliche Wirkung ausgegangen sei.

Geschichte dagegen, wie angemessen war Darstellung derselben seiner Richtung! Hier war die natürlichste Bahn einer ethisch-gedanklichen Wirksamkeit, und hieran knüpfte er denn auch sogleich da, wo seine Theilnahme für Freiheit und Opposition in dichterischer Ausbeute sich zuletzt erschöpft hatte. Das Gehäuse der Posa-Welt, die Befreiung der Niederlande, ward gewählt. Als er noch über dem Carlos war, hatte er Watson's Geschichte der niederländischen Revolution gelesen, der Stoff hatte sich ihm bei der Empfängniß viel eindringlicher gestaltet, als er in der Darstellung vorlag, „die erhebenden Empfindungen," die ihm daraus zugeströmt, „wünschte er weiter zu verbreiten." Er geht also auch an diese Form zunächst mit seinem sittlichen Drange. Nebenher will er zeigen, „daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein," — „und daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden."

Eine Anregung und ein Schmuck stellt sich also in Schillers Absicht dar. Es findet sich noch keine tiefere, gesammelte Fassung der historischen Aufgabe. „Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" ist bis zum Abgange der Regentin bei der Ankunft Alba's in Brüssel dargestellt. Die erste Beilage giebt den Prozeß und die Hinrichtung Egmonts und Hoorns, die zweite, welche spät, 1795 in den Horen, erschien, „die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma 1584 und 85." Sonst hat Schiller den unbeendigten Stoff nicht wieder aufgenommen.

Die lebendige Prosa und die warme Theilnahme, welche durch das Ganze weht, hat für das Verhältniß der Geschichte zum Publikum und zu der Art, wie sie geschrieben sein könne, unzweifelhafte und glückliche Früchte getragen. Die starre Disciplin mochte noch so sehr in Betrachtung ziehen, daß die Vorstudien nicht erschöpfend, die Darstellung oft zu geschmückt, die

Parteinahme oft zu idealisch seien. Letzteres ist in neuer Zeit wieder zu gründlicher Frage gekommen, wo die Staatsverhältnisse reifer untersucht sein können, nachdem seit Schillers niederländischer Geschichte vierzig Jahre lang ununterbrochen alle Hauptthätigkeit der staatlichen Frage gewidmet ist, wo Heinrich Leo denselben Stoff behandelt hat. Es war nicht schwer nachzuweisen, daß Schiller die Fragen allzu lediglich von der allgemeinen, humanen Seite behandelt, und dem staatlichen Vertragsleben und historischen Rechte allzu wenig Raum gegeben habe. Um dies desto empfindlicher zu zeigen, hält sich nun die in Quellen gründliche und erschöpfende neue Darstellung sklavisch an den Buchstaben des Gesetzes, die Alba und Philipp erscheinen nicht nur im Rechte, sondern in der Glorie des Rechts, die Egmont und Oranien sind in die Masse politischer Verbrecher geworfen. Bei aller Anerkennung des Fleißes und der beschwerlichen Konsequenz eines mühsamen Princips sehen wir uns doch hierbei sehnsüchtig nach der Jugendarbeit Schillers um, wo die Menschheit im höheren Sinne der nothwendigen Form gegenüber vielleicht überschätzt wird.

Außerdem wollte Schiller „Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen" herausgeben, es kam aber nicht über einen Theil hinaus, der nur einen Beitrag von Schiller enthält. Dieser Beitrag fehlt in der Gesammtausgabe.

Noch im Sommer 1787 schied er von Dresden, und ging zum ersten Male nach Weimar, ein 28jähriger Mann, Goethe war in Italien; aber er fand Herder und Wieland, und besonders Wieland nahm ihn zum Herzlichsten auf. Dessen Mercur war darum auch Schillers Thätigkeit zunächst gewidmet, ein Fragment der erwähnten niederländischen Geschichte giebt er hinein, die Briefe über Don Carlos, und von Gedichten „die Künstler" und „die Götter Griechenlands." Uebrigens ist Schiller auch damals mit den griechischen Tragikern beschäftigt, und übersetzt aus dem Euripides. Dies ganze Feld hatte bei seiner Jugendbildung ziemlich brach gelegen, des Stoffs halber hatte er er nur an Plutarch vorherrschendes Interesse gehabt. Deshalb hatte auch Homer jetzt zum ersten Male so großen Reiz für ihn. Es ist bekannt, daß er sich dabei wegen mangelnder Kenntniß des Griechischen an Uebersetzungen hielt, und zum Beispiele seine

eigene Ueberſetzung der Sienen und Euripides nach einer proſaiſch lateiniſchen und einer franzöſiſchen Uebertragung anfertigte.

Von Weimar, wo er ſehr eingezogen und äußerſt beſchränkt lebte, war denn ein Beſuch bei Frau v. Wolzogen nahe gelegt und natürlich. Er machte ihn bald. Rückkehrend kam er über Rudolſtadt, und Gegend und Menſchen daſelbſt feſſelten ihn. Er ſah zuerſt ſeine nachmalige Frau, ein Fräulein v. Lengefeld, und kam zum dritten Male mit Gedanken an eine Ehe zu ſeiner ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigung zurück. Dieſen nachhängend wanderte er den nächſten Sommer wieder nach Rudolſtadt, und brachte über ſechs Monate theils auf dem nahen Volkſtädt, theils in Rudolſtadt ſelbſt zu. Hier traf er auch zum erſten Male mit Goethe zuſammen. Dieſer war eben aus Italien zurück, war in voller Genüge und erwies ſich, ein künſtleriſch umfriedeter, hinnehmender Menſch, munter und behaglich. Schiller ward davon nicht günſtig angemuthet: in ihm drängte noch ſo viel, er war trotz aller Erfolge noch nicht in einer unzweifelhaften Nothwendigkeit des Berufes; ihm, dem nicht vorzugsweis künſtleriſchen Talente, bot ſich nicht Alles ſo leicht, ihm konnte eine heitere Exiſtenz für den wichtigen Autor unpaſſend erſcheinen. Indeſſen, obwohl die Begegnung ſie nicht zuſammen führte, fand er doch dafür eine richtige Faſſung, und ſchrieb in Bezug darauf: „Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von Goethe, nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

So geſchah's. Großentheils durch Goethe's Veranlaſſung erhielt er die außerordentliche Profeſſur der Geſchichte, welche in Jena erledigt war, und für welche ſich Schiller durch ſeine eben erſchienene Geſchichte der Niederlande empfohlen hatte. Schiller war faſt beſtürzt darüber, und meinte ſcherzhaft, mancher Student könnte leicht mehr Geſchichte wiſſen, als er ſelbſt.

Mit dieser Stellung entschied sich auch alle nächste Thätigkeit. Der poetische Verrath an Planen war ohnehin gering; aus einigen Scenen des Oberon eine Oper zu machen, war doch kein rechter Ernst, und ein Epos von Friedrich dem Großen regte ihn auch nur zu ästhetischer Kombination an.

In dieser zweiten Hälfte Schiller'scher Existenz neigt Alles entschieden zur Prosathat, sogar die einzelnen Gedichte, welche daneben so wohl bestehen können, auch sie versiegen eine Zeit lang ganz. Die bedeutenderen, „die Götter Griechenlands" und „die Künstler," die zum Theil in Volkstädt entstanden, sind durchaus eine geschmückte Gedankenentwickelung. Ueber den geschichtlichen Anhalt geht der Weg immer höher in's Theoretische, das philosophische Studium erfüllt diese Epoche, und von ihr wird in Systemen und Principien der Weg wieder gesucht zur alten schönen Kunst. Reich ausgerüstet producirt alsdann Schiller, seinen dritten und letzten Lebenstheil hindurch, eben so reif und eben so fruchtbar, wie es zu Anfange seiner Autorschaft langsam gegangen war.

Seine Ansicht über Patriotismus zeigt sich auch in dieser Zeit noch so bedenklich für einseitige Patrioten, wie sie sich früher dargestellt hat. Das scheint um so bedenklicher jetzt, wo er Geschichtschreibung vorzugsweise erwählt. „Wir Neueren," sagt er, „haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei Weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Die ultrapatriotische Literatur hat diese Richtung stets an Schiller ignorirt, so unwahrscheinlich es sein mag, Jemand zum

Vertreter angeführt zu sehen, der just in der hauptsächlichsten Herzensansicht anderer Meinung ist. Es blieb keine Wahl, wenn man sich nicht der beiden größten Autoren begeben wollte. Goethe hatte allerdings in der Form viel mehr Verwandtes mit einem richtigen Grundgedanken des Patriotismus: er ging stets vom Nächsten aus. Aber er hatte sonst zu große Uebelstände für den Ultrapatrioten. Die Goethe'sche Kunst hatte ästhetische Principien, nicht moralische. Das war störend. Es kommt also in Wahrheit darauf hinaus, daß die übertreibenden Patrioten just aus Schwächen Schillers den Literatur-Thron desselben errichteten. Denn sein an sich schätzenswerther moralischer Nachdruck war seiner ästhetischen Entfaltung hinderlich, und seine patriotische Ansicht hing ebenfalls genau zusammen mit der Schwäche seiner Form. Er übersprang alles Nächste und griff nach Allgemeinheiten. Diese erhielten von seiner eigenthümlichen Kraft den Stempel einer starken Potenz, mußten aber als Weg und Anregung in's Unsichere und Haltlose führen.

Es bleibt auf jetzigem Standpunkte zu wünschen, daß der Blick über die trennenden Nationalitäten frei und thätig erhalten werde, daß er aber von einem klar gemachten Verhältnisse innerhalb der Nationalität ausgehe.

Die ersten Jahre Schillers in Jena — im Mai 1789 trat er als akademischer Lehrer ohne Gehalt dort ein — gehören zu den glücklichsten des Dichters, obwohl das, was man Dichtung nennt, damals am wenigsten in ihm thätig war. Es wird hiermit bestätigt, daß er sich vorzugsweise angewiesen fühlte auf eine rasch wirksame Existenz. Sein neues Lehramt sah er mit Jubel von zahlreicher Studentenschaar begrüßt, er hatte einen Beruf vor sich, den er mit Fleiß völlig bewältigen konnte, denn dieser Beruf gehörte streng in den Kreis des suchenden und folgernden Gedankens. In diesem Kreise fühlte sich Schiller stets als einen unbezweifelten Herrn. Die störende Unsicherheit, ob ihm eine Produktion möglich sein werde, verschwand hier völlig.

„Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" Mit dieser Rede begann Schiller seine akademischen Vorlesungen. Zu eben diesem Zwecke schrieb er: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde," — „die Sendung Mosis," — „die Gesetzgebung des

Lycurgus und Solon." Er begann die Herausgabe historischer Memoires, und schrieb dazu einleitende Abhandlungen, darunter: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter;" — „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs;" — „Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I." — „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen bis zum Tode Karls IX." Diese letzte Abhandlung fällt erst in's Jahr 1791, während alles Vorhergehende, die eigentlich officiell historische Thätigkeit, in's Jahr 1789 gehört. Die Herausgabe jener Memoiren übergab er auch bald Woltmann und Paulus. Die kleineren historischen Aufsätze interessirten ihn nicht lange, das rein Geschichtliche war ihm platt, Bedeutung und überragende Charaktere mußten sich darstellen, wenn er mit Theilnahme dabei sein sollte. Es ist bekannt, wie sie bis zum letzten derselben, der „Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot," zur schönsten Prosa Schillers gehören. Die Thalia ward mittlerweile immer noch fortgesetzt, und brachte die ersten dieser historischen Aufsätze. Schiller war also thätiger als je, denn bei dieser Beschäftigung war es nicht nöthig, die selten günstig einkehrende Stimmung abzuwarten. Er versprach auch Göschen eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und ging an die Vorarbeiten dieses Hauptbuchs seiner historischen Schriften, das noch in Rede kommt.

Unter solchen Umständen, in frischer Thätigkeit, schloß er im Februar 1790 die Verbindung mit Fräulein von Lengefeld, und die nächsten Briefe zeigen ihn in zufriedener, glücklicher Stimmung. Eine kurze Saison 1789 in Lauchstädt mit der Gelichten hatte das Verhältniß erfüllt; als in Paris die Bastille gestürmt wurde, gestand er seine Liebe, und die erste Nachricht von jenen Vorfällen traf ihn dort, und erweckte den größten Jubel seiner damals noch hochgehenden Prosa-Erwartungen. Ueber seine Ehe im Allgemeinen und in der Folgezeit weiß man, daß sie sich durch nichts Außergewöhnliches auszeichnete, daß Schillers Frau gut und lieb ohne sonstige Bedeutung war, und daß Schiller von daher kein weiteres anregendes Element gekommen ist.

Kaum ein Jahr dauerte die erste behagliche Existenz, da ward Schiller von einer schweren Brustkrankheit niedergeworfen;

nur äußerste Schonung versprach Erhaltung des Lebens und alle Vorlesung mußte aufhören. In dieser bedenklichen Zeit erwies sich der schon bei Klopstock gerühmte dänische Norden wiederum höchst preisenswerth: der Herzog von Holstein-Augustenburg und Graf Schimmelmann übersandten Schiller mit größter Feinheit einen Jahrgehalt von tausend Thalern. Er sollte ihn drei Jahre lang beziehen, um seine Gesundheit zu schonen, — dies war die einzige Bedingung. Baggesen, Schillers enthusiastischer Verehrer, hatte eifrig dieses glückliche Anerbieten gefördert. Mit dem Tode im Herzen hat uns Schiller seine schönsten Werke gegeben; denn seine letzte Lebenszeit ist für uns die reichste geworden. Der singende Dichter hatte bereits die Todeswunde, schmerzliche Rückfälle erinnerten oft nur zu deutlich daran, indessen gewann er doch noch ganze Jahre, wo das Uebel still lag und schwieg.

Zum Theil in die Krankheit fiel die Darstellung des dreißigjährigen Krieges, welche vom Publikum eben so lebhaft aufgenommen wurde, wie ein Schiller'sches Drama. Man las sich die Zerstörung Magdeburgs mit nicht geringerer Theilnahme vor als eine Scene aus dem Carlos. Es ist nicht genug zu sagen, wie sehr die lebendige Art Schillers, eine historische Partie zu veranschaulichen, auf den derartigen Geschmack des Publikums und auf eine lebensvollere Manier der Geschichtsschreibung eingewirkt hat. Die Manier Johannes Müllers fand namentlich in Schiller eine glückliche, geschmackvolle Gegenwirkung. Es soll uns dieser Geschtspunkt nicht deßhalb entgehen, weil Schiller nicht zu den wichtigen Geschichtsforschern gezählt werden könne.

Das vorherrschende Princip Schillers bei Beschreibung dieses großen Dramas ist Anerkennung des protestantischen Grundgedankens. Sein gesunder scharfer Geist weiß nichts von der bald nach ihm in die Literatur eintretenden Manier, den Katholicismus einseitig hervorzuloben, ohne daß die Nothwendigkeit eines gedanklichen Fortschrittes berücksichtigt werde. Wie sehr er eine dichte und in ihrer Dichtung aller Poesie willkommene Ganzheit des höheren Menschheitlebens zu würdigen wußte, wie schön er dies als partiellen Gegensatz zum Beispiele in der Maria Stuart hervorzuheben geneigt war, der Kern des Wesens entging ihm nicht. Er wußte zu gut, daß darin noch keine Poesie gerettet

oder gar wieder geschaffen wird, wenn man die Staffage einer einzigen Ganzheit zu erhalten und zu verherrlichen trachtet.

Es liegt hierin eine wunderbare Hilfe für die geschichtliche Einsicht: Nirgends erklärt sich eine von den ersten Potenzen unserer Bildung für die bekämpfte alte Welt des Glaubens und der Poesie. Fast jede erklärt die Unvollständigkeit dessen, was dafür gewonnen ist, und steuert nach Kräften bei zur Vervollständigung einer neuen; aber keine zweifelt daran, daß jener Untergang nothwendig gewesen sey. Die Leibniz, Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Fichte sind alle Protestanten, aller Fortschritt, alle lebensvolle Bedeutung ist bei der Gegenpartei der alten Glaubenswelt. Sogar in der romantischen Schule, die gleich nach Schiller bedeutend wurde, und die eine Manier der Liebhaberei, und zwar einer Liebhaberei des Katholicismus, höher stellte als eine unabweisliche und noch nicht beendigte Gedankenwelt, sogar in dieser Schule ist das protestantische Glaubensbekenntniß bei Weitem vorherrschend, und nur ein Einziger, Friedrich Schlegel, treibt die Liebhaberei bis zum Ernste eines offenen Uebertritts.

Der Schüchterne also, welcher die lange Periode der vorbereitenden Prosa für eine Usurpation ansehen möchte, kann an solchen Gewährsmännern die Nothwendigkeit erkennen. Auch die Einsicht wird ihm dadurch erleichtert, ob eine neue poetische Einigung möglich sei durch bloße Wiederaufnahme der alten.

Schiller hielt sich übrigens bei Schilderung dieser Religionsfragen vorsichtig auf dem Punkte der Vertagung. Wie konnte er auch anders! In Skepticismus und in Freiheit, die sich an keinen Dogmatismus band, war seine Geisteswelt aufgewachsen, der Protestantismus war ihm ein erster historischer Akt des großen Dramas, dessen weitere Entwickelung im Reiche der Zukunft und der großen Menschengeister liege. Aus solcher Stimmung componirt sich sein Gemälde des dreißigjährigen Krieges. „Der Religionsfriede," sagt er, „der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit dictirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit." —

Schillers Ansicht im Allgemeinen von Geschichtschreibung geht

übrigens nicht über die pragmatische Art hinaus, sichtbare Ursachen und Wirkungen geistreich zu verknüpfen und verknüpft darzulegen. Einen architectonischen Bau der Weltgeschichte, einen großen Stil, eine Weltabsicht, die sich in der Geschichte offenbare und erfülle, dergleichen suche man nicht bei ihm. Der Zufall ist ihm mächtig. Noch ehe er Kant studirte, war er dem Kant'schen Kreise schon dergestalt angehörig, daß er von aller Combination über das Sichtbare hinaus nichts hören mochte. Das Chaos der Erscheinungen sogar war ihm ein Beweis der menschlichen Freiheit, die nirgends von Nothwendigkeit gezwungen sei. Er sagt: „Die Welt als historischer Gegenstand ist im Grunde nichts Anderes als der Conflict der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen; den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. Nähert man sich der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie sehr findet man sich da getäuscht!"

Es ist sehr zu beklagen, daß Schillers historiographische Thätigkeit seiner philosophischen Ausbildung in Jena vorausging, nicht ihr folgte. Diese Ausbildung hob ihn in einigen Punkten über Kant hinaus und hätte ihm wohl auch des Geschichtschreibers Welt würdiger und größer gezeigt, wie sich denn auch aus späterer Zeit größere Ansichten über Geschichte beiläufig bei ihm ausgesprochen finden. — Die letzte historische Arbeit Schillers war nur ein Auszug aus den „Denkwürdigkeiten des Marschalls v. Bievilleville," den er als Lückenbüßer 1797 für die Horen übersetzte. Er trat aus den geschichtlichen Arbeiten unmittelbar in die philosophischen Studien, für welche er durch Umgang mit Reinhold, Niethammer, Schmid, Göttling, Paulus bereits so reif vorbereitet war, daß er Kant schon kannte, ehe er ihn las.

Zwei Stoffe drängten sich Schiller aus diesem historischen Kreise zur poetischen Bearbeitung entgegen, zunächst natürlich Gustav Adolph, der mit Allem angethan ist, was der Schiller'sche Idealismus des Gedichts bis dahin zu wünschen pflegte. Für ein episches Gedicht wurde der Schwedenkönig bestimmt. Man kann aber fast immer bemerken, daß die epischen Vorsätze nicht lange bei ihm haften, weil sie nur aus theoretischer Theilnahme für eine überlieferte Form stammen. Das Wesen Schillers hatte keine Neigung für's Epos, so sehr er Theilnahme zeigte an

Homer. Es war für die Schiller'sche Weise zu todt. Auch dieser Plan mit Gustav Adolph erhielt eben so wenig Folge, wie der frühere mit Friedrich dem Großen. Aber auch Wallenstein trat schon lebhaft in die Wahl, ja, sollte schon 1792 angefangen werden. Dies kündigt einen Wechsel an, denn in diesem Charakter ist nichts, was sich für die bisherige Weise des Dichters ausbeuten ließe. Es wird sich dies Moment deutlicher herausstellen, wenn Schiller in der großen theoretischen Wendung, die er in Jena erlebt, weiter vorgerückt, und bestimmt entschlossen sein wird, ob und wie dieses Thema behandelt werden solle. Es dauert auch sieben Jahre, ehe aus jenem Vorsatze unser jetziger Wallenstein entstand.

Die Jahre 90 bis 94 sind so leer an poetischer Production, daß seine Biographen versichern, es sey nicht ein einziges Originalgedicht fertig geworden, und von Versen sei nur die Uebersetzung aus dem Virgil zu nennen, die er bekanntlich als einen Wettstreit mit Bürger unternahm. Die Absicht datirte vom Jahre 89, wo Bürger zum Besuche in Weimar war. Poetische Pläne waren allerdings da, und wie hätte es daran fehlen können bei der Rastlosigkeit des Schiller'schen Wesens und bei der Energie desselben, die sich doch immer auf poetische Schöpfung angewiesen empfand. Ideen zu einer Hymne an das Licht werden angeführt, und besonders zu einer Theodicee. Diese letztere Idee ist ganz Schiller: Philosophie in poetischem Gewande, darauf ging sie hinaus. „Auf diese Theodicee," schreibt er denn auch, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer und hat einen größeren Charakter."

Wie bezeichnend ist diese Aeußerung! Alle Gewalt des Kriticismus zugestanden, wer möchte, außerhalb der Schiller'schen Dichtungsweise stehend, diese aufräumende, beseitigende, ordnende Wissenschaft des Gedankens poetischer nennen als die förmliche Weltschöpfung Leibnitzens, wo sich unbegründeter, aber voller, Alles zu einer harmonischen Totalität rundet!

Mit dem Jahre 93 bereitet sich viel Wichtiges vor: Nach einem Besuche, den Schiller in seiner Heimath abgestattet, findet er einen Brief Goethe's, der eine traulichere Annäherung als bisher und einen regelmäßigen Briefwechsel einleitet.

„Wir hatten vor sechs Wochen," sagt Schiller, „über Kunst

und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel." — „Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen, und bei Goethe wohnen." — „Unsere nähere Berührung wird für uns Beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf." — „Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig, und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden."

Wir stehen also an der Schwelle des Schiller- und Goetheschen Briefwechsels und der Horen. Schiller, die Thalia in diesem Jahre aufgebend, erwartete Außerordentliches von dieser neuen Zeitschrift, warb und arbeitete mit dem größten Eifer darauf hin.

Die Horen erhielten denn auch die theoretisch-wichtigsten Aufsätze Schillers, besonders denjenigen, worin diese Richtung Schiller'schen Geistes die höchste Vollendung erreichte: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen." Um den Eingang dafür zu finden, muß das vielberührte Thema wieder aufgenommen sein, daß Schiller der philosophischen Entwickelung besonders zugeneigt war, es muß gesagt werden, daß er in Jena Gelegenheit fand, und diese Gelegenheit benutzte, sich einer systematisch-philosophischen Richtung anzuschließen. Dies war der Kantische Kriticismus, für den Schiller in seinem Freunde Reinhold zu Jena die lebhafteste Aufmunterung fand. In diese Entwickelung

seiner theoretischen Ansicht gehören, wenigstens nach mancher Einzelnheit hin, bereits Aufsätze vom Jahre 92, wie: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.“ In einzelnen Haupttendenzen sind sie oben bereits angezogen. Das Jahr 93 brachte „Ueber das Pathetische,“ und den bedeutendsten dieser Artikel, welche einen systematischen Standpunkt suchen: „Ueber Anmuth und Würde.“ Darin wird bereits, wie selbst in einigen Gedichten zum Lobe der Frauen, jene Vereinigung von Geist und Natur gesucht und gepriesen, welche das Wesen der Schönheit constituirt.

Eine Revision der eigenen Gedichte, welche er damals vornahm, fiel in diesem Sinne äußerst streng aus, und die unglückliche Recension Bürgers, welche bereits 91 erschien, nahm ihre Härte ebenfalls aus einem noch nicht abgeklärten herben Drange der Systematik.

1793 fand sich noch eine lebhafte Anregung: Fichte kam nach Jena. Betrachtet man nur obenhin das vielfach Aehnliche in diesen beiden Männern, die gleiche Energie des vorherrschend sittlichen Charakters, der gleiche Drang, alle Aufgabe in Form strengen Schlusses und Beweises zu erledigen, betrachtet man die große Anregung, welche ihnen die stürmische Revolutionszeit gewährte, so wird man die Bedeutsamkeit solches Zusammentreffens ermessen, was übrigens nicht zu einer persönlichen Vertraulichkeit gedieh. Eine ausgeführte Parallele böte manches interessante Resultat, eine erhabene Tyrannei zeigt sich und Größe der Folgerung, dort mehr nach innen in die nackte Werkstatt des Gedankens, hier mehr nach außen gerichtet, nach Erscheinung und Schönheit, Tyrannei des in sich geschlossenen Urtheils, was Gesetz, Ankläger, Richter, Belohner, Vollstrecker in sich hat, und nichts außer sich braucht, keine Religion braucht, und in einem Gewissen erfüllt ist.

Wie Schiller im Carlos die französische Revolution ihren innerlichen Forderungen nach vorausdichtete, vielleicht von America angeregt, so ist er mit Fichte ein gesteigertes Ideal der Revolution, die nun eingetreten war und das Ideal so vielfach befleckt hatte. Diese Verwandtschaft erkannte die damalige Zeit sehr wohl. Der französische Republicanismus, welcher auch Alles abschaffte, was außerhalb des in sich geschlossenen gedanklichen Staatsgewissens

98, ernannte Schiller zum Bürger der französischen Republik. Aber Niemand mehr als Schiller mußte gegen die Realität der neuen Republik einzuwenden haben, da sich das Werk derselben nicht so rein entwickelte, wie es in Schlußfolge des Gedankens sich entwickeln ließ. Bei den Uebertreibungen Frankreichs fühlte sich Niemand so betheiligt und verletzt als Schiller, denn die strenge Welt einer rein logischen Schlußfolge, Schillers eigene Welt, wurde dadurch bloß gegeben. Wir finden ihn auch in der größten Aufregung, da die Republik bis zum Todesprozesse Ludwigs des Sechzehnten schritt, er wollte eine Vertheidigungsschrift des unglücklichen Königs schreiben, er fragte umher bei den Freunden, ob Niemand da sei, der gut in's Französische übersetze. „Vielleicht räthst Du mir an," heißt es, „zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein."

So lebhaft war eine Zeit lang der Sturm, daß er wohl gepflegte Philosopheme drein gab, die farbigen Grenzen der Außenwelt einen Augenblik anerkannte, und eine Aeußerung that, die einzig in seinem Leben bleibt. In der Mitte des Jahres 93 schreibt er einmal: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden."

Dies ist indessen als ein einzelner Nothruf zu betrachten, nirgends sonst hat er dem äußeren Andrange eine theoretische Ansicht geopfert, er war unerbittlich, denn die logische Welt war seine Welt, und unablässig benutzte er die Jenaische Gelegenheit zur systematischen Ausbildung dieses seines Lebensinteresses. Kant's Kritik der Urtheilskraft weckte seinen eifrigsten Antheil, die Anregung von Fichte durch Umgang und dessen Vorlesungen wirkten außerordentlich; in dem nun folgenden Hauptaufsatze „über ästhetische Erziehung des Menschen" spielen schon die Einflüsse von Fichte's „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten," und Fichte's „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre," die eben, Leipzig, 1794, erschienen war.

Man ist sehr im Irrthume, wenn man Schiller für einen bloßen Dilettanten in diesem Felde der Abstraktion ansieht. Er

faßte, seinem Grundwesen nach, die Theorie energischer und nachdrücklicher, auf strenge Anwendung dringend, als dies der Philosoph vom Fache zu thun pflegt; seine Darstellung war lebhafter und feuriger, als die gewöhnliche philosophische, aber er war auf dem ächten Grunde der Sachen, und spielte keineswegs dilettantenmäßig damit. Ja, die Philosophen haben ihn uneingeschränkter in ihrem Bereiche anerkannt, als die Poeten seiner Zeit. Die romantische Partie dieser letzteren beugte sich nur widerstrebend oder gar nicht vor Schillers logischer Begeisterung. August Wilhelm Schlegel drängt sich in der Anerkennung durchaus an Schillers dramatische Produktion, weil sich hiermit Rhetorik und vernünftiger Thatendrang am Besten vereinigen läßt, übrigens setzt er hinzu: „Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Spekulation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziele gelangt und für seinen Zweck vollendet waren."

Dagegen sagt Kant schon 1794 in der zweiten Auflage seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in voller Anerkennung Folgendes: „Herr Professor Schiller mißbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung (Thalia 1793, 3. Stück) über Anmuth und Würde in der Moral diese Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine kartheuserartige Gemüthsstimmung bei sich führe, allein ich kann, da wir in den wichtigsten Prinzipien einig sind, auch in diesem keine Uneinigkeit statuiren; wenn wir uns nur unter einander verständlich machen können ꝛc."

Und Hegel führt diese Anerkennung eines Pairs in Schiller laut seiner Einleitung zur Aesthetik noch weiter aus. Ein Theil dieses Ausspruches ist oben bei Kant schon angeführt, muß aber hier zur Schiller'schen Charakteristik ganz gegeben werden. Hegel sagt nach Entwickelung der Kantischen Aesthetik:

„Da ist denn einzugestehen, daß der Kunstsinn eines tiefen, zugleich philosophischen Geistes zuerst gegen jene abstrakte Unendlichkeit des Gedankens, jene Pflicht um der Pflicht willen, jenen

gestaltlosen Verstand — welcher die Natur und Wirklichkeit, Sinn und Empfindung nur als eine Schranke, ein schlechthin Feindliches faßt, und sich zuwider findet, — früher schon die Totalität und Versöhnung gefordert und ausgesprochen hat, als sie von der Philosophie als solcher aus ist erkannt worden. Es muß Schillern das große Verdienst zugestanden werden, die kantische Subjektivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen und den Versuch gewagt zu haben, über sie hinaus, die Einheit und Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen und künstlerisch zu verwirklichen. Denn Schiller hat bei seinen ästhetischen Betrachtungen nicht nur an der Kunst und ihrem Interesse, unbekümmert um das Verhältniß zur eigentlichen Philosophie, festgehalten, sondern er hat sein Interesse des Kunstschönen mit den philosophischen Prinzipien verglichen, und ist erst von diesen aus und mit diesen in die tiefere Natur und den Begriff des Schönen eingedrungen. Eben so fühlt man es einer Periode seiner Werke an, daß er — mehr, selbst als für die unbefangene Schönheit des Kunstwerks ersprießlich ist, — mit dem Gedanken sich beschäftigt hat. Die Absichtlichkeit abstrakter Reflexionen, und selbst das Interesse des philosophischen Begriffs, sind in manchen seiner Gedichte bemerkbar. Man hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht, besonders um ihn gegen die stets sich gleichbleibende, vom Begriff ungetrübte, Unbefangenheit und Objektivität Goethe's zu tadeln und zurück zu setzen. Aber Schiller hat in dieser Beziehung als Dichter nur die Schuld seiner Zeit bezahlt, und es war eine Verwickelung in Schuld, welche dieser erhabenen Seele und tiefem Gemüthe nur zur Ehre, und der Wissenschaft und Erkenntniß nur zum Vortheil gereicht hat. — Zu gleicher Zeit entzog auch Goethe'n dieselbe wissenschaftliche Anregung seiner eigentlichen Sphäre der Dichtkunst; doch wie Schiller sich in die Betrachtung der inneren Tiefen des Geistes versenkte, so führte Goethe'n sein Eigenthümliches zur natürlichen Seite der Kunst, zur äußeren Natur, zu den Pflanzen- und Thier-Organismen, zu den Kristallen, der Wolkenbildung und den Farben. Für diese wissenschaftliche Betrachtung brachte Goethe seinen großen Sinn mit, der in diesem Gebiete die bloße Verstandesbetrachtung und deren Irrthum eben so über den Haufen geworfen hat, als Schiller auf der andern Seite gegen die Verstandesbetrachtung

des Wollens und Denkens, die Ihre der freien Totalität der Schönheit geltend zu machen verstand.

Eine Reihe von Schiller'schen Produktionen gehört dieser Einsicht in die Natur der Kunst an, vornehmlich die **Briefe über ästhetische Erziehung**. Schiller geht darin von dem Hauptpunkte aus, daß jeder individuelle Mensch in sich die Anlage zu einem idealischen Menschen trage. Dieser wahrhafte Mensch werde repräsentirt durch den Staat, der die objektive, allgemeine, gleichsam kanonische Form sei, in der die Mannigfaltigkeit der einzelnen Subjekte sich zur Einheit zusammenfassen und zu vereinen trachte. Nun ließen sich zweierlei Arten vorstellen, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffe; einer Seits nämlich in der Weise, daß der Staat als die Gattung des Sittlichen, Rechtlichen, Intelligenten die Individualität aufhebe, andrer Seits so, daß das Individuum sich zur Gattung erhebe, und der Mensch der Zeit sich zu dem der Idee veredle. Die Vernunft nun fordere die Einheit als solche, das Gattungsmäßige, die Natur aber Mannigfaltigkeit und Individualität, und von beiden Legislaturen werde der Mensch gleichmäßig in Anspruch genommen. Bei dem Conflikt dieser entgegengesetzten Seiten soll nun die ästhetische Erziehung gerade die Forderung ihrer Vermittlung und Versöhnung verwirklichen, denn sie geht nach Schiller darauf aus, Neigung, Sinnlichkeit, Trieb und Gemüth so auszubilden, daß sie in sich selbst vernünftig werden, und somit auch die Vernunft, Freiheit und Geistigkeit aus ihrer Abstraktion heraustrete, und mit der in sich vernünftigen Naturseite vereinigt, in ihr Fleisch und Blut erhalte. Das Schöne ist also die Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen, und diese Ineinsbildung als das wahrhaft Wirkliche ausgesprochen.

Obwohl hiermit schon die Hauptumrisse des Aufsatzes gegeben sind, so fordert er doch, als ein wichtigster Artikel Schillers, noch spezielleren Theilnahme. Er enthüllt den Autor auch noch in anderer Weise, als nach dem philosophischen Punkte, den Hegel in's Auge faßt.

Der Aufsatz beginnt mit der Frage, welche für Schiller, so wie er dieses Orts bezeichnet wurde, die natürlichste ist. Der auf moralisches Handeln drängende Schiller fragt: Hat man

nichts Nöthigeres zu thun, als nach Kunst und Schönheit zu fragen, besonders in so bewegter Zeit? Ist z. B. das Interesse der politischen Freiheit nicht wichtiger?

Das war es auch in der That dem ursprünglichen Schiller, und dem wäre er auch gefolgt, wenn er nicht bereits durch seine eigene Geschichte in die künstlich objektivere Beziehung eines schönwissenschaftlichen Autors eingelebt gewesen wäre.

Darauf hin geht auch die Antwort. Die Frage wird nicht, als in ein anderes Bereich gehörig, abgewiesen, sondern es heißt: Um zur Freiheit zu kommen, müßt Ihr erst die Schönheit kennen und würdigen.

Jeder Mensch hat den idealischen Menschen, welchen er besitzt, in sich aufzufinden, dazu bedarf er Bildung, Sinn, Geschmack, — wird dies allgemein erlangt, so wird der Staat leicht, ergibt sich von selbst.

Der Staat weiß nicht mehr die Totalität eines Menschen, das volle Kunstbild zu brauchen; — macht dies Kunstbild des Menschen allgemeiner, und erobert so einen neuen Staat.

Es fehlt Euch nicht an Prinzipien und an der Wissenschaft für den Staat, aber an den Individuen: veredelt diese, und Eure Wissenschaft, schon so reich, wird noch veredelter werden, und thatsächlich möglich. Die schöne Kunst veredelt.

Man sieht, wie weit und fein er seinen Lebenssatz umkreist, auch durch die Kunst hilfreich thatsächlich einzuwirken, und wie er doch, noch so weit aufsteigend, in diesem Kreise bleibt. „Die Menschheit," sagt er, „hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen." —

Nun bringt er die Einwürfe gegen die Kunstwelt, welche immer in seinem Naturell leben: die Wesenheit geht verloren bei dem Sinne für Form, — die Geschichte zeigt, daß die Völker immer schon unsittlich, nahe an der Auflösung waren, bei denen die höchste Stufe der Kunst erreicht wurde.

Hierbei sind wir auf die Erwiederung äußerst gespannt. Wird er sagen: Wir haben noch keine andere Existenz und keinen andern Weg, als daß jedes Ziel nur einen Schritt breit daure? Daß wir Jahrhunderte ringen müssen für die kurze Vollkommenheit eines solchen Schritts? Daß wir noch kein ander Leben im irdischen Kreise haben, als ein, im Verhältnisse zur menschlichen

Absicht und Möglichkeit, ganz kurzes mit frühem Tode? Wird er sagen: der begabteste Mensch hat bei glücklichen Erfolgen nur wenig Momente höchster Vollendung und Weihe? Uns wenigstens hat Goethe sogar in hohem Alter die Aeußerung hinterlassen: „Bei allem Glück war's eine Mühe und Qual."

Nein, dahin wendet sich Schiller nicht, sondern er sagt: Es handelt sich nicht um die Schönheit, von welcher die Erfahrung redet, sondern um den Vernunftbegriff der Schönheit, und er geht nun an diesen.

Wir sind bestürzt über diesen schief abweichenden Gegensatz, denn diese Wendung gibt uns keine Aufklärung über die gemachten Einwürfe. Aber hier stehen wir vor der eigenthümlichen Form dieser Schiller'schen Ansichten; sie sind so überdacht und in großen Schichten angelegt, daß er mit den Fragen im Einzelnen spielen kann, er hat die große Maschinerie des Aufsatzes in der Hand, und weiß, daß die Frage doch im Großen ihre Erledigung findet. — Dem widerspricht nicht die Kenntniß, daß er sich oft gegen den anfänglichen Plan zu tief in solche Aufsätze hineingeschrieben, und sie dann nur immer unverhältnißmäßig vollendet hat. — Auch hier schiebt er nur die Lösung auf, indem er zeigt, daß es verschiedene Arten von Schönheit gebe, anspannende und auflösende.

Was ist nun die eigentliche Schönheit? Dazu muß von Neuem und weiter ausgehoben werden. Der Mensch besteht aus zwei Arten und Anforderungen, dies ist Realität und Formalität, Sinnenwelt und Formenwelt. Beides tritt auf durch Triebe, die nur einander entgegengesetzt scheinen, aber nicht sind. Hierbei wird Fichte's Grundlage der Wissenschaftslehre angezogen, wo die Wechselwirkung zwischen Materie und Form ausführlich behandelt wird.

Diese richtige Wechselwirkung zu finden, ist Sache der Schönheit, sie muß den Punkt gewinnen, wo der Mensch sich zugleich als Materie fühlt und als Geist kennen lernt, und somit eine vollständige Anschauung seiner Menschheit gewinnt. Der Gegenstand, der ihm diese Anschauung verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner *ausgeführten Bestimmung*, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Zu diesem Ende wird ein neuer Trieb im Menschen aufgeweckt, der Spieltrieb, in welchem der reale und formale verbunden wirken, der das Leben der Sinne und die Gestalt der Form in lebende Gestalt zu vereinigen hat, — womit man Schönheit bezeichnet. Sie kann also weder ausschließend Materie, noch ausschließend Geist sein.

Der Spieltrieb ist nichts Frivoles: der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Denn da hat keine Eigenschaft das Uebergewicht.

Jenes Gleichgewicht, das Wesen der Schönheit, bleibt immer nur Idee: in der Wirklichkeit neigt immer ein Element vor, deshalb haben wir Gattungen der Schönheit, deshalb wirkt sie verschieden: die überherrschende Sinnlichkeit nöthigt sie zum Denken, den bloß denkenden Menschen zur Sinnlichkeit.

„Man muß denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand, noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus" — aber sie gibt dem Menschen die Freiheit zurück, was er sein soll. „Dadurch ist etwas Unendliches erreicht."

Die Schönheit ist also zweite Schöpferin, sie erweckt eine neue Möglichkeit zu Allem.

„In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten."

„Widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben."

Dies Alles wendet sich nun nach dem aufgeworfenen Hauptbezuge, nach dem Staate, folgendermaßen:

„Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie bloß moralisch nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihn pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen."

Die Schönheit allein verbindet, alle andere Form der Vorstellung trennt.

Dieser Aufsatz zeigt alles Wesen und alle Größe Schillers: eine ursprünglich nicht künstlerische Natur, weiß er durch gedankliche Bewältigung der künstlerischen Fordernisse ästhetische Prinzipien aufzustellen, wie sie eigentlich noch gar nicht übertroffen sind. Sein hierbei feindliches Naturell drängt sich vergebens vor, um auf Forderung und Resultat Einfluß zu üben, er hält immer hoch herrschend die angeeignete Bildungswelt, und mit großer Verläugnung seiner selbst weiß er seine dichterische Hauptperiode überwiegend aus einer Bildungswelt zu schlagen, die seinem Genius enge Schranken legt. Den Hauptschiller, den Schiller des Wallenstein, der Stuart, der Jungfrau, des Tell, verdanken wir dieser philosophischen Periode, wo er seinen ursprünglichen Drang einem mühsam aufgebildeten Gesetze unterwarf, Fesseln hingab, die er mit Hingebung schmiedete.

Um nicht in alles Detail zu gerathen, wird jener Aufsatz als Typus aufgestellt, da alle anderen sich mehr um einzelne Punkte einer fraglichen Aesthetik bewegen. So der bekannte „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," welcher näher in ästhetisches Beispiel, in die Praxis selbst eingeht, und dadurch für manchen Leser farbiger und interessanter wird. Schiller hält sich aber darin nicht so fest auf seiner Prinzipienhöhe, weil das Beispiel zu oft sein Naturell herausfordert. Bekanntlich nennt er mit einiger Ausdehnung und Bereicherung dasjenige naiv und sentimentalisch, was man sonst als klassisch und romantisch unterscheidet. Die Gerechtigkeit gegen das Naive ringt er sich auch

hier mit großer Selbstverläugnung ab, da es in seiner Anlage durchaus nicht zu finden war. Natürlich tritt er dann härter auf, als nöthig wäre an solchen Punkten, wo diese Gattung gar zu weit vom ideellen Bewußtsein zu schaffen scheint, und der bloß gefundenen That des Genies bleibt wenig Hoffnung. Aber auch nach dieser Seite erobert seine Theorie Vortheile. Die Zeit und deren Verhältniß und Recht würdigend, setzt er manche moderne Forderung durch, und adelt sie durch den Stempel der Theorie.

Nächstdem ist sein Aufsatz „über das Erhabene" herauszuheben, welcher den Gedanken einer ästhetischen Erziehung noch vervollständigt, indem er ihn erhebt. „Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm," es erfüllt den letzten Theil unserer Bestimmung, und erweitert uns über die Sinnenwelt hinaus.

Es wird hier ein Feld berührt, was über den logischen Beweis des Menschen hinausliegt, aber auch hier wird es nur im gesetzlichen Kreise des ästhetischen Eindrucks berührt. Schiller läßt, wie Kant, den rollenden Wagen niemals über die Linie hinaus, bis zu welcher der reine Beweis möglich ist. Kaum daß der Blick einmal schnell wie ein Blitz in's Unerforschliche schweifen darf, aber dann ist er stets mit unserm Gesetz bewaffnet, und findet nur, was er als findbar bereits mit sich brachte. Ueber den Raum des festen Beweises hinüber hat er nichts erobern wollen, und nichts erobert, die Ueberschwänglichkeit läßt er außer sich, und beeilt sich nicht, sie viel höher zu achten, als die Faselei. Diese Flüge der Dichtung, welche oft so reich und einflußreich, oft so verwirrend werden, sucht und findet man nicht bei Schiller. Ein Theil der ungemessenen Popularität und Achtung, welche er fand, mag auch darin liegen, daß keine Zumuthung in ihm liegt, die nicht geschlossen motivirt wäre.

Dies keusch entwunderte Wesen hat ihn so ungemein fruchtbar gemacht, aufräumend, wenn auch nicht schöpferisch, für eine erwartete große Welt der Poesie zu wirken. Die nächste Möglichkeit unseres edelsten Hauswesens hat er bis zur Vollendung geordnet und geschmückt, auf dieser großen Vorarbeit kann das neue Genie festen Grundes fußen, von ihm aus kann es mit festem Rückhalt den ersehnten Flug unternehmen.

Neben diesen Hauptaufsätzen seiner theoretischen Epoche sind noch kleinere zu nennen: „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" — „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" — „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" — und es ist dann dieser Entwickelungsgang völlig auszufüllen durch Rücksicht auf seinen Briefwechsel mit Goethe. Dieser Briefwechsel enthält theils die mannigfache Veranlassung zu manchem dieser Aufsätze, theils die Ergänzung, und zeigt uns ganz und gar die Werkstatt einer Literatur, die ein hauptsächlicher Höhepunkt deutschen Lebens geworden ist. Was wir ebenhin Schiller- und Goethezeit nennen, jener erhöhte Dicht- und Gedankenraum, das findet sich in diesem Briefwechsel.

Er beginnt zu einer Zeit, wo beide Schriftsteller der poetischen Produktion nicht hingegeben sind. Schillers Zustand hat sich uns in diesem Betrachte schon dargestellt. Natürliche Anlage that dabei das ihrige, und die große Bewegung der Zeit wirkte darauf zustimmend und fördersam. Die alte Welt hob sich krachend aus ihren Angeln, Schiller nahm das innigste Interesse daran, ergriff das zunächst verwandteste Studium der Geschichte und folgte gern der Aufforderung, sich die inneren Gesetze der sittlichen Welt klar zu machen, aus deren Verhältnissen all der Sturm entstand.

Goethe dagegen sah sich durch die Ereignisse feindlich aus seiner Existenz gedrängt. Er war Dichter im ächten Sinne des Wortes. Die Welt selbst in Farbe und Wechsel gab sich ihm zur Darstellung in Gestalt; nicht die Gründe der Bindung und Verhältnisse pochten an sein Talent, sondern das, was über die Gründe und Verhältnisse der Bindung bereits hinausliegt, die Erscheinung, welche das Werden überwunden hat, und sich in fragloser Existenz darstellt. Der Künstler, welcher nicht untersucht, sondern gibt, welcher nicht zergliedert, sondern auffaßt, der Künstler war betroffen und zurückgeschreckt von einer Welt, die sich in Frage stellte.

Die beiden Hälften einer vollendeten Menschheit, der poetische Denker und der denkende Dichter, begegneten sich solchergestalt während eines brausenden Sturmes, sie erkannten an einander die Verschiedenheit des Ursprungs, sie suchten sich zu

verständigen, sie ergänzten einander, und dieses große, in der Literaturgeschichte einzige Schauspiel stellt dieser Briefwechsel dar. Die herrlichen Früchte davon sind der Schatz deutscher Nation. Goethe gestand, daß ihm Schiller eine zweite Jugend gegeben habe, die Jugend, wo aus frischer Ueberzeugung frische Thätigkeit erblüht, und Schiller ward von der schöpferischen Kraft des Genossen so erkräftigt, daß die schlummernde Produktion sich aufrichten konnte zu den stolzesten Dramen, die jetzt Jahr um Jahr aus seinem Geiste emporstiegen, in viel reiferer Fülle und rascherem Gedeihen, als selbst der lebhaften Jugendzeit dienstbar gewesen war.

Hauptpunkte dieses Briefwechsels sind nun etwa folgende:

Schiller preist das Glück, daß sie so spät genauer zusammen getroffen, nachdem sie die intolerante Jugend hinter sich gehabt. Die letzten Reisegefährten auf einer langen Reise hätten sich das Meiste mitzutheilen. Es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß besonders Goethe in früherer Zeit von Schillers Schreibweise ungünstig betroffen war, und daß er noch ein Opfer brachte, als er ihm in Verbindung mit dem Geheimenrathe Voigt die Professur in Jena anbot.

Und in stetem Austausch haben sie sich am Ende so weit vereinigt, daß sie Aufsätze gemeinschaftlich entworfen haben, und daß man bei anonymen Artikeln nicht zu entscheiden wußte, welcher von beiden der Verfasser sei.

Die Horen und der Musenalmanach, welchen Schiller begann, waren der nächste Ort ihrer gemeinschaftlichen Schriftstellerei. Die Xenien, mit welchen sie dort auftraten, haben einen förmlichen Aufruhr erregt, und die ernsthaft gefaltete Kritik hat vielfach untersucht, ob diese scharfe, oft muthwillige Satire den großen Männern auch anständig gewesen sei. Sie waren Anfangs auf einen großen, vollen Plan angelegt, und wären dadurch allerdings wichtiger geworden, als in der Versplitterung einzelner Schüsse, die nicht einmal mit besonderem Witze gesegnet, sondern großentheils matt sind. Man zweifelt jetzt nicht mehr daran, daß die verwundendsten von Schiller ausgegangen sind. Dessen leidenschaftlicheres Temperament und Dogmatismus wären auch ohne sonstige Nachricht hinlängliche Gewähr für diese Meinung. Schiller erfuhr auch die härtesten Entgegnungen. Man

war nicht nur zu Weimar oft von dem Gedanken bewegt, daß Schiller eine unzulängliche Schulbildung besäße, und Manso sprach für eine große Mehrzahl, als er ihm spöttisch vorwarf, nicht einmal den Strada für die niederländische Geschichte benutzt zu haben, und zwar aus dem guten Grunde, weil er ihn nicht lesen könne.

Die Dichter selbst verlieren unter den Xenien ihre großen Zwecke nicht aus den Augen. „Sie haben mich" — sagt Goethe — „von der allzustrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit ansehen gelehrt." — Er hat, wie sich in diesen Worten ankündigt, stets den Unterschiedspunkt im Auge gehabt, wodurch sie einander nothwendig und ergänzend wurden, wodurch er dem Freunde den großen Blick in die plastische Welt und dieser ihm den Gang und Drang des systematischen und folgernden Gedankens brachte. Der Natur dieser verschiedenen Gabe nach sehen wir denn auch Schiller stets wortreicher, ausführlicher, wenn Goethe seiner Natur nach nicht über die Andeutung hinausgeht.

In den Balladen, welche sie damaliger Zeit dichteten, prägt sich der Verkehr auf eine wunderbare Weise aus. Sie sind wie Münzen, deren eine Seite das Bildniß des Verfassers, deren andere das Wappen des Freundes trägt. So blühend, glänzend, in Schiller'schem Drange wogend wie „der Gott und die Bajadere," wie „die Braut von Korinth" hatte Goethe vorher keine Ballade geschrieben.

Wie bezeichnend ist Schillers Ungeduld, mit der er den Freund zu den Ausarbeitungen der großen Pläne treibt, zum Faust, zu einer neuen Ilias, woraus die kleine Achilleis wurde, zum Wilhelm Meister! Wie er in Goethe's Naturstudien das Resultat auch für die Kunst so groß und schön bereits vor sich sieht, und es auszusprechen drängt! Das ist Schiller'scher Charakter, dem die Schöpfung reif war, wenn er den Gedanken übersah. Wie thöricht hat die rasche Kritik den zögernden, aufschiebenden, weglegenden Goethe getadelt! Er war eben der Künstler daneben, dem der gedankliche Entwurf noch nichts helfen konnte, so lange nicht die Gestalt in erfülltem Wesen vor ihm aufgegangen war. Und doch auch dies weiß ihm Schiller zu

erklären, er nennt ihn, das Wort Künstler umgehend oder nicht findend, einen Südländer, der in der ersten Anschauung die Form des Nothwendigen aufnehme, der aber, weil im Norden existirend, durch Reflexion nachschaffen müsse, was die Natur versage. Als er nun nach dem Süden gekommen, und das Genie in's Schaffen gerathen sei, da habe die nordische Natur corrigirt werden müssen, und das geschieht nach Begriffen. „Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie sie von der Anschauung zur Abstraktion gingen, so mußten sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann."

Höchst überraschend ist die specielle Theilnahme, welche Schiller an Meisters Lehrjahren genommen hat, herüber und hinüber ist das Buch und Manuscript von Weimar nach Jena und von Jena nach Weimar gewandert, und Schiller hat nach allen Seiten seine Betrachtungen gemacht und dem Verfasser mitgetheilt. Ja, dieser Verfasser, Goethe, der sonst nicht das Kleinste mittheilte, bevor es vollendet war, ist von der starken Natur Schillers hier ganz aus seiner Art gedrängt, er weicht vielen Einwürfen, zum Beispiele dem wichtigsten, daß der Schauspielerei zu viel Raum gegeben werde, er bittet am Ende Schiller gar, mit ein Paar Zügen den Schluß zu machen, da er nicht aussprechen könne, was er ganz wohl einsehe und billige. — Nirgends hat die raisonnirende über die bildende Form einen größeren, wenn auch kurzen Sieg davon getragen. Es ist bei Goethe selbst näher darauf einzugehen, daß Meister wirklich auf den vorwaltenden Grundkreis der Schauspielerei angelegt war, daß die Einheit des Kunstwerks sich zerstörte, indem sie sich, bedeutenderer Resultate halber, in weitere Kreise ausließ, daß Goethe, aus seiner künstlerischen Umfriedigung gerissen, am Schlusse wahrhaft nicht mehr in seinem Hause war, und den Schlußstein selbst lieber dem Anderen zuwälzen mochte.

Dieser Prozeß, wo zwei verschiedene Naturen in einander gerathen, zeigt sich in der gleichmäßigen Aeußerung über die große Arbeit, welche Beide hindurch begleitet. Schiller ist

fortwährend unsicher, mitunter hoffnungslos über den Wallenstein, ob er mit dieser neuen Form nicht Zeit und Kraft verschwende. Diese Form entsteht aus seiner neuen ästhetischen Bildung, und aus einzelnen Maximen, die er an Goethe sieht und bewundert, die aber seinem eigentlichen Wesen fremd sind. Goethe ist ebenso in Zweifel über seinen Wilhelm Meister, denn er ist hier auch durch die Schiller'sche Anregung aus seinen Fugen gedrängt, und geht auf eine gedankliche Bedeutung und Erweiterung, die seinem künstlerischen Takte fremd ist.

Mitunter bricht ihm ein halbes Bewußtsein durch, wie fremd und lästig ihm dieser gedankliche Proceß werde, „die Poesie," sagt er, „die wir seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernste Beschäftigung!" Wie natürlich ist dieser Ausbruch des Künstlers, dem mitunter ängstlich zu Muth werden mußte, wenn Schiller zum Faust antrieb und sagte: „die Anforderungen an den Faust seien zugleich philosophisch und poetisch, und der Gegenstand werde ihm eine philosophische Behandlung auflegen, die Einbildungskraft werde sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen."

Daneben drängt sich an Schiller die Erkenntniß einer anders geschlossenen und in sich geschlossenen Künstlerwelt Goethe's, er ruft aus: „Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks suchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Ueber Verschiedenheit des Epos und Drama bewegt sich eine Zeitlang der Briefwechsel. Schiller, damals mehr als je im Studium der Alten, dringt auf reine überlieferte Form, spricht seinen Widerwillen gegen die Zwitterart des Romans aus, und verliert hier in anderer Systematik seine Vorliebe für Weitergreifen mannigfaltigerer moderner Welt aus den Augen. Es gibt nichts Unreiferes, als über unsere Dichter abfällig zu sprechen, daß sie es bei alle dem zu keinem Epos gebracht hätten. Nicht am Leben fehlte es, denn unser Leben ist bewegter als je eins in der Weltgeschichte, sondern die Art des Lebens paßt nicht für diese einfache, Thaten und Ereignisse harmlos abspinnende Form. Die Einzelnheit, die Unbedingtheit des Handelns ist nicht da,

unsere größten Personen sind kleiner als die bewegenden Ideen, nur eine Mischung dieser Bestandtheile kann ein bedeutendes Gemälde geben; die Welt der Prosa ist nicht aufgehoben, wenn einzelnes großes Talent im Einzelnen darüber hinausgeht, und der Roman ist die reichste, wenn auch nicht größte Poesie solch einer Prosawelt. Ein sehr richtiger Takt hielt also unsere Dichter fern von einer künstlichen Verwirklichung ihrer epischen Theorie.

Wie dazwischen Einer am Andern sich erkennt, als ob er in einen Spiegel schaue, das tritt immer wieder aus dieser Korrespondenz entgegen. Sie ist wie eine Ebbe und Fluth: bald weicht die gewaltsame Natur vor dem Eindrucke langsam zurück, bald stürmt sie wieder vor im Drange eigener Kraft, alle Erkenntniß bedeckend. Rührende Geständnisse dieser Art finden sich auch von Schiller: „Mein Verstand wirkt eigentlich symbolisirend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriffe und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopfe und dem Genie.“ Deshalb sei Goethe so bewundernswerth, weil alle seine Kräfte sich in der Einbildungskraft vereinigten, auch die denkenden Kräfte. Denn alle Natur sei Synthesis und alle Philosophie Antithesis. — „So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carrikatur gegen ihn.“

Ueber das Drama gingen sie darin auseinander, daß Schiller von den romanischen Produktionen der Art nicht viel wissen wollte, wenig von Spaniern, Italienern, nichts von Franzosen; Voltaire's Stücke waren ihm durchaus zuwider. So äußerlich es scheint, es ist voll Geist und Bedeutung, was er über die französische Form sagt: „Die Eigenschaft des Alexandriners bestimmt die Sprache und den ganzen inneren Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, alles stellt sich unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige die Bewegung der Tänzer leitet, so auch die zweischenkliche Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und der Gedanken.“

Er las zur damaligen Zeit Aristoteles, fand sich sehr erbaut davon, und die Auffassung dieses Autors bei den Franzosen sehr mangelhaft. Bekanntlich hat auch Hegel in seiner Geschichte der Philosophie dies dramatische Formthema des Aristoteles einmal

im Vorbeigehen aufgenommen, und mit einfachster Klarheit dargethan, daß die französische Forderung der drei Einheiten im Aristoteles gar nicht existire. Schillers Theilnahme an griechischer Form, welche er damals gewann, und mit neuer Art zu verbinden strebte, zeigt sich in dem damaligen Entwurfe eines Dramas, die Malteser, dessen Disposition und Anfang in seinen Werken zu finden ist. Es erhielt sich diese Absicht bis zu der späteren „Braut von Messina", welche wirklich mit dem Chor auftrat, so viel Besprechung veranlaßte, und im Ganzen keinen durchdringenden Erfolg gewann. Die Mischung der Schiller'schen kurzen Vorliebe für das antike Drama war übrigens so fein und bedingt, daß man dabei nur mit großer Einschränkung charakterisiren darf. Hier bewahrte ihn sein praktischer Drang sorgfältig vor dem Extreme; die moralische Wirkung vor Augen habend, hielt er fest an der Maxime, daß man die Alten nur mit Berücksichtigung des ganz veränderten Weltzustandes benutzen dürfe. „Die Sophokleische Tragödie," sagt er, „war eine Erscheinung, die nicht wiederkommen kann; und das lebendige Produkt einer individuell bestimmten Gegenwart; einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufzudringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen."

Folgende Stelle an Goethe zeigt deutlich die verschiedene Art der beiden Dichter, und wie die Gemeinschaft einen über den andern und über sich selbst klar machte. „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist), von dem Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie ausgehen, aber er führt mich in's Weite, und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich mir selbst überlassen so gern folge,

immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang."

Diese kurze Charakteristik schließt ganze Bücher ein, welche über die Verschiedenheit beider Dichter zu schreiben sind.

Alle Strahlen der neuen Einsicht, welche ihm theoretisches Studium, welche ihm dies Freundschaftsverhältniß und die daraus fließende Mittheilung gebracht, sucht er nun auf den Wallenstein zu sammeln, der inmitten dieser langen Umgestaltung Schillers langsam geboren wird. Immer nimmt er diesen Stoff wieder auf, läßt ihn wieder fallen, gestaltet um, erweitert, beschränkt, verwirft die Prosa, welche zuerst gewählt war, studirt Kabbala und Astrologie dazu, nimmt Abraham a Santa Clara vor, und hält von Neuem inne. „Vor dieser Arbeit," sagt er 1794, „ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Das Jahr 95 brachte indessen seit langer Zeit wieder Gedichte „das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben," „die Elegie oder der Spaziergang" und „die Ideale." Der poetische Muth wuchs wieder, „die Ritter von Malta" wurden zurückgelegt; mit guter Zuversicht geht er im Frühlinge 96 von Neuem an den Wallenstein. In einem Briefe, der diesen neuen Muth verkündigt, sehen wir den Verkehr mit Goethe schon kräftig hervorblühen. „Ich sehe mich auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fach sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen: jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen,

denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakte groß, er hat wenig Würde und dergl. — ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens-Princip hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen." — „Die Aufgabe wird dadurch schwer," — sagt er einem andern Freunde, „aber auch interessant, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht." — „Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Sphäre gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was *mein* ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird und, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber

unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monate ſpäter heißt es: „Noch immer liegt das unglückſelige Werk formlos und endlos vor mir da." — Sei unbeſorgt, meine Luſt iſt nicht im Geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſein, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Beſtimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende Kriſe mit meinem poetiſchen Charakter erfolgen. Auch iſt ſie ſchon ſtark im Anzuge; denn ich traktire mein Geſchäft ganz anders als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenſtand iſt ſo ſehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeiſtert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung feſſelt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich den Haupt-Charakter, blos mit der reinen Liebe des Künſtlers." — Jene zwei Figuren, Max und Thekla, haben denn auch alle die Vorwürfe erfahren, welche den Figuren Schillers aus der früheren Zeit begegnet ſind, man hat ſie Gedankenſchatten, Figuren genannt, ohne unterſcheidende Perſönlichkeit, lyriſche Hauche. Faſt nur einmal noch, in der Beatrice der Braut von Meſſina, erſcheint dieſe fleiſchloſe Jugendart Schillers. Solch Intereſſe an geſtaltloſen Figuren, denen nur verblieben iſt, einen idealen Zug auszudrücken von Menſchen, nennt er ein „pathologiſches Intereſſe," im Gegenſatze zu dem objektiven, was er den übrigen Perſonen widmet. Wäre er ſeiner erſten Abſicht gefolgt, die Maltheſer und andere ſelbſt erfundene Stoffe zu bearbeiten, ſo hätte er uns wohl noch viel derartige Figuren gebracht. Denn der hiſtoriſche Vorwurf nöthigte ihn aus der Schattenhaftigkeit ſeines Ideals heraus. „Ich ſuche abſichtlich" — ſagt er in dem oben abgebrochenen Briefe — „in den Geſchichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umſtände ſtreng zu beſtimmen und zu verwirklichen."

Wallenſtein erſcheint 1799. Unterdeſſen ſind die Horen zu

großer Erbitterung Schillers an Theilnahmlosigkeit des Publikums eingegangen, den Musenalmanach hatte er ebenfalls aufgegeben, und war nach Weimar übergesiedelt, um ganz dem Theater zu leben. Von Zeitschriften wollte er sich nur um Goethe's Propyläen kümmern und er ist auch hierbei nicht über eine Bilderbeschreibung hinausgekommen „an den Herausgeber der Propyläen," worin er die verschiedenen Gemälde beurtheilt, welche den Raub der Pferde des Rhesus darstellen. Es beginnt seine letzte glänzend produktive, rein dramatische Epoche, die in fünf Jahren vier große Originalstücke, zwei Nachbildungen, Macbeth und Turandot, Uebersetzungen, eine Gelegenheitsscene und Gedichte bringt, die Zeit der reifen, üppigen Ernte, und eines beklagenswerth frühen Todes.

Intimer Freund war ihm zu Jena Wilhelm von Humboldt gewesen, über welchen die Verbindung einer philosophischen Denkweise mit poetischem Zwecke und Ausdruck, kurz die Schiller'sche Weise eine zauberische Macht hatte. Schiller hat nie einen hingebenderen Freund gehabt, und zwar hingebend im höchsten Sinne des Wortes. Humboldt überlebte den Dichter dreißig Jahre, und noch bei seinem Tode gehörte der Name Schiller zu den letzten Worten, die er aussprach. Auch von diesem Freunde ist ein Band Briefwechsels übrig, der aber weniger Erläuterung gibt, da die Forderung Beider in Gang und Form zu gleichmäßig übereinkommt. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß sie in wesentlichen Fragen die verschiedenste Meinung hegten, wie denn Humboldt den freiesten Sinn für die Liebe trug, und an eine persönliche Unsterblichkeit fest glaubte, ein Punkt, von welchem Schiller weit entfernt war.

Der Großherzog von Weimar erwies Schiller die anerkennendste Theilnahme, wenn dieser auch weniger als jeder der übrigen, kurzweg sogenannten, Klassiker in persönlichem Verkehr mit ihm und dem Hofe stand. Die wenigen Jahre, welche Schiller noch in Weimar selbst lebte, waren sehr in Beschlag genommen durch die eifrige dramatische Thätigkeit, und Schillers strenges Wesen eignete sich auch weniger für solchen Verkehr. Die jugendliche Musenzeit Weimars war außerdem damals bereits vorüber, wo man die Form genial überhüpfte; man war älter und rücksichtsvoller geworden. Der Großherzog that übrigens Alles,

was Schiller an Jena und Weimar fesseln, und ihr[illegible]e Existenz erleichtern konnte; als Schiller 95 den Ruf zu einer Professur nach Tübingen erhielt, ward sein Gehalt erhöht, 99 desgleichen, und 1804 noch einmal, als von Berlin aus große Anerbietungen für Schiller eintrafen. Auch den Adelsbrief erwirkte ihm der Großherzog eigenen Antriebs 1802 vom damals noch bestehenden deutschen Kaiser.

Das erste neue Drama, an dessen Ausführung Schiller in Weimar ging, war Maria Stuart. Der Stoff selbst war schon früher in der Auswahl gewesen, 1800 war das Stück vollendet, 1801 folgte die Jungfrau von Orleans. Damit näherte sich Schiller ein wenig dem romantischen Geschmacke, welcher in jener Zeit lebhaft zu werden begann, indessen geschah dies doch in einer so beschränkten, und in Schiller'sche Folgerichtigkeit eingeschlossenen Weise, daß Schillers nüchterne Forderung dabei bestehen, und die romantische Ueberschwänglichkeit nicht all zu viel Genüge daran haben konnte. Die große Ausbildung in gedanklicher Theorie hatte ihm nicht nur eine so gesättigte Reife verschafft, daß er jetzt fester und zweifelloser zu produciren im Stande war, sie hatte sogar den dogmatischen Eifer für theoretisches Prinzip gebrochen. Mehr als in einer andern Lebensepoche gestattete er in dieser letzten dem Talente rücksichtslose Freiheit, er hatte sich gewissermaßen emancipirt vom eigenen theoretischen Dämon. „Sie müssen sich nicht wundern," sagt er in Weimar, „wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet: ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausführung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst."

Ein größeres Zugeständniß an das unberechenbare Genie war doch nimmermehr von dem Schiller zu erwarten, der von Gedankenentwickelung ausgegangen, und in solcher Entwickelung zu einer ersten Auorgröße aufgewachsen war. Wie viel Produktion ließ sich nach solcher Wendung von seiner Zukunft erwarten, von der Zukunft eines Mannes, der in den ersten vierziger Jahren stand! Aber als ob seine Natur nur bestimmt gewesen wäre, das Reich des logischen Schlusses bis zu dieser freieren poetischen Ansicht zu erschöpfen, zersprang die physische Kraft; die Welt der Theorie und des Studiums forderte noch ein Opfer in der „Braut von Messina," die 1803 erschien, und als eine motivirte Auferweckung der Klassik kein hinreichendes Glück machte; aus ganz anderem, dem Goethe nahe liegenden Boden erschien 1804 noch Wilhelm Tell, und der nächste Frühling fand den Dichter im Schooße der Erde. Sein Brustübel befiel ihn plötzlich mörderisch, da er an der Dramatisirung des falschen Demetrius thätig war, und tödtete ihn rasch am 9. Mai 1805.

Deutschland verlor mit ihm einen Nationaldichter, den es enthusiastisch bewunderte und verehrte. Die vorzugsweise germanischen Völker haben ihre Hauptkraft in sittliche Beziehungen vereinigt; die Natur, welche sie umgibt, ist durchgängig sparsam produktiv, sie gewöhnt zuerst allen Sinn auf eine ordnungsmäßige Verwendung, auf ein nothwendig Gesetz der Folge, sie leitet ihn, nicht wie die reichere Welt des Südens, auf fraglosen Genuß an unberechenbarer Schöpfung. Dadurch ist jenen Völkern überall Gesetz eindringlicher als That. Dies gab dem Schiller'schen Wesen eine unübersehbare Macht, — durch den täglich geübten Zugang trat er ein; er wirkte nicht durch poetische Erfindungen, die außerhalb eines gewohnten Kreises ruhen, und deshalb die Welt selbst mehr bereichern als die fertige Vorstellung der Menschen, er entdeckte innerhalb dieser Vorstellungen, und Jedermann übersah und erkannte sogleich diesen baaren Gewinn.

Diese germanischen Völker ferner sind am tiefsten betheiligt worden durch die Zerstörung der alten Poesie, durch den Bruch zwischen Kirche und Staat, zwischen Erde und Himmel. Ihnen liegt am Nächsten, wer diesen Einschnitt dadurch anerkennt, daß er keine Zumuthungen über jenen Einschnitt hinaus mit sich bringt. Diese Zumuthungen mögen traditionell oder schöpferisch sein, sie

sind zunächst unbequem, weil sie das Ganze unvorbereitet dafür finden. Traditionell sind sie, wie in der romantischen Schule, wenn sie für eine todte Vergangenheit geistreiche oder sonstwie begabte Ansprüche des Lebens machen. Schöpferisch, wenn sie eine eigene neue Welt genial darbieten, was Goethe theilweise gethan hat. Schiller that keins von Beiden, er war ein weiter gebildeter, blühender Protestantismus, er war der Prophet des Kantischen Gesetzes, welches das zweite große Stadium der Reformation enthielt. Es ist hierbei nicht die Hauptsache, daß Schiller gerade Kant selber betrieb und einführte, er würde jene Bestimmung auch erfüllt haben durch die ganze Methode seines Talents und durch den Wirkungsbereich desselben. Dieses Talent bewegte sich von seinem ersten Ausgange in dem, was an sich vernünftig ist. Alles Andere war ihm beiläufiger Schmuck, — die Schönheit, die Möglichkeit des Genies war ihm nur ein lobenswerther Zusatz für die verständige Hauptbedingung.

Welch ein Band war dies mit einer Nation, die durch Natur und Geschichte nicht von vornherein auf die freie, vom täglichen Verstandesbedürfnisse unabhängige Welt der Kunst angewiesen war. Sie fand die heiligste Fragen ihres Vernunftgesetzes dichterisch verherrlicht durch Schiller, und zwar mit einem zaubervollen Talente des prangenden und gebieterischen Ausdrucks, wie dies in der ganzen Literatur nicht solchergestalt erreicht ist, mit einer Kraft und glänzenden Nothwendigkeit, wie sie kaum irgend ein Religionsgesetz des Erdbodens enthält. Schiller wurde der Luther des Kriticismus, und die Liebe zu ihm ist darum der Nation so heilig, weil sie wahrhaft aus einem religiosen Momente stammt, so weit das moralische Gesetz die Religion vertritt. Die herbe Strenge, welche allem Schiller'schen eigen ist, dieser kategorische Imperativ, der selbst die harmlose Liebe in die Nothwendigkeit der Voraussetzung fesselt, dieser Dogmatismus, Sein oder Nichtsein, der sonst vom reichen Dichthume so fern liegt, er ward ein religiös zwingendes Moment für die Nation, er ward unzertrennlich von dem, was Schiller heißt in Deutschland. Diese Anlage zum Fanatismus für ein bewiesenes Gesetz, welche ihm unter der gleichzeitigen Schriftstellern so viel Abneigung erweckte, welche Anfangs Goethe so fern von ihm hielt, welche Herder erbitterte, und Wieland so weit trieb, daß er die Schiller'sche

Muse eine mit Krämpfen behaftete hieß, diese Anlage war für die Nation ein religiöser Stempel. Aller Dogmatismus ist ausschließend; wo geglaubt und geeifert werden soll, da ist er nothwendig, eine Nation gibt sich nur hin, wo im Verlangen der Hingebung der unfehlbare Glaube an sich selbst zu Tage liegt.

Der Punkt wird um so wichtiger, wenn man einen genauen Blick wirft auf den Glauben unserer großen Klassiker. Die jetzige Jugend war sehr ungehalten, daß im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel gar keine Notiz genommen werde von Politik, und daß in so viel Briefen kein Witz zum Vorschein komme. Zum Zeichen, wie fern wir noch von einem dogmatisch-poetischen Abschlusse sein mögen, übersah sie es völlig, daß von irgend einem religiösen Glaubenselemente sich nicht die geringste Spur findet in so vertraulicher, so langer Mittheilung. Die Position, welche diese Dichter in unserer Achtung eingenommen, bezeugt doch aber, daß wir all unser wichtigstes Interesse bei ihnen wohlberaten glauben, wir haben sogar, zu großer Unbequemlichkeit jeder neuen Generation, sie mit einem Kultus umkleidet, welcher die Freiheit folgender Schritte lähmt. Wie nachdrücklich sind solche Fingerzeige, ob wir einem dogmatischen Abschlusse nahe seien! Wie es mit Herder und Wieland darüber aussah, hat sich deutlich genug dargestellt. Böttiger bringt in seinem Nachlasse bei, daß Herder in derselben Stunde, wo er sich lebhaft für die altgläubige Form erklärt, mit vieler Stärke und Wärme für die Aufrechthaltung des neuen Franzinismus ausgesprochen und eben so lebhaft gewünscht habe, Sieyes und Consorten möchten einen Rückfall der ganzen Nation in den christlichen Aberglauben verhindern. Auf Wieland ist aber kein besonderes Gewicht zu legen, da keine zusammenhängende Gesammtansicht in ihm war, und das Meiste auf eine Beliebigkeit der Manier hinauskging. Aber auch die aphoristischen Aeußerungen sind Symptome eines Grundthemas, dem nur die charaktervolle Fassung gebrach, und welch ein Symptom sind die Wieland'schen Worte: „Jesus hat keine Religion stiften, sondern den Religionsschlendrian zerstören wollen!"

Wenden wir uns noch zu dem vorzugsweise, was Schillers riesengroßen Einfluß auf die Nation gründete. Das sind seine Gedichte und seine Theaterstücke. In diesen Gedichten erscheint Schiller eben so grundsätzlich zwingend, wie er dies in seinen

philosophischen Artikeln ausführlich darlegt und sie erklären es, daß er eine förmlich religiose Macht werden konnte. Ist das Gedicht eine Empfindung, welche einen erfüllt- oder doch verwandt-ausdrückenden Gedanken sucht? So glaubt man im Allgemeinen. Dadurch bleibt es im Reiche der freien Schönheit, dadurch ist es reicher als die fest begrenzte Gedankenwelt, es lebt stets am Urquell des Menschen, jede glückliche Stunde kann einen unerwartet neuen Strahl aufsteigen sehen. Dadurch erhält es den Menschen in ewiger Spannung, in ewig neuer Sehnsucht nach der Gottheit, dadurch wird es eine ewige Welt. Hierin liegt auch das Unsterbliche des kleinen, so unscheinbaren Goetheschen Gedichts. Ist dies das Schiller'sche Gedicht? Nein. Dies ist ein Gedanke, der seinen schönen Ausdruck sucht. Der Unterschied ist sehr groß. Das ewig neu Anregende der Empfindung ist verdrängt, und der bei Schiller stets unvergeßliche geniale Ausdruck eines Gedankens ist an die Stelle gesetzt. Dadurch wurde er gesetzgeberischer als irgend ein Poet.

Die Balladen, welche aus dem Goethe'schen Verkehr blühten, gehen allein von diesem Wege ab, und es bleibt sonst natürlich auch manches Poëm außerhalb dieses Kreises, denn ein noch so dogmatischer Mensch schreibt nicht jede Zeile in seiner Amtstracht. Aber jener Typus ist der durchgehende. Möge man, eines Beispiels halber, das oben erwähnte: „das Ideal und das Leben," eins seiner berühmten Gedichte, betrachten, man wird den ganzen philosophischen Prozeß seiner Zeit und seines Kopfes darin finden, der sich aushebt und endigt wie eine Abhandlung.

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn'n,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron."

Ist es nicht Fichte, unmittelbar in Poesie gesetzt? Dieses Schiller'sche Signal, den nackten Gedanken zum Kunstwerke zu erheben, ist tief nachhaltig geworden in unserer Literatur, hat die geistreichsten Produktionen erzeugt, aber auch unsere poetische Existenz verarmt. Vom Herzen geht viel die Rede, aber nur vom Herzen des Kopfes, vom Herzen der Ueberlieferung, denn

die Empfindungen sind als fertig vorausgesetzt. Auch hierdurch schloß Schiller für die Mehrzahl der Nation eine religiose Welt ab, und wurde Gesetzgeber. Diese tiefen Einschnitte in eine gleichmäßig rationell vorbereitete Welt erklären es, daß er ein so unzählbares Heer von Nachahmern fand, ja daß er der allgemeine poetische Typus wurde. Er gab sich als eine Kategorie, — diese Gabe in ihrer prächtigen Form, in ihrem unschätzbaren Nachdrucke ward ein neuer Bestandtheil unserer Nationalität. Der Deutsche des 19ten Jahrhunderts war zur Hälfte Schiller's Produkt. Einer Kategorie bemächtigt man sich ganz, darum wurde auch so viel Schiller'sches. Aber man erschöpft sich auch ganz, denn sie ist nur eine Marke, keine Welt; darum verschwindet jetzt nach so großem Eindrange neuer Gesetze der Schiller'sche Typus mehr und mehr, der das erste Viertheil unseres Jahrhunderts so vorherrschend erfüllte. Ganz verschwinden wird er nie, wie niemals die Begeisterung für den energischen Dichter-Charakter dieses Mannes verschwinden darf und verschwinden wird. Er wird es nicht, denn er hat unserer Nation den Stempel aufgedrückt, wornach das höchste Geistesresultat dem allgemeinen Herzen, der allgemeinen Theilnahme und Begeisterung rasch, stets, schön und energisch dargebracht, ja vermählt werden soll.

So ist das Wort Theater unzertrennlich von dem Namen Schiller. Seinem Drange, rasch wirksam zu handeln, bot sich vermittelst der Literatur vorzugsweise dies Institut. Dadurch nachhaltig auf die Nation zu wirken, war sein Sinnen und Trachten bei Tag und Nacht, von der Karlsschule aus, bis er in Weimar dicht am Theater als gefeierter Dichter lebte, und noch seine reifste, letzte Zeit lediglich diesem Theater weihen konnte. Was Alles die Schaubühne vermöge, war ihm der Gegenstand vielfältiger Untersuchung und dieser Ernst dafür ging in seine Stücke und durch diese in die Nation. Er hat das unsterbliche Verdienst, das deutsche Volk zu einem allgemeinen und starken Interesse bewegt zu haben für alles Hohe, Edle oder doch Mächtige im Völker- und Menschengeschicke, und dies hat er besonders durch das Theater bewirkt, und dies Theater selbst natürlich hierdurch auf eine höhere Stufe gebracht. Denn der edle Stoff hebt das Gefäß zu größerer Würdigkeit, und wenn man diese Würdigkeit erkennt, veredelt man auch das Gefäß. Goethe hat zwar ebenfalls

praktisch dafür gewirkt, er hat den Egmont gegeben, mit unermüdetem Fleiße die Weimar'sche Bühne als ein Vorbild hingestellt; aber der größere Nachdruck für das gesammte Vaterland ging hierin von Schiller aus durch Stücke, denen er seine ganze Kraft, ja vorzugsweise sein Leben widmete. Es war nicht zu verkennen, daß dieser große Geist alle Schwere seines Lebens auf das Institut des Theaters warf, und das zwang zur allgemeinen und zur erhöhten Theilnahme für das Theater.

Goethe berichtet uns im fünften Bande seiner nachgelassenen Werke, wie lebhaft Schiller nach seiner Ankunft in Weimar sich um das Theater bekümmert habe. Sein jugendlicher Eifer dafür hat sich uns in Mannheim dargestellt, hier zeigt sich sein besonnener, und zwar eben so energisch wie in all seinem übrigen Thun. Rastlos, keine Mühe scheuend, hatte er den Wallenstein um- und umgearbeitet, bis endlich zur praktischen Aufführung eine Trilogie aus dem sonst nicht darstellbaren Stoffe entstand. Carlos hatte er eben so zusammengeworfen, daß er auf den Brettern erscheinen konnte, er besaß den Muth, sagt Goethe, wie er beim Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zwecke streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Schlaflose Nächte habe es ihn gekostet, wieder und immer wieder habe er mit den Freunden berathschlagt, ob die Räuber, Cabale und Liebe und Fiesko nicht in einen geläuterten Geschmack umzuformen seien. Als er nach Entwickelung der ergiebigsten Kritik die Unmöglichkeit des Unternehmens anerkannte, wenn die Stücke nicht im Wesentlichen vernichtet sein sollten, wendete sich sein energischer Drang zu folgendem kühnen Plane. Was irgend Bedeutendes von fremder dramatischer Arbeit früherer Zeit vorlag, das sollte in Gesellschaft übereinstimmender Freunde zu einem Vorrathe für das deutsche Theater bearbeitet werden. Befangende Pietät hinderte ihn nicht; es ist aus seiner früheren Zeit bekannt, wie er, im Gefühle des höchsten Wollens, einer Autorität sich niemals unbedingt hingab, wie er sich Recht und Freiheit neben jeder Berühmtheit gestattete. Wie gegen seine eigenen Sachen, würde er auch gegen fremde nicht blöde und zaghaft verfahren sein. Zunächst wurde Klopstocks „Hermanns-Schlacht" vorgenommen. Daran ließ sich aber keine Schiller'sche Forderung verwirklichen,

und das Stück ward bald bei Seite gelegt. Lessing folgte, und Goethe sagt uns das Ueberraschende, daß Schiller die Lessing'schen Sachen nicht geliebt habe, Emilie Galotti sei ihm direkt zuwider gewesen. Dennoch wurde sie mit Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen, und Nathan kam in die theatralische Bearbeitung. Nach dieser Bearbeitung von Schiller und dessen Freunden wird das Stück heute noch aufgeführt. „Möge doch die bekannte Erzählung," setzt Göthe hinzu, „glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben."

Alsdann kam Egmont an die Reihe. Iffland war dabei zugegen, und Goethe gesteht, daß Schiller grausam zu Werke gegangen, aber mit solcher Consequenz, daß auch diese Bearbeitung dem Theater stehend verblieben sei. Es ist dabei auf einen noch unberührten Schiller'schen Aufsatz vom Jahre 88 zurückzuweisen, wo Schiller mit großer Herbheit über den Hauptcharakter des Stückes spricht, über den bei solchem Stoffe allzuleicht wiegenden Leichtsinn Egmonts, über die leichte Waare einer zwecklosen Liebschaft, die für die bedeutendere historische Wahrheit, für Egmont den Gatten und Familienvater, eingetauscht worden sei, über das Störende der letzten Erscheinung Clärchens. In Manchem war er wohl durch seine nachfolgende ästhetische Durchbildung milder geworden, er rügte die Liebschaft mit Clärchen nicht mehr, weil sie keinen weiteren Zweck habe, aber gegen die letzte, alle Sinnenwelt überspringende Erscheinung war sein kritischer Rationalismus noch eben so heftig. Hier war aber Goethe eben so fest, und ließ sich die Verklärung seines Stückes nicht nehmen. Es folgte Stella, an welcher Schiller nur gekürzt hat. Bei andern Goethe'schen Stücken ist er weniger eingeschritten, hat aber auch für Götz durch seine kühnen Entschließungen dem Autor manche Abkürzung erleichtert.

Dieser theatralische Plan wurde nicht so mächtig, als er angeregt war, der Tod kam zu frühe. Es ist bekannt, wie sich Schiller jener Zeit auch an ein Shakespeare'sches Stück wendete, und der Erfolg im Macbeth ist nicht so günstig ausgefallen, als

man es von der Gemeinsamkeit zwei solcher Talente erwarten mochte. Der rationelle Schiller fand vielleicht gerade hier seine Grenze, wo die Welt in größerer Freiheit aufgenommen ist, als die kategorische Form gestattet. Und dabei eröffnet sich freilich auch das Mißliche solch eines kühnen Redaktionsverfahrens wie des obigen.

Es wäre nun mit einer Kritik der letzten Dramata Schillers zu schließen. Sie ist aber großentheils in der Darstellung seines Wesens enthalten; denn obwohl diese Stücke sein reifstes Stadium sind, so entfernen sie sich doch nicht weiter von seinem Wesen als die reiner ausgeführte Idee von der ursprünglichen. Die theoretischen und moralischen Gegensätze, aus denen seine Poesie entsprang, sind milder und mannigfaltiger, aber sie sind nicht verschwunden in der Jungfrau, im Wilhelm Tell. Die Darstellung ist durchaus geläutert, oft von überwältigender Schönheit, immer hoch gehend, aber stets, wie Schiller selbst, sententiös, und nach der Sentenz hin eintönig. Was er an den Franzosen so unvertilgbar haßte, die verschwimmende Gleichartigkeit, ihr verfällt er im Allgemeinen selbst durch den durchgehends reflektirenden Stil, und nur die unnachahmliche Bewegtheit im steten Wechselspiel seiner höheren Kräfte hebt ihn über den Uebelstand der Manier. Nach Anlage der Maria Stuart und der meisterhaften Einleitung in den Tell ließ sich noch ein genialer Wechsel in der fest gewordenen Manier erwarten, ein Wechsel nach der Seite hin, wo die sittlich bewegte Welt ohne Vorurtheil für die Kunst hingenommen, und wo ein historischer Zustand charakteristisch und ohne vorgreifende Tendenz erfaßt wird. Diese reiche Wendung unterbrach der grausam rasche Tod. Was man aber auch mäkeln möge, nichts wird die große Erscheinung dieses Mannes, besonders in der dramatischen Welt, schmälern, es bleibt unangefochten, daß er die Nation zu einer hohen, kräftigen Spannung gehoben, daß er die lebendigsten Kräfte derselben in Bewegung gesetzt habe.

Es wird nicht leicht in der Geschichte wiederkehren, daß die zwei größten Dichter einer Nation auch gerade die zwei ewigen Bestandtheile und Fragen der Menschheit so vollkommen repräsentiren wie Schiller und Goethe. Um das aufzufindende Gleichgewicht zwischen Geist und Körper, Gedanke und Natur bewegt sich alle Bildung von Anbeginn der Geschichte, alle Religion,

alle Poesie entscheidet sich darnach, Realismus und Idealismus sind die Hälften aller Historie. Und uns gibt das Geschick zwei Dichter, die just von diesen entgegengesetzten Seiten ausgehen nach dem Göttlichkeitspunkte, wie er dem Menschen erreichbar, und das Unerhörte ereignet sich, daß solche Gegensätze im versöhnenden Drange nach Schönheit sich vereinigen, und zu Gemeinschaftlichkeit und Durchdringung getrieben sind.

Die Summe dieser Männer also kann ein Beitrag für Einigung in Poesie werden, wie er in der That und Bestrebung ganzer Jahrhunderte vergeblich gesucht wird.

28.

Schelling.

Man kann sagen: was Schiller in seinen ästhetischen Untersuchungen fand, das wurde die Stufe zur neuen Philosophie. Das Vernünftige und das Sinnliche in Eins zu bilden ward ihm Aufgabe des Schönen. Diese Einheit von Natur und Geist ward von Schelling zur Idee erhoben, welche in sich als Idee das allein Wahrhafte und Wirkliche enthalte. Die Gleichheit zwischen Unterschiedenem, die Identität der Natur und des Geistes in der Idee des Absoluten ward von Schelling erfunden, und damit das Grundgesetz moderner Philosophie.

Einmal haben wir es bei Spinoza gesehen, was man objektive Philosophie nennt: er objektivirte die Gedanken des Cartesius zur absoluten Wahrheit. Hier stehen wir vor der zweiten Erscheinung einer objektiven Philosophie. Die verschlossene Substanz Spinoza's blättert sich so weit auseinander, daß man eine Einsicht gewinnt in die Begegnung des Geistes und der Natur, daß man aber nicht mehr den subjektiven Versuchen sich hingibt, Denken und Sein als Getrenntes zu handhaben.

Kant hatte das Formelle der Aufgabe erfunden: die Frage über Einheit des Denkens und Seins sei die hauptsächliche. Er war aber nicht über das hinaus gekommen, was die jetzige

Philosophie abstrakte Absolutheit der Vernunft und des Selbstbewußtseins nennt. Abstraktes schließt aus, es zieht ab das Denkbare von der Erscheinung oder der sogenannten Wirklichkeit, es ist ein Leeres. Es entstand denn also auch aus Kant zunächst eine bloß kritische inhaltslose Welt, oder, nach der gegensätzlichen Jacobischen Seite hin, ein Beruf auf das faktische Bewußtsein, auf Fühlen, Ahnen und Glauben, was auf den folgerechten Gedanken Verzicht leistet. Außerdem die äußerste Höhe der subjektiven Richtung in Fichte, welcher die eine Seite der gesuchten Einheit, das Denken als Ich spekulativ erfaßt, und zum schwindelnden Aeußersten deducirt und konstruirt, ein unübertroffener Held des abstrakten Denkens, welches denn auch in seiner gebieterischen Kraft von ihm datirt.

Auf dieser Höhe begann Schelling, in Fichte'scher Form. Diese Form des Ich hat die Zweideutigkeit, das absolute Ich, Gott und ich in meiner Besonderheit zu sein. Darin lag ein Anstoß, die Subjektivität zu verlassen. Es wird erzählt, daß außerdem der Galvanismus, die wunderbare Polarität, welche Positives und Negatives in einem höheren Resultat verbindet, für Schelling der letzte Fingerzeig zur Entdeckung geworden sei.

Die alte Feindschaft hörte nun auf zwischen Natur und Geist, Realem und Idealem, man fand, daß in den Kräften der Natur sich ein eben so beachtenswerth Hohes ankündige, als in der gedanklichen Kraft des Menschen, daß man weiter blicken müsse, als in das Räderwerk dieser letzteren, um den sich denkenden Geist nicht bloß in seiner einzelnen, sondern auch in seiner allgemeinen Wirksamkeit zu erfassen.

Fichte setzt das Bewußtseyn der Realität voraus, — dies Wissen soll aber jetzt erst gefunden, oder doch formell aufgesucht werden, und da, wo es in das Bewußtsein tritt, soll das ewige Ebegesetz des Realen und Idealen betroffen, und als Absolutes fest gehalten werden. Es ist der große Versuch, wie im Denken die ursprüngliche Schöpfung nachgeschaffen werden, die Idee der Welt im Vollen und Ganzen konstruirt sein könne.

Man beginnt mit dem reinen Sein. Sein ist, — in diesen zwei Worten liegt Realismus und Idealismus, die Existenz und das Wissen der Existenz. Das bloße „Sein" ist das Reale, das hinzugesetzte Wort „ist" zeigt ein Innewerden davon. Alles,

was man nun als Existenz bezeichnet, hat diesen Gedanken zur Voraussetzung. Wo also eine Existenz näher bestimmt wird, da zeigt sich dieser Gedanke als Begriff des Absoluten. Das Absolute ist jetzt Gegenstand der Betrachtung, der Nachschaffung durch alle Stadien hindurch. Die ersten Stufen davon findet man in der Natur; dahin begibt sich also die erste Thätigkeit, und bekundet sich zunächst als spekulative Physik.

Wie viel im Bereiche der Naturwissenschaften und Geheimnisse vorbereitend geschehen war, ist schon hie und da in einzelnen Symptomen entgegen getreten, der Mesmerismus, der Galvanismus und überraschende Kräfte aller sonst todt geglaubten Naturtheile hatten mitten in die nüchtern verständige Zeit ein Wunder verheißendes Haupt in die Höhe gestreckt; einzelne Poesie hatte sich dahin gewendet, und die Naturphilosophie fiel demnach, was die Anregung zu ihr betrifft, nicht so befremdlich aus den Wolken, wie der große Gegensatz anzudeuten scheint, den sie gegen das überherrschend abstrakte Leben der nächsten Vorzeit bildet. In inniger Wechselwirkung damit standen die romantischen Poeten, welche neben Schelling ihr farbiges Gefieder in Jena schüttelten, welche, so wie er, Anfangs mit dem Fichte'schen Idealismus aufgeklettert waren in's Ungemessene, und den poetischen, wie er den philosophischen Geist in, eine innerliche neue Welt zu leiten trachteten.

Diese nahe Wechselwirkung Schellings mit den Dichtern ist von der mannigfachsten Folge begleitet worden. Sein Ausdruck, seine Form hat sich immer nur ungern der philosophischen Strenge hingegeben; noch in seiner letzten Aeußerung, 1834, in einer Vorrede zu Cousin, eifert er, wie einst Leibnitz, gegen eine abstruse philosophische Sprache. Darum hat er so viel Spott erfahren, daß er mehr Dichter als Philosoph sei, darum, hat man hinzugesetzt, ist die Schelling'sche Philosophie in kein System zusammen gegangen, und hat der ärgsten Beliebigkeit aller großen und kleinen Naturforscher, und mit und neben ihnen dem Obscurantismus Thor und Thüre geöffnet.

Indessen ist jedenfalls das Resultat des Schelling'schen Lebenspunktes noch sehr unterschieden von dem jener Dichter wirksam geworden, nämlich als ein Systemgrund, der sich für ewige Zeit in den Organismus unserer Geschichte eingepflanzt hat, während

sich jene Dichter mit Erweckung eines poetischen Sinnes zu begnügen hatten.

Eben so liegt aber auch der Fortschrittskern Schellings nicht blos in diesem Bereiche des Wortes Natur und in dem Worte Naturphilosophie, wenn er auch selbst bisher seinen Abschluß darin zu finden scheint. Die Einleitung dieses Abschnittes und im Folgenden eine nähere Bezeichnung des Schelling'schen Systems entwickeln dies.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling ist den 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg geboren, hat in Tübingen, Leipzig und Jena studirt, und an letzterem Orte auch zuerst gelehrt. Er wurde dann nach Würzburg, später nach München an die dortige Akademie der bildenden Künste berufen, und geadelt. Von da ging er nach Erlangen und las dort, bis 1826 die Münchener Universität gegründet und er dorthin zurück berufen wurde.

Seine Hauptschriften, die mit dem Jahre 1795 beginnen, sind folgende: „Ueber Princip und Form der Philosophie" — „die Ideen zur Naturphilosophie, 1797" — „Abhandlung über die Weltseele, 99" — „das System des transcendentalen Idealismus, 98" — „die Naturphilosophie, 1800" — „der erste Grundriß der angekündigten absoluten Identitäts- oder All-Eins-Lehre, 1801," dieser wichtige Theil erschien in der Zeitschrift für speculative Physik, 2. Bd. 2. Heft, und wurde in der neuen Zeitschrift f. sp. Ph. I. 1. und in den Jahrbüchern der Medizin als Wissenschaft I. 1. und 2., und II. 2. fortgesetzt, — „Bruno, oder über das natürliche und göttliche Princip der Dinge, ein Gespräch, 1802" — „über das Verhältniß der Philosophie und Religion, 1804," gegen Eschenmaier, — „die Vorlesungen über Methode des akademischen Studiums, 1803" — „die Schrift gegen Fichte, 1806" — „die Sammlung der kleinen Gelegenheitsschriften, 1809" — „das Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen des Präsidenten der bayer. Akademie Fr. Heinr. Jacobi, 1812" — „Aufsatz gegen Eschenmaier in der allgemeinen Zeitschrift, 1813" — „über die Gottheiten von Samothrace, 1815." — Eine „Vorrede zu Victor Cousins französischer und deutscher Philosophie, 1834." — Von den Vorlesungen über Mythologie ist nur im fünften Stück der Memorabilien von Paulus ein Aufsatz abgedruckt. —

Wie Fichte ein rein vernünftiges Selbstbewußtsein des Geistes forderte, und darin über Kant hinaus ging, so that es auch Schelling, der zuerst im Gange des Kriticismus und dann in der Steigerung desselben im Idealismus auftrat. Dahin gehörig, wenn auch weiter blickend, aber noch nicht weiter bestimmend, sind seine ersten Schriften, welche im Jahre 1800 mit der Natur-Philosophie ihre erste Wendung nahmen, und im Jahre 1801 sich gesetzgeberisch selbstständig konstituiren im ersten Grundrisse der Identitätslehre.

Wenn es nicht überhaupt in diesem Buche vorgezogen würde, philosophische Systeme in den Hauptsätzen selbstredend einzuführen, damit sie sich auch formell dem Leser darstellen, und damit sie im Wesentlichen vor jeder Umfassung durch die zweite Hand geschützt seien, bei Schelling wäre dies ganz unerläßlich. Seine Bücher sehen großentheils wie gelegentliche aus, sind in Form und Inhalt ganz verschieden, und schließen sich dem äußeren Schematismus, nach welchem die Ansichten und Theilwissenschaften der Philosophie geordnet zu sein pflegen, so wenig an, daß der Berichterstatter schon dadurch großer Beliebigkeit ausgesetzt ist. Außerdem ist es der Schelling'schen Schule eigenthümlich, daß sie in ihren Gliedern noch kein organisirtes wissenschaftliches Ganze ist, daß sie täglich noch eine Weiterbildung, einen überraschenden Abschluß erwarten läßt. Wo eine ausführliche Darstellung dieses Systems gegeben werden kann, da ist man sogar durchaus auf eine Inhaltsanzeige hingewiesen, wie sie sich in chronologischer Folge aus Schellings Schriften ergibt. Denn in dieser chronologischen Folge selbst liegt das Aufsteigen der Schelling'schen Wissenschaft, und, wie man jetzt hinzusetzt, auch das Herabsteigen. Sie gibt sich nicht als eine syntheitische Reihe, sondern als ein Werden.

Auf dem Grunde liegt Jacobi's Prinzip von der Einheit des Denkens und Seins, was näher bestimmt werden soll. Der Hauptsatz Schelling'scher Philosophie ist denn folgender: das Absolute, der Gegenstand der Philosophie ist die gänzliche Identität des Subjektiven und Objektiven, — es ist Gott, ist die absolute Vernunft. Diese absolute Identität ist der Grund alles Seins, die Natur, und seiend die absolute Vernunft. Außer ihr ist nichts; sie ist Alles; sie ist schlechthin Eins, und schlechthin sich selbst gleich. Die Gegensätze Endlich und Unendlich hören ebenfalls

auf, denn das Absolute tritt nie aus sich heraus, um diesen Gegensatz möglich zu machen. A = A ist die darstellende Formel.

Diese Unterschiedslosigkeit wird durch den Selbsterkenntnißakt aufgehoben, es entsteht die Differenz, das Erkennen und Sein, das Prinzip der Form, und das Prinzip des Wesens oder der Materie. Dieser trennende Gegensatz ist aber nicht an sich, sondern gehört nur zu der Form oder Art des Seins.

„Wer die absolute Identität als das Ursprüngliche erblickt hat, dem ist sie nicht das Producirte, sondern das ursprünglich Seiende, das in Allem, was ist, schon ist, und nur produzirt wird, weil es ist. Ihm ist sie auch nicht die Ursache des Universums, sondern das Universum selbst."

Aus jenen Seiten des Unterschiedes entwickelt sich die wirkliche Welt, indem beide Prinzipe des Unterschiedes sich ineinander bilden, wobei je der eine oder der andere vorherrscht.

Die Dinge unterscheiden sich also durch quantitative Stufen, Potenzen. Die gegenseitige Ineinanderbeziehung und Einbildung gehen nun entweder vorherrschend auf die Seite des Realen hin oder des Idealen. Dies ist die speciellere Entwickelung bei Schelling in Naturphilosophie und Idealphilosophie. Jene behandelt die Materie, das Licht (die Bewegung) und den Organismus. Diese das Wissen, die Religion (das Handeln), die Kunst.

Ebenso stufenweise entwickelt sich das besondere Leben und Wissen. Alles ist in der Natur lebendig und verschiedene Offenbarung des Absoluten (Spinoza). Diese Offenbarungen in reiner Vernunftanschauung darzustellen, ist Aufgabe der wahren Wissenschaft oder Philosophie. — Philosophie ist nicht selbst Wissenschaft, die man lernen kann, sondern der wissenschaftliche Geist, den man zum Lernen mitbringen muß. — Reflexion ist eine Geisteskrankheit, welche die Trennung zwischen dem Menschen und der Welt permanent macht, und das höhere Leben ertödtet, was in der Identität des Geistes und der Natur webt. — Materie ist der erloschene Geist; — über die Natur philosophiren heißt: diesen Geist beleben, die Natur schaffen. — Die Natur ist der sichtbare Organismus unseres Verstandes. Die Transscendental-Philosophie, die inwendig gewordene Natur. — Von unmittelbaren Erfahrungen muß all unser Wissen ausgehen. — Die

Erfahrungswissenschaft zur Unbedingtheit erweitert, ist Naturphilosophie.

Am Ausführlichsten geht nun Schelling auf Betrachtung der Naturkräfte über, wo, wie schon erwähnt, in der Polarität die Differenz und die Aufhebung derselben in ein drittes Absolutes veranschaulicht wird, wo der Gang der Trinität oder wenigstens Triplicität dargestellt wird in Magnetismus, Elektricität und dem Galvanismus, als aufhebendem, wenigstens qualitativ aufhebendem chemischem Prozesse, und in Schwere, Bewegung und einigendem Organismus.

Wir wenden uns indeß zu den sittlichen und ästhetischen Folgerungen.

Das Vernunftwesen soll nicht dem Sittengesetze wie der einzelne Körper der Schwere erliegen, denn dies wäre Sieg der Differenz, sondern nur mit absoluter Freiheit ist die Seele sittlich. Die Sittlichkeit muß für sie absolute Seligkeit sein.

Sich unglücklich fühlen, ist wahre Unsittlichkeit. Seligkeit als höchste Lust am Sittlichguten ist die Tugend selbst, nicht bloß ein Zufälliges an ihr.

Die Tendenz, mit dem Centrum, mit Gott, Eins zu seyn, ist Sittlichkeit.

„Das nach dem göttlichen Urbilde geformte Gesammtleben in Hinsicht auf Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft und Kunst, worin die sich selbst begreifende Vernunft gerade so wie im Weltbau durch absolute Naturnothwendigkeit, also hier durch freie Besonnenheit ihr eigenes, lebendiges Bild allein zu erkennen vermag, heißt der Staat."

Er ist also ein objektiver Organismus der Freiheit.

Ein organisches All kann nicht gesetzlos zufällig, noch eine Einheit sein, worin das Leben des Besonderen unterdrückt wird, deshalb sind Anarchie des Pöbels und Fürstenwillkür auszuschließen.

Der Staat entsteht allmählig.

Ein europäischer Föderativstaat zu Realisirung des Vernünftigen ist zunächst die Vernunftidee eines Staates. — Die größere Auffassung der Geschichte als einer allmähligen Offenbarung des Absoluten, als einer totalen Entwickelung des göttlichen Vernunftlebens, sie datirt schon von Schelling. Wo er

und Hegel sich begegnen, da wird, nach Aussage der Hegelianer, das Recht des Erstbesitzes einer Idee sehr mißlich. Hegel nämlich hat längst Einfluß auf ihn gehabt, ehe er, Hegel, mit seinem Sistem in die Oeffentlichkeit getreten ist, er wird deßhalb oft von Schelling ein unterschlächtiger, ein unterirdischer Mensch genannt, und weil Schellings Sistem sich immer ruckweise gestaltet und umgestaltet hat, will man jetzt Anstoß und Einfluß von außen, auch besonders von Hegel nachweisen.

Die Kunst, ein Wunder, ist ewige und einzige Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste, das von der absoluten Realität des Höchsten zeugt.

Sie ist die freie und besonnene Schöpfung, wodurch der Geist eine seiner ursprünglichen und ewigen Vernunftanschauungen verwirklicht.

Bewußtlose, göttliche Begeisterung (Genie), bewußte Thätigkeit (Talent und Fleiß) macht sie zum Natur- und Fleißprodukte.

Die Kunst ist das Vorbild der Wissenschaft, ihr ist das Genie; — wo die Kunst ist, soll die Wissenschaft erst hinkommen. Hier ruht der Unterschied von Hegel; — das Absolute wird bei Schelling gefunden, nicht bewiesen.

— Ueber dies Feld findet sich viel schön Gesagtes, aber die theoretische Schärfe und Abgeschlossenheit gebricht, und es ist deshalb aus der Idealphilosophie, worin davon die Rede, nichts weiter auszuheben. Aehnliches gilt über Politik, Religion und Kunst überhaupt, da Schelling nur den allgemeinen Theil der Naturphilosophie ausgeführt hat.

Dieser Mangel an Ausbau des Schelling'schen Sistemes hat denn auch zu mancherlei falscher Kritik Veranlassung gegeben. Darunter ist die Behauptung mehrmals wiedergekehrt, Schelling habe sein Sistem vorzugsweise auf Naturforschung gegründet, eine Behauptung, die allerdings eine schiefe Einsicht gewährt. Das Sistem selbst hat Grund und Pfeiler in einem selbstständigen Gedankenakte, in dem wichtigen Funde der Idee des Absoluten, der Schelling zu ewigem Ruhme gerechnet werden muß, so groß auch eben in diesem Punkte der Fortschritt noch neben seinen Leb-

zeiten gediehen ist. Denn allerdings hat just für diesen Hauptpunkt, welchen Schelling als einen genialen Fund darlegte, Hegel den Beweis erdacht, und, wie sich die Schule ausdrückt, das zum Begriff erhoben, was Schelling frei als poetischen Gedanken hinstellte, das als geschlossene Wissenschaft begründet, was sich in Schelling nur ankündigte. Um ein Amerika zu bilden, muß es freilich erst gefunden sein. Es ist Mode geworden, diesen großen Akt Schellings zu übersehen. — Schellings Hauptkraft ferner bleibt auch, seiner Naturphilosophie gegenüber, im philosophischen Gedankenakte beruhen. Dieser war nicht ausgeführt und ließ dem fortarbeitenden Hegel die großartige Aufgabe des Beweises übrig, aber er war außerordentlich.

Seine Folgerungen aus dem Naturprozesse dagegen sind vielfach unbrauchbar geworden, weil sich manche unrichtige Voraussetzung eingemischt hatte; hier, wo Schelling die selbstständige Geisteswelt verlassen, ist ihm auch die Schwäche der stofflichen Wissenswelt zugefallen. So erklärt sich das tragische Schicksal, daß er als erster Schöpfer in beiden Theilen, in Kenntniß der Natur und des Gedankens, von beiden Theilen überholt, verläugnet und hintangesetzt worden ist, weil er die Synthese in einer so breiten Ausdehnung suchte, wie sie dem einzelnen Menschen so schwer erreichbar ist. Einzelne Triumphe hat er zwar auch in dem naturphilosophischen Felde erlebt, wo er aus dem Prinzipe noch unentdeckte Erscheinungen vorhersagte, daß zum Beispiele Magnetismus und Elektrizität aus gleicher Grundkraft entsprängen, und sich auch gegenseitig hervorrufen ließen. Oersted und neuerdings Faraday haben das Eine und das Andere thatsächlich befunden, und so ist in Manchem der erste naturwissenschaftliche Hauptgegner Schellings, Blasche, überholt worden. Aber von dessen Vorwürfen bleibt immer noch so viel stehen, daß Schellings Anfänge zu einer derartigen Sistematik mehr als schwankend gemacht worden sind.

Unter Blasche's Vorwürfe gehörte, daß Schelling Contraktion für ein Zeichen der Negativität und Expansion für ein Zeichen der Positivität ausgegeben und demgemäß gefolgert habe. Es sey aber das Gegentheil richtig. Daß er ferner den Magnetismus als das Hauptmoment der werdenden Materie angenommen, während das Licht vielmehr Anrecht auf diese Hauptstelle habe.

Aus alle dem erklärt sich auch das Schicksal der Lehre. Viele Anhänger schließen sich an einzelnes, weil sich das Ganze nicht herrschend geschlossen bietet. Naturforscher erheben sich von einzelner Beobachtung zu Philosophemen, ein weites, neues Bereich der Entdeckung thut sich auf, und macht sich voreilig als abschließende Weisheit geltend; oder als gesetzgebende Mystik, die Wege übereilend, welche erst durch den Beweis geebnet sein wollen, die einzelne poetische Anschauung für eine allgemein fällende Poesie ausgebend. Von Schelling datirt die neue, unabsehbare Mannigfaltigkeit in höherem Leben unseres Vaterlandes, und die leidenschaftliche, eben so tausendfache Dogmatik, welche nun jeder Adept besitzen will. Naturforschung, Naturſinn, weiteres Poesiebereich, sie sind unermeßlich durch diese Schelling'sche Welt gefördert worden. Die Kluft wurde ausgefüllt, welche in der kritischen und Idealphilosophie unüberschreitbar aufgerissen war zwischen dem abstrakten Gedanken und der sinnlichen Welt, es geschah das für Erfüllung und Abschluß in eine neue allgemeine Poesie Unerläßliche: allseitig wurden die dem Menschen erreichbaren Bestandtheile der Kenntniß und Theilnahme dem Interesse anheim gegeben. Es beginnt also von Schelling ein neues Ausheben zur Ergreifung einer ganzen uns möglichen Welt, und zwar ein Ausheben aus einem Mittelpunkte, der uns jetzt noch der richtige scheint, und nach einem Umfange hin, der nichts ausschließt. Gang und Urtheil gab die kritische Philosophie, Stoff und Herz die Schelling'sche, so reichen Stoff, indem sie die Dinge, als mit zum Absoluten gehörig, wieder adelte, und ein Herz, worin als im Absoluten Geist und Materie in gegenseitig erhöhter Potenz leben und wirken. Alle Wissenschaft und Kunst mußte von da aus durchdrungener vom Weltganzen anheben.

Bringt nun Hegel wirklich die alle Vorarbeit bezwingende wissenschaftliche Form, was fehlt uns noch, da Urtheil, Stoff und Herz für eine neue Welt erobert sind? Der Geist, welcher über den Wassern schwebt, und nicht bloß die Verhältnisse erklärt, sondern auch schafft, der Inhalt jenseits der Formel, eben der, welcher jetzt für unwissenschaftlich gilt. Auf dem jetzigen Standpunkte hat nur der seiner Dialektik mächtige Philosoph Theil am menschlich Höchsten.

Fragt man nach Schelling'schem Urtheile über Hauptfragen des Menschen, so ist man in so fern übel daran, weil es mit Schelling'schem Standpunkte zu wiederholten Malen wechselt, und in letzter Instanz noch immer unentschieden ist, da er seit langer Zeit einen neuen Abschluß angekündigt, und bis jetzt immer nur Einzelheiten gegeben hat, die oft schwer mit Früherem zu einigen sind. So ist er seit der Theilnahme an Jakob Böhme, wie der Hegelianer sagt, auffallend böhmisch geworden, so zeigt er in seinen „Gottheiten von Samothrace" auch nur einen Anfang jener Philosophie der Mythologie, für welche er sich symbolisirend viel geneigter erweist, als man einem deutschen Sistem-Philosophen zutrauen sollte. Früher sprach er gegen Eschenmaier das merkwürdige Wort: Reflexion ist ein bloßes Erscheinen Gottes in der Seele, so fern diese auch noch in der Sphäre der Reflexion und der Entzweiung ist, was Hegel nennt: in der Form der Vorstellung. Dagegen ist Philosophie nothwendig eine höhere und gleichsam ruhigere Vollendung des Geistes. — Religion, sagt er anderswo, bedarf der Mysterien, — Heidenthum und Christenthum waren von jeher beisammen, dieses entstand nur aus jenem, daß es die Mysterien öffentlich machte. — Die geistige Welt der Religion — also eine solche bleibt zu sondern? — bleibe frei und vom Sinnenscheine abgezogen. — Nach Schellings Ansicht von der Kunst als der unmittelbaren Gotteskünderin hätte man Genialeres hier erwarten dürfen. — Ueber Unsterblichkeit heißt es: Leib und Seele sind nicht ewig, die Idee oder der ewige Begriff von Seele nur ist's. Diese hat gar kein Verhältniß zur Zeit. Eine persönliche Unsterblichkeit wäre nur eine fortgesetzte Sterblichkeit. Dies ist dem entsprechend, daß ihm alle Individualität eine geringere, noch zu überwindende Stufe ist. Ganz anderen Strömungen folgt dagegen dies: die gegenwärtige Menschengattung erscheint ihm als eine, welche die Erziehung höherer Naturen genossen habe. Damit ist im Grunde die gewöhnlichste Offenbarung auch im theologischen Sinne gebilligt, wie sich dann auch an anderen Stellen zeigt. Wir haben, nach jener Annahme von Erziehung, nur die Möglichkeit der Vernunft jenes größeren Geschlechtes, nicht die Wirklichkeit, da Jeder erst dazu gebildet werden muß. — Solche merkwürdige und verschiedene Geistes- und Phantasiestücke finden sich bei diesem

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Manne, daß Anhänger ausschweifendster Combination ihm werden konnten, und daß es Schelling nichts hilft, wenn er sich von den Consequenzen der Romantiker, als träumerischer Dichter, losſagt."

Als Gegner Schellings traten auf: Gottlob Ernſt Schulze, den wir mit „Aenesidemus" als Gegner Kants gesehen haben. Köppen, der eine „Philosophie des absoluten Nichts" schrieb, und dem auch Jacobi beitrat. Fichte selbst, dem Schelling früher ein treuer Genosse war, und in dessen Formen er zuerst erschien, erhob sich, das positive Resultat seiner Wissenschafts-Lehre, die letzte Wendung seines Lebens und Sistems ankündigend in seiner „Anweisung zum seligen Leben in Gott," wofür die Berliner und Erlanger Vorlesungen vorbereitet hatten. So groß die Fichte'sche Wandelung war, Zeit und Raum blieben subjektive Anschauungsformen, wie bei Kant, sie wurden nicht dem Absoluten untrennbare, ewige Formen, es blieb das menschliche Wissen die alleinige Offenbarung Gottes. Schelling trat 1806 mit unerwarteter Schonungslosigkeit gegen Fichte auf. In jener Zeit antwortete Schelling noch rüstig allen Gegnern. An Schulz und Köppen schloß sich Weiller und erhielt mit ihnen in den Jahrbüchern der Medizin 1805 Bescheid. Es erhob sich ferner C. A. Eschenmaier, der von Naturwissenschaft zur Philosophie aufgestiegen war, und im Geiste Jacobi's vorwarf, das Absolute sei dem Wissen unzugänglich; was die Vernunft anschaue, sei nur ein Abbild desselben, wir seien auf den ahnenden Glauben beschränkt. Ihm antwortete Schelling durch „Philosophie und Religion." Ferner Franz Berg, heftiger, aber in derselben Richtung, wie Eschenmaier. Ferner Jakob Wagner aus Würzburg, ein lebhafter und scharfer Gegner, der Schellings Idee einer Naturphilosophie universell durchführen, und der die alte mathematische Construktion der Philosophie wieder durchsetzen wollte. Darin sind ihm Eschenmaier, Herbart, Fries und Holzwart gefolgt. Er verspottet die Spekulation nach dem Absoluten: im Ideellen könne sie nur Weltgeschichte, im Reellen Naturgeschichte geben. Ferner J. K. Schmid, J. G. Süß-

kind und F. Flatt traten feindlich auf, die beiden letzteren besonders klagten die Entwickelung des ewigen Urgrundes in Gott, womit die Offenbarung und Weltschöpfung Gottes bezeichnet wird, als irreligios an.

Für all diese galt Schellings „Antwort an Eschenmaier in der allgemeinen Zeitschrift für Deutschland 1813."

Von diesen Gegnern folgt der viel wichtigere Uebergang zu den Schülern, Anhängern und Fortbildnern Schellings. Wichtiger, denn es ist darin alle bis jetzt siegreich gebliebene philosophische Bildung der modernsten Zeit enthalten. Zu tadeln, zu bessern, auszubauen hat man hinreichend an Schellings Systeme gehabt, ja es war übrig, dasselbe zu begründen; aber der Endpunkt desselben, die Idee des Absoluten, ist herrschend geblieben bis heute.

Trotz der Gegnerschaft findet man in Jacob Wagner, in Eschenmaier, ja in der letzten Gestaltung Fichte's vielfache Hinneigung zu dem, was Schelling angeregt.

Als entschiedener Adept Schellings tritt zuerst Henrich Steffens, ein Däne, auf, 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren. Dieser Mann ist ein beziehungsreiches Beispiel, wie sich die Schelling'sche Anregung nach unerwarteten Seiten hin erstreckt, wie poetisch lose sie noch eine Freiheit und Beliebigkeit des Interesses gestattet, welche ihr natürlich von geschlossener Philosophie nicht zum Besten angerechnet werden konnte. Steffens nämlich hat sich eben so zum Romane wie zu physikalischer Poesie gewendet, in großer Schwingung hier wie dort ausgehoben, und weder hier noch dort eine Autoritätsstellung erreicht. Die geistreiche, philosophisch romantische Beliebigkeit drückt sich nirgends anschaulicher aus, als in diesem lebhaften Manne.

Der reale Theil, die Natur, die Erscheinungswelt, die Symbolik der Erscheinungen zog diesen romantisch philosophischen Sinn natürlich am meisten an. 1800 wählte ihn Schelling zum Recensenten seiner naturphilosophischen Schriften, und 1801 trat Steffens selbst hervor mit „Beiträgen zur inneren Naturgeschichte der Erde;" — 1806 gab er „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft," — 1822 seine „Anthropologie," welche den Menschen im strengen Zusammenhange und Verhältnisse mit Natur und Naturentwickelung betrachtet sehen will, und welche die Bemerkung erfahren hat, daß der

Mensch in einer „Lehre vom Menschen" selten eine so zurücktretende Rolle zu spielen habe. Das ältere Geschöpf der Erde, Stein und Erde, von wo aus zur höheren Organisation, zum Menschen fortgegangen wird, sind allerdings, schlimmen Zeichens, in dieser Lehre vom Menschen noch durchaus überherrschend.

Kurz vorher waren auch des Verfassers „Karrikaturen des Heiligsten" erschienen, in denen ein sehr geistreiches Thema vorgezeichnet ist. Der Staat, ein aus Freiheit erwachsener Organismus, ist hier der Boden, und Karrikaturen des Heiligsten sind die starr durchgeführten Consequenzen einer oder der anderen staatlichen Idee. Dies schöne Bildungsthema wird durch Thesen und Antithesen hindurchgeführt, ein höherer Spiegel dessen, was Ancillon, dem Praktischen näher, in seiner „Vermittelung der Extreme" erörterte. Das Interesse jener Karrikaturen wird durch das Schicksal des Verfassers selbst erhöht, denn man sieht diesen neuerer Zeit unter dem Schatten derjenigen Karrikaturen in Unruhe umhergetrieben, die ihn früher ein glücklicher Instinkt als solche bezeichnen ließ. Dieses romantische Geheimniß menschlicher Bestimmung, welches in Jugendkraft die empfängliche Todesstelle des eigenen Leibes arglos entdecken läßt, könnte bei der romantischen Schule näher ausgeführt werden. Zu dieser Schule nämlich gehört eigentlich das unruhige, phantastisch suchende Wesen Steffens, und zu ihr hat sich auch seine Richtung mehr und mehr gewendet, sie hat die zupassendere romanhafte Form gewählt, und in dieser Beliebigkeit schweifend so weit hinziehen lassen, als es die Karrikatur einer Form nur gestatten mag.

Was, außerhalb der Leibnitz'schen Weise, aller früheren Philosophie zum Vorwurfe gemacht werden konnte, bestand darin, daß die Individualität zu wenig beachtet und nicht eingerechnet wurde; die Individualität nämlich, welche das Charakteristische, einen ganz eigenen Akt der Freiheit gibt, einen Akt, der sich in ein neues Verhältniß zum Universum setzt, und die Beziehungen, durch sie aber auch die ewige Existenz unberechenbar bereichert. So bald er nicht eingeschlossen wird, ist der Vorwurf des verarmenden Schematismus immer gerechtfertigt, er ist der noch immer unbesiegte Triumph des Poetischen. Ist dieser Triumph durch Philosophie eingeholt, dann ist uns wieder eine abgeschlossene

Poesie und Kirche gegeben, das heißt: ein höchster Einheitszustand der höchsten Forderungen, ein Zustand, in welchem das Verschiedendste harmonisch zusammentrifft.

Schelling hat früher in seinem „Philosophie und Religion" die Individualität, die Persönlichkeit der Seele für nichtig erklärt und zu den Scheinwirklichkeiten der sinnlichen Dinge geworfen, in späterer Aeußerung aber das Gegentheil behauptet, und auch besonders in diesem Punkte die Hoffnung erweckt auf eine große Fortbildung seiner ersten Anlage. Steffens ist auch in diesem Punkte bis zur Karrikatur gegangen: ihm ist alles Wirkliche ein Individuelles. Dadurch ist Alles bei ihm einzeln und dadurch unvollständig geworden; sein Glaube ist Er, der sich aus Mysticismus bis zum Pietismus vereinzelt, und dem folgerecht sogar der Conventikel, den er liebt, zu viel sein müßte; seine Romane sind Er, Er ist Alles, was er zugibt und aufnimmt, ist Concession, eine organische Schöpfung, eine künstlerische That in vollem Umfange sind ihm dadurch von selbst abgeschnitten.

Steffens in seiner ersten Periode die Totalität in Geist und Natur in produktiver Betrachtung nachweisend, war als ein praktisch gewordener Schelling von großem Reize. Da weist er den späteren Steffens selber mit vieler Energie in's Reich der Unwissenschaftlichkeit, lehnt von sich ab die unklare Ansicht, welche die Totalität als ein Unbestimmtes, als Andacht, Ahnung, Anbetung fassen will mit der bloßen Gesinnung, mit Frömmigkeit. Wissenschaft ist ihm da noch Vernichtung eines Gegensatzes, die bloße Gesinnung gilt ihm da noch nicht Alles.

Troxler aus Luzern wird gewöhnlich in diesen Kreis gezogen, hat sich aber durch seine Schriften, welche seit 1828 erschienen sind, auf den allerneuesten Standpunkt gestellt, welcher ähnlich der früheren subjektiven Richtung den Menschen selbst wieder zum Mittelpunkte der Philosophie macht, ohne den Gewinn der objektiven Philosophie aufzugeben. Der Mensch sagt er, finde Alles nur in sich. Das sei aber nicht in früherer Weise zu verstehen, als ob die Objekte nur in ihm existirten, sondern die menschliche Seele sei „Spiegel der Welt." So richtet er sich in harter Polemik gegen alle neue Philosophie, auch gegen diejenige, welche Subjekt und Objekt zu einer Identität zusammenstellte. Auch dies sei nichts als eine leere Ver-

standesidentität mit willkürlichen Voraussetzungen und Formen einer Schule. In seiner eigenen Theorie — wofür seine „Logik" dient, wie seine „Naturlehre des menschlichen Erkennens" mehr die Polemik und den neuen Mittelpunkt bringt, — verlangt er für die Sinnlichkeit größere Bedeutung, sie habe auch ihre Form, ihr Gesetz und Maß bereits in sich, ein „untersinnliches a priori." Nach Oben sei Intuition der Seele, Gemüth das a priori aller Vernunfterkenntniß. Vermittelnd gehen auf und ab Vernunft und Phantasie. Jene schöpft die höchsten Ideen nicht aus sich und dem logischen Formalismus. Diese, aus der Sinnlichkeit kommend, versinnlicht das Geistige, — Alles zusammenwirkend gibt den ganzen Menschen und die wahre Philosophie.

Auf diesen Gang, welcher nahe Berührungen hat mit dem neuesten Abfalle von Hegel, besonders mit dem jüngeren Fichte, kommen wir später zurück, wo von diesem Kenntniß genommen wird. Früher, schon 1820, gab Troxler ein „System der philosophischen Naturlehre des Rechtes" heraus, worin auch er wie Steffens gegen die Karrikaturen des Liberalismus und Legitimismus auftrat, ohne jedoch eine so nahe Verbindung mit Schelling an den Tag zu legen wie dieser. Carl Ludwig von Hallers „Restauration der Staatswissenschaft," deren erster Band schon 1816 erschien, wird mit noch größerem Unrechte direkt von Schelling abgeleitet. Man bürdet diesem eine Partie der Folgerung auf, die, also unorganisch gefaßt, gar nicht in ihm liegt. Es sind Einzelne nur durch die heutige Stellung Schellings und ältester Schellingianer dazu verleitet worden. Diese Stellung nämlich hat sich particenweise an den katholischen Konservatismus geschlossen, unmuthig oder zurückbleibend neben einer dialektischen oder energischen Fortbildung der sich selbst begreifenden und in sich fußenden Gedankenwelt. Haller setzt eine beliebige patriarchalische Verfassung voraus, die in sich eine vernünftige Nothwendigkeit weder fordert noch gibt, die als Recht forterbt und für spätere Zeit das Kriterium gibt. Bei einer unbedeutenden Bildung hat Haller lange Zeit in Deutschland verbreitete Aufnahme gefunden. Hegel warf diese Lehre schon 1821 als eine gedankenlose Nichtigkeit in seinem „Naturrecht und Staatswissenschaft" bei Seite.

Stuzmann edirte 1806 eine Philosophie des Universums

als Organisation des gesammten philosophischen Wissens, welcher nachgesagt wurde, und die dadurch ein Interesse erhielt, daß sie wörtlich aber unrichtig Schelling'sche Vorlesungen kopirt habe. Dagegen hat Schelling selbst G. M. Klein als Schüler anerkannt, besonders in Rücksicht auf die ethischen Ideen der Naturphilosophie. Friedrich Ast, obwohl vorzugsweise auf Plato fußend, ist auch in diese Reihe zu ziehen, eben so J. B. Schad, J. Thanner, J. A. Nirner. — J. E. v. Berger in Kiel, der gewöhnlich mit genannt wird, schließt sich schon viel enger an Hegel, insofern ihm die Philosophie Wissenschaft des sich selbst erkennenden Geistes ist.

Noch mehr verlangt Solger — 1780 zu Schwedt geboren, der vorzugsweise in Hegel aufgeht, und den unmittelbaren Uebergang zu diesem bildet, — eine weniger abhängige Stellung. In dem Nachlasse, welchen Tieck und Raumer herausgegeben, zeigt sich durchweg ein milder Genosse Hegels, der in wesentlichem Gange mit diesem übereinstimmt, und nur nicht den Muth zeigt, den dialektischen Weg mit systematischer Energie zu vollenden. Bei dem, was Hegel die „unendliche absolute Negativität" nennt, wo sich die Idee als Allgemeines negirt zum Besonderen, bleibt er stehen, statt, wie Hegel, dies nur als dialektisches Moment zu betrachten, und in weiterer Thätigkeit wieder aufzuheben, so daß das Allgemeine im Besonderen, oder das Unendliche im Endlichen wiederhergestellt werde. Dies Solger'sche Verharren in der Verneinung begegnete denn der von Hegel so gehaßten Ironie, welche in der romantischen Schule eine große Rolle spielt. Obwohl diese Ironie bei Solger wesentlich verschieden ist von der Schlegel'schen, die allen Inhalt verflüchtigt, und im Gegentheile zu dieser das höchste menschliche Wesen nur für nichtig erklärt, weil es nicht eigen, sondern nur eine Offenbarung der göttlichen Idee sei. Hotho nennt deshalb auch die Solger'sche Ironie die belehrte, zur Unterscheidung von der romantischen. Er war auch eine Hauptperson dieser Schule, welche an jenem Briefwechsel Theil nahm, und auf dem Gute Ziebingen zwischen Krossen und Frankfurt mit ihm verkehrte. Um so auffallender ist es, daß weder in Tieck noch in Raumer der wesentliche spekulative Kern Solgers irgendwie zur Aufnahme und irgendwie zum bedeutenden Ausdrucke dieser Auf-

nahme gekommen ist. Solger starb 1819 in Berlin, und dieser Tod war für Hegel ein tief empfundener Verlust, Solger war ihm der einzige Kollege und Freund gewesen, der ihm wirkliche und höhere Theilnahme an der dialektischen Philosophie bewiesen hatte. Die Naturphilosophie hatte die absolute Identität als ein unmittelbar Vorausgesetztes hingestellt. Die Schule derselben kam dahin, daß es auch ein hervorgebrachtes sein müsse — eine wissenschaftliche Durchdringung im Denken fand nicht statt. Solger versuchte sie. Das dialektische Mittel schien ihm das Gespräch; weil er aber hier den Gegensätzen nicht immer streng die nothwendig bezüglichen Sachen, sondern wohl beliebige Personen zu Trägern gab, so konnte ihm Hegel eine Conversation vorwerfen, statt einer strengen Dialektik. Der absolute Inhalt war durch Schelling da, und es galt nun, streng, ohne alle kleinste Beliebigkeit, die absolute Form zu finden. Solgers Begriff Dialektik ist schon ganz der von Hegels Logik, welche über die äußerliche Form, was man sonst Logik nannte, hinausgeht und Metaphysik mit in sich begreift. Die Wahrheit ist dem Denken nicht bloß Form oder allgemeines Gesetz, sondern zugleich Gegenstand der inneren Erfahrung. Indem ich richtig denke, werd' ich mir der Gottheit bewußt. Gott, sagt er, würde ein besonderes und zufälliges Individuum sein, wenn wir nicht erkennten, daß er das Wesentliche unseres Inneren selbst ist. Hierin überschritt er Schelling und die naturphilosophischen Mystiker und begann Hegel, immer aber den letzten Schritt scheuend, und darin verharrend, daß wir uns die vollkommene Einheit der Idee und Wirklichkeit nicht einmal vorstellen könnten, da dies die göttliche Erkenntniß selbst wäre.

Daumer und Blasche werden als solche genannt, welche die Identitätsansicht wie ein gegebenes, vorausgesetztes Thema angenommen, und in ihrer Weise daraus gefolgert haben, und doch kann der erste nur mit vieler Einschränkung als Adept Schellings aufgeführt werden, und der zweite verbittet sich's durchaus. Bei Daumer begegnet und begrüßt sich eine merkwürdige Mannigfaltigkeit, für welche Daumer selbst Mittelpunkt werden soll. Deshalb wirft ihm auch die philosophische Kritik vielfache Verwirrung in den höchsten Begriffen vor. Und es ist nichts Geringes, Kabbalah, Jacob Böhme, Angelus Silesius,

Schelling und selbst Hegel'sches friedlich unter einander zu einigen. Es hat wohl nur Göschel noch das Verwegenere sich gesetzt: die Bibel, das gläubigste Christenthum, Göthe, Hegel und das Corpus juris mit Sanftmuth unter einen Hut der Redensart zu bringen.

Blasche dagegen hat sich sehr verständlich gemacht und die scharfe Polemik verschiedener Seiten auf sich gezogen. In seinem „das Böse im Einklang mit der Weltordnung" ladet er die alte Erbsünde auf die Individualität; die Person, der Mensch ist die Sünde des Schöpfers, die Schöpfung ist Abfall der göttlichen Idee von sich selber. In seinen neueren Büchern „die göttlichen Eigenschaften" und „die philosophische Unsterblichkeitslehre" führt er es weiter dahin aus: wie man einen persönlichen Teufel fallen lasse, so müsse es auch mit einem persönlichen Gott geschehen. Das göttliche Bewußtsein sei nicht Princip der Weltregierung, sondern es werde Resultat, letzter und höchster Zweck derselben. Die allgemeinen Naturgesetze seien die allgemeine Weltregierung. Persönliche Fortdauer nach dem Tode sei nicht möglich. Es finde Seelenwanderung statt, und zwar im Kreislaufe, da es nichts über den Menschen hinaus gebe. —

Stahl aber vor Allen wird als der neueste und würdigste Adept Schellings erklärt, der auch bereits von derjenigen Fortbildung Schellings betheiligt sei, die noch im Publikum erwartet werde. Da sich dies indessen bis jetzt mehr angekündigt als beendigend dargelegt hat, so ist noch nichts Abschließendes darüber zu sagen. Er wendet sich in seiner „Rechtsphilosophie" demjenigen Hauptpunkte zu, nach welchem besonders die jüngste Unzufriedenheit mit Hegel drängt. Dies ist die Persönlichkeit Gottes. Stahl sagt, es sei ein schöpferisches, also persönliches Prinzip Grundpostulat Schellings, die Schöpfung sei nach Schelling keine Begebenheit, sondern eine That. Hegel wirft er als Grundgebrechen den Aberglauben an das Abstrakte und Formelle vor. Was der Geist erkenne, sei wirklich, nicht bloß abstrakt nothwendig, er wisse es mit der Zuversicht des Glaubens, nicht mit der Nothwendigkeit der Mathematik. — Darnach bleibt nun in diesem Punkte der alte Vorwurf in Kraft, daß der wissenschaftliche Gedankenweg zur Begründung aufgegeben sei, der voraus nöthige Beweis, daß sie selbst eine Philosophie sei.

Nach Seite der Naturforschung und Folgerung hin aus Schelling'schem Anstoße sind Oken, Schubert, Schelvers, Görres, Kieser zu nennen. Als Mystiker Franz v. Baader, und in ganz eigener noch wenig gewürdigten Position Krause.

Von diesen ist über Oken hier nichts Näheres zu sagen, da sich dessen Forschung und Verdienst vorzugsweise im realistischen Felde der Naturforschung findet, wo er, die Suprematie des Lichts aufsteckend, mit vieler Energie eine allgemeine, ganze Naturwissenschaft zu gründen trachtet, den physikalischen Irrthümern Schellings direkt widersprechend. Sein geniales Talent, das Faktische in Vergleichung und Ableitung einer Sistematik einzuverleiben, wird selbst von denen anerkannt, welche sein philosophisches Denken auf die niedrigste Stufe stellen.

Eine Philosophie des Geistes ist ihm nur solche, die ein vollkommen Entsprechendes der Naturphilosophie ist. „Der Geist ist nur die reinste Ausgeburt der Natur, und daher ihr Symbol, ihre Sprache." Diese Philosophie des Geistes, sagt er, sei noch nicht da, und er habe nur Zeit und Kraft, deren Methode und Stelle anzudeuten, ohne sie zu entwickeln. Oken war in der ersten Ausgabe seiner Naturphilosophie kühner, Gott und den Menschen enger verbindend als in der zweiten. Dort war die Welt, als Produkt des göttlichen Selbstbewußtseins, gleich ewig mit Gott. Hier ist Gott früher vorhanden als die Welt. Dadurch wird Hoffahrt, Abfall, Sünde, Versöhnung für den Menschen nöthig.

Wir sehen im Allgemeinen, daß der Gang naturphilosophischer Bestrebung, wie ihn Schelling angeregt, zunächst in ein neues, reiches Feld poetischer Anschauung führt, und in so fern ist die zunächst folgende romantische Schule vielfach verwandt mit dieser philosophischen Schule. Wir sehen eben so, daß die neue poetische Fülle frühzeitig in sich einen dogmatischen Abschluß sucht, und daß aus Romantik und Naturphilosophie vorherrschend sich herausstelle: eine eigenthümliche Gefühlsreligion, ein Rückneigen zum Katholicismus, ein Neigen zum Mysticismus.

Den naturforschend-gefühlekundigen Uebergang bildet G. H. Schubert, der eine merkwürdige Empfindungswelt aus Naturanschauungen entwickelt. Seine wichtigsten Schriften sind „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens," 1806 und 7

bis 21, „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" — „die Urwelt und die Fixsterne 1822" — zuletzt „Geschichte der Seele," und als Umarbeitung einer früheren Schrift „Geschichte der Natur." Neuerer Zeit finden wir ihn auf Reisen nach dem Oriente, und übrigens in der Hauptstadt des naturphilosophischen Studiums, in München wohnhaft. Neuen Kombinationen forschender Dreistigkeit gegenüber, weist er über Alter und Entstehung der Erde, über Sündfluth und wichtige Vorfragen des Erdschicksals auf die Bibel, und macht die Richtigkeit der Tradition geltend. Es mangelt indessen dabei nicht an eigener Zuthat, die nach der verschiedenen Lebenszeit des Autors verschieden mächtig ist, so daß sich ein großer Unterschied zwischen früheren und späteren Schriften findet. Die Jugend schließt sich noch strenger an den Spekulationsanfang Schellings, mehr und mehr hat er sich dem mystischen Reize der Naturwissenschaften hingegeben, der guten Magie, Swedenborg'scher Manier, sogar den Gesichten des Pfarrers Oberlin eifrige Theilnahme geschenkt, und ist in praktischen Ansichten, zum Beispiel vom Staate, der Autoritäts-Ansicht wie Schlegel im Wesentlichen beigetreten. Viel poetische Beweglichkeit und Zartheit der Auffassung hat ihn einem Theile unseres Publikums werth gemacht, da er sich aber so zeitig in den Schirm der Traditions-Naturgeschichte zurück geflüchtet, und wenig Muth für eigene große Forschung gezeigt hat, so ist nichts Bedeutendes und Bezwingendes von ihm zu erwarten. Es ist merkwürdig, daß die Schelling'sche Schule durchweg gleich von vorn herein theosophisch war, was doch der Meister erst spät wurde. Nicht das Denken, sondern das weise Schauen der Gotteswissenschaft, eine poetisch-philosophische Prophetie war Symbol der Schelling'schen Schule. Der Hegelianer sagt halb scherzhaft bei den religiosen Aeußerungen Schuberts: es ist immer anzuerkennen, daß Schubert den Himmel, wenn auch erst künftig, einmal auf Erden versetzt.

Franz v. Baader — geb. 1765 — eine sehr merkwürdige Erscheinung, hat in kleinen Aufsätzen und Schriften, deren Zahl Legion, über Alles geschrieben, was durch Naturzeichen auf ein seelisches Leben führt, was zu mystischer Deutung Anlaß, zu Versenkung in Abgründe und zu Erhebung in Himmelshöhen Stoff gibt, ohne dadurch eine andere Position in unserer Bildungs-

Geschichte zu erlangen, als die eines seitwärts stehenden, stets wachsamen, aber wenig beachteten Postens, dem Jakob Böhme der erste Naturkundige Deutschlands und der Welt ist.

Immer wieder der Naturphilosophie nahend, ohne sich doch von ihr fesseln zu lassen, und immer wieder mit ganz eigenem Blicke auf die wechselnde Zeit schauend, bekundet sich in diesem Manne eine regsame Lebendigkeit, die beim Mystiker selten ist, und auch vielleicht Schuld trägt, daß er sich nicht zu voller Abrundung eines eigenen Gedankenkreises und Gesetzes entschließt. Gleich als ob er die Erlaubniß zu paradoxiren nicht aufgeben möchte, läßt er es stets wieder fallen, wenn er einen geschlossenen Bau begonnen hat, wie in „Begründung der Ethik durch die Physik" und in den zwei Heften seiner begonnenen „Vorlesungen über die speculative Dogmatik." Er billigt den Hegel'schen Gedanken, daß das fortschreitende Wissen des Menschen der Weltgeist sei, dies soll aber nur ein kreatürlicher, nicht der höchste göttliche sein. Diese Trennung, wodurch allerdings der Absolutismus der Idee vernichtet wird, hat er mit einigen Hegelianern gemein, die vom Kantischen Kriticismus nicht völlig abgehen wollen. Das Ewige, sagt er, sei *inner* dem Zeitlichen, aber nicht *in* dem Zeitlichen vorhanden. Baaders hartnäckige Eigenheit, auch als Katholik dem Pabste gegenüber, auch als Münchner Lehrer ist sehr bemerkenswerth. Er glaubt mit Schelling, daß unsere Mystiker mit den Aufklärern ganz zusammentreffen, „indem sich Beide im absoluten Nichts der Unerkennbarkeit Gottes begegnen." Er will das Mystische, ja Apokalyptische nicht verwerfen, aber will Bigotterie. Er sieht die christliche Tradition für Bruchstücke einer uralten Experimental-Philosophie an, ist aber durchaus gegen alle neue Philosophie, in so weit darin der Mensch *allein* zum Bewußtsein gelangen und sich darin erhalten könne.

Anton *Günther* thut sich ebenfalls als dialektischer Mystiker hervor, hat aber als katholischer Geistlicher, unserer freien Philosophie gegenüber, eine beengte Stellung, und wird darum charakteristischer bei der philosophischen Bestrebung in der katholischen Kirche genannt, welche in *Hermes*, *Pabst*, *Staudenmaier*, *Sengler*, *Möhler*, *Baader* und diesem *Günther* ein so überraschender Fortschritt ist. Es leuchtet ein, wie schwer der

Standpunkt einem unveränderlichen Pabſtthume gegenüber ſein muß, und Hermes, welcher aus Kant und Fichte heraus Beweiſe gab, daß man nichts über Gott wiſſen, und ſich deshalb dem Glauben rückſichtslos hingeben könne, Hermes, welcher ſeine Anſichten in ein Ganzes drängte, iſt das erſte Opfer dieſes Verſuches geworden, den Katholizismus philoſophiſch zu begründen, obwohl er nicht dem kleinſten Stifte der Tradition zu nahe trat.

Sei es nun, daß es die Stellung mit ſich bringt, oder daß ſie es nicht anders wollen: die durch Philoſophie zu ſuchende Wahrheit ſteht ihnen bereits feſt im Traditionellen, und ſie beweiſen und raiſonniren bloß, können alſo nur in einzelnen Punkten dem allgemeinen Fortſchritte unſerer Kultur dienen.

Joſeph Görres, der auch dahin gehört, hat ſich nur durch eigene, gewaltſame Entwickelung in ſolche Nothwendigkeit verſetzt, ſich in Extremen herumgeſchleudert, und am Ende mit viel mehr rhetoriſchem als philoſophiſchem Talente den Beweis übernommen, die aus unſerer Welt verſchwundene Einheit könne nur durch Rückkehr zum Pabſtthume wieder erreicht werden. Er iſt bei der romantiſchen Schule näher in's Auge zu faſſen, theils weil er eine Zeitlang direkt mit den Romantikern thätig war, und unſerer Poeſie durch Volkslieder und erwecktes Mittelalter Leben einzuflößen dachte, theils weil ſein wechſelvolles Leben, weil Stil und Art dieſes leidenſchaftlich bewegten Mannes viel näher einem kometenartig poetiſchen Drange ſteht, als einem philoſophiſchen.

Windiſchmann iſt in dieſer Partie auszuzeichnen, da er ein wahrhaftes Reſultat nur darin findet, daß ſich das Denken in ſich vollende und hierdurch zur Verſöhnung mit beſtehendem religioſem Bewußtſein komme. Sein Streben geht, wie das des eben hierher gehörigen Molitor, mehr auf hiſtoriſche Forſchung. Der Frankfurter Fr. v. Meyer legt ſeiner Myſtik eine tief grabende Bibelforſchung unter. Heinroth in Leipzig nähert ſich der Steffens'ſchen Art, aus Naturbetrachtung, hier beſonders aus phyſiologiſchen Phänomenen, tiefe Bezügniſſe mit der Gottheit aufzuwecken.

Ueber Schelvers ſtehen noch intereſſante Mittheilungen zu erwarten, da die mündlichen Notizen aus Heidelberg auf eine ausgezeichnete Natur dieſes Mannes hindeuten.

Ueber Krause, der so wenig Aufmerksamkeit gefunden hat, kann hier nichts Ausführliches gesagt werden, da die philosophische Wissenschaft hier nur vorzugsweise in ihrer Einwirkung auf den Bildungspunkt der Nation anzudeuten ist. Er gehört zu denjenigen, welche eine neue Vermittelung über die Identitäts-Philosophie hinaus versucht haben. Davon liegt das Resultat noch in der Zukunft, und die besondere Theilnahme daran gehört einer speciellen Geschichte der Philosophie. Dieser neueste Kreis, welchem auch seiner letzten Thätigkeit nach der schon erwähnte Troxler und v. Berger angehört, und der außer der allgemeinen Tendenz noch wenig Gemeinschaftliches hat, kann hier nur als entstehend bezeichnet, und die übrigen dahin gehörigen Namen des jungen Fichte, Suabedissens, Hillebrands, Oblers und A. Hermann Weisse's könnten nur mit geringer Andeutung hinter Hegel genannt werden, da ihnen die Hegel'sche Vollendung objektiver Philosophie mehr oder minder zum Grunde liegt.

Krause hält die Philosophie für eine absolut organische Wissenschaft, die unmittelbar aus der Anschauung des absoluten Wesens hervorgeht, und auf analytische Weise faßlich dargestellt werden soll. Die dialektische Form und gewöhnliche Terminologie verlassend, bildet er sich eine eigene Kunstsprache, und darin mag ein Grund liegen, daß er so wenig Beachtung gefunden hat. Denn die oft gehörte Beschuldigung, daß er sich durch Herausgabe von Schriften, welche die Freimaurerei angreifen, allerlei Hemmnisse zugezogen habe, widerspricht doch der Ansicht, welche man von dieser Gesellschaft haben darf, und könnte im schlimmsten Umfange die philosophische Kritik nicht dergestalt in sich begreifen. Diese ist ja doch so frei und unberechenbar, daß sie von solcher Rücksicht schwerlich beengt werden könnte.

Krause wirft Hegel vor, daß er Philosophie von Religion nicht genug unterscheide. Es sei ferner nur Zweck der Wissenschaftslehre, daß der Geist in ihr zum Begriff des Begriffs der Wissenschaft komme, Wissenschaftslehre sei aber noch nicht Gesammt-Philosophie. Ein Weltmenschheitsbund sei zu erstreben, nicht Pantheismus, wo Alles Gott, sondern Panentheismus, wo Alles in Gott.

Es stellt sich dar, welch ein tief bewegtes Leben aus diesem neuen philosophischen Anstoße erweckt worden sei, wie viel tausend Keime dadurch aufgegangen sind für die geistige und poetische Existenz unserer Nation. Gar keine Notiz davon nehmen, heißt einen tiefen Lebensstrom deutscher Kultur unbeachtet lassen, an dessen Ufern manch Blümchen, mancher Baum und mancher Wald wächst, die in der Literatur selbstständig zu sein scheinen, in Wahrheit aber aus der philosophischen Bestrebung an der Wurzel getränkt worden sind. Je größer indessen der Reichthum für eine neue poetische Einheit ist, desto wachsamer muß man sein vor einem zu voreiligen Abschlusse; denn der Reichthum ist eben der Zeuge von einer noch außerordentlichen Verschiedenheit.

Schelling selbst, an den sich nah oder fern eine so große Bewegung geknüpft hatte, schwieg lange über das ausführliche Sistematische, besonders seitdem er durch Hegel in wissenschaftlicher Begründung des Sistems überholt worden war. Im Jahr 1834 gab er in der Vorrede zu dem übersetzten Aufsatze Cousin's über französische und deutsche Philosophie ein merkwürdiges Manifest, was diese Kriegsangelegenheit der deutschen Philosophie direkt betrift. Zuerst wendet er sich mit herbem Tadel gegen die ungelenke Form Hegels, gegen eine Ausdrucksweise, welche es ganz unmöglich mache, daß die Philosophie, ihrer großen Bestimmung nachkommend, allgemein verständlich sei. Kaum der Deutsche selbst fände sich darin zurecht, das Ausland gar nicht. Dann nennt er die Hegel'sche Philosophie einen neuen Wolfianismus, und greift deren scholastische Methode bis auf's Leben an. Sie enthalte nur eine Täuschung, indem sie die seit Carteſius reale Philosophie wieder von einem rationellen Punkte aushebe, und an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den „logischen Begriff" setze. Denn dieser logische Begriff habe keine Verbindung mit der Wirklichkeit, und um nun aus dem rein Logischen in das Wirkliche überzugehen, reiße dieser dialektische Faden ab, welcher sich rühme, von keiner Voraussetzung auszugehen, und mache die unbegründete Voraussetzung, die Idee zerfalle nun in ihre Momente, womit denn die Natur entstehen solle.

Dies verunglückte Experiment, sagt er, „hat wenigstens ge-

dient, aufs Neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen."

Dieser Tadel ist das Letzte, was Schelling gegeben, die eigene Begründung und Ausbildung seines Systems läßt er dabei noch erwarten. Uebrigens kann der Geneigte zwischen den Zeilen dieses Manifestes heraussehen, daß Schelling mit den vereiligen Konsequenzen und den mancherlei mystischen Wegen seiner Anhänger nicht ohne Weiteres einverstanden, und sich wenigstens nicht verantwortlich dafür gemacht sehen möchte.

29.

Die romantische Schule.

Es ist so natürlich, sich mitten und gewiß in der Seele Gottes fühlen zu wollen, daß dem poetischen Drange der unmotivirteste Sprung zu vergeben ist. Der einzelne poetische Drang an sich bedarf niemals einer Rechtfertigung, er ist die Freiheit des Menschen, — ob er sich zu einer allgemeinen Poesie erheben darf, das ergibt sich über Kurz oder Lang immer von selbst; denn er darf es, sobald er es kann. Nacht und Nebel können wohl eine kurze Zeit über die Jahreszeit täuschen, aber doch nicht völlig.

Dem poetischen Drange der Romantik also einen Vorwurf zu machen, daß er aufgesprungen sei in Nacht und Nebel, und durch Wälder und Kirchen verkündet habe, es sei das Mittelalter wieder da, ihm das für absolute Thorheit oder gar für ein Verbrechen anzuschreiben, das ist ein thörichtes Unrecht. Weiß man doch, daß sich der Frühlingsvogel manchmal täuscht, zu frühe kommt, singt, und des Todes wird. Man bedenke den reizenden Rausch, welchen eine naturphilosophische Ansicht erwecken konnte, die dem Strauch und Baume, der Sonne und den Gestirnen eine zum Absoluten mitsprechende Bedeutsamkeit gab, eine Bedeutsamkeit, wie sie unerhört gewesen war! Man bedenke, welch eine Täuschung der Rationalismus erlebt zu haben schien in den nächsten Folgen der französischen Revolution, welch ein Verlangen

in jeder tieferen Natur erwachen mußte, die haltlose Welt an einen Ankergrund zu legen, welcher sich früher so fest erwiesen hatte! Man bedenke, wie schonungslos die Philosophie vor Schelling alles Wesen vom Reize und farbigen Mantel der Sinne entkleidete! Nichts blieb als der kahle Gedanke. Und doch ist so viel farbiger und klingender Stoff im Menschen, und doch gibt es keine Kunst ohne Stoff! Was sich nicht vom Schreckens-Systeme des Kriticismus unterjochen ließ, das mußte sich durch Reaktion nachdrücklich zeigen, und so nachdrücklich wie möglich.

Soll eine Zurechnung gesucht werden, dann müßte man an die Gebrüder Schlegel gehen, die leitenden und verantwortlichen Minister der romantischen Schule. Sie waren nicht durch poetischen Drang, durch tyrannische Illusion des Herzens genöthigt; sie gingen nüchtern an den Versuch, eine neue poetische Herrschaft zu gründen. Sie erkannten die Größe Goethe's, von ihnen war die Einsicht zu fordern, daß das Herzensleben einer Zeit sich nicht fünf Jahrhunderte rückwärts setzen lasse.

Und auch die Maximen der Schlegel finden so leicht wenigstens eine Erklärung. Sie erkannten, daß die bloß verschönerte Gedankenoperation des logischen Schlusses nur eine dürftige poetische Blüthe sei, daß des Lebens unerschöpfliche Geheimnisse davon unberührt blieben; sie hatten eine feine kritische Ansicht, sie fühlten diese ihre Ueberlegenheit, sie waren wie alle kritische Kraft herrschlustig, und der Wunsch war natürlich, die reifere Einsicht erfolgreich geltend zu machen. Die schöpferische Kraft war gering, die kritische Wirkung ohne sie zeigt sich nur dem scharfen Auge in feinen, weiten Kreisen; rascheren Nachdruck erlangt sie nur durch eine Schule. Die Nothwendigkeit einer Schule war somit gegeben. Verbessernde Bemerkungen sind aber zu dünner Boden für eine solche, ein positives Verlangen ist gebieterischer. Aus der Unzufriedenheit mit dem Rationalismus, die sich in so viel Zeichen ankündigte, aus den Sympathieen, mit denen sich einzelne Talente bekundeten, ließ sich ein solcher Grund aufbauen. Die spätere Feindin, die kritische Philosophie, in welcher die Schlegel aufwuchsen, fand in Fichte eine grandiose Steigerung, welcher sie ebenfalls eiligst huldigten. In all den Evolutionen der Philosophie sind Fußstapfen praktischer Art, denen man in unserer schönen Literatur begegnet. Der kundige, wenn

auch für den Gesang stumme Urbewohner der Waldeswildniß ist durch den Urwald geschritten, den weichlichern aber empfänglichern Fremdling, welcher später kommt, führt der Fußtritt des Urbewohners, den er im Moose zurückgelassen, der Zweig, welchen jener abgebrochen, leitet ihn, der Schweiß eines Wildes, was jener erlegt, bestätigt ihn in der Wegesrichtung, und so treffen sie zusammen zum Kampfe oder zur Vereinigung. Jener Urwald des Fichte'schen Idealismus wurde den Schlegel so werth und vertraut! Ihre Zeitschrift, das Athenäum, ist voll von diesen Wanderungen, sie begannen völlig in den Bahnen dieser Philosophie. Man täuscht sich sehr, wenn man bei Novalis bloß an die blaue Blume denken will, auch er bezeichnet seinen Weg mit philosophischen Stationen, seine „Christenheit oder Europa" hat nicht bloß einzelne Vorblicke, die man jetzt in Lamennais finden kann, sie spann sich wie ein Schmetterling aus der Fichte'schen Raupe. Diese Philosophie, wie sie für Schelling die Brücke ward, ward sie auch für den Romantismus. Man findet den Atheismus in ihr, aber was konnte ein schwärmerisch bewegtes Herze ebenfalls in ihr finden? Der Stoff, der gemeine, verschwand darin, der reine Geist allein blieb übrig. Sagt dies nicht auch einem ascetischen Christenthume zu, was die Materie zu tödten trachtet, was umgeben von ihr noch in Finsterniß und Tod zu wandeln glaubt? Fand doch Fichte selbst die Quelle darin zu seiner späteren Wandelung, in welcher sich der kühne Titan undefinirbarer Autorität beugte. Der Reiz einer gebieterischen Folgerung ging von Fichte auf Schiller, sein idealer Aufschuß auf die Romantiker über, und sie griffen mit Farbe und Blume jenes Absolute voraus, was Schelling neben ihnen ahnte und fand. Sie schmückten den Idealismus, daß er aussah, als sei er mehr denn eine Einseitigkeit, sie spielten damit, und da Schelling ebenfalls Dichterei mit ihnen in Jena trieb und Verse machte und in die Naturlockung sich versenkte, so liegt der Gedanke an eine Wechselwirkung gar nahe, der Gedanke, daß die Identitätslehre mit entsprungen aus den romantischen Anlagen in Jena, und vielleicht deshalb so lange bloß romantische Erfindung der Philosophie geblieben sei, welche den wissenschaftlichen Beweis nicht sucht und braucht.

Es möchte sehr schwer sein, den einzelnen Punkt aufzuweisen,

wo die Romantik entschieden aus Fichte übertritt in die Natur-Philosophie. Dies süße Schwanken zu dieser und zur Entdeckung derselben ist eben die Jenaische Romantik, und dies Verbleiben in süßer Schwankung, woraus sich alles Mögliche folgern läßt, ist ebenfalls diese Romantik, und wenn Schelling sein System begründet und abgeschlossen hätte, so dürften die Romantiker sagen: er ist von uns abgefallen. Hegel war der Nebukadnezar dieser Romantiker, er brach das Zion derselben. Sie sind der poetische Traum, welcher die absolute Ganzheit im Menschen, die Ganzheit von Leib und Seele und Natur wieder in Rechte einsingen wollte, welche von Aufklärung und Rationalismus bedroht waren. Dies Moment als romantisches Recht ist uns auch verblieben, und wird uns auch verbleiben. Es neigt in der Poesie eben so zu vorherrschendem Idealismus oder zu vorherrschendem Realismus, wie in der Philosophie. In der vorzugsweise sogenannten romantischen Schule schwankte es eine Zeit lang wie in Schelling selbst, der, um Hegel zu trotzen, auf Realismus besteht, obwohl seine Partei sich schwärmerischen Idealen geschichtlicher Nothwendigkeit hingegeben hat. Die Lucinde, William Lovell wollten die Materie weihen, bald aber schlug der ganze Strom nach Seite der körperlichen Entäußerung und allmäligen Vernichtung. Selbst Malerei und Katholizismus, die in Liebe oft mit einander verwechselt waren, auch sie mußten von Fleisch und Farbe lassen, und die blassen, reizlosen Bilder vor dem Segen der Kunst gewannen die Palme. Neuerer Zeit ist im „jungen Deutschland" die nothwendige Reaktion eingetreten. Aber, wie sich's darstellt, in solchen Gegensätzen, welche die Philosophie geweckt hat, bleibt zunächst die Schwankung. Neben Fichte's Idealismus wächst eine sinnliche Romantik auf, neben dem aus der Natur webenden Schelling verdünnt sie sich zur Ascese, neben dem entkörperten Schema Hegels schwellt sie zu Ueberschwänglichkeit in Fleisch und Farbe. Es ist gegenseitige Ergänzung. Aber der unbefangene Blick lehrt: wenn eine Erfüllung kommen soll, so muß ein Genie die Fäden aufnehmen, von denen die Rede, und sie mit seiner unabhängigen Kraft zu einer neuen, über den Streit gehobenen Schöpfung der Selbstständigkeit gestalten. Ein Vorbild dafür ist in Goethe da, welcher sich betheiligt und doch in stolzer Ruhe unabhängig erhält.

Solche Perspektive — um die Schlegel bei ihrer Gründung der Schule wieder aufzunehmen — konnte ihnen damals nicht ausgebreitet sein, sie sahen einen gährenden Reichthum vor sich, sie suchten ihn durch eine Sammlung zu bewältigen. Die durch Poesie und Philosophie erweckte und belebte Natur brachte ein großes Hilfsheer; Anschluß an das Studium alt vaterländischer Dichtung brachte ein zweites, Kenntniß romanischer Sprachen, welche unbekannte romantische Dichter aufdeckte, brachte ein drittes, man sah das Mittelalter, das katholische Spanien in seiner Einheit herrlich aufstehen; man sammelte, man zog eilig Schlüsse, um je früher je besser mit einer Positivität auftreten zu können, man täuschte sich im Eifer selbst über ein Resultat, das nur als Resultat überhaupt willkommen war, man hatte zu eigener Ueberraschung unter den Händen eine katholische Romantik aufgebaut, und sah sie durch Talente verherrlicht, gegen sich selbst gerechtfertigt, — man hatte eine Schule, und mit ihr Fesseln für sich selbst.

Dies war etwa der Gang, in welchem sich dicht an den Fersen nüchtern protestantischen Kriticismus eine überschwängliche Dichtschule gestalten konnte, die mit Kantischen Prinzipien anfing, und mit Traktätchen endigte. Sollen deshalb Steine auf die Dichter-Gründer geworfen sein, weil wir es jetzt übersehen? Es ist immer ein Vortheil in der Geschichte, wenn sich Tendenzen sammeln zu einer Einheit, auch wenn die Einheit voreilig ist und bekämpft werden muß; — was gut daran, wirkt rascher und tiefer, weil es keilartig kommt. Eben so freilich das Schlimme. Aber so verlassen von wahrhaftiger Einsicht ist eine gebildete Allgemeinheit niemals, daß sie nicht die bedenkliche Zumuthung erkennen sollte, und die Abwehr kann nun eben so nachdrücklich stattfinden, da die Schule als gesammelte Vertreterin anzugreifen ist. Vorübergehen muß doch Alles in der Geschichte; nichts aber ist schlimmer, als wenn dies nicht umfassend geschehen kann, wenn sich Nachzügler verkriechen, wenn der Kampf sich zersplittert.

Nun, zersplittert haben ihn die Schlegel nicht, und das wäre allein schon dankenswerth.

Jetzt, da wir die That im Ganzen und nach aller Einzelnheit hin übersehen, da wir die wissenschaftliche Nachfolge kennen, welche den damaligen Gedanken-Zusammenhang so weit überflügelt, jetzt, da uns poetische Offenbarung von gleicher Kraft

und doch ganz anderer Art entstanden ist, jetzt wird es uns nicht schwer, ein Urtheil über die romantische Schule zu finden, was unbefangen die poetische Schönheit derselben würdigt, und auf die poetische Herrschabsicht im Allgemeinen wie auf ein poetisches Getümmel hinsieht.

In Betreff poetischer Schönheit kann man nicht empfänglich genug sein für die lieblichen Töne, welche von der Schule aus allerlei sonst todtem Gesträuche auferweckt worden sind, aus interessanten, tiefen, kapriciösen und neckischen Bewegungen des Herzens, und aus den geheimnißvollen Bezügnissen zur Vorwelt und zum Jenseits. Vorsichtig muß man indeß dabei bleiben, und dem oft erkünstelten Ernste und erzwungenen Scherze sich nicht allzu bereitwillig hingeben. Die Handwerksmanier der sogenannt hohen Poesie ist gar oft nur ein prahlerisches Schild, ungefaßt und unreif bietet sich unendliches Verswesen, unabreißbare Erhebung über das natürliche Bewußtsein. Krankhafte Reizbarkeit wird für normal gesundes Wesen ausgegeben.

Diese Manier und der allmälig über die Schule selbst hinaustretende, die Schule selbst überflügelnde Schulzweck, Zurückführung in Mittelalter und Katholizismus, hat den Romantikern in neuerer Zeit eine so animose Feindseligkeit zugezogen, eine Feindseligkeit der verschiedensten Art, in welcher sich Hegel und Heine begegneten, und in welcher selbst glänzende Vorzüge der Schule geläugnet wurden. Am zerschmetterndsten entlud sich die Entgegnung immer auf die Gebrüder Schlegel, und ihnen ist offenbar viel Unrecht geschehen. Mit geringem Talente zur eigentlichen Schöpfung begabt, standen sie doch als kritische Führer an der Spitze, verfuhren, um ein Ansehen zu gewinnen, schonungsloser von vorn herein, als nöthig zu sein schien, beleidigten die Theilnahme der Nation in Herabsetzung Herders und Wielands, ja in wenig verborgener Geringschätzung Schillers, und konnten selbst nichts zum Ersatz bieten als kritische Fingerzeige und Winke. Solch kritische Entschädigung, die statt der That nur den Rath zu bieten hat, ist meistens schlimm gestellt; was sie nützt, das ergibt sich langsam und unscheinbar, ihrer Beschaffenheit nach muß sie sich in Wahrheit dessen überheben, was sie leisten kann, um nur das Mögliche zu leisten, und so kann sie nur unter den günstigsten Umständen dem herben Urtheile entgehen. Sie ist wie ein

Hausfreund der Literatur: der Hausfreund gehört nur uneigentlich zur Familie, und will er durch Tadel darin reformiren, so wird er übler Nachrede ausgesetzt sein.

Bei alle dem knüpft sich an die Schlegel viel wichtige Wendung im literarischen Bewußtsein unserer Nation. Sie haben nicht nur durch Herbeischaffung allerlei Materials aus fremder Zeit und Nation unserem Geschmacke reiche Uebung und manchen Wechsel bereitet, sie haben im Allgemeinen den literarischen Sinn Deutschlands gefeinert, den polemischen Ausdruck und Verkehr auf höheren und edleren Ton gestellt und tief an jener wunderbaren Vermittelung gearbeitet, durch welche das verschiedenartigste Geistesstreben, auch das abstrakteste und abstruseste, in unserer schönen Literatur einen Mittelpunkt und Ausdruck gefunden hat. Der Philologe, der Antiquar, der Geograph, der Naturforscher, der Staatsmann, der Philosoph ist zum Theil fast durch die Schlegel im Hauptresultate und manchem einzelnen Gange der schönen Literatur erobert worden. Was Lessing oft nur nebenher dem Publikum zuwarf an Studium und Kenntniß, und wobei er in seiner herben Weise nur zu oft durchblicken ließ: „es gehört nicht recht für Euch," was Goethe früher nur privatim betrieb, das zogen die Schlegel direkt in den Bereich des schönliterarischen Interesses. Sie verhalfen uns nicht zu solcher Literatur, aber sie verhalfen uns zu dem Stempel, welcher darauf gedrückt wurde, zu dem Stempel: Deutsche schöne Bildung ist so reich und würdig, daß ihr der Kern einer noch so weit abliegenden Forschung zukommen und schmackhaft sein kann, daß sie ein Ideal der nationalen Gesammtbildung darstellen kann.

Insofern beleidigt Hegel geradezu den besten Lebenspunkt der Gebrüder Schlegel, wenn er in seiner Aesthetik ihnen vorwirft, sie seien gar keine philosophischen Naturen, sondern nur kritische, und keiner von Beiden könne auf den Ruf spekulativen Denkens Anspruch machen.

In diesem Anspruche liegt gar nicht die literar-historische Bedeutung der Schlegel. Was würde aus der Philosophie, wenn alle Schriftsteller Philosophen wären! Sie bliebe ohne Vermittelung mit dem Gesammtleben eine Kastenbeschäftigung, ein höheres Handwerk. Die Schlegel'sche Art war eben eine geistreiche

Vermittelung. Als Jünger Fichte's haben sie die Fichte'sche Lehre in die Literatur gewebt.

Wo Hegel von diesem allgemeinen Vorwurfe abgeht, und im Einzelnen nachweist, daß sie in ihrem Wege übertrieben hätten, da darf man ihm wörtlich beistimmen; eben so in dem, was er über Erfindung der Ironie durch Friedrich Schlegel sagt, und über den widerwärtigen und wahrhaft tödtlichen Mißbrauch, welcher von den Romantikern damit getrieben wurde. Aber auch da möge nicht vergessen sein, daß wir es nur mit dem Mißbrauche zu thun, und außerhalb eines schonungslosen Sistems, wie das Hegel'sche, die ganze Erfindung dieser Ironie nicht so in die Vernichtung zu werfen haben, wie er es darf. Für uns liegt ein literar-historisches Moment darin, das uns bei der einfachen Verneinung verloren ginge.

Die Schlegel waren es, sagt Hegel, welche sich in die Nähe der Fichte'schen „Idee" gestellt, und sich nun mit großer Kühnheit der Neuerung, wenn auch mit dürftigen philosophischen Ingredienzien, in geistvoller Polemik gegen die bisherigen Ansichten gewendet, und so in verschiedene Zweige der Kunst allerdings einen neuen Maßstab der Beurtheilung und früher angefeindete Gesichtspunkte eingeführt hatten. „Da nun aber" — fährt er fort — „ihre Kritik nicht von der gründlich philosophischen Erkenntniß ihres Maßstabes begleitet wurde, so behielt dieser Maßstab etwas Unbestimmtes und Schwankendes, so daß sie bald zu viel, bald zu wenig thaten. Wie sehr es ihnen deshalb auch als Verdienst anzurechnen ist, daß sie Veraltetes und von der Zeit gering Geschätztes, wie die ältere italienische und niederländische Malerei, die Nibelungen u. s. f. mit Liebe wieder hervorgezogen und erhoben, und wenig Bekanntes, wie die indische Poesie und Mythologie, mit Eifer kennen zu lernen und zu lehren suchten, so legten sie doch bald solchen Epochen einen zu hohen Werth bei, bald verfielen sie selbst darein, Mittelmäßiges, z. B. die Holberg'schen Lustspiele, zu bewundern, und nur relativ Werthvollem eine allgemeine Würde beizulegen, oder sich gar mit Keckheit für eine schiefe Richtung und untergeordnete Standpunkte als für das Höchste enthusiasmirt zu zeigen."

Nun wendet er sich im ganzen Zorne seiner Sistemansicht, daß alles wirklich Bestehende seine Nothwendigkeit und Würdigkeit

habe, gegen die Ironie, deren Entstehung und Tyrannei. „Friedrich v. Schlegel ging von dem Fichte'schen Standpunkte aus, um ihn eigenthümlich auszubilden und sich ihm zu entreißen." Zu der Ironie kam er durch das Fichte'sche Ich, welches abstrakt und formell absolutes Prinzip alles Wissens war. Ein Inhalt ist nur, so weit ihn das Ich anerkennt. Das sogenannte „Ansich" ist nur Schein, das Ich macht es zur Wirklichkeit oder verwirft es. Dies gibt „göttliche Genialität" des Künstlers, er erklärt nur für wirklich, was ihm der Wirklichkeit werth erscheint, und das ist der ironische Standpunkt.

Dadurch wird in neuer Salomonischer Bedeutung alles eitel, das Ich verzweifelt am Ende auch in seiner Einsamkeit, es entsteht, da es nirgends in das Objekt hinüber kann, die „krankhafte Schönseligkeit und Sehnsüchtigkeit. Denn eine wahrhaft schöne Seele handelt und ist wirklich." Und indem man nun gar die Ironie auf eigene Schöpfung von Kunstwerken überträgt, wird die Nichtigkeit selbst zum Prinzipe der Kunstschöpfung gemacht.

Die Romantiker haben dies nun wol nur auf wirklich Nichtiges anzuwenden getrachtet, und deshalb auch ein wahrhaft komisches Moment darin gesucht, daß sich Nichtiges vernichtet; aber von der Uebertreibung dieses ironischen Prinzips sind sie durchaus nicht frei zu sprechen. Daher sind jene langen Lustspiele entstanden, die sich forcirt fortwährend mit sich selbst beschäftigen, und zu keiner Existenz kommen, all die Stücke, wo die Poesie sich immer selbst aufstachelt, um Poesie zu suchen und zu sein, die Stücke, in deren negative Haide besonders Tieck einzelne ironische Witze verstreut hat, und worin eine rück- und vorwärts gebogene Verstandesmaschinerie für erquickendes Kunstwerk angesehen sein möchte. Allerdings ist diese Ausbeutung des Talentes eine durchaus unerquickliche, und just Tieck mag eine breite Ursache darin finden, daß seine reiche Begabung niemals zu einem erquickenden Durchbruche in's allgemeine Interesse der Nation gekommen ist. Er hat sich am meisten dem ironischen Grundsatze zum Opfer gebracht. Schlegel, Friedrich sowohl als August Wilhelm, viel weniger. So lange er ihnen wirklich Grundsatz war, schrieben sie nicht viel mehr als Einzelnes für ihr Athenäum, und Friedrich machte sich nur in der Lucinde Gelegenheit, den Bestand in's Ich zu versüchtigen. Die schöpferische Unfruchtbarkeit ließ die

Ironie als Grundsatz gefahrlos über ihre wichtigeren Schriften, die literar-historischen gehen, da diese einer spätern Zeit entsprungen sind. Der reicheren Natur Tieck's prägte er sich nachtheilig tiefer ein, da deren lebhafte Thätigkeit mit dem Schwunge des ironischen Prinzips zusammenfiel, und so sehr er in seiner zweiten Periode, in der novellistischen, sich im Großen davon abgewendet und der Würdigkeit des Objektes zugeneigt hat, er hat sich dessen nie ganz entäußern können. So weit die Ironie ein einzelner Schall bleibt, beruht noch heute ein Tieck'scher Reiz darin; so weit sie sich in Blut und Leben des Dichters zersetzt, und die Welt über allen eigentlichen Ernst des dichterischen Grundes unsicher gemacht hat, schließt sie das beklagenswerthe Geheimniß des Tieck'schen Erfolges in sich. Weil aber die Nation keinen sichern, ernsthaften Grund fühlt, hat sie sich einem so reichen Talente niemals rücksichtslos, und noch weniger allgemein hingegeben.

So ist das Haupttalent dieser Schule allerdings nicht ohne Beschädigung von dem ironischen Prinzipe geblieben, die Schlegel selbst aber haben sich von der Ausdehnung desselben mehr oder minder befreit. Daß Friedrich die dadurch erzeugte Auflösung der Welt nie ganz überwunden, mag vielleicht zu seinem späteren Uebertritt in die katholische Kirche beigetragen haben, und in so fern geht man mit neuer Aufmerksamkeit an den Hegel'schen Zorn zurück. Es wird am Ende zur entschiedensten Autorität geflüchtet, wenn man sich von allem Objekte bis auf das einsamste Ich isolirt hat. August Wilhelm, eine leichtere und heitere Natur, hat sich im Wesentlichen ganz davon gelöst, und diese künstliche Terminologie stört nur noch zuweilen seine unbefangene Auffassung, wie sich in seinen dramaturgischen Vorlesungen darstellen wird.

Auch bei Arnim und Brentano finden sich ironische Auswüchse, und die Trödelei im Beiläufigen, die behaglichste Ausspinnung im Zwecklosen, wie sie namentlich in Arnim sich so oft breitet, hängt auch genau damit zusammen. Was ist weiter, steht hinter den Zeilen, als mein Träumen? Was ist wichtiger? Was helf' ich?

Den ganzen ironischen Zug aus dieser Schule wischen, das hieße, für unsere geschichtliche Ausbeute die ganze Schule vernichten. Was nicht als Ziel gelten darf, das ist als Bewegung, als Wendung in der Geschichte oft unermeßlich wichtig, und

darum von entschiedenem Werthe. Die Systematik, welche nur mit Endresultaten zu thun hat, und die Wege zwischen den Prinzipien übersehen mag, wird an solchen Punkten stets absprechen und vernichten. So schlägt Hegel die Ironie der Romantiker in den Boden, und die Hegelianer ergötzen sich an Heine's Liedern, verdammen ihn aber nach ihrem Kodex zu Galgen und Rad. Die Systematik ist aber auch zu etwas Anderem da, als Specialgeschichte zu schreiben, sie zertritt unter den Kategorien die Uebergänge, die Blumen aller eigensinnigen Freiheit, Augenblicksthaten der poetischen Gottheit selbst, denn sie kennt als Systematik nur den gemachten und den gewordenen Gott, nicht aber den werdenden.

Wir haben zum Oefteren großen Wechsel in Gedanken oder in Poesie an bestimmte Gegenden, ja an Städte gebunden sehen können. Das Mittelalter ist herrschend am Rheine und im südlichen Deutschland. Der Uebergang in saftigeres, sinnlicheres Leben und in das Lied, was solchem Leben entspricht, bildet sich in Oesterreich; der Meistergesang steigt aus dem Süden in die mitteldeutschen Städte, und je näher das Jahrhundert zu uns kommt, desto tiefer steigt er nach der nordischen Abdachung herab, ja bis nach dem äußersten Danzig, als ob er da in die Vergessenheit der Ostsee münden wollte. Reformation und Kirchenlied webt in Norddeutschland. Als Wittenberg nachläßt, entsteht Jena und übernimmt die traurige Aufgabe, den Dogmenfanatismus der Partikularität auszulärmen. In Leipzig und Halle bildet sich die neue Aufklärung vor, die später in Berlin ihren Sitz nimmt, Göttingen versammelt vorzugsweise historisches Studium in sich. Leipzig erlangt noch einmal Bedeutung durch Ernesti, den dort aufwachsenden Lessing und die überzahlreichen Dilettanten neuer Dichtung, welche alle in Leipziger Dachstuben beginnen, die Weiße, Gellert, und all die sangbedrängte Schaar von kleinen Dichtungsvögeln, unter denen auch Klopstock die größeren Schwingen hebt. Göttingen sieht in sich den Hainbund entstehen. Alles, was durch Zusammentreten wichtig wird, erhebt sich in Norddeutschland. Jetzt sendet auch unser Süden, der in schöpferischem Marke so kompakt und überwältigend ist, seine Geister und Talente ersten Ranges, und der kleine Fleck in Thüringen von Weimar bis in das tiefe Thal von Jena umschließt jetzt alle geistige

Größe des Vaterlandes; Jena ward die Residenz der Romantik. Es sendete aus oder zog an sich die kleinen Nebenhöfe zu Halle, Heidelberg und Berlin. In den melancholisch trockenen Thalkesseln an der Saale, wo die Natur aufwärts möchte und so wenig bekleidende und vollendende Schönheitsmacht dafür zu entwickeln weiß, dort war das Hauptheerlager der Romantiker. Hier fanden sich die Schlegel, Tieck, Novalis aus dem Norden, Schelling, Brentano aus dem Süden her zusammen; hier gestaltete sich der Uebergang über den Jordan, während die Klassik sich besonnener in dem ebeneren sanfteren Weimar sonnte, Schiller schweigend und ernsthaft der aufsteigenden Räthselwelt zusah, Herder unmuthig, Wieland voll hüpfenden Zornes drein blickte, Goethe aber lächelnd. Ihm opferte die Schule, und ihm waren wesentliche Theile verwandt, das Seelenleben der Natur und des Details, der klingende, verklingende Vers, welcher nicht logisch folgert und schließet. Von Halle sang Arnim herüber und Steffens sprach von dort her seinen Bemerkungenstrom, der nie versiegt. In Heidelberg saßen später Görres und Brentano, sahen in die schönen Berge und in die blau duftende Ebene, Arnim kam auch dahin und blies mit Brentano in des Knaben Wunderhorn. Nach dem Kriege wird Heidelberg das Archiv der altdeutschen Poesie, da die weggeführten Bibliotheksschätze sich dort wieder zusammenfinden.

Und was saß nicht auch von anderer Richtung in dem kleinen Jena neben einander, jedes Haus ein Literaturblatt! Hegel ward hier Privatdocent, v. Woltmann las Geschichte, die beiden Humbold' fanden sich ein, Niethammer, Ilgen lehrten da. Wie viel mehr Anregung war vorhanden, als zum Beispiele für den einsamen Lessing, der unter dem Gezwitscher in Leipzig, ja selbst neben Nicolai und Mendelssohn in Berlin, in Breslau ganz und gar, in Hamburg und Wolfenbüttel nicht minder allein stand für und für, während hier die Schule aus einer allgemeinen Anregung aufging. Welch großer Vortheil liegt darin, wenn Ton angebende Autoren nicht ganz und gar gemeinschaftlichem Eindrucke entnommen sind, wenn sich rasche Auffassung sogleich über den rohen Anfang hinaus besprechen läßt, wenn jeder persönlichen Grille bei Empfängniß eines Momentes durch das Gespräch der schriftliche Ausdruck abgeschnitten wird, und die Persönlichkeit sich doch nicht verliert, sondern um

so klarer sich herausstellt, weil ihr die Unterscheidung von dem nahen Umgange so nöthig dünkt!

So ist es bemerkenswerth, daß die Extreme der Romantik nicht in Jena ausgebildet wurden. Wie jugendlich keck auch die ersten Prinzipien von hier ausgingen, Alles war hier mit Laub und Farbe geschmückt, die Ahnung zeigte sich kühn, aber das Wesen war geschmeidig. Starr wurde es erst, als die Gesellschaft auseinander gestoben war; Friedrich Schlegel auch ward erst später katholisch.

Die Gebrüder Schlegel.

Sie sind Söhne jenes Johann Adolf Schlegel, den wir zwischen den Cramer und Ebert bei den bremischen Beiträgen gesehen haben, und der später als Prediger in Hannover lebte. Dort sind auch diese Brüder Schlegel geboren.

August Wilhelm, der ältere, 1767.

Interesse an Sprachen und an geschichtlicher Zusammenfassung zeigt sich früh. Achtzehn Jahre alt hat er auf dem Hannöverschen Gymnasium eine Rede in Hexametern gehalten, worin ein Abriß der deutschen Dichtkunst gegeben wurde. Er hat sodann in Göttingen studirt und ist dort mit Bürger vertraut gewesen; eine Charakteristik dieses Dichters, welche er 1801 in den „Charakteristiken und Kritiken" herausgab, überraschte auch durch ungewöhnliche Auffassung Bürgers. Uebrigens widmete er sich in Göttingen unter Heyne mit großem Fleiße dem philologischen Studium, und legte den Grund zu jener umfassenden Gelehrsamkeit, zu jener außerordentlichen Belesenheit in allen Literaturen, die seinem späteren Auftreten so viel Gewicht und Umsicht gab. Von Göttingen kam er als Hofmeister nach Amsterdam und verlebte dort drei Jahre. Nach kurzer Rückkehr in's Vaterhaus ging er nach Jena, schloß sich an Schillers „Horen" und dessen Musenalmanach und die von Goethe so lebhaft beförderte Allgemeine Literatur-Zeitung. Metrik, Kritik, philologische Ausbeute, und ein zierliches, wenn auch dürftiges Talent für formelle Poesie

machten aufmerksam auf ihn. Sein gewandter, im Urtheile scharf zusammengreifender Geist wußte diese Aufmerksamkeit zu fesseln, zu heben, und den Mangel schöpferischer Kraft zu bedecken. Wenn auch nicht zum Feldherrn selbst, für den Generalstab erwies er sich sogleich höchst tauglich. Schon dort in Jena, 1797, begann er seine Uebersetzung des Shakespeare; er ward Rath und Professor, las über Aesthetik und ästhetische Gegenstände, und begann in Verbindung mit seinem Bruder von 98 bis 1800 das berühmte und berüchtigte „Athenäum." Hierin lagen die Manifeste, daß man sich zu einer neuen Schule sammeln, und dafür das neue philosophische und antiquarische Material verwenden wolle. Der Vorsatz war neben einer bereits anerkannten Klassik der Goethe, Schiller, Herder und Wieland kein geringer, zumal der niederreißende Vorwurf die letzteren mit treffen mußte, zumal dem Schlegel damals nur ein geringer Rückhalt schöpferischen Talentes geboten war in Novalis und dem unstäten Brentano. Tieck war noch sehr jung, man hatte ihn gelobt und angezogen, das Gedeihen lag aber doch noch sehr in Frage. So bleibt es ein kühner Muth, mit welchem die Schlegel 98 schonungslos über ganze Partieen der bestehenden Literatur herfuhren, und die Feindschaft des größten Theiles über sich herauf beschworen. Man kann sich heut zu Tage die Entrüstung nicht groß genug denken, welche über diese Brüder in allgemeinem Schrei zusammenschlug, da kein würdig Haupt, nicht Herder noch sonst einer, vor der neuen Principien-Belehrung, ja vor dem Uebermuthe dieser jungen Leute sicher blieb. Die Schüler einer jungen Schule sind stets die Karrikatur derselben, und von ihnen ging manche Uebertreibung des Uebermuthes aus. Eigentlich sind aber die meisten der wilden Schüler zu ganz erwachsenen Romantikern aufgeschossen, und wenn die romantische Schule von dem Lärmen und allenfallsigen Skandale ihrer Jugend- und Blüthezeit gar viel auf übertreibende Nachbeter schieben und lasten will, so ist dies nicht ganz in der Ordnung. Friedrich Schlegel, Tieck, Brentano, zeigten sich alle geneigt zur Außergewöhnlichkeit, und im bürgerlichen Leben ging es mit gegenseitigem Frauenwechsel und poetischem Liberalismus so weit als irgend thunlich, oder vielmehr so weit, als im Herkömmlichen nicht thunlich. August Wilhelm blieb darin auch nicht zurück.

Stehende Feinde, man könnte sagen, die Masken der romantischen Feinde, waren der alte Nicolai mit seinem Schatten und seiner ganzen Aufklärungsnüchternheit, Kotzebue, das Iffland'sche Bürgerspiel und Alles, was an's Bürgerliche und die bloße Rührung grenzte. Der lebhafte Kotzebue gab am Meisten zu schaffen, er hatte die Masse des hausbackenen Publikums auf seiner Seite, er war niemals blöde, hatte Witz und unerschöpfliche Rüstigkeit, womit er seine praktische Art des literarischen Amüsements unterstützte. So schrieb er den „hyperboreischen Esel," und Schlegel antwortete mit der „Ehrenpforte für den Theater-Präsidenten v. Kotzebue." Als das Athenäum einging, schloß sich Schlegel an die mit dem neuen Jahrhunderte von Spazier gegründete „Zeitung für die elegante Welt," und Kotzebue mit seinen cynischen Freunde Merkel erschufen sich das Jahr darauf in Berlin „den Freimüthigen," die Polemik ward von Seiten der Freimüthigen immer zelotischer und niedriger und Schlegel gab sie auf.

Unterdessen waren seine Gedichte erschienen und die schon erwähnten „Charakteristiken"; er hatte sich mit Tieck zur Herausgabe eines Musenalmanaches vereinigt, und sich 1802 selbst nach Berlin gewendet, wo er die den Schlegel eigenthümliche Art der Vorlesungen vor einem gebildeten Publikum begann. Darin zeigt sich eine merkwürdige Familienähnlichkeit der beiden Brüder, wie sehr sich auch besonders später das Verschiedenartige des Naturells herausbildet. Herders „Ideen" gebührt das Recht des Vorganges; sonst ist es ganz Schlegel'sche Art und durch sie eine allgemeine literarische Art bei uns geworden: Geschichtsentwickelung in massenhaften Tableaus zu geben, und die leitende Idee der Masse voranzustellen. Französische Muster konnten eine Anregung zu der freien, modernen Form gewesen sein, nicht zum Wesen. Aber diese Form fiel auch ganz mit der Schlegel'schen Bildung zusammen, die, geräüstet mit aller Fachwissenschaft, sich aus dem Fache herausdrängte. Es ist — wie schon erwähnt — besonders den Schlegel zu verdanken, daß unsere schönwissenschaftliche Kultur ein so freier Ausdruck aller sonst verschiedenartigen Wissenschaftlichkeit wurde, und deshalb ist bei Würdigung der Schlegel auch aller Nachdruck auf diese belletristische Geschichtsweise zu legen, denn darin beruht der Kern ihrer literarischen Wirksamkeit. Die formell sauberen Sonette, welche die Freunde

August Wilhelms so gern preisen, damit doch auch Gedichte des Mannes gepriesen würden, der so strenge Forderungen an Gedichte macht, sie sind nur ein Blumensträußchen, was auch der unpoetische Franzose gern vor sich herträgt, und worin nur ein Strichlein, aber keineswegs das Wesentliche des Charakters zu suchen ist. In diese Auffassung schließt sich eine dem Antiken nachgebildete Tragödie „Jon", welche er 1803 in Berlin schrieb, und die zu Weimar aufgeführt wurde, ohne dort größere Anerkennung als die einer Studie zu finden.

Das übrige Leben dieses Mannes darf als Material und Schule zu den dramaturgischen Vorlesungen angesehen werden, die er im Frühjahre 1808 zu Wien hielt, und in welchen die Seele seiner Wirksamkeit auf unsere Nation zu suchen ist. Was er in fremder Literatur geforscht, übersetzt, was er auf Reisen gesehen und im ausgebreitetsten Umgange erfahren, was sich aus Theorie und Liebhaberei der neuen Schule in ihm festgebildet hatte, — Alles begegnet sich in diesen Vorlesungen, und sucht sich in ein Resultat des Geschmacks-Urtheils zu festigen. Friedrichs Natur ringt tiefer und energischer nach allgemeinem Weltgesetze für den Menschen; August Wilhelms ist beweglicher, feiner, praktischer. Bei ihm erhebt sich die Geschmacksfrage über Alles. Hat er wirklich in reiferem Alter so viel von dem Reize seiner Lebhaftigkeit verloren, ist sein rasches, frisches Wesen, was noch durch jene Vorlesungen weht, wirklich in Ziererei geartet, wie man ihm vorwirft, dann darf auch das letzte Bedenken schwinden, daß man in diesen Vorlesungen seine Hauptthat erkennen will. Dies Bedenken liegt in den dreißig Jahren, welche er seit jenem Wiener Frühlinge noch erlebt hat. Er lebt heute noch, er ist seit jener Zeit außerordentlich thätig gewesen, der Einwand wäre natürlich: ist er denn nicht weit fortgeschritten, hat er nicht sein eigenes Buch, was schon 1811 im Druck geschlossen war, überholt? — Wenigstens hat er nichts mehr gegeben, was einer solchen Gesammtfassung an die Seite zu stellen wäre, er hat sich fast ausschließend in das Studium Indiens zurückgezogen.

Nachdem er 1802 in Berlin den ersten Versuch solcher Vorlesungen gemacht, beginnt er die Herausgabe des spanischen Theaters, was durch den katholischen Dichter Calderon der

romantischen Schule so höchst werthvoll wurde. Dies schwierige Werk, da er sich an Silbenmaß, Reim und Assonanz der Spanier mit strenger Treue hielt, vollendete seinen Ruf als eines geschmackvollsten Uebersetzers, auf welchen er sich durch Shakespeare schon so großes Recht erworben hatte. Das Jahr darauf 1804 fuhr er in solcher Arbeit fort und brachte „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie." 1805 führte ihn die Bekanntschaft mit Frau v. Staël aus den dürftigen Verhältnissen eines privatisirenden deutschen Schriftstellers in die größere Welt und zu den Reisen, durch welche ihm so viel neue Kenntniß fremder Literaturzustände eröffnet wurde. Bald in der Schweiz und Italien, bald in Wien und in Schweden, bald in Frankreich war er mit ihr, erregt und bewegt durch das damals so stürmische Europa und durch die rastlos producirende Frau. Seine Elegie „Rom" ist die Feier dieser Freundin. Außer Recensionen, worunter auch eine französisch geschriebene Broschüre, eine Vergleichung der Racine'schen und der Euripideischen Phädra, ist diese Zeit bis zum Jahre 1808 Vorbereitung zu jener dramatischen Uebersicht, welche er in Wien vortrug.

Diese Uebersicht, welche die nächsten Jahre darauf in 3 Bänden gedruckt wurde, führt den Titel: „Ueber dramatische Kunst und Literatur," und schildert das griechische, römische, italienische, französische, englische, spanische und deutsche Theater, und zwar das griechische, französische und englische mit besonderer Ausführlichkeit. Es wird dabei die specielste Rücksicht genommen auf die ästhetische Frage im Allgemeinen und bis in's unscheinbarste Detail, und auf die praktisch theatralische Frage nicht minder. Dies ist in so guter Oekonomie geführt, daß nur selten das Detail überherrschend wird, und der gebildete Leser einen Ueberblick und das Material zu einer Vergleichung gewinnt, wie nirgends in einem ähnlichen Buche. Es bietet also auch unmittelbare Gelegenheit, einige Haupttheoreme der romantischen Schule in Rede zu bringen, wie sie sich in diesem Führer spiegeln, der mit der griechischen und mit der modern praktischen Welt noch vorherrschend zusammenhängt, da die eine oder die andere bei den andern Führern mehr zurücktritt. Geschrieben sind diese Vorlesungen lebendig und großentheils in vortrefflichem Stile. Nicht gar zu häufig stört Nachlässigkeit in Häufung derjenigen Satztheile,

die von einander abhängen und die sich bei größerer Sorgfalt zu klarerer Selbstständigkeit abgezweigt hätten. Es soll damit nicht die Feuilleton-Nüchternheit gewünscht werden, die in gleichem Takte ganzer Noten ohne Rhythmus klappert, sondern nur eine sorgfältigere letzte Redaktion. Der ältere Schlegel zeigt durchweg durch die leichte, oft graziose Fassung der Theile in einer größeren Gedankenausführung, daß er künstlerisch aus dem schwülstigen Ineinander befreit ist, was Friedrich Schlegel mühsam zu großen Schichten ordnet, ohne dadurch mehr als Richtigkeit der Satzentwickelung zu gewinnen.

Eben so beruhen aber auch alle Vorzüge dieses Buches in einer geschmackvollen Gruppirung des großen literarischen Materials, und über Winke des Geschmacks geht eigentlich die Kraft nirgends hinaus. August Wilhelm ist der nüchternste Kopf der ganzen Schule, aber zu einer prinzipienmäßig ausgebildeten und verglichenen Aesthetik ist auch er nicht in die triviale Ordnung des Gesetzes herabgestiegen. Das Buch strotzt von geistreichen Widersprüchen in sich, und es schwebt mit ächt romantischer Unbestimmtheit um die Nothwendigkeit kategorischer Bestimmungen. Und wo er sich zu einiger Schärfe zuspitzen will, da ist es stets der Ultraidealismus in der Poesie, wie das Fichte'sche Ich einen solchen in der Philosophie bildet. Dies Verfahren läßt alle materielle und historische Welt tief unter sich im Qualm der getrübten Aeußerlichkeit, und die Widersprüche bleiben deshalb nicht aus, weil nicht Alles erfaßt wird, und doch Alles seine Folgen entwickelt. Die Folge irgend eines äußerlichen Wesens zeigt sich nun Jahrhunderte später in einer geistigen Art. Als solche muß sie auch der Idealist beachten, und da er die Entstehung ignorirt, so bildet sich der Widerspruch lächelnd unter des Historikers eigenen Händen. Der ältere Schlegel ist nun in einem besonderen Falle: die Phantasie beunruhigt ihn wenig, also auch nicht mit Täuschungen, er ist ein praktischer Weltmann; aber der romantische Katechismus gilt ihm für höheren Anhalt, wie dem aufgeklärten Katholiken die Grundform der kirchlichen Ceremonie und Dogmatik gilt. Nach diesem Katechismus entscheidet er sich bei schwierigen Fällen, und läßt sich übrigens oft genug gehen. So entstand dies Buch, wo singender Hang zum Mittelalter, zum wundergläubigsten Christenthume, wo das leidenschaftliche, aus-

schließende Herz des Romantismus fehlt, und sich das rein romantische Prinzip nur in Abschattungen sichtbar zeigt. Sogar Calderon wird dem Shakespeare geopfert; um des Prinzips willen wird Calderons Ruhme auf einigen Seiten genügt, Shakespeare aber reißt einen halben Band an sich. August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck sind die eigentlichen Janusköpfe unter den Romantikern. Auch Tieck hat, ach, so viel Neigung zu der stets verspotteten aufgeklärten Welt, zu der gesund praktischen Existenz, aber sein Talent ist frühzeitig in's romantische Geschäft, wie der Kaufmann sagt, hineingezogen worden; so zog er denn auch alles erreichbare Kapital in's Geschäft hinein, er suchte sich's zur andern Natur zu machen, und nur für's gesprochene Leben, und für eigends dazu erfundene Käuze in der Schrift verbraucht er den verständigen Tieck. Die Käuze werden stets zur Thür hinausgeworfen, und so ist dem Prinzipe und dem natürlichen Drange zugleich genügt. Deshalb ist auch in die Tieck'schen Novellen das herumtastende Gespräch eingeschlichen, was durch die Breite der Unsicherheit manchen Verehrer zum Aeußersten peinigt. Nicht nur aus der lobenswerthen Absicht entspinnt es sich, den geistigen Bereich des vorliegenden Themas nach allen Seiten zu erschöpfen, und ohne Vorurtheil ein Gemälde aller einschlagenden Gesinnung zu entwerfen. O nein! das Beliebigste macht sich oft darunter breit. Der ächteste Grund liegt in den vagen Grenzen der Romantik, in der Unsicherheit der Prinzipien, die natürlich da noch weiter schlottern, wo auch das Naturell nicht ganz zustimmt, wie bei Tieck und dem älteren Schlegel. Entweder sie sind bei dem alle Realität vernichtenden Ich Fichte's stehen geblieben, und damit fällt Kunst und Geschichte, oder bei der Solger'schen Negation, welche Tieck so nahe liegt, und damit fällt alles kräftige Gedeihen der Produktion, oder sie haben Schellings Idee des Absoluten zugeschworen. Dies Letztere ist eigentlich von Keinem der schaffenden Romantiker zu sagen, es betrifft nur theilweise Steffens und die naturphilosophische Begleitung der Romantiker, die in künstlerischer That nichts Wichtiges hervorgebracht. Wäre nun aber solch ein Anschluß ausgebildet da, ein Anschluß an dies oder jenes Philosophem, so müßte unser Urtheil behutsamer sein, denn es beträfe auch das Philosophem. In Wahrheit hat sich die Romantik nur aphoristisch dargestellt, und wo sie, wie im

jüngeren Schlegel, sich konsequent ausführen wollte, da ist sie römischer Katholicismus, rücksichtsloser Autoritätsglaube geworden.

Dies Aphoristische ist der Uebelstand von Schlegels dramatischer Geschichte und von aller Geschichte der romantischen Schule bis auf die geschichtliche Position ihrer selbst. Am Verhältnisse zu Goethe zeigt sich dies deutlich. Warum soll man zur Ehre der Romantiker nicht annehmen, daß sie ihn nicht bloß als anerkannt großen Dichter zum Schiboleth erwählt hätten, daß sie ihn nicht bloß vorgeschoben? Sie sahen in ihm einen Dichter, der sich mit entschlossener Beziehung auf Natur und Wirklichkeit begründet hatte. Sie wollten auch zur Natur. Was ergab sich aber bei näherer Betrachtung? A. W. Schlegels Darstellung der dramatischen Geschichte ist so gerathen, daß am Ende gar kein folgerichtiges Lob für Goethe übrig bleibt, wenn nicht ein paar Schäferspiele, wie Jery und Bätely, der Freundschaft halber aufgenommen sein sollten. Es bleiben nur einige hohle Phrasen für den auch von der romantischen Schule über Alles gepriesenen Meister. Schon an diesem Beispiele zeigt sich die Schwankhaftigkeit und Unsicherheit des Prinzips. Das Haften in natürlicher Bedingung, das unangenehme Wahre, was Schlegel durch sein ganzes Buch nicht viel höher als das Prosaische gestellt hat, der Mangel des unklar Möglichen und Phantastischen, wie lästig zeigt sich das Alles bei Goethe! Iphigenie sogar kann achselzuckend nur ein Widerschein der antiken Tragödie genannt werden. Nur? Was wäre eine wirklich antike Tragödie für uns? Ein Schulexercitium, wie Schlegels eigener Jon. Der richtige Widerschein für uns ist die That des Genies, die Seele gibt es uns, nicht die Maske, wie bei den Franzosen, und nicht den ausgetrockneten Kern neben der Schale, wie es der Philologe thut.

So verschrieb sich Schlegel unvorhergesehenen Konsequenzen durch sein Buch hindurch, daß er am Ende desselben über den sonst gefeierten Herrn nichts Günstigeres sagen konnte. Diese romantische Unsicherheit möge noch in einigen Hauptzügen des Buches dargelegt werden, da dieser Beweis der Prinzipienschwankung für die ganze romantische Schule gilt. Was der Besonnenste und Praktischste unter ihnen nicht vermeiden konnte, wie hätten es die überschwänglichen Mitromantiker vermieden!

A. W. Schlegel hatte, wie schon erwähnt, eine entschiedene

Vorliebe für die klaſſiſche Art der Griechen; Aeſchylus und Sophocles ſind ihm unübertrefflich. Er hält ſich alſo auf einem unbefangenen Standpunkte, der die vollendete Form unter gegebener Bedingung ſchätzt, ohne weitere Rückſicht auf den Inhalt; denn der Inhalt mußte doch einem chriſtlichen Romantiker bei den Griechen noch das Höchſte zu wünſchen übrig laſſen. Darin iſt er für ſich, aber freilich nicht für die chriſtliche Romantik konſequent, daß er mit Erbitterung und ärgſtem Tadel über Euripides hergeht, in welchem das griechiſche Götterweſen ſeinen Untergang feiert. Es bleibt eine höchſt wunderliche Erſcheinung, den chriſtlichen Romantiker darüber tief entrüſtet zu ſehen, daß der Olymp ſeine Geltung verliert, daß dieſe Wandelung in Euripides künſtleriſch dargeſtellt und von den Griechen beifällig aufgenommen iſt. A. W. Schlegel macht den Euripides dafür verantwortlich, daß die Götter nicht mehr geglaubt werden, und daß er, um die Intereſſen ſeiner Zeit künſtleriſch auszudrücken, in den Bereich menſchlicher Verhältniſſe eingehen muß. Abgeſehen von allem Uebrigen, was hier zu erinnern wäre, die inhaltsloſe Form iſt alſo die Hauptſache, welche Schlegel verlangt, und das nothwendig wechſelnde Verhältniß derſelben zu dem wechſelnden Inhalte des Lebens, die Wahrheit, iſt ihm prinzipienmäßig nichts. Dieſer Grundſatz, den er kaum zugeſtehen würde, der aber durch das Buch herrſcht, iſt denn beſonders dem Luſtſpiele gegenüber geradezu tödtlich. Das Luſtſpiel iſt ihm durchaus entweder die baare Proſa, oder es muß ſich wie die alte griechiſche Komödie im Phantaſtiſchen halten, muß die phantaſtiſche Kehrſeite der Tragödie, Traveſtie in hohem Stile ſein. So aufſliegend das ausſieht, wie arm iſt es, das ganze thatſächliche Leben in ſeiner Heiterkeit und Bewegung durchaus verwerfen, es nur für Schale ausgeben zu müſſen! Das Wort wahrſcheinlich iſt ihm ein Gräuel. Wohl wird viel Plattheit heraus geholt, und doch ſchließt es in ſeine Urſprünglichkeit alle Kunſt ein: die Kunſt iſt der wahre Schein, der ſchöne Schein des Wahren. Er fürchtet mit Recht die bloße Kopie; die bloße Kopie iſt aber nicht der Schein des Wahren, es iſt die nachgemachte, gedankenlos nachgemachte Wirklichkeit. Nicht Alles, was zum Wirklichen gehört, iſt für den Schein des Wahren zu nehmen, der wahre Schein iſt ſchon eine Schöpfung der Kunſt, denn er hat das

Unnütze und Falsche bereits ausgeschieden. In Wahrheit ginge bei dieser phantastisch-luftigen Verfangniß, die auf dem ultraidealen Ich Fichte's ruhen mag, alle plastische Kunst, und was damit zusammenhängt, verloren, auch Goethe wäre eine entschiedene Fehlgeburt, und da doch Schlegel sonst sehr entfernt von solcher Konsequenz ist, so gehört diese schwächste Seite des Buchs, die Betrachtung des Lustspiels, ebenfalls in die Prinzipien-Unklarheit der Romanik.

Dagegen ist er dem Aristoteles gegenüber meisterhaft. Wie unerträglich erscheint daneben im Ungeschmack des bloß pragmatischen Wissens heutigen Tages Gervinus, welcher Schiller und Goethe Glück wünscht, daß sie sich an den alten Aesthetiker gewagt, ja selbst vor ihm bestanden hätten. Wehe unserer ewigen Kunst, wenn sie sich stets das Schulzeugniß von dem alten Philosophen holen muß, der nichts als ein paar äußerliche Grenzen in der Aesthetik schematisirt, der nur einige Striche für praktische Kennzeichen und sich übrigens im Aesthetischen so beschränkt gibt. Auf dessen Rhetorik eingehend, macht Schlegel seinen Geschmack schonungslos beredsam, wohl fühlend, daß für eine Welt ganz anderer Bedingung nach innen und außen einige Aristotelische Formeln nicht genügen können.

Dies gab ihm denn auch den besten Zugang für das französische Drama, was den Stolz in die Aristotelische Berufung setzte, und dessen innere Leere dann am Schlagendsten nachzuweisen war, wenn die Schwäche der Berufung nachgewiesen wurde. Hier hat er den Kampf aufgenommen, welchen Lessing in Hamburg gegen die französische Ueberschätzung begonnen hatte. Es scheint dieser Kriegsdienst in fremdem Lande ein für unsere Literatur halbfremder zu sein, aber er scheint es nur. War nicht unsere ganze Geschmackswelt der höheren Stände eine französische? Ist nicht jetzt noch eine modische Vorliebe dafür stets regsam? Wirkt dies nicht tausendfach auf Publikum, auf Theilnahme und dadurch gegenseits auf den Weg der hervorbringenden Schriftsteller? Schlegel hat das große Verdienst, den falschen Schimmer des französischen Theaters bei uns gründlich zerstreut zu haben. Er sei darin zu weit gegangen, sagen Manche, er hat den süßen Reiz des spielerischen Kontrastes, besonders Racine's übersehen. Der Krieg gegen eine Allgemeinheit läßt sich nicht

bis auf kleine Schritte genau bestimmen, Rettung im Einzelnen ist leicht, wenn über das Ganze die Meinung begründet ist. Auch ist Schlegel wirklich nicht so rücksichtslos verfahren, Racine namentlich bleibt ihm trotz der getadelten allgemeinen Manier sehr lieb und werth, ja eigentlich sein Liebling, dem er das reichste Talent und großen Zauber willig einräumt. Richtiger ist der Schuß, welchen man ihm gegenüber Molière angedeihen läßt, der bei Schlegel zu tief herabgesetzt scheint. Und hier begegnet der Vorwurf jenem schon gerügten, daß die Schlegel'sche Ansicht vom Lustspiele so flatternd und ungenügend sei.

Die sogenannten drei Einheiten des Aristoteles und alle daraus fließende Konsequenz zeigt er den Franzosen in aller Richtigkeit, nachweisend, daß sich selbst im Aristoteles wesentlich nur die Einheit der Handlung gefordert finde. Auch Hegel kommt — wie erwähnt — in seiner Geschichte der Philosophie auf diesen Punkt zu sprechen, und bestätigt diese Ansicht Schlegels nachdrucksvoll, so daß wir jetzt den merkwürdigen Eindruck haben, wie ein gebildetes Volk sich eine verarmende Beschränkung aufgelegt habe, die nicht einmal in der gefürchteten Autoritätsperson ausgedrückt sei.

Es hat auch gewiß seine Vortheile, daß er auf Diderots vorherrschend bürgerliche und durch unpoetische Mittel rührende Art streng aufmerksam macht, daß er auch dabei Lessings nicht schont, welcher sich dieser Art so rücksichtslos hingegeben. So unbequem Lessing für die Sympathieen der beiden Schlegel erscheint, sie haben mit großer Vorsicht, mit scharfem Blicke sehr Treffendes über ihn gesagt, sie haben auf die bis dahin wenig beachtete und heute noch oft übersehene innere philosophische Welt Lessings dichtend hingewiesen, und dadurch ein Bild vervollkommnet, was leicht von der Verstandesdürre gemißbraucht werden kann. Einem Schlegel stand es darum auch zu, auf eine übertriebene Neigung Lessings hinzuweisen. Diese ist freilich so eng mit Lessing verwachsen, und die Fassung der Wirklichkeit, welche sich bei ihm in Prosadarstellung und in Vorliebe für das bürgerliche Moment zeigt, ist bei Schlegel so wenig verarbeitet, daß der rein ästhetische Gewinn nicht über die bloße Andeutung hinausreicht. Eben so ist es mit der praktisch theatralischen Erledigung Shakespeares, eben so mit dem ästhetischen Theorem, was

sich an diesen großen Dichter knüpft. Ihm gegenüber bleibt Schlegel in steter Verzückung. Diese ist nach dem Allgemeinsten und nach dem Einzelnsten hin geistreich genug motivirt, aber der organische Nachweis gebricht, weil das klare Prinzip und hier die Unbefangenheit gebricht. Die Unbefangenheit fehlt dergestalt, daß sich die Charakteristik dieses Dichters in lauter Licht auflöst, und die Grenzen aufhören. Eine zusammenhängende und folgernde Kritik bedarf ihrer aber doch, da sie kein Hymnus ist und gesetzliche Bestimmungen in sich tragen will. Was bei Griechen und Franzosen Fehler war, wörtlich eben so, genau in solchen Verhältnissen Fehler war, das ist bei Shakespeare fraglos vortrefflich. Von „wie es Euch gefällt" wird bemerkt, daß es keinen Inhalt, daß es eine willkührliche Auflösung habe, daß Sprechen die Hauptsache sei. Nichts desto weniger wird das Schlegel'sche Entzücken nicht gestört, Shakespeare hat seine Allmacht gezeigt, auch ein Stück ohne Plan meisterhaft zu schreiben. Wehe Dir, Euripides, wenn das Stück Dein wäre! Die Schönheit der Sprache und alle Vorzüge, die neben Inhalt, Auflösung und Plan bestehen können, wie geringschätzig wurden sie Dir vorgeworfen! Die Schlegel'sche That, uns Shakespeare so gut gegeben, so wirksam empfohlen zu haben, soll bestehen, wenn nichts Weiteres mehr von Schlegel bestünde, aber in einer historischen Kritik war mehr zu heischen, und es ist dies eine Hauptblöße der Romantik, daß sie mit gesundem Sinne den Shakespeare erkannte und in theoretischer Aufgabe ihn so ungenügend mit uns zu vermitteln wußte. Bei dem Goethe'schen Aufsatze „Shakespeare und kein Ende" ist dies Thema weiter auszuführen. Hier genüge der Refrain: Unschätzbar poetischer Sinn lebte und webte in der romantischen Schule und wirkte wie ein Frühling auf unsere literarische Welt; aber die Begründung und Vermittelung desselben in unserem Leben war durchaus mangelhaft, selbst in dem kritisch starken A. W. Schlegel mangelhaft. Er auch bornirt sich in Liebhaberei dergestalt, daß er unsere Costümrichtigkeit allenfalls zum Verfall rechnen möchte, daß er den Spaniern Glück wünscht, das achtzehnte Jahrhundert ganz verschlafen zu haben. So unzulänglich ist die Vermittelung mit dem Fortschritt des Details, so erschreckend arm ist eine Geschichtsansicht, welche um einzelner Mißfälligkeit halber ein ganz Jahrhundert für unbrauchbar dem

Weltbewußtsein erachtet, und obenein ein Jahrhundert, was so kolossal regsam gewesen, was auch in der Verneinung die Wurzel dieser neuen Romantik selbst, die Mutter dieses Schlegel selbst gewesen ist. Wenn Tieck unser gut eingerichtetes und maschinirtes Theater zum Verfall unseres Theaters rechnet, ja diesen Verfall gehemmt glaubt, sobald wir wieder zum unvollständigen Scenarium der Engländer Shakespeare'scher Zeit rückkehrten, so ist dies eine romantische Grille des Dichters, welcher man lächelnd vorübergeht. Wenn aber der umsichtige Historiker Schlegel nicht übel Lust bezeigt, darin eine Hilfe zu suchen, daß wir alles Fremde und Entlegene phrygisch kleiden, wie es die Griechen gethan, so enthüllt sich uns in dieser scheinbaren Kleinigkeit ein Abgrund von Spielerei und mangelhaftem Geschichts-Prinzipe. Mißtrauisch und spöttisch verhalten wir uns dann zu der immer und immer verlangten kindlichen Einfalt, die im Gedichte so wohl stehen kann, und fürchten ernstlich auch die Wissenschaft der Kinder hinter dem Sinn derselben. Dergleichen hat der romantischen Schule einen so übertreibenden Tadel zu Wege gebracht, auch da sie die rückwärts leitende Tendenz zum katholischen Mittelalter noch nicht so thatsächlich zu Tage gelegt hatte.

Bei Gelegenheit Shakespeare's findet sich nun zwar eine Schilderung des Romantischen, die schön geschrieben ist, aber es fehlt theils die organische Rückbeziehung derselben von Shakespeare zu uns, theils ist sie ein schönster Ausdruck der verschwimmenden Unbestimmtheit romantischer Definition. Auch weil darin der Romantiker sich selbst gibt, und damit er sicher sei, durch die zweite Hand nicht verstellt geboten zu sein, stehe diese Schilderung hier.

„Die antike Kunst und Poesie geht auf strenge Sonderung des Ungleichartigen, die romantische gefällt sich in unauflöslichen Mischungen; alle Entgegengesetzten: Natur und Kunst, Poesie und Prosa, Ernst und Scherz, Erinnerung und Ahndung, Geistigkeit und Sinnlichkeit, das Irdische und Göttliche, Leben und Tod, verschmelzt sie auf das innigste mit einander. Wie die ältesten Gesetzgeber ihre ordnenden Lehren und Vorschriften in abgemessenen Weisen ertheilten, wie dies schon vom Orpheus, dem ersten Besänftiger des noch wilden Menschengeschlechtes, fabelhaft gerühmt wird: so ist die gesammte alte Poesie und Kunst

gleichsam ein rhythmischer Nomos, eine harmonische Verkündigung der auf immer festgestellten Gesetzgebung einer schön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in sich abspiegelnden Welt. Die romantische hingegen ist der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schooße sich verbirgt: der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe schwebt hier von neuem über den Wassern. Jene ist einfacher, klarer, und der Natur in der selbstständigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; diese, ungeachtet ihres fragmentarischen Ansehens, ist dem Geheimniß des Weltalls näher. Denn der Begriff kann nur jedes für sich umschreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für sich ist; das Gefühl wird alles in allem zugleich gewahr." —

Nun verweist er allerdings auf die erste, einleitende Vorlesung zurück, aber auch da findet sich fast nur ein historisches Gegenüber zwischen Klassisch und Romantisch, wodurch er jenem das Plastische, diesem das Pittoreske zuspricht. Er geht dort, dicht vor den Griechen stehend, deutlicher ein in die Unterschiede, als hier mitten auf seiner geliebtesten romantischen Woge, aber zu einem theoretisch erschöpfenden, philosophischen Grundsatze gelangt er auch dort nicht. „Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einstimmung und Gegensatz." Dies ist der Kern seiner dortigen Worte. Sie mögen für die erste allgemeine Feststellung ausreichen; beim Romantischen selbst aber erwartet man ein schärferes Eingehen in den weltgeschichtlichen Grundsatz, wie er in der literarischen Seele sich entwickelt, und sich herabstreckt zu uns.

Nach diesen Ausstellungen darf man in ein lebhaftes Lob des Buches übergehen, welches für die gebildete und schönwissenschaftliche Welt Deutschlands ein glänzender Schatz war, und höchst segensreich auf Geschmackskunde eingewirkt hat.

In Wien besorgte er auch eine Ausgabe seiner poetischen Werke, von denen die Sonette wohl nicht ohne günstigen Einfluß für Formbeachtung geblieben sind, übrigens aber nur die Ballade „Arion" in die allgemeine Theilnahme übergegangen ist. Er nahm damals auch einigen Antheil an der so gewaltigen Politik, schrieb Broschüren französisch und deutsch, schloß sich als

Secretair dem kriegführenden Kronprinzen von Schweden an, und fand Orden und Adelsdiplom in solcher Theilnahme. Als Frau v. Staëls persönlicher Feind, Napoleon, gestürzt war, kehrte Schlegel wieder zu ihr. Sie starb 1817, das Jahr darauf erhielt er eine Professur in Bonn, und dort lebt er seit jener Zeit. Sein Studium hat sich dann fast ausschließlich nach Indien gewandt, um nach Vorgang der Engländer Wilson, Jones und Colebrooke auch jenes unbekannte Geistesleben unserer Beachtung nahe zu bringen. In diesem Geschäfte hat er von Neuem die Bibliotheken Frankreichs und Englands besucht, und übrigens nur aphoristische Literaturbeiträge geliefert in Recensionen über Alterthümer, in Nachrichten über alte Maler, über Niebuhrs römische Geschichte. Er ist verschollen. Die Goethe'sche Absagung von den mittelalterlichen Konsequenzen der Romantiker ist wie ein Sturm unter sie geweht, und hat die Schule als Schule wahrhaft gestürzt. Der jüngere Schlegel steigerte sich in seiner katholischen Geschichtsansicht, und entfremdete sich dadurch dem Interesse der Nation, Tieck machte einen geschickten Rückzug in das Feld der besonnenen Novelle, die in Gegengespräch ohne Dogma mancher alten Sympathie ohne Gefahr huldigen kann. Arnim, der niemals recht vorgedrungen war in's Publikum, und der sich undogmatisch und mehr frivol-beliebig in der romantischen Peripherie geschaukelt hatte, starb in noch jungem Alter. Der talentreiche, aber in Ueberzeugung unklare und wüste Brentano zog sich in den Ultramontanismus zurück. August Wilhelm Schlegel zeigte 1828 durch eine Broschüre, daß ihm die romantische Poesie nur eine würdige Beschäftigung des Geistes, und daß er ihr nie rücksichtslos und unpraktisch hingegeben gewesen sei, er zeigte in dieser Broschüre, daß man ihn mit Unrecht des Kryptokatholizismus beschuldige. Das Jahr vorher, 1827, hatte er noch einmal in Berlin Vorlesungen über die schönen Künste versucht, aber nicht mehr die frühere Zeit und Theilnahme gefunden. Sein letztes Lebenszeichen sind Epigramme auf Autoren, welche er im Wendt'schen Musenalmanache abdrucken ließ, und welche man nicht günstig aufnahm. Die Zukunft und Ueberkraft der Jugend und des Schöpfungsvermögens lag nicht mehr dahinter, und ohne diese Folie findet solche satyrische Aeußerung eine strengere Kritik.

Friedrich von Schlegel, der jüngere Bruder, geboren 1772, ist eine ernstere Natur, die sich nicht abfinden läßt mit dem Kunst-Interesse. Auch die philosophische Bildung ist hier entschlossener, sie geht von Fichte ab in einen ganz eigenen Weg, der sich genial zu schwingen scheint, und leider frühzeitig mit dem Rückzuge in die römische Autorität endigt. Studien und Form geben sich ähnlich wie bei dem älteren Bruder, auch hier bieten sich als Hauptsache literarhistorische Vorlesungen, wo Kenntniß und Philosophie in einen belletristischen Ausdruck verständlich und zugänglich für allgemeine Bildung geformt sind. Aber Alles ist eifriger, kühner, dogmatischer. Die Romantik gibt sich hier historisch und philosophisch als Glaubenssache, und fordert ohne Rückhalt heraus. Hier ist auch ein schärferes Eingehen zu erwarten in das, was Romantik sei, und was oben der ältere Bruder mit einigen geistreichen Antitheſen erledigte. Aber auch hier bleiben wir darüber unbefriedigt, wie sehr auch einzelne Theile der Romantik mit Energie bewiesen und gefordert werden. An einer einigenden und erschöpfenden Darstellung dessen, was romantisch, sehen wir beide Schlegel scheitern. Der ältere hätte im Gemüthe Freiheit genug dazu gehabt, ihn befing kein Rausch. Aber um der Schule willen hatte er sich in zu viel unklare, unmotivirte Forderungen der Schule verstrickt, die einer scharfen Definition im Wege stehen, sobald er nicht Vorausgesetztes verletzen will. Der jüngere, kräftigere flüchtet früh in einen Autoritätsabschluß, der schon lange jenseits unserer Forschung liegt, er ist dadurch genöthigt, alle Fortstrebung, die den Begriff erfüllen will, zu verneinen, seine Argumente werden todt für uns, da sie sich auf einen letzten Grund stützen, der für uns ein historisch erledigter ist. So gibt auch er uns keine volle Feststellung der Frage, sondern nur Hilfsmittel, wie viel reicher er auch in dem tief ruhenden Dualismus der literarischen Weltfrage umhertreibt, in diesem Dualismus „alte und neue Welt."

Die Frage über Romantik hängt wirklich genau mit der Religionsfrage zusammen, und darin hat Friedrich Schlegel vollkommen Recht, daß sie in der Fassung, welche die romantische Schule bot, den Katholizismus als Konsequenz heischte. Für alle höhere Kultur und alles höhere Bedürfniß war die heidnische Welt, die im Griechenthume eine so schöne Vollendung fand, die

erste Offenbarung des Weltgeistes. Sie ergab sich als beendigt und als drängend nach einer anderen Seite menschlicher Möglichkeit bereits in Sokrates, in Plato; ward im Euripides und der Aufnahme desselben verkündigt als überreif. Das Volk erbaute sich schon an Umänderung der Göttergeschichte. Es trat eine moderne Uebergangszeit ein, wie wir sie von einem späteren Stadium nach der Reformation selbst erlebt haben. Mit dem Christenthume bricht die alte Welt hindurch zu einer neuen Offenbarung des menschlichen Bewußtseins. Da beginnt auch das Romantische. Die alte Einheit ist zertrümmert, Jeder ist angewiesen, in sich eine neue zu erstreben, und dies ist romantisches Moment, das Moment des Strebens, des Kampfes, der Selbstthätigkeit, der Freiheit. Freiheit in solcher Bedeutung existirt in gar keiner klassischen Welt; da sind die Beziehungen alle erfüllt, Niemand bedarf eines Weiteren als dessen, was allgemein und darin gesetzlich ist. Sehen wir nicht jenes romantische Moment selbst bei den besten mittelalterlichen Dichtern, wo doch der Anschein so deutlich ist, als sei eine poetische Welt wiederum fest abgeschlossen? Sie war es auch nach der Fassung, welche das Christenthum durch die bischöflichen Führer gefunden hatte. Das Christenthum war aber von Hause nicht dogmatisch geboten, sondern — wenn das Wort hier so gebraucht werden darf — völlig romantisch. Christus verwies an jeden Einzelnen die Erfüllung seiner selbst, jede Person in sich ward durch Versaz und That Gesez und Richter, „richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet;" nirgends verlangt er einen ausschließenden Abschluß, noch für das Lezte verweist er an die Gnade Gottes, die über Recht gehe, und für diese Welt verweist er an den heiligen Geist, den er senden werde, damit er in alle Wahrheit leite. Alle Wahrheit ist das, was wir erfüllt, abgeschlossen, was wir klassisch nennen in literarischer Sprache. Wer nicht an das unmittelbarste Wunder glaubt, der sieht im heiligen Geiste den Geist der Geschichte. Dies ist ein wissenschaftlicher Standpunkt bei uns, und von ihm aus sucht man sich den Ueberblick über das, was sich romantisch bietet. Wir sehen zunächst, wie das christliche Moment sich in den verschiedenen Ländern und Nationen verschieden gestaltet, die Sage des Landes, die Sage des christlichen Ursprungs selber tritt vielfältig hinzu, und schlingt sich in die Bibel; dies

ist Alles mannigfache Strebung, Bewegung, mannigfach Licht und Schatten, mannigfache Perspektive, ist kurz romantisch. In anderer Art, als sich das Christenthum angekündigt, bilden sich Kirchen, sie trennen sich in Orient und Occident; dieser, zukunftsfrisch, bildet auch nationell durch Vermischung germanischer und romanischer Völker ein neues, wichtiges Bestandtheil der Geschichte, er findet zuerst für die neue Mischung im Weltgedanken einen poetischen Ausdruck, und so entsteht aus Romance der Name des Romantischen, der Name für eine Sache, die längst da war. Diese Ausbildung zum Namen und zu einer bestimmten Gattung hat aber große Folgen. Sie bestärkt zunächst den Anspruch romanischen Grundes, den Anspruch auf Herrschaft für Rom; sie ist der römischen Kirche dienstbar, als sie das romantische Moment zu einem poetischen Frieden in sich vereinigt. Sie trägt aber auch den Keim der Auflösung dieses romantischen Friedens in sich, die Erinnerung an das alte Rom, das Rom griechischer Bildung, sie führt die antike Welt ein; Homer gesellt sich zur Bibel und zur Sage, das romantische Bewußtsein muß sich von Neuem erweitern. In dieser Erweiterung bildet sich die Reformation vor, bildet sich aus, man hat so viel mit Aufräumung und Umgestaltung des alten und mit Kultur des neuen Materials zu thun, es kommen tausend Namen und gehen vorüber, man hat auf den Namen romantisch nicht mehr geachtet. Da kommt auch diese Schule, und macht ihn in einem engen Kreise geltend, verlangt für ihn Perspektive, Subjektivität, Versenkung des Individuums, negatives oder wie sie sagte ironisches Verhalten gegen voreilige Sicherheit, — lauter Dinge, die wesentlich alle in der großen Abwendung vom Klassischen liegen, die mehr oder minder bereits in Geschichte und Buch vorlagen. Sie gibt dies für neue romantische Erfindung aus, während wir ihr nur für einen mehr oder minder glücklichen Gebrauch oder eine Erweckung von Kategorieen verpflichtet sein konnten, die unsere Kulturwelt lange besaß. Sie weiß ferner Erscheinungen wie Shakespeare und Goethe nur zu preisen; sie zu beherrschen, sie einzufügen in ihr romantisches Glaubensbekenntniß vermag sie nicht. Darin zeigt sie sich lückenhaft, und es bleibt ihr keine andere Zuflucht, als sich für eine bloße Anregung auszugeben, wie in dem älteren Schlegel und Tieck, oder sich der rein römischen Romantik des Mittelalters

zuzuwenden, wie es der jüngere Schlegel that, und das Wort Romantik auf eine solche Hauptpartie unserer romantischen Geschichte einzuschränken, Shakespeare nicht um seiner reichen Dramata willen, sondern besonders darum romantisch zu nennen, weil er in seinen Spencer-Gedichten alles Dramatische, alle Verherrlichung des Realen für eine frivole Beschäftigung ansieht, und sich darin Calderon nähert.

Daher kommt die stete Verlegenheit und Unsicherheit dem Lustspiele, dem Erheben des Wirklichen gegenüber, daher die unzulängliche Bestimmung dessen, was romantisch sei. Das Romantische selbst ist beschränkt gefaßt, und wenn es sich in solcher Gestalt definiren will, muß es den Fortschritt vieler Jahrhunderte vernichten. Die nicht katholisch werdenden Romantiker wagen sich mit der Verdammung nur an das achtzehnte Jahrhundert, und können darum keinen vollen Grundsaz finden; der jüngere Schlegel ist kühner, und trägt damit zur Vernichtung der Schule bei, weil sich in ihm der Widerspruch mit unserer Geschichte baar herausstellt.

Die große zweite Entwickelung der Menschheit ist die romantische. Sie hebt sich darin noch einmal vom Individuum aus und von dessen eigengesezlicher Art, um durch eine neue Sammlung vieler Jahrhunderte einen zweiten klassischen Geist zu finden. Die ganze Menschheit und deren gesammte Entwickelung ist ihr unermeßlicher Stoff, nicht bloß das gewonnene Verhältniß wie in der alten Klassik, nicht bloß das willkührlich nach dem Mittelalter beschränkte Verhältniß wie in dieser romantischen Schule. Deshalb ist alle neue Welterscheinung, auch wie sie sich in der weltlichen Figur des Dichters zeigt, von Wichtigkeit und eine Bereicherung. Denn auch das Weltliche muß sich in seiner millionenfachen Gestaltung zeigen, um seinen geistigen Kern der neuen Bildung beizusteuern. Die Fassung durch den Dichter ist der Kern, und darum ist Shakespeares freie, reiche Fassung für die romantische Welt von unschäzbarem Werthe, auch wenn sie sich mit der derbsten Realität beschäftigt. Deshalb heißt es Shakespeares Bedeutung vernichten, wenn man sie bloß darin sucht, daß er seine dramatische Dichtung für eine frivole Nebensache angesehn, deshalb heißt es die romantische Welt vernichten, wenn alles neu Wirkliche, wenn die künstlerische Darstellung

desselben im Lustspiele verachtet sein soll. Nicht durch einen rein gedanklichen Idealismus soll sich die neue romantische Welt aufbauen, wenn auch nach dieser Seite der erste Anstoß erfolgen mußte gegen eine vorherrschend materielle Verwilderung der Welt zu Christi Zeit. Dieser Idealismus ist's, welcher die Schlegel kein anderes Lustspiel als das phantastische finden, und welcher sie mit ihrer Romantik untergehen ließ. Solche Definitionsfragen fallen genau mit der allgemeinen Kulturansicht zusammen, und eine solche rein ideale Romantik konnte neben Goethe, ja neben Schelling und Hegel nicht bestehen, bei denen die reale Welt so viel Wichtigkeit hatte. — Die Romantik ist nicht bloß diejenige Erscheinung, welche ihren Namen und ihre erste befriedigte Form gewinnt im Verbande romanischer und germanischer Völker und im Mittelalter; so weit sie hinter uns liegt, ist sie nicht ein Schluß, eine Erfüllung der Welt, sondern nur ein Akt, ein Prozeß. Sie ist ein Leben, nicht ein Gesetz: das millionenfache Leben derselben in so viel Jahrhunderten sucht sein Gesetz, seinen heiligen Geist, und dazu verarbeitet es alle Geschichte und alle erfaßbare Seite unserer Existenz. Will man Offenbarung neuer Geschichte ignoriren, wie Schlegel, so sündigt man gegen den romantischen Weltgeist selbst; nimmt man von der alten klassischen Welt nicht den Kern in die neue Verarbeitung herüber, so begeht man dieselbe Sünde. Denn die Romantik ist nicht bloß neue, und nicht bloß alte Geschichte und Welt, aber auch nicht bloß mittlere, sondern alte und mittlere und neue. Daraus wird architektonische Wissenschaft, welche die Romantiker so gern besitzen mochten.

Man kann ohne Weiteres sagen: der Fichte'sche Idealismus hat die Schlegel vernichtet. Sie besaßen alle Werkzeuge zu geschichtlich würdiger Gründung einer Schule, und nur die einseitige philosophische Idee trieb sie zur Inkonsequenz. Sie wußten es vortrefflich, wie einflußreich die griechische Wissenschaft kurz vor der Reformation in unser Leben gegriffen hatte, sie kannten die Griechen selbst so gut, und doch fanden sie keine Vermittelung unserer Welt mit ihnen. Ja, sie preisen sie hoch, aber der Tempel, den sie ihnen bauen, steht abgesondert von unserem Gottesdienste, so weit Seelenleben Gottesdienst ist. Warum? Sie kannten allen Gedankenfortschritt neuer Zeit und bedienten sich desselben zum eigenen Schlusse gegen ihn, aber zu allgemeiner

Schlußfolge führte er sie nicht. Sie griffen nur in die Dornen. Und warum dies Alles? Immer des einseitigen Idealisirens wegen, dessen Unzulässigkeit ihrem Geschmacke so wohl einleuchtete, wenn es wie bei Schiller mit ihren Resultaten nicht übereinstimmte.

Friedrich v. Schlegels wichtigstes Buch „Geschichte der alten und neuen Literatur, Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812" geht uns durch diese mangelhaft romantische Art in seiner geistigen Begründung und Folgerung verloren. Es ist nach Schlegels Uebertritte zum Katholizismus abgefaßt, und hat dadurch für den jetzigen Standpunkt historischer Wissenschaft nur diejenigen Vortheile, die ein reich gesammeltes, kunstreich gefaßtes Material und ein philosophisch geübter Geist gewähren kann, wenn er manche freie Bewegung der Geschichte noch mit der abgeschlossenen Tradition vereinbaren will. Die Kirchenväter treten nicht mehr anders als mit dem Beiworte „heilig" auf, die Bücher der Bibel werden nach der geheimnißvollen Multiplikation als fünf mal Neun und drei mal Neun aufgezählt. Bei aller sonstigen Achtung für die Sage, die unter den Romantikern herrschte, wird dem alten Odin, als einem Heiden, diese Vergünstigung entzogen, und er wird zu einem menschlichen Volksführer herabgesetzt. Racine, der bekanntlich in seinem Alter fromm wurde, erhält hier eine Auszeichnung vor den französischen Dichtern, die nicht bloß seinem unbezweifelten poetischen Vorzuge gelten mag. Calderon sieht uns für die Anwendung näher als Shakespeare — und solche idealistisch überspannte und in der That unwahre Sprüche begegnen reichlich in diesem mit großer Kunst geschriebenen Buche. Hier ist auch der Stil Friedrich Schlegels noch flüssiger, als in den späteren Sachen, besonders in einer Philosophie der Geschichte, wo sich die Sätze in gewaltsam oder doch unschön zusammengehäufte Massen aufthürmen, die keines Lesers Athem bewältigen kann. Der Eckstein „Wirklichkeit" erweist sich auch hier in seiner Härte. Friedrich Schlegel empfindet etwas von dem Uebelstande, Realität aus allem poetischen Verhältnisse zu weisen, und greift flugs nach einer Ausflucht, die man bei einem solchen Denker nimmermehr erwarten sollte. Er sagt nämlich, man solle sich mit einem indirekten Widerspiel der Wirklichkeit helfen! Als wie wenn die Darstellung durch Zeichen je-

mals anders als indirekt die Wirklichkeit brauchen könnte! Hat schon Jemand die Scene, den Charakterzug, den Wald selbst an sich auf das Papier gebracht? Dergleichen würde einem Schlegel niemals begegnen, wenn er nicht von vorn herein eine gezwungene Stellung mühsam vertheidigen müßte.

Friedrich Schlegel war zum Kaufmannsstande bestimmt, und seine erste Entwickelung und sein Losringen davon hat in diesem Punkte Aehnlichkeit mit Lamennais, der jetzt zu so ganz anderen Zwecken den Katholizismus konstruirt, im energischen Religionsdrange aber auch sonst Verwandtschaft mit Schlegel zeigt. Im sechszehnten Jahre verließ Friedrich die in Leipzig begonnene Handelslaufbahn, und warf sich mit Leidenschaft auf's Studium besonders der Philologie. Nachdem er in Göttingen und Leipzig studirt, konnte er sich rühmen, alle Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums gelesen zu haben. Mit derartigen historisch kritischen Aufsätzen begann er auch die Schriftstellerei; modernere Kritik und Charakteristik folgte, „die Römer und Griechen" waren aber doch sein erstes Hauptbuch, 1797, von dem das ebenfalls unvollendete „Poesie der Griechen und Römer" als Fortsetzung gilt. Mit Schleiermacher vereinigte er sich in Berlin zum Studium Plato's, zog sich aber von der gemeinschaftlichen Uebersetzung zurück, welche bereits im Druck begonnen war. Es folgt das Athenäum und 1799 der merkwürdige Romanenanfang „Lucinde," welchen Heine ganz erschöpfend eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz nennt. Das Buch ward in geistig und sinnlich erregter Jugendzeit geschrieben, der Reiz und die Neigung der Sinne in einem geistreichen Weibe werden durch witzige Spekulation geweiht, gesteigert und erklärt, die Sprache war rasch, der Erguß lebendig, und das Ganze erregte unter Genossen und Freunden lebhafte Preisung, — Schleiermacher schrieb die bekannten Briefe darüber — unter dem Publikum großes Aufsehen. Später hat es dem Verfasser und demjenigen, welcher darüber Briefe geschrieben, heftige Vorwürfe zugebracht, zum Theil unlautere, zum Theil unrichtige und beschränkte, zum Theil solche, die auf den Kontrast dieses Buches mit Schlegels späterer Ansicht hindeuten und daraus Folgerungen ziehen. Die letzteren Vorwürfe hat sich Schlegel selbst reichlich gemacht. Im Allgemeinen wird mit dieser Folgerung viel Mißbrauch getrieben;

Wandelungen sind jedem bedeutenden Leben nöthig, und die Folgerung daraus für den nachtheiligen Beweis ist eine so schmale Linie, daß sie nur reifster Bildung, unbefangenster Stellung anvertraut werden kann. Die Schlegel'sche Lucinden-That ist nichts so Entsetzliches, als der Parteiruf daraus gemacht hat: eine stets nebenher springende Verstandesdialektik läßt die Sinne in keine Rohheit fallen. Für eine Kunstform liegt der Uebelstand darin, daß das sinnliche Element nicht plastisch, sondern verständig aufgefaßt wird, und dadurch eine raffinirte Mißform entsteht. Das Buch mochte aus den klassischen Studien, vielleicht gar aus einzelnen Abfällen platonischer Dialektik entstanden sein, die mit drängender Jugendmischung zusammengethan wurden. Es ist sogar für denjenigen, der Schlegel geneigt ist, ein deutliches Anzeichen für den aufringenden Idealismus auch in dieser Lucinde zu erkennen: die Sinnlichkeit sucht nicht die ihr gemäße plastische Form, um in ein höheres Bereich über zu geben, sondern sie verflüchtigt sich in die verständige Deutung und Rechtfertigung, in ihr direktes Gegentheil. Die Ironie, das Ueberspringen in's Gegentheil suchte in der Lucinde eine künstlerische Erscheinung. Die sinnlichste Lust und die geistigste Ahnung tändeln mit einander.

Friedrich Schlegel beklagte sich oft, daß ihm die Gabe leichter Dichtungssprache versagt sei, machte sich aber doch, da er 1800 von Berlin nach Jena ging, an Verse. Sein „Hercules Musagetes" und „Alarcos," ein wunderliches Trauerspiel, sind die größeren Sachen solchen Versuches, und die sicheren Zeugen, daß er wohl auch dergleichen nöthigenfalls vermöge, nichts aber von bezwingender Erfindung und Macht darin besäße. Jener Alarcos war in den antiken Studien empfangen und mit der Garderobe des spanischen Theaters bekleidet. Das Publikum hat von diesem todten Wesen keine Notiz genommen. — In Jena hielt er philosophische Vorlesungen, lebte 1802 eine Zeit lang in Dresden, und ging dann mit seiner Gattin, einer Tochter Moses Mendelssohns, auf mehrere Jahre, nach Paris. Dieser Aufenthalt hatte viel Wichtiges. Die ökonomische Existenz war nicht ohne Mißlichkeit, und die Vorlesungen, welche er auf diesen fremden Boden verpflanzen wollte, gediehen nicht. Ferner begann er hier die Herausgabe der Monatsschrift „Europa," welche viel wichtige Artikel der Gebrüder Schlegel enthielt, begann auch mit Eifer

sein Studium Indiens, suchte und fand auf den Bibliotheken antiquarische Schätze der altfranzösischen Ritterromane und der mittelalterlichen Poesie, und gewährte außerdem manche Quellen-Ausbeute für Geschichtskenntniß. Dahin gehört, was er über die Jungfrau von Orleans mittheilte.

Nach seiner Rückkehr in's Vaterland gab er 1806 das „Poetische Taschenbuch" heraus, worin über Gothische Baukunst gesprochen und der „Roland" nach Turpins Chronik in assonirenden Romanzen geboten wurde. Bald darauf trat er in' Cöln mit seiner Frau zur katholischen Kirche über. Er war mit einem historischen Drama „Karl V." beschäftigt, als er näherer Quellen-Einsicht halber 1808 nach Wien ging. Hier schloß auch er sich zunächst den Kriegsinteressen des Vaterlandes an, ward Sekretair im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl und schrieb Proklamationen an's deutsche Volk. — Es folgten 1811 und 12 Vorlesungen in Wien, außer den schon erwähnten über alte und neue Literatur auch solche über „die neuere Geschichte," die noch satter getränkt sind von reagirend katholischer Geschichtsansicht. 1812 begann er das „deutsche Museum," und führte es zwei Jahre, wendete sich dann unter Metternichs Auspizien ganz der Diplomatie zu, war eine Zeit lang bei der Oesterreichischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt, kam wieder nach Wien, schrieb über Politik, und unternahm in politisch kirchlichem Sinne 1820 noch einmal eine Zeitschrift „Concordia." Aber er war bereits aus der Gemeinschaft geschieden, an deren Schrift die Nation Interesse nahm, das Unternehmen brach zeitig zusammen. Er besorgte selbst von 1822 an in Wien eine Gesammtausgabe seiner Schriften, worin er jedoch nicht Alles aufgenommen hat. Der ebenfalls nur angefangene Roman „Florentin", und die Uebersetzung der Staël'schen Corinna werden seiner Frau zugeschrieben. Die Vorlesungen über „Philosophie des Lebens" und über „Philosophie der Geschichte" fallen in seine letzte Lebenszeit zu Wien. Neuerdings sind die „Philosophischen Vorlesungen aus den Jahren 1804—1806," welche Windischmann aus Schlegels Nachlasse herausgegeben hat, von großer Wichtigkeit geworden für Schlegels Charakteristik. Sie bezeichnen die zweite Wendung seines Lebens, und zwar die wissenschaftlich bedeutendste. Sein erstes Stadium, durch die Lucinde bezeichnet, drängte sich vorzugsweise auf das

Aesthetische, und der aus Fichte'schem Standpunkte frei bewegliche, subjektiv spielerische, ironische Gedanke theilte vielen Dingen Schlegels einen genialen Schimmer mit. Als Schlegel darauf nach Jena ging, da ging Fichte just nach Berlin, und die Fortbildung Schlegels erfolgte nicht in der begonnenen Richtung, welche ein persönlicher Verkehr mit Fichte wohl gesteigert hätte. Wohl aber zeigt sich nach jenen durch Windischmann edirten Vorlesungen ein Gang der Spekulation, wie ihn die neueste Philosophie ausgebildet hat. Die sogenannte Dreieinigkeit des Begriffsprozesses, die Hegel'sche Form zeigt sich, und es ist denn auch in einer Streitschrift gegen Hegel der Vorwurf nicht ausgeblieben, daß er von Friedrich Schlegel sich ein Wichtiges seiner Methode angeeignet habe. Indessen hat der mehr aneignende und in Philosophie dilettantische Charakter Schlegels, dem festen Tritte Hegels gegenüber, neuerdings die Meinung über dies Verhältniß umgekehrt. Hegel war damals Privatdocent in Jena, und Schlegel verkehrte mit ihm. Man glaubt sich jetzt zu der Annahme berechtigt, diese zweite, dem wirklich Spekulativen, nach neuester Bedeutung dieses Wortes, sich annähernde Epoche Schlegels stamme von Hegel. Da Schlegel bald in sein drittes Stadium tritt, wo er alle Philosophie einem positiven Gegebenen unterordnet, so sprechen jetzt die Hegel'schen Nachfolger, wenn sie der Schlegel-Jenaischen Ansicht gedenken, von einem speculativen Firniß, den er sich vom damals jungen Meister angeeignet habe. Die Gegensätze Schlegel'schen Gedankens können sich nicht schroffer zeigen, als wenn man eins seiner letzten Bücher, etwa die „Philosophie der Geschichte" mit Aeußerungen aus der früheren Zeit zusammenstellt, zum Beispiele mit folgender aus den Charakteristiken und Kritiken: „Jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht macht, sondern geben läßt, ist ein Abgott." Kann es etwas Gottloseres für den Katholiken geben! —

Friedrich Schlegel starb auf einer Reise in Dresden den 11. Januar 1829. Wir haben es gewiß lebhaft zu beklagen, daß diese reiche Menschenwelt so zeitig den Gedanken des Fortschrittes aufgab, aber auch in der Art, mit welcher er die Reaktion als nothwendig zu zeigen und mit welcher er sie dem philosophischen Beweise zu verbinden suchte, gewährt er noch Anregung und Belehrung in großer Fülle. Er ist einer der Anführer, welche

dem hiſtoriſchen Rechte in der Politik eine würdige Grundlage zu geben bemüht waren, und er iſt lebendig und wichtig in dem Uebergewichte, welches dies in der deutſchen Regierungsmacht wieder erhielt, in dem Kampfe, welcher ſich neuerdings wieder darum her gruppirt hat, und in dem Theorem, welches daraus entwickelt und zur Vertiefung ſolcher Polemik in Deutſchland ausgebildet worden iſt. Dieſer Zug der Romantik, welcher ihr nicht weniger Feindſchaft bereitet hat, als manche andere Konſequenz, iſt am Klarſten in Friedrich Schlegel ausgedrückt, ſo wie er in allem Uebrigen die entſchloſſenſte Folgerung der Romantik darſtellt. Wir ſehen denn auch diejenigen Staatsſchriftſteller mit ihm in Verbindung, welche nach Burke's Vorgang enger oder freier das Syſtem des Konſervatismus in Deutſchland begründeten.

Adam Müller, der mit Naturſtudien, mit Vorleſungen über die deutſche Literatur, über dramatiſche Poeſie, über die Idee der Schönheit, über die Beredſamkeit nach der romantiſchen Schule hin dilettirt hatte, der ebenfalls katholiſch geworden, und 1819 mit einer Schrift „Von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grundlage der Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft" heraus getreten war, gehörte zu Schlegels Mitarbeitern an der Concordia. Friedrich Gentz, eine freiere geniale Natur, lebte neben ihm in Wien, ein verehrter Freund Müllers, und verſchaffte in ſeiner beſonneneren und lebhafteren Weiſe ähnlichen Tendenzen große Geltung. Er wird hier nur zur Vervollſtändigung der Perſpektive erwähnt, da nur einzelner Lichtſchein der Romantik auf ihn fällt, und er übrigens in einen andern Kreis der praktiſchen Friſche gehört.

Dagegen wohnt Joſeph Görres im tiefen Schatten einer nicht nur konſervativ, ſondern ſtreng reaktionär-hierarchiſch-römiſch katholiſchen Richtung. Er iſt eines Coblenzer Kaufmanns Sohn, 1776 geboren, und gab ſich in ſeiner literariſchen Jugend leidenſchaftlich der Revolution hin, war ſtürmiſcher Klubbiſt, und redigirte das „rothe Blatt," das, verboten, als „Rübezahl im blauen Gewande" wieder auftrat. 1799 ging er mit einer Deputation nach Paris, um den Franzoſen das linke Rheinufer anzutragen. Bonaparte ließ die Deputation nicht vor ſich; mürriſch kehrte Görres zurück, ging an's Studium der Naturwiſſenſchaft und Naturphiloſophie, gab „Aphorismen über Organologie"

heraus, wendete sich zur Romantik, — „Glaube und Wissen, 1806" — ging nach Heidelberg, fand Arnim und Brentano, vereinigte sich zur „Einsiedlerzeitung" und zur Herausgabe „Deutscher Volksbücher," studirte Mittelalter und „Mythengeschichte der asiatischen Welt," besonders Persiens, und gab im „Heldengedichte des Iran" die gelehrte Probe davon. 1808 kehrte er nach Koblenz zurück, und nach der russischen Kampagne trat der frühere Jakobiner in den Tugendbund, und erwies sich jetzt als glühendster Feind Frankreichs. Im Februar 1814 gründete er den „Rheinischen Mercur," und wußte ihn so feurig und eindringlich gegen Frankreich zu redigiren, daß er von dort den Beinamen des „vierten Alliirten" erhielt. Ein deutscher Liberalismus ohne besonders innige Rücksicht für den Religionsglauben herrschte jetzt in diesem Manne. 1816 ward das Blatt verboten, da es die neue Gestaltung im Vaterlande herbe mißbilligte. Görres ging wieder auf einige Zeit nach Heidelberg, und als er nach Koblenz zurückgekehrt und zum Direktor des öffentlichen Unterrichts am Mittelrheine erwählt war, reichte er eine Adresse der Stadt und Landschaft Koblenz ein, die in Berlin sehr mißfiel. Nach Ermordung Kotzebue's warf er in die Aufregung seine schürende Schrift „Deutschland und die Revolution." Er sollte verhaftet werden, und floh erst nach Frankreich, dann in die Schweiz. Von hier sandte er „Europa und die Revolution" und andere polemische Schriften, die bereits überzogen waren von einem dunkeln Mysticismus, der sich in ihm ausgebildet hatte. Die alten Mythen Asiens, die Schöpfungstraditionen Indiens flechten sich wie ein Lianenwald über den Grund hin, er greift der poetischen Ganzheit und des dichterischen Reizes halber nach der römischen Konsequenz, die Reformation wird „zweiter Sündenfall," die blutende Nonne zu Dülmen wird ihm höchste Offenbarung. In dieser Art bilden sich seine weiteren Schriften: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongresse zu Verona" und zuletzt der „Athanasius" mit den nachfolgenden „Triariern." Er war wieder nach Deutschland gekommen, hatte eine Zeit lang in Frankfurt gelebt und sich dann nach München in eine streng katholische Frömmigkeit zurückgezogen. Dort traf ihn der Streit Preußens mit der römischen Episkopalmacht zu Cöln. Der alte Haß gegen diesen Staat und die katholische Orthodoxie ver-

einigten sich hier in ein Interesse, und dies gab den fanatischen „Athanasius," der, einer modernen Zeit gegenüber, um jeden Preis die Zustände des Mittelalters in Anspruch nimmt. Es ist nicht mehr die alte Kraft des Agitators, aber doch Macht des leidenschaftlichen Wortes, Groll der Seele genug darin, welche man, um sonstiger Frömmigkeit willen, zerknirschter und liebevoller hätte glauben sollen. — Das ganze Bild dieses Mannes gibt einen niederschlagenden Anblick. Geist, Kenntniß, erschlossene innere Welt, Kraft und Macht, Talent, Alles ist vorhanden, und es geht in keinen höheren Standpunkt aus, als fanatisch für eine Partei zu lärmen; es verhetzt sich selbst aus der Gemeinschaft mit dem fortschreitenden Bildungsmomente, es erinnert nicht nur herb an die Spaltung unserer Welt, — dies thut Schlegel auch, und daneben kann noch eine Würdigkeit unserer Bildung wohl bestehen, — nein es hat keinen andern Ausdruck mehr, als den der Beleidigung und Vernichtung. Görres ist die Konsequenz der rohen Leidenschaft in der romantischen Schule; er zeigt zum Schrecken, was aus dieser schwankhaften Willkür künstlich heraufbeschworener Sympathieen werden kann.

Novalis

ist wie das linde Säuseln daneben. Alles ist melodisch, hingebend, und doch keineswegs Schwäche. Haben die Romantiker alle nicht recht, worauf ihre Füße ruhen, wovon sie ausgehen, Novalis erst ist der ächte Paradiesvogel, von dem erzählt wird, daß er ohne Füße sei, und stets in der Schwebe hängen müsse. Alles in ihm ist von der gewöhnlichen Erde erhoben. Und wenn dies nicht weiter geschehen kann, so wird es Blume, deren Zusammenhang mit dem Irdischen so unwesentlich scheint, so wird es geistige, durchsichtige Eigenschaft eines mathematischen oder physikalischen Gesetzes. Alle Poesie ist ihm Magie, und er spricht das selbst in seinen Fragmenten aus. Damit gibt er einem öffentlichen Geheimnisse der Romantiker Wort und Namen.

Novalis ist ein reiner jugendlicher Typus der romantischen Idee mit aller Krankheit und Schönheit derselben. Er war selbst

krank, todeskrank von Jugend auf, aber angethan und verklärt mit dem rosigen Hauche irdischer Sehnsucht. Der frühe Todeskeim durchsichtigen Brustleidens war erblich in seiner Familie, und stimmte ihm alle Organe zum Seraphsschwunge, läuterte alle Regung zur entkörperten Ueberschwenglichkeit. So trat die Liebe zu ihm, wie zu einem Geweihten, der nichts von ihr erfassen könne, als den feinsten, ätherischen Duft der Neigung. So traf auch sie ihn mit dem frühen Tode der Geliebten, und senkte den Stempel der sehnsüchtigen Entkörperung auf Sinn und Wesen. So begegnete ihm die Wissenschaft, die Wissenschaft des potenzirten Fichte'schen Gedankens, die Wissenschaft der unsichtbaren Naturkräfte, des mathematischen Schattens. So umfing ihn die eigene Familie, die in herrnhuthischer Sanftmuth und Stille sich von den Weltkreisen mehr bewegen ließ, als daß sie selbst bewegt hätte. Nur der Vater trug unschuldig daneben das Gedächtniß eines Kriegsmannes, der den Kampf des Soldaten wie eine fromme Nothwendigkeit schätzte, und diesen Gedanken auf den Sohn übertrug, so daß der sanfte Novalis den Krieg wie ein schönes Geschäft des Menschen hoch hielt, und daraus die Energie regsamsten Schaffens in sich entwickelte. So war endlich die Geliebte selbst, jung, schwank, an den geistigen Zauber mahnend, wie eine Lilie. Seine Neigung zu ihr schoß auf, da sie dreizehn Jahr alt war. So gestaltete sich Fassung und Stil des Dichters, ungefähr wie das Vorstehende geschildert ist. Kurz, ohne Masse und Ausbreitung stand der Satz auf. Alles hatte nur eine Sehnsucht nach den magischen Sphären, ein vergleichendes Umschauen war nicht nöthig, der eine Bezug erfüllte Alles, jeder einzelne Gedanke richtete sich unmittelbar und selbstständig nach dem geheimnißvollen, Alles verwebenden Zauber der Welt.

Novalis hieß in der bürgerlichen Welt Friedrich von Hardenberg, und ward 1772 im Mansfeldischen geboren, in ein und demselben Jahre, da sein Freund Friedrich Schlegel das Licht dieser Welt erblickte. Dieser und Tieck, die ihm nahe standen, haben die Herausgabe seiner Werke in zwei Bänden besorgt, und der letztere hat uns bei der dritten Auflage einen Abriß des Hardenberg'schen Lebens mitgetheilt. Schon der Knabe war „träumerisch still," ja todt vegetirend. Schwere Krankheit erweckte den Geist

über das gewöhnliche Verhältniß der Körperlichkeit hinaus. Die fromme Mutter erzog ihn vorzugsweise, märchenhafte Geniusspiele verbanden ihn mit den Geschwistern. In Jena, Leipzig und Wittenberg studirte er, Friedrich Schlegel und Fichte wurden seine einflußreichen Freunde. Zu Arnstadt in Thüringen begann er eine juristisch-praktische Laufbahn, und fand auf dem nahen Grüningen seine Geliebte, Sophie v. K.; der Frühling 1795 war der Frühling seines Lebens. Schon den 19. März 1797 war sie todt; um dieselbe Zeit starb ihm ein geliebter Bruder. So getroffen, steht der zart besaitete Jüngling auf dem Kirchhofe in Grüningen, Alles drängt ihn über den hemmenden Kreis der Erde hinaus. Verklärt, heißt es, kam er an die Geschäfte zurück, Salinenwesen, Bergwerksbetrieb und Wissenschaft ward äußerliches Geschäft, und der auf Erden heimathlos gewordene Geist zog aus Allem, aus dem Gestein, aus den wilden unterirdischen Wassern, aus der Waldblume Nahrung für den Aufschwung. Das Naturstudium, die Fichte'sche Philosophie, welche er eifrig studirt hatte, der Drang nach Jenseits, sie bilden das Novalis'sche Schriftwesen, so weit es sich rationell ausspricht. Dieser Art sind die Fragmente, welche er großentheils um die damalige Zeit niederschrieb. Aber nur der feinste Hauch von jenen Wissenschaften dringt zum rauschenden Abendweben seiner poetischen Sehnsucht, wenn er die Poesie beschwören will, das Wunderleben in Aether, in der magischen Welt, wo der Karfunkel glänzt und die blaue Blume blüht. Da hört alle Begrenzung auf, der Traum, die Verzückung wogt auf und nieder. „Hätten wir eine Phantastik wie eine Logik," — sagt er selbst, — „so wäre die Erfindungskunst erfunden. Zur Phantastik gehört auch die Aesthetik gewissermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik."

Es überrascht, daß er in Freiberg, wo der Bergbau ihn fesselte, eine neue Liebe anknüpft, und sich schon 1798 mit Julie v. Charpentier verlobt, obwohl Sophie sein Stern, sein ewiges Herz blieb. „Glauben und Liebe" — „der Blüthenstaub" — „die Lehrlinge zu Sais" wurden um diese Zeit geschrieben.

Als Assessor und designirter Amtshauptmann des Thüringer Kreises kommt er oft nach Jena, verkehrt mit Wilhelm Schlegel, lernt Tieck kennen und lieben, genießt die romantische Verbrüde-

rung, und unterhält und unterrichtet sich fleißig in Experimental-Physik. Er schrieb auch damals schon geistliche Lieder, die so sanft und lockend wie ein Wald rauschen, und hatte schon den Vorsatz für ein christliches Gesangbuch, dem er Predigten beifügen wollte.

Im Herbste 1799 saß er am Fuße des Kyffhäusers in der güldnen Aue, und schrieb den Anfang seines „Heinrich von Ofterdingen." Dieser Roman, von welchem er nur den ersten Theil vollendete, von welchem uns aber durch Tieck der weitere Grundriß mitgetheilt ist, begreift das ganze zauberische Wunder in sich, welches ihm die Dichtung war, das Wunder, welchem nur die Vermittelung mit dem Menschen und darin der Stempel des Bestandes fehlt. Der erste Theil, welcher ausgearbeitet ist, heißt „die Erwartung." Die Wunderwelt, deren Mittelpunkt das Geheimniß aller Poesie, die blaue Blume, enthüllt sich unter Schleiern dem jungen Heinrich, welcher von Eisenach hinabzieht gen Augsburg. Der zweite, nur angefangene Theil „die Erfüllung" sollte die letzten Schleier heben, versprach also eine voll geschaffene Welt des Wunders, organisirt nach frei poetischen Hypothesen. Die innere Andeutung des Ganges zeigt sich in den Fragmenten, worunter die größten Blicke.

„Was ist Mysticismus?" — heißt es da unter Anderem — „Was muß mystisch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht sich auf Mysticismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mysticismus und Nichtmysticismus weg."

„Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Ist nicht Amerika selbst durch Hypothese gefunden?"

„Poesie ist Gemüthserregekunst."

„In Shakespeares historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie."

„Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik."

Specielleren Einblick in die romantische Absicht Hardenbergs gibt die Tieck'sche Mittheilung. Er hatte vor, außer dem Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen die Physik, das

bürgerliche Leben, die Handlung, die Geschichte, die Politik und die Liebe je als Haupteinschlag des Gewebes erscheinen sollten. „Innigste Gemeinschaft aller Kenntnisse, scientifische Republik, ist der hohe Zweck des Gelehrten," — dies ist ein Hauptwort der Fragmente für Hardenbergs Art und Bedeutung. Daß er solche Hauptthemata in die poetische Schöpfung tragen wollte, ist bei allem prosaischen Beischmacke, den solche Abhandlungssätze für das poetische Schaffen mit sich führen, ein wichtiges Zeugniß für Novalis. Seine Bildung schwebte hienach übrigens nicht so in schwanker Luft, wie sich in seiner Produktion darstellt. Es war auf eine Erschöpfung des wirklichen Bestandes abgesehen, aus und über welchem sich der poetische Flug erheben sollte. Solcher Wink läßt es unendlich beklagen, daß dieser Mann nicht älter als neun und zwanzig Jahre geworden, daß sein Körper nicht mehr aus einer brustkranken Exaltation hinaus gediehen ist, um die reichen Blicke derselben in die normal menschliche Betrachtung zu verarbeiten, zu verdichten.

Der Ofterdingen selbst hält sich fast noch weniger als lose an die Tradition, welche über diesen Minnesänger existirt. Die Magie des Blicks und der Verknüpfung ist Seele des Buches. Alles ist im Wunder der Phantasie zu vereinigen. Ein Prolog, der zwischen den Kapiteln auftritt, sollte als erklärende, wenn auch ebenfalls lose erklärende Verbindung auftreten zwischen der schweifenden und begreifenden Welt. Die erwähnte Biographie bringt ein Stück solchen Prologes, wie er zwischen die Wunder des späteren Romanes treten sollte, und gibt ein hinreichendes Licht über das Verhältniß. Es lautet also:

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt in's freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort."

Der Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Diesseits und Jenseits hört auf, entweicht wie ein Nebel vor dem poetischen Blicke, — dies ist das Leben und die Erfüllung Osterdingens.

Hier haben wir in milder Kühnheit eine reizende Konsequenz der Romantik, die naive, schöne Jugend derselben, welche im Wunsche vorausgreift, was als gegliederte That begründet sein will. Dieser Waldruf ist unserer Poesie innig verblieben, und hat ihr manch herrliches Echo gebracht; aber in der weltgeschichtlichen Erledigung war freilich mehr zu thun, als den Wunsch nach einer einigen Kirche und Welt auszudrücken, wie dies Novalis in dem Fragmente „die Christenheit oder Europa" thut. Er hat darin, wie die übrigen Romantiker, den Uebelstand des weltlich verständigen Protestantismus gezeigt, und wie diese reichlich dazu beigetragen, daß der Gedanke in's allgemeine Bewußtsein trete, der Gedanke, es habe sich die Welt in bloßes Glauben und bloßes Wissen gespalten, und die Verbindung müsse mit aller Kraft gesucht werden. Und Novalis ist in aller jugendlichen Ueberschwenglichkeit doch so besonnen und gebildet, daß er den neuen Phönix aus der Asche all der tausendfaltig wissenschaftlichen Bestrebung erwartet, die sich so tief und kräftig überall, und so stark eigenthümlich bei jedem Einzelnen losringe. Er mischt seine romantischen Sympathieen darein, aber erkennt die Würdigkeit des protestantischen Prozesses an. Darum ist er der Nation so werth geworden, und sie hat sich willig seinem Schwunge hingegeben, wie unverbunden er oft erscheinen mag. Ein tieferer Trieb nach ächter Verbindung ist bei diesem Dichter herausgefühlt worden, als bei manchem Anderen, welcher Verstandeswelt in reicherem Maße, aber ohne Andeutung einer Brücke derselben in die Mährchenwelt zeigt. Bei diesem beleidigt der Spott gegen Nüchternheit, bei Novalis dagegen vergißt man gern für längere Zeit die nüchterne Forderung, ja man sieht ihm das Widerstreben gegen Goethe nach, was sich einige Male so stark ausspricht. Es war ihm unerläßlich. Just über die Realität, worauf alles Goethe'sche ruht, wollte er mit Flügeln hinaus.

Der Fichte'sche Idealismus machte seine Stadien durch Schlegel, der einen vom Ich unabhängigen Inhalt suchte, durch Schleiermacher, der auch das empirische Ich gegen das allgemeine

zurückdrängte bis zu Novalis, dem Freunde Beider, welcher die gänzliche Vernichtung des subjektiven Ich forderte, und in der Natur und den Produkten des objektiven Ich alle Wahrheit sucht und findet. Das Subjekt hat somit nichts mehr zu thun, als still sich bewußt zu sein; — so objektiv dies aussieht, ist es der steilste Idealismus. Viele Keime der Schlegel'schen Ironie und des Schleiermacher'schen Prinzips von der Eigenthümlichkeit finden sich auf eine tiefsinnige Weise in Novalis verdichtet.

Die Brustkrankheit hatte sich bei ihm rasch ausgebildet, sie drängte sich mit einem leichten Tode, einem unmerklichen Uebergange aus dem Schlummer, zwischen seine beabsichtigte Hochzeit. Er starb den 25. März 1801 zu Weißenfels, wo seine Eltern seit längerer Zeit wohnten, und wo auch er lange Zeit wohnte. Friedrich Schlegel stand erschüttert neben dem todten Freunde, der erst kurz vorher über die verklärteste Poesie mit ihm gesprochen hatte, wie sie sich seinem erweckten Sinn böte. Sein Aeußeres ist groß, schlank und einfach gewesen, hellbraunes Lockenhaar ist lang um ein durchsichtiges, wohlwellendes Antlitz gewallt. Stets erregt, stets lebhaft theilnehmend, feurig eingehend wird sein Wesen geschildert.

Arnim und Brentano.

Wie reiche Gabe schlummert in diesen zwei Namen! Sie gehören zu den genialsten der Romantiker, und es hat ihnen nur das Glück gefehlt, das Glück, welches dem Reichthum die Weihe gibt, welches ihn zur dauernden, siegreichen Schönheit der Kunst läutert und hebt. Es ist eine Verwüstung um sie her gebreitet. Eine Verwilderung um Brentano, der an einen prächtigen Park mahnt, wo die stolzesten Bäume vom Blitz getroffen, oder frevelhaft von bäuerischer Art umgehauen sind, wo die schönsten Statuen herabgestürzt in tiefem, üppigem Grase liegen, mit dem Gesichte im Boden. Und wo sie noch auf den Postamenten hängen, da ist ihnen Nase und Feigenblatt und Arm zerschlagen. Er selbst nennt seinen Hauptroman „Godwi" einen verwilderten.

Später ist gar noch ein Todesnebel über seine Welt herabgefallen; und der dichterische Schöpfer kann sich selbst nicht mehr darin zurecht finden, sitzt in dumpfer Verzweiflung, halbnackt, die knotige Geißel für den eigenen Leib in der Hand haltend auf einem gefällten Baume, und verflucht sein eigenes Werk. Einzelne Schriften wie „der Philister", eine sehr witzige Verspottung der Nüchternheit, in drollig gelehrter Form gehalten, und „Schneeglöckchen" hat er mit großen Kosten im Buchhandel selber aufgekauft, um das Gift von der Welt abzuhalten, was aus seinem Herzen geträufelt ist. Brentano erlebt an sich die Nemesis der Romantik, die Eumenidenkritik, welche nur den Fehl anerkennt, nicht die großartige Anlage. Die Willkühr in der romantischen Schule, der Mangel eines scharf ausgebildeten Prinzips hat sich an diesem großen Talente und kleinen Charakter so entsetzlich gerächt, daß uns ein thränenreiches Bedauern geweckt werden könnte. So grausame Strafe würde kein Mensch der theilweisen Lüge aufladen, die unter den Romantikern zur Manier geworden war.

Ein bezaubernder Segen der Kunst ruht auf dieser Familie Brentano: was ein Brentano ergreift, das gewinnt unter seinen Händen eine reizende Bildung, so wunderbar reich ist die Mischung von Geist und Talent in ihm. War es doch der schon begabten Schwester, der berühmten Bettina, vergönnt, noch über eine kühl politische Zeit ein ganzes Füllhorn von Empfindungsrausch auszuschütten, und eine begeisterte Anerkennung dafür zu ernten.

Clemens Brentano ist 1777 in Frankfurt a. M. geboren, hat in Jena studirt und dort und in Prag, Frankfurt und an mehreren Orten ein dichterisches Privatleben geführt. Seine Hauptbücher sind: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman" in 2 Bänden — „die lustigen Musikanten," ein Singspiel — „Ponce de Leon," ein Lustspiel — „die Gründung Prags," ein histor-romantisches Drama — „der Rheinübergang," ein Rundgesang — „Maria, Satyren und poetische Spiele" — „die Philister" — „Schneeglöckchen" — „Viktoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte, ein klingendes Spiel" — „Gaben der Milde mit der Novelle vom braven Casperl und schönen Annerl" — „der Goldfaden"

„des Knaben Wunderhorn" — „Bogs, des Uhrmachers Geschichte" — „Sängerfahrt", die er unter Anderem mit Arnim herausgab — „die mehreren Wehmüller und ungarische Nationalgesichter."

In Jena hatte er seine Gattin, die liebliche Sophie Mereau gefunden, die Dichterin der Seraphine, die er leider schon 1806 verlor. Charakteristisch ist es, daß fast all die Romantiker einen so ergiebigen Verkehr mit begabten Frauen pflegten, und geistreiche Frauen zur Ehe fanden. Das weibliche Element des Lebens ist nicht ohne solchen Zusammenhang bei ihnen vorherrschend. — Wie frisch spielte der Uebermuth des Lebens in diesem Brentano, wie bedeutungsreich und ergötzlich figuriren die Details unserer Existenz in diesen Schriften! Wie dreiste Gnomen einer selbstständigen Wunderwelt springen sie unter im Dunkel der mächtig hervorbrechenden katholischen Tendenz des Gemüths und Glaubens. So lange sie von der starken Hand des Talentes munter erhalten werden, so lange fallen immer noch breite Sonnenblicke in dieses Durcheinander der Schrift. Aber mit der Jugendkraft sinkt diese Hand, und das muntere Gnomenvolk zerfällt in traurige Asche, und alle Schöpfung hört auf, dumpfes Starren tritt an die Stelle. Clemens Brentano weiß sich aus den durcheinander gewirrten Gaben seiner Natur nicht mehr zu finden, er flüchtet 1818 in den Schooß der römisch katholischen Kirche, und das hervorbringende Leben seines Talentes ist wie mit einem Zauberstreiche vernichtet. Wo die Bewegung aufhört, da gebricht in einer unerfüllten Zeit auch die That. Seit jenem Jahre ist er todesstumm für die Literatur. Wie ein Mönch taucht seine leibliche Gestalt nur manchmal noch für den auf, welcher diesem früh beendigten Leben nachblickt. Man sieht ihn sechs Jahre im westphälischen Kloster Dülmen auf den Knieen liegen, und die Wunder einer Nonne anbeten, dann versinkt er wieder in den gewundenen Gassen Frankfurts.

Charakterlosigkeit, geheimnißvoller Hang zur Lüge, ein erschreckender Dämon des Humors tritt in diesem Manne wie ein Gespenst entgegen. Von seinem Aufenthalte in Prag werden Züge seiner schwatzhaften Haltlosigkeit und einer Nichtachtung der männlichen Umgangsformen erzählt, die das Geschöpf des Mährchens in unsere formelle Welt versetzen. Als er in Coblenz, von

Dülmen zurückkehrend, ſeiner Schweſter Bettina begegnete, hat ſich Folgendes zugetragen: er hat ganze Koffer voll Manuſcripte abgefaßt, die noch heute Niemand kennt, er hat heilige Bilder gezeichnet, und zeigt ſie der Schweſter. Dieſe entdeckt, daß er an den heiligen Figuren einen Brentano'ſchen Familienſcherz angebracht hat, und weiſt in Frage und Erſtaunen darauf hin. Clemens bricht darüber in ein unbezwingliches Gelächter aus. So mittelalterlich naiv, ſo humoriſtiſch frei und gegenſätzlich ſpringt der Dämon in dieſem Manne! Mit dem, was ihm das Heiligſte, dem er ein ganzes Leben rückſichtslos hingibt, treibt er ganz in der Stille ſeinen ſchelmiſchen Spott. Ueber weitere Details dieſes baroken Lebens, was im Mangel an Muth ſkurrile Situationen entwickelt und im Myſtizismus früh bis zur Thatloſigkeit verſinkt, kann auf den dritten Band der „Modernen Charakteriſtiken von Laube" hingewieſen werden.

Stattlich erhebt ſich neben dieſem wunderlichen Schwarzkopfe die hohe Geſtalt Achim von Arnims, den man in der Mark, zu Wiepersdorf, ſeinem Gute im Ländchen Bärwalde, ſchreiben ſieht, nachdem er in Halle, Göttingen, Heidelberg umher geweſen war. Naturwiſſenſchaften und alte Lieder ſtudirt, und als Doktor der Medizin ſich der Bewirthſchaftung ſeines Stammgutes hingegeben hatte. Bei ihm ſieht man eine viel größere, mächtigere Herrſchaft des klaren Geiſtes, wie tief und beliebig ſich auch das Herz einläßt in bizarres Spiel des Talentes. Aber auch ihm fehlt das Glück. Es läßt ihn eine thatenreiche Laufbahn verſäumen, welche in jener Zeit großer Kriege dem hervorragenden märkiſchen Kavalier geboten war, es entzieht ihm dadurch den feſten Stand zu den Anſprüchen der Umgebung und Geſellſchaft, es ſtreut jenen unſichtbaren Staub des Mißbehagens in ſeine Seele, es gibt ihm große Anfänge zu einer ſchönen Familienwelt in einer genialen Gattin, jener Bettina, und in geſunden Söhnen, aber es verweigert die Weihe einer überwältigenden Neigung, verweigert der Gattin die Vorzüge einer ergänzenden, das Behagen weckenden Hausfrau. Es verweigert das Entgegenkommen der Schule und des Publikums, und ſo geht das Weſen nirgends auf in ſtolzer Genüge, die Schrift erhält nicht den Stempel des Gelingens. Auch mit der Schule nämlich war er nicht ſo innig verbunden wie die übrigen

Romantiker, mit den Führern, den Gebrüdern Schlegel, stand er in keiner besonderen Freundschaft.

Arnim war 1781 in Berlin geboren und starb 1830, hat also nicht weit über die vierzig Jahre hinaus gelebt.

Außer den Schriften, die er in Gemeinschaft mit Brentano herausgab, sind insbesondere seine „Gräfin Dolores", „Isabelle von Aegypten" und die „Kronenwächter" vorzuheben, daneben gehen „Ariels Offenbarungen", „Halle und Jerusalem", ein Studentenspiel, viele Novellen und kleine dramatische Spiele. Jene sind großentheils unter den Haupttiteln „Landhausleben" und „Wintergarten" zusammengefaßt. Manches Frühere, z. B. Hollin's Liebeleben, ist theilweis in die Dolores verwebt, oder anders gefaßt, wie „Trost-Einsamkeit", ein sehr beliebtes Romantiker-Wort, was in der Einsiedlerzeitung zu Heidelberg auftauchte. Von alle dem ist die Dolores, „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben", 2 Bände, das Reichste und Mannigfaltigste. Darin läuft Alles so bunt, so geistreich, so bloß angedeutet, so schwebend und klingend, so drollig und tiefsinnig durcheinander, Charaktere und Verhältnisse sind so dreist gesund, so gebildet schonend, so verschwommen vorüber- und untergehend aufgefaßt, daß man wie in einem rosenroth angestrichenen dämonischen Spiele umhertaumelt, lacht, ergriffen wird, sich versenkt, und bei alle dem zu keinem Genusse, zu keiner Erquickung kommt. Man geht ohne Drang an dies lange Buch, man wird von tausendfacher Anregung gefaßt, ja betroffen, und dennoch legt man es ohne vollen Eindruck hinweg, und fühlt sich nicht genöthigt, diese merkwürdig fackelnde Welt weiter zu betrachten. Die glückliche, in schöner Fessel zwingende Form gebricht, es flattert Alles, und die geniale Unordnung drängt fast noch mehr als sie reizt, reizt jedenfalls mehr als sie fesselt. Das Leben im Schlosse zu Wiepersdorf drängt sich mit allem beschaulichen Reichthume entgegen, aber die Stille des Landes ist rhapsodisch, man glaubt den Schreiber nur ruckweise an den Schreibtisch treten zu sehen, es ist nicht der gesammelte Friede des Landlebens, sondern der jeweilige Stoß der Erregung, welcher vertritt, mehr Schlendern als Friede, und zwar Schlendern, weil nichts Gefaßteres und Energischeres

zu thun ſei. So dahlen die unendlich vielen Verſe dazwiſchen, die wie ſchöne Mädchen zu träg ſind, ihre Kleider in ſcharfe und gefällige Ordnung zuſammen zu nehmen, ſo wird aus der kecken, reizenden Dolores am Ende, weniger der Keckheit halber, als um doch eine ernſte Wendung zu geben, eine fromme Nonne, die durch Gebet ein unehelich Kind in einen ehelichen Johannes verwandelt, dadurch, daß ſie zwei Monate längerer Schwangerſchaft gewinnt. So wird am Ende die Mehrzahl fromm, mehr erſchöpft und müde des unſtäten Handthierens, als weil ihr ein kräftiger Wille dazu aufgegangen ſei. Aber in dieſer dahlenden Träumerei welche Schätze von unerſchöpflicher Beziehung, von innigſter Wahrheit, welche Schätze von Komik! Arnim wie Brentano ſind durchaus von einer viel einfacheren und tüchtigeren Kraft des Komiſchen als Tieck. Ihr Reiz des Lächerlichen iſt viel natürlicher und ſtärker. Die Geſchichte des „Mohrenjungen“ in der Dolores iſt in ihrer unbefangen drolligen Art ein Meiſterſtück, das Bild der Dolores ſelbſt und neben ihr viel andere Bilder ſind unübertroffen in unſerer ganzen Literatur, unübertroffen in der naiven Aechtheit der Auffaſſung und in dem intereſſanten Zauberſpiele der menſchlichen Mannigfaltigkeit, wie ſie eine einzelne ſtarke Figur entwickeln kann. Es gibt ein Labyrinth von Gedanken, dies wäre das paſſendſte Motto dieſes Buches.

Der nicht beendigte Roman „die Kronenwächter“, welcher ſieben Jahre ſpäter im Leben des Dichters fällt, beginnt in einer viel geſchloſſeneren Form, und läßt die mangelnde Fortſetzung ſehr bedauern. „Iſabelle von Aegypten“, welche bald nach der Dolores folgte, behandelt in kühnſter Abenteuerlichkeit und mit ſchauerlichſter Zuthat das Zigeunerleben. Ihm wie dem Dorfleben und der Exiſtenz armer Edelleute hat Arnim größte Liebe und Aufmerkſamkeit gewidmet.

Ueber all dieſe einzelnen Erſcheinungen der Romantiker hat Heine in ſeiner „romantiſchen Schule“ das Genialſte geſagt, was ſich ſagen läßt, ſobald man die Abſicht hat, einer fremden Nation eine pittoreske Schilderung dieſer Dichtungspartie zu geben. Ueber die Endpunkte der Romantik, über das auf dem unterſten Grunde ruhende Glaubensbekenntniß des Katholicismus ließ ſich Arnim durchaus nicht ſo hingebend heraus, wie es die Schule wünſchen mochte. Er raffte nur alles Material einer poetiſchen

Zeit für seine magische Laterne zusammen, und bot es mehr wie dichterischen Plunder, dem ein sinniger Blick Anordnung und Verhältniß geben möge. Das Kloster, der Kaplan, müssen ihm scherzhafter Seite eben so dienstwillig sein, wie die protestantische Stiftsdame und der lutherische Prediger. Dieser unbefangene Höhepunkt ist ihm bei Genossen und beim Publikum nicht günstig gewesen, er ist es aber jetzt bei der Kritik. Das Verhältniß ist fast wie mit seinem Stile: er ist so rasch forteilend, so einfach und anspruchslos, tändelt so selten grob mit der romantischen Terminologie, daß man ihn gar nicht gewahrt im Lesen der Bücher, und erst bei näherem Zusehen die vielen Semikola erkennt und den durchweg geläufigen anmuthigen Fall. Alle Vorzüge Arnims sind so fein, daß sie leicht übersehen sein könnten, wie leider die Erfahrung lehrt.

Ludwig Tieck.

Wackenroder.

Tieck ward den 31. Mai 1773 in Berlin geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem dortigen Joachimsthal, und studirte in Halle, in Göttingen und kurze Zeit in Erlangen. Wackenroder war sein innigster Freund in diesen ersten Stadien eines aufkeimenden Lebens, und es ist schwer, diese beiden Leute streng zu trennen, da sie wie Eheleute in einander hineingelebt waren, und oft Einer dem Andern selbst kaum nachweisen konnte, welchem von ihnen der Ursprung eines Gedankens oder Planes angehören möchte. Auch mit der Abfassung ihrer Bücher hielten sie es so, und es hat mühsam herausgesucht werden müssen, was Tieck, was Wackenroder gehöre. Für die Darstellung des Tieck'schen Wuchses ist jener junge Mann, der ebenfalls aus Berlin stammte, eine Hälfte des Grundes, und er muß wie ein Tieck'sches Anregungs-Prinzip in die Geschichte dieses Dichters verflochten werden. Er ist eine von außen zugebrachte Ergänzung Tiecks, welche diesen dem eigentlichen Dogma der Romantik zugeführt hat. Man hat ihn oft mit Novalis verglichen, weil er den sehnsüchtigsten

Zug nach unmittelbarem Eindrange in das religiose Weltgeheimniß mit diesem gemein hat. Die Wackenroder'sche Sehnsucht ist aber schmerzlicher. Auch der Tod hat ihn so früh wie jenen, ja noch jünger als Novalis weggerafft, er starb, 25 Jahre alt, 1797. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", das Haupthuch Wackenroders, erschien im selbigen Jahre, und diese neue Kunstforderung der Jugend, welche sich hierin drängend auf Versenkung des Sinnes aussprach, sollte im zweiten Buche „Sternbald's Wanderungen" an der Person eines Künstlers gezeigt werden. Wackenroder starb über diesem Buche, Tieck führte es aus, wie er schon zum ersten eine Vorrede „Sehnsucht nach Italien" und einzelne Artikel gegeben hatte, und wie er den übrigen Nachlaß als „Phantasieen über die Kunst" herausgab. In einer neuen Ausgabe der „Herzensergießungen" sind die einzelnen Stücke der Wackenroder'schen Arbeit abgedruckt. Dieser Anstoß ist für die Kunst von Wichtigkeit gewesen, und jener unbestimmt allgemeine Zug rührt daher, sich bei künstlerischer Produktion übermächtig religioser Mystik hinzugeben, alte Künstlersympathieen mit Andacht zu pflegen, und der stofflichen Verbindung, dem Uebergange aus Empfängniß in klar und scharf gebildete Form geringe Aufmerksamkeit zu schenken. Es kommt dies genau mit der allgemeinen Anklage gegen die Romantik überein, daß sie, um Höchstes zu gewinnen, den nothwendigen Verstand des Ausganges und Ueberganges, die Bedingung einer reellen Welt übersehen, daß sie in Luft gezeichnet habe. Goethe ist im 2. Hefte von „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" scharf gegen diese Richtung aufgetreten. Für Wackenroder ist die rasche Jugend anzuführen, welche im Drange für das Ideal und im Mangel technischer Erfahrung gern dem Extreme huldigt.

Für Tieck verzweigt sich diese Frage in das ganze Leben. Wackenroder ist das eine Prinzip jenes auffallenden Dualismus, in welchem sich Tieck bietet, und für welchen sich nie eine höhere Vermittelung in dessen Dichtexistenz geboten hat. Tieck ist von Hause aus eine weltliche, gesunde, heitere Natur, die Realität in all ihrem Reize erkennend und würdigend, geneigt, auf das Fröhlichste mit ihr zu spielen, ja zu schwätzen. Daneben war er ausgerüstet mit der talentvollsten Gabe der Aneignung, der Anempfindung. Wackenroder bot früh dafür ein Land, geheim-

mißvoll wie Indien, und ward so für dieses eingehende und annehmende Talent von unermeßlicher Wichtigkeit. Er ist für Tieck die Brücke zur Romantik geworden; denn Tieck selbst begann völlig unromantisch seine Schriftstellerbahn. Tieck hat nun jene Brücke niemals abgebrochen, jeweiliges Herüber und Hinüber hat er sich stets vorbehalten. Weil er aber diese Verbindung nie und nirgend in sich zu einem erledigenden, versöhnenden Schlusse gebracht, sondern sich stets mit der Beiläufigkeit und Halbheit des Grundsatzes begnügt hat, darum hat sich so viel zierliche Lüge in seine Welt eingeschlichen, darum ist er vorherrschend nur der romantische Tic, darum ist seine romantische Forderung so oft nur Grimasse, darum ist sie in ihm zu einer erkünstelten Welt so beleidigend forcirt, denn das innerste Wesen mäßigte die Linien nicht, darum hat er bei den ächten Romantikern wie bei der Nation einen so zweifelhaften Stand, einen Stand, der viel geringer ist, als ihn der große Reichthum des Tieck'schen Talentes ansprechen dürfte.

Solcher Einwirkung von außen gemäß sehen wir das Tieck'sche Leben in drei sehr verschiedenartige Perioden zerfallen. Der Beginn ist nüchtern, realistisch, unbedeutend, der erhöhte Verkehr mit Wackenroder, die eintretende Verbindung mit Jena, der Aufenthalt in Jena, die nächste Folgezeit ist entschlossen romantisch, und zum Dritten tritt nach den Niederlagen des streng-romantischen Geschmacks, welche dieser in der öffentlichen Meinung erlitt, eine Verschmelzung des romantischen Themas mit der besonnenen Forderung ein, leider nur in der Weise, daß wir die verschiedenartigen Elemente, welche verschmolzen sein sollen, neben einander, nicht ineinander, dargebracht, daß wir nur den Willen der Verschmelzung, nicht das Resultat derselben sehen. So wie Tieck selbst einmal von Herder und Jacobi sagt: „Sie waren nur ein vermittelndes Element zwischen Religion und Bildung, ohne sie wirklich vereinigen zu können und zu wollen." Hat nun Tieck von Jugend auf viel Neigung zu redseliger Breite, so muß diese im vermittelnden Geschäfte der dritten Periode einen sehr bereitwilligen Anlaß finden, und dies stellt sich deutlich genug dar in der Weise, wie er die Novelle eingeführt und behandelt hat.

Ist dieser Gesichtspunkt einmal aufgestellt, so kann man sich ohne Rückhalt der vielfältigen Vortrefflichkeit Tiecks hingeben,

die sich in einzelner Absicht, in mancher ganzen Partie so liebenswerth verführerisch bietet, die als umsichtige Literaturbildung, als feiner, milder, geschmackvoller Sinn, als Anregung zur feinsten That so bildend entgegentritt. Die Stellung dieses Dichters ist nur so nachtheilig beurtheilt worden, weil sie von den Verehrern für eine gesetzgeberische ausgegeben worden ist. Dadurch hat sie die volle Feindschaft einer Zeit auf sich geladen, die in schwerem Ernste eine Bildungswelt aus dem Ganzen zu bauen Willens ist, und die Anmaßung einer in sich nicht erledigten spielerischen Welt herber abweisen mußte, als außerhalb eines Kampfes und bei ungestörter Abwägung nöthig wäre. Tiecks Stellung kann nur als eine anregende Geltung verlangen, als solche aber auch eine hingebende und preisreiche Geltung.

Tieck begann schon auf der Schule sich in längerer Produktion zu üben. Dahin gehört sein Abdallah. Um's Jahr 1829 ist eine Gesammtausgabe seiner früheren Werke erschienen, und ihr sind auch all jene Jugendprodukte der Berliner Zeit einverleibt worden. Der Dichter sagt in dem wichtigen Vorberichte, welcher sich bei dem ersten Bande findet, daß er aus buchhändlerischer Rücksicht, des oft vollständigen Nachdrucks halber, all diese frühen Produkte wieder aufgenommen habe. Auch dem Literarhistoriker sind sie für Vollständigkeit der Tieck'schen Schriftstellerei wichtig. Zumeist datirt die Entstehung derselben aus dem Verkehre, welchen Tieck mit Nicolai pflegte. Tieck mit Nicolai! Für ihn und dessen Sohn arbeitete zuerst die junge Muse, und sie fand wohl kein besonderes Arg dabei, ja Tieck ist auch offen genug, diese Verbindung jetzt nicht damit zu beschönigen, daß er den ersten den besten Erwerb gebraucht habe. Er war ohne Rücksicht für ein bestimmtes Brotstudium auf Universitäten gewesen, eine einträgliche literarische Thätigkeit mochte erwünscht sein, er besorgte dem alten nüchternen Buchhändler und dessen Sohne verständliches Futter für das Lesepublikum, setzte die „Straußfedern" fort, welche Erzählungensammlung Musäus und der Itzehoer Müller vorher besorgt hatten, schnitt englischen und französischen Plunder zurecht, erfand eigene Unterhaltung des Lesers. Das erhebt sich Alles wenig oder gar nicht über die Mittelmäßigkeit, und nur der Aufmerksamste findet in Einigem, ja auch dieser nur in Einigem hie und da einen kleinen Keim des späteren Tieck. „Ich verdarb

manche Stunde" — sagt er 1829 — „und folgte, wie so oft im Leben, dem Reiz, das Unbedeutende, Verkehrte und Richtige mit Aufmerksamkeit zu betrachten, darüber hin und her zu denken wie es anders gestellt, geändert, verkürzt und vermehrt etwas Besseres werden könne. Die Phantasie lernt auch dabei, und der Witz wird geübt, wenn auch auf einem Umwege."

Dies Bekenntniß ist sehr bezeichnend für den Geist der Kleinigkeit, welcher so oft in Tieck ermüdet. Das wichtigste Buch aus jener Jugendzeit ist „William Lovell", in welchem dreiste Sinnlichkeit neben der Wackenroder'schen Düsterheit noch stürmisch durchbrechen will. In einem Trauerspiele „Karl von Berneck" ist die Idee der Schicksalstragödie, wie Tieck sagt, zuerst begonnen, die ihm später manchen Aerger in Müllner'scher Hand verursacht hat. Uebrigens fällt auch schon in diese früheste Epoche des Dichters sein eifriges Studium des englischen Theaters, was in der romantischen Zeit vom Studium der altdeutschen Gedichte abgelöst, und in der letzten Epoche wieder aufgenommen wurde. Er spricht in seinem Vorberichte nicht ohne Behaglichkeit von seiner frühen Beschäftigung in Göttingen und Berlin mit Fletcher und Ben-Johnson, und obwohl er nicht die wahre Dichtung dem Letzteren zuerkannt sehen will, so hebt er ihn doch übrigens, so viel es nur immer angehen mag. Das Lob gestaltet sich so, wie es auch für manches Tieck'sche Produkt verwendet werden kann. „Ben-Johnson" — heißt es — „ist als das verständige und regierende Haupt jener Schule von Poeten anzusehen, die im Dichten selbst ihren kleinen oder großen Krieg gegen die eigentliche Poesie geführt haben." Es darf nur die letzte Zeile dahin geändert werden, daß der Krieg gegen ein wirkliches Bedürfniß und in so fern gegen einen ächten Bestandtheil der Poesie geführt worden sei. Denn was im Gegensatze zur Kunst bei Shakespeare die Natur genannt wird, das ist die moderne Dichtung, deren Repräsentant Goethe, der künstlichen romantischen gegenüber, und in so fern ist Tieck mit dem gestiefelten Kater und Zerbino auch Johnson'sch unter Anderem. Er sieht eben auch in Abstraktionen ein Gedicht zusammen ein Spiel, wo aus dem Schatten der Baum werden soll, wie es Johnson that. Er muß auch hinzusetzen, daß sich „eigentlich das Volk und das Theaterpublikum" niemals mit Johnson „befreundet habe."

Den Uebergang zu den Romantikern bilden im Tieck'schen Leben die Volksmährchen. Ein feiner und stets behaglicher Sinn ließ ihn oft, gern und lange in Dergleichen verweilen, die Feder ging rasch und stellte mit gesprächiger Bereitwilligkeit allerlei Eingang und Bezug zusammen, und so entstand der Anfang dieser Mährchenschrift. So findet sich auch zuerst immer noch vielerlei Einleitung, die sich vertheidigend, sanft satirisch gegen die ungläubige Epoche hinstellt, und damit, im Grunde störend, die Mährchen einleitet. Die Unbefangenheit verliert immer, wenn sie sich vertheidigen will. Ueber diesen „Blaubart", „blonden Eckbart", die „Heymonskinder" waren die Nicolai's wenig erbaut, und dergleichen Kinderei mußte wenigstens dem Titel nach an etwas Früheres, Simpleres angeknüpft werden. Dafür bot sich „Peter Lebrecht", ein sanft satirisch, sehr mattes Produkt, was Tieck dem alten Nicolai zu Dank geschrieben hatte und unter dem Titel „Peter Lebrechts Volksmährchen" erhob sich diese Tieck'sche Richtung.

Der Weg zu den Romantikern war hiermit gebahnt; Wilhelm Schlegel sprach dies im Athenäum gefällig aus, Tieck gewann nun eine Fahne, die Fahne von Jena, und wandte sich ihr völlig zu. Er gab 1799 und 1800 zwei Bände „Romantische Dichtungen", worin sich „Prinz Zerbino, oder die Reise nach dem guten Geschmack" als Fortsetzung des „gestiefelten Katers" in entschiedener Polemik hervorthat gegen alle Welt, die nicht rücksichtslos in die Wunder der Dichtung verschweben wollte. Dies ist jene vielgepriesene poetische Polemik, wo sich nicht bloß der Recensent, sondern der Dichter selbst durch eine sezenartige Composition an den Gegnern rächt. Einzelne Partieen und Stücke des Aristophanes können als Vorbild angesehen werden; die poetische That einer Nation wird dadurch stets in sehr geringem Maße bereichert. Das Ganze ist in Wahrheit auch nichts mehr als ein antithetisches Verstandesspiel mit vereinzelter Talentprobe ausstaffirt, was eben auch durch Verstandesspiegelung die Ueberschätzung des Verstandes höhnt. Ein erquicklicher, in sich ruhender, aus sich zeugender Kern gebricht gänzlich. Statt dieses Kerns, welcher den ewigen, wahrhaften Reichthum der Poesie friedlich in sich schließt, wird ein unruhiges Flattern geboten, was durch breite Bekämpfung der alltäglichen Verstandeswelt eben andeutet,

wie breit diese Welt im Verfasser selbst ausgebreitet und gelagert ist. Durch all diese Polemik kündigte just Tieck frühzeitig an, daß er der nüchternen Welt am nächsten stand von allen Romantikern. Die wahre Poesie nimmt nie den eigenen Gegensatz zum ausführlichen Thema, ihr Zweck ist niemals die Verneinung; oder sie thut es wenigstens im vorherrschenden Dienste einer komischen Produktion, die in sich eine Welt gibt, wie bei Cervantes. Diese Welt bietet sich alsdann ganz ohne die didaktisch poetische Mischung wie im Zerbino, wo im Dichterparadiese die Dichter selbst der Trivialität belehrend entgegen traten, dadurch aber die Naivetät einer trivialen Welt und solchergestalt die komische Einheit vernichten. Dergleichen literargeschichtliche Aufgabe der Dichtung ist deshalb auch nur ein geschichtliches Einwirkungsmittel für die Eingeweihten verblieben, an die Tages-Polemik geknüpft ist der Reiz schon für jetzige Zeit verflogen, und man bedauert fast, daß so viel Laune und Witz nicht an eine komplexere Schöpfung gewendet worden sei.

Solch ein Verfasser mußte durch halbe Verwandtschaft frühzeitig zum Don Quixote gezogen werden. In den Jahren von 1799 bis 1801 erschien Tiecks Uebersetzung davon. Wenn es nicht Arnim thun wollte, welcher durch Unbefangenheit vorzugsweise dafür geeignet war, so mußte diese Arbeit von allen Romantikern Tieck zufallen, da er allein scharfen Sinn für die Breite des Gegensatzes und für den Reiz der Beschränktheit besaß. Der Don Quixote unter den Romantikern und die Lobpreisung desselben, wofür sich allmählich alle vereinigten, bleibt eine sehr merkwürdige Erscheinung. Hatten sie wirklich ein konsequentes Recht dazu? Gewiß nicht. Es lag nur in ihrer historischen Stellung, den Werth ungebührlich verachteter Vorzeit und Werke noch einmal anzuregen, ihn in's Bewußtsein der modernen Welt und dadurch in die Fortbildung selbst zu bringen. Es lag aber keineswegs in der Ansicht, welche sie selbst von ihrer Stellung hatten. Nur die Unklarheit ihrer Definition des Romantischen gestattete den Preis des Don Quixote, und Tieck persönlich hat durch sein wärmeres Leben und Wirken sein Recht auf den Don Quixote besiegelt. Er hat sich von der Konsequenz der romantischen Schule losgesagt, und ihr nur noch als einem würdigen poetischen Prozesse gehuldigt, worin ihm die jetzige Ansicht vollkommen beistimmt.

Aber die Entstehung des Don Quixote inmitten unserer romantischen Blüthe und der Preis des närrischen Ritters bleibt eine ironische Rache gegen die Erfinder der Ironie. Allerdings bleibt ein tragisch-ironischer Hauch übrig, wenn man die romantische Narrheit eines beschränkten Kopfes und den daneben schreitenden Sieg der trivialen Alltäglichkeit sieht, aber das Buch ist und bleibt doch im Ganzen die Verspottung unzeitgemäßer Romantik, und nur die Kühnheit unserer Romantiker, selbst solches Buch preisend aufzustellen, und nur die überall gefällige Hinterthür der Ironie, nur dies rettete unsere Romantiker vor mancher nahe liegenden Nutzanwendung auf sie selbst aus diesem irrenden Ritter.

In schönen Sonnentagen des Jahres 1800 sehen wir Tieck zu Jena in einem Gartenhäuschen das Mährchen von der schönen Melusine schreiben und Johnson's Epicoene übersetzen. Er ist bereits mitten im romantischen Orden, er hat ein „poetisches Journal" angefangen, was aber schon nach dem zweiten Stücke an Theilnahmslosigkeit des Publikums untergeht; „Genoveva," eine schöne Perle aus den schon erwähnten „romantischen Dichtungen" ist erschienen, das Fastnachtspiel „der Autor" tritt auf in strenger Idee der romantischen Sympathieen. Das Jahr darauf, 1801, ist er in Dresden und gibt mit Friedrich Schlegel den „Musen-Almanach auf das Jahr 1802" heraus, der wegen gewaltsamen Hindrangens zur Mystik stürmische Opposition hervorrief. Auf diese Zeit folgt ein abwechselnder Aufenthalt in Berlin, auf dem Lande in der Mark, besonders in Ziebingen. Die „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" erscheinen 1803, deren Vorrede auf die alten National-Dichtungen hinweist. Er hat ihnen viel Studium seines Lebens besonders in Rom und Paris gewidmet, wo er oft lange Gedichte auf den Bibliotheken kopirte, war auch lange Zeit Willens, das Nibelungenlied modernisirt und mit eigner Zuthat heraus zu geben. Dergleichen Thätigkeit hat er niemals so geschlossen dargestellt, daß ihr die gebührende Anerkennung geworden wäre. Trotz dem, daß er auf den schriftstellerischen Erwerb hauptsächlich angewiesen, und sein ganzes Leben hindurch nicht frei von ökonomischer Sorge war, hat er doch nie die schriftstellerische Praxis genügend ausgebeutet. Man müßte denn in die böswillige Meinung einstimmen, daß viele seiner

späteren Novellen gesprächsweise so ungebührlich ausgedehnt würden, um voluminöser zu sein, und daß er des Drucks halber Manches in Druck gäbe, was der ihm zu Gebote stehenden reiferen Kraft und Ausführung noch bedürftig wäre. Es ist traurig, daß dergleichen erst abgewiesen sein muß. Tiecks Art ist von jeher zur Breite geneigt, und das auf erste Anregung Niedergeschriebene war ihm von je her der Mittheilung würdig. Es ist daneben traurig, daß die Nation so wenig Lust und Anlagen hat, ein so großes Talent der alltäglichen Sorge zu entheben, und daß sie eine Vermittelung nie zu finden sucht, wie die Thätigkeit in Athem erhalten und doch nicht bloß durch ökonomische Sorge in Athem erhalten werde. Tieck gegenüber muß man unbedingt einräumen, daß er in ökonomischer Benutzung der Schriftstellerei stets wie ein sorgloser Dichter, ein ächt vornehmer Poet verfahren ist, ja daß er manches Studien-Material vielleicht zu wenig für den Druck verbraucht hat.

Vor seiner Reise nach Italien erschien noch 1804 sein „Kaiser Octavianus", worin eine golddurchwirkte Dichtungswelt ausgebreitet ist, und worin für den dramatischen Fortdrang vielleicht nur mitunter die lyrische Dehnung und die etwas manierirte Simplicität stört. Davon abgesehen ist es ein von Reichthum und Schönheit strotzendes Buch, und ist neben der Genovefa eine poetische Hauptthat des Verfassers.

Noch besorgte er Anfang 1805 mit Schlegel die Herausgabe des Novalis und ging dann nach Rom, wo er auf dem Vatikan fleißig studirte, und übrigens der Kunstbetrachtung und dem bloß beschaulichen Leben des Südens sich hingab. Die eigentliche Produktion ruht lange Zeit. 1806 kam er nach Deutschland zurück, und rastete krank in München; von da finden wir ihn öfters wieder auf lange Zeit in Berlin und den Landhäusern der Mark. Das „altenglische Theater, 2 Bände, als Vorschule zur Uebersetzung des Shakespeare", gab er 1811 heraus; das Jahr darauf folgte „Phantasus", die liebliche Sammlung der alten Mährchen mit mancher neuen Zuthat, und der „Frauendienst" des Ulrich von Lichtenstein, dem wir bei den versiegenden Minnesängern begegnet sind. Damit ward die Herausgabe eines „altdeutschen Theaters" verbunden, wovon 2 Bände erschienen sind.

1818 ist er in London, besonders um seine Sammlung über

Shakespeare zu vervollständigen. Das nächste Ergebniß war „Shakespeare's Vorschule", die beiden Novellen „Dichterleben" und was Tieck als Erläuterung zu Schlegels Ueberſezung und zu der von ihm ſelbſt veranſtalteten beigetragen hat.

Mit unſern zwanziger Jahren — 1819 hatte er ſeinen ſtetigen Aufenthalt in Dresden genommen — beginnt ſeine dritte Epoche, die novelliſtiſche, der Rückzug aus aller romantiſchen Ueberſchwenglichkeit. Man könnte ſagen, die Romantik als ausgemachtes Dogma ſei darin aufgegeben, wenn auch die Liebhaberei dafür noch in den meiſten Novellen eine Partie einnimmt. Selbſt in Sachen, welche das religioſe Thema direkt aufnehmen, wie der angefangene „Cevennen-Krieg", auf deſſen Fortſezung das Publikum noch immer harrt, ſelbſt da wird jenes romantiſch höhere Leben in beſtimmterer Charakteriſtik, in hiſtoriſch feſterer Form gefaßt. Daß Tieck mit dem Abſchluſſe dieſes Buches zögert, liegt in dem Weſen ſeiner ganzen Stellung. Die Wichtigkeit und das Intereſſe dieſes Cevennen-Krieges beruht nicht bloß in der ſeltenen Innerlichkeit eines hiſtoriſchen Romanes, die er bietet, ſondern auch darin, daß eine Lebensfrage der romantiſchen Vermittelung wenigſtens annäherungsweiſe gelöst werden muß. Wie viel freie Wendung der Roman auch hierzu nehmen kann, die Aufgabe bleibt immer für denjenigen Autor keine geringe, der in ſeiner jezigen Epoche ſich meiſt damit begnügt hat, moderne und romantiſche Forderung neben einander zu ſtellen, ſtatt in einander. — Auch die Herausgabe der „Mährchen und Zaubergeſchichten", die eine direkte Verbindung mit der zweiten Epoche erhalten konnten, und die mit der Zaubergeſchichte „Pietro von Albano" begannen, hat bis jezt keinen weiteren Fortgang gehabt. Nicht mehr getragen und geſpornt von der Genoſſenſchaft und dem Schwunge der Schule, folgt Tieck jezt offenbar mehr ſeinem eigenen Naturell, alle ſeine Beobachtung gefällig darzuſtellen, ohne daß damit eine Erſchöpfung des Themas und ein Dogma beabſichtigt werde. Dieſer Weg zu Goethe iſt uns von außerordentlichem Werthe, und läßt nur einen Goethe'ſchen Hauptvorzug zu wünſchen übrig, daß nämlich dem Beiläufigen nicht zu viel zertheilende Aufmerkſamkeit gewidmet, und die auch im Undogmatiſchen nöthige Einheit des Nachdrucks nicht all zu ſehr zerſplittert werde. Tieck ſtüzt ſich dafür freilich auf die

Form seiner Gaben, auf seinen Begriff von einer Novelle, die durch ihn besonders zur Aufnahme gekommen ist. „Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leichtwitzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch" darf sie nach Tiecks eigener Definition sein, aber sie soll sich nach eben derselben Definition von anderer Erzählungsform unterscheiden, „daß sie einen großen oder kleineren Vorfall in's hellste Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist." Und dafür scheint die Tieck'sche Zurüstung des Beiläufigen im Verhältnisse zu der anmuthigen Darlegung des Kernes fast durchgängig allzu „geschwätzig". Er verwahrt sich mit Recht feierlich, daß der Dichter für Lösung aller just zeitgemäßen Fragen verantwortlich gemacht werde, er nimmt mit Recht die Freiheit des Dichters in Anspruch; daneben bleibt aber doch eine Krink in Kraft, welche nach demjenigen ästhetischen Gesetze richtet, was der Dichter selbst in Anlage seiner jedesmaligen Dichtung aufstellt. Das dichterische Produkt darf sich eigen bieten, ist aber für das Eigengesetz seines Verhältnisses verantwortlich.

Läßt man also allen Dogmenpunkt in Geschichte und Glauben bei Seite, welchen die Romantik selbst so herausfordernd aufgestellt hat, gesteht man Tieck das volle Recht aller mannigfaltigen Fortbildung zu, also auch das Recht, sich unabhängig von früherer Absicht zu äußern, so darf man ihm große Bewunderung für ein Talent zollen, was sich noch in vorgerücktem Alter einen so ergiebigen Produktionskreis gebildet hat. Aber man darf an diesen Kreis streng ästhetisches Maß legen, man darf besonders auf der Hut sein, daß eine so weit gezogene Grenze, wie die der Tieck'schen Novelle, nicht in die Leere der Willkür sich verflattere. Von diesem Ausfächeln kleiner Gedanken ist freilich auch manche bedeutendere Anlage in Tieck'scher Novelle nicht immer frei geblieben. So ist besonders von der Darstellung des Camoens'schen Schicksals „der Tod des Dichters" die Tieck'sche Manier allzuklug Kinder und überrankender Details hinweg zu wünschen, wodurch die Größe einer sonst vortrefflichen Novelle beeinträchtigt wird. So ist die Hinneigung zum Verspinnen des Unbedeutenden, welche doch Tieck so gut an sich kennt, und welche wie herber Erdstoff an so vielen seiner Novellen

haftet, so ist die Hinneigung zu bedauern, welche er für trödelnde Gesprächsform, und für die forcirte Komik bornirter Schwatzhaftigkeit hegt und pflegt. Sie ist zum Beispiele der einzige Makel in dem meisterhaften zweiten Theile des „Dichterlebens", wo sie in Florio auftritt. Die beabsichtigte Komik dieses Menschen beruht in unerschöpflicher Redseligkeit, das Trivialste durch allerlei Sprachen und Ausdrücke zu bezeichnen. Das ist leider Tieck'sche Manier geworden. Er erzwingt eine Theilnahme für unnütze Personen dadurch, daß er sie wiederholt in Reden aufdrängt. Ein ähnlicher Vorwurf gegen Walter Scott ist bei Weitem nicht so unbedingt anzunehmen. Die Details bei Scott, auch die unscheinbaren Personen, erhalten ihre Wichtigkeit stets durch den stofflichen Gang der Geschichte, und sind stets ungeziert. Beides ist aber von solchen Statisten Tiecks nicht zu sagen.

So viel der Ausstellung in groben Strichen. Uebrigens darf dies Novellengenre Tiecks als eine sehr dankenswerthe Eroberung für unsere Literatur gepriesen sein. Der Sinn für mannigfaltige Bezüglichkeiten unserer geheimnißreichen Existenz wird dadurch stets wach erhalten, wenn Tieck auch die romantische Liebhaberei unter Anderem für Gespenster noch in einer der letzten Novellen, in der „Klausenburg", so weit treibt, daß das unsichtbare Gespenst höchst materiell einem Helden die Knochen im Leibe zerbricht. Die Darstellung ist immer ein schön, anmuthig gebildeter und geübter Stil. Im historischen Genre erhebt sie sich oft zu einem vollen, reichen Kunstprodukte wie im „Hexensabbath" und noch vorzüglicher im „griechischen Kaiser." Es ist unnöthig, die umfangsreiche Reihe dieser Novellen aufzuzählen von den „Gemälden" und „der Verlobung" an. Sie wächst noch alljährlich durch einen Almanach „Novellenkranz", welchen Tieck allein schreibt, und durch die Beiträge für andere Taschenbücher, besonders die Urania. Möge er nur nicht wieder die unbefangene Art der Hervorbringung, worin ihm ein so weites Feld offen bleibt, mit der polemischen wie im „alten Buche" vertauschen. Darin beruht eben seine in der Literatur so schätzenswerthe Existenz, daß er sich aus den Folgerungen der Romantik in dichterische Freiheit gerettet hat. Die Energie, Lebensfragen der Kultur zu entscheiden, ist nicht in ihm, er kann diese Fragen nur wenden, verherrlichen. Der Rückhalt für seine Polemik romantischer

Jugend iſt dahin, die Schule ſelbſt iſt zerſtäubt, das Bekämpfenswerthe, die Leerheit der Aufklärung iſt umgeſtaltet, dieſe Aufgabe iſt erfüllt. Und kann Tieck gegen andere Fortſchritte in der Literatur auftreten, denen die Blüthe des Romantiſchen werth, denen eine neue Polemik mit dichteriſchen Waffen zugefallen iſt? Kann er es, welcher die Erledigung des romantiſchen Dogmas darum aufgegeben hat, weil ihm ein durchgreifender Arm für hiſtoriſche Wendung abgeht? Er, welcher in jetziger Geſtalt ein geiſtreiches Zugeſtändniß an die mächtigere Tagesgeſchichte iſt? Dazu verleitet ihn ein übler Dämon. Einmal hat die Schärfe der modernen Polemik bei Weitem ſeine mit Gnom und Elf und phantaſtiſchem Gegenſatze ſpielende Art des Kampfes überwachſen; ferner hat er in der bunten Vergangenheit des eigenen romantiſchen Lebens ſo viel loſe Blätter, dichteriſch ſchwebende Sommerfäden, daß ihm der Ueberhebungston gegen ein junges Geſchlecht übel anſteht, endlich ſieht er da gegen ſeinen eigenen denkbaren Mittelpunkt, gegen die Freiheit und Anregung des Intereſſes aller Art. Möge er ſich alſo gegen perſönlich Mißfälliges wehren, aber nicht gegen eine literariſche Erſcheinung im Allgemeinen, die ſeiner eigenen Welt näher ſteht, als jede andere. Nur ſolcher Irrthum kann ihn zu einer Karrikatur Heine's veranlaſſen, Heine's, der eben mit großem Talente die romantiſche der modernen Welt zur Verbindung gebracht, und der in anderer Potenz das ironiſche Verhältniß lebendig gemacht hat, wofür Tieck ſein Lebtag hindurch ſchwärmt.

Außer dem Novellenſchatze, der ein Schatz iſt, auch wenn er nicht immer in Goldſtücken zählt, hat Tieck ſeit den zwanziger Jahren auch die Herausgabe der Heinrich von Kleiſt'ſchen Schriften beſorgt, zwei Bändchen „Dramaturgiſche Blätter" herausgegeben, und immer noch die Verklärung Shakeſpeare's in thätiger Hand gehabt durch Weiterförderung der Schlegel'ſchen Arbeit und durch Einfluß auf Andere.

Zur Theilnahme am Dramaturgiſchen war er auch durch ſeine amtliche Stellung am Dresdner Hoftheater veranlaßt, durch eigenes ausgezeichnetes Talent des Vorleſens, und durch ſtetes Intereſſe für's Theater. Die erfünſtelte Dichtung, welche ſo viel Manier in ſein übrigens ſo klares und geſundes Talent gebracht, ſie hat ihm auch den praktiſchen Blick für die Bühne dergeſtalt

getrübt, daß er durchaus dem vorherrschenden Einflusse der Mittelmäßigkeit gewichen und daß es ihm nie gelungen ist, auch nur eine entfernt ähnliche Wirkung auf das Theater zu üben, wie Goethe in Weimar. Neben diesem Uebelstande, der in dem Buche vielgestaltig hervortritt, bieten diese „dramaturgischen Blätter" sehr viel Feines und Geistreiches in liebenswürdiger Sprache. Die Gesammtausgabe der Tieck'schen Schriften erscheint seit 1827 in Berlin, und in der Widmung jedes einzelnen Bandes an einen Freund hat er sein Verhältniß zu allen Nüancen unserer Kultur bezeichnet. Dies ist ganz auf die graziose Art geschehen, welche ihm eigen, und welche ein paar höflich ablehnende, lächelnd bei Seite gehende Worte sagt, ohne die angeregte Sache zu erschöpfen, ohne auch nur die Absicht zu zeigen, daß die Sache erschöpft werden möge. Von seiner Berliner Jugend aus — und eine Berliner Jugend ist fast nie dogmatisch — hat er solch ein Flimmerschildchen bei sich geführt, womit er die Mahnung eines ernsthaften Abschlusses immer in allerlei zertheilender Strahlenbrechung zurückprallen ließ. Er ist darin ein so liebenswürdiger Proteus, ein so unerschöpflich wendungsreiches Talent, daß man nicht genug beklagen kann, wie deutsche Förmlichkeit und die Prätension der Anhänger uns das eigentliche Bild dieses Dichters entstellt haben. Denn eigentlich ist er der freieste Vogel unseres Waldes, der da lockt und spottet und schimmert und ergötzt, und nirgends nach kümmerlicher Grenze fragt. In dieser Freiheit, in dieser talentvollen Beliebigkeit, im geschmeidigsten Organ der menschlichen Empfängniß wohnt die Seele Tiecks, und wir hätten einen heiteren, ewig jungen Mann an ihm, einen Typus für eine Freiheitsform der Auffassung, die einer suchenden Zeit nicht ausgehen soll, wenn er nicht selbst, wenn nicht die Freunde, wenn nicht die schweren Umstände einer kreisenden Zeit solche unbefangene Hingebung vernichteten. Leider sind die Talente immer im Joche der Freundschaft und des Zeitlaufs; auch die Herrschenden sind beherrscht. — In jener Freiheitsstellung sagt Tieck seinem Freunde Schlegel, seinem Freunde Steffens die artigsten und doch bedenklichsten Dinge. Für Schlegel, dem die Genoveva zukommt, heißt es: „Dein tiefsinniger Ernst hat Dich in Regionen geführt, die mir weniger bekannt und verständlich sind"; — für Steffens, der zum Extrem der lutherischen Orthodoxie neigt, heißt es

folgendermaßen vor den „Schildbürgern" und dem „Blaubarte": „Ich kann Dich nicht zu denen zählen, die, wenn sie noch so gründlich, oder auch auf ihre Weise fromm sind, Wissenschaft und Kunst, Poesie und Schönheit, Heiterkeit und Scherz, den Zauber und Reiz der Sinnenwelt, so wie den freien Gedanken für unerlaubt und gefährlich halten. Deine heitere Natur, Dein freier Sinn, so wie Deine umfassende und reiche Phantasie, können jene enge Dunkelheit unmöglich erdulden, die für manche Gemüther wohl heilsam, für wenige wohl nothwendig sein mag."

Kann man es artiger ausdrücken, welchen Leuten es nur etwa erlaubt sei, pietistisch zu werden?

Und so vollendet er in dem „Vorberichte" ein Glaubensbekenntniß, was so ganz Tieckisch nur mit Feinheit die extreme Consequenz ablehnt, und das Glaubbare und Wichtige nur andeutet, was die gegenseitigen oder doch verschiedenen Interessen lieblich unter einander wirrt, daß über jedes ein geistreich Wort gesagt und doch keine strenge Verpflichtung eingegangen ist, jede Zeile Tieck, dem die ernsthaften Zumuthungen unbequem sind. Wie thöricht sei die Romantik ausgegangen in Katholizismus, oder in unfreien Mysticismus, wie tödtlich sei auf der andern Seite der Pietismus! Ja, er selbst habe Jahre lang mit innniger Vorliebe Jakob Böhme studirt, aber nicht, um darin zu endigen. Am Ende sei das Alles geschehen, um den Protestantismus wieder zu kräftigen. In der letzten Vorrede zur neuen Auflage des Novalis sagt er sogar gegen die Anschuldigung, Novalis sei katholisch geworden: Wie unwahr! Hardenbergs Religion war wie Schillers, keine Religion zu haben!

So hat er in zierlicher Bewegung des Geistes sich wieder völlig umgefiedert, und seine Farbe fällt nicht auf, wenn er, mit seiner mannigfaltigen Erfahrung zusammentragend, in der Jetztzeit umherflattert. Es wäre gröblich, in dem Allen den Mangel einer genialen Bewältigung zu verkennen, oder das unversiegbare Talent der Freiheit zu verkennen.

Hiermit iſt eigentlich die Prieſterſchaft der romantiſchen Schule geſchloſſen. Was noch weiter dazu gezählt wird, ſteht nur in näherem oder entfernterem Zuſammenhange, aber gehört nicht in die eigentliche Stiftung. Die ergiebigen Momente, welche angeregt waren, ſind aller poetiſchen Aeußerung nach heute angehörig, der romantiſche Grund, welcher freilich nicht aus den neunziger Jahren ſtammte, ſondern vom Beginn unſerer Zeitrechnung, welcher aber zu neuem Leben durch die Romantiker geweckt wurde, dieſer Grund iſt uns verblieben. Die Blume, die Geſchichte, das ſcheinbar Todte ſpricht für jeden heutigen Dichter. Es handelt ſich nur darum, ob ſich der Dichter direkt an eine beſondere Eigenthümlichkeit der Romantiker anſchließt, und deshalb noch in den nächſten Bereich dieſer Schule zu rechnen iſt.

Am Genaueſten hängen noch damit zuſammen der Maler Müller, Steffens, Fouqué, Kleiſt, Hoffmann, Werner, Schenkendorf, Eichendorf.

Friedrich Müller, genannt Maler Müller, 1750 zu Kreuznach geboren, lebt ſeinen großen Lebenstheil in Rom und ſtirbt dort 1825. Man läßt viel urſprüngliche Erfindung unbeachtet, wenn man dieſen Mann überſieht, oder wenn man ihn nur nach der Geltung ſchätzt, die er in der Literatur erlangt hat. Die neuromantiſche Idee hat ſich bei ihm ganz ſelbſtſtändig, wenn auch barock hervorgearbeitet. Sie lag ſchon in ſeinen früheſten Bildern. Er war Maler und Kupferſtecher, und brachte ein eigenthümlich, romantiſch reizendes Genre der Kompoſition bereits in ſeinen erſten Skizzen zum Vorſchein. Dies fällt in ſo frühe Jahre, daß man bei ihm einer erſten Quelle der Jenaiſchen Romantik zu begegnen glaubt. Die Goethe, Heinſe, Klinger gehörten in ſeine Bekanntſchaft, zum Theil in ſeinen vertraulichen Umgang, beſonders Klinger und Heinſe. Da zeigt ſich überall ſtückweiſes Vorbild der Romantiker. Heinſe, obwohl vorzugsweiſe den klaſſiſchen Sympathieen zugewandt, brachte doch in Formenſchönheit und ſinnlichen Reiz ſo viel Leben und Bedeutung, daß man der ſpäteren Lucinde, des Lovell, des Gemäldeſinnes denken kann, die auf kurze Zeit ein neugierig Haupt unter den Romantikern erhoben. Klinger, der Naturforderung ſo viel einräumend, an Goethe, an die Frankfurter Kraftgenies ſich ſchließend, hat doch auch für den Uebergang zu den Romantikern

gesteuert und sogar ebenfalls einen Faust gedichtet. Das sind freilich nur Aeußerlichkeiten, die Seele geht ganz andere Wege. In wie starken Konturen zieht sich aber die Romantik bereits in Müller! Dem grotesken Michel Angelo im Studium sich hingebend, und das Geheimniß hineintragend, bildet er einen unmittelbaren Zug der Romantik vor. Begeisterung für halb Geahntes, Leidenschaft für kaum Sichtbares, ganz romantische Anlagen prägen sich früh in ihm aus. Schon in den siebziger Jahren bringt er Gedichte, welche die neunziger Jahre voraus athmen. Die Kühnheit der Frankfurter, die Zerrissenheit der aufgehenden Romantik treten verbunden in ihm auf, aber nur für die Freunde erkenndar. Ein besonderes Unglück läßt die meisten Sachen erst erscheinen, als die Blüthezeit der Romantik schon im Sinken war, erst 1811 erscheinen die drei Hauptbände von ihm, worin „Niobe" — „Faust" — „Genoseva". Es liegt ein Schleier über dieser späten Veröffentlichung, auf den besonders eine Sage vom Schicksale des Genoseven-Manuscriptes hinweist, welches er Tieck nach Deutschland zum Abdrucke mitgegeben hatte, und welches nicht in Druck kommen wollte. In der Einleitung zu Heinse's sämmtlichen Werken ist dies näher erwähnt.

Nach solchen Winken könnte Müller zu Häupten der Romantiker stehen, was den historischen Anfang betrifft. Man hat indessen zu dieser Müller'schen Stellung darum kein entschiedenes Recht, weil Müllers früher Einfluß nicht klar genug zu erweisen ist. Unter seinen kleineren Sachen sind die Balladen, die dramatischen Legenden lebhafter Theilnahme würdig. Seine Idyllen „Ulrich von Koßheim" — „das Nußkernen" sind naiv, reizend und fertig, und geben ein gegründetes Recht zu dem Bedauern, daß in den größeren Werken die Genialität der Charakterzeichnung nicht harmonisch genug geordnet ist, daß die gewaltigen Striche im Skizzenartigen verblieben sind. Er ward 80 Jahre alt, und die Beschäftigung mit der Kunst führte ihn zuletzt auf todtes Nachzeichnen der Antike auch in der Dichtung. Deßhalb sind seine letzten Produkte, Adonis, die klagende Venus, Venus Urania, ganz ohne Erfolg geblieben. Das Morgenblatt von 1820 gibt eine Skizze von Müllers Bildungsgeschichte.

Steffens hätte leicht inmitten des romantischen Kreises wohnen können, Neigung, Aufenthalt, Studium trieb ihn dazu.

Er war in Halle, und fand auch dort in Reichards Tochter seine Frau; Reichards Haus war der Sammelplatz aller schönen Geister, die durch Halle kamen, oder in Halle wohnten. Arnim, Schleiermacher begegneten sich da. Schleiermacher, der in damaliger Zeit Theologe der Romantiker war, Theologe, was man im Gegensatze zum dürren protestantischen Orthodoxismus und im Gegensatze zum plangläubigen katholischen Priester Theologe nannte. Jena war nahe, und wurde oft besucht, Tieck war ein vertrauter Freund, das Naturstudium blühte dem phantasiefeurigen Jünglinge in den romantischsten Arabesken entgegen. Wie soll man es bezeichnen, weshalb Steffens nicht ordentlich eingezählt wurde in die romantische Auserwähltenschaar? Die eigentlich reife Produktion ist ihm stets abgegangen, dasjenige, was sich aus einem Gleichmaße von Auffassung, Charakter und Talent ergibt. Auffassung war stets bei Steffens in einem Grade, wie sie wenig Menschen zu Theil wird; darum kann er auch blenden. Goethe sogar gibt ein Zeugniß davon in seinen Briefen an Fr. August Wolf, die in Laube's „Neuen Reisenovellen" abgedruckt sind. Der junge Enthusiast Steffens hat ihn lebhaft eingenommen, als die Dinge aber, wodurch dieser Enthusiasmus erregt worden war, sich als Buch boten, ohne die Folie des gelegentlich sprechenden jungen Mannes, da meinte Goethe doch, es sei nichts damit anzufangen. So blieb dies merkwürdige Talent für die Literatur im Wesentlichen unfruchtbar, weil es sich immer nur als dieselbe zwar reiche aber chaotische Einseitigkeit äußern konnte. All diese Novellen „Walseth und Leith" — „die vier Norweger" — „Malkolm" — „die Revolution" sind Torsos aus demselben Erd- und Steinberge, die in gleicher Art zu interessanter Bildung ansetzen, und in gleicher Art unfertig sind. Um deßwillen kann man sie unpoetisch nennen, wie viel vereinzelter poetischer Keim und Ansatz auch in ihnen sei. Ja es ist dessen mehr vorhanden als in manchem poetischen Buche, aber es paßt die lateinische Unterscheidung: „es ist Vieles gegeben, leider nicht Viel." Ein Moment der Ruhe scheint der großen Steffens'schen Begabtheit zu mangeln, welches der gedeihlichen Form unerläßlich ist, welches dem geschichtlichen Bilde die Festigung, dem Meinungskreise den Nachdruck, dem literarischen Werke die Weihe gibt. Es ist ein unaufhörlich Flackern in der Steffens'schen Pro-

dukilon; wie gepeitscht treiben sich Sinn, Geist, Wunsch durcheinander, Eins rennt nach dem Andern, und wie groß nun der ausgelegte Reichthum erscheinen mag, die Bewegung geht so willenlos, daß man oft nach langer Anstrengung nur im Kreise umhergetrieben und von dem Eindrucke einer wüsten Armuth gepeinigt ist. Man thut Steffens, und Steffens thut dem Leser Unrecht. Er ist dem Stoffe nach reich, und nur arm, weil arm an Geschick. Ja, es ist eine erschreckende Aufgabe, welche dieser Mann löst, die Aufgabe, im Reichthume zu verarmen. Philosoph, Naturkenner, Seelenkenner, voll Phantasie, Feuer und Bewegung stellt er sich ursprünglich dar, und aus den ergiebigsten Anregungen einer Zeit, aus strotzendem Drängen eines Talentes, was bildet er zum Ende hervor? Novellen, die einige pittoreske, oft überladene und gewiß zu oft wiederkehrende Naturschilderungen, die einige interessante Scenen und Genrebilder enthalten, aber in keine Wohlthat, sei's eine Wohlthat des Schreckens, zusammengehen, die aus den leckenden Schimmern einer Fata Morgana auf ein dürftiges Luderthum, auf eine Verläugnung und Verläumdung des lebendigen Zeitstrebens hinauskommen. Man kann weit entfernt sein, die unbedingte Billigung einer bewegten Zeit zu heischen, man kann dankbar hinhören, wo aus reichhaltiger Kultur die Uebelstände einer Drangperiode tadelnd herausgehoben werden, denn aller Sturm und Drang ist in der Geschichte keine würdige Endschaft und stets mit grober Schlacke behaftet; aber wenn ein Kulturleben keinen andern Standpunkt gewinnt, als den in der Steffens'schen „Revolution", wenn alle Anlage der Geschichte für eine böswillige ausgegeben wird, wenn dies obenein in einer ungelenken Form geschieht, dann schrumpft auch das einer starken Fähigkeit gebührende Lob in eine bloße Anmerkung zusammen und das umfassende Gesammtwort wird gerechterweise ein herbes. Sogar um des Tadels willen, den Steffens oft geistreich gegen den ungestümen Drang neuer Zeit kombinirt, um des wünschenswerthen Tadels willen ist es lebhaft zu bedauern, daß die ganze Steffens'sche Gestalt sich um Macht und Einfluß gebracht hat durch verwirrte Folge und verwirrte Darstellung. Die Darstellung allein in diesen Romanen anlangend, weiß man nicht, ob sie besser ein talentvolles Ungeschick, oder ein ungeschicktes Talent zu nennen sei. Die Häuser

werden vom Giebel angefangen, und der Leser wird durch das Unpassende und Haltlose dieser Manier hindurchgeschleppt, er muß sich mit aller Anstrengung selbst unterstellen, damit ihm nicht Alles über den Kopf zusammenbreche, muß gepeinigt zusehen, wie sich der Autor in ein Detail von Neben- und Hinterstübchen verirrt, wie er hier anklebt, dort ausbauscht, daneben tief ausbebend auch ein Stück Fundament gräbt, und auch dies wieder liegen läßt, und immer weitschrittig fortstellt, um ein Ganzes aufzubringen, dessen Theile unverhältnißmäßig neben einander hängen. Diese unglückliche Manier in der Form Steffens'scher Romane ist der Schattenriß einer formell unbemächtigten Bildung. Als Bildung also kann sie nicht einwirken, und man muß mit Bildern begnügt sein, die der Leser mit eigener Kraft harmonisch vereinigen muß. Hat man so weit entsagt, dann gibt man sich dankbar dem Staunen hin, was ein Naturalienkabinet aufregen mag. Die Fülle von Absicht, das Wunder des Ueberganges, der Vereinigung und Trennung, welche sich dort beim Anblick der stofflichen Mannigfaltigkeit bieten, sie sind dem Eindrucke Steffens'scher Welt vergleichbar. Deßhalb bleibt die Lectüre dieses Mannes eine sehr fruchtbare, wenn auch unreifer fruchtbar, als man es sonst vom gebildeten Talente erwarten darf. —

Einfacher freilich ist die Lectüre Fouqué's. Es sind da wenig Gedanken, die in Bewegung gebracht sein wollen, und diese Bewegung vollzieht sich in gemessenem Paradeschritte. Der preußische Officier, der Landedelmann, die gegebene romantische Anregung, ein ehrenwerther, etwas steifer Sinn, — sie bilden hier einen romantischen Autor, wo es weniger auf die Durchdringung tiefer Gegensätze ankommt, als auf den Parademarsch einmal beliebter Bestandtheile. Fouqué's Periode, das heißt diejenige Zeit, wo das Publikum Theil an ihm nahm, fällt darum auch nur in die Zeit, wo die romantische Vorliebe selbst noch im Schwange ging, und wo eine persönlich Fouqué'sche Schattirung mit der politischen Zeitbewegung zusammentraf. Tieferen Einfluß auf das innere Moment der romantischen Frage hat er nicht gehabt, man müßte denn seine Beibringung des nordischen Sagenthema's hervorheben. Lag es nun in seiner starren Art, die Dinge hartpuppenartig, marionettenbelebt darzustellen, oder hat die nordische Dichtungswelt wirklich zu wenig Vorbildung und

Einbildung in uns erlebt, um leicht wirksam zu werden, kurz, sie ist nur gravitätisch aufmarschirt, und ist nach frostiger Begrüßung, ohne dringenden Nachruf von unserer Seite, wieder abgetreten. Diese nordische Frage fällt mit der frühen Entwicklung unseres Volkes, mit der von Süden kommenden Religion zusammen, welche sich nicht einbürgerte, sondern einkriegte, welche ihr südliches Dichtungs-Interesse ausschließlich aufdrang und dem nordischen Herzensleben die Weihe warmen Lebens entzog. In den ersten Kapiteln dieses Buches ist bereits davon die Rede. In aller späteren Zeit, schon im Nibelungenliede, wo der südliche Amelungenkreis an lebensvoller Wärme den nordischen Kreis zurückdrängte, hat diese starrende Nordenswelt kein wahrhaft belebendes Talent gefunden, derartige, mannigfache Bestrebung dänischer und schwedischer Dichter ist immer schwach geblieben.

Oehlenschläger — 1779 zu Copenhagen geboren — hat ohne durchdringenden Erfolg ein nur mäßiges Talent, was wenigstens in unserer Sprache, die ihm nicht völlig weiche Muttersprache, nur mäßig erscheint, an die „Haken Jarl“ und „Palnatoke“ gesetzt, obgleich der letztere sogar das Tell'sche Interesse der Begebenheit in sich hat; der etwaige Reiz entsprang immer nur aus der Mischung mit romanischem Bestandtheile, wie „in Axel und Walburg“, und nach dieser Analogie hat auch von Fouqué der „Zauberring“ noch das meiste Glück gemacht, weil die romanische Ritter- und Zauberwelt dazwischen spielt. Das schöne Mährchen „Undine“, womit Fouqué so viel gewirkt, ist übrigens ein Beweis, daß für den glücklichen Sinn manche Episode noch erfolgreich benutzt werden könne.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geboren 1777 zu Neubrandenburg, hat als preußischer Officier die Rheinkampagne der neunziger Jahre und später den Freiheitskrieg mitgemacht. Dabei bot sich Gelegenheit, den durch Wilhelm Schlegel insbesondere bei ihm geweckten Sinn für Romantik in Wort und Lied auszudrücken, und mehr durch diese Nähe wirklichen Lebens, als durch bezwingendes Talent, hat er später, wo die „lichtbraunen Rößlein“ und die verständig sprechenden Thiere zu todter Manier wurden, noch eine Zeit lang das Publikum interessirt. Er trat unter dem Namen „Pellegrin“ auf. Seine ersten Sachen, zum Theil Dramata, zum Theil alte Historien, der Roman „Alwin“ sind völlig vergessen.

Die Schlegel'ſche Neigung zog ihn da noch gen Spanien. „Sigurd, der Schlangentödter", der zuerſt mit dem Namen Fouqué erſchien, war auch der erſte Zug nach Norden. Wer fragt noch darnach? Nach „Corona", einem romantiſchen Heldengedichte, nach dem Epos „Bertrand du Guesklin"? Nach den Dramen „König Alboin" und „Eginhard und Emma"? Selbſt „Thiodulphs Wanderungen" ſind vergeſſen. In dem, was man ihm für Vielſchreiberei auslegte, und worin er der einfacheren Form wegen zu natürlicherer Einfachheit genöthigt war, in kleinen Erzählungen hat er noch den meiſten Fortbeſtand in der Leihbibliothek gefunden, wenn er ſich auch des ungelenk Manierirten nirgends ganz entſchlagen hat. Seine Frau Caroline übertraf ihn dabei an Popularität. Sie hatte eine raſche flüſſige Feder, und war eine recht gebildete Dame, die über weibliche Erziehung gern gehört wurde, und der man theilnehmend zuſah, wie ſie einen Roman zuſammenwebte, deſſen Motive doch ſtets mannigfaltiger waren, als die ihres Gemahls. Fouqué ſelbſt hat ſich in letzter Zeit auch dem rein Hiſtoriſchen zugewendet, aber auch damit keinen Eindruck gemacht: er hat eine „Geſchichte der Jungfrau von Orleans" und ein Leben ſeines intereſſanten Großvaters, des Generals Fouqué, edirt. Neuerlichſt iſt er mit einem Schriftchen „die Weltreiche", eine Bilderreihe in Gedichten, noch einmal aufgetreten. Aber wo gäbe es für den bloß ritterlichen Standpunkt in heutiger durchwirkter Zeit ein Echo! Dergleichen verſinkt wie ein Ruf in tiefem Forſte, wie die ganze zahlreiche Bibliothek, welche Fouqué abgefaßt, und für welche er nur durch eine Sympathie und eine rhetoriſche Fähigkeit gewaffnet war. Kaum etwas anderes, als die Waſſernixe Undine, welcher er, glücklicherweiſe auf ſeinen Jagdzügen begegnet iſt, wird das Gedächtniß des Fouqué'ſchen Namens forttragen.

Heinrich v. Kleist.

Wie fest und klar gräbt sich dagegen dieser Name ein! Kleist war Fouqué's Zeitgenosse in der Rheinkampagne, er war unglücklich im Leben, er nahm es sich am Ende selbst. Armer Kleist! So stark, fest und einfach wie Dein Talent rührt Dein Geschick! Ein feiner Hauch der Romantik weht durch dieses tüchtige Herz, — Kleist hat wenig nahe Berührung mit der eigentlichen Schule gehabt — und in der Gabe dieses Dichters ist die romantische Anregung besonnen, kräftig, gesund zur That geworden. Der frühe Tod dieses Mannes ist uns ein wesentlicher Verlust. Die Ueberschwenglichkeit, der Zauber des Geheimnisses, die unerforschte Naturmacht, der Reiz ferner Vaterlandsgeschichte, all dies Ordensgelübde der Romantiker, wie schön, wie mäßig ist es in ihm. Wie gibt sich das größte Publikum noch heute diesem lieblichen „Käthchen von Heilbronn" hin, das unter dem Flieder baume träumt! Das Maß und die ächte Empfindung, sie unterscheiden Kleist auf's Günstigste von den offiziellen Romantikern. Was er bringt, ist empfunden, nicht anempfunden, oder gar angekränkelt, ein frischer Ernst bewahrt ihn vor aller Manierirtheit, ein kräftig Wesen drängt ihn zu raschem entschlossenem Gange, und gibt seiner musterhaften Erzählungsweise, seinem „Hans Kohlhaas" die einfache Nachdrücklichkeit, den angemessenen Schritt, die schmucklose, so wirksame Färbung. Seine dramatische Auffassung kann einköniger Romantik ein Muster seyn, wie jedes Verhältniß andere Bedingung des Vortrages, andere Bedingung des herrschenden Ideals und Sinnes mit sich bringt: wild, unbändig, ein idealer Schatten der reißenden Thiere, die vernichtend eingreifen, ist „Penthesilea", die von Leidenschaft gehetzte; ein ganz anderer schwererer Himmel hängt über der „Familie Schroffenstein"; die fröhlichste, so recht aus Herzensgrund fröhliche Luft streicht durch die Lustspiele „Amphitryon" und „der zerbrochene Krug"; „der Prinz von Homburg" mischt den Traum und die entschiedenste Menschlichkeit kühn und fest. Es sind Lücken in diesem Schauspiele, die gewiß bei einer Ueberarbeitung verschwunden wären, aber sonst ruht

ein ächter Stempel Kleist'scher Kühnheit und Eigenthümlichkeit darauf, wie sich dergleichen nur bei einem wahrhaft selbstständigen Dichter findet. Der Held sinkt in bängste Todesfurcht, um sich erst aus diesem Falle für poetischen Aufflug zu ermannen. Die Romantiker selbst haben dies vielbesprochene und verklagte Moment gepriesen. Priesen sie es nicht vielleicht gegen das eigene Herz ihrer Weise? In jenem Momente, er sei nun übertrieben oder nicht, liegt die selbstständige Kraft, welche Kleist neben ihnen hat, liegt ein Grundsatz, über den sie wegdüpften. Dies ist der Grundsatz, daß rein Menschliches, daß Grund und Boden unserer bedingten Existenz erst gewonnen und erledigt sein muß, ehe poetischer Aufschwung mit wirklichem Nachdrucke erreichbar ist.

Außer diesen Dramen sind nur kleine Erzählungen übrig, worunter „Kohlhaas", den Herr v. Maltitz in ein Drama gesetzt, die „Marquise v. O***", ein Muster einfach geschickter Darstellung des delikatesten Stoffes, und „das Bettelweib von Locarno", die kräftigste Skizze eines Sagenthemas. Ferner das Drama „die Herrmannsschlacht", wie Homburg aus dem Nachlasse des Dichters, „Robert Guiskard", ein dramatisches Fragment, Epigramme und Gedichte. Tieck hat uns 1821 mit einer Nachlaßausgabe des Dichters und 1826 mit einer Gesammtausgabe, 3 Bände, und der dazu nöthigen Einleitung beschenkt. „Herbe Frische", zwei Worte, womit er Kleist bezeichnet, sind eine stehende Charakteristik des Dichters geworden, und sie verdienen es auch zu sein, sobald man die Herbheit nicht all zu schwer betont, wie es der spielende Romantiker wünschen könnte. Das schmerzhaft Herbe Kleist'schen Geschickes tritt nur als eigenthümlich ernster Nachdruck in des Dichters That.

Heinrich v. Kleist ist 1776 zu Frankfurt an der Oder geboren, zog als Junker mit gegen die Franzosen, folgte aber bald dem literarischen Drange, und studirte in seiner Vaterstadt, welche damals, 1799, noch die jetzt mit Breslau vereinigte Universität besaß. Es folgen lose Zusammenhänge mit dem Staatsleben und wiederholte Reisen nach Frankreich und der Schweiz 1806. Rückkehrend arbeitet er im Finanzministerium zu Berlin; die Jenaer Schlacht vertreibt ihn, er geräth in französische Gefangenschaft, und läßt sich dann in Dresden nieder. Er verkehrt mit Adam Müller, und sie geben das Journal „Phöbus"

heraus. Der 1809 ausbrechende Krieg Oesterreichs zog die lebendigsten Geister zur österreichischen Armee, junge Preußen zogen zahlreich dahin, auch Kleist machte sich auf. Das schnelle Ende des Krieges ließ ihn zu spät kommen. In aller Weise niedergedrückt, kam er wieder nach Berlin, das Vaterland war zerschlagen, alles literarische Gedeihen war dadurch verkümmert, die eigene Existenz Kleists war auch im Aeußerlichsten zerrüttet, unzureichend, es gebrach das Nöthigste; die Freundin, zu welcher er in einem nahen Verhältnisse stand, die Frau des Kaufmanns Vogel, litt an unheilbarer Krankheit, wohin er sah, war Elend und Kümmerniß. Da machte er dem ungedeihlichen Leben gleichzeitig mit dieser Freundin ein gewaltsames Ende. Das geschah 1811 in der Nähe von Potsdam. Kaum 35 Jahre war er alt, da er von uns ging, und uns das machtlose Bedauern zurückließ, was Alles aus so kräftiger Anlage hätte entsprießen können, wenn ihr ein günstigeres äußeres Schicksal und eine längere Ausbildung gegönnt worden wäre.

E. T. A. Hoffmann,

kurz Amadeus Hoffmann genannt, obwohl er Ernst Theodor Wilhelm hieß. Bei ihm und den Folgenden ist nicht mehr von den Schlegel und der offiziellen Schule die Rede. Die Einwirkung der eigentlichen Schule zeigt sich nicht mehr unmittelbar. Für Hoffmann tritt das religiose Moment als positive Gestaltung ganz zurück, der Gegensatz, das Naturgeheimniß, der ironische und komische Bestandtheil haben für ihn die meiste Lockung; Brentano's „lustige Musikanten" gefallen ihm besonders, die Signatur des Tons und der gezeichneten Form ist ihm wichtiger als die gedankliche Spekulation, die festere Künstlernatur gewinnt die Oberhand. Wunder und Geheimniß nicht zu erklären wird zwar ebenfalls Thema, aber so oft in beiläufigem Zusatze wiederkehrendes, daß es selbst die Forderung der Unbefangenheit vernichtet und trivial wird. Das romantische Moment, dort theoretisch, unbestimmt, ätherisch, verbindet sich mit dem verschiedenartigsten Stoffe, das verschieden Leibliche und Persönliche

tritt dreist und unbekümmert um ursprüngliche Tendenz hervor, kaum daß ein einzelner Blick des alten Auges noch an die unschuldige, gestaltlose Jugendzeit erinnert. Die Anregung wird durch gemischte That überboten. Das Schicksal aller Geschichte ergreift jenes keusche, romantische Moment: in persönlich neuer Zuthat wird es zerwirkt, zermahlen, zu Unerwartetem gemischt. Die Grundidee verschwindet aus dem Vordergrunde, neue Person des Dichters, neuer Stoff, neue Manier wird dergestalt Hauptsache, daß nur der Literarhistoriker mühsam in der Physiognomie dieser angewandten Romantik Familienähnlichkeit mit jener reinen nachweisen mag. Bei Hoffmann zum Beispiele muß man sich an die helleren, lieblicheren Produkte wenden, an „Meister Floh" und ähnliche, wenn dem Stammbaume gedient sein soll. Da erscheint noch einmal der mährchenhafte Karfunkel selbst als geheimnißvoller Wendepunkt, da weben die Distel Zeherit, der Genius Thetel, die Naturstudien, der Tulpenstaub in den menschlichen Traum, durch diesen in den Gedanken, und durch diesen in die nebelhafte Erscheinung hinein. Stoff und Gedanken verdämmern sich da noch in die romantisch unsichere Existenz, in das Schweben zwischen Ich und Nichtich, in den Zitterschein des Absoluten. Aber auch da, wie grelle Töne fahren schon darunter, wie harte Hände greifen dazwischen, wie erklärend vermittelnd, scherzhaft statt fröhlich ist der Standpunkt! Der Verstand hat sich zugedrängt, weist witzig und vorlaut den Zweifel ab, und erhält ihn dadurch lebendig, der Gegensatz weiß sich, und spricht sich aus, die Unmittelbarkeit ist dahin. Kurz, die Romantik wird derbes Leben, die mit ihrer feinen Seele Ball spielt. Der außerordentliche Vortheil, festen irdischen Grund zu haben, wird mehr harsch und schneidend benützt, als glücklich, mit den jungfräulichen Geheimnissen wird roh gesteigert und gehetzt, und in Gesellschaft des Zaubers erscheint nur zu oft die Fratze.

Dies Alles gilt vornämlich von Hoffmann, diesem lebhaftesten Talente der romantisirenden Nachfolge. Bei Werner gestaltet es sich zu anderer Härte, direkt Unchristliches drängt sich in der Schicksalsidee grausam herein, um eben so grausam von einer christlichen Potenzirung erstarrt zu werden; bei Grillparzer vermischt sich die Kontur, bei Müllner tritt sie in zänkische Ehe mit Rhetorik und einem trivialen, ganz unromantischen Charakter;

sehnsüchtig treten alte Klänge in Schenkendorf ein, liebenswürdig in Eichendorf; ausdruckslos, aber in Unbestimmtheit lockend hebt sich eine glatte romantische Form in Ernst Schulze; beweglich, frisch und munter ruft das Waldhorn und das Müllerlied in Wilhelm Müller; wohlthuend, sanft, lockend, bildet sich ein kleines romantisches Thal in der schwäbischen Schule; geistreich, genial, scheinbar feindselig, reißt sich die ganze Frage der Romantik noch einmal in Heine auf, um in Kühnheit die Seele und den Leib moderner Welt romantisch zu ergreifen, auch in der Disharmonie zu ergreifen, die noch dazwischen grollt, und solchergestalt mit Titanengriff die Erledigung der Frage zu beschleunigen. Grabbe, Grün, Freiligrath gruppiren sich in verschiedenartigster Person um dies letzte auf Anerkennung pochende Leben der Wirklichkeit; Immermann verwendet schöne Kraft auf eine schwache Vermittelung, Rückert wendet all diesen gährenden Drang der Stoffe und Gedanken in orientalischer Behaglichkeit zu den reizendsten Spielen eines dialektischen Prisma; die Prosa-Darstellung sucht Alles zu ergreifen, die romantische Weltfrage verirrt, vertieft, versucht sich in alle Enden und Winkel poetischer Beziehung, steigert sich zur Kriegsstellung im jungen Deutschland, und noch ist die neue Frühlingsnacht nicht gekommen, wo der tausendfaltige Keim zu einiger warmer Blüthenpracht zusammen ginge, und nach welcher Morgens eine unbelaubte und ungeschmückte Stelle nicht mehr zu sehen wäre.

Hoffmann ward 1776 zu Königsberg geboren. Dort studirte er auch die Rechte, ging dann in die praktisch juristische Laufbahn, arbeitete in Glogau, in Berlin, in Posen, in Warschau. Der für Preußen unglückliche Feldzug 1806 löste diese Vereinigung mit polnischen Provinzen, der Staat ward zerstückt, Hoffmann brotlos, und die Talente, deren er Herr war, mußten nur zur Lebensfristung angespornt werden. Der lebhafte Mann war mit glänzenden Anlagen ausgestattet: er schrieb leicht und gewandt, Phantasie, Laune, Geist waren ihm leicht erregt, und er fand dafür schnell eine ansprechende Form, zunächst für's Gespräch, später für die Schrift. Denn nicht der schriftliche Ausdruck war der erste, zu dem er flüchtete, sondern der musikalische, welcher seinem aufgelockerten Kunstsinne ebenfalls dienstfertig war. Er ging nach Bamberg als Musikdirektor an's dortige Theater.

Auch Zeichnen und Malen war ihm geläufig, und es kam in ihm der seltene Verein zur That, daß er später in Berlin die Undine dichten, die Musik dazu setzen, die Dekoration dazu malen konnte, was Alles bei dem großen Theaterbrande dort zu Grunde ging. Oft findet man bei kleinen Bühnen, unter herumvagirenden Schauspielern und Gauklern, eine so vielfältige Kunstfertigkeit, die durch Noth und mäßige Ansprüche des Augenblickes geübt ist. Man muß gestehen, daß einzelne Purpurlappen in den geringeren Schriften Hoffmanns daran erinnern, und daß man nie ganz den Eindruck bei ihm verwindet, als ob die Weihe des Ernstes, der höhere Stempel des Spielzeuges fehle, welche der anspruchlosesten Heiterkeit literarischer Kunst inne wohnen. Ueber Hoffmanns Leben in Bamberg hat Funk, über sein Leben im Ganzen hat Hitzig schätzbare Mittheilungen gebracht. Als das Bamberger Theater aufhörte, gab er Musikunterricht und begann Schriftstellerei für die Leipziger musikalische Zeitung. Zur Musikdirektion der Oper in Dresden und Leipzig kommend, erhielt er mehrseitig die Aufforderung, seine vereinzelten Artikel zu sammeln, und so gab er 1814 die „Phantasiestücke in Callot's Manier", 4 Bände. Jean Paul schrieb eine Einführung dazu, und die Laufbahn war eröffnet. 1816 trat Hoffmann wieder in den Staatsdienst als Kammergerichtsrath in Berlin, es folgten „die Elixire des Teufels" — die „Nachtstücke" — „die Serapionsbrüder" — „Klein Zaches" — „Prinzessin Brambilla" — „Meister Floh" — „Kater Murr" und kleinere Erzählungen, deren auch Hitzig einige aus dem Nachlasse mitgetheilt hat. Ueber der Novelle „der Feind" starb Hoffmann; er hat noch bis zu den letzten Athemzügen diktirt. Seine Lebensweise, sein Charakter sind Hoffmanns halbe Schrift. Er war hastig, die Genußerregung aufsuchend, oft überreizt, da er tief in die Nächte hinein genoß oder schrieb, immer scharf und geistreich. Berlin bezeichnet noch gern die Weinhäuser, wo er mit Devrient und Anderen, die sich eben so auf stark gereizte Existenz gestellt hatten, tief in die Nacht hinein saß, und das Leben zu steigern trachtete. Der Jurist, dessen Stolz Hoffmann, pflegt sehr zu bewundern, daß er juristisch geschickt und ohne Reste gewesen sey. Außerordentlicher Lebensdrang war in ihm, und was davon in seine Schriften übertrat, ist gewiß eine Hauptursache mit gewesen, daß Hoffmann so viel

Theilnahme fand. Lebenskraft lockt vor Allem. Daneben trieb er den nervenerregenden Spuck mit der Nachtseite unserer Geheimnisse, er scheute und schonte die Farben nicht, und trug viel Dekorationsmalerei über; er lockte durch Furcht. Häßlicher, aber kaum geringer denn Schönheit, lockt die Furcht. Die Interessen verband er durch einen humoristischen Zug, welcher aus der alten Ironie zu größerer Fülle sich genährt hatte in der realen Vorliebe; für den geringsten Dilettantismus des Lesers ward durch gesprächliches Trödeln und Besprechen des Objektes gesorgt, und so entstand der Erfolg, die Hoffmann'sche Schrift und die günstige Aufnahme derselben. Jene ist selten rein von Karrikatur und nie ohne interessante Partieen. Diese, die Aufnahme, war für die erste Zeit sehr lebendig, und ist dann wie jede Uebererzeugung völlig zusammengeknickt. Frankreich, dem Loeve-Veimars eine gute Uebersetzung Hoffmanns gegeben, hat jetzt größeres Gefallen an ihm, als Deutschland, oder hatte es vor Kurzem, da das Lese-Interesse dieses Landens wie Hoffmanns Reiz auf die Lockung des Augenblicks, das heißt der Mode gestützt zu sein pflegt.

Und doch liegt jenseits der oft nicht genug veredelten Art dieses Mannes, jenseits dieser stereotypen Humorworte „schnöde" und „würdigster" eine Stärke des feinen Organs, daß uns in einzelnen Blicken des dreisten Talentes Vortreffliches geboten wird. Es ist wahr, Hoffmanns Manierirtheit ist oft gröblich, und es zeigt sich oft, daß der Drang nach höchster Bildung oder nach dem Himmel Phrase ist ohne geschichtlichen Hintergrund der verlangenden Seele. Aber die Kraft der unmittelbaren Erfassung ist groß, und für die vielen Nachahmer, welche mit der Hoffmann'schen Larve interessiren wollen, kann er doch nicht einstehen. Jede Literatur leidet an dem natürlichen Unglück, daß Ungewöhnliches am Lebhaftesten zur Nachahmung reizt, auch wenn es das Ungewöhnliche der Krankheit ist. Hoffmann selbst hat gezeigt, wie selbstständig man ein Vorbild auffassen könne. Jean Paul war ihm ein solches. Unsere höhere Kritik that jedenfalls sehr Unrecht, dies Hoffmann'sche Talent bei seinen Lebzeiten vornehm zu übersehen, weil es durch Beihilfe manches starken Mittels großen Erfolg beim Publikum hatte. Hoffmann war von der raschesten Begabtheit; einmal im Interesse der Nation begründet,

zeigt er oft die Neigung, im Einfachſten und Würdigſten Erfolg zu ſuchen, und der hohen Forderung wäre er begierig gefolgt. —

Neben Hoffmann iſt Weisflog zu nennen, der die juriſtiſch-äſthetiſche Feder, die Gurſchmeckerei, den „ſchnöden Humor", die Paſſion für Muſik und Tulpenzwiebeln, für Bizarres und Schnurriges mit ihm gemein hatte. Etwas von geiſtreichem Wüſtlinge iſt ebenfalls gemeinſchaftlich. Nur hielt ſich Weisflog mehr an die bürgerliche Realität; und die höhere Beziehung, ſei's nach dem Geheimniſſe der Exiſtenz oder nach dem bloßen Schatten des Geſpenſterſpuks, war noch mehr dilettantenartig, mehr beiläufige Liebhaberei. Die Literarhiſtoriker überſehen ihn deshalb gern, weil er mehr der barrocken Unterhaltung, als dem tieferen Bedürfniſſe gedient habe. Es iſt ihm aber eine intereſſante Auffaſſung, eine raſche, pikante Form und eine oft feine Laune nicht abzuſprechen, wenn auch der Eindruck durch Manierirtheit getrübt wird. Er hat 12 Bände „Phantaſieſtücke und Hiſtorien" hinterlaſſen.

Zacharias Werner.

Bei dieſem merkwürdigen Cyniker ſind die Beziehungen zur romantiſchen Schule ſtärker. Feindlich, aber nahe beginnen ſie in der erſten Hälfte ſeines Lebens, hingebend, ja ſich verlierend gebend in der zweiten Hälfte. Die Stürme einer nach Poeſie ringenden Epoche zeigen ſich an dieſem leidenſchaftlichen Manne grell, erſchreckend, und nach aller möglichen Seite hin, er iſt wie ein Kompendium ſolcher ſchweren Geſchichtsepoche, und Druck, Papier und Einband deſſelben ſind obenein von unreinlichſter Art. Demüthige Anmaßung, hoffärtige Zerknirſchtheit, Schwäche der ſtärkſten Talentkraft, begeiſterter Schwung der Ohnmacht toben und ſterben in ihm wie Weihe der Kraft und Weihe der Unkraft in ſeiner literariſchen Welt.

Er beginnt im luſtigſten, munterſten Unglauben, ein Zuhörer Kants, ein bachiſcher Prieſter des ſinnlichen Genuſſes, und er endigte als aſcetiſcher Prieſter der katholiſchen Kirche. Auch er

ist zu Königsberg geboren — 1768, — auch seine Genußzugend fällt in die Zeit der preußisch-polnischen Herrschaft, in das erregte Umgangsleben zu Warschau, wo Hitzig, Mnioch, Hoffmann sich gegenseitig spornen.

Die Mutter Werners ist von großer Wichtigkeit für dessen literarische und Charakterentwickelung. Schon in ihrem Schooße scheint er die Anlage zu allem Ungestüm, aller Kraft, allem Gegensatze, aller ungelösten Verwirrung empfangen zu haben. Sie war höchst begabt an Kraft des Geistes und Gemüthes, konnte ebenfalls die große Begabung nicht im Gleichgewichte erhalten, und verfiel in Gemüthskrankheit. Am 24. Februar 1804 starb sie. Es ist bekannt, daß eine Hauptschöpfung Werners das kurze, schauerlich greifende Drama „der vier und zwanzigste Februar" hieß, und daß es zugleich die erste Schicksalstragödie war, welche so viel andere erweckt hat. Sie war der letzte Wurf seines erschütterten aber noch ausdrucksvollen Talents; im Druck erschien sie erst 1815.

Schon um 1800 entstanden Werners „Söhne des Thals", deren erster Theil die Templer auf Cypern schilderte, und große Aufmerksamkeit im Publikum fand. Werner war damals noch unbefangen, und urtheilte darüber ohne Weiteres: „Ich weiß, daß das Ding, wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht ganz unglücklichen Phantasie sein mögen, doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwätz und wenig Handlung, noch weniger aber dramatisches Interesse hat."

Ein Rest überlegener Unbefangenheit, dies ächte Zeichen außerordentlicher Befähigung, soll ihm selbst in den überspanntesten Lagen seiner Lebensentwickelung geblieben sein. Als bußfertiger Redemtorist hat er den Humor nicht eingebüßt; ja dieser Triumph der Unbefangenheit soll auf dem Sterbebette noch lebendig gewesen sein.

Den Söhnen des Thals folgte „das Kreuz an der Ostsee", — Hoffmann hat eine Musik dazu geschrieben, — das religiöse Moment drängt sich immer stärker, den Dichter selbst unterjochender, hervor. Als er 1805 nach Berlin versetzt war, schreibt er für's dortige Theater seinen Luther, „die Weihe der Kraft", worin die Reformationsstiftung in eine auffallend phantastische Mystik versetzt war. Luther, in diesem Nimbus auf der Bühne,

machte einen durchschlagenden Effect. Werner selbst trieb im Strudel der weltlichen Lust umher, entfremdete sich dadurch seine bereits dritte Frau, eine schöne Polin, die sich von ihm scheiden ließ, wie seine ersten Frauen in Scheidung von ihm gegangen waren, und trat nun größere Reisen an, bereits ergriffen von dem Fieber seines Lebensprozesses. Was Heine einmal beiläufig über Hoffmann sagt, wo er dessen Poesie die Poesie des Fiebers nennt, das kann in weiterer Bedeutung auf diese beiden wilden Romantiker ausgedehnt werden. Sie repräsentiren die Romantik des Fiebers. Es traten jetzt bei Werner immer lebhaftere Symptome ein, in Weimar bewundert er Goethe, in der Schweiz Frau v. Staël und Wilhelm Schlegel; er eilt unstät nach Paris, unstät nach Weimar zurück, wo man ihn ökonomisch unterstützt, unstät noch einmal nach Coppet zu Schlegel, dann nach Rom, wo der Wirbel endigt mit Uebertritt zur alten Kirche 1811. Die Dramen „Attila“ und „Wanda“, welche in die Zeit dieser größten Unruhe fallen, sind unbedeutend. Lange verbarg er vor der Welt seinen Uebertritt, erst 1814 ward er in Aschaffenburg zum Priester geweiht, publizirte seine „Weihe der Unkraft“, welche den früheren Luther verdammt, erscheint in Wien, wo der Kongreß wogte, und beginnt ohne Weiteres lebhafte Bußpredigten. Seine literarische Bedeutung ging nun rasch zu Ende, nur die Kataloge sprachen von einem romantischen Schauspiel „Kunigunde, die Heilige“, was er 1815 herausgab, von einer Tragödie „die Mutter der Makkabäer“, die 1820 erschien. Er stirbt an einem Brustübel den 18. Januar 1823 zu Wien.

Hitzig hat auch Werners Biographie gegeben, und im „Gesellschafter“ waren 1837 viel Briefe mitgetheilt, in denen dies Werner'sche Gemisch von Haß, Unsauberkeit, genialem Drange und Unordnung in schlechtem Stile auffallend genug sich darbietet. Werners Kraft großartiger Charakteristik, großartiger Wendung im poetischen Bereiche und Ausdrucke, wird aber stets wie der lebensvoll grüne Ast eines von Wetter und Raupen zerstörten Baumes mahnen, der auf einem weit sehenden Kirchhofsberge steht.

Zunächst an die grasse, packende Gewalt der Schicksalsidee, welche Werner aufgebracht, schließen sich Müllner und Grillparzer. Die Kritik hat sich wortreich dagegen gewehrt. Eine gründliche Erledigung der Frage müßte auch auf die gewöhnliche

Täuschung eingehen, als ob die griechische Weltanschauung in ihrer Einfachheit unsere reiche, weniger plastische Kombination überträfe. Mit dem Eintritte der romantischen Welt konnte die Bestimmung des Menschen nicht mehr eine starre Mauer bleiben, sie zog in die Anlage und Beweglichkeit des Menschen selbst, sie ward ein Akt. Die Werner'sche Schicksalsidee war ein Mißgriff, aber der überraschende Mißgriff einer haftigen Kraft. Die nächste Auffassung bildete das noch krampfhafter aus. Die Angst selbst, dieser mißgestaltete Bastard einer Kunstbestrebung, ward der Mittelpunkt dramatischer Absicht. Die Poesie lähmte und vernichtete, statt zu steigern und zu erheben auch in der Vernichtung. Hierin ging nun auch die Größe des griechischen Schicksals verloren: dies knüpfte sich wenigstens an Götter und Ewigkeit, und der Mensch, welcher menschlicher Bedingung nicht entrinnen konnte, war doch vermögend, innerhalb dieser Weltbedingung alle menschliche Größe und Tüchtigkeit zu entfalten. Er ward groß, da er gegen das Größte und Letzte focht, was der Zeitgeist zu erfinden im Stande gewesen war.

Das jetzige Schicksal ward eine Privatanstalt, und diente nur zur niedrigen Spannung. Das romantische Talent hat jedesmal ein besonderes Interesse für die Bewegung seines Stoffs zu erfinden, und wenn es zur bloß hypochondrischen Angst greift, zum bloß beliebigen Gesetze des einzelnen Zufalls, so greift es zum niedrigsten Interesse. Gestaltet sich nun dies einzelne Gesetz noch obenein unabhängig von den aufgestellten Charakteren, werden diese Charaktere Marionetten, die einer beliebig erfundenen Macht unterworfen sind, so wird der tragische Punkt eine leere Grille, alle höhere Tendenz der Kunst wird zertändelt, und es gibt ein Spiel mit der absoluten Nichtigkeit.

Das Antike also ward in dieser Schicksalstragödie hohl aufgefaßt und das Romantische ward in's Angesicht geschlagen, denn eine Tendenz des Romantischen ist, sich über starre Grenze in ewiger Kraft und Freiheit zu erheben, nicht aber an willkürlicher Grenze zu zerschellen. Die Verwandtschaft mit Romantischem ward in solcher modernen Schicksalstragödie nur darin gesucht, daß man äußerlichen Schmuck der Romantik, Situationen, Bilder, Ahnung, Geheimniß über die Tendenz warf, und sich wie Andere dadurch über das Wesen blendete. Der grobe Kontrast, welchen

so nahe liegende Gefahr erzeugte, das am Haar hängende Schwert, welches in seiner groben Aeußerlichkeit auch dem Schwerempfänglichen sichtbar wurde, sie verschaffen dieser Gattung großen Antheil und lebhaften Erfolg. Die Schicksalstragödie hat volle Theater, begierige Leser und viele Nachahmer gefunden.

Amandus Gottfried Adolf Müllner — 1774 bis 1829 — schnitt mit seiner „Schuld" reichlich diese wohlfeile Ernte. Er begann mit dreister Kopie des Werner'schen 24. Februar in seinem „29. Februar", indem er nur den Reiz des Schaltjahrs hinzuthat. Das geschah noch in demselben Jahre 1815. Im Jahre darauf erschien „die Schuld", worin all diese äußerliche Kraft, Reiz der Situation und Rhetorik mit guter Oekonomie zusammengedrängt war. Alles Uebrige tragischen Dramas, wie „Yngurd", „Albaneserin" ist nur Nebenschimmer dieses Nachtstücks. Den Müllner'schen Erfolg unterstützte ein Naturell, was nach dem Vorhergehenden nur scheinbar abweicht von einer Beleidigung poetischer Höhe, es unterstützte ihn eine schneidende, oft gemeine Schärfe der Prosa. Müllner, ein Sohn von Bürgers Schwester, aus der Gegend von Weissenfels gebürtig, war zu nüchtern verständigen Studien begabt, und trieb denn auch Mathematik und Juristerei, und ward Advokat. Die eleganten französischen Klassiker interessirten ihn, er versuchte sich in dem, was ihm wirklich zusagte, im Intriguenlustspiele, und hätte es leicht darin zu einiger Virtuosität gebracht, wäre nicht sein Erfindungsfond gar zu dürr gewesen. Es bietet sich hier eine praktische Natur, die gar zu wenig weiche und innige Verbindung mit poetischer Welt hatte, ein Gegensatz der Romantiker von Profession. Deshalb mußte er denn auch vorzugsweise beleidigen. Diese Stellung hat er als Redakteur des Tübinger Literaturblattes, der Hekate und der Mitternachtzeitung so getreulich erfüllt, wie man es nur von einem nüchternen und prompten Advokaten verlangen kann. Der Terrorismus kritischer Trivialität ward in den zwanziger Jahren von ihm vertreten. Der Witz des Gewerbes, der Eifer des Handwerks und mancher praktische Span ist dabei zuwege gekommen, die Entsagungskur literarischer Welt hat er wenigstens mit einigem Essig versetzt. Zorn, Grimm und kannibalische Feindschaft hat er gepflegt und entzündet, die literarische Welt wie in's Faustrecht zurückgebracht, und durch seine Schuld, die dramatische und literarische,

das edlere Interesse Jahre lang unwürdig beschäftigt. Der gewöhnliche Schlag von Juristen nahm das lebhafteste Interesse an diesem Antiromantiker, und für ihn mag auch heute noch eine Kriminalgeschichte wie Müllners „Kaliber" interessant sein.

Grillparzer, welcher mit seiner „Ahnfrau" der Müllnerschen „Schuld" auf dem Fuße folgte, hat nur darin jenes unglückliche Schicksalsmotiv mit ihm gemein, und ist sonst eine edle sanfte, dem romantischen Schwunge innig zugethane Natur. Sein Nachtheil beruht darin, daß er in „Sappho" und dem „goldenen Vließ" Mischungen romantischer Anschauung mit antiken Interessen versucht hat, ohne dafür Schärfe und Kraft der Grenze hinreichend zu besitzen. Er ist darum auch nur aufmerksam in jener unsichern tappenden Zeit empfangen worden, wo nach den Freiheitskriegen bis zur Julirevolution das positive Interesse sich nirgends recht festbilden konnte, und wo die officiell romantische Schule ihren Nachdruck verloren hatte. Die beengte Stellung in einem Staate, welcher seinem ganzen Zuschnitte nach die unumschränkte Ausbreitung des Talentes streng im Auge haben muß, ist vielleicht auch ein Grund gewesen, daß sich die Grillparzersche Schwinge nicht lockend genug entfaltet hat. 1824 brachte er den „Ottokar", welcher eben dadurch gelähmt war, daß der Böhmenkönig und der österreichische Kaiser, die feindlichen Gewalten des Stücks, rücksichtsvoll neben einander bestehen mußten. Sein Bankbanus, „der treue Diener seines Herrn" trägt vielleicht auch deshalb das schwache Interesse der Resignation auf der kummervollen Stirn, und klammert sich nicht ohne Mattigkeit an die romantische Lebenswelt. Es steht zu erwarten, ob die drängende Wärme, welche oft rednerisch aus Grillparzer bricht, ob die umschleierte, oft innige Kraft seiner Gaben noch einmal zu einem wahrscheinlich nur momentanen Siege in einer einzelnen Schrifthat hindurchdringt. Mit einem neuen Stücke „der Traum ein Leben" scheint ein glücklicher Anfang dafür in Wien gemacht zu sein, aber Wien ist nicht Kriterium genug, und es muß die weitere Verbreitung abgewartet werden. Neuester Zeit hat er auch ein Lustspiel „Wehe dem, der lügt" dort aufführen lassen, was keinen Erfolg gefunden hat. Der Skizze nach ist der Stoff nicht nur ernsthaft, sondern auch von der ernsthaften Seite aufgefaßt, und täuscht auch nicht durch raschen, lebhaften Gang und

durch Kolorit. Priester und Heiden einander gegenüber, eine alte Scenerie des Gegensatzes, die jetzt wenig Belebendes hat. Er ist 1790 in Wien geboren, und lebt dort im Staatsdienste.

Ernst Schulze nahm mit etwas mehr Eintönigkeit, sonst in edlerem Stile, den Romantismus Wielands auf, und da dies in melodischen weichen Versen geschah, so nahm das Publikum an der „Cäcilie" und der „bezauberten Rose" großen Antheil. Der Feen- und Ritterzauber bleibt uns stets eine erwünschte Welt, und sobald er uns in einem lieblichen Ernste geboten wird, zeigen wir uns stets hingebend, auch wenn dieser Ernst keine weitere Bedeutung in sich trüge. So war es mit Ernst Schulze. Man erwartete von diesem anmuthigen Talente Außerordentliches, und da er jung an einer Brustkrankheit starb, so verherrlichte der frühe Tod selbst die bescheidene Hoffnung. Schon jetzt indessen schlendert selten noch ein Leser durch die zwanzig Gesänge der „Cäcilie," und die kürzere anspruchslosere Arbeit „die bezauberte Rose" hat das Hauptwerk verdrängt. Da ist in Kürze schwellender zarter Vers, leise spielendes Thema, sanftes Saitengetön romantischer Akkorde. Sonstige Kühnheit, Erfindung, Perspektive und darum Wichtigkeit des literarischen Momentes darf bei Schulze nicht gesucht werden. Er war ein Hannoveraner, der 1789 in Celle geboren ward, sich meistens in Göttingen aufhielt, seine Cäcilie liebte, und der früh Verstorbenen lebhafte Trauer und das lange Gedicht widmete, einen Freiheitsfeldzug mitmachte und schon 1817 vom Tod überrascht wurde, da eben die Rose in wohlklingenden Stanzen beendigt war. Boutermek, Schulze's Lehrer in Göttingen, hat die sämmtlichen Schriften, es gehören nur noch lyrische Gedichte und eine Jugendarbeit „Psyche" dazu, 1819 und 1820 herausgegeben.

Mit ausgebildeterem Bewußtsein und mannigfaltigerer Kraft rang Ernst Wagner — 1768 bis 1812 — nach einer romantischen Existenz. Kraft und Absicht waren stärker, Wagner war kühn genug, neue Forderung des Lebens, Lebensforderung des Künstlers in seine Produkte aufzunehmen und deren Verarbeitung zu beginnen. Es ist ein tüchtiger Ton moderner Gesundheit in

ihm, ein Ton, welcher auf ein natürliches Recht der Existenz pocht, welcher aus empfundenem Bedürfnisse und nicht aus überlieferter Form zu schaffen trachtet. Aber so wie Schulze nur das Gegebene artig stellen und gruppiren und sich deshalb nicht über die mittelmäßige Geltung erheben konnte, so blieb Wagner unvermögend, die tüchtigen Anfänge einer modern romantischen Forderung talentvoll in einander zu fügen, also zu fügen, daß die siegreiche Ueberraschung möglich geworden wäre. Unter den Flügeln einer solchen Ueberraschung tritt aber der historische Gewalthaber in den Kreis seines Interesses. Diese Einigung des Verschiedenen, diese organische Gewalt fehlte bei Wagner. Man erkannte gern und hoffnungsvoll von Wagners erstem größerem Romane an, von „Wilibalds Ansichten des Lebens", daß eine drängende, selbstständige Schöpferkraft vorhanden sei. Warum sollte man für die erste Phase einer romantischen Entwickelung nicht zugestehen, daß sich der Held, Wilibald, aus dem Getümmel hinter den Pflug zurücksehe? Es werden sich dem Verfasser neue Bahnen öffnen. Wirklich geschah das sogleich in den „reisenden Malern", worin wieder ein buntes dreifaches Leben aufspringt, aber weder hier, noch im Anhange dazu, „das historische A B C eines 40jährigen Bibelschützen", noch den „Reisen aus der Fremde in die Heimath", noch in „Ferdinand Miller", noch in dem letzten Romane „Isidora", welcher mit frommem Abschlusse zu thun hat, nirgends bietet sich ein genügender Sieg des talentvollen Anfanges, eine geharnischte Figur der vielfachen Absicht. Was nützt es uns, daß der Verfasser irgend eine philanthropische, oder staatliche, oder rein romantische Perspektive raisonnirend am Schlusse eines Romans öffnet? Wir wollen nicht die Bestandtheile, wir wollen das Werk. So zertritt das historische Einherschreiten die Wagner'sche Gabe, weil sie nicht zu irgend einem Nachdrucke gefestigt ist; das Einzelne wird verarbeitet, der Name zerstiebt. Friedrich Mosengeil hat Briefe Wagners und Biographisches über ihn mitgetheilt. Wagner war eines Predigers Sohn in Thüringen, ward Jurist, praktizirte als solcher auf den Gütern eines Edelmanns, ward dann, von Jean Paul empfohlen, zum Kabinetssekretär des Herzogs von Meiningen ernannt, und verlebte dort den kurzen Rest seines Lebens. Die Rückendarre beugt ihn wie Hoffmann, und im

Gegensatze mit diesem ist es Stil geworden, von Wagner zu erzählen, daß er das Leiden nicht nur männlich, sondern auch christlich ertragen habe. — Außer den angeführten Romanen sind nur unbedeutende Gedichte von ihm abgefaßt, die Mosengeil mittheilt. Die Schriften sind gesammelt 1827 in 12 Bändchen erschienen.

Wilhelm Müller hat sich die Forderung nicht so breit gestellt wie Wagner, und nicht so traditionell wie Schulze. Er ist ein höchst liebenswürdiges Talent. Seine Lieder eines „reisenden Waldhornisten" gehören zu den frischesten und reizendsten unserer Romantiker, und leben großentheils im Gesange fort. Ein lieblich leichter Fall der Sprache und Wendung, ein klarer, ansprechender Gedanke, Schalkheit und Herzensgüte weben darin. Eben so sind Müllers „Griechenlieder" des besten Gedächtnisses würdig. „Lyrische Spaziergänge" waren das letzte Bändchen Gedichte, was er gab; ein Nervenschlag übereilte ihn in seiner Vaterstadt Dessau 1827. 1795 war er dort geboren worden, hatte frei studirt, gegen Napoleon gefochten und sich sonst vorzugsweise dem klassischen Studium zugewendet. Darauf bezüglich hat er auch Mancherlei herausgegeben; „die Homerische Vorschule" ist das Bedeutendste hievon. Kritisches Studium beschäftigte ihn viel, er begann eine Sammlung der Dichter des 17ten Jahrhunderts, und brachte davon 8 Theile. Dem griechischen Leben stets zugewendet, machte er sich 1817 auf, um nach Griechenland selbst zu reisen. Alte Inschriften hatte er dabei besonders im Auge, und die Berliner Akademie der Wissenschaften versah ihn mit einem Empfehlungsbriefe an — das griechische Volk. In Wien erlernte er neugriechisch, kam aber später nicht über Rom und Neapel hinaus. Seinem lustigen Leben in Rom verdankte er die Fähigkeit, „Rom, Römer und Römerinnen" so genau beschreiben zu können, wie er es in dem bekannten Aufsatze gethan. Seine vermischten Schriften, worunter auch Biographisches über Jean Paul, sind 1830, 5 Theile, von Gustav Schwab herausgegeben. Eine liebreizende Dichtungs- und Darstellungsgabe ist leider so frühzeitig mit ihm in's Grab gegangen.

In Schenkendorf und Eichendorf folgen wieder zwei Talente, die sich enge an die officiell romantischen Sympathieen anschließen. Es ist unmöglich, dem weiten Worte „romantisch" gegenüber scharfe Kategorieen aufzustellen, da im Einzelnen des dichterischen Momentes so viel scheinbar Verschiedenes zusammenschließt. Eine Absonderung ist nur dadurch erreichbar, daß eine Grenzlinie dort gezeichnet werde, wo sich modernster Zusatz dreist hervorthut. Die Romantik nämlich hat in letzter Zeit die Wendung erlebt, daß sich zu ihrem äußersten Idealismus des Fichte'schen Anfanges ein stark ausgesprochener Realismus als künstlerischer Leib und Ergänzung gesellt hat. Wo dieser Zusatz, der offenbar eine Erfüllung des ganzen Prozesses anstrebt, mit einiger Schärfe entgegentritt, da ist moderne Romantik abzuscheiden von der Jenaischen.

Friedrich Max Schenk v. Schenkendorf — 1783 bis 1819 — bietet eine praktische Anwendung des romantischen Themas, wie wir davon schon etwas bei Fouqué gesehen haben. Die Idee der Freiheit und des Vaterlandes verbindet sich mit fromm christlicher Anschauung, die romantische Christlichkeit singt in den Schlachten, der Freiheitskrieg erhält dadurch eine ganz eigenthümliche Färbung, altdeutsches Studium und altdeutsche Sympathie mischt sich in modernes Interesse, und erzeugt eine merkwürdige Begattung nationaler und religiöser Theilnahme. Diese beherrscht nach dem Freiheitskampfe eine Zeit lang vorherrschend das deutsche Leben, bildet sich in Burschenschaften und Altdeutschthum aus, gebiert in einer übrigens rationalen Zeit durch streng religiöses Verlangniß die wunderlichsten Kontraste, da es in praktischem Wunsche mit nüchtern politischer Forderung zusammentrifft, geht auf idealer Seite in Pietismus und historische Politik aus, und versetzt sich in der praktischen Tendenz und dem unbestimmten Freiheitsbegriffe mit moderner Revolution. Es ist eine interessante Aufgabe, die verschiedenen Lufstriche zu verfolgen, welche verwischt gemeinsam 1830 in allerlei Liberalismus zusammenstoßen, und von etwa 1835 an wieder in den Wuchs ursprünglicher Keime auseinandergehen. Man findet da Kant'sche Folge, Fichte'sche, romantische, Hegel'sche in rationalem, radikalem, historischem und doktrinärem Liberalismus. Dichterischen Schwung und Ton geben vorzugsweise die romantischen Erben, die Schenkendorf, Arndt,

Zollen, und der Kantisch-Schiller'sche Stil wird nur jugendlich vertreten durch Theodor Körner. Da aber dieser dem allgemeinen Bewußtsein näher steht, so gewinnt er den allgemeinsten Beifall.

Schenkendorf ist aus Ostpreußen. Er kommt früh durch Familienstörniß aus dem väterlichen Hause. Der Verkehr mit den Familien Dohna, mit Predigern, der Anblick schöner Natur in dem sogenannten preußischen Oberlande, tief innige gemüthliche Anlage, das Glück einer vollen Liebe, Alles das pflegt den sehnsüchtigen, christlichen Schwung, durch welchen er bedeutend geworden ist. In seiner Nähe finden wir auch zum ersten Male jene Frau von Krüdener, die später aus romantischer Begabtheit ein so interessantes Gewerbe machte, und mit dem frommen Hellblick sogar in die Kreise der Politik, in die Einwirkung auf Kaiser Alexander trat. Schon 1807 gab er mit v. Schrötter eine Zeitschrift „Vesta" heraus, in welche auch Fichte beisteuerte, und welche das patriotische Leben vorbereiten half. Der Freiheitskrieg erschloß die Schenkendorf'sche Blume, und diese Vermittelung brachte ihn der Nation nahe. Er zog mit, und alle großen und kleinen Akte jenes Kriegslebens besang er; der Uebergang über den Rhein, Scharnhorsts Tod und aller einzelne Liedesanlaß war nur die melodische Variation einer christlichen Freiheitsharmonie. Dieser Grundton einer „Freiheit, die ich meine", ging in die patriotischen Vereine, ging in die Burschenschaft über, in dies merkwürdige Institut, welches gleich einem Orden der Jugend sich der Geschichte bemächtigen wollte. Schenkendorfs Lieder wurden von ihr gesungen mit heiliger Andacht; der romantische Idealismus fand eine höchst überraschende Verkörperung in diesem Studententheile. Der deutsche Student war aus dem Mittelalter her eine ganz eigenthümliche Figur: die alte Chevalerie zeugte sich darin stets fang weiter fort, und doch war der Ritterschlag die Wissenschaft, die Bildung. Er war modernes Ritterthum von einem bewehrten Vater und einer gelehrten Mutter stammend, halb wie ein geschichtlicher Scherz aussehend, halb wie eine tiefsinnige Probegeburt geschichtlicher Gegensätze, die sich in lebenskastiger unbefangener Jugend harmlos darstellen. Man könnte sagen: der Student war ein verjüngter Maßstab des historischen Prozesses und des historischen Ideals.

Diese deutsche Eigenthümlichkeit war schon oft überaus wichtig geworden für Belebung historischer Gedanken. Jetzt fiel ihr ein Stück romantischen Ideals anheim. Der Freiheitskrieg sollte ganz andere Ergebnisse in Deutschland finden, als er fand, vorzüglich auch romantische Kaiser und Reich, Aufblühen der alten Reichskreise, Krönung und Herolde, Wappen und Trachten, das Alles war erwartet, vergeblich erwartet worden. Dies romantische Verlangniß ward der Jugend eingeimpft, damit es nicht verloren gehe, so wie in Polen die Kenntniß tief im Geheimen forterbt, wo der Krönungsschmuck vergraben liege.

„Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu," sang Schenkendorf — „wir woll'n das Wort nicht brechen, und Buben werden gleich, woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich," fuhr er kühnlich fort, und mit stürmischer Begeisterung ward dies auf allen Universitäten nachgesungen. Dies weichtapfere, hingebend christliche Wesen Schenkendorfs, der, in Carlsruhe lebend, mit Jung-Stilling, Ewald und der Krudener umging, der im blühenden Alter von 33 Jahren starb, diese fromme Herausforderung ging damals wie ein Typus auf die Burschenschaften über, auf diese romantische Studentenpolitik. In der ersten Zeit von 1817 an glichen diese Institute, welche sich besonders in Erlangen und Jena fortbildeten, auf ein Haar dem Schenkendorf'schen Wesen. Vielleicht auch durch seinen frühen Tod ward er Schutzheiliger und Muster. Der junge Student war fromm und tiefsinnig. Die Ermordung Kotzebue's, der mit dem russischen Kaiser statt mit dem idealen deutschen Kaiser verkehrte, war ein persönlicher Ausbruch dieses schwärmerischen Hanges. Hiermit gerieth die Burschenschaft in ein bedenkliches Verhältniß zu den Regierungen, verboten und verfolgt bestand sie die zwanziger Jahre hindurch fort, und ist stets ein keineswegs unbedeutender Bestandtheil romantischer Regung und Strebung geblieben. Wie konnte es auch ohne Erfolg sein, wenn die Blüthe der Jugend Unzufriedenheit mit der bestehenden modernen Welt gestissentlich hegte, wenn sie aus dem idealen und dann katholisch gefärbten romantischen Ursprunge herüber Grundsätze nahm, welche an mönchische Ascese erinnerten, wenn sie sich starke Freuden des Leibes als Sünden versagte.

Diese Jugendgemeinde der Romantik erlitt indessen auch all

den Wechsel, welchen die Stiftshütte selbst erfuhr. In den späteren zwanziger Jahren, wo der heilige Nimbus der Romantik zerstört war, wurde auch die Burschenschaft weltlicher, besonders in Halle und auf den rheinischen Universitäten; nach dem schneidenden modernen Einschnitte von 1830, wo der praktische, rationale Liberalismus große Erfolge gewann, warf sie die historischen und gläubigen Sympathieen hinter sich, vereinigte sich mit diesem Liberalismus, und erlitt mit ihm die bekannten Niederlagen, durch welche ihr Dasein wahrscheinlich geendet ist.

Die Schenkendorf'schen Lieder, — denn Lieder, die 1837 vollständig gesammelt erschienen, sind seine Hauptthat — verbleichen jetzt und werden Sagengesänge, wie einst die bezwungenen Sachsen solche im Stillen bewahrt haben mögen von Welleda und den geheimnißvollen Götterhainen.

Wie einen passenden Rahmen hat man den Schenkendorf'schen Liedern „Sternblumen" einer frommen Dame beigefügt, die auf des Dichters Entwickelung großen Einfluß gehabt habe. Es sind Erbauungsverse für „einfältige Christen".

Direkter hineingezogen in diese praktische Seite der Romantik, besonders so weit sie mit dem altdeutschen Studium und dessen Anwendung zusammenhing, wurden Arndt, Follenius, Maaßmann, Förster, Jahn. Kräftige Lieder von Follen und Förster leben jetzt noch auf der Universität, zum Beispiele Follen's „Vaterlandssöhne, traute Genossen". Jahn repräsentirt die rohe Praxis selbst, wie das heutige Geschlecht körperlich und sprachlich zu Altdeutschen gemacht werden könne. Sein „deutsches Volksthum" und „Merke" dazu waren das Noth- und Hilfsbüchlein der Masse, und sind ohne alle weitere Bildung wie mit der Holzart zugehauen.

Ernst Moritz Arndt war darunter von gebildetster Bedeutung. Er ist 1769 auf Rügen geboren, und machte sich durch Reisebeschreibungen bekannt. Es folgten „Fragmente über Menschenbildung" und sein berühmtestes Buch „Geist der Zeit" 1806. Wegen stark darin ausgesprochenen Franzosenhasses muß er von seiner Greifswalder Professur nach Schweden fliehen. Zum Freiheitskriege kehrte er zurück, und es folgten seine „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" 1814, seine „Märchen und Jugenderinnerungen" 1818, „Christliches und Türkisches" 1828.

Seine Gedichte in 2 Bänden waren schon 1815 und 18 erschienen, und die ernsten und starken Vaterlands- und Bundeslieder, daraus sein „Was ist des Deutschen Vaterland", „Sind wir vereint zur guten Stunde" sind in hohen Ehren beim Studentengesange. 1818 war er Professor der Geschichte bei der neuen Universität in Bonn geworden, aber schon das Jahr darauf in die demagogischen Untersuchungen verwickelt. Arndt ist durch starke lebhafte Sprache von großem Einflusse auf die Stimmung jener Zeit gewesen.

Um der vaterländischen Lieder willen muß denn auch Theodor Körner hier seinen Platz finden, obwohl all seine übrige Anlage nichts mit den Romantikern gemein hat, sondern durchaus eine jugendliche Nachahmung Schillers ist. Die Schauspiele „Zrinp", „Rosamunde", „Hedwig", welche dies deutlich bestätigen, sind aber nicht das Moment, um welches sich die enthusiastische Theilnahme für Körner gruppirt hat, sondern die Vaterlands-Lieder sind es, sein „Das Volk steht auf" — „Ahnungsgrauend, todesmuthig" — „Du Schwert an meiner Linken", kurz, sein „Leier und Schwert", eine Sammlung dieser Lieder, sein Muth, seine Begeisterung, sein schöner Reitertod, dies romantische „Morgenroth", was ihm „zum frühen Tode leuchtete", dies dämmernde, hüpfende und tönende Jugendleben, dies Alles ist's, was ihn zu einem ritterlichen Lieblinge unserer Nation gemacht hat. Diese ritterliche Gesinnung, diese liebenswürdige Person muß auch vor Allem in Anrechnung gebracht werden, wenn von einer Würdigung Körners die Rede ist. Hatte er auch nicht die Tiefe und Sinnigkeit der Schenkendorf mit ihren Vorzügen und Abwegen, an Feuer übertraf er sie alle, und seine Lieder fliegen auf und wirkten wie fliegende Gewitter.

Er war den 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater ist derselbe Körner, der sich Schillers so preiswürdig annahm, und der von Dresden als Staatsrath nach Berlin ging. Theodor studirte das Bergwesen in Freiberg, kam dann auf die Universität Leipzig und ward als Theaterdichter nach Wien berufen. Seine „Toni", sein „Nachtwächter" und „grüner Domino" zeigte, daß er auch für die leichtere dramatische Unterhal-

tung flüssiges Geschick habe. 1813 eilte er zu den preußischen Jägern unter Lützow, und fiel den 26. August 1813 bei Gadebusch im Mecklenburg'schen. Die neueste Ausgabe seiner Werke ist von Streckfuß besorgt.

Für diesen romantischen Zauber des vaterländischen Rufes hat auch Fr. Aug. v. Stägemann, geboren 1763 zu Bismarken in der Uckermark, Nachdrückliches geleistet. Seine Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—13, seine „historischen Erinnerungen" in lyrischen Gedichten sind von einem so festen Gepräge, wie es sich bei den officiellen Romantikern selten findet. Stägemann nämlich, ein klarer, hoher Charakter, gestattet einem liebenswürdigen Gemüthe nur den weichen Hauch darüber hin über das Gedicht, welches sich marmorfest und bestimmt wie eine Bildsäule erhebt. So gibt es scharfe und doch wohlthuende Umrisse. In der Zeit preußischer Unterdrückung war eine bloß geschriebene Ode Stägemanns gegen Napoleon, welche von Stadt zu Stadt wanderte, wie eine Standarte, um welche sich patriotische Gesinnung sammelte und erhob. Ein Band Sonette „Elisabeth", welche sich alle um eine in schöner Weiblichkeit klassische Frau bewegen, hält auch bei diesem romantischen Stoffe eine klare Stimmung fest, und könnte musterhaft genannt werden, wenn die mitunter vorkommende mythologische Beziehung, die kalt unter dem warmen Tone steht, ausgeschieden würde.

Es ist unmöglich, bei dem hundertfachen Ursprunge unserer Dichtungsart alle einzelne Erscheinung in scharfe Kategorieen zu ordnen. Eine Zeit, die sich alle Regung in der Weltgeschichte zur Ausbeute für eine neue Poesie erwählt, und darin noch lange nicht zu einem Ende gekommen ist, eine solche Zeit läßt sich nur gewaltsam auf durchgehende Gleichartigkeit ziehen, oder müßte in hundert Schulen der Nüance dargestellt werden. Da ein romantischer Boden aber allen gemeinsam ist, und just dieses Wort die Aufsuchung und Verbindung aller Gegensätze in sich schließt, so drängt sich das Verschiedenste unter den großen Hut romantischer Schule, ohne doch oft mehr als einen gemeinsamen Lebenshauch zu haben. Man muß also begnügt sein, oft das neben einander zu stellen, was nur in einzelnen Nerve Verwandtschaft andeutet. So ist's mit dem romantischen Vaterlandszuge in Körner, in Stägemann. So lockt dieser letztere um leiser Neigung zu

antiker Art Hölderlin neben sich, der sonst so himmelweit von übriger Verwandtschaft abgeht, der Romantik und Antike in einer befremdlichen Mischung mehr greift als faßt. Das unglückliche Schicksal dieses Mannes ist übrigens in eine so entsetzliche Existenz des machtlosen Irrsinns verfallen, daß er das traurigste Extrem umhertastender Romantik an seinen eigenen Leiden darstellt.

Joh. Chr. Frdr. Hölderlin, 1770 im Würtembergischen geboren, lebt noch in Tübingen, niedergehalten von unheilbarem Wahnsinn, welcher die Gedankenflocken aus Griechenland und deutschem Walde nicht mehr in einen Gedankensatz zusammengehen läßt. Er ist im eigentlichen Publikum unbekannt, von seinem Romane „Hyperion oder der Eremit in Griechenland", welcher schon am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts erschien, begegnet man nur hier und da einem Citate, wie zum Beispiele vor dem Buche „Nabel" der Mittelpunkt Hölderlin'schen Strebens, „still und bewegt" steht, Worte, die seine klassische Sehnsucht in romantischer Fülle ausdrücken, und zugleich die Blume seines Grabes sind. Er ist still und bewegt, aber ohne Kraft und Bewußtsein. Dieser Roman, griechisches Chaos, romantische unbegrenzte Wallung zugleich mit aller Pracht der weiten Gedanken-Verbindung, ist in seinem Mangel an Form und Begrenzung ein Eingang zu Außerordentlichem. Leider schlug das Außerordentliche nach unten hinab, in die Unmacht.

In Tübingen hatte er gegen seine Wahl Theologie studirt, ging dann nach Frankfurt in eine Hauslehrerstelle, und gab sich hier einer tiefwühlenden Neigung zur Mutter seiner Zöglinge hin. Es ist dies Diotima im Hyperion und in den Gedichten. Hölderlin war schön, die Frau von schwärmerischer Phantasie, man sieht mit Aengsten zu, wie sie sich gegenseits gesteigert haben. Sein reizbares Wesen ward auf's Aeußerste gestimmt, da ihm die Gesellschaftswelt kein Gelingen bot, und die revolutionaire Zeit Anlaß und Beifall für Unzufriedenheit in Fülle gab. Er ging nach Weimar und Jena. Schiller war ihm geneigt, ließ Gedichte von ihm in den Musenalmanach rücken, bemühte sich für ihn um eine Professur. Das mißlang, und Hölderlin verließ Deutschland voll tiefsten Hasses gegen dasselbe, eines Hasses, der zerreißende Worte im 2ten Theile Hyperions gefunden hat. Börne's Zorn ist mildes Säuseln daneben. In der Schweiz

verkehrte er eine Zeit lang mit Lavater, und ging dann in die Heimath der Gironde, nach Bordeaux, wo er, wie vorher sein Landsmann Reinhard, wiederum Hauslehrer wurde. Ergrimmt schleuderte er den heimathlichen Idealismus weit von sich, stürzte sich in's Sinnenleben und vernichtete sich. Der Schreck war nicht gering, als in Stuttgart bei dem friedlichen Mahlzeiten ein zerlumpter Bettler eintrat, dem aus dem alten schönen Auge Hölderlins der Wahnsinn flimmerte. — Alle Bemühung dagegen war vergeblich, zu spät gab man ihm eine Stelle, lichte Zwischenräume traten wohl ein, halb in ihnen, halb in der Zerrüttung entstand eine Version des Sophokles, die wild und matt in sich zusammenbrach, er war verloren. Bei einem Tischler in Tübingen vegetirt er noch, und setzt noch manchmal an zu Gedichten, denen Auge und Flügel gebrochen ist. Den großen Schwung der Anlage in Hyperion abgerechnet, sind seine früheren Gedichte der Glanz seiner dichterischen Kraft. Er faßte sie streng und stark in stolze Form antiker Weise, und gab ihnen doch die schwingende Seele romantischen Dranges; für den kurzen, vorgezeichneten Raum eines Gedichtes bezwang er auch den Ungestüm seines Wesens, so daß er sich hier am Gelungensten bietet, und manche volle Pracht des späteren Platen vorausgegriffen hat, der oft nur das schöne Gewand erhaschen mochte. Schwab und Uhland haben 1826 eine Ausgabe von Hölderlins Gedichten besorgt. Arnim gab zwei Jahre später „Ausflüge mit Hölderlin", woraus sich Manches über diejenigen Gedichte entnehmen läßt, welche in jener Ausgabe fehlen. Dieser Romantiker nahm an Hölderlin das größte Interesse. Näheren Umgang mit dem bereits Verunglückten hat Waiblinger gepflogen, und es finden sich darüber geistreiche Mittheilungen im Nachlasse dieses ebenfalls früh gestorbenen Schwaben. Er hält Hölderlins Unglück für Nervenzerrüttung.

Wilhelm **Waiblinger** selbst — 1804 bis 1830 — auch ein Schwabe, aus Heilbronn gebürtig, in Stuttgart, Reutlingen, Tübingen erzogen, hat in einem Zuge nach klassischer Existenz Verwandtschaft mit Hölderlin, dessen Hyperion er bewunderte, dessen Irrsinn er aufmerksam und theilnehmend beobachtete. Aber Waiblinger warf sich mit praktischer Klarheit bei weitem mehr der gefälligen Sinnenwelt klassischen Lebens in die Arme. Von der Romantik flatterten ihm nur einige bunte Bänder am Hute; bei

ihm ist nicht jenes Wühlen in der Tiefe zu suchen, welches eine innerliche Ehe neuer und alter Welt gewaltsam ergreifen und fesseln will. Was sein gesunder Blick und Griff möglich machte, eine kühne Schönheitswelt, die sich bündig mit christlicher Moral auseinander setzte, darnach hatte er kaum gestrebt, viel weniger es erreicht. Er kommt nicht über den ästhetischen Dilettantismus hinaus, welcher die Lockungen der Sinnenwelt fröhlich feiert, daneben aber eine Gesetzeswelt, die dergleichen ausschließt, fraglos bestehen läßt, ja in gelegentlichem Falle nach ihr folgert und urtheilt. Alle Durchdringung, ja der Versuch einer Endschaft gebricht. Sein lebhaftes, einschmeichelndes Talent, mit welchem sich seine Gedichte ankündigten, der Schwung, welchem er, durch Hyperion angeregt, in einem Romane „Phaeton“ bekundete, schuf dem jungen Dichter eine ungewöhnlich hoffnungsvolle Theilnahme in unserer Nation. Man erwartete Außerordentliches, da er durch Unterstützung Cotta's nach Italien ziehen konnte, es schien, als könnte uns ein vollendeterer Heinse in ihm geschenkt sein. Diese Hoffnungen sind zerstiebt. Außer schildernden Aufsätzen, die er in Journale sandte, und worin mit ausmalender Fülle das Sabiner-Land, die Abruzzenscenerie und Aehnliches, kurz, Beschreibung geboten wurde, gab er das „Taschenbuch aus Italien und Griechenland“, um darin die klassische Anregung uns darzustellen. Es sind nur zwei Jahrgänge erschienen; der Tod des jungen Dichters ist dazwischen getreten, und „Griechenland“ ist zunächst nur Titel geblieben. Der Inhalt nämlich füllt sich mit Italien, und der Werth sinkt deshalb gar sehr, weil die Gabe sich nicht weiter erstreckt als auf einen novellistischen Ciceroneebericht. Weitläufig kleidet sich die Landesbeschreibung in Erzählungen, worin manche satte Charakteristik der italischen Völker und Klassen willkommen erscheint, worin aber ein viel zu redseliges Ausholen für einen bloßen Beschreibungszweck statt findet. Man sieht überall die Absicht, belehrend über Italien zu werden, und man ist verstimmt, man muß gestehen, daß die gleichartige Corinna der Staël dies auf interessantere Weise thut. Wo auch das Sinnenleben des Römers kräftiger wüst gezeichnet wird, als es der raisonnirenden Dame erreichbar war, selbst da fehlt die Weihe. Waiblingers ganze Römerfahrt war offenbar eine verunglückte Wiederholung früherer Wege, und sein dreistes Talent des

Genusses suchte und fand keinen Sieg eines Prinzips. Der Körper erlag zeitig, die früher so lebhaften Gedichte wurden übersättigt träg, solchergestalt geriethen die hundert Gedichte „Bilder aus Neapel", welche zu ihrem Nachtheile an Goethe's Elegieen erinnern, und die launige Wendung des Mottos „Leg' sie nie aus Deiner Hand, lieber Freund, und lebe glücklich" nicht fort zu halten wußten. Von Sicilien nach Rom zurückkehrend, starb Waiblinger den 17. Januar 1830, noch nicht 26 Jahre alt.

Um des Agathokles willen, der das Publikum mit dem römischen Kaiserstoffe einer Diocletianzeit lockte, kann Caroline Pichler neben denjenigen genannt werden, die mit romantischer Zunge nach alter Zeit und Sitte des Südens hinabrufen. Der Ruf ist aber freilich so ungenügend verblieben, wie die übrige Verwandtschaft dieser Dame mit klassisch-romantischer Durchdringung. Das Interesse dieser 1769 zu Wien geborenen Frau beschränkt sich auf eine Damenunterhaltung, welche Konflikte des Frauenlebens romanhaft anzulegen, weit auszuspinnen und im großen Gleise der bürgerlich sanctionirten Sittlichkeit zu erhalten weiß. Deshalb ist der Roman „Frauenwürde" ihr bezeichnendster. Sie hat sehr Viel und immer in großer Ausbreitung geschrieben, auch den vorzugsweise österreichisch-historischen Roman fleißig angebaut. v. Hormayr hatte durch seinen „österreichischen Plutarch", den er in der Zeit des Franzosendrucks zur Aufreizung patriotischen Sinnes herausgab, nach dieser Seite hin einen lebhaften Anstoß gegeben.

Feßler stellt eine vielfach umgekehrte und umkehrende Romantik dar, die theils ohne Christenthum nach Griechenland den Roman spinnt, theils in Aufklärung, Freimaurerei und in's Lutherthum aus dem Katholizismus übergeht, theils in herrnhutische fromme Mystik sich vereinsamt. Das Leben dieses Mannes enthält fast alle Bestandtheile romantischer Aktion und Reaktion, wie sie von den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zu den ersten Jahrzehnten des jetzigen durcheinander geflutet sind. Denn als seine Produktion selbst versiegt war, schleuderte ihn das Geschick noch in den auffallendsten Lagen umher. Zu bedauern ist nur, daß seine produktive Kraft mehr Ausdehnung und Zähigkeit als Nachdruck hatte. Die langen Romane „Marc-Aurel", „Aristides und Themistokles", „Attila",

„Mathias Corvinus", „Abälard und Heloise", „Bonaventura's mystische Nächte", „Theresia", „Lotario" sind jetzt kaum in stäubiger Höhe der Leihbibliotheken zu finden, und die eigene Lebens-Geschichte „Rückblicke auf seine 70jährige Pilgerschaft", die er 1824 herausgab, hat jetzt noch das wirklichste Leben seiner vielen Schriften. Unter diesen findet sich denn auch viel Völker- und Sittenbeschreibung in halb romanischem Stile, da er eine Zeit lang in Berlin auf lediglichen Erwerb durch die Feder angewiesen war. Seine „Geschichte der Ungarn und derer Landsassen" ist davon das Wichtigste, und seine Schriften über Freimaurerei, in deren Gesellschaft er eine nicht unbedeutende Rolle spielte, und die er 1802 verließ, machten ihrer Zeit Aufsehen. Durchweg fehlt die Sammlung reger Kräfte zu einer eindringlichen und deshalb bleibenden Gestalt, — er steht selbst in einer speciellen Literarhistorie wie ein rastloser, viel verhandelnder Wanderer da, der kein dauerndes Andenken zurückgelassen hat, und dessen die nächste Nachkommenschaft nur wie eines auffallenden Wanderers gedenkt, der einst vorübergezogen und gesprochen worden ist.

Er war 1756 in Niederungarn geboren, ward Kapuziner, und trat unter Kaiser Josephs Zeit zu der aufklärenden Partei, also auch aus dem Orden. Die Feindschaft, welche ihm dadurch erwachsen mußte, vertrieb ihn später aus Lemberg, wo er als Professor der orientalischen Sprachen angestellt war, und ein Trauerspiel „Sidney" aufführen ließ, welchem man den Prozeß der Gottlosigkeit machte. Er flüchtete nach Schlesien, fand Unterkunft beim Fürsten von Carolath, ward Lutheraner, ging nach Berlin, und erhielt dort mit Fichte den Auftrag, Statuten und Ritual der Freimaurerloge Royal-York umzuarbeiten. Ein Amt und leidliche Existenz wurden durch den französischen Krieg vernichtet; er fand endlich in Petersburg als Professor eine neue Stellung, und verlor auch diese, von einem griechischen Priester des Atheismus beschuldigt. Ein neuer Posten im Fache der Gesetzgebung und philanthropischer Organisation fand sich dennoch wieder, er verband sich mit den Herrnhutern in Sarepta und wurde nun der Absicht angeklagt, jesuitischen Hierarchismus unter mystischer Form in die evangelische Kirche einzuführen. Diese Anklage scheint trotz Feßlers Protestation nicht ohne Grund gewesen zu sein, wenigstens versichert man jetzt, daß er die neue

Stellung als Superintendent und Consistorialpräsident in Saratow solchen Gönnern zu danken habe, denen der Mysticismus mit mancher Konsequenz desselben werth sei. In solchem Verhältnisse lebte er lange; jetzt ist er in Petersburg.

Dies sind etwa die Wichtigeren, welche nach klassischen Bestandtheilen ihn romantischen Ausdruck gewendet haben. Die A. G. Meißner mit 36 Bänden, wo neben romantischen Skizzen auch ein „Alcibiades" und Apel, wo die „Aeolier" und der „Freischütz" nebeneinander, zeigen schon eine undeutlichere Mischung. Der Bischof Ladislaus Pyrker behandelte in klassischem Versmaße romantische Stoffe, wie Karls V. Zug gegen Tunis in der „Tunicias", Rudolph von Habsburg in der „Rudolfias". Xaver Bronner ließ seine Fischergedichte und Idyllen, die nur matt an Theokrit spielen, vom alten Geßner einführen. Es bleibt nun noch eine Anzahl Namen übrig, die sich in mancherlei Interesse und Färbung dem romantischen Stamme nähern, und nicht eigenen Gang genug dargethan haben, um den modernen Richtungen romantischer Dichtung angereiht zu sein. Von diesen Geringeren, Lafontaine, Mahlmann, Brackmann, Velde, Tromlitz, Blumenhagen, St. Schütze, Bulvius, Cramer, Spieß, Laun, Kind, Miltitz, Clauren, Prätzel, Houwald, Auffenberg, Raupach, ist nur das Allgemeinste zu merken. Jung Stilling, der ohne Verbindung mit Romantikern und früherer Zeit angehörig, dennoch ein ganz concentrirter romantischer Ton ist, bildet den Uebergang zu dem merkwürdigen Manne, welcher bei den Philosophen seiner Bedeutung nach nicht anzubringen ist, und welcher seine theologische Aufgabe wie eine dialektisch romantische löst, zu Schleiermacher. Damit treten wir der eigentlichen Schule wieder näher, eine große Schaar der zwischen Anfang und Ausgang des Artikels ruhenden Namen tritt als bloße Füllung in den Hintergrund, und Eichendorf, Hoffmann, Wackernagel, die jetzt noch singen, sie schließen mit dem ursprünglich romantischen Tone, wie er in Jena angeschlagen worden ist. Der neueste Berg- und Thalreigen aus der schwäbischen Alp, die „schwäbische Schule" eröffnet dann einen lieblich blauen Blick kleiner Gebirgswelt, und in ihm den Anblick, wie sich der Jena'sche rothe Aufgang in

anmuthiger Beschränkung darstellt, und wie vom jüngeren Geschlechte der Schule hier und da eine einzelne Durchsicht in's dampfende weite Thal moderner Welt gewonnen wird.

Bei Lafontaine streift man bereits an eine Literaturpartie, welche mehr oder minder, bewußt oder unbewußt, Opposition bildet gegen die Romantiker. Bei Lafontaine mag es unbewußt geschehen sein, und es finden sich denn auch kleine Zeugnisse, daß er etwas von dem feinen Reize des unpraktischen Zauberduftes geahnt habe, es finden sich Mährchen unter seiner früheren Schrift. Bei Kotzebue, der mit seinem Freunde Merkel den größten Gegensatz gegen die Romantik darstellte, begegnet viel Auffallenderes. In seinem verwegenen Umhergreifen nach allem Möglichen, was für das Publikum ein bewegendes Interesse haben könne, bei diesem Umhergreifen, was eben so nach Rom und Aegypten an die Octavia und Cleopatra tastete, wie in die trivialen Bezüge heutiger Bürgerwelt, geräth denn auch die rastlose Hand in manches romantische Bereich. Die Ritterzeit muß mit ihren Farben und Schwertern locken, wie in den Kreuzfahrern, in der Johanne von Montfaucon, der Feenzauber muß seine Anziehungskraft bewähren im „Schutzgeiste", Spuk und Mährchen, wie im „Gespenst" und „Rothmantel". Kurz, eine bewußte, dem Romantischen gegensätzliche Welt des Interesses wird vermißt, einzelne Berührungen mit romantischer Anziehung bleiben nicht aus, und so haben sich denn diese Schriftsteller das Recht nicht erworben auf eine eigenthümliche Genrestellung, und sie dürfen die Windungen und Sprünge ihres ungenügenden Gegensatzes nur innerhalb des mächtigeren romantischen Kreises selbst vollführen, sie dürfen nur als Zwischenakte eingebracht sein. Als solche erinnern sie von Zeit zu Zeit an den nothwendig nüchternen Beisatz des ästhetischen Interesses, als solche zeigen sie selbst, wodurch sie Geltung und Bedeutung erlangt, und in welchem Verhältnisse ihre Talentprobe anzuerkennen und zu rühmen ist. Iffland allein könnte als reiner Gegensatz Anspruch auf selbstständige Stellung machen, wenn seine Selbstständigkeit in der literarischen That so wichtig wäre, wie sie es als Symptom ist, und wenn unser Theater überhaupt einen selbstständig wichtigen Platz in unserer Literaturgeschichte einnähme. Beides fehlt. Iffland betrifft nur einen kleinen Punkt unserer ästhetischen Welt, für weitere Aus-

breitung desselben ist in Iffland selbst gar kein Anlaß. Sollen die Klingemann, Schröder, sollen neuerer Zeit alle die im Gewöhnlichen praktischen Talente, die Frau von Weissenthurn, die Ziegler, Vogel, Birch-Pfeiffer dazu gethan und soll dem bloß Theatralischen eine eigene Aufmerksamkeit gewidmet werden, so ist dies im vorliegenden Plane einer Literaturgeschichte unthunlich. All dergleichen theatralische Leistung ist Aeußerlichkeit geblieben; was selbst davon brauchbar gewesen wäre für Belehrung, für Aufschluß über das Geheimniß des Reizes, das ist von der eigentlichen Literatur mit größerer Verachtung abgewiesen worden, als vortheilhaft sein mag, mit einem Worte, diese ganze theatralische Partie ist in unserer Literargeschichte kein Moment geworden. Wollte man besonders darauf eingehen, so eröffnete man eine Spekulation über das Praktische, verließe aber die geschichtliche Wahrheit. In dieser ist alles Theatralische nur beiläufig an die dramatische Produktion einzelner Dichternamen geknüpft: man spricht bei Lessing vom Theater, bei Goethe, bei Schiller. Sie haben darauf gewirkt, aber das Theater an sich hat noch keineswegs die Bedeutung erlangt, als ein reiches selbstständiges Institut rückwärts auf unsere Literatur zu wirken, es ist noch immer kein eigenes organisches Leben unserer ästhetischen Bildung. Es reizt nur als unbestimmte Oeffentlichkeit den einzelnen Dichter, und die allgemein anerkannte Bedeutung desselben ist vielmehr die einer geselligen Unterhaltung, als die einer ästhetischen.

So muß denn auch der vorzugsweis theatralische Autor damit zufrieden sein, daß er einem wichtigen Literaturmomente eingeordnet werde, sei dieses Moment eine Schule oder ein Dichter, und daß man nur ausdrücklich das Verhältniß zu Schule oder Dichter heraushebe, sei dies nun ein verwandtes oder ein gegensätzliches. An Schiller und Goethe die Kotzebue und Iffland zu hängen, wie wandernde Gesellen, die hier und dort beim Meister einkehren, scheint nicht rathsam, da der Charakterkreis des einzelnen Schöpfers feiner und verletzbarer ist, als derjenige einer großen Schule, die unbeschädigter Mannigfaltiges in's Schlepp-Tau nehmen kann. Je mehr sie officielle Mitglieder hat, desto mehr freundliche und feindliche Anknüpfung, desto mehr Bezug im Allgemeinen ist geboten, und so müssen die Manen Kotzebue's

und Iffland sich drein ergeben, innerhalb des romantischen Kreises in Rede gestellt zu sein.

August Heinrich Julius Lafontaine — 1756 bis 1831 — hatte kein Arg über literarische Bedeutung, er wollte schreiben und interessiren, und wählte darin harmlos wie Iffland die nächsten Mittel, welche ihm zu Gebote standen, Familienverhältnisse, Herzensneigung, die mit bürgerlicher Konvenienz in Kampf und Gegensatz geriethen. Ob dadurch die alltägliche Theilnahme, von welcher der Mensch lebt, um irgend etwas erhöht, und in dieser Erhöhung zu einem mächtigeren Bewußtsein der menschlichen Kraft und Beziehung gebracht wurde, das war nicht ihre Sorge. Nur Kotzebur, ein viel mehr beweglicher Geist, ließ sich auf Mannigfaltigkeit ein und auf theoretische Anwendung.

Lafontaine stammte aus Braunschweig — 1756 — und ging als Feldprediger 1792 mit in jenen Champagnekrieg, an dem wir schon andere Romantiker haben theilnehmen sehen. Rückkehrend ließ er sich in Halle nieder, und schrieb über 150 Bände, die durchschnittlich lauter Familienliebesromane sind, und durch das Herzensunglück rühren, welches Verkennung, Stolz, Standesunterschied, Feindschaft böser Menschen hervorbringen kann. Goethe's Werther und Millers Siegwart, die bürgerliche Sentimentalität, die Familiendetails, sie sind die Ahnen und die Bestandtheile der Romane Lafontaine's. Er wußte die Hindernisse bürgerlicher Vereinigung so geschickt und auf Thränenrührung wirkend zu schürzen und zu häufen, daß man die langen Gespräche und Detailmalereien in den Kauf nahm oder auch talentvoll fand, daß man seiner „Familie Halden", seiner „Gewalt der Liebe", seinem „Quinctius Heymeran von Flamming", dem „Hermann Lange" — „Theodor", dem „Leben eines armen Landpredigers", dem „Fedor und Marie" — „St. Julien" — „Rudolf von Werdenberg" die gerührteste Theilnahme angedeihen ließ, daß man zwei und drei Auflagen davon forderte. Die ersten dreißig Jahre unseres Jahrhunderts waren höchst dankbar für irgend welchen romantischen Reiz, und besonders für denjenigen, welcher nicht über das Geheimniß der Herzensneigung und über die Scenerie von Burgen und Wäldern, Pfarrhäusern am See, und Land- wie Försterfamilien hinausging. Ist doch eine Nachricht von Herder übrig, daß er den Lafontaine'schen Roman

manchem bedeutenderen Buche vorgezogen habe. Die Ritter-, Räuber-, Jagdgeschichten, die bis in's Aeußerlichste der Neigung und Staffage die Romantik entleerten, die Löwenritter von Spieß, der Dohmschütz von Cramer, der berühmte Rinaldo von Vulpius, sie haben im großen Publikum ihre lebhafte Theilnahme gefunden. So viel Reiz für das Abenteuer einer Geschichte, für die romantische Farbe eines Vorfalls, einer Begebenheit, einer historischen Person liegt im Sinne unserer Nation. Und wo ein noch so rohes Talent das rein Stoffliche in irgend einer neu annehmlichen Form bieten mag, es kann heute und später eifriger Lectüre gewiß sein, wie sehr wir auch gedankenvergeistigt aussehen mögen. Unsere Nationalexistenz in Geschichte, Sitte, geographischer Lage wird Abenteuer und Lockung des Mittelalters nie so ganz vergessen wie der Franzose, wir halten darin tiefe Stammverwandtschaft mit dem Engländer, dessen Scott in Deutschland eben so viel Leser gefunden, als in England, wir existiren und gedeihen in diesem reizenden Gegensatze der abstraktesten Denkübung und des derbsten Stoffreizes. Weil wir einen so großen Umfang für unser Interesse haben, deshalb äußert sich die Literatur bei uns so unerhört mannigfaltig, so sublim und so niedrig, wie es der Franzose weder eben noch unten versteht, da er sich nur krampfhaft aus dem höflichen Niveau seiner Sprache reißen kann, einer Sprache, die aller Erfindung und allem Extreme abgeneigt ist, und die deshalb zum Schrecken der Akademiker bei aller Revolution betheiligt werden muß.

Das Gefallen, welches wir an van der Velde und dessen Nachahmern, den Tromlitz, Blumenhagen, Brenkowski, an Georg Döring, an Wachsmann, Kind und so viel Aehnlichen fanden, es war derselbe Grundstoff der Rinaldini, nur daß es ein wenig anständiger, mit specialgeschichtlicher Zuthat und einigen feineren Nüancen von Talent auftrat. Van der Velde, ein bescheidener Jurist in dem schlesischen Bergstädtchen Zobten, verdient dabei doch seine Auszeichnung, er war mit seinen „Patriziern" — „Lichtensteinern" — „Arwed Gyllenstierna" der Stern des Lesepublikums in den zwanziger Jahren, und die Einwirkung Scotts, dessen früheste Uebersetzung bei uns nicht hinter 1820 und 1819 zurückgeht, ist wirklich unbedeutend auf Velde gewesen. Ja, die Striche sind grob, die Themata und

Verhältniſſe alle gewöhnlich, nirgends ein bedeutender Blick oder auch nur ein Wink, aber die romantiſche Scenerie war doch ſo talentvoll, daß ſie mit ihrer bloßen Farbe die ſimpelſten Dinge lockend machte.

Dieſe Periode der Abendzeitung, welche im Allgemeinen eine tiefe Erniedrigung unſeres Geſchmackes in ſich ſchließt, die Periode der zwanziger Jahre, war auch die Claurens, der an Erfolg van der Velde noch weit überbot. Clauren, der Schriftſtellername des Poſtrath Heun in Berlin, war die moderne Auflage Lafontaine's. Dieſer war matt, oder das Publikum war deſſelben Familientons doch endlich müde geworden. Clauren nahm die Manier auf, zuerſt mit Erzählungen, die ſich an den Freiheitskrieg knüpften, dann an Schweizerreiſen, wobei er den Fund „Mimili“ machte. Er war friſch, die alltäglichen Beziehungen zu einem ſchönen Gemüthe, zu Reichthum und Armuth ſtanden lebendiger auf, auch wechſelte er ab: nicht bloß im negativen Pole des Gefühls, in der ſchweren Betrübniß ſuchte er die Lockung, ſondern im leichlichen Behagen, in materiellſter Wohlichkeit. Nicht in einem Materialismus, der auch irgend eine Offenbarung geben ſolle, ſondern im Materialismus an ſich, der mit ſich fertig, und nur den Gourmand kigeln will. Dies iſt ganz zufällig ein äußerer Gegenſatz zu Lafontaine. Von dieſem ſagt der Bürger: er iſt rein, die Tochter kann ihn leſen. In ſolcher negativen Reinheit begegnet ſich auf dem Grunde alle Gewöhnlichkeit, ſo weit ſie nicht unanſtändig iſt: über das poſitiv Gebräuchliche kommt ſie nirgends mit einer Spekulation hinaus, ſie gruppirt nur längſt Vorhandenes, und es kommt alſo nur auf artige oder unartige Manier an. Leider war dieſer Gourmand Clauren unartig. Aber nicht dies hat ihn getödtet, die Zoſe und der Ladendiener hätten ihn noch länger aufrecht gehalten, wäre er nur länger unterhaltend geblieben. Nicht Hauff, welcher „den Mann im Monde“, eine parodirende Kopie der Clauren'ſchen Manier ſchrieb, kaum die allgemeine Kritik, die einſtimmig entrüſtet gegen ihn auftrat, haben ihn beſeitigt, er ſelbſt hat es gethan, ſein Mangel an Geſchmack und Bildung. Dieſer Mangel ließ ihn nicht über die ſtereotype Manier des Vergißmeinnichts hinaus, über die weichliche, kußliche, abbrechende, auſternſpeiſende Manier. An Talent fehlte es dieſem Manne keines-

weges, die Verhältnisse des Details interessant zu gruppiren, appetitlich darzustellen, sein Erzählungstalent kündigte sich sogar ganz bemerkenswerth an. Was sah er nicht Alles, wie lockte, wie schob er zusammen! Welch ein artiges Talent zum komischen Roman hätte daraus werden können, wenn dieses Clauren'sche Talent gebildet, von der Armuth des Essens und Trinkens und all den trivialen Beziehungen befreit worden wäre! Irgend ein Fond von tüchtigerem Antheile mußte in ihm aufgesammelt werden, dieser wäre dem ordinairen Geschmacke zu Hilfe gekommen. Ein Fortschlendern ließ denn am Ende keine Täuschung mehr zu, man erkannte das äußerlichste Puppenspiel im Gasthause, man ward dessen überdrüssig.

Wollte man all diese fernen Familienzweige der Romantik im Fach unserer Erzählung, unseres Romans verfolgen, einer ganzen Armee von Namen begegnete man da. Es ist auch, wie stets in der Geschichte, der Umkreis romantischer Idee viel größer geworden, als die Stifter romantischer Schule beabsichtigt haben. Hier in diesem großen Reiche des Romans begegneten sich alle Ströme nationaler Sympathie von den alten Ritterſagen herab, von der asiatischen Banise, von den willkommenen Reisewundern, von Goethe's starken Jugendstoffen, von den Erzählern des Hainbundes. Hierbei kann Friedrich Wilhelm Meyern genannt sein, ein seltener, faß geheimnißvoller Mann, der in großen Reisen, in dem mannigfaltigen Lebensversuche, bald im Oriente, bald im Occidente, vorherrschend schweigsam hingegangen, und nur in einem Buche und in wenig bekannten seltenen Briefen einen verborgenen starken Drang mehr verrathen als dargethan hat, unserer Existenz neue Mischungen zu geben. Jenes Buch „Dya-Na-Sore" ist ein politischer Roman, der noch in's vorige Jahrhundert fällt, und in der Zauberflöten-Romantik sich bewegt, so weit es die allegorisch-philanthropischen Bündnisse und Geheimnisse betrifft. Es machte viel Aufsehen und erlebte mehrere Auflagen. Mancher große Gesellschaftsgedanke trat aus der wunderlichen Form verheißend entgegen. Meyern indessen hatte kein Glück, verschloß seine merkwürdige Welt, seine kühnen Weltplane, sogar seine protestantisch-patriotischen Wünsche, und starb als österreichischer Hauptmann 1829.

Die letzte Weihe, der Sinn für ideale Färbung, fiel von

den Romantikern auf den Roman, und als nun Scotts Beispiel eine so große Wichtigkeit erhielt, als der idealste Gehalte den poetischen Reiz, den vollen und würdigen Inhalt, die künstlerisch große Form des Romans anerkennen mußte, da ward die Roman-Ausbeutung das vorherrschende Leben unserer Literatur. Scheinbar zufällig war man dabei auf den Prosa-Ausdruck und dessen Vorherrschaft gekommen, die weite, gefällige Form gestattete alle Regung eines sich neu bildenden Lebens, eine Aufhäufung neuen Hilfsmaterials für eine vollere Poesie, und solchergestalt ward der romantische Ruf selber in Wälder und Berge verlockt, die durch Widerhall und Wechselung unerwartet neuen und anderen Schall vorbereiteten.

Hier beginnt denn die Schwierigkeit der Sonderung. Einzelne Atome modernen Fortschrittes finden sich wohl auch bei demjenigen, welcher übrigens bewußtlos das romantische Thema fortspielt. Es ist aber doch nur der in moderne Richtungen einzureihen, welcher über den selbstständigen Weiterschritt ein Bewußtsein hat. Da kann aus den Taschenbuchserzählern nur etwa Schilling und nach anderer Seite hin der fleißige und denkende Zschokke ausgewählt werden, welcher letztere noch besonders in Rede kommt. Schilling ermangelt freilich einer geschmackvollen Durchbildung, aber man muß seinen oft lüstern skizzirenden Romänleins, die oft nur eine Grille werden, und oft auf die Karrikatur losgehen, man muß ihnen Eigenheit einräumen. Er wirft doch die Terminologie alltäglicher Verhältnisse hinter sich, er kombinirt, wenn nicht selbstständig, doch kapriciös Fragen und Zustände, die aus der erledigten Straße weichen und denen ein neues Leben einwohnt, sei dies auch gemeinhin noch ein unreifes. Bei dieser Unterscheidung darf man sich besonders durch ein modern politisches Interesse nicht täuschen lassen. Derjenige Autor, welcher sich für ein solches erklärt, gewinnt leicht den Anschein, als ob er moderner, das heißt selbstthätiger Kombinatien entsprungen sei. Die gewöhnliche Politik hat es nur mit äußerlichen Verhältnissen, mit einer Umsetzung bekannter und bleibender Glieder zu thun, und der Autor, welcher sich lediglich an das schließt, was in diesem Elemente eben neu ist, der kann eben auch nur in einer Terminologie, in einem abgemachten Interesse seine muntere Existenz finden. Er ist dann

eben so wenig eigen oder modern, wie der nachbetende Romantiker, und es fragt sich nur um die stärkere oder schwächere Kraft, die er zu verwenden hat, um das Früh oder Spät seines Auftritts. Durch dies Letztere erhält Seume, obwohl sonst keiner höheren Frage Herr, erhält Börne seine wichtige Stellung, eine Stellung, die in der Dauerhaftigkeit des Charakters und in der Einwirkung auf den Kampf des Momentes ihren Nachdruck erhält. Leute, wie Herr v. Maltitz, die in Pfefferkörnern politisch oppositionell und übrigens stumpf herkömmlich, wie Menzel, die gegen schwächliche Mittelmäßigkeit neu reformirend, in Lebensfragen aber der gedankenlosen Terminologie ergeben, sogar ohne folgerichtiges Gesetz ergeben sind, solche können nur als Eck- und Prellsteine bei moderner Weiterbildung genannt sein. Eben so wie Kotzebue und Müllner die romantische Welt um sich branden sieht. Feineren Anspruch auf eigene Position hätte F. Jacobs, der in humanistischem Geschmacke „Rosaliens Nachlaß" — „Alwin und Theodor" und manches saubere Schriftchen abgefaßt, hätte Wilhelm Hauff, der in Frische der Form und Keckheit der Art vorgegriffen hat. Stephan Schütze bewegt sich durch eigene Versuche über das Komische und in demselben aus der Masse, und eine naive Lebensbeschreibung, die er von sich gegeben, ist ebenfalls einer gewissen Selbstständigkeit anzurechnen. In dieser Art wäre Bührlen zu nennen, der auch dem Lächerlichen große Aufmerksamkeit gewidmet, und in kultivirtem Goethe'schen Geschmacke Romane „der Enthusiast" und „der Flüchtling" geschrieben hat. Freilich reicht eine bloße Geschmacksbildung nicht hin, um etwas zu schaffen; sie unterscheidet und wählt gefällig, das ist für Fassung der Produktion von großem Werthe, als Produktion selbst dürftig und ungenügend. Mahlmann, nicht ohne rhetorisches Talent, hat im Bethlehemitischen Kindermord mit einer artigen Laune überrascht.

Verfolgt man den Roman selbst bis in die Neuzeit herein, so sind außer den Herloßsohn, Theodor Mügge, Cruse, Fanny Tarnow, Wilibald Alexis, welcher in Walladmor den Walter Scott so talentvoll nachahmte, Rellstab, Ludwig Storch noch Seiten voll zu nennen. Man kann sich aber bei dieser großen Familie nur diejenigen zu besonderer Erwähnung ausheben, die sich entweder durch ein besonders starkes Talent

oder durch eine charakteristische Eigenheit oder durch einen Bildungsgrad auszeichnen, welcher bei unsern Romanschreibern ungewöhnlich ist. Da wird bei Storch zu bedauern sein, daß ein fruchtbares Erfindungstalent ohne passende Kultur fast verwildern, ferner, daß sich die bemerkenswerthe Bildung Wilibald Alexis zu keinem frischen Ausdrucke in einer wahrhaft lebendigen Form schwingen könne. Denn sein „Haus Düsterweg" ist unreinen Geschmacks, und sein vortrefflich beginnender Roman „Cabanis" verdehnt sich in mattes Nebeneinander und in diejenige Schlaffheit, welche diesem Autor oft gefährlich wird, und welche ihn in matte Gewöhnlichkeit zieht. Unter den schreibenden Damen, von denen bei einer kühnen Naivetät ein so ganz eigenes ergänzendes Reich, das Reich der Grazie, des weiblichen Herzens, der feinen Empfänglichkeit zu erwarten wäre, von diesen brutal behandelten Schöngeistern ist außer Bettina nicht viel auszuzeichnen. Johanna Schopenhauer, 1838 verstorben, erweckte einmal durch geschmackvolle Reisebeschreibung, durch den sentimentalen Roman „Gabriele" und den ausführlichen „die Tante" günstige Erwartungen, die letzte Gabe indessen, „Richard Wood", hat davon keine erfüllt. Henriette Hanke in dem häuslichen Genre, Friederike Lohmann im anekdoten-historischen, Amalie Schoppe im alltäglich schmerzreichen, und besonders für „Frauen und Jungfrauen", sind frauenhaft, an den Strickstrumpf erinnernd, thätig gewesen. Vom Vorzuge der Französinnen sind wir hierbei noch weit entfernt.

Spindler, Duller, A. T. Beer, Rehfues, Heinrich König gehören zu der Partie, die um Talentes, um Eigenheit oder Bildung willen besondere Erwähnung heischen.

Von der theatralischen Abtheilung, die in einzelnen Winkeln romantischer Welt begegnet, ist das scheckige Bild Kotzebue vorauf zu führen.

August v. Kotzebue — 1761 bis 1819 — war in Weimar geboren, und zeichnete sich früh durch ein leicht bewegliches Geschick der Auffassung, Nachahmung und Darstellung aus, was sich denn auch von frühester Jugend auf den anschaulichen Wechsel des Theaters richtete. Er ward Jurist, kam durch Empfehlung nach Petersburg, und als Sekretair des Generalgouverneurs in Verbindung mit der Direktion des dasigen deutschen Theaters.

Uebrigens verfolgte er die russische Staatslaufbahn, und erhielt eine Position in Reval. Romantische Gedichte kündigten eine ganz andere Produktion an, als die Kotzebue'sche ward, die „Leiden der Ortenbergischen Familie" und dergleichen kleinere Erzählungen nehmen die Richtung nach bürgerlicher Wirklichkeit und nach der Ansprache des großen Publikums. Es folgt noch in den achtziger Jahren „Menschenhaß und Reue", worin sich dies Talent, im gewöhnlichen Kreise des Charakters und Verhältnisses starke Rührung ohne höheren Schwung zu erreichen, stark und eindringlich aufthut. Er kehrt nach Deutschland zum Besuche, bekundet in „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne", den er mit Knigge's Namen herausgibt, die Lust am Skandale, reist, zieht sich auf ein Landgut in Esthland zurück, und beginnt hier die federschnelle, leichtartige, überfahrende, aber doch auch in guter Bedeutung außerordentliche Hervorbringung, welche beim Todesabschlusse hundert Schauspiele zu Stande gebracht hatte. Sie verschaffte ihm zunächst 1796 die Berufung als Hoftheaterdichter nach Wien. Das trieb er nur zwei Jahre. Wieder nach Rußland eilend, wird er unvermuthet an der Grenze aufgehoben, und nach Sibirien gebracht. Ein kleineres Drama, was Kaiser Paul in die Hände fällt, befreit ihn, und verschafft ihm die lebhafte Gunst dieses Kaisers. All diese und spätere Lebensvorfälle hat er in allerlei Schrift flüssig, gewandt und nie in erhöhterer Fassung dem Publikum vorgelegt. Er übertraf an derartiger Promptheit und in formeller Negligenz den memoirenschnellen Franzosen. Alle Sensationen und Situationen der Zeit geben wie Windstöße durch ihn, ohne weiter zu haften, als der Monat einer Buchabfassung nöthig macht. Diese frivole Hast, diese Charakter-Zerfahrenheit, Kotzebue's und seiner Schriften schlotterige Seele hat ihn in unserm Vaterlande in so tiefen Mißkredit gebracht, in einen Mißkredit, der auch da nicht von ihm wich, wo er in strömender Theaterfruchtbarkeit auf mancherlei Dank Anspruch machen konnte, der nicht von ihm wich, da er mit aller übrigen Welt die Franzosen haßte und industriös mit seiner Feder verfolgte, und der ihm endlich den gewaltsamen Tod zu Wege brachte.

Nach Pauls Tode kam er nach Deutschland zurück, nach Weimar und Jena, intriguirte gegen Goethe, Schiller als lor-

beetwürdigen vorschiebend, gerieth dadurch auch spitz an die damals jungen Romantiker, und es entspann sich die schon erwähnte Fehde, für welche er sich in Berlin den „Freimüthigen" gründete. Reisen, übereilte historische Arbeiten, immer neue Theaterstücke, Rückkehr nach Rußland füllen die nächsten Jahre, und nach dem Sturze Napoleons tritt er in seine letzte, unheilvollste Epoche. Mit großem Gehalte und dem Auftrage, über den geistigen Zustand Deutschlands nach Petersburg zu berichten, kehrt er 1817 nach dem Vaterlande zurück, läßt sich in Jena und Mannheim nieder, erbittert durch frech hinfahrende Kritik in einem neu gegründeten „Literarischen Wochenblatte", entrüstet durch Vertheidigung eines politischen Absolutismus, durch bekannt gewordene Denunciationen deutscher Bestrebung, die er nach Petersburg gesendet, und lenkt dadurch den Dolch eines schwärmerischen Studenten, Ludwig Sands, auf sich, der ihn den 23. März 1819 in Mannheim ersticht.

Sein Verdienst um das Lustspiel ist nicht gering, betrifft indessen vorzugsweise nur die Praxis desselben, wenn hierunter rascher Dialog, rasche Wirksamkeit des Themas, und rasche Anfertigung verstanden sein soll. Der Mangel eines Kotzebue's wird am Lebhaftesten von den Schauspielern bedauert. Sonst ist er nur in mancher frischen Einzelnheit neu, die Jünger und Bretzner vor ihm hatten die Oekonomie der Stücke für eine rasche Unterhaltung genügend vorgearbeitet, wenn nach „Minna von Barnhelm" das noch nöthig war, und wenn Schröders Praxis, die England zu benutzen wußte, nicht hingereicht hätte. Babo hatte die derbe Mischung historischen Ritterstückes mit einer gewissen Tapferkeit bearbeitet. Kotzebue übertraf zwar alle durch Behendigkeit, seine Stücke sind zwar alle reichlicher an Einzel-Leben und Bewegung, und er hat darin manche uns eigenthümliche Schwerfälligkeit beflügelt; aber es fehlt daneben nicht an Nachtheil. Eine solide, gegliederte, unübertrieben charakteristische Begründung des Stoffes fehlt ihm zumeist; nicht an Bretzners „Räuschchen" reicht er in solchem Punkte, sondern um eine Flocke, um eine glückliche Situation, um eine karrikirte Idee schlägt sich ein flatterndes Gewand von fünf Akten. Die organische Innerlichkeit des Lustspiels hat er nicht gefördert. Um so greller nehmen sich dabei seine laxen Gesinnungen aus, denen mit Recht und

mit Unrecht allerlei Schlimmes vorgeworfen worden iſt. Sie ſtänden dem objektiv zeichnenden Luſtſpieldichter vielfach zu, wenn ſie nicht zuſammenhangslos geboten würden.

Die ſtrudelnde Bewegung, welche er in's Luſtſpiel gebracht, und durch wendungsfecken, munteren Dialog belebt hat, ſie iſt der günſtige Punkt, der ihm bei unſerer theatraliſchen Geſchichte nicht abgeſprochen werden darf. Wo er aus dem Kreiſe des ausgelaſſenen Luſtſpiels hinaus geht, da verhält er ſich entweder in Lafontaine-Iffland'ſchem Intereſſe gedrückter Verhältniſſe, die keinen Ausweg zu höherer Erhebung kennen, und den Sinn für Mittelgattung „Schauſpiel" preſſen, oder er verunglückt in der Abſicht einer höheren Spannung. Mit allerlei hiſtoriſchem Stoffe beſonders hat er das mehrmals verſucht, dazu gebricht ihm aber Kraft und innerlicher Nachdruck. Seine Exiſtenz beruhte im Spiel mit Manieren der Zeit, reichte aber nirgends an den ernſthaften Kern von Lebensfragen. Der Volksſpott ſprach dies ſchonungslos genug, Kotzebue's traurigem Ende gegenüber, aus, leichtſinnig, wie Kotzebue ſelbſt, den herben Ernſt dieſes Ereigniſſes wegſcherzend. Es hieß da: „er lebte durch Dinte, und ſtarb durch Sand", und dieſe Rolle ſei die einzige tragiſche geweſen, die ihm gelungen.

In Rückſicht auf oben erwähnte Praxis iſt Iffland — 1759 bis 1814 — Kotzebue's Genoſſe, und man nennt ſie deßhalb auch gewöhnlich zuſammen. Gemeinſam iſt ihnen der Zweck, auf die hausbackene, allgemeinſte Empfänglichkeit ſogleich zu wirken, und keinen höheren oder geringeren Werth des Mittels zu unterſcheiden. Raſtlos beweglich geſchah dies bei Kotzebue, ehrbar ernſthaft, bürgerſam hartnäckig bei Iffland. Dieſer iſt der direkte Gegenſatz jener romantiſchen Dichtungsweihe, welche allen Ausgang von der Erde, von der Wirklichkeit überflog; er ging nicht bloß von der derbſten Wirklichkeit aus, ſondern er verließ ſie auch nicht, und in den Beziehungen derſelben fand er Urtheil, Noth, Troſt und Endſchaft. Dieſer bürgerliche Naturalismus, der ſich von Diderot und Leſſing herabſtimmte, iſt als vielbeſprochenes und verworfenes Extrem einflußreich geworden für unſeren äſthetiſchen Grundſatz. Das wegwerfende Urtheil darüber iſt ein abgemachtes, und doch haftet das große Publikum ſtets noch gern am groben Reize ſolchen Portraits, und doch iſt das

nahe liegende Gebiet eines würdigen Eindrucks, wie es sich in manchem Goethe'schen Produkte darstellt, noch immer nicht scharf genug dargelegt, besonders die leise Wendung zum Idyll, welche sich bietet, ist noch nicht klar genug von hier aus benützt worden. „Die Jäger" zum Beispiele, eins der beliebtesten Stücke Iffland's, streifen so nahe an die liebliche Wiesengränze Goethe'schen Idyllenreizes von Sesenheim, von Hermann und Dorothea!

Iffland, aus Hannover gebürtig, und frühzeitig vom Darstellungstriebe unwiderstehlich zum Theater gezogen, begann unter Eckhoff in Gotha, wir haben ihn dann neben Schiller in Mannheim gesehen, und er ward 1796 als Direktor nach Berlin gerufen, von wo er sein Wirklichkeitsprinzip durch Stück und Darstellung so umfassend geltend machte. Seine Person, sein Vortrag, sein Spiel sind die nicht genug beachtete Ergänzung seiner Stücke. Was seiner schriftlichen Darstellung nicht gelang, dem näherte er sich durch sein unmittelbar persönliches Talent. Er gehört zu den ersten Schauspielern Deutschlands. Schröder in Hamburg, wiewohl er Shakespeare auf die Bühne brachte, repräsentirt doch eine noch derbere Realität der Darstellung. Iffland, des Phantasieschwunges nicht mächtig, gab doch schon eine leichte Erhebung durch seinen künstlerischen Sinn für feine Nüancirung, für ironische Grazie und Freiheit. Er war nicht unduldsam gegen romantische Erhebung, Schillers logischer Weg dahin war ihm sehr werth, er bot dem jungen Tieck seinen Beistand für eine sehr romantische Oper. Es ist bekannt, daß Goethe für eine rhythmische Deklamation sehr bemüht war; Iffland, wie eng verbunden mit nüchternem Ausdrucke er sich zeigt, verhält sich in keiner Weise ablehnend dagegen, er gibt im Gastspiele auf dem Weimar'schen Theater zu seiner derartigen Klage Anlaß. Er ist in den Mitteln beengt, nicht aber in der Empfänglichkeit. Unsere größten Schauspieler werden charakteristische Standbilder für die Gattungen unserer Poesie: Fleck ergreift den Schiller'schen Uebergang aus dem ganz besonnenen Motive, der Wallenstein wird als seine unübertroffene Rolle gerühmt; Devrient gelingt zum Erstaunen die Shakespeare'sche Welt, vom unscheinbaren Hauche bis zur zerschmetternden Gewalt, es gelingt ihm diejenige genialе Vermittelung zwischen Ewigkeit und Sinnenkraft, welche das reine Ideal der Romantik unserm zu ergreifen trachtete; Wolff

zeigt seine Schattirungen klarer Grazie und romantischer Färbung, und Seydelmann bewegt sich in dem klaren Kunstelemente Goethe's, in der modernen lieblichen Bewegung, die Mannigfaltigkeit schön hinzuzeichnen in künstlerischem Maße, sie in Fassung als ein Gewonnenes zu überliefern, womit das unberechenbare Genie noch das Unerwartete versuchen kann.

Diese Talente sind für unsere poetische Welt eine wunderbare Ergänzung, die fruchtbar vermitteln und wecken mag. Hierbei ist als eine vermittelnde Thätigkeit die Klingemanns zu erwähnen, der als Verfasser von Theaterstücken und als Theater-Direktor die höheren Forderungen mit den praktischen möglichst zu vereinigen suchte, was freilich keine besondere Dichtung, aber in Braunschweig ein recht würdiges Theater zu Wege brachte.

Viel näher den romantischen Interessen steht Ernst v. Houwald, geboren 1778. Ein Edelmann der Niederlausitz, wächst er in demjenigen Theile der Lausitz auf, wo die Natur geeignet ist, romantische Anknüpfungen zu bieten, am Spreewalde, dessen eigenthümliche Wasser- und Waldwiesen Einsamkeit, Jagd und Traum fördern. Der Lustspieldichter Contessa, ein Freund Fouqué's und Hoffmanns, lebt neben ihm, und Houwalds sanfter Drang gibt sich gern der schriftstellerischen Anregung hin. Lieblich auf Kinder zu wirken, geheimnißvolle Macht des Schicksals anzudeuten, ist die ergebene Seele Houwald'scher Dichtung. Blumiger, weicher Ausdruck in Verbindung damit waren hinreichend, zu Anfang der zwanziger Jahre Aufsehen zu machen, und wir erlebten die hoffnungsvolle Theilnahme, welche den Houwald'schen Sachen, „die Heimkehr", „das Bild", „der Leuchtthurm", „Fluch und Segen" wiederfuhr. Die verlassene Bühne war so empfänglich! Tableaux-Stücke alter Maler und Dichter, „Hans Sachs", „van Dycks Landleben", wurden wie eine große Hoffnung begrüßt; von dieser sanften Halbromantik Houwalds ward auch Ungemeines erwartet, und es dauerte mehrere Jahre, bis man die Halt- und Bedeutungslosigkeit dieser sanften Bedungen erkannte, bis man das Weiche als weichlich und marklos bei Seite schob. Späteres, wie „Fürst und Bürger", „die Feinde", blieben unbeachtet, die Kritik, um nachzuholen, ward grausam, und rechnete einem harmlosen Dichter und edlen Menschen das zum Verbrechen an, was er in Liebe und Güte geboten

als sein Bestes, und was in mancher Einzelnheit nicht ohne melancholische Anmuth ist. Pius Alexander Wolff versucht nicht ohne Geschmack dem praktischen Bedürfnisse einige saubere Bearbeitung zuzubringen. Preciosa, aus der „Zigeunerin" des Cervantes gebildet, hätte mit Tambourin und artigen Versen auch ohne Weber'sche Musik gelockt, der „Kammerdiener" ist noch auf dem Repertoir.

Freiherr v. Auffenberg in Karlsruhe tritt gerüsteter und anspruchsvoller auf mit der dreitheiligen „Alhambra", Reisen nach Granada, „Viola", romantischem Trauerspiele, und 13 andern Bänden voll Dramata. Oft zeigt sich große Absicht, nirgends aber eine durchgreifende Erfüllung, und er gehört zu den ersten Größen unserer stets regen dramatischen Hoffnung, eine gestaltlose Hoffnung, die aus dem Jambus und einer historischen Scene das dichterische Leben erwartet. An die hundert jungen Talente versuchen sich an der banalen tragischen Form, die Gebäude Schillers, Shakespeare's, der spanischen Romantiker vor Augen habend, und es ist ein stetes Verwundern, daß aus einer Form kein Leben aufgeht, die nur dem Genie ergiebig und sonst ohne lebendige Beziehung für eine breite, undogmatische Zeit ist. Das tragische Moment einer solchen liegt nicht in Dolchstich und Tod, sondern in feineren Nüancen, und es mag da nur die kolossale Zusammendrängung durch ein Genie wirksam sein. Für alles mäßige Talent wird derlei ein todtes Schulerercitium. So hat Weichselbaumer es mit Dido und Tasso, mit Niobe und den Barden unablässig bald im griechischen, bald im deutschen Alterthume versucht; Talente aller Mischung, H. König, H. Seidel, Halirsch, H. Wenzel, Mosen, Wiese u. a., haben die verschiedensten Stoffe angestrengt, es wird Alles in den Wind geweht. Eine völlige Scheidewand ist da gebildet worden zwischen praktischem und theoretischem Drama. Letzteres hält sich meist dicht an die Romantiker, und verachtet die Bühne sehr, wohl fühlend, daß ihm das warme vermittelnde Leben abgeht, aber muthig haternd mit Komödianten und Kulissen und deren Materialismus. Die Praktischen, deren Chorführer, wenn auch nicht besser, Ernst Raupach, halten sich entweder wie dieser an das äußerlichste Gerüst der Akte und poetischen Redensarten, und verschneiden dazu mit leidlicher Routine Groß und Klein, Hohenstaufen und Anekdoten,

oder sie fröhnen dem brutalen Tagesinteresse. Wichtig sind sie aber durch eine augenblickliche Macht, und durch Ergreifung manches besseren wirksamen Punktes, den der niedere Sinn zu benützen, aber nicht zu heben und edel zu fassen versteht. Eine Vermittelung suchte besonders Ludwig Robert, ein feiner, gebildeter Geist mit großer Anlage zu feiner Komik. Sein „Kassius und Phantasus" — „ein Schicksalstag in Spanien" — „es wird zur Hochzeit gebeten" — „die Ueberbildeten" zeugen davon; aber auch freilich von dem vorherrschenden Unglücke bei unseren höheren Theater-Freunden: die reformirenden Stücke werden mühsam aufgekleidet aus einer kritischen, einer satyrischen, oder überhaupt einer reinen Idee. Das klingt nun recht verdienstlich und besonders, gibt aber für eine Kunst, die wie das Drama so viel Leben heischt, nichts lebendig Wirksames; die Kunst entspringt nicht aus Abstraktion. Wo Robert davon abging, und wie in seiner „Macht der Verhältnisse" sich ganz seinem Talente hingab, da erreichte er den vollen Zweck. Das Stück fand die größte Theilnahme und findet sie heute noch. Obwohl noch nicht eigentlich über die Verhältnisse hinaus könnend, ist es doch bereits über Iffland hinaus, und auf so festem Wege hätte sich Weiteres gefunden. Robert, aus Berlin, ein Bruder Rahels, ein Schüler und Freund Fichte's, hat auch in gebundener Rede und in geschmackvoller Prosa Bemerkenswerthes gegeben, — von ersterer sind „Kämpfe der Zeit", patriotische Gesänge, auszuzeichnen — und es ist auffallend, daß seine durchweg sauberen Produkte nirgends gesammelt sind. Er war sich einer eingeschränkten Opposition gegen die Romantiker viel klarer bewußt, und sprach dies gemessener und richtiger aus, als Kotzebue oder ein Anderer, wohl wissend, wie viel Gemeinschaftliches übrig bleiben müsse. Er starb plötzlich in der Blüthe seines Lebens 1832.

Zu würdigerem Erbe der Romantik, als die Raupach zeigen, treten wir, und zu unzweifelhaft poetischer Ergreifung und Anwendung jener schwebenden blauen Elemente der Jenaer, indem wir Wackernagels, Hoffmanns und Eichendorfs gedenken. Alle drei stehen jetzt in frischen Mannesjahren, und sind wahrscheinlich der letzte reine Sproß jener Schule. Eichendorf ist ein voller,

ächter Ton aus jener Poesie, da ist nicht die geringste Zuthat neuerer Jahre, sei's Zuthat zum Vortheile, sei's zum Nachtheile. Da spricht der Wald alleine, und die Sterne und Lüfte sind beredsam, und über Alles zieht ein erwartungsvoller Traum, die Mädchen sind verschlafen und doch morgenfrisch, Berg und Thal auf und nieder hat keine andere Beziehung, als eine Ahnung traumhaften Glückes hervorzuquellen. Joseph v. Eichendorf ist 1788 bei Ratibor in Oberschlesien geboren. Er studirte in Halle, ging auf Reisen, zog mit in den Freiheitskrieg, und lebte und webte in all der Theilnahme, welche sich uns bei den romantischen Sängern gezeigt hat. Als „Florenz" gab er zuerst Lieder in einem bairischen Blatte, dann ward sein erster Roman „Ahnung und Gegenwart" 1815 von Fouqué eingeführt, und ein solches Tableau von lyrischen Situationen, worin die Kontur in Lieder verschwimmt, worin die Ahnung nicht zur festen Gestalt will, und was die Romantiker so gern Roman nennen, hat er 1834 noch einmal gegeben in „Dichter und ihre Gesellen". „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „das Marmorbild" sind noch zwei Novellen, daran flattern, wie bei all seiner Gabe, Lieder. Mit Brentano's „Webmüllern" gab er noch eine „Viel Lärmen um Nichts" Uebrigens bietet er seine sonstige Produktion dramatisch, aber, wie sich das von selbst versteht, ohne Rücksicht auf Bühne, und ohne den irdischen Beisatz von Charakteristik, wodurch die Figuren feste Existenz gewinnen. „Ezelin von Romano", „der letzte Held von Marienburg" und „Meierbeths Glück und Ende" sind Trauerspiele, letzteres mit Gesang und Tanz, „Krieg den Philistern" sind dramatische Mährchen, „die Freier" ein Lustspiel. — Ein weicher, lieblicher Anklang zur Poesie, der einst in eine Festigung eindringen mag, diese Worte bezeichnen eine Lyrik, welche zu Epos und Drama leise die Flügel hebt. Eichendorf ist auf seiner Regierungslaufbahn nach Königsberg und dann nach Berlin gekommen. Dort lebt er jetzt. Theodor Melas hat mit seinem „Erwin von Steinbach" den Versuch gemacht, in Anlehnung an Goethe'schen Geschmack ein romantisches Thema zu behandeln. Man hat ihn gut aufgenommen, und es ist zu bedauern, daß dieser Autor — ein Prediger Schwarz in Rügen — nur selten wieder etwas producirt, und darin eine für starken Eindruck anzulängliche Kraft verrathen hat.

Iſt Eichendorf ein Sprößgeborner der Jena'ſchen Zeit, ſo haben Hoffmann und Wackernagel jene Zeit neu geboren. Sie gehören zu unſeren anmuthigſten Dichtern. Nirgends verſchließen ſie Auge und Ohr für das, was ſie wirklich umgibt, ſie ſind nicht anti-modern, aber ſie geben ſich nicht modern, weil ſie nicht das unterſcheidende Neue herauswählen, ſondern das, was ſich harmlos vereinbaren läßt mit dem großen romantiſchen Akkorde. Beide fußen auf hiſtoriſchen Studien unſerer Literatur, Heinrich Hoffmann, genannt von Fallersleben, ſeiner Braunſchweig'ſchen Heimath, Bibliothekar und Profeſſor unſerer alten National-Literatur in Breslau, hat mit unermüdlichem Fleiße neben jenen Grimm, Docen, Graff, Gräter, Mone, Primiſſer, Hagen, Maßmann, Lachmann, Benecke, Büſching, Ettmüller ꝛc. ꝛc. nach unſerer alten und mittleren Dichtung geforſcht, ſich um Triſtan, um Kenntniß der Kirchenſänger, Günthers und beſonders um denjenigen Theil unſerer Literatur verdient gemacht, der mit Niederland zuſammenhängt. Selbſtſchaffend hat er uns die lieblichſten Gedichte kleiner anſpruchsloſer Art, und die reizendſten Lieder gegeben. 1839 iſt eine Sammlung in zwei Bänden erſchienen, aber alltäglich fliegen ihm neue Schmetterlinge und Frühlingsvögel auf, ſo daß glücklicherweiſe noch an keine abſchließende Sammlung zu denken iſt.

Wilhelm Wackernagel, in Berlin gebildet zu philologiſcher Kenntniß und begabt mit feinem poetiſchem Geſchick und Geſchmacke, kam 1828 nach Breslau, und bewegte ſich mit Hoffmann in jenem eigenthümlichen Breslauer Kreiſe, der mit Dilettanten-Enthuſiasmus und guter Laune ſo geneigt iſt für künſtleriſche Statuten-Geſellſchaften und fruchtbare Geſelligkeit. Die gemiſchten Elemente Schiller'ſcher, Goethe'ſcher, romantiſcher Sympathie fanden an Karl Schall, dem Verfaſſer einiger artigen Lußſpiele, einen bewegend geſelligen Mittelpunkt, in Witte, einem begabten Kenner italieniſcher Literatur und poetiſchen Geſchmacks, einen freundlichen Theilnehmer, und Hoffmann wie Wackernagel goßen über den gemiſchten Trieb gefeierter Provinz-Talente die Laune und Weihe lebendigen Talentes. In der ſogenannten „zweckloſen Geſellſchaft" ſind beiden die genialſten Liedesſcherze flügge geworden, und Wackernagel beſonders iſt eines zierlichen Humors ſo meiſterhaft Herr, daß ſich

seine Gedichte schon durch diese Stärkung vor den besten romantischer Art auszeichnen. 1828 gab er eine Sammlung „Gedichte eines fahrenden Schülers", seit der Zeit ist ihm aber der Gesang noch so oft und so glücklich gekommen, daß eine große Sammlung sehr zu wünschen wäre. Er ging von Breslau wieder nach Berlin, gab eine „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" heraus, und folgte dann einem Rufe nach Basel. Dort hat er sich vorzugsweise mit altdeutscher Philologie beschäftigt, Bibliothekarisches und ein „deutsches Lesebuch" herausgegeben, was sehr geschätzt wird. Er ist nicht mit Philipp Wackernagel zu verwechseln, von dem eine „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen" herrührt.

Den Abschied vom Jena'schen Morgen- und Abendroth mögen zwei Männer bilden, bei denen die romantische Seele in einen theologischen Drang und in ein theologisches Amt ausgehen: Jung Stilling und Schleiermacher, welcher letztere vor nicht langer Zeit von uns geschieden ist. Die Jena'sche Romantik gab sich oft in so nahem Zusammenhange mit der theologischen Frage, daß es auffällt, nicht mehr Geistliche darunter zu finden. Jung entstand nicht einmal aus ihr, sondern konnte in seiner merkwürdigen Persönlichkeit eine Veranlassung gewesen sein. Die Kirchengesänge, welche neben der schwäbischen Schule zu nennen sind, bilden, wie diese Schule selbst, nur eine Seitenlinie von Jena. Schleiermacher allein ist in der romantischen Atmosphäre aufgewachsen, aber auch er hat sich ihr nicht hingegeben. Nur ein Hauch davon gab seiner dialektischen Theologie den blaßrothen Rand, wodurch sie abgesondert wurde vom bleichen Rationalismus und von dunkelrothem einfarbigem Glauben. Um solch einer interessanten Grenze willen als ein einsamer Posten erscheint er hier am Schlusse, da er im Verhältnisse überhaupt schon bei den Schlegel, neben Arnim und Steffens in Halle, genannt werden konnte.

Heinrich Jung, genannt Stilling, ward schon 1740 zu Grund im Nassau'schen geboren, und durfte neben Lavater und solcher belletristisch theologischen Richtung aufgeführt werden, die in den siebziger und achtziger Jahren unter der Aufklärung zerstreut auf ein persönliches Vertiefen in religiösen Bezug dringt, und eigentlich erst in der romantischen Schule eine kompakte,

freilich auch vielfach anders gewendete Ganzheit gewinnt. Er dient hier als ein Rückblick auf ersten Keim dessen, was sich aus frommer Versenkung in das Ich später zur allgemeinen Romantik entfaltete, und als rein gemüthliches theologisches Gegenüber zu Schleiermacher, welcher den Glauben aus geistreicher Kombination bläuerte. Ein Naturalist ist Stilling wie ein Baum auf der Haide: das bischen Boden um ihn her ist gleichgültig, genügsam, aber vollsaftig besteht er hier wie dort, er selbst versteht nicht zu urtheilen und einzuwirken, ihm geschieht keine Gewalt, wenn er an dieser oder jener Stelle besprochen wird. Sein Leben hat zudem 77 Jahre bis 1817 gewährt, die wichtigste von ihm ausgehende Anregung, seine „Scenen aus dem Geisterreiche", und „Theorie der Geisterkunde" erschienen erst 1803 und 1808. Wenn überhaupt jemals, so trat er damit erst aus seiner Naivetät heraus. Die Hauptsache ist sein Leben selbst, und seine Beschreibung desselben. Aus unscheinbarer Dorfarmuth, wo er erst Kohlenbrenner werden wollte und dann Schneider wurde, steigerte er sich durch unbestimmten Wissens- und Glaubensdrang zur Schulmeisterei, am Ende bis zum medizinischen Studium in Straßburg, zur ärztlichen Karriere in Elberfeld, die besonders auf Operation des Staars gerichtet war, zur kameralistischen Professur in Lautern, Heidelberg und Carlsruhe. Diese Folge beschreibt er in „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, häusliches Leben", in einem ganz eigenthümlichen Buche, welches die kindlichste Romantik ist und die schönsten Volkslieder in sich schließt. Die Dinge wachsen auf wie Grashalme, ein wenig Gebet, ein unerschütterlich Gottvertrauen, und so geht's weiter durch Schulden und Kümmerniß bis zu endlich besserer Existenz. Jungs Frömmigkeit ist so einfach und rührend, daß sie auch dem Frivolsten die Waffe entringt, welche der demüthige Hochmuth anderer professionsmäßig Frommen zu schärfen pflegt. Um dieser Lauterkeit willen bewahrte auch Goethe diesem kindlich beschränkten Autor eine stete Theilnahme, und dieser Kern allein gab den ascetischen Schriften Jungs: „Theobald", „Heimweh", „der graue Mann", „Schatzkästlein" ꝛc., gab den unbeholfenen Familienromanen „Morgenthau", „Florentin von Fahlendorn" Werth und Reiz. 1835 begann eine Gesammtausgabe von Jungs Schriften, die Dr. Grollmann besorgt hat.

Welch eine ganz andere Stellung zur Romantik im weitesten Sinne des Wortes nimmt Schleiermacher ein! Geistig hilft er sie begründen als eine Stimmung, welche der Nation nöthig und ersprießlich sei, gemüthlich hat er wenig damit zu schaffen, obwohl er den Geist aus dem Gemüthe wecken läßt, und sagt sich später von den hingebenden Tendenzen los, findet aber doch in der außerordentlichen Rüstkammer seines Geistes nicht diejenigen Waffen oder die Ordnung derselben heraus, um ein gerüstet System gegen die beliebige Ausdehnung des Gemüthes aufzustellen, ja ergibt sich, von anderer Wissenschaft überholt, am Ende selbst im Wesentlichen den Konsequenzen eines historischen Glaubens. Er gleicht einem starken Vogel, der von Feinden in der Luft und auf der Erde rastlos verfolgt wird. Der geschichtliche Theil auf Erden ist zudringlich, der philosophisch freie in der Luft hat die durchdringende Stimme der Heimath, sie greift ihm in's Herz, auch wenn sie weit durch Wolken von ihm geschieden scheint. Womit kann diese gehetzte Existenz enden? Wenn die Kraft nachläßt, wird auch der Vogel von seines Leibes noch so leichter Schwere zur Erde gezogen, die Flügelschläge werden matt und matter, er sinkt abwärts, ein letztes, kleines Glück ist ihm ein breiter, astdurchflochtener Baum, die Schwingen breitend, findet der Sterbende darauf eine Ruhestatt, erdigen Händen nicht erreichbar im Tode, dem Elemente seiner Luftgenossenschaft nicht ganz entrückt.

Also romantisch ist alle Position dieses Mannes in unserer Literatur. Will man ihn einer Philosophie beizählen, so schrillen die kategorischen Worte: Hinweg, Schleiermachers Philosophie war nur eine philosophische Bewegung! Flüchtet man ihn zur Theologie, mit Nichten! heißt es da, der Stand fesselte ihn an unsere Ordensgesetze, ein sittlicher Geschmack, nicht ein christlicher Glaube ließ ihn das Verwunderlichste in Christo finden, der behendeste Geist schlüpfte um die ketzerischen Sympathieen umher, nicht Rationalist, nicht Supranaturalist, ein verlockendes Fluidum war er! Zu den Humanitätsbeförderern? Sie waren ihm zu nüchtern. Zu den Dichtern? Sie waren ihm zu rücksichtslos.

Es gibt vielleicht in keiner Literaturgeschichte einen so merkwürdigen Geist, der nach keiner Seite hin Typus werden will, und der nach aller bedeutenden Wendung der Disziplinen hin

thätig und bedeutsam Uebergang, Verbindung, Veranlassung ist. Kommt man nirgends passend mit ihm an, da, wo eine romantische Welt nach hundert Wegen ausgeht, eine Welt, zu deren Geburt er selbst förderſam war, da wird er einen passenden Platz finden mit seiner großartig-eigensinnigen Unabhängigkeit, mit seiner genialen Kritik, welcher die Zeugungskraft versagt war, die aber rückwärts und vorwärts, für Vergangenheit und Zukunft das Geistreichste und Beherzigenswertheste sagen kann. Wie lächelt er oben auf dem Berge über die romantische Lehne hinab, in deren dunkeln Schatten der gläubige unbewußte Stilling steht, von den Wundern des Herzens und der Geisterwelt mittheilend. Er lächelt, und das Zwiefache liegt darin: „Deine Herzensgabe, Stilling, ist willkommen, und wenn ich Dich mit einem Worte unterbreche, so wirst Du stotternd zu Schanden."

Eine Erklärung dieſes eigenthümlichen Mannes reicht in viele Theile der Schleiermacher'schen Geschichte, reicht aber doch nicht aus. Es ist diejenige, welche schon bei Herder berührt wurde. Schleiermacher, ein feiner, geist- und gemüthvoller Kopf, der sich durch Neigung und Ansprüche zu ganz anderer als der rein theologischen Weise berufen fühlte, drang zunächst darauf, daß dieser sein theologischer Stoff von der irreligiosen Bildung seiner Zeit mit theilnehmenderem und würdigerem Auge betrachtet werde, dazu schrieb er seine „Reden über die Religion". Er machte sich die Religion interessant und geistreich, er vertheidigte diese Bildung gegen Angriff und Einschränkung, sie ward ihm dadurch das eigene Interesse, sie ergriff ihn dann wie etwas gewaltig Selbstständiges, und riß ihn, der frei und herrschend herangetreten und der am Ende neben ihr schwach war, zu einer Orthodoxie, welche niemals in den Forderungen und Bedingungen seiner Seele lag. Er hat sich mitten in eine Welt geführt und in die Konsequenzen einer Welt, die er nur hatte bewegen, der er sich nie hingeben gewollt. All seine Geisteskräfte hatten in Anstrengung zu thun, die Zudringlichkeit positiven Dogmas durch dialektisches Maß abzuhalten, und diese Arbeit füllte den zweiten Theil seines Lebens. Seine Reden über die Religion hatten auf die Verächter derſelben mehr gewirkt, als ihm selbst wünschenswerth, er mußte bei einer späteren Auflage eingestehen, daß bereits Reden an die Uebertreiber der Religion nöthig schienen,

kurz, der geschichtlich theologische Prozeß, der ihn gereizt hatte, schlug über ihn selbst zusammen, weil er officiell betheiligt war. Welch eine prächtige Figur wäre diese elastische Wendekraft des Geistes, Schleiermacher, geworden, hätte er eine freie Lebensstellung zu wählen gehabt! Die Mißwilligkeit aller Art wäre von ihm abgehalten, jene lähmende Mißwilligkeit, welche seinen scharfen Geist im Dienste einer Tradition der falschen Stellung, wohl gar der muthlosen, heuchlerischen Wendungen beschuldigt, welche die wohlfeilen und doch bittern Scherze aus seinem Namen webt, und ein Amt der Täuscherei über ein so scharf begabtes Menschenwesen breitet.

Jene ganze Erklärungsart hat aber doch keine historische Fülle. Wir haben nun einmal Schleiermachers Haupt-Thätigkeit und Bedeutung im theologischen Kreise, wir können ein Bedauern nicht zur Hauptsache stempeln, daß sich für die scharfen Kräfte Schleiermachers nicht ein Lebensfeld geöffnet, welches rücksichtslose Offenheit besser vertrage, ja wir haben just in der rücksichtsvollen Wendung das charakteristische Leben Schleiermachers erhalten, und müssen also ohne Weiteres darauf eingehen.

Friedrich Schleiermacher — 1768 bis 1834 — war in Breslau geboren, begann Studien und theologische Laufbahn in herrnhuthischen Anstalten, zu Niesky auf dem Pädagogium, zu Barby auf dem Seminarium der Brüdergemeinde. Von dieser Gemeinschaft ist ihm stets eine leichte Schattirung verblieben, die mit seinem unabhängigen Geiste einen interessanten Kontrast bildete. Noch nicht zwanzig Jahre alt trat er aus der Gemeinde, und ging auf die Universität Halle, war dann Hauslehrer in Preußen, trat in das Gedike'sche Schullehrerseminar zu Berlin und ward 1794 Prediger in Landsberg an der Warthe, 1796 Prediger in Berlin am Charitéhause.

Er fand das Feld seines Berufes, das theologische, zerwühlt, und in zerschleudertem Zustande. Die Aufklärung, der nüchterne Deismus des vergangenen Jahrhunderts war noch als Erbschaft oder im noch lebenden alten Geschlechte vorhanden. Bis dicht an Schleiermachers Universitätszeit hatte Friedrich der Große regiert, der nicht geneigt war, eine gläubige Wandelung zu befördern. Zwei Jahre nach seinem Tode, 1788, war unter Minister Wöllner die Reaktion gegen religiose Gleichgültigkeit versucht

worden in dem bekannten Religionsedikte. Dies, eine protestantische Inquisition genannt, hatte die allgemeinste Widersetzlichkeit gefunden, und alle Aufklärungsansicht zu noch gedrängterer Wirksamkeit geweckt. Bald darauf gewann die Kant'sche Gewalt, die die sich so fest in den theologischen Kreis drängte, ihre entschlossene Disciplinirung einer bloß verständigen Glaubenswelt. Die Schule des Rationalismus in der Theologie, unmittelbar daraus erwachsend, begann sich zu gestalten; von den drei Hauptvertretern derselben, Paulus, Wegscheider und Röhr brachte Paulus schon im Jahre 1800 die erste Ausgabe seiner drei Evangelien, wo die Wunder der natürlichen Erklärung weichen mußten, wo aber, anders als in früherer Freigeisterei, dem Christenthume selbst eine billigende Konvenienz eingeräumt wurde. Also, daß Prediger des Christenthums sich in dieser Predigereigenschaft behaupteten, und nur das historische Wunder in seiner Einzelnheit abstreiften. Dieser Rationalismus war neben einer entgegengesetzten Romantik bis zum Jahre 1817 in erfolgreichstem Wachsthume. Die Gegner, welche Supranaturalisten genannt wurden, sahen sich von Konceſſion zu Konceſſion gedrängt, nur ein kleines Häuflein milder Supranaturalisten in Tübingen wird als dasjenige ausgezeichnet, was dem völligen Siege des Rationalismus aufhaltend entgegentrete. Darüber galt kein Zweifel, daß der Gegensatz von Rationalismus und Supranaturalismus alle Theologie umspanne und erschöpfe, sogar der alte Reinhard, welcher unter rationellen Zugeständnissen an der Orthodoxie hielt, sprach sich solchergestalten aus.

Dies war das Feld, dessen Anfänge Schleiermacher bei seinem Auftreten vor sich sah, und auf dessen weiterer Ausbreitung seine theologische Wirksamkeit ersichtlich ist. Es ist eine Hauptthat Schleiermachers, daß er zur Beseitigung jenes erschöpfenden Gegensatzes Rationalismus und Supranaturalismus den Anfang gemacht und allen derartigen Fortgang mit seinem beweglichen Gedankenspiele unermüdlich gefördert hat. Hierin liegt das Aergerniß für die theologischen Parteien, daß er der stehenden Kategorie entweicht. Sein Grundelement galt von Hause aus für rationalistisch. Er hatte neben dem exegetisch unparteiischen Knapp in Halle auch Eberhard gehört, jenen Eklektiker, der Leibnitz'sche Ideen in Anwendung bringen wollte, er hatte, man sah es über-

all, auf die Kant'sche Bewegung geachtet, und sich mit Fichte entschieden betheiligt, er hatte durchaus Prinzipien jener Denkfreiheit, die man in der Theologie unzertrennlich glaubte von Rationalismus. Und dennoch gestaltete sich der Weg anders! Hier muß vom theologischen Verhältnisse wieder zu Schleiermacher selbst gewendet werden.

Sei's zu seinem Ruhme oder für eine eigenthümliche Charakteristik benützt, kurz, wir finden überall, wo Schleiermachers wissenschaftlicher Ursprung aufgesucht wird, daß sich die Historiker in den Hauptströmen Fichte, Spinoza, Schelling, Plato verirren, und daß sie in demselben Athem einen zweiten anzurufen genöthigt sind, wenn eben der eine als Schleiermachers Lehrstrom angeführt worden ist. Ihn Eklektiker zu nennen, geht ebenfalls nicht an. Viele Geschichten der Philosophie übergehen ihn deshalb, Tennemann schiebt ihn zu Schelling. Herbart, welcher in seiner „Allgemeinen Metaphysik" Schleiermachers ethische Prinzipien ausführlicher würdigt, hebt vorzugsweise die Abstammung von Spinoza heraus. Michelet stellt ihn zu jenem Uebergange zwischen Fichte's erster Periode und Schelling, zwischen die Friedrich Schlegel und Novalis. Als er in den neunziger Jahren zum ersten Male in Berlin Prediger und Friedrich Schlegel sein engster Umgang war, da stand Fichte'sche Lehre überhaupt und auch bei ihm in erster Blüthe, Grundsätze davon sind ihm auch stets verblieben, die sittliche Selbstgesetzgebung des Ich's vor Allem, wenn Schleiermacher diese Idee auch mit Platonischer Milde, mit Spinozistischer Grandiosschrift der Substanz, mit Schelling'scher Architektonik, mit eigenem Tiefblick in das zarteste Recht menschlicher Eigenheit verwebt und neu gestaltet hat. Es geht nicht ohne Beleidigung ab, wenn man seine Grundidee in Ethik und Theologie an die Verwandtschaft mit einem namentlichen Vorfahr verweisen will. Um die äußerliche Klassificirung zu erleichtern, müßte es etwa dahin geschehen. In der Theologie setzt er den Beginn aller Religion in den Akt des Gefühles, und da er dies Gefühl und diesen Akt weit ausdehnt, und den Eintritt des Bewußtseins damit bezeichnet, so kann an den Schelling'schen Moment des Absoluten dabei gedacht werden. Nach diesem Ausgangspunkte läßt er kritischer Methode volles Recht, und verwirrte darum die Rationalisten leichtlich. Ich

glaube, damit ich verstehe, nicht aber suche ich zu verstehen, damit ich glaube — ist Schleiermacher'sches Motto. In der Ethik appellirt er zu Herbarts großem Aerger an den „kosmischen" Standpunkt, jedem Individuum das individuelle Recht im Verhältnisse zur Ganzheit gestattend, und nicht zugebend, daß die Ethik eine in sich allein vollendete Wissenschaft sein könne. Er verlangt nicht wie Fichte die gänzliche Unabhängigkeit des Ich, sondern schließt sich an die Ansicht Spinoza's, wornach sich die Ethik parallel mit dem Weltgange entwickelt.

So viel übersichtlich, um das zu zeigen, was Lebenspunkte in der Schleiermacher'schen Literar-Erscheinung sind: die Wendung nämlich, welche von ihm für die Theologie ausging, wodurch sie dem Schulgegensatze entnommen und der Herzens- und Geistesthätigkeit aller Gebildeten wirksam empfohlen wurde, das unschätzbare ethische Moment ferner, was der starren Formel entrissen und im Sinne großer philosophischer Anregung neuem geistreichem Prozesse übergeben wurde. Besonders in Letzterem bot sich der nahe Bezug zu den poetischen Absichten der Romantik. Mit Friedrich Schlegel wendete er sich eifrig dem Studium der alten Welt zu, um große Maßstäbe des Sittengesetzes aufzufinden, mit ihm begann die Uebersetzung des Plato, welche einen so großen Einfluß auf Schleiermachers Leben gewann, an ihn knüpfte sich die Theilnahme für hellenistische Literatur in Artikeln für's Athenäum, worunter die interessantesten „Fragmente", in den Briefen zur Lucinde. Diese vielbesprochenen Briefe, welche Gutzkow neuerdings herausgegeben, und herausfordernd bevorwortet hat, sind keineswegs eine Ausnahme in Schleiermachers literarischer Wirksamkeit, sie sind, in ihrer feinen Würdigung sinnlicher Sensation, eine reizende Vorgeburt der wenig Jahre darauf erscheinenden „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre", sie hängen im Entstehungsmotive genau zusammen mit den Reden über die Religion und den Monologen. Dies Motiv, welches den ganzen ersten Umkreis Schleiermacher'schen Auftritts in sich begreift, war ein poetisch sittliches. Die Anregung zur Religion war frei von officiell theologischer Art, ja es ist sogar ganz Schleiermacher'sche Art auch in ganz später Zeit, die officielle Theologie immer durch neue Wendung von sich zu halten; selbst die letzte Ausgabe seiner Dogmatik hütet

sich vor offiziellem System. Einer seiner geschmackvollen Zuhörer, der geschickte Verfasser eines „Lebens Jesu“ und einer zusammengedrängten Kirchengeschichte, Karl Haase in Jena, ein sehr gebildeter und der theologischen Differenzen mächtiger Mann, drückt sich, um des früheren Lehrers Theologie zu charakterisiren, also diplomatisch aus, als sei nach Talleyrands Weise der Gedanke da, um mehr zu verbergen, als zu enthüllen. Von den Theologen, die in philosophischer Bildung und in Berufung auf geistiges Leben der Vorzeit in einiger, wenn auch fein zu unterscheidender Verwandtschaft mit Schleiermacher stehen, von allen denen, die wie de Wette, Lücke, Umbreit, Ullmann, Twesten sich vom derben Rationalismus und Supranaturalismus absondern, nennt er nur de Wette neben ihm, „der neben dem kritischen Verfahren des Verstandes einem ästhetisch religiösen Gefühle ein bestimmtes Gebiet einräume.“ Dies, für den ersten Anblick auch auf Schleiermacher passend, wird bei diesem folgendermaßen in's Filigranartige gezeichnet: „Es erschien ein ursprüngliches Lebensgefühl als Quell aller Religion, und es trat sonach hinsichtlich der Glaubenssätze die Frage nach ihrer Wahrheit gegen die Betrachtung ihrer Angemessenheit zurück, religiöse Gefühle darzustellen und zu erregen.“

Angemessenheit also wichtiger denn Wahrheit. Dies ist ein anderer Ausdruck für das, was nicht eben offizielle Theologie genannt wird. 1799 erschienen zuerst die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. In ihnen lebt der ächt speculative Gedanke, im Endlichen und Geistigen sei das Unendliche, was sich in der Auffassung zu durchdringen habe. Dies sei das Mittleramt, und diese Versöhnung Aufgabe der Philosophie. Die große Bestimmung, welche er der Philosophie einräumt, nimmt er indessen indirekt stets wieder zurück, weil er kein um und um geschlossenes System einer Wissenschaftslehre zugeben kann, und ihm deshalb Wissen nichts Erstes bleibt für uns. Wahre Religion ist ihm Empfindung, Sinn für das Unendliche. Das Durchdringen des Daseins in diesem unmittelbaren Vereine löst sich auf, sobald es Bewußtsein wird, — hiermit verläßt er denn auch die Spekulation, Alles auf den flüchtigen Moment beschränkend, und kehrt zu Kant. Das Gefühl allein sei Frömmigkeit, Begriffe und Grundsätze seien der Religion an

sich fremd. Das Christenthum sei keine objektive Religion, sondern nur ein Prozeß. — Diesen Reden folgten 1800 die „Monologe". Selbigen Jahres 1799 kam Schlegels Lucinde, und es folgten bald Schleiermachers Briefe dazu. Sie treten mit der Lucinde als diejenige Revolution des sittlichen Momentes auf, was neueſter Zeit durch und gegen das junge Deutſchland ſo tumultuariſch in Rede gekommen iſt. Den „Unverſtändigen" iſt das Büchlein gewidmet, die Alles, was einmal gewonnen ſei, bis zur Mumienhaftigkeit feühielten, und ſo beſonders mit den Inſtitutionen für Liebe Barbarei und Verkünſtelung erzeugt hätten. Das Prinzip der „Eigenthümlichkeit" erfüllt in dieſem Buche und in Schleiermachers erſten Stadien dieſen lebhaft geiſtreichen Mann völlig. Die Geſchlechtsliebe gilt in dieſen Briefen als die vollendetſte Ausprägung jenes Prinzips. Geben zwei Eigenthümlichkeiten zuſammen, heißt es, ſo iſt damit die Schranke der Eigenthümlichkeit überſchritten, und die wahre Unendlichkeit wird gefunden. Die Verkürzung der Gegenſätze des Sinnlichen und Geiſtigen iſt der Inhalt der Liebe. Dieſe Liebe iſt ihm Religion. Aber die romantiſche Trübe ſtiehlt ſich auch hier dabei, die Befriedigung ſei nicht vollſtändig; die Subjektivität verlangt ihr Recht und es heißt, die innere beſchauliche Welt des Subjektes ſei das wahrhaft einzige Objektive.

Schlegel ging nach Jena, nach Dresden, nach Paris, das Verhältniß verlor ſein Leben. 1802 kam Schleiermacher nach Stolpe als Hofprediger, und ſchrieb dort „die Kritik der Sittenlehre", 1803. Dieſem Aufenthalte folgte theologiſche Profeſſur und Univerſitätslehramt in Halle. Er ordnete ſich mit ſeiner „Encyklopädie", die er dort vortrug, deutlicher in die theologiſchen Beziehungen ein, erwies ſich aber in der „Weihnachtsfeier" — 1806 — noch eben ſo objektiv frei den theologiſchen Anſichten gegenüber, wie er ſich den ſittlichen gegenüber gezeigt hatte. Alle Nüancen der Weihnachtsanſchauung finden darin unverkümmerten Platz. Die Geſchichte Chriſti iſt als etwas bloß Mythiſches zurück geſetzt. Hierin fände ſich denn auch mit Strauß, Schleiermachers ſpäterem Zuhörer, eine deutliche Vermittelung. — Dieſe drei Schriften, die Reden, die Monologe und die Weihnachtsfeier geben in einer bedeutenden Folge die wichtige erſte Epoche Schleiermachers, welche durch die großartig ethiſchen An-

sichten zusammengekochten wird. In den Reden ist das Gefühl, in den Monologen das Handeln, und in der Weihnachtsfeier das Wissen hervorgehoben. Deshalb ist in der letzteren, wo das Thema der „Eigenthümlichkeit" zurück tritt, der philosophische Inhalt am gediegensten. Die Wendung seines Lebens gestaltet sich darin, daß er seine philosophisch gewonnenen Prinzipien mit immer größerer und dialektischer Vorsicht der Theologie gegenüber verdeckt, wovon die 1821 zum ersten Mal erschienene Dogmatik der Hauptausdruck ist. In den späteren Auflagen dieser Schriften verläugnet er mehr und mehr die Spekulation der früheren Zeit, sei's auch nur durch Anmerkungen oder dialektische Verhüllungen, die er beifügt. Er zieht sich dabei meist auf den Kantischen Kritizismus zurück, die positive Erkenntniß des Göttlichen, die ihm früher doch im Gefühle war, für die begreifende Erkenntniß völlig läugnend.

Ueberall in dem Früheren fühlt man hindurch die breite Basis Platos, der ihn fortwährend beschäftigte. Die Gemeinschaftlichkeit der Uebersetzung mit Schlegel war bald aufgegeben worden. Schleiermacher hielt aber allein fest an der Arbeit, und hat sie denn auch allmählig bis auf den „Timäos" — „die Gesetze und Briefe" — „Kritias" und bis auf die versprochene allgemeine Charakteristik vollendet. Wie im ächt poetischen Entstehungsakte aller Religion, wie in Grundprinzipien der Ethik, so muß in Ausdeutung Plato's alle Folgezeit auf Schleiermachers Zugang Rücksicht nehmen. Für seine eigene Schrift und literarische Art liegt in der vorzugsweisen Beschäftigung mit Plato auch ein sehr kenntlicher Abschnitt. Stil und Gedankengang ist in den früheren Sachen entschiedener, fester. Der Uebersetzung wirft man vor, daß sie sich der griechischen Wendung all zu sehr auf Kosten der Deutlichkeit für uns, und des Lebens unserer Sprache, hingebe. Der Schleiermacher'sche Gedankenbau breitet sich von da an immer mehr nach platonischer Art in ausweichende Feinheit, in geistreiche Verspinnung der eigentlichen Frage. Es bildete sich jene Verzweiflung für handfeste Theologen, die freundlich oder feindlich zugreifen möchten, und denen der dogmatische Gegenstand unter den Händen entweicht, wie eine Luftspiegelung. Was fangen sie damit an, daß in der eigenen Liebe der jedesmalig ächte Christus ihnen geboren wird, daß die Religion

dann erſt und dann bereits wirklich exiſtirt, wenn das Individuum ſich ſeiner bewußt wird, und ſich im Zuſammenhange empfindet mit der Gottheit?

Die griechiſche Welt, welche hierdurch thätig gemacht wurde für ein Feld unſeres geheimnißvollſten Lebens, wohin ſelbſt bei der humaniſtiſchen Erweckung wenig direkter Verkehr gedrungen war, dieſe Welt ward nun keineswegs durch den platoniſchen Schleiermacher ſo auffallend, ſo vorzugsweiſe und ſo nachdrucksvoll vertreten, wie dies wohl in mancher Charakteriſtik Schleiermachers hingeſtellt iſt. Sie war ſeit den Humaniſten ein dauernder Beſtandtheil unſerer Literatur. Wenn auch die Opitz ein wenig daneben griffen, und italieniſche Schäfer ſpäterer Zeit aufputzten ſtatt klaſſiſcher Modelle, wie bewußt und zum Theil wie eigen hatten ſich die Leſſing, Wieland, Heinſe und über Allen Goethe der klaſſiſchen Herzenspunkte bemächtigt! Die Schleiermacher'ſche Platonik hatte nur eine ganz intereſſante Bedeutſamkeit. Zu Plato ſelbſt war man auch damals in der mediciäiſchen Zeit, inmitten des 15ten Jahrhunderts geflüchtet, als Ficinus den Plato bearbeitete, die reichhaltige Beziehung des merkwürdigen Griechen, der mit Socrates auch in der griechiſchen Welt ſo höchſt eigenthümlich iſt, dieſe ganze Welt hatte man damals ſchon zur Belebung einer andern Zeit benützt. Aber mit der Schleiermacher'ſchen Platonik ergab ſich ſo viel neue Bewandtniß! Dieſer Theologe hatte manchen gemeinſchaftlichen Ausgangspunkt mit den Romantikern, und er wählt zur Verherrlichung ſeiner ſelbſt, der Welt, der Weltſeele, ja des Chriſtenthums jenen Griechen, der mit dem Dämon des Sokrates in ganz Griechenland allein etwas von der Seele hatte, die man jetzt romantiſch nennt, er wählt jenen Griechen, der auf Ahnungen eine Gedankenwelt baut. Und welche Poſition gewinnt der faſt romantiſche Grieche? Während die offiziell romantiſche Schule in den theologiſchen Konſequenzen zu Grunde geht, wird Plato wie ein diamantener Schild des Geiſtes zwiſchen theologiſchen Parteien aufgeſtellt, die ſich eben zu einer entſcheidenden Schlacht über Chriſtenthum ſteigern. Der Kampf zwiſchen Rationalismus und Supranaturalismus kam auf den bedenklichſten Punkt, auf ein Entweder-Oder, wobei auf die Länge ein poſitiver Glaube nicht mehr beſtehen konnte. Da kam die Schleier-

macher'sche Platonik, eine dialektische Romanze des Beweises, mächtig in den rationalen Waffen, lockend in allerlei geistreichen Nebenpartieen des Themas, auf die man sich einlassen mußte, und durch die man abgeführt wurde vom Schlachtfelde. Immer neue Themata entwickelten sich daraus; als man abschneiden, den alten Beginn des kriegerischen Endes wieder aufnehmen wollte, ja, da war bereits Alles anders gestellt. Die historische Endschaft der theologischen Frage war völlig aus den Augen gerückt. Was der direkteren Vermittelung eines Bretschneider, Tschirner nie gelingen konnte, weil sie nur Vorhandenes ausgleichen, nicht Unerwartetes zubringen wollten, das gelang dieser romantisch-platonischen Theologie. Sie war kein System, sie war eine Anregung, ein Kampfspiel, und mußte, als Dogmenversuch, ohne Weiteres einer geschlossenen Philosophie, wie der Hegel'schen, unterliegen; Schleiermachers Dogmatik, so spitzfindig gewebt, sie mußte unter der Rosenkranz'schen Recensen so schwer beschädigt werden, daß dies der Vernichtung gleich kam. Aber ihr Zweck war erreicht, wenn auch Schleiermacher selbst in späteren Jahren einen andern Zweck verfolgt zu haben glaubte. Sie hatte eine Theologie gerettet, die im Begriffe stand, sich selbst überflüssig zu machen.

Schleiermachers äußeres Leben ward nie ganz von denjenigen Mißverhältnissen befreit, die bei gerechtem, großem Anspruche, bei hindernder Aeußerlichkeit, bei unzureichendem Glücke niemals ausbleiben. Das fraß von frühe auf tief in ihm. Was durfte solch ein überlegener feiner Geist Alles erwarten! Liebe für ein stolzes und doch so bedürftiges Herz, Macht für einen mächtigen Geist. Jener Liebe stand ein nicht ganz fehlerfreies Aeußere, dieser Macht ein zertrümmert Schicksal des Vaterlandes und eine bürgerliche Epoche überhaupt im Wege, die ausgezeichneten Geistern selten etwas anderes, als eine Professur zu bieten weiß. Sei's nun von außen veranlaßt, sei's, daß es überhaupt in der scharf ausgestatteten Welt Schleiermachers lag, die näheren Bekannten und Freunde verschweigen nicht, daß eine oft schonungslos, ja grimmig verletzende Welt in stillen Winkeln seiner Seele gelegen habe, und es werden da Proben eines unverwüstlichen Hasses erzählt. Daneben barg diese Persönlichkeit auch ungemeine Talente, welche die nachgelassene Schrift ergänzen

und überbieten: ein gewaffnetes Wort, was sich eben so künstlich im Augenblicke aufzubauen wußte, wie in dem gar oft überbauten Periodus seiner Schrift, was durch raschere Zwischenlichter belebt, durch geniale Einfälle des Momentes unwiderstehlich gemacht wurde. Schleiermachers Kanzelberedsamkeit, und seine Beredsamkeit überhaupt, war von der außerordentlichsten Art. Geistesgegenwart und Macht der im Schwierigsten und Feinsten umher gewendeten Rede ist in unserem Vaterlande selten von Schleiermacher'scher Virtuosität anzutreffen. Diese griechische Lebenskunst des feinsten Gedankens und der gebildetsten Wendung hat er dem Sokrates völlig nachgethan. Als er nach der ziemlich behaglichen Halle'schen Zeit, wo das Reichardt'sche Haus ein geliebter Sammelpunkt war, durch die Kriegsstürme 1807 nach Berlin getrieben wurde, als die Halle'sche Universität für einige Zeit ganz aufgelöst und später zum Königreiche Westphalen abgetreten war, bereitete er sich durch allerlei Vorlesung vor gemischtem Publikum in Berlin eine Existenz. Von solchen Vorlesungen wird unter Anderem erzählt, daß er griechische Philosophie völlig frei und im schönsten Stile vorgetragen habe, ja des Stoffes dergestalt Herr gewesen sei, griechische Stellen von einiger Ausdehnung eben so frei, ohne Beihilfe eines Blattes, wörtlich anzuführen. Hierbei möge neben den Einleitungen, welche er für jeden Abschnitt des Plato in seiner Uebersetzung gibt, der verdienstlichen Studien gedacht sein, die er über Anarimander, Heraklit, Diogenes von Apollonia, Sokrates, meist in der Berliner Akademie mittheilte, und die wie jene in der Geschichte der Philosophie geschätzt sind. Seine Kanzelreden setzte er in dieser Berliner Zwischenzeit fort, und man findet schon damals den Uebergang aus der früheren „Sinnigkeit und Klarheit" in das künstliche Gewebe, wodurch sie später eine eigenthümliche Erscheinung in Berlin blieben, als er bei der 1810 errichteten Universität und der Dreifaltigkeitskirche angestellt war. Wie in seiner Schrift, ging auch hier das Lebensmoment, wodurch er die erste große Bedeutung gewann, es ging die geistreiche Belebung religiosen Sinnes in die künstliche Form über, in die unerschöpflich gewendete Abwehr gegen Zudringlichkeit der Dogmatiker.

Zu dem Halle'schen Kreise, welcher damals nach Berlin übersiedelte, gehörte auch der geniale Friedrich August Wolf, wel-

cher mit so kräftigem Geschmacke und so tüchtiger Gelehrsamkeit die poetische Partie des Griechenthums, unter Anderem für die kritische Anschauung, reformirt und die europäisch wichtig gewordene Ansicht über den zusammen getragenen Homer mit überlegener Kraft aufgestellt hatte. Er förderte in ganz anderer, höchst frischer Art eine gesunde Aufnahme klassischer Interessen. Fichte ferner kam damals aus Königsberg nach Berlin, und hielt in der Akademie 1808 unter dem Kriegslärme der Franzosen, die in Berlin herrschten, muthig seine berühmten „Reden an die deutsche Nation". Bei allem Eroberungsdruck damaliger Zeit sproßte ein gesegneter Drang nach innerlicher Erregung des deutschen Kultur-Lebens. In der patriotischen Wirksamkeit begegnete sich Alles, auch Schleiermacher sprach und reizte darauf hin; aber die Persönlichkeiten waren vielfach spröde gegen einander. Besonders die Schleiermachers und Fichte's. Dies hartnäckige Ringen nach selbstständiger Macht erschwerte alle organische Aufnahme der gleichzeitigen Größe in der Philosophie bei Schleiermacher, und erschwert die gesonderte Darlegung des Werdens für den Geschichtsschreiber Schleiermachers. Er verhielt sich so unfreundlich zu Fichte, dessen Geistesmacht ihn doch früher offenbar stark bewegt hatte! Für Jacobi hat er uns alle Anknüpfung mit unnachahmlicher Kunst verschleiert, obwohl die vermittelnde Stellung Beider zwischen Theologie und Philosophie, zwischen Christenthum und Heidenthum so viel Gemeinsames hatte! Zu dem später nach Berlin kommenden Hegel verhielt er sich eben so feindlich ablehnend, wie zu Fichte, und dies beschleunigte die Machtsprüche der Philosophie gegen ihn, welche ihm die letzten Lebensjahre noch verbitterten, und wie J. G. Kühne in einem vortrefflichen Lebensbilde Schleiermachers — Deutsches Taschenbuch, 1838 — sagt, das überlegene Lächeln von der Lippe scheuchten. Hegel selbst verfährt mit harter Schonungslosigkeit gegen ihn, weist die philosophische Bedeutung Schleiermachers in ungeschlossene platonische Schönrednerei zurück, und zertritt gleichgültig den Segen einer unsistematischen Wirksamkeit. In Hegel'scher Waffe tritt alsdann Rosenkranz, selbst ein früherer Schüler Schleiermachers, gegen die 1821 zum ersten Mal erschienene und 1830 neu heraus gegebene Dogmatik des greisen Predigers auf, und reißt die künstlichen Stützen derselben auseinander. Der letzte

Theil des Schleiermacher'schen Lebens war ohnehin schon beschwerlich, die muthige und so nöthig gemachte Rüstigkeit war nicht mehr zu erwarten, der Agendenstreit verursachte ihm bedenkliche Anforderungen; unzweideutige Entschlüsse, denen er stets aus dem Wege gegangen, wurden geheischt, und als ergriffe er, tief im Herzen seiner Jugend suchend, die ersten romantischen Blüthen der Schlegel-Freundschaft, so klagt er in dem Briefe an Lücke über die Prosagefahren der Kirche, über die wachsende Naturkenntniß, wodurch das Geheimniß der jüdäischen Wunder mehr und mehr bedroht werden könne. Denkgläubig, wie die Pistis jetzt genannt wird, die Kontroverse abweisend, müde schritt er dem Grabe zu, und erwartete den Tod am 12. Februar 1834, das Abendmahl genießend mit den Seinen. Dieser fand ihn denn auch an diesem selbigen Tage, welcher 30 Jahre früher Kant hinweggenommen hatte. Eine Gesammtausgabe der Schleiermacher'schen Schriften rückt seit jenem Jahre langsam fort.

Die schwäbische Schule.

Ist doch unser herbes Klima zumeist nur auf ein Paar vollkommene Tage beschränkt, die den Frühling rein und unverfälscht bieten, und doch bleibt es uns der hocherwünschte Frühling, doch lebt er in unserer Vorstellung, unseren Gesängen, wie ein breiter, uneingeschränkter Reichthum. Möge uns ebenso der Reiz dieser schwäbischen Schule nicht verkümmert sein, weil sie mehr verheißt, als gibt, und nur wenige Töne besitzt. Gehört nicht zum Zauber der Verheißung auch ein Zauber, ist die erwartungsvolle Stimmung, welche der schwäbische Dichter über uns bringt, nicht auch eine dichterische That? Und wie manches Herz, was nicht besonderen Weltglückes ist, hat Uhland getröstet, wie manchem Herzen hat er den oft gesehenen Frühling erst nahe gebracht durch die Trostschauer, welche er sich selbst daraus holt, „nun armes Herze sei nicht bang, nun muß sich Alles, Alles wenden". Wie theuer ist der Name Uhland überhaupt aller deutschen Heimath! Heimathliche Frische, heimathlicher Trost für großes und kleines Leid, heimathliche Romantik, hier ist sie, — eingeschränkt auf

wenig Beziehungen ist das romantische Reich hier in den schwäbischen Bergen, obwohl darunter der Hohenstaufen selber ist, aber in diesen Beziehungen stark und innig. Die Kraft eines einzigen Liedes von Uhland wiegt die kundige Ausbreitung manches anspruchsvollen Romantikers aus. Es ist ein Herzenston Deutschlands, der Uhland'sche, und wenn man von schwäbischer Schule redet, so meint man auch zunächst nur Uhland, alsdann Justinus Kerner, die Nachtseite, alsdann die Pfizer und Lenau, eine neue Morgenseite, deren Nebel ringen und sich ballen, um aus den Bergen sich heraus zu finden. Man weiß nicht, ob es gelingen wird; man zweifelt. Was dazwischen liegt, ist beliebte schwäbische Vetter- und Basenschaft, Verwandtschaft, Familien-Talent, aus der Ritterburg eine Ballade zu spinnen, bei der Aussicht draußen auf der Steig eine Sehnsucht in lieblichen Ton zu setzen, den Käfer, das Blümchen am Wege für ein Liedlein zu emancipiren. Es ist Talent, es ist Fleiß, was Gustav Schwab dargethan, aber es will keinen andern Eindruck machen, als wie ihn ein artiger Betrieb des Verwandtschafts- und des Land-Geschäftes macht. Die Liederchen von Karl Mayer sind allerliebst, aber sie müssen eben nur als ein Nachtisch von Schwaben geboten sein. Wollen sie allein eine volle Geltung, so thut man ihnen Unrecht; eben so als wollte „das Horn" oder solch ein einzeln Instrument der böhmischen Musikanten allein auf die Reise gehen, und böhmische Musik geben. Man kann Johann Peter Hebel — 1760 bis 1826, — obwohl er in Basel geboren und als Consistorialrath in Carlsruhe gestorben, also nicht speciell mit dem Herzen Schwabens in Berührung gekommen ist, doch als einen populären Musikmeister des allemannischen Tones voranstellen. Seine „allemannischen Gedichte", die 6 Auflagen erlebt, seine Volksschriften, „rheinischer Hausfreund" — „Schatzkästlein" — „biblische Erzählungen", begannen eine Tonart, welche die schwäbisch romantische Schule bald darauf höher setzte. 1803 erschienen bereits die ersten „allemannischen Gedichte", da Uhland 16 Jahr alt war.

Ueber all die kleine Romantik der schwäbischen Dichter ist in letzter Zeit oft die Rede und der Vorwurf gewesen, besonders hat der Goethe'sche Ausdruck an Zelter zur Feststellung der Ansicht gedient. Jener Ausdruck ist sehr hart, und die Schwaben

sollen sich ihre Weise nicht vernichten lassen, weil man in großem Dichtersinne „Aufregendes, Tüchtiges, Menschengeschick Bezwingendes" in den Vers tragen kann, weil man in einer frei gegebenen Zeit mehr erobern kann, als die kleine Erbschaft eines „sittig-religiös-poetischen Bettermantels", weil man mit klingendem Talente Herzhafteres aufbringen kann, als entsagende Liebeslieder, Balladen von Edelfräulein und Geisterspuck. Sie sollen und werden darum schwäbische Art nicht lassen, denn diese Art hat eine tiefe und werthvolle Farbe und einen wunderbaren Kern, aber es hat sein Gutes, daß sie in der gar großen Selbstgenügsamkeit gestört worden sind. Gutzkow hat über die Schwächen ihrer liebenswürdigen Gewohnheit und kleinen Liebenswürdigkeit in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur" Bezeichnendes und Beherzigenswerthes gesagt, den Goethe'schen Ausspruch erklärend und verbreitend. „Von Spaziergängen keine neuen Gleichnisse mitzubringen, ist für sie Weltschmerz." Dies Wort enthält Alles.

Man muß sich in das Detail dieses Lebens versetzen, wenn man des Zauberbannes inne werden will, der auf dem streng einheimischen Schwaben zu ruhen, der ihn nicht über drei ganze Noten der Romantik hinaus zu lassen scheint. In die engen Thäler, in die einfachen, lauter Familie bildenden Städte muß man steigen, wo die Welt großer Verhältnisse fabelhaft, bedrohlich, oder nur dem dreisten Denker und Naturell vertraut erscheint, und auch diesem nur abstrakt nahe tritt. Hätte dies schwäbische Geschlecht, was einst in Deutschland herrschte, nicht eine so starke Potenz in sich, die Lebensverhältnisse ließen es nicht über das Geringe hinaus. Verkehr und Erwerb sind beschränkt durch Berg und Wald, fast einsam protestantisch im Süden ist der Glaube streng, düster, unergiebig geworden, weil er sich mehr auf unvermischte Erhaltung, als auf gedeihlichen Schwung angewiesen sah. Schatten des Bergs und der Sorge und des harten Dogmas haben sich fest auf die Bewohner gelegt, das nothwendige Spiel einer nicht gemeinen Phantasie ist in's Graue und Schwarze gedrängt, der Elfe wird Gnom, die Fee wird Gespenst, die Vision wird Spuck. Wenn der Schwabe nimmer herauskommt aus diesem Zauberbann, um seinen starken Kern mannigfach und dann oft so genial zu befruchten, wie die Schiller, Schelling, Hegel,

Strauß gethan, dann ist es eine Riesenaufgabe für ihn, sich über die enge Grenze der heimischen Anschauung zu erheben.

Dies wissend erkennt man erst recht, wie stark der lautere Dichtungsquell in Uhland springt. Ludwig Uhland, den 26. April 1787 in Tübingen geboren, ist nur einmal, 1810, aus Schwaben hinausgeeilt bis Paris, oder eigentlich nur auf die Pariser Universität, um die Manuscripte des Mittelalters zu studiren, und eine Sammlung altfranzösischer Gedichte zu liefern, und Vortreffliches davon, wie in seinem Kastellan von Couci, selbst zu dichten. Sonst hat er streng die schwäbisch umschlossene Wissenschaftslaufbahn eingehalten, ist Advokat gewesen, hat im Justizministerium gearbeitet, die Professorpflicht literar-historischer Lehre erfüllt. In wie Vielem aber wie anmuthig, wie bedeutsam zeigt sich in ihm die Beschränkung der Romantik, die Vermischung derselben mit lebendiger Forderniß, die Festigung derselben in bestimmtem Kreise. Sein Lied selbst ist da voraus zu stellen, seine patriotische Welt sodann, und endlich seine wissenschaftliche Stellung.

Sein Lied, seine Ballade sind unübertroffen, der reinste, gesündeste Klang von Romantik lockt Ohr und Herz zu eigener Weiterdichtung. Mag der Kreis des Interesses klein sein, er ist voll. Schon 1804 ist er mit Gedichten aufgetreten, 1814 ist die erste selbstständige Sammlung erschienen, und jetzt bringt jedes Jahr eine neue Auflage. Das persönliche Wesen des Dichters ist äußerst und äußerst schweigsam. Um so reifer ringt sich aus dieser Stille das geschlossene Wort. Zu seiner politischen Stellung brach ebenfalls das Lied, das vaterländische, die Bahn, welches nach den Freiheitskriegen altwürtembergisch Recht verlangte. 1817 erschien die Verfassung, 1819 ward er Deputirter und als solcher ein Hauptmann jenes historischen Liberalismus, der in Deutschland eine eigenthümliche Stellung einnimmt und hier einen merkwürdigen Uebergang von der Romantik zu moderner Forderung bildet. Nicht auf abstrakter Theorie, sondern auf germanischem Rechte wird ein freies Staatsleben geheischt; wir sahen bei jener Verfassung, daß deren liberale Sätze heftige Oppositionen erfuhren als abstrakte, somit willkürliche und nicht historische Gaben. Diese merkwürdige Erscheinung unter den sonst so unumwundenen Gegensätzen der letzten Politik ist nicht

ohne wichtigen Einfluß geblieben, als sich die Politik so gewaltsam entwickeln wollte in Wissenschaft und That.

Uhlands literar-historische Position endlich verhält sich eben so eigen zu dem derartigen romantischen Theile. Er unternahm schon in den ersten zwanziger Jahren eine „Darstellung der Poesie der hohenstaufischen Zeit", und begann 1822 mit einer Schrift über „Walther von der Vogelweide". 1836 hat er nach einer andern Gegend hin, nach Skandinavien, „Sagenforschungen" veröffentlicht, und mit dem „Mythos von Thor" begonnen, welchem der von Odhin folgen soll. Wie verschiedenartig umgepflügt war seit der romantischen Zeit das philologisch-poetische Thema des Mythus. Mythus ist ein Losungswort geworden für alle Parteien der Kultur. Wenn eine dogmatische Einheit gebricht, da flüchtet kirchlicher und rationaler Drang zur Deutung; philologisches Leben blüht immer am Ueppigsten, wenn die poetischen Gewässer nicht in großen, fest begrenzten, zweifellos wie der Ganges verehrten Strömen dahin gehen, sondern sich eigensinnig, unscheinbar zusammenhängend, irrsam über das Land verbreiten. Kopfschüttelnd hatten Voß und Wolf über Mythus bei Heyne in Göttingen gehört, Herder war sinnig aber besonnen genug damit verfahren, Meiners fühl. Aber nun borst der romantische Drang bei den Schlegel, bei Görres in's Weite, und gewaltsam einigend. Indien, Persien wurden in Bezug auf katholisches Priesterthum gedeutet, Hochasien ward der Grundsitz, Grund-Typus, Grundmythus alles religiösen Weltlebens; es wurde kombinirt und alsdann konstruirt in genialstem Mysticismus, daß in Wahrheit eine kolossal philologische Poesie entstand, welche gleich einem ganzen Horizonte von mythischen Gewittern über den Unkundigen hereinbrach. Creuzer, obwohl in Verbindung und freundschaftlichem Ausgleichungs-Versuche mit der logischen Philologie, mit Hermann, gab sich doch vorzugsweise der Romantik hin, berief sich auf den schönen Ausdruck des Speusippus, auf die „wissenschaftliche Empfindung" und auf Meister Görres, und daß Kombination bei der Mythologie wichtiger sei als Kritik, kurz, baute unter großer Gelehrsamkeit, mit bloß subjektivem Takte und ohne kritische Prinzipien die berühmte Symbolik zusammen, eine poetische Wissenschaftlichkeit beliebiger Systematik. Katholische Liebhaberei und Protestantismus, Supranaturalismus

und Rationalismus begegneten und bildeten sich um den Pamphus und Orpheus, Homer und Hesiod; der alte Voß erhob seinen antisymbolischen Schlachtruf. Ohne diesen fortzusetzen, setzte doch Lobeck besonnene Kritik im antisymbolischen Sinne fort, Ottfried Müller schnitt die vage Vermischung der Völkermythologieen, besonders der griechischen und orientalischen völlig durch, charakteristische Ganzheiten feststellend, und stempelte die Mythe wieder, mit Wegweisung der Allegorie und Bildersprache, zur Volkssage und Volkspoesie. Damit war in neuer wissenschaftlicher Festigkeit die romantische Verschlingung vom Hindukusch bis zum Hella, die Priestertradition von Gottes erster That und Sage vernichtet, und Gerhard auch, der Creuzer fortbildet, bildet ihn ebenfalls um, trennt Griechenland vom Oriente, und faßt eine Symbolik systematischer und gründlicher.

Wie viel Versuchung hatte Uhland der Romantiker, da er an einen Mythus ging! Aber wie besonnen und doch poetisch faßt er ihn! Alle gründlich kritische und wissenschaftliche Vorfrage wird mit kühlem, beharrlichem Fleiße erledigt, Alles, was die bloße Intuition der Symboliker übertreibt, was die dürre Rationalweise auf Formel-Allegorie verdünnt, wird mit Theilnahme betrachtet. Aber nirgends gibt er sich hin, und man kann sagen: das Resultat wird eben so bescheiden-poetisch, fest und tüchtig, wenn auch nicht überwältigend und fortreißend, wie alle schwäbische Romantik, deren Vollendung Uhland. Diese Romantik hat nichts von der Kühnheit und dem genialen Schwunge des Jenaer Anfangs, nichts von dem leidenschaftlichen Sprunge durch die Sinnenwelt hindurch nach fernen Himmeln, von Aufreißung einer neuen ethischen Welt, wie es Lucinde und deren Geleitsbriefe thaten, nichts von den kecken Gegensätzen einer Ironie. Sie hat sich nur ein solides Herzensinteresse und eine anmuthige Staffage aus der größeren romantischen Welt erwählt, und Beides mit einer lieblich klaren, einfach innigen, bei Uhland oft prall schönen Sprache ausgedrückt. Das Mittelalter erscheint nicht in seinem Stolze, in seiner weiten Bedeutung, nicht in den Prachtgewändern seines Zaubers und Geheimnisses, sondern in seinem lieblichen Reize der Anmuth. Der neue schwäbische Sänger kann immer als Bewohner einer freien Reichsstadt, etwa Reutlingens, gedacht werden, da wohnt er in stiller Straße an

der Stadtmauer, sieht in die heimliche Stadt und auf der andern Seite nach Feld und Wald, wo der Ritter auf dem Jagdrosse, das Fräulein auf dem milchweißen Zelter vorüberziehen, wo der Hirt seine Heerde weidet, Gedanken und Träume spinnt. Bürgerlich tüchtige Gesinnung ist dabei Charakter-Fundament, was schärfer hervortritt, denn erobernde Kraft. Bei Schwab, und wie sie weiter absteigen von Uhland, nimmt dies eine beengte moralische Kleidung an, die nicht eben stört, der aber anzusehen ist, es könnte übel werden, wenn eine geniale Bewegung hineingerathen wollte. Uhland kann nirgends solche dem Poetischen unpassende Nebenbesorgniß veranlassen, weil er ganz und gar in poetischem Gegenstande und poetischer Anschauung aufgegangen ist, seine That ist voll, da gibt's kein Nebenbei.

Gustav Schwab, geboren 1792 in Stuttgart, ist Uhlands Mund in Romanzen, Balladen und Liedern. Er hat auch viel übersetzt, zur Beschreibung Schwabens gethan, seit 1832 mit Chamisso den Musenalmanach edirt, und vielen Fleiß auf poetische Mustersammlung für Schulen verwendet. Das jüngere Geschlecht, die beiden Pfizer an der Spitze, ist reicher, breiterer Bildung mächtig, in Paul Pfizer, dem älteren Bruder, dem Herausgeber des „Briefwechsels zweier Deutschen", in einer sehr gebildeten und gründlichen Politik thätig, im Wesentlichen aber jener Herbart'schen Ethik unterworfen, die ein frei öffnendes Weltgesetz als zu lax von sich weist, und das Gesetz des fest gewordenen Verhältnisses voran stellt. Das lähmt den Dichter vieler Gedichte, Salomonischer Rächte ꝛc.: Gustav Pfizer. Er bewundert die Goethe'sche Form, und kann doch die Goethe'sche Seele nicht gut heißen, er kann aus den Reflexionskreisen nicht immer rasch genug zum poetischen Kerne hinaus, oder sieht sich aus poetischer Freiheit stets wieder nach reflektiver Heimath, nach dem bürgerlichen Schwabenlande um. Dies wird Schillerisch genannt, mancher Wohlwollende sieht aber auch in vieler Absicht Pfizers etwas Byron'sches, was durch den schwäbischen Lebenskreis nur zu schnell gezähmt werde. In der That kann über das nicht gewöhnliche Talent Pfizers, eines noch jungen Mannes, jetzt nichts Abschließendes gesagt sein. Die weitere Entwickelung kann da noch Außerordentliches zeigen, und die mehr fleißigen und ordentlichen als bedeutenden Versuche in der Kritik, wie die

Zusammenstellung „Uhland und Rückert“ und die Theilnahme am Literaturblatte des Auslandes, können Stücke zu einer ganzen Rüstung sein. —

Mancher einzelne Sänger im übrigen Deutschland hat sich noch an die Romanze Uhlands gelehnt, an die bescheidene, liebliche Gedichtbildung kleinerer romantischer Welt. Dahin kann der Thüringer Ludwig Bechstein gerechnet werden mit seiner Förderung thüringischer Sagen und Mährchen, mit einer Bearbeitung der „Haimonskinder“, den größeren Gedichten „Faustus“ — „Luther“ — „der Sonntag“ — „der Todtentanz“, vielen kleineren, und mit historisch romantischen Gemälden deutscher Vorzeit, wie „das tolle Jahr“ — „Grimmenthal“ — „der Fürstentag“. Es geht da wohl vielerlei Phantastisches weit über den schwäbisch-romantischen Grund und zuweilen über den einfacheren Geschmack hinaus, wie es dem hierin verwandten Duller ebenfalls begegnet, aber der ursprüngliche Grund der kleinen romantischen Lebens-Anschauung, der Farben und Stoffe trifft zusammen, und Bechsteins bestes Gelingen dürfte dem angemessen in manchem kleineren Gedichte zu suchen sein. — Ist doch Uhland aller dramatische Versuch seiner „Ernst von Schwaben“ — „Ludwig der Baier“ nicht gelungen! Eine poetische Stimmung, ein prächtiger Ton reicht dafür nicht aus, wo Mannigfaltigkeit und herrschmächtige Bewegung des Interesses nöthig ist.

Den bedeutendsten und erklärten Anschluß des schwäbischen Auslandes an die schwäbische Schule bildet Nicolaus Lenau, ein österreichischer Edelmann, Freiherr Nimtsch von Strehlenau, der 1832 mit einem Bande von Gedichten auftrat, die in gesund romantischer Anschauung ein sinniges, ungemeines Talent bekundeten, und sich in vollem Hauche des Wunsches dem Freiheitswunsche jetziger Welt, besonders der polnischen Nation anschloßen. Solche Sehnsucht nach einer modernen freien Welt trieb ihn zu Schiffe nach Amerika. Bitter enttäuscht durch die Prosa jener Welt, ja vernichtet in allem poetischen Bezuge dafür, kehrte er zurück und schloß sich an die schwäbische Schule, die allerdings eine Vermittelung historisch poetischer Freiheit mit moderner bietet, die aber freilich nur ein karges Talent zeigt, solche Vermittelung in altem und neuem Grundelemente zu erschöpfen, die sich im Gegentheile mit gemüthlicher, anspruchloser Erlegung

an alter Gesinnung und Bildlichkeit vorzugsweise begnügt. Die gewöhnliche Form deutschen Ueberganges, ein dramatisches Gedicht „Faust“ erschien 1836 von Lenau, nachdem er in einem Frühlingsalmanach darauf hingesteuert. Faust, ein Maler, der neuen Wendung unserer Zweifel nicht mächtig, der dramatischen Kraft gewaltigen Charakters, gewaltiger Ereignisse eben so wenig, konnte mit dem anspruchsvollen Namen nur auf herbe Beurtheilung stoßen. Man zerrat die Reize des Details, des geschilderten Natur- und Jägerlebens. Lenau selbst aber näherte sich der religiosen Frage officieller, und ging an Savonarola, den merkwürdigen Mystiker, der in Florenz gegen den Pabst auftrat. Dies Gedicht ist so eben, 1838, erschienen, und erfährt ebenfalls Widerspruch und spärliche Theilnahme um Hingebung an erledigte und überholte Gänge des Herzens und Geistes. Dem Dichter geschieht in der jetzigen Stellung oft Unrecht, denn seine gestaltvolle Sprache gibt auch hier die Partieen in schöner Form, aber die Abwendung hat für das Publikum und ihn ein wichtiges Recht. Er ist mit seinem Talente zu Mächtigerem berufen, als der kleinen schwäbischen Welt angeschlossen zu sein, wo das Beste des Standpunktes in Uhland erschöpft und zu Weiterem nicht Stoff, nicht Absicht, nicht Muth vorhanden ist. An dem bald folgenden Justinus Kerner, dem ausgestrecktesten Romantiker der Schwaben, wird sich darthun, wie diese altromantische Seele bis zum Begräbniß ausgeathmet ist, und wie das lebendige Talent nun endlich in neuer Eigenheit dem ewigen Welträthsel nachtrachten müsse, dem Räthsel, das wir nicht lösen, von dessen Lösungsversuche wir aber leben.

Einer anderen jungen Generation in Schwaben ist darum eine so aufmerksame und dankbare Theilnahme zugewandt, weil sich diese aus der Terminologie der protestantisch-pietistisch-romantischen Heimath so munter und so würdig befreit hat. Die Haupt-Vertreter derselben sind Fr. Vischer und Friedrich Strauß. Dieser fordert noch für die folgenreiche Thätigkeit in seinem Hauptfache, der Theologie, eine besondere Stelle. Beide haben durch bemerkenswerthe Proben einer allgemein philosophischen und einer Geschmacksbildung sich neuerdings vor allem terminologisch Schwäbischen ausgezeichnet, sind außerhalb der Heimath jeder allgemein vaterländischen Bedeutung und den größten Männern

des jetzigen Deutschland nachgegangen, und haben doch den schönen schwäbischen Kern in seiner naiven Tüchtigkeit und Anmuth behalten. Beide haben uns Schwaben geschildert, wie es dem modernen Bewußtsein gegenüber erscheint. Vischer, dem wir ein geistreiches Buch über philosophische Definition des Komischen verdanken, gibt im Märzhefte 1838 der „Hallischen Jahrbücher" einen höchst liebenswürdigen Artikel: „Dr. Strauß und die Wirtemberger", worin diese im Verhältniß zu neuen Standpunkten unserer Bildung geschildert werden. Ein späterer Aufsatz, welcher die Literatur über Goethe's Faust kritisirt, übertreibt leider in burschikoser Form die meist richtigen Ausstellungen, welche von den trockenen, meist vorherrschend talentlosen Goethianern zu machen sind. In jenem ersten weist er wiederholt auf einen wenig beachteten Dichter Schwabens, Eduard Mörike, der 1832 eine Novelle in 2 Theilen „Maler Nolten" herausgegeben, und darin auf eine in Humor sich befreiende, und nach meterner Durchbildung muthig gerichtete weitere Welt Schwabens darlegt. Und so bahnt er uns den Weg zu der merkwürdigen Erscheinung Kerners. Diese entfaltet kühn die Extreme der vollsten Romantik, welche bei den andern Schwaben nur in einzelnen Ausschnitten und verwandter Stimmung aufgenommen ist. Diese zeigt die verwegenste Nachtseite des romantischen Gelüstes, und den irdischsten, derbsten Ausgang derselben. Justinus Kerner, welcher die Geister heraufbeschwören, und von Herzen lachen kann über das Unzulängliche und die jeweilige Trivialität derselben, welcher sich hingebend in das Gespenst der Nerven versenkt, und sich todesernüchtert zeigt über das bloß menschliche Schattenbild derselben, dieser Kerner ist der wahrhaftige Januskopf von alter und neuer Romantik.

Strauß hat in's Januarheft der „Hallischen Jahrbücher" eine meisterhafte Charakteristik Kerners geliefert, welche die Hauptbezüge dieses Dichters in dem für diese Darstellung wichtigsten Sinne erschöpft, und darum zum Grunde gelegt werden kann.

Justinus Kerner ist 1786 zu Ludwigsburg geboren. Varnhagen beschreibt, wie er ihn 1808 und 1809 in Tübingen kennen gelernt, wo Kerner neben Uhland studirte und bereits dichtete, und für die romantische „Einsiedlerzeitung" schrieb. Er studirte Medicin, und hatte sein Zimmer mit allerlei Thieren zur Beob-

achtung angefüllt. Jedes Studium war ihm gleich werth oder unwerth, das Leben war ihm gleichgültig und reizlos, wie groß auch schon sein Talent, komische Seiten, tiefsinnige Bezüge aufzufinden, sein mochte. Es muß eben hingebracht werden, meinte er, gleichgültig wie. Auf diesem Standpunkte trauriger Indifferenz, erschreckender Objectivität sehen wir ihn anfangen, und jetzt aufhören, nachdem er so Lebhaftes versucht. Die Organe begegnen sich in ihm zu genug lebhafter Schwingung, um Gegensätze zu erzeugen, sein Talent der Fassung dafür ist rasch, glücklich, er wird so ein trefflicher Dichter, ohne eines unabhängigen Genusses der Wahrheit und des Lebens theilhaftig zu sein. Instinkt, Vegetation, elementarische Kraft — diese Worte erheben sich dabei, und wenn man daneben einen Blick auf sein beglückendes Familienleben in Weinsberg wirft, so ergreift uns ein Schauer.

„Nach Beendigung seiner Studien bereiste Kerner einen Theil von Deutschland, und Briefe, von dieser Reise aus an die zurückbleibenden Freunde geschrieben, bilden die Grundlage der im Jahre 1811 zuerst herausgegebenen „Reiseschatten". Diese Reiseschatten vom Schattenspieler Luchs hält Strauß für das bedeutendste dichterische Erzeugniß Kerners. Die Kerner'schen Gegensätze spielen darin in den schärfsten Umrissen, die dunkelste Sentimentalität der tiefsten Trauer, und die barockste, überwältigende Komik. Ja, die alten Feindesmasken der Romantiker, zum Ueberdruß oft gesehen, sind auch hier da, der alte Böttticher, eine beliebte Figur Tiecks, ist hier der, in Würtemberg eben so wie jener in Sachsen, vermittelnde Hofrath Conz, als Antiquarius und Poet Haselhuhn, die Aufgeklärten, der Chemikus, all die Waare ist wieder da, aber die Auffassung erscheint ungezwungen, eine bizarre Nothwendigkeit, Alles ist muthig, die kühnste Laune ist fest."

„Nach seiner Reise kam Kerner als Badearzt in das Wildbad, und schrieb hier seine wundervolle Beschreibung dieses Bades und der Umgegend." — Von da nach Weinsberg. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts beschäftigt ihn der Magnetismus, „die Seherin von Prevorst" tritt in's Publikum. 1826 erschienen zum ersten Male Kerners gesammelte Gedichte; — folgender traurige Vers ist die bezeichnendste Flagge für diese in

poetischer Kraft so ausgezeichneten Lieder, die neben Uhlands wirklich die genialste Produktion schwäbischer Romantik sind:

„Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden:
Leichentuch und Grabesmoos."

Die Form ist selten glatt, aber alle Erscheinung immer stark. Strauß entwickelt, wie eine Dichternatur dieser Richtung im Verkehr mit Somnambulen, Geistersehern und Besessenen den vollkommensten Ruhepunkt finden mußte. „Das vom Dichter ersehnte Jenseits ist an sich ein Leeres; es bekommt Inhalt nur durch die Gestalten des Diesseits, welche in dasselbe verflüchtigt werden, ein Inhalt, der, indem er nur im Verschwinden entsteht, ein sich selbst aufhebender ist; im leeren Unendlichen ist aber so wenig als im Endlichen Befriedigung; weiß daher der Dichter seinen Flug in's Jenseits nicht in der Art umzubiegen, daß er zum Diesseits zurückkehrt, das Unendliche im Endlichen erkennt und demselben einbildet: so bleibt einem solchen nur theils das Gefühl des leeren Unendlichen, das heißt Schmerz und Unglück, theils der Versuch, in das Jenseits einen Inhalt zu bringen, das Endliche in das Unendliche hinein zu tragen. Als willkommener Organe bemächtigt sich dieser Trieb solcher Personen, deren krankes Nervensystem und aufgeregte Einbildungskraft Scheinbilder erzeugt, welche sich eignen, mit ihnen den leeren Raum der übersinnlichen Welt zu bevölkern, und so jenem Sehnen, jener Flucht des Gemüthes aus dem Diesseits eine Widerlage, einen bestimmten Gegensatz zu geben." Nun wird geschildert, wie Kerner gar wohl erkenne, diese Kunden und Gesichte seien nur Spiegelungen des Diesseits, wie er über die oft vorkommende Mischung des Bedeutenden und Trivialen tüchtig lache. Er hat nur ein diesseitiges Schattenspiel, und weiß dies. Das gibt Kontraste, die in's Nichts ausgehen. Der „Bärenhäuter im Salzbade", ein humoristisches Drama, zeigt lächerlich Aufgeklärte, die an Geister und Teufel nicht glauben, welche Geister und Teufel selbst lächerlich und armselig dargestellt werden. Das Bodenlose ist solchergestalt da. „Indem ein solcher Glaube nicht mehr wie der frühere im Stande ist, für den Ekel am Diesseits Ersatz zu

gewähren: so ergibt sich für den Dichter ein Gefühl des abstrakten, schlechthinigen Schmerzens, des Ueberdrusses am Dasein, ja ein Gefühl des Gestorbenseins selbst, wie es manche in der neuesten Gesammt-Ausgabe von Kerners Dichtungen — 1834 — in mißlautenden, schnarrenden Tönen aussprechen, wie wenn der Dichter sich einmal mit einem Schmetterlinge vergleicht, der, die Nadel durch die Brust getrieben, auf dem Brete aufgespießt ist."

Strauß versichert, daß neben dem also ausgehenden Dichter Kerner der Weinsberger Doctor selbst noch in gemüthlicher Existenz freundlich fortbestehe. In seinem Hause sei die Geisterkomödie etwas Alltägliches und es werde davon nicht mehr Aufhebens gemacht als von Hunden, Katzen und anderen Hausthieren, die man ja auch wohl zur Belustigung an einander hetzen möge. Darnach wären wir im Grunde wieder bei dem innerlichst indifferenten Studenten Kerner, den uns Varnhagen gezeigt und die praktisch gewordene Romantik sänke in diesem letzten Vertreter zum Experimentiren herab, wobei sich negative und positive Kraft in's Nichts auflösen. Thatsächlich wurde uns hiermit gezeigt, daß sich der poetische Zugang andere Wege suchen müsse. „Lieber Doctor," spricht Strauß, „so oft ich nach Weinsberg komme, ist es jedesmal wieder ärger mit dem Aberglauben!" — „Gewiß," erwiedert Kerner, „wir beiden Ludwigsburger müssen uns in unserer Thätigkeit ergänzen: je mehr Sie Mythen vertilgen, desto mehr re säe ich wieder aus."

Zum Theil aus Schwaben, aus Süd-Deutschland überhaupt und aus der Schweiz hat sich neuerer Zeit ein romantischer Uebergang in's rein religiose Lied kund gegeben, und es ist da besonders Albert **Knapp**, geboren 1798, als christlicher Liederdichter zu nennen. Schon vor ihm, mehr nach der Herrnhuthischen Richtung hin, hat sich der Graubündner Baptist v. **Albertini** — 1769 bis 1831 — durch geistliche Lieder ausgezeichnet. Er stirbt auch als Bischof zu Bertholsdorf bei Herrnhuth. Der Freiherr von **Wessenberg** hat in seinen zahlreichen moralischen Schriften und Gedichten mehr einen allgemein christlichen Standpunkt gesucht, der vom romantischen Dufte weniger betheiligt ist. Abraham Emanuel **Fröhlich** aus dem Aargau, der „Ele-

gieen an Wieg' und Sarg" und das Evangelium Johannis in Lieder gesetzt hat, ist als Fabeldichter sehr beliebt worden. Von norddeutschen Dichtern im Kirchenliede wird Karl Bernhard Garve, ein geborener Hanoveraner, ausgezeichnet, der „christliche Gesänge" und „Brüdergesänge, der evangelischen Brüder-Gemeinde gewidmet," herausgegeben hat.

30.

Jean Paul.

Hippel. — Feume. — Weber.

Ueber keinen Schriftsteller besitzt unsere Literargeschichte so ausführliche Nachrichten, als über Jean Paul. Sogar über Goethe nicht, dem doch durch ein langes Leben so besondere Theilnahme zugewendet worden ist.

Es existiren dreizehn Bände, die sich lediglich mit dem Detail des Jean Paul'schen Lebens und Schreibens beschäftigen. Unter den acht Bänden „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" ist ein Anfang eigener Lebensbeschreibung von ihm, die fünf übrigen Bände sind angefüllt mit dem außerordentlichen Studien-, Brief- und Biographie-Material, was sich vorgefunden hat. Fast kein Zettel ist verloren von seinem Gymnasiastenleben herab, und da er von Jugend auf Alles aufschrieb, was er that, wollte und dachte, ja was er zu denken und zu wollen für wünschenswerth hielt, so ist uns die größtmögliche Vollständigkeit geboten. Spazier hat noch dazu einen Band über die letzten Lebenstage des Dichters und jene fünf Bände „biographischer Commentar zu dessen Werken" gebracht, worin er Manches noch besser weiß als Jean Paul selbst; kann da noch eine Falte verborgen sein? Höchstens ein Fältchen, oder Alles, würde vielleicht Jean Paul sagen.

Hier besonders ist der Literargeschichte eine solche Ausführlichkeit sehr willkommen. Von Jean Pauls poetischer That selbst ließe sich nicht so viel sagen, als die Absicht dieser That verdient, und als der Einfluß verlangt, den sie gefunden hat. Die That selbst ist nicht gelungen, es fehlt ihr die künstlerische Weihe und das Glück der Erscheinung, welches vollendet. Jean Paul muß aber zu den ersten Größen gerechnet seyn, die uns wieder in ein voll poetisches Bewußtsein einzuheben gestrebt haben; nächst Göthe hat er das am Ausführlichsten und Tiefsten versucht, ja kühner noch als Göthe, so weit es bei Nacht und über die Wolken hinaus zu greifen galt.

Auf Jean Pauls Material und auf Jean Pauls Existenz ist darum die besonderste Aufmerksamkeit zu richten, damit all' das nicht verloren gehe von poetischer Regung und Absicht, was Jean Pauls Mangel an Fassungskunst für die Schrift verloren oder verleidet hat. Rechnet man Regung, Studie, Absicht, Buch, Ahnung Jean Pauls, Alles in eine Summe, so ergibt sich eine wirklich volle Welt eigener Poesie, wie sie gesucht und erwartet wird, freilich eine Welt, vielfach in Nebel und unsichere Fernen gehüllt, aber doch eine ganze Welt. Und zwar eine eigene, die nirgends der herkömmlichen Denk- und Redensart zu Liebe gebildet war, sondern die sich selbstständig zu erzeugen trachtete.

Das Detail dieser Existenz ist darum der Literargeschichte so wichtig, als die wichtigste Schrift anderer Autoren, es enthält die wichtigsten Bausteine zu einem Poesiegebäude, das wir noch erwarten, und das Jean Paul selbst nicht aufrichten konnte.

Ueberraschend und niederschlagend ist es, daß er auch der Darstellung seines eigenen Lebens so wenig gewachsen war. Der erste Band jener „Wahrheit", welcher von ihm selbst berührt, gehört zu dem Theile Jean Paul'scher Produktion, welcher am Auffallendsten von Talent verlassen ist, und doch dächte man, just hier die Blüthe seines vorherrschend biographischen und Detail-Talentes erwarten zu dürfen! Allerdings hatte er selbst bereits das Beste davon abgestreift, denn in all' seinen Romanen erzählt er sein eigenes Leben, und Siebenkäs, Gustav, Victor, Firlein, Wuz, Schoppe, Walt und Vult sind Theile Jean Pauls.

Zur richtigen Stimmung für diese Existenz ist mit einigen Aeußerungen der Selbstbiographie anzufangen.

Jean Paul ist der aufrichtigste Mensch: er will all' seine Gedanken der Welt gegeben wissen. Dieser für eine Biographie vortreffliche Gedanke war ein Mangel bei Jean Pauls Schriftstellerei, ein Mangel, weil er das Ueberflüssige des Reichthums nicht erkannte. Der Schriftsteller hat das Beste und in bester Auswahl zu geben, das ist mehr denn Alles.

Er gab sich verschwebend der Traumwelt hin, und brachte durch diese unklare Mischung so viel Lockendes, so viel Verschwimmendes und undeutlich Geweckte in seine Schrift, vernichtete mit diesem Hange auch noch den kaum sichtbaren Embryo plastischer Fassung, der ohnehin nur in ihm war. „Ich ziehe überall" — sagt er — „das Wunderbare vor." Erst vom Jahre 1818 und 19 an verlassen ihn die lebhaften Träume, mit denen er so hingebende Spielerei trieb. Er vermißte an andern Autoren, auch wenn er ihnen die größten Vorzüge zugestand, den Bezug zum Himmel, und beklagt sich über die Erdenzwecke derselben.

Die Plageexistenz kleiner Orte, wo nicht einmal volles Idyll, liegt wie ein schlimmer Reif auf seinem Leben, und doch zog es ihn stets an solche Orte. Um die Dinge nicht ordinair aufzufassen, worüber der Großstädter lachen könnte, wird das Unbedeutendste über den Sirius aufgereckt, und so entstehen die Mißverhältnisse. Die kleinstädtische Existenz steht einem Geschmacksglücke stets im Wege. Zu dieser Kleinstädterei gehört das hundertfache wiederkehrende Berechnen, was Feder, Tinte, Papier, Abschreiben kostet.

Er sagt: ich habe so viel aus mir gemacht, als aus dem Stoffe zu machen war. Er irrt sich. Nur denkend hat er sich erschöpft, niederschreibend, peinlich gewissenhaft trachtend, es müsse Alles niedergeschrieben seyn. Aber übrigens hat er sich gehen lassen, ist gegen sich eben so milde und schwach gewesen, wie gegen alle Menschen. Die Auffassung und Darstellung nämlich trödelt sich ein für allemal in eine stehende Manier, die

Manier ist ausgesprochener als Alles. Weil er sich nicht mehr für objektive Auffassung zusammenrafft, wird ihm Wahrheit, die außer ihm liegt, in vieler Art gar nicht mehr zugänglich, denn er läßt sie immer nur durch eine manierirte Sprache zu sich kommen. Bei seinem Reichthum konnte er viel mehr aus sich machen, wenn er weniger schlenderte. Schlenderte, ja, aber auch wieder zur Straffheit im Ganze sich anspornte.

Es findet sich die merkwürdige Stelle: „Mir ist als Autor und fast als Mensch jede neue Erfahrung gleichgültig, weil sie doch im Höchsten zu nichts führt, und ich nach meinen der Gegenwart abmodellirten Werken nichts suche als Ruhe.“ Sie deutet auf eine Resignation dem Weltgeheimnisse gegenüber, und auf eine Blasirtheit, die ihm beide sonst so fremd blieben.

Eben so auffallend sagt er: „Durch Herder lernte ich mitten in den Lebensernst das Komische einflechten.“ — Das lag ja von Hause aus in ihm, hätte er das erst gelernt, so hätte er seinen genialen Punkt erlernt. — Er sagt aber öfter, daß durch Herder ihm die Ironie gekommen sei, und meint offenbar damit eine ganz eigenthümliche Nüance, welche Herder eigen war; denn seine eigene, Jean Pauls, Schriftstellerei begann satyrisch, und ging bald auf sorgfältige Untersuchung und Ausübung dessen, was Ironie sey.

Er sagt, die Briefe, deren Entwurf er sich nur denke, seien besser als die, deren Entwurf er aufschreibe. Das ist überall bei ihm.

Durch sorgfältiges Aufnotiren aller Einzelnheit stört er den Schuß des Wuchses, wenigstens den ungestörten Anblick davon, wenn er an die Ausführung geht. Mit der Feder verliert er den Herzpunkt der Sache, weil er keiner Gelegenheit vorbei kann, die ein Herzpünktchen geben könnte. Das ist die Erbsünde all' seiner Schriften, die sich denn wohl oder übel zum Reize derselben gestaltet hat, weil er so vortrefflich bemerkte, statt zu merken.

„Bei Büchern" — sagt er — „hab' ich den Gedanken, und suche den Körper." Er empfängt abstrakt. Eine plastische Empfängniß war ihm so verweigert, daß ihm Topographie das schwerste Studium, daß er sich nie getraute, eine Landkarte aus dem Kopfe aufzuzeichnen. Das Terrain seiner Romane ist mit ein wenig verschobenem Anschauungspunkte immer seine Heimath; für den Titan ließ er sich in Weimar die Borromeischen Inseln schildern, und machte das unkenntlich Schöne daraus, wie es sich im Titan findet. Daß er nicht die Schweiz und nicht das Meer gesehen, war ihm stets schmerzhaft. In spätem Mannesalter erst sah er den Rhein.

Eben weil ihm in der Wirklichkeit so wenig weit und frei Erhabenes sichtbar wurde, flog er so ausdehnend über Alles, machte das, was faktisch da ist, anders als der Schöpfer, eine That, die dem guten Geschmacke nie zusagt. Das Bestehende zu erfinden ist Krankheit.

„Noch kein Autor hat so oft „wie" und „gleich" hingeschrieben, als ich." — Dabei war nur noch zu bemerken, daß es eine eintönige Manier wird, Alles im Verhältnisse eines Vergleichs anzusehen. Das schiebt auf und erledigt nicht. Es ist für unsere Kräfte oft nöthig, oft anregend, aber darin alle Erschöpfung zu suchen, ist ein Mangel, darauf alle Darstellung zu führen nicht minder. Spazier nennt einmal geistreich die Gleichnisse Jean Pauls die Reime Jean Paul'scher Dichtung.

„Meine Poesie, meinen Witz ꝛc. würde man weniger schätzen, wenn man die Mühe kennte — die Philosophie mehr, wenn man die Leichtigkeit und Sorglosigkeit kennte."

Den Gegensatz seiner Fähigkeit, Goethe, las Jean Paul hingebend. Er würde sagen: wie der Gegensatz am Lebhaftesten seine Ergänzung sucht, freundlich bei edeln Menschen, feindlich bei unlautern. — Jean Paul ist der begabteste *Leser* — mitgebend, umkreisend, hoch aufsteigend bei dem Buche zeigt er seine beiläufigen Reichthümer in vollstem Glanze, ein Glanz, der beim

Schreiben erst eintreten kann, sobald ein wohlthuender Organismus der Produktion die freie Bewegung trägt und hebt. — Wie deutlich war dies in einer Eigenschaft bei Jean Paul ausgedrückt. Im Arbeiten ließ er sich viel lieber stören, als im Lesen eines guten Buchs. Hier im Mitgehen befand er sich in seiner vollen Nothwendigkeit.

Er war so sparsam für seinen Schreibezweck, daß er eine erregte Stimmung, ein ergiebiges Gespräch beklagte, weil die Kraft ohne Papier verschwendet werde. Er trank bei Gastmählern oft nicht, um die Kraft ohne Schreibezweck nicht abzustumpfen.

Diese Oekonomie zerstörte ihm die höhere, den Hauptkern von Zuständen zu einer runden Gestalt in sich reifen zu lassen.

Seine pädagogischen Prinzipien gingen alle auf Erziehung von Dichtern und Autoren.

Dies kann zum Verluste seines eigenen, heiß geliebten Sohnes beigetragen haben.

Er las nie vor, — er wußte es selbst nicht, aber sein Takt empfand es, daß seine Worte nur mit dem innern Auge nachgesehen sein wollten, daß aber deren bester Schimmer verloren gehe, wenn sie in die Erscheinungswelt treten sollten. Sie liegen oder kauern, sie gehen nicht, der Styl ist rhythmenlos.

Er hat mit unermüdlicher Achtsamkeit an seiner Prosa gearbeitet, — vielleicht mit darum ist sie eine so ruckweis fahrende und haltende geworden, die bei allem Schwunge des Gedankens keinen Fall und Schwung der Rede hat.

„In meinen frühern Werken sind keine Wortspiele — erst in Weimar."

„Ich habe beinahe so viel Bücher gemacht, als ich Jahre gelebt," — vom 18ten Jahre an jährlich eines im Durchschnitte. Er ward 63 Jahre alt. Die Gesammtausgabe enthält 60 Bände, 720 Bogen, darunter 42 Bogen Vorreden, und es fehlen noch kleine Aufsätze darin, die Selina fehlt ganz. Die Reihenfolge in dieser Gesammtausgabe ist nicht die ursprünglich chronologische, sondern die aus ästhetischen Gründen von Jean Paul vorgeschriebene.

„Ich machte nie viel Umstände mit einer fremden Sprache, sondern las ein Buch, das gerade darin geschrieben war — dann gab sich der Rest."

Er hat keine Liebe im Jugendleben gefunden, — er hat kein Weib in hingebender Neigung berührt bis in der Brautnacht, und da war er 38 Jahre alt. Deshalb sind seine Empfindungen immer so jungfräulich, vag, unbegrenzt geblieben. Er liebte seine Frau innig, und hatte wirklich einen Schatz in ihr gefunden, aber der Fund war nicht von jenem unwiderstehlichen Zauber einer Jugendneigung begleitet. Ein tiefer Schmerz, daß ihm diese Erfüllung der Jugend versagt worden sei, ist oft in ihm angedeutet. Noch im Alter schien es das Glück nachholen zu wollen, es erwachte ihm eine lebhafte Liebe zu Sophie Paulus in Heidelberg, die der treue Gatte gestand und unterdrückte.

Das Mondlicht erleuchtet ihn mehr als das Sonnenlicht, weil er klare Umrisse nicht brauchen kann. Er ist Autor der Sehnsucht, und muß so, einzig, unabhängig gewürdigt werden als ein einzelner Vogelruf, der bei der Mondnacht in den Himmel hinauf schwirrt.

Er wollte bei seinem Streben über die Erde hinaus auch das Lächerliche zu einem Ewigen machen, was über dem bloßen Zusammenstoße von Verhältnissen läge.

Diese großartige Tendenz allein erhebt ihn firmamenthoch über alle Fehler, denen er dabei verfallen, wenn sie auch von der Systematik für eine thörichte angesehen werden mag.

Er hatte so erregbare Nerven, daß er aus Bewunderung sogleich weinte. Persönlich könne er nicht rühren, heißt es, weil er zuerst bis zur Unfähigkeit anderer Aeußerung gerührt würde. Nirgends ist eine künstlerische Bewältigung in ihm angedeutet, als vielleicht im Komischen. Deshalb hatte die Theilnahme Recht, dies Talent so hervorzuheben. Da er sich doch aber der künstlerischen Absicht so bewußt war, daß er Jahre lang an einem Plane bauen, Ernstes und Komisches abwägen konnte, da er ferner auch bei dem Komischen streng Ernstes beabsichtigte, so war es ihm nothwendig, die komische Kraft geringer zu halten, das Lob dafür mit Besorgniß aufzunehmen, und doch die höchste Potenzirung dieser Kraft zu suchen.

Er bewundert den Tanz, und kann kein Pas machen; er hat den höchsten und feinsten Sinn für Kunst, und nur eine geringe Fähigkeit der Ausübung. Nur der unbestimmtesten Kunst, der Musik, war er mächtig, und auch darin dem Unbestimmtesten zugethan, ja lediglich hingegeben, dem Phantasiren.

Das Wirkliche, die Begebenheit vergaß er am Ersten, Büchersache am Letzten.

„Ich hoffe, daß ich zeige, wie wenig ich mich meiner niedrigen Anverwandten schäme" — sagt er. Es ist auffallend, daß ihm doch dieser Gedanke kommt, und dieser Beweis nöthig scheint, auffallend, daß selbst bei Jean Paul eine solche Naivetät bereits verletzt ist.

Die Summe Jean Pauls ist Wissen und Sagen von der Unsterblichkeit, darüber schreibt er als Jüngling, schließt er im Alter. Selina ist sein letztes Buch. Er nimmt originell das Klopstockthema wieder auf, darin ruht seine tiefste Macht über das Publikum; die Unsterblichkeitsfrage ist in Deutschland gleichbedeutend mit Religion, darin, nächst den kleinstädtischen Gewöhnungen, ruht Jean Pauls Stil und Unform. Das unscheinbarste

Detail und der kühnste Schwung für eine großartige Schriftstellerei, die extremsten Forderungen dafür waren da. Um diese Versprechung wahr zu machen und zu weihen, bedurfte es einer Verbindung durch das begabteste Kunsttalent, durch den begabtesten Geschmack. Sie fehlte. Es hat sein Mißliches, wenn in der schönen Literatur Alles auf eine Frage gestellt wird, wie die Unsterblichkeitsfrage, die unserer Natur nach nur neblicht sich gestalten kann, wo feste Umrisse, scharfe Grenzen fehlen.

Um diese Partie und deren ephemeres Gegentheil, die Politik, schaaren sich denn auch die meisten Verehrer Jean Pauls und die meisten Gegner Goethe's. Dieser, sehr wohl erkennend, wie man mit bloßen Unsterblichkeitsträumen bei der Kunst Grau in Grau male, dieser, der das jedem Menschen darüber einwohnende hohe Bedürfniß ein für alle mal in den Faust drängte und für sich erledigte, er ist der Gegensatz aller Jeanpaulianer. Diese sind eine große, große Gemeinde! Die Denkenden, die Ahnenden, die Verschwimmenden, die Geschmacklosen, denen viel Stoff ohne Rücksicht auf Form willkommen ist, und alle die, welche in der Traumwelt, in nebelhafter Unsterblichkeit gern geschaukelt sind, sie bilden diese Gemeinde aus Hohem und Unreifem. Die Unsterblichkeit trotz Kant, Schiller, Goethe wird literarische Religion; was nicht darüber schreibt, darauf sich bezieht, das wird seicht genannt; — was hat man nicht um deßwillen Goethe die Tiefe abgesprochen, und welchen Qualm hat man lobenswerth gefunden, wenn er nur aus diesem Opferkessel des Unendlichen dampfte! Der verehrteste Priester, welcher noch bei Lebzeiten Klopstocks dessen Stelle einnahm, war Jean Paul.

Er hat seine Lebensgeschichte nicht über die Jugendzeit hinaus geführt, in seiner Hinterlassenschaft ist aber die reichlichste Quelle übrig geblieben. Mit dem Frühlingsanfange 1763 ward er zu Wonsiedel im Fichtelgebirge geboren, Johann Paul Friedrich Richter. Sein Vater war Lehrer und Organist dort, wurde aber schon zwei Jahre nach Geburt des Sohnes als Pfarrer nach Joditz, einem Dorfe, zwei Meilen von Hof, versetzt. Hierher also fällt Jean Pauls Jugend, und zwar die ausdrucksvollere, die er vielfach beschreibt. Von der späteren, da der Vater in den Marktflecken Schwarzenbach befördert wurde, von der einbrechenden und blühenden Jünglingszeit sagt der Dichter wenig,

sie ist ihm nicht gelungen. Das Kindesalter dagegen erfüllt ihn ganz, und dies, wie jener mangelnde Uebergang, ist gar bezeichnend für Jean Pauls Denk- und Gefühlsweise.

Man findet alle Gebirgsbewohner, und besonders die des Fichtelgebirges, von starker Eigenheit: sie schließen sich in fester Sitte ab in ihrer Einsamkeit, die von Nebeln und Sagen durchzogen ist, härten sich fest an einmal lieb gewordenen Richtungen, sind arm, mäßig und brav. Einen gewaltsam innerlichen Zug, der zu aller Art von Schwärmerei geneigt mache, will man an diesem Gebirgsstamme bemerken, und was von hier in die Geschichte herausgetreten ist, zeichnete sich wirklich immer durch eine seltene Hartnäckigkeit der vorgefaßten Idee aus. Sand war von hier, Rudner ebenfalls, der bei dem revolutionairen Ueberfalle Frankfurts 1833 ungewöhnliche Energie zeigte.

Auch Jean Pauls Vater war von diesem strengen Gebirgsstoffe, er führte ein scharfes Erziehungsregiment, so daß dem Knaben die Außenwelt selten erreichbar und dadurch die dunkle Färbung des Idealismus frühzeitig befördert wurde. Es sah der Knabe nur die kleinsten Verhältnisse, zu diesen fand sich allmählig ungewöhnliche Kenntniß und Bildung, so daß ein Idyll nicht entstehen konnte, sondern nur die sonderbare Mischung Jean Paul'scher Muse, wo auf der Ofenbank in Joditz die schulerfahrenste Philosophie mit der kleinen Wirthschaftsbeschäftigung spielte. Dies Leben erweiterte sich in eben solchem Verhältnisse: die Schule in Hof, einer beschränkten Gebirgsstadt, langer kümmerlicher Aufenthalt daselbst, Schullehrerleben, kleine Höfe von Fürsten, welche einen übertriebenen Schein finden in solcher beschränkten Welt, dies sind die Grundmauern aller Jean Paul'schen Bücher. Fast in allen spielt ein Schullehrer, und noch im letzten Romane, im Kometen, handelt es sich um die Jean Paul'sche Alternative: Fürst oder Schulmeister?

Ostern 1779 kam der sechzehnjährige Jüngling auf's Gymnasium nach Hof. Was hatte er in des Pfarrhauses Stille nicht Alles schon gelernt! Aufgeweckte Männer wie der Pastor Vogel, Kaplan Völkel, Rektor Werner, welche Freunde des schnell reifenden Jünglings werden, haben ihm Bücher und Anregung zugetragen, Vogels Bibliothek wird ihm von früh auf ein unerschöpflicher Brunnen. Selbst in Hof ist der eigene Jüngling eine

auffallende Erscheinung unter den Gymnasiasten. Sie verspotten ihn, den formell Unbeholfenen, sie hören ihn staunend zu, als er in einer Disputation dem Lehrer selbst siegreich entgegentritt, siegreich Heterodoxie in Religionssachen vertheidigt. Ja, der Pfarrerssohn, der Verfasser des Kampanerthals und der Selina, Jean Paul, war schon mit sechszehn Jahren, und war es noch mit dreiundsechzig Jahren — nicht orthodox. Seine Jugend fällt in die Aufklärungsperiode, und wie viel sein tiefes Gefühl auch weggewiesen hat von der Leerheit, welche sich der Aufklärung so bereitwillig zugesellte, die Grundidee der Aufklärung hat er niemals aufgegeben, die Idee, daß jeder Einzelne eine selbstständige Glaubensexistenz zu suchen habe.

Jene Disputation brachte ihn bei den Höfern in den übeln Ruf des Atheismus, spornte aber nur seine Skepsis. An Hermann v. Oertel fand er einen treuen Freund. Dieser bewohnte ein Gartenhaus, und dort genoßen sie reichhaltige Abende in philosophischer Beschäftigung. Es ist höchst überraschend, wie früh und stark sich bei Jean Paul die philosophische Thätigkeit ausbildete, während alle poetische schlummert, und die Poesie der Thatsache sich ganz wirkungslos auf ihn erweist. Er liest den Werther, ohne daß dieser einen auffallenden Eindruck gemacht hätte, Geschichte überhaupt interessirt ihn nicht, er gehört ganz zu den erklärenden Naturen, denen die Folge von Begebenheiten ein unwichtiger Brei ist, die nach den Knochen und Sehnen des reinen Gedankens verlangen, und das wunderbare Geheimniß des Vorfalls übersehen. Einen Theil dieses Vorurtheils hat er stets behalten, und deßhalb auch nie vermocht, etwas einfach zu erzählen, ja eigentlich hat er stets nöthig geglaubt, daß die Erzählung entschuldigt werden müsse durch begleitende Gedankenmacht, nicht durch bloß in ihr ruhende Macht der Gedankenschwere, sondern auch durch die umherschwärmenden Kosacken-Plänkler beiläufiger Gedanken.

Erstaunlich ist es indeß, wie früh sich das Jean Paul'sche Talent der Fassung und Entwickelung von Gedanken hervorthut. Im September 1779 dort auf dem Gymnasium wählt er schon Themata und führt sie aus: „Wie unser Begriff von Gott beschaffen sey." Zunächst geht er dann auf naturwissenschaftliche Abhandlungen über, seine Wetterbeobachtungen, dies Erbtheil

aller Gebirgsbewohner, treten hervor, und sie haben ihn nicht mehr verlassen, und da sie vorherrschend falsch gerichten, unerschöpflichen Stoff zu Kombination und Scherz gebracht.

Achtzehn Jahre alt, im Frühlinge 1781, bezieht er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Ungewöhnlich ausgerüstet kam er dahin. Schon als Schüler hatte er die Excerpten-Ordnung begonnen, die er, zum Unglücke für seine Darstellung, sein ganzes Leben fortsetzte mit der Genauigkeit einer italienischen Buchhalterei, schon in Hof hatte er zwölf Quartbände zusammen getragen aus allerlei Wissenschaft. Ueberlegen theilnehmend an hohen und scheinbar entlegenen Wissensfragen und an aller wissenschaftlichen Bildung zeigt er sich auch in Leipzig; er hört Morus, ohne speciellers Interesse an der Theologie zu zeigen, hört Platner, und sieht bald in diesem eklektischen Philosophen ein Ideal. Ernesti, der um jene Zeit stirbt, erfreut sich nicht Jean Pauls besonderer Gunst nach den ausführlichen Briefen, die er an den Pfarrer Vogel richtet, und die schon mit Jean Paul'scher Gleichnißwürze, aber dabei einfach, liebenswürdig, ja schön geschrieben sind. Man sieht mit Besorgniß die Excerptenbücher wachsen, weil man weiß, daß nicht blos der concentrirte Geist derselben, sondern auch aller schwere und bunte Stoff störend auf die jetzt noch liebliche Darstellung fallen werde. Bei Ernesti zeigt sich schon deutlich der Wink, daß Jean Paul früh einen Unterschied macht zwischen Gelehrtem und Weisem. Jener ist fertig mit dem, was er gibt, dieser behält immer seine Freiheit und unerschöpfliche Macht in den Ideen. Dieser Punkt, den Konsequenzen der Menge gegenüber, kommt später zur Sprache, wo es sich von Jean Pauls Polink und der Beurtheilung des unterdrückenden Napoleons handelt.

Abweichend von sonstiger Art schreibt er in den Kollegien nicht nach, notirt sich höchstens eigene Blicke, die ihm erweckt werden. In schöner Literatur scheint ihm Hippel frühzeitig interessant gewesen zu sein, sonst nimmt er wenig Notiz vom Gange der deutschen Literatur, merkwürdigerweise auch von Lessing nicht, der damals herrschte, und von dem er doch später in der Aesthetik so klare Probe tiefer Kenntniß gibt. Rousseau dagegen fesselt ihn höchlich, daneben Helvetius, Toussaint, Voltaire und die Engländer beschäftigen ihn sehr, Pope, Young zunächst, poetische

Prosa, poetische Philosophie oder philosophische Poesie üben den größten Zauber auf ihn. Sterne und Swift lagen bekanntlich stets auf dem Arbeitstische Jean Pauls auch noch in dessen spätester Zeit.

Unterdeß war in seiner ökonomischen Lage Manches übel verändert: der Vater war gestorben, die Mutter hatte um ein kleines Vermögen mit Verwandten zu kämpfen, gerieth in Noth, unstäte Brüder machten Sorge, er konnte nichts mehr von Hause erhalten, litt die größte Noth, und mußte sich selbst helfen. Die Noth, jene große Mutter, brachte ihn zunächst darauf, ein Buch zu schreiben, kein sonstiger Drang. Theologie schob er mehr und mehr bei Seite, nach einem alten Führer junger Autorprinzen, nach Seneka, nach einem alten Thema schrieb er aus dem Allerlei sein erstes Werkchen zusammen: „Lob der Dummheit." Dies wurde nicht untergebracht, und er arbeitete es um in die „Grönländischen Prozesse", die er selbst eine Lyrik des Witzes nennt, und in denen die Schriftstellerei, die geleistet werden sollte, den meisten Stoff zur Besprechung gab. Sie waren im ersten Bande zum Herbst 1782 fertig, wurden nach Berlin an Voß, den Verleger Hippels, geschickt, und glücklich angenommen.

Satyrisch also, ohne ein besonders lebendiges Interesse in sich, begann Jean Paul, objektiv untersuchend, was die feinste Ironie sei. Mit solchen Untersuchungen ohne eine sonstige Nothwendigkeit setzte er bis zum Herbste 1783 einen zweiten Theil zusammen. Der Verleger druckte ihn noch, glaubte sich aber in dem Jugendtalente getäuscht zu haben, und nahm nichts mehr. Die Kritik schwieg bis auf einen Recensenten ganz darüber. Dieser rügte ganz mit Recht die Erkünstelung des Witzes, und den Ansatz zu einer unschönen Manier. Jean Paul schmäht ihn noch in späten Jahren deshalb. Dies Verhältniß zu seinen Tadlern anbetreffend, gibt es einige Beispiele, wo eine auffallende Schmähhitze an ihm bemerkt wird, an ihm, der sonst so sanft und menschenfreundlich.

Die buchhändlerische Wendung damals betraf ihn schwer; es beginnt damit seine Periode des Darbens und Kümmerns, erst in Leipzig, dann in der Heimath, und diese Periode dauert von Ausgang 1783 bis 89. Er hat wieder neue Satyren und Ironieen zusammengestellt, allüberall werden sie umhergeschickt und ausgeboten, umsonst! Weisse, Meißner, Lichtenberg werden um

Empfehlung dafür ersucht, später auch Herder und Wieland, umsonst! Lichtenberg, dem die aufsteigende Art des Jean Paul'schen Talentes doch besonders interessant sein mußte, hat niemals auch nur den geringsten Antheil bewiesen.

Diese lange schmerzliche Pause ist wahrscheinlich ein Unglück für Jean Pauls Schriftstellerthum geworden: unbefangen, frei versuchte sich der erste Aufflug, und kroch, zurückgescheucht, wieder schüchtern in die Falten kümmerlicher Verhältnisse, die nicht gedeihen ließen, was von Schönheit gedeihen konnte.

Er wußte sich in Leipzig nicht mehr zu erhalten, und flüchtete mit komisch-überflüssiger Anstrengung und falschem Zopfe insbesondere vor einem Speisewirthe. In's Stübchen der Mutter nach Hof rettete er sich. Dies geschah im Herbste 1784. Dort, in einer Stube mit der armen Familie, mit der spinnenden und scheuernden Mutter, welche später für die Lenette des Siebenkäs Portrait sitzen muß, dort studirt und schreibt er weiter, leiht Guldenweise von den Freunden Oerthel, Vogel und Otto, und entschließt sich endlich zu einer Hauslehrerstelle bei seines Freundes v. Oerthel Vater in Töpen, einem Dorfe unweit Hof. Dies geschah erst Anfang 87; der Charakter des Prinzipals war nicht lockend, bewährte sich auch als feindlich, und ist als Kommerzienagent Röper in der unsichtbaren Loge näher zu betrachten. Der Zögling mißhandelte das liebevoll entgegenkommende Gemüth Jean Pauls, und schon im Sommer flüchtete dieser wiederum in das Stübchen der Mutter zurück. Alles stellte sich ihm hart entgegen: in Hof war er als Freigeist verrufen, der Prediger in Töpen hatte ihn von der orthodoxen Seite ohne Weiteres auf der Landstraße angefallen, und es findet sich für ihn ein meisterhafter Brief Jean Pauls in der Lebensbeschreibung; seine Brüder verdarben, seine Freunde sanken in's Grab, Oerthel und Herrmann, ein genialer Mediziner, dem wir als einer Romanfigur noch öfters begegnen werden. Diesem Letzteren, der eben so arm war, gab er manchmal noch das letzte Geldstück, und trieb unter den kalten Winden und regnenden Weisen seine Studien immer fort, wenn auch nicht immer fröhlich. In Töpen hatte sich, durch starkes Kaffeetrinken verstärkt, peinigende Hypochondrie seiner bemächtigt. Dennoch erzwingt er sich für die Billets an Vogel in Rehau, zu dem er den Bruder nach Büchern schickt, immer

noch einen tändelnden Humor, ja beweist eine solche Gewalt über die Freunde, daß auch deren Billets alle in dieser forcirten Humor- und Gleichnißmanier geschrieben werden. Man könnte aus den Gleichnissen das Allerlei der Lektüre errathen, wäre nicht spezielle aufgezeichnet, daß er um Toaldo über die Witterung, Mauvillon über die Staatskunst, um Epictet, um Niemeyer über das Leben Jesu, um die Allgemeine deutsche Bibliothek, um den Merkur, um einen Kirchenvater in einem Athem bittet. Freundlich und feindlich beschäftigt ihn von der Universitätszeit an Kants Wirksamkeit.

Eine Aenderung in der äußeren Existenz wird aber täglich unerläßlicher. Sie findet sich denn auch: im März 1790 geht er als Privatlehrer nach Schwarzenbach, in eine alte Heimath also. Hier, wo er seine zweite unergiebigere Jugendhälfte verlebt hatte, findet er die reichste Entschädigung, er erlebt hier die Geburt seiner Poesie. Endlich 89 hatte er seines verschmähte dritte Satyrenbändchen in Gera zu Tage gebracht, auf Drängen des Verlegers unter dem wilden Titel: „Teufelspapiere", für das billige Honorar zwei und einen halben Thaler für den Bogen, druckentstellt, mit dem Stiefnamen J. P. F. Hasus. Solche Schriftthätigkeit war ihm ziemlich verleidet, der Stoß von „Ironieen und Satyrenbüchern" unter den Studienheften sollte nicht mehr ohne Weiteres verwendet seyn, auch war die Aufmunterung nach anderer Form hin erfolgt. Herders Frau, die erste, welche ihn pries, hatte einen Gefühlsaufsatz gelobt, Vogel rieth zur Roman-Einkleidung; die Teufelspapiere, welche Tieck für Jean Pauls bestes Werk ausgab, und Jean Paul selbst nie leiden mochte, wurden die Grenze der ersten Schriftstellerei.

Wenn das Wort sentimental nicht mißverstanden wird, so darf man sagen: Es beginnt Jean Pauls zweite Periode, die Periode des sentimental-humoristischen Romans, welche im Titan ihren Höhepunkt erreicht und abgeschlossen wird. Die unsichtbare Loge, der Hesperus und Titan sind die drei großen Stationen davon. Ihr folgt die dritte Periode, die komisch-humoristische.

Jetzt in Schwarzenbach drängte sich Folgendes um ihn her, was eine sentimentale Poesie neben und über seine komische Neigung aufbaute. Die Bedrängnisse, die Schicksalsschläge, die Herzenswirrigkeiten unter all' dem feindlichen Rüstzeuge, die Situatio-

nen der schweren Jahre gruppirten sich vor seinem Blicke, suchten Halt, Sammlung und Standpunkt in seinem Gefühle und seiner Anschauung. Schwarzenbach selbst breitete einen linden, gedeihlichen Abend darüber, die Väter der ihm anvertrauten Kinder waren lieb und tüchtig, die Kinder herzlich, beflissen, talentvoll, der Verkehr war heiter, demokratisch, anspruchslos. Hof wird allwöchentlich besucht, es bilden sich Conventikel mit Freundinnen; Aufsätze, denen die Journale verschlossen sind, finden hier enthusiastische Theilnahme, das Verhältniß zu Frauen, der blühende Laubenzugang Jean Pauls, öffnet sich dadurch, ja einzelne Liebeslockung selbst tritt mit wehendem Schleier heran.

Aus der Leipziger Zeit findet sich die räthselhafte Andeutung eines kurzen Liebesverhältnisses mit einer Sophie in der Heimath, die nirgends recht feurig werden will und bald gebrochen wird. Jetzt, wo er bei den Sonntagsbesuchen in Hof mit so viel Mädchen verkehrt, und von Schwarzenbach aus eine Korrespondenz pflegt, jetzt erhebt die Neigung hie und da schüchtern ihr Haupt; später tritt zu einer Caroline entschiedene Neigung hervor, die aber auch unbestimmt geschildert und nicht recht gedeihlich wird, ja bald in lebhafte Theilnahme für eine andere Dame überzugehen scheint. Genug, diese Regungen spalten die Welle seines sentimental romantischen Sinnes. An Liebessehnsucht hat es der frühesten Jugend Jean Pauls nicht gefehlt, ein Hirtenmädchen in Jodis hat ihn bezaubert, in Schwarzenbach hat er ein anderes Mädchen mit einem Kusse überfallen, ohne daß vor- oder nachher etwas für solche Verbindung geschehen wäre Bewußtsein und Umfang des Liebeszaubers, der Liebesmacht s.ht ihm jetzt auf in Poesie. Die weiche Ruhe der übrigen Existenz thut das ihrige, eine neue Welt in ihm zu reifen, er ist von Kindern umgeben, die er liebt und in sich hinein bildet, so daß sie all' wie kleine Wiederholungen Jean Pauls gedeihen; die Aufsätze dieser Kinder sind kleine Dämmerungen Jean Paul'scher Schrift, liebevoll sammelt er die Kindereinfälle, stürmisch im Drange der aufsteigenden neuen Welt schließt er sich damals an seinen Freund Otto, und in kleineren Aufsätzen wird versucht, die neue Gährung zu fassen und zu fesseln, die Verstandesjugend mit Himmelsgezelten zu überspannen.

Diese Uebergangs-Gestaltungen sind „Freudels Klaglibell",

was in der Gesammtausgabe fehlt, — „Fälbels Reise" — „Schulmeisterlein Wuz". Die Jeanpaul'sche Doppelnatur erfaßt sich zur Schrift, ein empfindsames und darin beschränktes Herz, und ein überlegener, unumschränkter Geist. So bildet sich diese humoristische Sentimentalität, wie er selbst in der „Vorschule zur Aesthetik" den Humor schildert als den „Vogel Merops, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel aufsliegt". Er schildert an Wuz die Jodizer Jugend, und dies wird ein Grundthema, was in Firlein, Fibel, Jubelsenior, ja fast überall wiederkehret, die Jugenderziehung schlägt die Brücke zu dem größeren Romane, den er nun schreibt. Dies ist die „unsichtbare Loge", welche er den 15. März 1791 beginnt und bis zum Ende des Februars 1792 vollendet.

Dies ist die erste große Knospe Jean Paul'scher Poesie, wofür die Umsicht noch nicht hinreichte, und wovon er selbst wie von einer geborenen Ruine spricht. Aller Sinn und alle Physiognomie Jean Paul'scher Romane ruht aber darauf: es ist eine pädagogische, oder, um das Wort zu vermeiden, eine psychologische Idee auf dem Grunde, die in der Hauptperson biographisch groß gezogen, tief unter Laub und Blume begraben, und durch befremdliche Idealmaschinerie bei Sternenschein aufgezogen wird an's Firmament. In der Morgendämmerung hüpft sie unsicher vor dem Auge, beim Tageslichtschimmer ist sie verschwunden, an der Bewegung des Herzens und Geistes fühlen wir nur, daß mächtige Regung durch uns gezogen, daß vielfarbige Bilder vor uns geschwebt haben, bedeutungsvolle Worte zu uns getreten sind. Der nüchterne Beisatz in uns wünscht, daß die Kometenwelt nur für einen Augenblick plastisch gefesselt werde, um uns einen faßlichen Anblick zu bieten, von welchem aus dann der Bewegung gefolgt sein könne, der nüchterne Beisatz wünscht Kommentare. Der preisende Biograph Jean Pauls, Spazier, sagt harmlos, der Kommentar sei für diese Romane durchaus nöthig. „Sie sind verwickelt, und dem Dichter wurde stets die Anschaulichmachung der Intrigue oder in dem Munde der Charaktere äußerst schwer. Er erzählt dieselbe darum fast episodisch gelegentlich, und vermochte selbst dabei nicht, seine Metaphernsprache zu vergessen. Endlich wollte er sonderbarerweise die Leser gern durch Verwickelung spannen und überraschen, und das ohnehin etwas Unklare

noch mehr verstecken." — Den nächstfolgenden Roman „Hesperus" anbetreffend, setzt er naiv das Aeußerste hinzu: „Hunderte haben vielleicht den Hesperus gelesen, und sind von ihm entzückt worden, ohne sich je von dem Gange und von den Motiven klare Rechenschaft geben zu können." —

Gedenken wir noch der Extrablätter dieses eben so naiv-thatsächlichen Geständnisses, daß das entlegenste nebeneinander gedruckt werden könne, so haben wir das merkwürdige Schauspiel Jean Paul'scher Romane vor uns, welche durch ganze Welttheile von Schönheiten und durch tausendfache künstlerische Absicht im Großen und Kleinen begeisterungsvolles Lob aufregen, und durch den gänzlichen Mangel plastischen Geschmackes allen wohlthätig künstlerischen Eindruck vernichten.

Man hat sich gewundert, daß Niemand diese tausend Staubfäden der Jean Paul'schen Romanblume hat aufsuchen und zeigen wollen, während es doch mit der so klaren Goethe'schen Schrift, mit dem Wilhelm Meister sogar oft geschehen sei. Ohne Gewaltsamkeit ist dies bei einem Autor nicht möglich, wo im Mangel des Geschmacks auch der Mangel an Grenze gegeben, und dadurch die Möglichkeit nahe gelegt ist, durch Erklärung das Beste zu vernichten. Wo der Geschmack, das heißt die schöne Oekonomie fehlt, und doch die Häufung der Züge und Differenzen von so strotzendem Reichthume ist, da ist die Erklärung ein Wagniß. Immer Wald, und dichter Wald gibt keine anhaltende Lockung, Gruppirungen im Dickicht, verrankt durch allerlei Unterwuchs, machen keinen Eindruck, — wollte man einen solchen verschaffen, so müßte frevelhaft die Art an ganze Partieen gelegt sein. Kurz, der natürlichste Wunsch künstlerischer Art bei Schriften Jean Pauls, und bei solchen, die in der Manier damit verwandt sind, wie die Leopold Schefers, der natürlichste Wunsch wäre der, daß sie völlig umgeschrieben, daß sie als Schätze von Romanstudien, als ausgeführte Studienbücher betrachtet, und als solche vom plastischen Talente gruppirt, beschränkt und ausgeführt sein möchten. Hierbei also ist die Erklärung machtlos, und für solche Gabe ist es genügend, auf einzelne Hauptideen und den Reichthum des Details aufmerksam zu machen. Der ungemünzte Schatz ist darum nicht werthlos, weil er ungemünzt ist.

Die psychologische Basis der „unsichtbaren" Loge ist: bei der

Jugend soll die Ueberschwenglichkeit mehr geschult, als geweckt werden. Das Buch ward an Moritz, den Verfasser des Anton Reiser, nach Berlin geschickt, und fand, zum Jubel Jean Pauls, der so traurige Erfahrungen der Art gemacht, enthusiastische Aufnahme. Es ward sogleich beim Buchhändler untergebracht, und in einer glücklichen Abendstunde konnte der arme Dichter die erste Dukatenrolle in den Schooß der erstaunten, armen Mutter schütten. Dies ist der glückliche Sommer 1792. In seiner Art gibt er den „Wuz" noch dazu und unter dem Titel „Mumien" erscheint das Buch Anfang 1793, zum ersten Male mit dem Namen „Jean Paul".

Im Publikum bildet es noch nicht den Einschnitt, den es in der poetischen Entwickelung des Dichters macht, dieses verhält sich noch gleichgültig, Moritz, der befeuern könnte, stirbt, und Jean Paul ist genöthigt, den nächsten Roman wieder wohlfeiler hinzugeben.

Dies ist Hesperus. Das Schwarzenbacher Leben war still fortgegangen, im Frühjahre 1794 sind ihm die Zöglinge entwachsen, er kehrt nach Hof zurück, der Verkehr mit den jungen Freundinnen wird inniger, die Liebe zu jener Karoline tritt bestimmt hervor, das Leben und Verschwimmen in der Natur wird immer hingebender, und unter solchen Zuständen entsteht Hesperus, der im Herbste 93 angefangen, und im Sommer 94 in der Mutter Stübchen beendigt ward. „Die Truppe", wie Jean Paul den Kreis seiner Romanfiguren nennt, beginnt lebhafter ihre Gruppirungen. Wirklich ist's ein festes, kleines Personal, was allerlei Rollen spielt, der Direktor überall vorauf, überall aushelfend mit seiner Person.

Der Held des Hesperus ist schon stärker. Was in der „Loge" als von Jean Paul selbst an die einzelnen Personen vertheilt war, das dichtet sich hier frei und behaglich wenigstens vorzugsweise in den einen Viktor zusammen. Flamin findet sich hier, die auffallendste Erscheinung bei Jean Paul, weil es der einzige objektive Jünglingscharakter ist in Jean Pauls Schriften. Die ganze Dichtung ist ein Ausschnitt, welcher ihm bei der „Loge" entgegen getreten war, und deshalb ist sie, obwohl sonst die verbauteste und versteckteste, fertiger als jener erste Roman, der seine Lösung noch in Aussicht ließ. Beide beginnen jenen Hauptroman,

der als poetische Fülle dem Dichter aufgegangen war, wo in der Dichtung eine ganze Menschenmöglichkeit erfüllt würde, den Titan, welcher ihm am Schlusse des Hesperus als Nebelgestalt immer näher rückte, und mit dem er sich von da an fortdauernd beschäftigte.

Der Hesperus entschied das schriftstellerische Glück Jean Pauls. Während er noch den kleinen Unterricht geben muß in Hof, erwacht in Deutschland die schwärmerische Theilnahme für den originellen Autor, für das überraschende Gemisch solcher Schwärmerei. Während er aufräumen will, was noch der Titan-Freiheit im Wege liegt, und die Genrestücke „Quintus Firlein", „Siebenkäs" schreibt, beginnen die Verehrerbriefe, die von jetzt an sein Leben mit Kränzen und Kronen aufschmücken. Unter ihnen fand sich auch eine anonyme Geldsendung, die sich später als eine Gleim'sche auswies. Er selbst beginnt die Wanderungen hinab nach dem sonnenhellen Baireuth, seinem „Marienthal", findet dort einen schönen Freund in dem Juden Emanuel, tritt in größere Kreise, zu bedeutenderen Frauen, zum Beispiele der Fürstin Lunowski, die in Baireuth seinen Hesperus preist, zur Frau Charlotte v. Kalb, die ihn nach Weimar ladet, er hat sich die Welt geöffnet. Durch Genrestücke wie Siebenkäs, worin er sich und sein Höfer Provisorium, im Leibgeber seinen Hermann gezeichnet hatte, der später potenzirt im Titan als Schoppe wiederkehrt; durch diesen passenden Rahmen seines Talentes hatte er auch bei den Anhängern Goethe's Glück gemacht, Weimar, dies Mekka seiner literarischen Wünsche, lockte mit bekränzten Pforten. Die Loge und den Hesperus hatte er an Goethe gesandt, leider immer mit Briefen seiner schwülstigen Manier, wie er sie an bedeutende Personen zu schreiben pflegte. Fast all seine Briefe der Art sind manierirt, wenn auch stets geistreich und oft witzig, während diejenigen, welche er unbefangen schreibt, anmuthig und liebenswürdig sind. Er schrieb von früh auf alle Briefe zu schriftstellerischem Gebrauche in Korrespondenzbücher ab, und also auch hier mag die durchgehende Pädagogik und literar-ökonomische Absichtlichkeit seiner Existenz nachtheilig eingewirkt haben. In einem frühen Briefe aus Leipzig an den Pastor Vogel sieht er sich noch einmal selbst im Spiegel, klagt über die Abschweifungen, Bilderhäufungen, die ihm so zu Kopf und über

die Feder stiegen, verirrt sich wieder im eigenen Vorwurfe zur Ursache des Vorwurfs, und muß endlich rufen: „Wie ich doch radotire! Ich kann meine Fehler nicht einmal so lange ablegen, als ich sie tadle!“ — Aber die Einsicht, welche ihm so lieblich steht, kehrt nicht wieder. Goethe hat auf jene Zuschriften nichts erwiedert.

Im Juni 1796 geht Jean Paul zum ersten Male nach Weimar, und wird wie ein Engel aufgenommen. Er nennt die Saison, die er da verlebte, eine „Bergstraße“ in seiner Lebens-Laufbahn. Seine Feier ging von den Frauen aus, und von der unterdrückten klassischen Partei, Herder und Wieland, obgleich Wieland damals verreist war. Seine Freunde vertraten ihn in Begrüßung Jean Pauls. Er und Herder litten damals im Schatten, den der Ruhm Goethe's und Schillers warf, und den der damals noch junge romantische Anhang ausbreitete. Jean Paul hegte für Goethe's Schriften die höchste Verehrung, noch in ganz später Zeit wollte er ihn wie einen Halbgott unangetastet sehen. Aber Herders Person, Herders Humanitätsstreben stand und trat ihm näher, er schloß sich an diesen, besonders da sich Goethe seiner Natur nach kühl, wenn auch freundlich, Schiller nur höflich bewies. Herder nahm ihn mit innigster Herzlichkeit auf, und es ward die Freundschaft begründet, welche wie eine Religion zwischen ihnen bestand, und nie die kleinste Störung erlitten hat. Dennoch war sein Idealismus von Menschen so grenzenlos, daß er, dem Herder so vortrefflich erschien, an seinen Freund Otto schreiben mußte: „Und doch, was Jean Paul gewann, verliert die Menschheit in seinen Augen. Ach; meine Ideale von größeren Menschen!“ Großentheils mag die Aeußerung wohl auf die Zerwürfnisse unter den Dichtern in Weimar und Jena gehen. — Jean Pauls Stellung zu ihnen entschied sich durch diesen Aufenthalt. Goethe hielt sich parteilos, schon früher hatte er ihn zwar in einem Briefe an Schiller einen „Bockhirsch erster Sorte“ genannt, rühmte aber doch jetzt die Wahrheitsliebe und den Wunsch, aufzunehmen an Jean Paul. Schiller hatte ihn leichthin, nach Lesung des Hesperus, als einen tollen, lustigen Patron aufgefaßt, der nicht ohne Imagination und Laune sei. Im Allgemeinen wird auch übertrieben, wenn man von irgend einer Animosität spricht, die Jean Paul durch sein Anschließen an Herder

bei Goethe und Schiller erregt habe. Beide kannten Herders Unproduktivität in literarischer Kunst und achteten dessen übrige Bedeutung. Wieland, der gutmüthige und redselige, wog ihnen leicht, und ein literarisches Moment stellte sich ihnen nicht dar, wenn der junge Jean Paul zu diesen beiden träte. Goethe war ruhmessatt, die Kalb sagte zu Jean Paul: „Es interessirt ihn nichts mehr, nicht einmal er selbst", wollte man ihm also auch einen alltäglichen Neid zuschreiben, ein solcher hätte ob des Jubels, den Jean Paul in Weimar von der Herzogin Amalie bis zu Knebel und Einsiedel erregte, nur geringe Macht auf Goethe geübt. Im Ganzen war seiner Natur die Jean Paul'sche Manier und Ueberladung unbequem, und ganz so sind auch die Xenien, welche er damals auf ihn machte. Eine Aeußerung Jean Pauls, „daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe", soll diese Xenien beschleunigt haben, und das ist wohl möglich, da Goethe hierin das Verlangen einer formlos zudringlichen Einwirkung auf das Publikum herausfühlt, wie er es den Jean Paul'schen Schriften selbst vorwerfen mochte. Er nennt auch wirklich diese Aeußerung des jungen Richter „arrogant" in einem Briefe an Schiller. Und so ward das äußere Verhältniß für immer entschieden. Die Xenien lauten wie folgt:

Jean Paul Richter.

Hielten Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener*
Seine Armuth: Du wärst unsrer Bewunderung werth!

Das geht doch über eine gewöhnlich frivole Bemerkung nicht hinaus, und ist weder durch Witz noch Lebhaftigkeit verstärkt, eine Bemerkung, welche den meisten Xenien zukommt. Sie wirkten und waren mehr durch den Nachdruck der dahinter ruhenden Namen Schillers und Goethe's, als durch Glück und Kraft ihres Ausdrucks. Die zweite Xenie war empfindlicher:

An einen Lobredner.

(Recensent des Herausg. in der Allg. Lit. Zeitung.)

Meinst Du, er werde größer, wenn Du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, Du haßt den Höcker davon.

* Geht auf Manso.

— So gestaltete sich das literarische Verhältniß. Zur Charakteristik Jean Pauls bildete sich aber ein noch wichtiger.s in Weimar, und zwar das zur Frau Charlotte v. Kalb. Diese schöne und bedeutende Frau trat ihm mit einer Lebhaftigkeit entgegen, die sehr verschieden war von der gewöhnlichen Frauen-Theilnahme an Jean Paul. Sie gehörte in Richtung und Geschmack zu der literarischen Regentschaft Goethe's, und war so phantasievollen Schwunges, auch die neuen Elemente Jean Pauls begeistert zu würdigen. Die Urtheile dieser Frau über Jean Paul'sche Schriften sind von besonderer Wichtigkeit, und konnten von segensreichstem Einflusse für die Schreibart Jean Pauls werden, da in den Briefen, welche sie ihm schrieb, kein Rückhalt alltäglicher Lobestheilnahme statt fand, sondern die Geschmacks-Forderung Goethe'scher Art in lebhaftem Ausdrucke Geltung verlangte. Kurz, es war eine reizende Vermittelung geboten zwischen Goethe'scher und Jean Paul'scher Weise. Sie gelang nicht, wie begeistert auch der junge Dichter von dieser großartigen, ihn enthusiastisch aufnehmenden und anziehenden Frau war. Nicht bei diesem, aber bei einem spätern Besuche in Weimar entschied sich das Mißlingen, und tief auf dem Grunde dieses Mißlingens lag der Charakter Jean Pauls, welcher aus beschränkt bürgerlichen Verhältnissen erwachsen war, und der wirklich nicht ohne Gefahr für seinen Halt in die freiere Lebensanschauung dieser Frau eingehen konnte. Die Frage ist so groß und so fein, so umfassend und so bedingt, daß ein rasches Aburtheil zurückgehalten sein muß, wie lebhaft man auch bedauern mag, hierbei in Jean Paul gar nichts von genialer Auffassung zu finden. Es handelte sich um das Recht der Sinnlichkeit, um die poetische Freiheit der Liebe, und die Spaltung ergab sich, als Jean Paul den Theil der Fixlein-Vorrede „die Mondfinsterniß" ihr im Manuscript zugesandt hatte. Das Außerordentliche der Frau v. Kalb, die feurige Liebe, die sie ihm entgegen gebracht, hatte allerdings poetisch bei Jean Paul gezündet, er sah den weiblichen Titan vor sich, er nannte sie seine Titanide, die Linda des Romans erhob sich hinter diesem Bilde. Aber theils traf ihn diese Frau doch wohl nicht bis zur fraglosen Neigung, theils fehlte ihm solcher Erscheinung gegenüber der kühne Lebensmuth, er zerdrückte in jener „Mondfinsterniß" das ganze Moment zu

seiner lebensschüchternen Vergeistigung, nannte gesetzwidrige Liebe ein Verbrechen, eine Befleckung weiblicher Tugend. Besorgt sah er nach Uebersendung des Manuscripts, daß die Freundin schwieg, erschreckt las er, als endlich ein Brief kam, Folgendes: „Das Ködern mit dem Verführen! Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger, und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Gesetz dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen; aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich! Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse und selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; — vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe: unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt." —

Es ist bekannt, daß Jean Paul zu großem Erstaunen und Kummer seiner Leser die Linda des Titan durch Requai.ol fallen läßt, und auch darin die Tendenz des Romans veranschaulicht: die Ueberkraft der Genialität an der Welt zu brechen. Frau v. Kalb, die in einer übeln Ehe lebte, und damit umging, diese zu lösen, sieht Jean Paul auch später bei dessen zweitem Besuche in Weimar noch zum Oeftersten bei sich, aber das Verhältniß kam nicht in den Schwung einer Leidenschaft, wofür es zu beginnen schien, und später hat sich die Theilnahme dieser Frau vorzugsweise Schiller zugewendet.

Anfangs Juli 1796 war Jean Paul wieder in Hof, und schrieb zu einer zweiten Auflage des Firlein jene „Mondfinsterniß", die Niemand als Frau v. Kalb verstehen konnte. Die

zweite Vorrede selbst ging gegen die Goethe'sche Schule, welche durch den Kunstrath Fraißdörffer, eine Karrikatur Schlegels, repräsentirt wurde. Die Literatur solle nicht in griechische Kunstformen abgenagt werden, war der Grundton dieser Vorrede. Der Plan zum Titan bildet sich indessen immer deutlicher. Zunächst aber schreibt er den „Jubelsenior" im Winter von 1796 und 1797, und arbeitet jenen Aufsatz über die Unsterblichkeit, welchen er in Schwarzenbach für eine Höfer Freundin entworfen hatte, zum „Kampanerthale" aus, worin der kantianer widerlegt, und die Sehnsucht und Sicherheit einer Seelenfortdauer so gesteigert wird, daß die Heldin, eine bloße Seele, und der Dichter am Ende in einer Mongolfiere nach den Pyrenäengipfeln und den Sternen aufsteigen. — Auch für diesen ihm so heiligen Stoff bewies er so wenig Formpietät, daß er eine satyrische Erklärung der Holzschnitte im Katechismus, eine nicht eben gelungene, durch die Erklärungen Hogarths von Lichtenberg wohl veranlaßte, Karrikatur dazu drucken ließ.

Aus jener Zeit ist ein Brief übrig, worin er seinen Schreibezweck folgendermaßen bezeichnet: „Das Ziel meiner literarischen Eintagsfliegen ist: den Menschen Ruhestätten zu zeigen schon vor der tiefsten, sie mit den Thoren zu versöhnen auf Kosten der Thorheit, ihnen in der Wüste Blumen, an Pedanten Freunde, am Hof Tugend, im Schmerz die Seligkeit, in der Armuth einen eben so großen Reichthum, und sogar in diesem einen, und am Ende auf der Erde zwei Himmel zu zeigen, einen jetzigen und einen künftigen. — Die Alten suchten ihr Glück in Grundsätzen, wir in Empfindungen, jene geben ein kleines, diese ein unstätes, es bleibt nichts übrig, als ihre Vereinigung, die der Dauer mit der Größe."

Am längsten Tage des Jahres 1797 ward der Titan wirklich begonnen. Da tritt eine neue Feen-Erscheinung bewegend in sein Leben, eine junge Wittwe, schön, reich, von großer Bildung und Lebhaftigkeit, Emilie v. Berlepsch besucht ihn, berauscht ihn mit phantasiereicher Auffassung seiner Existenz, lockt ihn nach Franzensbad. Er verläßt — ein auffallender Zug an dem sonst so weichen, zarten Sohne — die todtkranke Mutter, deren nahen Tod er vorher sieht, und erhält denn auch die Todesnachricht dort im Geräusch des Bades und eines unruhig aufgehenden

Verhältnisses. Auch dies Verhältniß, was bald mit vollen Segeln auf eine Eheverbindung hinsteuert, blättert sich langsam in einen freundschaftlichen Verkehr. Er eilt noch einmal nach Hof, drückt das Spinnbüchlein seiner Mutter an's Herz, worin sie ihren mühsamen Kreuzerverdienst der harten Zeit aufgezeichnet, und folgt dieser Emilie nach Leipzig, um dort seinen Aufenthalt zu nehmen.

Man begrüßt ihn dort auf das Zuvorkommendste, die Hauptfrage seines Lebens bewegt sich aber hier um die Verleysch, welche ihn durchaus heirathen will. „Ihre Seele ist die reinste, am Wenigsten sinnliche, idealischte, festeste weibliche, die ich je kannte, die aber eine egoistische Kälte der Menschenliebe hat, und nichts fordert und liebt, als — Vollendung." — Hat ihn solch ein Moment zurückgehalten, hat er die Fesseln einer entschlossenen Frau gefürchtet, hat er die Theilnahme einer erregten Phantasie mehr der Schriftstellergröße als dem Friedrich Richter zugeschrieben, kurz, sein Muth, oder seine Neigung waren nicht groß genug, er lehnte die glänzendsten Vorschläge ab; — sie wollte ihm ein Landhaus bauen am Rhein, am Neckar, wo er wolle, sie wollte ihn einer Freundin, einem Engel an Schönheit und Tugend in der Schweiz, zur Ehe abtreten, zu ihrem stürmischen Schmerze willigte er einmal ein, und trat dann wieder zurück. Er kam darauf hinaus, daß sie ihm in ihrer Wohnung in Gohlis, einem Leipziger Dörfchen, ein Zimmer offen hielt, wo er oft einkehrte, um am Titan zu schreiben, und daß er mit ihr eine Reise nach Dresden machte. Dies geschah, nachdem er für eine zweite Ausgabe die „Teufelspapiere" in die „Palingenesieen" umgearbeitet, und einen Besuchsflug nach Hof zu seinem Freunde Otto unternommen hatte.

Die Dresdner Gegend macht ihm keinen besonders günstigen Eindruck, einen stärkeren der Anblick des Antikensaales, welcher ihm bei Fackelscheine gezeigt wird. „So oft ich künftig über große oder schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten, und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenne ich die Grichen und vergesse sie nie mehr!"

Bei diesen Aeußerungen hatte es indeß sein Bewenden. Nach Leipzig zurückkehrend, fand er einen herben Schmerz: der jüngere Bruder, den er mit dorthin gebracht zu wissenschaftlicher Aus-

bildung, hätte ihm eine Baarschaft von 150 Thalern entwendet, und war davon gegangen. Leipzig war Jean Paul verleidet, er machte eine Reise nach Halle zu Reichardt, nach Halberstadt zu Gleim, kam zurück, sah sich von Liebesneigung einiger Damen in Leipzig beängstigt, und entwich von Neuem. Nach Gotha, hieß es, aber die Station dahin, Weimar, war wohl die Hauptlockung, und dort blieb er auch. Schon im frühesten Herbst 1798 ward am Markte bei der Frau Lehnholdtin ein freundlich Quartier gemiethet, dort wurden „Briefe und Conjektural-Biographie", „Clavis Fichtiana" und vollends der erste Band des Titan geschrieben, in der Dämmerung täglich ward zu Herder gegangen; Ausflüge werden gemacht, und es hat den Anschein, als würde auch er ein Weimaraner.

Herder schrieb damals an seiner Metakritik, Jean Paul geht mit ihm das Manuscript durch, dies und ein Briefwechsel mit Jacobi zieht ihn wieder zu philosophischer Beschäftigung. Seine Polemik gegen kritische und Idealphilosophie als Vernichterin des persönlichen Gottes, der persönlichen Unsterblichkeit gestaltet sich als „Clavis Fichtiana". Er liest damals häufig Homer und die griechischen Tragiker, schreibt den Aufsatz „Charlotte Corday", kämpft das merkwürdige Verhältniß mit Frau v. Kalb durch, welche ihm ihre Hand anbietet, und macht im Frühjahr 1799 Ausflüge nach Gotha und Hildburghausen, wo er an den kleinen Höfen liebevoll aufgenommen, an letzterem zum Legationsrath ernannt, auf dem Flügel und im Gespräche seine Phantasieen schweifen läßt, und wiederum in einen neuen Heirathsanfang geräth. Dies ist die zweite Caroline, nach welchem Namen er seine Frauen gern aufzählte, eine Caroline v. Feuchtersleben, von Herder sehr geschätzt. Diesmal gab's eine formelle Verlobung, und dennoch zog sich der Dichter wieder zurück.

Jean Pauls Stellung zur Kritik war übrigens damals die allerschlechteste, die Kritik befehdete Alles von ihm unbarmherzig; was sich um die Heroen Goethe, Schiller, Fichte schaarte, war gegen ihn, der Merkur Wielands mit schwachem Lobe für Jean Paul war machtlos, nur die Theilnahme des Publikums hielt den Dichter. Man vergleiche, was Schlegel im Athenäum I. 2, und was eine Stimme des Publikums, das Tagebuch einer Dame, sagt.

Schlegel: „Der große Haufe liebt Fr. Richters Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm weint, und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmels-Zeichen der vollendeten Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammen getrommelten Bilderwitzes ergötzen, oder die Willkürlichkeit in ihm vergöttern. — Seine Frauen haben rothe Augen, und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt, und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. — Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im Nürnberger Stil. Hier ist die an Armuth gränzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am Auffallendsten. Seine Madonna ist eine empfindsame Küfersfrau, und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Kandidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Besseren; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher; denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch. Seine humoristische Poesie sondert sich immer mehr von seiner sentimentalen Prosa." Es gestaltete sich immer fester, daß sie nur das Komische an ihm loben wollten.

Dagegen die Dame aus dem Publikum: „Zu den wundervollen Erscheinungen aller Zeiten, und womit besonders der Glanz unsers Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlen-Nachschuß bekam, gehört die Erscheinung des Jean Paul. Diejenigen, welche sich rühmen können, ihn gesehen und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich ist. Seine Entstehung in der Schriftsteller-Menge kam so schnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erschienen ist. Aller Reichthum der Sprachen, nicht unserer Sprache allein, schien erschöpft durch die ersten Denker der Nation; nichts Mögliches an Kraft schien mehr für Worte und Darstellung der Gedanken übrig zu sein, — als in einer ganz neuen, ihm nur

eigenen Sprache ein Jean Paul geharnischt auftritt, und dem deutschen Genius selbst die Spitze bietet. Niemand hat ihn vorher gewittert, Niemand von einem so seltenen Manne Spuren gehabt, wie ein Wetterstrahl brach seine Ankunft herein; aber wohlthuend, wie das Gestirn des Tages ist sein Verweilen. — Er soll einen kahlen Scheitel haben, mehrentheils still sein, wenn er aber einmal redet, möchte man nie wieder von ihm gehen. Seine Schriften, die selbst von den gebildetsten Lesern sich schwer lesen lassen, haben ihren eigenen Gang und Ton. Die Natur ist sein Haus, die Weisen sind sein Spielwerk, die Menschen seine Maschinen. Keine Kraft, kein Geschaffenes in der offenbarten Welt ist ihm unbekannt, mit unsäglichem Forschen hat er alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat. Wie die Sonne durchleuchtet er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinthe des Herzens. Wie sehr er uns auch oft durch seine Launen im ruhigen Anschauen seiner göttlichen Bilder stört, und wie wir auch murren über die Arbeit, welche er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsenstücke auflegt; wie wir muglos still stehen, wenn er uns auf Wege führen will, die dunkel und verworren scheinen: — so gewährt er uns doch auch dann, wenn wir ihm bis an das von ihm gesteckte Ziel folgen, eine überschwenglich herrliche Aussicht, einen Vorschmack von dem, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat."

Man sieht, hier wird die Komik als die Nebensache einer Grille behandelt, hier ist jene Total-Auffassung des Jean Paulschen Phänomens, als einer neuen Poesie, wie zu Anfange dieses Abschnittes angedeutet wurde, hier wird alles Mißfällige ohne einen weiteren Blick bei Seite geschoben, er gilt für den ächten Johannes, wenn nicht für den Christus selbst einer neuen Poesie, es fehlten kaum die Wunder, wenigstens bei den Frauen nicht. Dieselbe Dame vergleicht ihn später mit Friedrich dem Großen und zwar zum Nachtheile des Königs, und nennt beide realisirte, in Menschheit eingekleidete Göttlichkeit.

Es war diese Dame aus Berlin, und in Berlin hatte Jean Paul die zahlreichste und lebhafteste Anhängerschaft. Eine enthusiastische Französin, die viel Worte, aber wenig Zeit hat, bittet ihn um ein Rendezvous, er bestimmt Berlin, und kommt im Mai 1800 dort an. Und wahrlich, wie der Messias eine neuen

Glaubens wird er empfangen, von Gastmahl zu Gastmahl, von Triumph zu Triumph gebracht, er speist bei der Königin in Sanssouci, er sieht literarische Gegner in die allgemeine Hingebung einstimmen, er macht bei einem Mahle die Bekanntschaft der dritten Karoline, und diese wird bald darauf seine Frau. Es ist viel davon die Rede, daß er in Berlin bleiben möge, da auch er sich entzückt davon zeigt, und er wendet sich an den König um eine Unterstützung. Dergleichen Petitionsbriefe sind häufig in Jean Pauls Leben, und es ist nicht unwichtig, Tendenz und Wendung derselben zu kennen. Als Ziel seiner Schriftstellerei nennt er hier „den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu erheben, und die in dieser egoistischen, revolutionairen Zeit erkaltete Menschenliebe zu erwärmen."

Seiner Arbeits- und Lebensweise konnte aber die große Stadt nicht zusagen; Vorzüge derselben, zum Beispiele wie das Theater, spielen gar keine Rolle bei ihm, das gesprochene, geformte, handelnd entgegentretende Wort ist nicht das seine. Er kommt zurück, um zu heirathen, eilt aber mit der jungen Frau von dannen, obwohl eine wichtige Verknüpfung mit Preußen bleibt. Der König nämlich hatte ihm eine Präbende versprochen; und um deßwillen hat er bis zum Jahre 1815 Minister und Freunde in Bewegung gesetzt. In diesem Jahre aber ward die Zusage zurückgenommen.

Im Mai 1801 hatte er seine Hochzeit gefeiert. Meiningen war zum Orte der ersten Niederlassung erwählt, und über Dessau und Weimar reiste er mit der jungen Gattin dahin. Weimar fesselte natürlich durch Aufenthalt, und die einfache, schön gebildete Frau ward von der Herzogin Amalie und von Herders liebevollst aufgenommen. Sehr zu beklagen bleibt, daß seine gemeinschaftlichen Schriftpläne mit Herder unausgeführt blieben. Dahin gehörte die Gründung einer Zeitschrift „Aurora". Es ist auffallend, daß von Ernst August nie die Rede ist, als ob diese Hauptperson gar nicht existirte. Die Biographen citiren Goethe's Schilderung des Herzog Alphons in Tasso, der in Betriguaroo sich ergehe, und erwähnen, was man Böttichers Notiz allein nicht geglaubt, daß Herder mit Jean Paul sogar in Wallensteins Lager Unsittlichkeit gefunden hätten. Alles deutet auf eine Scheidung der Parteien,

welche den Vorwurf selbst bis zur Spitzfindigkeit getrieben. Der geniale Fürst mochte da keine Veranlassung sehen, aus der Goethe'schen Welt heraus zu treten.

In Meiningen führt Jean Paul ein sehr beglücktes Leben: ein liebenswürdiger, ihm herzlichst und freisinnig zugethaner Fürst, eine anschmiegende Gattin, eine reichlich quellende Poesie, welche den Titan nahe zu Ende schreibt, und bereits die „Flegeljahre" beginnt, heben und schaukeln ihn zum Lieblichsten. Außer wenig kleinen Aufsätzen — „das heimliche Klagelied der jetzigen Männer" — „Wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht" — war all diese Höhezeit des Jean Paul'schen Lebens dem Titan gewidmet, dem Höhepunkte Jean Paul'scher Poesie. Daß er ihn dem Publikum tropfenweise gab, — der letzte Band war erst im Herbste 1803 vollendet — daß er auch hier bei einem detaillirt künstlerisch berechneten Ganzen die Anhänge, Zwischenspiele und Einschiebungen nicht lassen mochte, dies lähmte das Buch und den Eindruck desselben. Bei so großem und künstlerischem Bau einer großartigen Romanide und kühner Verhältnisse störte doch das alte Mißverhältniß der Theile, die Einschachtelung, das gewaltsame und doch unsichere Andeuten von Einschiebungen wie der des Gianezzo, der ungleiche Ton. So ward dies Hauptwerk, was so lange verkündigt war, erst von der Kritik, dann vom Publikum wie eine Enttäuschung aufgenommen. Erst von der Kritik, da der erste Theil in der kleinen, redseligen Weise des früheren Jean Paul sich darstellte, dann vom Publikum, weil die Folge diesen Ton, in welchen man sich eingelesen hatte, verließ, und gewaltsamen Rucken zu kühner Voraussetzung und Beziehung sich steigerte.

Dennoch bleibt dies Buch die geniale That einer großen Anregung in unserer Literatur, und tausend Liebenden und gar manchem Ausgetrockneten hat es Kammern und Himmel geöffnet, die Niemand vor diesem Buche geahnt hatte. Zeigt sich Jean Pauls Bestimmung als solche, die Ahnung unbekannter Welten in die literarische Theilnahme zu zaubern, wie die Luftspiegelung in der Wüste und auf dem Meere nie gedachte Kompositionen erfindet, so ist der Titan das Hauptbuch dieser neuen Offenbarung. Was ihm von Harmonie erreichbar in einem großen Plane, das ist in diesem Buche gegeben. Sogar die Tendenz

desselben geht nach solchem Siege des Harmonischen Gesetzes. Denn die Tendenz des Titans ist: Streit der Kraft mit der Harmonie, in welchem die bloße Kraft erliegt.

Diese Entdeckungsreise im Großen nach neuen Buchten, Eilanden, Ländern und Zonen der Romantik, diese Dogmenaufgabe seiner poetischen Frage hielt auch Jean Paul für so weit vollendet, als seinen Kräften eine deutliche Gestaltung möglich sei. Mit dem Abschlusse des Titan beginnt Jean Pauls dritte Periode. Der abgeschlossenen Form zum Trotze hat er seine phantastischen Tempel und Dome über Berge und Wolken aufgeschlagen, mit Nebelsäulen oder Duftmeeren verbunden, wo der gestaltbare Stoff gebrach; nun kehrt er befriedigt zum behaglichen Ausbau seiner kleinen Häuser, die mit allerlei Warten nach der Sternentiefe, nach der Ewigkeit und nach Herzens-Abgründen versehen sind, er übergibt sich behaglich seinem komischen Talente, er tritt in seine vorherrschend komische Periode, welche die Flegeljahre, Schmelzle, Fibel, Katzenberger und den Kometen bringt. Die drängenden Ahnungen der Schwarzenbacher Morgen und Abende haben nun die Erlösung in ein großes Gestalten-Meer gefunden; was jetzt noch von der phantastischen Welt übrig ist, das mag sich einfinden zu dem Grundstoffe Jean Paulscher Schreibart, zu einer biographischen Entwickelung, die Alles zuläßt, und alle Schattirungen brauchen kann, wie ein unruhiger Frühlingstag, das mag sich einfinden zu einer friedlichen Bürgerexistenz, zu einem regelmäßigen Eheleben, dem er sogar die Zahl der Kinder fest und unwiderruflich vorherbestimmt, zum Leben in gewohnter Heimath, dem er, ohne dessen inne zu sein, näher und näher rückt, bis er in Baireuth, seinem Marienthale, das wandernde Zelt in ein festes Haus verwandelt hat, wo er über zwanzig Jahre schreibt, und wo er stirbt.

Fast ohne Grund hatte er 1803 schon das ihm so freundliche Meiningen verlassen, und war nach Coburg übergesiedelt. Dies gerieth noch weniger gut, er gerieth zwischen zwei uneinige Minister, der Umgang wollte nirgends günstig werden, die schreckliche Nachricht von Herders Tode trat noch hinzu, er trieb's da nur ein Jahr, und im Herbste 1804 geht er nach Baireuth. Auch sein Aeußeres wandelt sich dieser dritten Schriftepoche gemäß: der unruhige poetische Drang hat ihn mager gelassen,

jetzt mit dem Abschlusse desselben wird er stark und fleischig, bequem, man kann ihn für einen Oekonomen halten, wenn er mit der Jagdtasche, dem großen Stabe und dem Pudel über das Feld wandert durch die Kastanienallee bei Baireuth nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel, was rückwärts nach dem Gebirge, vorwärts in die lachende Ebene sieht, und was Wilhelm Müller so lieblich beschrieben hat.

Das Werk, welches diesen Einschnitt in Jean Pauls Leben bezeichnet, was dem Titan auf der Ferse folgt, und bereits neben den letzten Bänden jenes Romans in Meiningen und Coburg begonnen wurde, das sind die „Flegeljahre". In der scheinbar einfachsten Fabel dieses Buches ist ein viel größerer Reiz, als in den gehäuften Partieen anderer Schriften Jean Pauls, es sind diese Flegeljahre dasjenige Buch, welches am Deutlichsten einen Anhauch klassischer Empfängniß hat. Die Theile des eigenen Wesens hat Jean Paul überall ausgeführt, nirgends in so klarer wohlthuender Herrschaft, als hier, wo er seine Sentimentalität und seine humoristische Bewegung an Walt und Vult klar geschieden vertheilt, wo er sich so geistreich und objektiv in diese beide Figuren spaltet.

Und dies Buch wurde kühl aufgenommen. Das Publikum mißhandelt jede neue Phasis des Schriftstellers, es will nicht genöthigt werden, und der Empfang eines Ungewohnten ist ihm Nöthigung. Entrüstet darüber ließ Jean Paul den Schluß des Buches ungeschrieben. So glaubte er wenigstens, und er glaubte, es geschehe dies zum Nachtheil des Buches. Es geschah aber zum Vortheil desselben. Das Buch ist so weit fertig, als die zu anmuthiger Bildung nöthigen Kräfte Jean Pauls reichten. Anheben, anklingen, locken, wecken und zwar aus den feinsten und ausgeführtesten Regungen der Persönlichkeit heraus wecken und anklingen, das ist Jean Pauls volle, das ist seine geniale Macht. Darüber hinaus wurde er zerfließend phantastisch, oder wäre im komischen Romane prosaisch geworden. Er konnte die Liebe von Titaniden erwecken, aber nicht für ein Leben fesseln, ihm fehlte der Uebergang in eine praktische Manneswelt, der feste bestimmte Boden einer Existenz, der Halt und die Gestalt des Handelns, er war nur der Ton eines Mannes, nicht die ganze fertige Musik desselben. So muß Walt in der Sehnsucht an der Paradieses-

Pforte stehen bleiben, und der Vorhang muß fallen. Oder gab's eine Ehe Jean Pauls mit der Titanide, die sich mit ihm auf Pferde werfen, Gefahren bestehen, in den Krieg ziehen, störrigen Menschen trotzen, Widerstrebende bezwingen wollte, gab's eine solche Ehe für ihn? Wie erkünstelt und ohne allen Schimmer der Aechtheit wäre das geworden! Diesen ganzen Thatbereich des Mannes besaß er nicht, er besaß nur die Macht der Lockung.

Neben den Flegeljahren schrieb er 1803 und 4 in Coburg die „Vorschule der Aesthetik", diesen Schatz von Goldstücken, wo all sein großer und sein feiner Gedankenreichthum ungeschmälert Raum fand, da er keiner poetischen Form in den Weg gerieth. Der Mittelpunkt des Buches ist die ästhetische Frage über den Humor, welche durch sein ganzes Leben geht, und, ohne daß er dessen inne wird, mit der Unsterblichkeitsfrage zusammenfließt. Tausendmal hat er das Glücklichste darüber gesagt, und in reichster Einsicht über Werth und Würde des Komischen ließ er sich die Schätzung desselben doch so oft wieder verleiden, und drang immer auf die störende Scheidung, daß sein Ernst größer sei als sein Scherz.

Ist nicht Humor der Mensch gegenüber dem Ewigen? Dem Himmel gegenüber resignirt, und doch lachend und dreist, unter Lachen knirschend auf die Zügel der Resignation? Man nennt ihn eine Krankheit, nennt ihn eine Gesundheit, nennt ihn eine Umkehrung des Erhabenen, sucht ihn in zerrissenen Zeiten, hat hundertfach gewendete Bezeichnung und Erklärung dafür, geistreiche und richtige, und wird doch den Begriff nimmer erschöpfen, so wenig als der Mensch sein Leben eher erschöpfend bezeichnen kann, als bis er am Ende steht. Denn der Humor ist dieser Athem einer gesegneten Prosazeit, die sich durch Scherz und Spott über den Mangel einer erfüllten Poesie hinwegsetzen will, er ist die Gewähr einer solchen Poesie-Möglichkeit, wird vom trotzigen Genie gern für diese Poesie selbst ausgegeben, und von der Mittelmäßigkeit stets gefürchtet und erniedrigt. Er findet sich nicht in klassischer Zeit, und wo er nicht mit Laune, welche Jean Paul die Lyrik, die Subjektivität des Komischen nennt, wo er nicht mit dieser verwechselt wird, da ist er stets ein Zeichen von Ueberlegenheit neben dem populären Bewußtsein. Er findet sich vorherrschend nur bei Völkern, die in's Tiefe arbeiten, die

nicht in nächster Erledigung ein Genüge finden, und die nicht so heiter sind wie der Franzose, der sich beim leichten Scherze über das Ungenügende oder bei der raschen That dagegen beruhigt. England und Deutschland ist die Heimath des modernen Humors. Laune und Schalkhaftigkeit gibt's bei allen Völkern und allen Zeiten; was die moderne Zeit unter Humor versteht, ist ein Symptom menschlicher Kraft, welche selbst über das hinausgeht, was allgemein gesetzlich werden kann für Menschen. Darin ist der Humor ein Symptom höherer Existenz-Möglichkeit, als der Mensch für den ersten Anblick besitzt, und darin ist der Humor ein genialster Beweis für das, was gemeinhin Unsterblichkeit genannt wird.

Außer diesem Hauptpunkte ist viel Polemik in dieser Vorschule gegen Prinzipien, auch gegen gute Prinzipien der Goethe-Schlegel'schen Art gerichtet, und der rein idealistische Prozeß der Dichtung, die Rechtfertigung der Jean Paul'schen Art ist darin vorangestellt, wornach Alles aus dem Nichts, aus der Phantastik erschaffen und Erfahrung und Menschenkenntniß zur bloßen Färbung herabgesetzt wird, wie sorgfältig er auch zu vermitteln sucht zwischen Nihilisten und Materialisten. Diese Tendenz hat dem Buche geschadet, und es trotz Reichthum und genialer Einzelnheit nicht Gesetz werden lassen. Wäre es nicht just in einer Zeit geschrieben worden, wo Jean Paul so tödtlich bedroht war von aller höheren Kritik, das Buch hätte den unermeßlichen Schatz Jean Pauls über Kunst der Schrift viel glücklicher hinterlassen. Niemand hat so viel gedacht und gesammelt darüber als er, und seine Einsicht war keineswegs so wenig glücklich als sein Talent, diese Einsicht formell auszuprägen. Die späteren Bände werden denn auch immer objektiver.

Die Baireuther Zeit von 1804—1825 bewegt sich um folgende Interessen, Arbeiten und Vorfälle: Jean Paul ist sehr ordentlicher Hausvater, der sorgsam für Erwerb und Gesundheit beschäftigt, der nun auch nicht immer frei ist von verdrießlicher Anwandlung, sich aber stets wieder in eine freie, beglückende Stimmung rettet. Die Politik mit ihren Zumuthungen tritt ihm nahe. Thätigkeit für Journale zersplittert ihn zu eigenem Aerger. Neuen Auflagen widmet er großen Fleiß, schreibt sein Erziehungsbuch, die Levana, schreibt die vielen komischen Sachen, welche

der Hauptbestandtheil seiner dritten Periode sind, den Katzenberger, Fidel, Nicolaus Marggraf, beschäftigt sich mit den Sprachvorschlägen, macht die kleinen Triumphreisen in Süddeutschland, verliert den heißgeliebten Sohn, schreibt die Selina.

Jean Paul gab hier durch das „Freiheitsbüchlein" zum ersten Male die unmittelbare Veranlassung, ihn in politische Forderungen zu ziehen, die bald so gefährlich und wichtig wurden, da die französische Eroberung weit und weiter vordrang. Dies Freiheitsbüchlein war zunächst nur vorzugsweise gegen die Censur gerichtet: die philosophische Fakultät strich ihm die Widmung seiner Aesthetik an den Herzog von Gotha. Dieser, ein höchst lebhafter, freisinniger und selbst dichtender Mann bezeigte in Briefen seine Entrüstung darüber, und gab Jean Paul Erlaubniß, auch diese höchst ungenirt geschriebenen Briefe mit abdrucken zu lassen. Alles das erweckte im Publikum die Idee einer unumwunden demokratisch radikalen Stellung, die von Jean Paul aller Politik gegenüber zu erwarten sei. Zwar nicht just damit zusammenhängend erregte doch die nun folgende Levana wiederum eine außerordentliche Theilnahme für den Autor. Sie war eine Aehrenlese seiner Schriftstellerei, wie die Aesthetik, sie gab reizende Bemerkungen und Winke, wie das Kind zum Dichter oder zur dichterischen Frau erzogen werden könne. Er sagt dies nicht, er weiß diese Beschränkung oder Anweisung nicht, aber Alles geht bei ihm nach diesem Ideale, und das Publikum fand darin in einer bedrohten Zeit allem idealistischen Wunsche gehuldigt; die psychologischen Blicke sind so genial, daß selbst Goethe sich an Auszügen entzückte; vom Verfasser des Freiheitsbüchleins und der Levana, die das Individuum so zur Gottheit verklärte, vom Verfasser des Attila Schmelzle, in welchem die Nichtigkeit so erfinderisch ausgestellt wurde, von einem solchen erwartete man das Bedeutendste bei der immer steigenden politischen Gefahr. Da erschien Anfang 1808 die „Friedenspredigt", und alle Patrioten waren bestürzt. Der Sturz des deutschen Reiches, die Macht Napoleons war darin keineswegs als absolutes Unglück angesehen, ja die allen Deutschen verwunderlichsten und ärgerlichsten Hoffnungen für eine Weltkultur knüpften sich darin an die Macht Napoleons. Ein kosmopolitischer Standpunkt zeigte sich, der dem drängenden Augenblicke wie ein tödtlicher Winter entgegen trat.

Man befürchtete das Aergste, sogar Untergang deutscher Art und Sprache, wie einst das Angelsächsische zu Grunde gegangen sei, und der verehrte Dichter sprach von Hoffnungen, predigte Frieden! Jean Paul war dabei im besten Rechte seiner schönsten Vorzüge und seiner bestehenden Fehler, die das Publikum beide so beifällig aufgenommen hatte. Die Fehler seiner weiblichen Verschwommenheit, seiner mangelnden Handelnskraft, seiner mangelnden Kraft fest und entschieden zu gestalten, die Fehler seiner Romane traten hierbei im Augenblicke, wo es galt, ein handelnder Mann zu sein, erschreckend hervor. Und dadurch ward der hohe Vorzug seines Standpunktes vernichtet. Er sah weiter als der schnelle Haß und der beschränkte Patriotismus. Für Manchen überraschend finden sich in Jean Pauls Biographie Aeußerungen, daß er von der unbedingten Vaterlandsliebe Wenig halte; er mußte als ein dem Fanatismus entbildeter Mann Napoleon anders ansehen. „Ja, wüßt ich nur," — schreibt er, „ob Napoleon Unrecht habe!"

Ist nicht jener höhere Standpunkt Jean Pauls wirklich ein Trost? Und mußte er nicht dennoch anders handeln? Ist's nicht ganz die Frage des allgemeinen Vorwurfs gegen Jean Paul, er habe in den Extremen, im kleinsten Detail des Idylls und im äußersten Firmamentschimmer der Phantastik die glückliche, menschlich wohlthätige, künstlerische und darum nothwendige Form nicht finden können, ist's nicht auch hier dieselbe Frage? Die nächste Nothwendigkeit war, Napoleon zu bekämpfen. Dieser Kampf war ebenso als weltgeschichtlich fördernd zu erkennen und zu leiten wie Napoleons Macht.

Schon im Jahre 1805 war eine kurze Korrespondenz mit Perthes über solches Interesse vorhergegangen. Perthes agitirte, er rief, man solle nicht bloß schreiben, um eine Form zu erfüllen, man solle auch das Sein beachten, und sich nicht fertig glauben, wenn der Gedanke fertig, er spricht von einem Bunde der Patrioten. Jean Paul vertheidigt die größte Wichtigkeit der Dichtung, so wie er gegen Jacobi äußert: „Licht wird zuletzt Alles besiegen, nicht blos Feuer." Er sagt ferner, Demosthenes sei in der Schlacht geflohen, und habe doch so Außerordentliches geleistet, übrigens, setzt er hinzu, wolle er sich nöthigen Falles dem Bunde nicht entziehen. Sei es nun, daß er von der Auf-

nahme jener Friedenspredigt im Publikum betroffen wurde, daß er das Gefährliche der Fremdherrschaft erkannte, sei's, daß er die Nothwendigkeit begriff, praktischer, augenblicklicher Forderung mehr einzuräumen, noch im August selbigen Jahres 1808 begann er die „Dämmerungen für Deutschland", und beendigte sie im Frühjahre 1809. Sie lenken ein, und führen einen Grundgedanken Jean Pauls auf, wornach der handelnde Held — Napoleon — dem sinnenden Gelehrten untergeordnet wird. Die Dämmerungen streben nach Aufrichtung der Nationalität. Diese Doppelnatur — vielleicht nicht ganz frei von Schwäche oder doch Taktlosigkeit — zog ihm damals viel herbe und schiefe Beurtheilung zu, wie eine solche nie ausbleibt, wenn die politische Meinung sich maßgebend an den Dichter drängt, der wohl in entscheidenden Momenten in die Reihen selbst treten, aber im Gesichtskreise des Augenblicks doch nicht untergehen mag. Dieser Bereich lähmt die reichhaltige Biographie Jean Pauls, welche Spazier geliefert hat. Wenn auch oft unreif und vorschnell, bringt sie doch manch Schätzenswerthes, und man würde einen ganz schlechten Stil übersehen, wenn sich nicht politische Animosität auch am ungehörigen Orte verdrängte, das Entlegenste in den politischen Kreis bannte, und somit der reichen Natur Jean Pauls Gewalt anthäte.

Nahm man doch von mancher Seite dem Dichter die Laune übel, womit er in Kazenberger, der 1808, und im „Fibel", der, 1811 vollendet wurde, die Nation heiter zu beleben trachtete! Der Plan zum Fibel geht durch mehrere Jahre, die Lebensbeschreiber Kants und Anderer werden satyrisirt, und im Grundplane findet sich hier wieder die stets vertretende Doppelnatur des Dichters, das sentimentale höchste Aufstreben und die heitere Beweglichkeit. Fibel ist die fröhliche Zufriedenstellung, die heitere Resignation, immer eine neue Wendung des Grundthemas. Auch wie vom Hause aus in den Grönländischen Prozessen ist die Schriftstellerei der Mittelpunkt; Fibel ist ein Schriftstellernarr. Daneben gehen immer schon Pläne und Anfänge zu einem großen komischen Romane, welcher später als „Komet, oder Nicolaus Marggraf" erscheint, und erst 1815 ernstlich wieder aufgenommen wird, ja diese Pläne gehen zurück bis an den Schluß der Flegeljahre. Aus den Verzweigungen und Anregungen im Schreiben

der Bücher erwuchsen Jean Paul die meisten, sogar die größten neuen Bücher.

Daß aber Alles so vielen Fleißes, so vieler Studien bedurfte, war ihm in der Jugend und im Alter niederschlagend. Jetzt in späterer Zeit peinigt dies oft seine Ruhe, und mit Besorgniß sieht er auf die geliebte Familie, welche auch mit den äußeren Bedürfnissen an des Autors Hervorbringungen angewiesen ist. In solcher Besorgniß wendet er sich so oft wortreich petitionirend an die Mächtigen der Erde, welches ihm ein rücksichtsloser Demokratismus ebenfalls übel genommen. Sein intimer Freund, der Herzog von Gotha, hatte sich verwunderlich und kränkend von ihm gewendet in der Zeit, wo Jean Paul mit den Sympathieen des Publikums nicht übereinstimmend sich ausgedrückt hatte; Jean Paul richtete sich jetzt mit der Versorgungsbitte an Dalberg, den Fürsten Primas: „Ein Verfasser von mehr als vierzig Bänden, als arme Waise bisher bloß für die Wissenschaften lebend, wagt jetzt bei drei Kriegsjahren, drei Kindern und drei vernichteten Büchermessen den Wunsch einer Winter-Pension, um seine Gesundheit herzustellen durch mehr Lesen als Schreiben."

Dalberg sandte zunächst ein Geschenk, und verlieh ihm dann eine Pension von 1000 rheinischen Gulden. Es kam der Winter 1812, und, ohne die Nachrichten aus Rußland, einer Gabe des Sehers ähnlich, erwachen dem Dichter große Hoffnungen; er schreibt die „Traumdichtungen", er mischt sich 1813 in den patriotischen Jubel mit „Mars und Phöbus", und da sein Pensionsstaat, das Großherzogthum Frankfurt, in dem Sturze Napoleons sammt des Dichters Pension zu Grunde geht, wendet er sich an den Kaiser Alexander. Es ist nachzuholen, daß kurz vor Bekanntschaft mit Emilie v. Berlepsch die Frau v. Krüdener ihn zu Hof besucht, und eine gegenseitige Feier der Gesinnung zwischen ihm und dieser Frau sich angeknüpft hatte. Die Gunst, mit welcher der russische Kaiser das besondere Treiben dieser Frau ansah, mochte dazu beitragen, daß Jean Paul bei diesem sinnigen Fürsten eine besondere Rücksichtnahme auf sich verhoffte. „Werden die hohen Verbündeten," — sagt er im Brief an Alexander — „welche für deutsche Freiheit und Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurück zu nehmen

geblieben, welche zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Darouf bloßstellte?"

Der Brief hatte keine sichtbare Folge, und es begann das Petitioniren an die bairische Herrschaft, an welche ein Haupttheil des Großherzogthums Frankfurt gekommen war, und hier erreichte er 1815 die Wiedererlangung der Pension.

Ein wunderbares Ereigniß warf um diese Zeit einen dunkeln Schatten in das Leben des Dichters. Zu Mainz war in der Tochter des Adam Lux, welcher in der französischen Revolution umgekommen war, gleich seinem Landsmanne Forster, eine Leidenschaft für Jean Paul aufgewachsen, die eine beunruhigende Höhe erreichte und das traurigste Ende nahm. Dies Mädchen, Marie, hatte schon mit zehn Jahren Jean Pauls Werke gelesen, und ihn wie Christus verehrt. Dieser jugendlichste Enthusiasmus für einen Autor, der zum Verständnisse die reifste Kenntniß in Anspruch nimmt, zeigt auf eine unklare Schwärmerei von Hause aus. Diese Schwärmerei ist aber von einer Kraft des Herzens, von einer Macht der Erhebung begleitet, daß man ein höchstes Erstaunen über menschliche Fähigkeit nicht abweisen, daß man die Pracht eines Abgrundes anerkennen muß, wo die wunderbarste Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, wo donnernde, unergründlich tiefe Wasser das Geheimniß der Schöpfung predigen. Marie will ihm dienen als Magd, ja sie glaubt am Ende, eine Leidenschaft für ihn nur im Grabe stillen zu können. Sie stürzt sich in den Rhein, wehrt schon halbtodt aller Rettung, und beweist eine eben so unerhörte Kraft zu sterben, wie sie eine Kraft zu empfinden dargethan hatte. Merkwürdig sind die Aeußerungen, womit sie den unter dem Wasser eintretenden Tod beschreibt, als sie, herausgezogen, und das verschluckte Wasser fest in sich haltend, den Tod herbeizwingt. Sie sagt: „Ich feierte die Erwartung der Auflösung. Meine Seele, ihrer drückenden Bande entledigt, bewegte sich frei in neuen Regionen, Töne und Gesichte aus der andern Welt entzückten mich, eine himmlische Musik und Lichter der Ewigkeit umschwammen mich."

Jean Paul sendet an Otto die „herzzerschneidenden Briefe", welche ihm Marie geschrieben. „Nun," sagt er, „es ist vorbei, und sie starb höher, als Andere lebten. Froh bin ich, daß ich strengeren Rathgebungen für meine Antworten an Maria nicht

gefolgt; zumal da meine milderen jetzo mir erbärmlich für diese hohe Seele vorkommen, wiewohl in meiner unwissenden Lage keine anderen möglich waren."

Bei größter Achtung für edle Schwärmerei und für das großartige Mädchen muß eingestanden werden, daß hier Ueberspannung vorhanden war. Und ein solcher Reiz war nur zu natürlich bei Jean Pauls Schriften, und hat sich nur zu oft gezeigt, als daß die Literargeschichte nicht darauf hinweisen müßte. Dieser Reiz des Verstehens, Halbverstehens und Nichtverstehens, wie er aus ungeformtem aber üppigem Schriftstrange entspringt, hatte eben so viel mit den ewigen Räthseln der Menschheit, wie mit dem Schwulste Jean Pauls zu thun.

Deshalb schien auch nach einer anderen Seite hin die Nachahmung Jean Pauls so leicht. Kein Autor hat davon so viel zu leiden gehabt wie er, ja man edirte das erste beste Durcheinander unter seinem Namen. Liegt das hierbei in einem anderen Grunde, als in der entschieden hervortretenden, bunten Manier Jean Pauls? Die Manier ist eine Erstarrung in der Aeußerlichkeit, eine gleichmäßig gefärbte Livree, unter welche sich alles Vorkommende bequemen muß. Der nicht manierirte Schriftsteller bietet sich entweder so ätherisch unparteiisch wie die Luft, welche die Formen ungestört erscheinen läßt und ihnen doch nöthig ist, oder er bietet sich bei jedem neuen Stoffe neu und dem Stoffe angemessen, er ist über dem Stoffe oder unzertrennlich in ihm, der manierirte Autor aber ist stets derselbe *neben* dem Stoffe. Wer hat Goethe nachgeahmt in solcher direkten Täuschungsweise? Nur Pustkuchen mit den Wanderjahren, wo Goethe's Art eine Zeit lang starr zu werden schien, und Pustkuchen that es mit so großem Talente, daß die Täuschung eine literar-historische Wichtigkeit erhielt. Was sonst Goethe nachahmte, das that's mit der glücklicheren oder unglücklicheren Bestrebung, die ganze Goethe'sche Welt innerlich und äußerlich sich anzueignen. Eine Kopie der Livree ist ihm nicht lästig geworden, weil sie nicht möglich war zur leichten Täuschung, das Goethe'sche Kleid ist nicht so abgetrennt vom Stoffe des Buches, nicht so stereotyp wie das Jean Paul'sche. Da konnten bestimmte Bücher nachgebildet werden wie Werther, Götz, Faust, aber unter dem Namen Goethe zu ediren und einen Erfolg der Täuschung erwarten, das konnte

nicht statt finden wie bei Jean Paul. Dieser hat die ärgerlichsten Unbequemlichkeiten davon gehabt, da man wirklich getäuscht wurde, und ihm die Aussagen seiner Nach- und Falschmünzer zurechnete. Einige von diesen waren dreist genug, die hübschen Wendungen des Nachdrucksrechtes auch für diesen Einbruch in eine Persönlichkeit anzusprechen.

Die Zeit von 1815 an war vorzugsweise die der Journal-Artikel für Jean Paul, womit er am Meisten im Morgenblatte erschien. Auch Friedrich Schlegel ging ihn dafür an zur Beisteuer in sein Wiener Blatt, und Jean Paul, dem zu eigenem Aerger das Abschlagen äußerst schwer wurde, erschien da auch mit seinen „Sphynxen" in Gesellschaft seiner Gegner und in Oesterreich, dem er sich nie günstig gesinnt zeigte. Mit Friedrich Schlegel hatte es überhaupt für ihn noch die nächste Anknüpfung gegeben, und mit Tieck in Vergleich zu den übrigen Kritikern dieser Art. Friedrich Schlegel hatte einmal ein Paar Tage auf Jean Pauls Stube in Weimar verbracht unter dem offenherzigsten Disputiren über Philosophie, bei welcher Gelegenheit Jean Paul sich verwundert zeigt, daß dem jungen Kritiker das Thema nicht geläufiger sei. Bekanntlich hatte Jean Paul für den philosophischen Prozeß die größte Geläufigkeit und Fertigkeit. — Tieck besuchte ihn einmal in Baireuth, und von Jean Pauls schelmischer Aeußerung, daß er nie oben auf dem Fichtelgebirge gewesen sei, nahm er die üble Meinung mit hinweg, die Naturschwärmerei Jean Pauls sei eine erkünstelte.

Unter diesen Einzelnartikeln für Journale finden sich denn auch Recensionen, die meist in die „Kleine Bücherschau" gesammelt sind und von denen die über Frau v. Staël ausgezeichnet werden muß. Etwas, was mehr über das Objekt täuscht, als eine Recension Jean Pauls, gibt es kaum. Mit dem vortrefflichen Grundsatze, den ganzen Autor mit und im Verhältnisse zur Gabe desselben aufzufassen, dichtet er den Büchern und Dichtern alles Mögliche an, was Jean Paul unter solchen Umständen haben würde.

Dies gibt seinen Kritiken einen eben so ungewöhnlichen Reiz, wie die Einmischung der Subjektivität ihn dem Jean Paul'schen Romane gab. — Dabei ist seiner ununterbrochenen Aufmerksamkeit zu gedenken, die er für eine Reform der Sprache, insbesondere

der Wortformen, hegte. Die Doppelwörter, das ihm so verhaßte Binde-„s" inmitten derselben, beschäftigte ihn so durchgehends wie die kleinen Höfe in Thüringen und Franken, wie das Aussterben einer fürstlichen Linie. Da er solche Sprachreinigung, wie den Tod des verbindenden „s", kühn einführte in seine eigenen Schriften, so hat sie eine Wichtigkeit in Betreff des Eindrucks dieser Schriften erlangt. Man mußte sich ohnedies einer oft auffallenden Originalität des Verfassers hingeben: ward nun gar der Wortklang, den das Ohr gewohnt war, wie die Melodie der Volksgesänge, zerstört, mußte man Friedenrichter, Taglicht lesen, so war eine unbequeme Anwandelung um so näher gelegt. Der Dichter, welcher sich zunächst an einen wohlthuenden, lockenden Eindruck beim Leser wendet, soll wohl schwerlich im Gedichte selbst starke Reformen der Orthographie vornehmen, sondern dies anderer Gelegenheit überlassen. Klopstock ist damit verunglückt, Wieland hat nicht einmal den Buchstaben „F", welchen er gegen das „Ph" beschützte, durchgesetzt, und Jean Paul hat damit seinem Erfolge auch geschadet. Wenn poetische Wirkung eintreten soll, da muß alle Voraussetzung erleichtert und nicht gar erschwert werden.

— Die Jahre 1817, 18, 19 gehören zu den glücklichsten Herbstabenden seines Lebens, seine Familienexistenz war in schönster Blüthe, und wenn es auch heißt, daß er höchst empfindlich in seiner Hausordnung, und im Stande gewesen sei, sich der Familie auf mehrere Tage ganz zu entziehen, wenn in Speisen oder sonstigen Anordnungen seine Vorliebe unbeachtet geblieben sei, das Wesentliche kam doch auf durchgehende Liebe seines guten Herzens hinaus. So wie er bei aller Opposition und erlittenen Kränkung die Schlegel persönlich in seiner Aesthetik mit aufmerksamster Achtung bespricht, von Alarcos wie von einer großen Erscheinung redet, und den Florentin, einen allerdings reizenden Romananfang von Schlegels Frau, gutmüthig dem Schlegel'schen Ruhme mit in Rechnung stellt. Alle feindliche Regung war wandelbar, aber seine Liebe ewig. Damals fuhr er im Lande umher, nachdem das Wetter mit allen Nüancen voraus erforscht war, der Wagen war mit Büchern umpolstert, das Testament zu Hause niedergelegt, wie dies Attila Schmelzle nur thun konnte; Vorsichtsmaßregeln blieben daheim und wurden in Briefen wie-

derholt, Vorsichtsmaßregeln, der zugleich üppigsten und furchtsamsten Phantasie würdig, Wassers- und Feuersgefahr und respective Erdbeben voraus bedenkend für das herrenlose Haus. Und doch wie liebenswürdig genoß er aus seinem Bücherwagen heraus Luft und Grün, wie liebenswürdig empfing er die Triumphe in Heidelberg und Frankfurt! Stuttgart, der dritte Ort, erwies sich weniger dazu angethan, und München gab nur Regenwetter und Regeneindruck. Auch für Freunde frischte er sich auf bei diesen Reisen: mit dem alten Voß gab es einen tüchtigen Ton, und für den Heinrich Voß die zärtlichste Liebe. Das Bändchen Briefwechsel mit diesem Sohne des alten Niederdeutschen zeugt dafür. Dies war die ewige Jugend Jean Pauls, daß er sich an Jugend schließen konnte, daß er sich über die Schwächen der alten Genossenschaft nicht täuschte. Wie deutlich ist solcher Eindruck, da er mit dem hochverehrten Jacobi zusammen kam, mit diesem Jean Paul ohne Laune unter den Philosophen, der eben so philosophisch dichtete, vor Kant erretten und vor Fichte, und doch beide nicht verlieren wollte! Jean Paul findet ihn alt, von Weibern verweichlicht. Traurig wendet er sich von Schelling, dem er in Nürnberg begegnet, und sagt: „Der äußere Kopf hat durch sein Christenthum gewonnen, was der innere verloren."

Die Beschäftigung mit Naturwissenschaft ward in dieser letzten Lebenszeit immer mehr vorherrschend. Der Magnetismus war ihm eine Welteroberung, bei Schelvers in Heidelberg war er der aufmerksamste Zuschauer und Zuhörer. Man will sogar einen Grund seiner unerwarteten Lebensabnahme darin finden, daß er seine eigene starke magnetische Kraft allzu freigebig verschwendet habe durch Anblicken und Magnetisiren.

Mit bestem Behagen fing er 1818 seine Lebensbeschreibung an, und ging an die heitere Ausarbeitung des „Kometen", der bis Frühling 1821 glücklich über den ersten Wurf des dritten Bandes hinausgedieh. Auch hier ist das alte Thema, eine Kehrseite des Titan: das phantastische Leben des inneren Menschen, wie Wunderbares vermag es! Hier, ungestört von der nicht zuwassenden Außenwelt, die den Apothekersohn nicht zum Prinzen haben will, soll diese Welt nach innen beglücken, indem man sich mit dem objectiven Kontraste heiter begnügt, indem sich der Held mit seinem Laternenleben begnügt. So gibt er einen reichen

modernen Don Quixote im Nicolaus, der nur den anerkennenden Fürst-Vater sucht. Anfangs wollte er sein eigen Leben offen als „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" dahinein stellen. Aber der größte Schmerz in Jean Pauls Geschichte fiel in die Vollendungszeit dieses Romans, der überschwenglich geliebte Sohn Max mit seiner Verstörung und seinem Tode. Geben wir an dem tragischen Einblicke vorüber, den man geöffnet hat, daß dieser eigene Sohn ein Opfer jener pädagogischen Art geworden sei, Alles zum Dichter zu erziehen. Der hoffnungsvolle Sohn hatte sich in München überarbeitet, um Außerordentliches zu werden, hatte des Vaters Ruhm als einen Gläubiger für sich selbst angesehen, dem er genügen müsse, ja auch im Wege der äußeren Entbehrung genügen müsse, wie sie dem Vater in der Entwickelungszeit auferlegt gewesen sei. Bereits also geknickt verfällt er in Heidelberg einer mystisch-pietistischen Richtung, zum größten Schrecken des Vaters, der es nun an den dringendsten Warnungen nicht fehlen läßt. So wie er in Meiningen Ernst Wagner zur äußeren und literarischen Existenz verholfen, so hatte er von dort aus auch des kunst-phantastischen, forcirt genialen Kanne sich angenommen, und jetzt hat er die Qual, den eigenen Sohn vor der „Kanne-Gießerei" warnen zu müssen. Die Aeußerungen Jean Pauls bei dieser Gelegenheit sind von großer Wichtigkeit für den Charakter desselben. Hase citirt daraus in seiner Kirchen-Geschichte, um zu beweisen, wie mißlich es um den christlichen Glauben auch bei religiösen Naturen wie Jean Pauls angesehen habe.

Der Vater Jean Paul schreibt an seinen Sohn: „Die theologische Kanne-Gießerei, die Du bei F. einsaugst, beängstigt mich für Deine Jugend; eine unwiederbringliche Zeit, die Du heiter, ohne Mönchgrillen zubringen mußt, wenn nicht meine Erwartungen von Dir untergehen sollen. Dieser immer und ewig einseitige Kanne ist gerade so schwärmerisch in seiner Theologie und sinnlosen Typologie und in dem erbärmlichen Leben seiner Heiligen, wie er's in seinen „Urkunden" war, wo er alle historische Personen des alten Testaments für bloße astronomische Sinnbilder ansah. Studire doch die Geschichte der Entstehung des Christenthums, die Evangelien und Apostelbriefe, die man erst am Ende des zweiten Jahrhunderts zum Theil durch

Irenäus kennen lernte, und eigentlich ihr Verzeichniß Anfangs des dritten durch Origenes. — Siehe nach, wie diese Apostel noch immer eingeschränkte Juden mit ihrem zornigen Jehova blieben, und z. B. Hurerei und Blutspeisen mit gleicher Wärme verboten (Apostelgesch. 15, 20.), oder wie sie unter einander zankten, oder wie Paulus sich rühmte (2. Korinth. 11, 12). In allen Reden Christi ist kein Wort von allen mit Adam zugleich mitgefallenen Seelen, oder gar von der Genugthuung. Gott bekehre Dich zu dem heiteren Christenthum eines Herder, Jacobi, Kant. Lies lieber, wie ich in Leipzig, Arrians Epistel, des liebenden Antonins Betrachtungen und Plutarchs Biographieen, als Kanne, der ein schlechter Exeget und Historiker ist. Es gibt keine andere Offenbarung, als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist, wie der Katholizismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden, und jedes Jahrhundert trägt seine neuen Ansichten hinein. — O, könnt' ich doch bald an mein Werk gegen das Ueberchristenthum! — Mit dem neueren Mönchthum wirst Du die Freuden und Kräfte und Feuer abtödten und am Ende — nichts werden." — „Zu einer Umänderung Deines Studienplans sag ich geradezu Nein, weil zu einem Doctor der Theologie jetzo Zeit — bei dem ungeheuern Umfange dieser meinenden Wissenschaft — und noch Mehres fehlt. Was Deine Seele als theologische Nahrung bedarf, kann sie auch auf der philologischen Laufbahn, seitwärts, ohne gelehrtes Lernen, sich verschaffen. Aber die rechte und wahre Gottlehre findest Du nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal."

Da ist Jean Paul plötzlich, wo ein praktisches Bedürfniß mahnt, in dem einfachst eindringlichen Stile, und in der allgemeinen Ansicht des Zeitalters, wornach eine religiöse Poesie nicht in der Tradition, sondern in der Erfüllung aller aufgeweckten Wissenschaft und Regung zu suchen sei. In dieser Kenntniß vom Irrthume des Ueberchristenthums, der kirchlich-religiösen Schwärmerei fühlte er sich so fest und überlegen, daß er sie bis zu einem komischen Roman beherrscht ausdrücken wollte. Dies sollte „der Papierdrache", eine Fortsetzung des „Komets", werden.

Aber das Schicksal trat mit doppeltem Tode dazwischen. Im September 1821 kommt Max mit zerrüttetem Leben heim, und stürzt weinend in seine Arme. Ein hitziges Nervenfieber

warf ihn nach wenigen Tagen in's Grab. An diesem Grabe gelobte der zerschmetterte Vater, noch ein Buch über die Unsterblichkeit zu schreiben. Dies ward die Selina. Er richtete sich nie mehr ganz in die Höhe. Ein Ausflug nach Dresden warf noch einige Strahlen über den untergehenden Tag des Dichters, aber es findet sich die Nachricht von einsamem, heftigem Weinen über den verlorenen Max. Vielleicht hat es beigetragen zu der bedrohlichsten Augenkrankheit, die über ihn kam, das Licht des einen Auges vernichtete, und völlige Blindheit fürchten ließ. Aber der allgemeine Schmerz hatte noch rascher gewirkt, der starke Mann fiel plötzlich ab zu nie gekannter Schwäche des Körpers, Schläfrigkeit wie bei Lessing trat ein, während der Geist in den Stunden des Wachens ungeschwächt war, und Anordnungen traf für die Gesammtausgabe seiner Werke. Er hatte keine Ahnung von der Nähe des letzten Augenblicks. Der vierzehnte November kam, ein Tag, den er sich stets für verhängnißvoll erachtet, da er an ihm einst in Schwarzenbach sein Ich als Erscheinung gesehen hatte. Stets war er dessen eingedenk geblieben, nur diesmal nicht, die Tageszeit verrückt sich ihm jetzt, er glaubt, es sei Abend und Schlafenszeit, da es um drei Uhr des Mittags war, und legte sich zu Bett, ein Blumenstrauß mit seinem Dufte erfreut ihn noch, er sinkt in Schlummer, und um acht Uhr des Abends stand dies große Menschenherz still. Es war an demselben vierzehnten November des Jahres 1825.

Es gibt kaum ein Dichterleben und eine Dichterabsicht in unserer neuen Literargeschichte, die in Stoff und Regung so reichlich beigesteuert hätte zur Reife einer Poesie, und es gibt in unserer Literaturwelt kein Menschenwesen, das edler, feiner fühlend, besser gewesen wäre, als das Jean Pauls.

Hippel.

Theodor Gottlieb v. Hippel — 1741 bis 1796 — gehört in frühere Zeit, und bildet einen der Königsberger Kreise, die sich schon mehrmals dargestellt haben, besonders in Nachfolge der schlesischen Schulen, später bei Herder, besonders bei Hamann.

Diese ferne Grenze deutscher Existenz scheint zu Melancholie, zu tiefem Nachdenken, zu religieser Ergebung anzutreiben, und zwar oft in absonderlicher Weise. Hingebende Kirchenlieder entsprangen hier, die apokalyptische Figur Hamann entwickelte sich hier mit ihren wunderbaren Zacken; Hippel, ein Weltmann, spann hier im Verborgenen seine bizarren Kontraste, die Welt zu verspotten, in ihren verborgenen, edelsten und vielleicht auch trivialsten Reizen zu schwelgen, und mitten hindurch den steten Gedanken, die stete Feier und die stete Furcht des Todes zu tragen. Neben ihm lebt Kant, der dies Alles scharfsinnig mit durchgeht, den Schauer und das Geheimniß davon abschüttelt, und just aus solcher Welt den schonungslosen neuen Gedanken erbaut. Um zu läugnen und Alles zu ordnen, muß man Alles kennen.

Die ironische Färbung stellt Hippel zu der späteren Zeit Jean Pauls, von dem er ein nächster Ahnherr erscheint. Um deßwillen war er nicht früher zu nennen, da sein Platz bei Kant gewesen wäre, und sein Ausdruck doch der philosophischen Form nicht zupassend war. Hippel ist der philosophisch-poetische Dilettant, wie Herder nur in steifer Weise, wie Jean Paul nur in viel größerem Reichthume einer war. In dem Hauptbuche Hippels: „Lebensläufe in aufsteigender Linie", deren Erscheinung 1778 begann, fanden sich zu großem Erstaunen des Publikums ganze Partieen von Kants Kritik der reinen Vernunft, die erst 1781 erschien. Um welcher Aehnlichkeit willen man später glaubte, auch jene „Lebensläufe" seien ein Kantisches Buch. Kant war aber ein Haus- und Tischfreund Hippels; es heißt, daß sie oft von ein Uhr Mittags bis tief in den Abend bei einander gesessen hätten. Und Hippel war eben von der neuen Art, die sich in Jean Paul weiter ausbildete, alle Lebens- und Gedankenäußerung zu notiren, und in beliebigen Zusammenhang zu bringen. Eine überlegene Macht im zurückhaltenden Innern fühlend, der offen fluthenden Welt gegenüber, hatte er eine Ergötzung daran, die Welt in Mystification zu gängeln, zu regieren, und auch den Schriftstoff dem kleinen Regimente zufälliger Begegnung hinzugeben. Alle Elemente einer ironischen Erscheinung waren in ihm vorbereitet, und doch nur vorbereitet, nur halb fertig, so daß nur der Anfang einer ironischen Schriftstellerei in ihm aufgehen konnte, wenn sich diese Elemente in freier Schrift aus-

drücken wollten. Er war der Sohn eines armen Rectors in Gerdauen und einer sehr lebhaften Mutter, in welcher die kecke Laune, Todesfurcht vor dem Gewitter, und eigenthümliche Recitation geistlicher Lieder mit einander abwechselten. Eigene Sinnigkeit und kecke Frische für die Welt bildeten sich am Knaben heraus. Der ernste Vater schenkte dieser Weltfrische keine besondere Gunst, und der Knabe ward nach Königsberg geschickt, um Theologie zu studiren. Er kam mit Adel und vornehmer Welt in Berührung, eine günstige Gelegenheit führte ihn sogar nach Petersburg in die geniale Zeit der Katharina hinein, wo dem Talente so Erstaunliches offen stand. Er wußte das aufzufassen und anzugreifen, es war ein praktisch Leben in ihm, und eine Karriere öffnete sich. Da singt jene heimathliche halbfromme, halbidyllische Regung die alten Lieder der Jugend in seinem Herzen, die halbromantische Natur, welche später der poetische Fonds seiner Schriften wird, erhebt sich, schmerzhaft bewegt reißt er sich los von den Petersburger Aussichten, und kehrt zur verborgenen Theologie nach Königsberg zurück. Aber dafür ist doch die innere Welt nicht mächtig genug, solche unscheinbare Existenz reicht ihm nicht mehr aus, er hat die Reize irdischer Macht zu lockend gesehen, er unternimmt mit großer Charakterkraft das höchst Schwierige, ergreift ohne äußere Mittel das juristische Studium, schwingt sich durch Fleiß und geschickte Benutzung der Menschen bis zu einer der höchsten Stufen, die innerhalb des nächsten Kreises erreichbar war. Wir sehen ihn 1780 als ersten dirigirenden Bürgermeister, Kriegsrath und Stadtpräsident, wir sehen für ihn einen vergessenen Adelstitel seines Namens erneuert. Zwar wird auch die Neigung zu einem Mädchen vornehmer Familie erwähnt, die ihn zur weltlichen Laufbahn getrieben, aber einmal fällt dies mit der Lust am Weltlichen zusammen, und dann schwindet diese Lockung sehr bald in die Unsichtbarkeit. Das Thema eines nur halb klaren Dualismus bleibt in der Hippel'schen Existenz, wird Art und Farbe seiner Schriften, und auch darin Stempel der Unvollkommenheit für sie, daß sich diese Gegensätze weder zu einer ganzen Ironie, noch zu einer ganzen Harmonie ausbilden, und deshalb weder eine feste noch eine geläuterte Form finden. Vielleicht war auch sein Sinn strebsam, und überlegen genug, daß ihm ein Stadtregiment zu eng be-

grenzt und nur wie halbe Erfüllung weltlicher Pläne erschien. Der Neugeadelte verspottet wenigstens in seinen „Kreuz- und Querzügen" den Adel, und gibt darin wohl eine Marke, daß die ihm offenbar eigene Schätzung weltlichen Vorzugs größere Verhältnisse im Auge gehabt.

So war das Rüstzeug beschaffen, aus welchem Hippels Schrift in tiefem Geheimnisse hervorging. Nur zwei Freunden theilte er davon mit, und auch diese hielt er einander gegenüber in Täuschung, denn eines nicht erreichten großen Lebens Reiz suchte er in der kleinen Maschinerie der Mystifikation, in Leitung einer unscheinbaren Intriguenkomödie, so daß auch sein intimster Umgang höchst unwillig über ihn wurde, als nach dem Tode des Autors all die gekreuzte Täuscherei sich offenbarte. Hippels Schriften nämlich erschienen lange anonym, und da er auf Einheit der Form und des Ausdrucks nicht das Geringste gab, sondern diese in aller möglichen Buntheit, Weitschweifigkeit und Inkorrektheit trödeln ließ, da er ferner Aeußerungen, ja weit ausgeführte Ideengänge seiner Freunde wörtlich aufnahm, so rieth das Publikum bald auf den einen, bald auf den andern. Eben so mußte es das Urtheil befremden und irre führen, daß er bald streng keusche Abhandlungen bürgerlichen Gesichtspunktes, bald romanhafte Auffassung gab.

Ein voller wichtiger Typus literarischer Aeußerung findet sich also bei Hippel nicht, und er wird leicht überschätzt, wenn er, mit allen Fehlern Jean Pauls und mit wenig Vorzügen desselben, ohne Weiteres als Vorgänger dieses Dichters oder gar neben ihm genannt wird. Während bei Jean Paul eine volle Dichtungsabsicht und ein geschlossenes Bewußtsein des ironischen Verhältnisses existirt, ist hier bei Hippel nur ein beweglicher Dilettantismus. Dabei mag jene überraschende Einwirkung bestehen, die oben erwähnt ist, und die Jean Paul als Leipziger Student von Hippel erfuhr, und es ist eben so natürlich, daß Hippel bei Erblickung der „unsichtbaren Loge" ausrufen mochte: „Jean Paul ist entweder mein Sohn, oder wir sind Brüder in der Schriftstellerei!" Das Verwandte wird man nicht übersehen, Friedrich der Große war auch der Sohn seines Vaters und eroberte mit dessen Schatze und dessen Armee, schuf aber alsdann

ganz neue Armeen und Schätze, und schuf in dieser Schöpfung seine Größe.

Hippel begann mit seinem Buch „über die Ehe", was 1774 erschien. Er selbst war unverheirathet, und sein Freund Jensch, der zu dem Buche beigesteuert haben soll, ebenfalls. Hippel sagt darüber, daß Mannspersonen, die im Cölibat leben, gewöhnlich gottlos seien, während ehelos gebliebene Frauenzimmer fromm würden. Die Sorge für Stellung der Frauen war sehr geschäftig in ihm, er vermehrte spätere Ausgaben dieser Schrift sehr geflissentlich, und edirte 1792 ein Buch: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber", wobei er vielleicht die russische Katharina besonders im Auge hatte, den Frauen auch alle männliche Fähigkeit zusprach, und eine völlige Emancipation vorschlug. Auch ein „Nachlaß über weibliche Bildung" findet sich in seinen Schriften.

Sein wichtigstes Buch: „Lebensläufe in aufsteigender Linie, nebst Beilagen A. B. C." erschien in vier Bänden von 1778—81. Es ist eine Idealbiographie seiner selbst. In das Kapitel seiner durchgehenden Täuscherei ist mit großer Härte besonders dies Buch eingereiht worden, weil er darin seine Eltern, deren Verhältnisse und sich in so gesteigerter Bedeutsamkeit aufgeführt, wie diese gar nicht existirt hätten. Der Vorwurf ist sehr unreif. Solch biographische Form war der einzige Uebergang zu irgend einer, wenn auch nur annähernd künstlerischen Fassung für Hippel, wie wir auch bei Jean Paul sehen, daß er damit den Uebergang zu bewerkstelligen sucht; warum sollte Hippel nicht damit seine Welt des dichterischen Wunsches frei und fröhlich verbinden? Daß seine Familie nicht eine so interessante kurländische Pastors-Familie, seine Mutter nicht so ausgebildet gewesen sei, was thut das? Es ist darüber Theodor Mundt nachzulesen, der sich in seinen „Kritischen Wäldern" die ausführliche Entwickelung des Hippel'schen Charakters sehr angelegen sein läßt, und die beschränkte Kritik gegen Hippel und Hippels Schriften sorgfältig und ausführlich abweist. Es ist ist dies das Erschöpfendste und Hingebendste, was über Hippel existirt. — Diese Lebensläufe vertiefen sich in alles Detail, wohin die Hippel'sche Kraft der Schilderung und des Ausdrucks reicht, und bieten darin die besten Partieen Hippel'scher Schriftstellerei, das theo-

logische Idyll seines heimlichsten Wesens, den rührendsten Erguß einer Gefühlswallung, den schalkhaften Zusatz und mannigfaltigen Anblick von Charakteren und Situationen. Bis dahin, wo Alles in eine Gesammtthätigkeit und ein handelndes Ergebniß der dichterischen Erfindung ausgehen soll, bis dahin darf man dem Buche nicht folgen. Dafür reicht das aphoristische Talent nicht aus, und behilft sich mit Uebertreibung und Gewaltsamkeit. Die furchtsame Schwelgerei in Todesvorstellungen ergeht sich da widerlich, ein Zeichen geschmacksunreiner Einzelheit. Daneben soll die geistreiche Einzelheit von Gedanken, welche auch die letzten Theile des Buches nicht verläßt, in ihrem Werthe unangetastet sein.

Die letzte größere Zusammenfassung in eine Form, oder wenigstens der Versuch dazu, zu einem humoristischen Roman waren die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z." Sie erschienen 1793 und 94. Jean Pauls unsichtbare Loge war im Frühjahr 1792 vollendet, und im Frühjahr 93 gedruckt im Publikum. Es wäre möglich, daß der Jüngere hierin mit einem volleren Formversuche auf den Aelteren zurückgewirkt hätte. Auch ist die Hippel'sche Satyre hierin bei Weitem entschiedener, als in früheren Sachen. Der Geburtsadel und das Verbindungswesen, Freimaurer- und Illuminatenorden sind das Hauptthema, aber der Versuch zu einem größeren Ganzen ist verunglückt. Das Detail ist bei Weitem schwächer und reizloser, als in den Lebensläufen, des Breiten, unpassend Herbeigezogenen, ja Ermüdenden ist weit mehr, und die Zusammenfassung geht in eine trockene Allegorie aus mit der Dame Sophia, der Weisheit, wie es kaum einem Dichter der Bremischen Beiträge angestanden hätte. Da er selbst Freimaurer, und die Maschinerie des Geheimnisses seiner übrigen Art nahe war, so hätte man just für solches Thema ihm eine interessante Gabe zugetraut.

Von kleinerer Arbeit sind noch seine „Handzeichnungen nach der Natur", kleine, meist parabelartige Aufsätze auszuzeichnen, und eine Satyre auf den eitlen Zimmermann, der, über Friedrich den Großen schreibend, mit größerer Vorliebe über Zimmermann geschrieben hatte. „Zimmermann I. und Friedrich II.", ist der witzige Anfang des Titels. Die Dramata, welche Hippel geschrieben, sind unbedeutend, und die mißlungenen „geistlichen Lieder" zeigen, daß er nur einen Bezug zu dieser Liebhaberei

seiner Mutter, aber in seiner weltlichen Aufgeklärtheit keinen vollen Ton dafür hatte.

Hippels Schriften sind in einer gesammelten Ausgabe, 12 Theile stark, 1828 und 29 erschienen, und es scheint dabei auch an des Autors nachlässiger und mangelhafter Sprache geändert zu sein, ein schwieriges, und in den Augen des Literarhistorikers stets bedenkliches Unternehmen.

Seume.

Seume? Da ist nichts von doppelter Ansicht der Dinge, von ironischem Verhalten zu irgend einer Nothwendigkeit, von Kampf nach einer Form. Hier gibt's nur eine Frage: Ist's Recht oder ist's Unrecht? Auch über das Talent ist hier nur wenig Frage, hier gilt der Charakter. Die ganze Erscheinung ist ein Bauer in schlichten, abwärts gekämmten Haaren, neben dem genialen Jean Paul, dessen Locken fliegen, und der in seiner Leipziger und Höfer Jugend sich großen Kämpfen aussetzte gegen den Zopf, und für das offene Hamletshemd ohne Halsbinde, und neben dem stattlich frisirten Hippel, der erst, wenn er gravitätisch aus dem Königsberger Thore nach seinem Landgute geschritten, den Zopf komisch in die Höhe schnellt, und mit dem englischen Rohre Stellungen vornimmt, unmanierlich für den Herrn Oberbürgermeister.

Was ist da gemeinschaftlich? Denn die stets etwas säuerliche Laune, welche so selten den mürrischen Seume beschleicht, sie bringt ihn noch nicht in diese Gesellschaft. Nein, aber die bürgerliche Prosa, die allen dreien so werth ist, und ein Uebergang, welchen Seume vermittelt von Jean Paul zu Börne und dessen großem Anhange moderner Prosa, dies gibt ihm die Stelle bei poetischen Leuten, zu denen er übrigens nur den Kopf schütteln könnte. Existenz, Rechte, Glück und was nur sonst Schönes möglich ist für den idyllischen Bürger, das will mit Ueberschwenglichkeit Jean Paul, der die Größe französischer Revolution niemals aufgeben oder verläugnen mochte, das will Hippel, der mit Kant dergleichen in Gespräch voraus erlebte, eh' es Gestalt fand

in der Welt, der die kurländische kleine Familie erheben mochte, der über die kleinen bürgerlichen Eitelkeiten spottete, denen er selbst verfallen war. Dies politische Moment verbindet Seume mit diesen vornehmen Herren der Bürgermeisterei und der Roman-Poesie.

Es ist eine eigene schlimme Lage, in einer Literaturgeschichte, welche die Poesie in hoher und mannigfaltiger Forderung sucht, über Seume zu sprechen. Er ist der Vorläufer Börne's. Man möchte den Charakter aufs Höchste schätzen, und die begleitende Bildung reicht doch nirgends an und aus. Wenigstens bei Seume; denn Börne war bei Weitem reicher, und drängte sich nur des Kampfes halber auf Einseitigkeiten zusammen. Seume war arm innen und außen, sein Schatz war seine Rechtschaffenheit, im Leben gewiß ein großer Schatz, in der Literatur doch nur eine Eigenschaft, nach deren Folgen in Schrift und Rede gefragt wird. Und sie fehlen. Seume sah nirgends viel weiter, als die Außenseite der Sache zuließ, und sah immer nur in einer Linie: er war nicht weit-, nicht um- und nicht scharfsichtig. Er hatte deshalb unendlich viel auf den Tod zu verdammen, wie dies jeder nicht all zu großen Bildung nöthig scheint. Die größere Bildung mildert jeden Tadel, und den Tod zu verlangen, dies Aeußerste, Unabänderliche, dies ist ihr ein Seltenes. Denn sie sieht tiefer hindurch, wie sich kleine Nothwendigkeiten zu großen Uebelständen gruppiren, und daß man nicht jeden kleinen Anfang für die große Folge schonungslos verantwortlich machen darf. Sie erkennt, wie vorsichtig man auseinander blättern muß Menschen und Dinge, um den wirklichen Ursprung zu finden, weil sie im eigenen Herzen die unendliche Anlage findet, bei kleinem Wechsel der Verhältnisse selbst ein bedenklich Wesen zu werden. Die größere Bildung hat deshalb oft eben so gegen die leidenschaftliche Meinung zu kämpfen, auch wenn diese ein edles Interesse betrifft, wie gegen die Gleichgültigkeit, die einem viel übersehenden Standpunkt leicht nahe tritt.

Das Feld der Nüancen entging Seume. Die Ausbildung reichte nicht so weit, Wesen und Wichtigkeit der Nüance zu erkennen, und seine Forderungen sind deshalb oft Polterung, sein Zorn und seine Vorliebe sind deshalb meistens ärmlich motivirt. Aber sein Naturel mit dem oft plumpen, doch stets ungestümen

Drange nach Recht hat dennoch etwas Tüchtiges und Fortreißendes. Seume bildet in seinem beschränkten Kreise eine wohlthuende Figur, und man findet es erklärlich und recht, daß er mit seiner kleinen bloßen Bürgerwelt literarisch doch so viel Theilnahme wecken konnte. Er war der nüchtern praktische Grenadier, welcher neben den höheren Tendenzen unserer Literatur zu Anfange dieses Jahrhunderts auf Anwendung der „Menschenrechte" drang. Er war der erste Schrifttribun der Bewegung in Deutschland, das heißt der rein verwaltenden Bewegung. Ihm fehlte nur das Journal, er war der erste praktische Journalist, seine Reisen sind Journale, seine Gedichte Journalartikel, sein Stil ist der erste, kurze, periodenlose, oft nachlässige, aber immer kräftig zugehende unausweichbare Journalstil. Er war das trockene, aber in gesundem Hausverstande tüchtige Vorbild für allen Tribunausdruck, wie er später so um sich griff, die künstlerische oder schwülstige Wendung der Literaten aus einander warf, und wie er in Börne einen so reizenden klassischen Punkt dieser Art fand. Der Fonds Börne's ist eine kleine Partie aus Jean Paul, ist der ganze Seume, und die eigenthümliche Zuthat Börne'schen Schicksals und Wesens geht noch beiher. All dies Beigebrachte geht nur auf den Charakter hinaus. Seume war ein Mann zum Handeln in zweiter Stellung, der nichts erfinden konnte, der nur eben schrieb, weil Handeln und Stellung sich nicht boten. Das Interesse nur so weit in höherer Tendenz zu fassen, und ihm dadurch Perspektive zu öffnen, wie Schiller in den Räubern that, dies war ihm nicht gegeben, viel weniger die Art des Faust. Nach Höherem zu schwärmen, und dem Nächsten gehorsam sein, war ihm Frevel. Seume wollte nicht geschwärmt haben, und aller nur irgend fragliche Gehorsam weckte ihm die Stichworte „Tyrannei, Aristokratie, Glaube und Priesterthum". Er stellte keine weiteren Untersuchungen darüber an, als die des kürzesten Rationalismus, des Sohnes jener Aufklärung aus früherer Zeit, er ergriff den Gegenstand, wie er sich dem Populärverstande auf den ersten Blick zeigte, er ergriff ihn ohne Weiteres beim nächsten Zipfel, und schlug darnach. In welcher Form dies geschähe, war gleichgültig, das kleinste abgeleitete Institut drängte ihn zu dem höchsten primitiven Ausdrucke, dessen er fähig war: er machte ein Gedicht gegen die Accise.

Welch einen raschen Eindruck mußte er machen zur Zeit der französischen Revolution! Ja, deßhalb, weil er seinen kleinen Kreis so ganz und so redlich ausfüllte, ist er in ihm noch heute nicht ohne Macht. Man gehe mit der Ueberzeugung an die Lectüre Seume's daß alle die Forderungen tiefer und höher gestellt sein müssen und schattirt, daß man in Seume's Anfänglichkeit nicht Viel finden werde, und man ertappt sich sehr bald auf einem großen Irrthume. All jene Einschränkung mag man im Sinne behalten, man fühlt sich doch angesprochen, und von der Kraft des kleinen Kreises erfaßt. Dies ist das Korn von Poesie, welches in dem Eindrucke liegt, ein braver Mann gebe seine heiligste Beziehung zur Welt ehrlich und ganz dahin, und es kommt für den Augenblick nicht in Betracht, daß dies nur ein Korn, und daß dies Korn ein kleines sei.

Anders stellt es sich, wenn die größere Forderung einer Literaturgeschichte eintritt. Dann darf das nicht geläugnet und umgangen werden, was in vorliegendem Buche so oft als entscheidender Unterschied größerer oder geringerer Würdigkeit gilt, daß nämlich alle Frage Seume's nur auf die Verwaltung gehe, auf das untergeordnete Staatsverhältniß, nicht aber auf die höchste Welt des Menschen, auf Durchdringung und Ergebniß aller höheren und niederen Kräfte, auf das Ewigkeitsmoment in poetischer Form. Bei diesem Maßstabe tritt Seume in die zweite und dritte Reihe zurück. Denn wo er außer der Verwaltung die theologische Frage zum Beispiele berührt, da geschieht's in ordinair sächsischem Rationalismus ohne Streben nach einer Ganzheit und rationellen Schöpfung darin. Dies gilt eben so in der philosophischen Frage, wo sich nur kleine Nachwirkungen des alten Bayle zeigen, und wo die nüchterne Hausphilosophie kein selbstständig höheres Verhältniß sucht für das, was der Rationalismus im traditionell Dogmatischen aufgelöst hat.

Wie zum Lobe der Charakter, so tritt als poetische That und Lockung das Leben Seume's entgegen. Er ist eines Bauern Sohn aus dem Dorfe Poserne bei Weißenfels. Dort wurde er 1763 kaum zwei Monate vor Jean Paul geboren. Unglück, harte Menschen und Institute brachten den Vater herunter, und gaben dem Sohne die ersten herben Eindrücke. Graf Hohenthal-Knauthayn nahm sich des Knaben an, ließ ihn unterrichten und in

Leipzig studiren; natürlich Theologie, die Amme aller Armuth. Da er keinen Glauben hatte, und einen andern Standpunkt nicht errang, wendete er sich lieber an die Klassiker, und seinem unternehmenden Sinne folgend, machte er sich eines Tages auf, um in die Welt zu gehen; für's Nächste nach Paris. Charakteristisch ist dabei seine peinliche Ehrlichkeit, die sich nicht durch die kleinste Studentenromantik beschönigen ließ: er ging nicht eher von dannen, als bis er seine kleinen Schulden, jeden Heller eingerechnet, bezahlt hatte. An der hessischen Grenze fiel er Werbern in die Hände, und ward mit hessischen Truppen nach Kanada eingeschifft, um gegen die dortigen Kämpfer für Freiheit zu fechten. Diese schreckliche Ironie verfolgt sein Leben; auch später sehen wir ihn in Polen auf Seite der Russen. Bei der Rückkehr entsprang er in Bremen, und gerieth unter preußische Werber, entflieht zwei Mal ohne Gelingen, und wird erst auf eine Bürgschaft entlassen, die er später durch Uebersetzungsarbeit abverdient. Nun wird er in Leipzig Magister, und lebt den Wissenschaften. Das gibt aber zu wenig Anhalt für Existenz und Lebenswunsch, 1793 ist er als Sekretär Igelströms in Warschau, wird russischer Officier und als solcher gefangen. Er hat all seine Lebensbegegnisse geschildert, und dies ist eigentlich seine Schriftstellerei, an welche sich wie eine Reisetasche die kleinen Aufsätze und Gedichte hängen, welche er „Obolen" nennt. Seine „wichtige Nachrichten über die Verfälle in Polen 1794" — „zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland" — „der Spaziergang nach Syrakus" — „mein Sommer im Jahr 1805" — „mein Leben", welches Clodius in schlechtestem Stile zu Ende geführt, und „lyrische Gedichte und Erzählungen" — ein Trauerspiel „Miltiades" sind Alles, was er geschrieben.

Aus den slavischen Ländern zurückgekehrt, las er eine Zeit lang in Leipzig über alte Klassiker und gab englischen Unterricht.

Dann zog er nach Grimma und besorgte die Korrektur der Prachtausgabe Klopstocks und Wielands, die sein Freund Göschen drucken ließ. Von hier aus trat er im Winter 1801 die große Fußreise nach Sicilien an, um, wie er gern mit der Einfachheit ein Wenig kokettirte, den Theokrit an Ort und Stelle zu lesen. Dies ward der „Spaziergang", der im Herbste 1802 schon beendigt war. Eine zweite Fußreise über Moskau, Petersburg, Finn-

land und Schweden machte er 1805, dies ist der „Sommer", in dessen Vorrede er am Lebhaftesten für Freiheitsideen auftrat. Es kam die Franzosenherrschaft, er ward immer herber, finsterer und verschlossener und krank. Mitten im Sommer starb er 1810 zu Teplitz. Dort hat ein Arzt und Elise von der Recke ihm einen Denkstein gesetzt, wo er zwischen jungen Eichen begraben liegt.

Wir sehen täglich, wie mißlich es ist, eine unumwundene Einsicht durch dialektische Fähigkeit zu heben und weiter zu fördern. Eine solche flattert, wendet sich in das Detail, verliert sich und das Wesentliche leicht darin, und bläht sich, eine Philologie des Gedankens, oft mehr mit dem Handwerkszeuge, als mit dem Resultate. Sie muß in unschöpferischen Talenten sehr kurz gehalten, es muß nebenher auf einstweilige Resultate gedrungen, auch das eilige Resultatgenie muß beherzigt werden; aber Seume's Resultat war freilich das eines gar zu kurzen Weges.

Carl Julius Weber.

Dieser Schriftsteller — 1767 bis 1832, — welcher in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts anonym hatte drucken lassen, erreichte in unseren ersten dreißiger Jahren rasch eine nicht unwichtige Celebrität. Man glaubte, einen talentvollen Autor humoristischer Art in ihm gewonnen zu haben, und da unser Vaterland hierfür alle vortreffliche Anlage und doch wenig zweifellosen Erfolg hat, so nehmen wir gern alle humoristische Schrift mit gutem Vorurtheil auf. In Wahrheit, eine Nation, deren innerliche Mannigfaltigkeit sprichwörtlich, deren Stamm-Charakter unscheinbar überlegener Bildung zugethan, für Auffassung der Kontraste versöhnlich und heiter geneigt ist, eine Nation, welche die nach innen durchgewirkteste Geschichte und eine der kühnsten Anmuthung bereitwillige Ursprache hat, sie scheint für eine humoristische Literatur berufen zu sein. Dennoch gedeiht eine solche noch immer spärlich, und in neuerer Zeit mögen wir wohl eine Ursache dieses spärlichen Gedeihens der französischen

Kultur zuwälzen. Sie hat eine sogenannt „gute Gesellsch.“ erschaffen, welche von dem Nationalleben eigentlich getrennt ist, und Geschmacksregeln folgt, die theils aus Allgemeinheiten, theils aus fremder Sitte entnommen sind. Im Verhältnisse zur Heimath hat sie nicht die Sitte, sondern die Konvenienz ausgebildet. Konvenienz ist die Feststellung eines Verhältnisses, aber nicht die Ausbildung einer eigenthümlichen Art. Wie schwer ist es nun dem landesthümlichen Ausdrucke der Laune, sich mit solcher eingebrachten, nicht heimathlich entstandenen Geschmacksregel in Uebereinstimmung zu setzen! Wir leiden da an zu viel Behörden des guten Tons. Der literarisch ästhetische Geschmack, begründet auf unsere literar-historische, also innerlichste und wichtigste Entwickelung, ist heute noch in vielen Hauptfragen über passende Erscheinung durchaus verschieden von dem Geschmacke unserer sogenannt guten Gesellschaft. Im Wesentlichen bezieht die letztere doch ihre Tradition aus Paris, und es ist auf der anderen Seite ersichtlich, wie unsere bedeutendste Geschmacks-Literatur sich just in Bekämpfung französischen Geschmackes entwickelt hat.

Darunter leidet ein humoristisches Gedeihen sehr. Mehr als jedes andere ist es auf entgegenkommende Aufnahme angewiesen, denn nur auf den Günstigen wirkt der leichte und feine Wink des Scherzes. Und doch muß der größere Theil des Publikums, welcher durch Bildung und Bücherkauf eine äußere Existenz der Schriftstellerei möglich macht, doch dieser Theil sich erst mühsam in einen Nationalgeschmack versetzen aus dem seiner Gesellschaftserziehung, wenn er Antheil nehmen will an deutscher Humoristik. Welche Urtheile gibt es da, was heißt nicht zu gleicher Zeit bei dem Einen schicklich, bei dem Andern unschicklich! Wie müssen sich große Autoren erst durch andere Werke, bei denen diese Geschmacksfrage unberührt bleibt, das Recht der Vergebung erwerben für den humoristischen Ausdruck, der für den Literarhistoriker oft ein Vorzüglichstes des Autors enthält! Ist es nicht eben dieser Punkt, um deßwillen es in Deutschland bei Gesammtausgaben heißt: Man muß das Eine in's Andere rechnen? Ist dies in Frankreich und England dermaßen der Fall?

Natürlich lähmt das alle humoristische Schriftstellerei. Der Dreiste, welcher einen großen Theil des gebildeten Publikums

darüber vorurtheilsvoll weiß, fordert heraus durch Uebertreibung, der Zaghafte läßt sein Talent zu wenig wagen, und das besonnene Talent zieht den sicheren Weg des Erfolges dem unsicheren vor, und sucht für das, was sich ihm humoristisch aufdrängt, eine andere Fassung. Man betrachte das ganz andere Verhältniß in England, wo der vornehmste Lord zuerst und zuletzt Engländer ist, den Gedankengang, die Nüancen der Sitte, den Reiz der Kontraste eben so und eben so lebhaft empfindet wie der Pächter und der aufgeweckte Landmann. Die französische Umgangssitte ist nur eine vereinzelte Bildung für gewissen Umgang, im Wesentlichen ist Nationalsitte und geschichtliche Art ohne Frage herrschend, im Buche ohne Weiteres verständlich und anziehend. Darum, und nicht bloß wegen besonderer Anlage zum Humor, ist die englische Literatur so geeignet darin. Die Anlage zum Humor ist bei uns vielleicht nicht minder reich und verbreitet, hätten wir auch kein anderes Zeugniß dafür, als daß die englischen Humoristen in Deutschland eben so viel gelesen, eben so hoch geschätzt werden, als in England.

Daher die lebhafte Aufmerksamkeit unseres literarisch und nicht bloß gesellig ausgebildeten Publikums, wenn eine humoristische Erscheinung sich nur mit einigem Talent ankündigt. Unsere heutige Generation spricht noch heute mit besonderem Tone von Benzel-Sternau's „geltenem Kalbe", was zu Anfang des Jahrhunderts von diesem rührigen, spruchweisen Kopfe in satyrischer Laune ausgegangen war. Es ist wie mit unserem Lustspiele. Das ist stets umschwärmt von Wünschen höherer Literaturtheilnahme, und doch kann es sich nur an ein Publikum richten, was alle feinere Beziehung unserer Existenz nicht beachtet. Das feine Lustspiel wagt sich von unserer Bühne eben so an die Fremde, wie der Nationalhumor an den fremden Geschmack, und das Verhältniß ist nur in so fern umgekehrt, daß der gesprochene Humor noch eher Glück machen kann, als der gedruckte, das gedruckte höhere Lustspiel aber eher, als das gesprochene. Kurz, das verschiedenartige Mißlingen für diese Gaben der Heiterkeit liegt im Publikum. Um diesen Uebelstand auszugleichen, der sich doch nur allmälig historisch ausgleichen läßt, übertreibt der sinnige Theil des Publikums die Aufnahme des mäßigen Talentes.

Das iſt Carl Weber widerfahren, der viel Kenntniß, viel Dreiſtigkeit, viel Schwatzhaftigkeit bekundete, und eben ſo raſch zum Humoriſten geſtempelt wurde, wie er raſch eine triviale Erklärung für Erklärung des Humors und ſich ſelbſt für einen Humoriſten hielt. Er iſt ein Schwabe, der in einem unvereinigten Gemiſch von franzöſiſcher Weltbildung und deutſcher Buch- und Kenntniß-Liebhaberei aufwuchs, der eine Zeit lang bei jetzt mediatiſirten kleinen Höfen, denen von Erbach und Büdingen, als Regierungsrath lebte, dann in den Privatſtand zurücktrat, und an kleinen Orten in Schwaben lebte, der Sammlung einer Bibliothek hingegeben, die auf elftauſend Bände wuchs, und von denen jeder Band wenigſtens einen Satz in die Weber'ſchen Schriften geliefert hat. Er war ſchon in der Jugend viel gereist, und unterbrach auch ſeine ſchwäbiſche Einſamkeit oft noch durch Reiſen. Ein Hauptbuch von ihm ward denn auch „Deutſchland und die Deutſchen", welches in der Ausführlichkeit 4 ſtarker Bände alle möglichen Beziehungen und Verhältniſſe Deutſchlands mit buntfarbigſter Redſeligkeit beſpricht. Er war ſchon ein Fünfziger, als er die Schriftſtellerei begann. Ganz und gar der fröhlich verneinenden und nur verſtändig aufräumenden Philoſophie Voltaire's und Aehnlicher angehörig, verſuchte er es nie, über den bloß betrachtenden und beſprechenden Standpunkt hinaus zu kommen, und irgend etwas eigen zu geſtalten. Ein weſentlicher Beitrag zu der ſich aufbauenden Poeſie iſt gar nicht geliefert, nicht die kleinſte organiſche Form literariſcher That iſt von ihm erſtrebt worden, und es ſteht dieſem ſelbſtzufriedenen Manne übel an, über Jean Paul, der ſo tief und unermüdlich nach einer Faſſung der Weltſeele geſtrebt, das abſchmeckendſte Urtheil zu fällen. Zeigte ſich doch nur ein Verſuch in Weber, der Anſicht und Erfahrung, welche ihm dienſtbar war, eine reife Geſtalt, und dadurch eine ſelbſtſtändige Wirkung zu ſchaffen, zeigte ſich nur die Ahnung, daß darin ein Vorzug von dem verloren Hingeſagten beſtände, es möchte dann die Kritik den Schatz von Bemerkungen dieſes Autors mit theilnehmender Achtung anſehen. Aber Weber findet ein vollkommenes Genüge darin, ſeine Bemerkungen aufzuzählen, ſie mit beiläufiger Phraſe aus griechiſcher, lateiniſcher, engliſcher, franzöſiſcher Literatur zu verzieren, durch beliebige Zuthat des augenblicklichen Einfalls, oder

durch Erzeugung eines flüchtigen, selten schlagenden Kontrastes einen Witz zu bilden, wenigstens eine Veranlassung dafür zu bieten, und das Alles in einer nachlässigen Sprache zu geben, die oft beim dritten Worte durch Unterstreichung über sich selbst staunend anhält, darüber selbst den ausgehobenen Gang verliert, und vermittelst des freien Gedankenstriches zu ungebildetem Abschlusse springt. Es schiene unerklärlich, daß solche Schrift eines geistreichen und belesenen Archivars, der nur eben mit guter Zuversicht hinschreibt, für werthvollen Humor habe gelten können, wäre nicht eben unser Verlangen nach Humor so groß, und eine glückliche Erscheinung desselben so schwer.

Sobald man sich aller höheren Anforderungen begeben hat, dann mag man an dem Gemisch von Anekdoten, historischem Stoffe und Geschwätze Webers sich entschädigen, was Alles im Buchhandel beliebt sein mag als encyklopädische Weide. 1819 und 1820 erschien Webers erstes Werk in 4 Bänden: „die Mönscherei"; es folgte gegen Krinker, die ihn mit dem Vielschreiber Weckherlin verglichen: „der Geist Weckherlins, von Weckherlin junior", alsdann das „Ritterwesen" in 3 Bänden, Beiträge des Allerlei enthaltend zu einer Geschichte dieses Stoffes, wie eben zum Mönchswesen. Die beste Aufnahme fand „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen", 4 Bände, 1826 bis 1828, und dies an Bemerkungen reichhaltige Buch hat doch wenigstens eine geographische Formerfüllung, wenn auch die Details von Süddeutschland allzu freigebig im Verhältnisse zum Norden gespendet sind. Gegen Ende seines Lebens begann er die Herausgabe des „Demokritos, hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", was auf 12 Bände abgesehen ist. Ein Gedanken-Tagebuch des verselegen Mannes, was denn natürlich am Längsten werden muß, da hier auch statt des äußerlichen Haltpunktes einer Gruppirung der unermüdliche Verfasser selbst als sogenannter lachender Philosoph in die Mitte tritt. Nach Webers Tode ward noch das nachgelassene Werk „das Pabstthum und die Päbste" in 3 Bänden gedruckt.

Der Ausdruck Webers über Jean Paul ist folgender: „Diese humoristische Biene des Fichtelgebirges ist doch zu hall- und geschmacklos für den Mann von höherer Bildung und Denkkraft; es fehlt durchaus nicht an den geistreichsten Bemerkungen, ächt

humoristischen und gediegenen Wortspielen, an Witz und Laune. Aber Alles muß gar zu oft sonderbaren Abschweifungen, Collectaneen-Wust, dunkeln Anspielungen, baldem und falschem Humor und Wortschwall, Manierirtem und Geziertem Platz machen; das Ganze ist stets ohne ästhetische Haltung. Ich möchte ihn unseren missed Sterne nennen."

Erinnert das nicht an einen Mann, der nie in den Spiegel gesehen? Einem Spiegel gegenüber hätte er das Richtige über Jean Paul verschwiegen, und das Unrichtige so lange unterdrückt, bis ihm selbst höhere Bildung und Denkkraft, vor Allem aber ästhetischer Geschmack zu eigen geworden wäre.

Wie Weber Stoff und Bemerkung geschmacklos durch einander schüttelt, so schüttelt, dehnt und reckt Saphir das Wort. Das ist der Schriftsteller der Worttortur, den man einen Eskamoteur der Buchstaben nennen kann. Unerschöpfliche Thätigkeit dafür muß ihm zugestanden sein, und er hat im Scherze der Etymologie mitunter Allerliebstes geleistet; ließe sich nur das weite Ackerfeld unübersehbarer Gelegenheitsspielerei auf eine kürzere Uebersicht zusammendrängen. Sonst ist es nur dem gefälligsten Journalpublikum zuzumuthen, daß diese Drescharbeit vollen und leeren Strohes, dies unsichere Sieben der Spreu, was nicht ohne Zeitverlust und lästigen Staub abgehen kann, gefällig angesehen werde. Die Art selbst, Erscheinung und Gedanken in die That eines Artikels zu dichten, — denn eine größere Form-Absicht kommt nicht zu Tage — schließt sich im Sentimentalitäts-Gange besonders an Jean Paul, und da gibt denn die Verzweifelung am Nahen und Passenden, die Versenkung in's Erdenkliche neben der quälerischen Willkürlichkeit auch manchen kleinen Perlenfund. Im Ganzen war diese abstrakte Wortkomik, war dieser haltlose Versuch in's Blaue hinein, aus bloßer, oft gewaltsamer Stimmung, und mit bloßer Hilfe der Sylbengeschicklichkeit, das Komische zu finden, im Ganzen war er resultatlos, und es ist ein Unglück für die österreichische Journalistik, daß sie sich dieser hohlen Manier anschließt, seit der gewandte Saphir in Wien die Bude seiner komischen Quacksalber-Literatur aufgeschlagen hat. Manier ist die Mutter, Manierirtheit und Karikatur ist das Kind einer Schriftstellerei, die keinen anderen Boden hat, als den der Beliebigkeit. Der bessere Weg zu lo-

mischem Gewinne ist der des Anhaltes an Landes- und Volks-Eigenthümlichkeit, wie ihn Glaßbrenner, der Erfinder des Eckensteherpacks und der Volksscenen, in Berlin eingeschlagen hat, mit der offenen Perspektive, in höher komische Welt von solchem festen Grunde aufzusteigen. Oesterreich, dies hingebende Land der Heiterkeit, böte dazu mit seiner Naivetät ein aufgepflügtes Feld, wie Eulenspiegel ein solches Feld des Volkswitzes in Nord-Deutschland aufpflügte. Einzelne Spuren in Saphirs neueren Artikeln geben Hoffnung, daß er sich von sich selbst befreien und einer Welt mit harmlosem Worte hingeben könne, die in ihren Verhältnissen viel nachdrücklichere Komik vorbereitet hat, als jemals aus bloßem Schatten des Lebens, aus Buchstabe und Wort werden mag. Darin allein findet sich auch eine Erlösung vom Unstile dieser forcirten Komik, welche Jean Pauls unmusikalische Streckung und Kürzung der Sätze unmusikalisch nachgeahmt hat, statt die Rundung zu suchen, in welcher die Grazie des Klanges schweben muß.

Ein sehr begabtes humoristisches Talent ist einige Male in Leipzig unter dem Namen „Mises" aufgetaucht, aber nur so, wie man bei ungewöhnlichem Sonnenscheine auf weiter Seefläche einen seltenen Fisch emporspringen und wieder verschwinden sieht. Weil es nur rasch und gelegentlich geschieht, so fehlt es an Anhalt für ein umfassendes Urtheil. Derartige Schriftchen des Professors Fechner in Leipzig — Mises — knüpften sich meist an Zeitgelegenheiten, z. B. an die Cholera, an die Meinung, „daß der Mond aus Jodine bestehe" rc., und sind auch im Buchhandel stets wunderbar schnell verschwunden.

31.

Goethe.

Leben, Schrift und unmittelbare Wirkung dieses Hauptautors umspannt die Zeit von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zu den dreißiger Jahren des jetzigen, sechzig Jahre. Die ganze klassische Bestrebung unseres Vaterlandes spiegelt sich darin, erreicht einen wichtigsten Höhepunkt, und wird der anerkannteste Leuchtthurm für Vergangenheit und Zukunft. Während fast alle übrigen Größen unserer Literatur historisch erledigt und in ihrer Anregung sich erfüllt zeigen, ist das große Moment Goethe's noch in vollster Wirksamkeit, und aus solchem Grunde findet dieser Autor erst hier seinen Platz. Er beleuchtet nicht nur noch einmal den organischen Zusammenhang alles dessen, was sich zum Theile zerstreut seit Lessing gezeigt hat, sondern auch die gelungenste That stellt sich in ihm dar: die fernste und nächste, die stärkste und die feinste Regung der Epoche in eine Poesie zu fügen, in eine wohlthuende und bedeutende Totalanschauung zu bewältigen. So ist hier die gesammeltste Kraft ausgebreitet und zusammengedrängt, wie aller Fortschritt in's Glück einer Poesie gewonnen sein könne, und Goethe muß am Eingange der neuesten Literaturstrebung stehen, da er die geläutertste Lehre der Vergangenheit und die reichsten Saaten der literarischen Zukunft in sich trägt. Ein sonnenbeschienenes Standbild auf mäßigem

Berge steht er da, zur Linken alles Lebenswerthe unserer abgeschiedenen inneren Weltgeschichte in die Luftspiegelung rufend, damit es bildend herüberscheine in das Thal zur Rechten. Hierherwärts weckend und leitend, befeuernd und zügelnd.

Nur so viel sei im Allgemeinen gesagt wegen Verschiebung eines Namens, der seine Morgenlichter schon durch alles Vorhergehende spielt. Mancher unter den vorher Genannten ward erst geboren, da Goethe schon berühmt war, und starb schon wieder, da Goethe auch leiblich noch wohlauf existirte. Er war unser längster Tag, und es ist unsere Aufgabe, die nun anbrechende Sommerzeit für eine gesegnete Ernte zu nützen. — Es sei aber solche Andeutung hinreichend, und die massenhafte Folgerung werde zunächst eben so wenig gesucht, wie sie der aufsteigende Goethe wenig suchte. Er ward und ward, bis der Tod den Körper endigte. So wird man Goethe's am Angemessensten und Tiefsten inne, wenn man seinem Leben vom Anfange bis zum Niedergange Schritt für Schritt folgt, was er uns durch die schönste Biographie, die noch geschrieben wurde, so leicht gemacht hat. So wachsen Folge und Gesetz wie Pflanzen uns entgegen, und schon bei den ersten Werken, wie viel mehr am Schlusse sehen wir uns von einem Zauberwalde der Summen umrauscht, wie solche noch nirgends von vornherein erfunden worden sind.

Johann Wolfgang v. Goethe ward mit dem Glockenschlage zwölf am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Die Lage des Ortes ist sehr günstig für ein Talent: die Lebhaftigkeit des deutschen Südens, des Frankenlandes wirkt ein, ohne doch abzuschließen von den Elementen des Nordens. Die Stadt ist ein wichtiger viel besuchter Handelsort, der Mittelpunkt aller Reisen, im schönsten Theile Deutschlands, Gelegenheit bietend zum ergiebigsten Ausfluge nach allen Seiten, Besuche lockend aus aller Welt. Die Familie Goethe's war eine sehr wohlhabende; was der Bildung irgend einer Anlage förderlich sein mochte, das konnte ohne Weiteres beschafft werden. Sinn und Bezug auf höheres Regiment, wie beides einem Bürgerhause entgehen kann, war nahe gelegt durch das Verhältniß des Vaters und Großvaters. Der Vater, ein sehr ausgeprägter Charakter im Sinn für Ordnung, Maß und Gründlichkeit, war kaiserlicher

Rath, weil man ihm für eine Volontairlaufbahn im Dienste der Stadt nicht eifrig genug entgegen gekommen war. Diese Stellung erweiterte den Blick über das Nächste. Der Großvater mütterlicher Seite aber, Textor, war Stadt-Schultheiß, die erste Person der alten Reichsstadt. Es war also Einsicht und Berührung geboten für nahe und ferne Macht, und die bewegte Bürgerstadt, welche den Geselligkeitstrieb zunächst umfing, brachte die mannigfaltige Lebensseite des Volkes. Die Situation für den Knaben konnte kaum glücklicher sein, und die weichen Hände einer noch sehr jungen, sehr begabten, sehr heitern und sehr liebevollen, an reiner Menschheit reichen Mutter pflegten und weckten, was Keim und Gelegenheit bot.

In einem altfränkischen Hause, dann in dem sogenannten Gerämse, einer Gitterabtheilung auf der Straße, treibt der Knabe seine Kinderspiele, und sieht nach hinten sehnsüchtig über die Gärten nach Höchst hin. Im Hause hängen italienische Prospekte, die sich dem Sinne früh eindrücken. Die Großmutter schenkt ein Puppenspiel und weckt die Kraft, sich vorzustellen und einzubilden von dieser Seite. Bald beginnt der Vater einen Umbau des Hauses, der Knabe sieht Pläne in Wirklichkeit übergehen, beobachtet das Ineinandergreifen der Thätigkeiten, die Stellung und den Werth jeder einzelnen. Zu gleicher Zeit überläßt ihn die häusliche Unruhe mehr der Außenwelt, er wird seine Vaterstadt gewahr, sieht oft auf der Mainbrücke, sieht den Marktschiffen und dem bunten Leben zu, schlüpft innerhalb des Stadtmauerzwingers hin, um in die kleinen Fenster und Zustände zu blicken, kriecht als begünstigter Enkel des Stadt-Schultheißen überall im Römer umher, genießt bei einer redseligen Kaufmannstante den Meßjubel, schlendert zu ländlichen Festen hinaus auf die Gemeindewiesen der Stadt, kurz, in größter Mannigfaltigkeit drängt sich ihm die Welt zu. Auch die besonderste und die höhere Welt: der Vater beschäftigt Maler, und hat einen seltenen Sinn für das Neue, das Lebendige dieser Kunst; weit von außen kommt dem Knaben die Veranlassung zum Selbstdenken, das Erdbeben in Lissabon, November 1755, was in der Familie besprochen wird, erweckt ihm Zweifel gegen Gottes Gerechtigkeit, der die Unschuldigen ohne Vorbereitung vernichten könne.

Die Zeit des regelmäßigen Unterrichtes kommt unterdessen heran, und der Vater übernimmt ihn selbst. In jene Zeit fällt bereits jener allgemeine Sinn für pädagogischen Dilettantismus, der später in der Pädagogik so eifrige Reformen hervorbringt und zuerst durch Rousseau's Emile 1762 mit Begeisterung zur That entzündet. Basedow, Gründer des Dessau'schen Philanthropins, Campe, der Kinderautor, wurden bei uns die Hauptheldeu dieser Erziehung, die der philologischen gegenüber die vorzugsweis menschliche und reale genannt wurde, und die in Pestalozzi den naivsten Eiferer für eine Methode und den preiswürdigsten Verbesserer niederer Schulen fand. Goethe's Erziehung selbst, diesen leidenschaftlichen Richtungen vorausliegend, verfiel noch keiner dieser Einseitigkeiten. War es die glückliche Gelegenheit seiner Verhältnisse, war es sein glückliches Naturel, es bietet sich große Mannigfaltigkeit zur Aneignung, und alle Aneignung gestaltet sich gründlich und organisch. Zunächst glückt der gereimte Lateiner und gereimte Geographie am Besten, und frühzeitig versucht sich die junge Kraft an Aufsätzen. Des Vaters Erzählungen von Italien, Telemach, Robinson, die Insel Felsenburg, die deutschen Volksbücher, welche für wenig Kreuzer den Octavian, den Faust, die schöne Magellone, den ewigen Juden darbieten, das Alles übt nie vergessenen poetischen Reiz. Goethe findet sich schon zu einem Knabenzirkel, der Sonntags zusammenkommt, um Gedichte zu machen.

Es überfallen ihn zunächst die Pocken, und, wenn auch ohne zurückgelassene Narben, verändern sie doch die Bildung des wunderschön gewesenen Knaben; andere Kinderkrankheiten quälen ihn, und wecken den Hang zum Nachdenken. Der alterthümliche Großvater mit seiner tief friedlichen Regelmäßigkeit, mit seiner trockenen aber festen Gabe der Weissagung wirkt lebhaft auf die geweckte Sinnigkeit des Knaben. Der Material-Laden bei der lebhaften Tante erregt Neugier, gibt Belehrung über die wunderlichen Produkte ferner Zonen; bei einem geistlichen Oheim lockt ein Homer in Prosa mit grotesken Bildern in die Begebenheiten griechischer Heldenwelt. Zu so verschiedener Anregung tritt die protestantische Parteiung, und weckt eine neue Theilnahme des Knaben, welchem die reizlose Schmucklosigkeit solches Glaubens nicht bedeutend genug, und die Originalität von

Separatiſten intereſſanter erſcheinen will. Das Verhältniß zur Gottheit erweckt ſchon damals eigene Schöpfung, der Knabe findet ein Opfer edler Stoffe mit aufſteigendem Wohlgeruche bereits angemeſſen, und bildet ſich einen eigenen Kultus mit Natur-Produkten.

So lieblich und bedeutend angeregt iſt dieſe junge Exiſtenz, die kaum ſieben Jahre vorhanden iſt. Jetzt beginnt der ſiebenjährige Krieg, und entzündet eine neue Theilnahme. Wolfgang mit dem Vater nehmen leidenſchaftlich Partei für Friedrich den Großen, und da der Großvater und andere Mitglieder der Familie zu Oeſterreich halten, ſo erlebt der Knabe die erſte lebendige Spaltung um eine größere Idee. Durchdrungen von der Würdigkeit und dem Vorzuge ſeines Helden findet er darin reichlichen Stoff zu Erbitterung und zum Nachdenken über der Menſchen Ungerechtigkeit, welche die überwiegende Größe ſchmähen.

Noch als bejahrter Biograph meint Goethe, es finde ſich vielleicht in jenem unbehaglichen Gefühle des Knaben die Nicht-Achtung des Publikums, welche ihn ſo lang begleitet habe.

Regſam zeigt ſich allerlei Bildungsluſt des Knaben: er erbaut Pappháuſer, erfindet Mährchen von ſo auffallender Ausführlichkeit, wie „der neue Paris", welcher in „Dichtung und Wahrheit" abgedruckt iſt, erfindet Scenen und Akte für ſein Puppenſpiel. Trotz ſolcher Scherze iſt er wegen äußerer Grandezza berufen, die ſich in zierlicher Tracht und würdevoller Behabung des Patrizier-Söhnchens hervorthut. Es iſt ſehr ſchön, was er über den natürlichen Hang zum Knabenſtolze beibringt, wo von dem Knabenſcherze die Rede geht, der Vater Goethe ſei ein unehelicher Prinzenſohn. „So wahr iſt es," — ſagt die Biographie — „daß alles, was den Menſchen innerlich in ſeinem Dünkel beſtärkt, ſeiner heimlichen Eitelkeit ſchmeichelt, ihm dergeſtalt höchlich erwünſcht iſt, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm ſonſt auf irgend eine Weiſe zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne." —

„Solche wie manche andere Dinge baute ich mir in meinem kindiſchen Kopfe zuſammen, und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichter-Talent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen kultivirten Welt zu verſchaffen weiß."

Von damals modern-literarischer Anregung zeigt sich Klopstock, den der Vater für keinen Dichter gelten läßt, weil er Verse ohne Reim gebe, den aber Wolfgang mit der geliebten Schwester Cornelia sehr lesens- und deklamirenswerth findet.

Es tritt nun eine neue Periode in der Bildungsgeschichte des Knaben ein, welche man die französische Periode nennen kann. Zu großem Aerger des Vaters besetzen Friedrichs Feinde Frankfurt, und der Königs-Lieutenant, Graf v. Thorane, wird im Goethe'schen Hause einquartirt. Diese Hausgenossenschaft dauert sogar einige Jahre. Dabei lernt Wolfgang spielend französisch, und wird mit dem französischen Theater in so früher Jugend ganz genau bekannt. Zu den Vorstellungen einer französischen Truppe hatte er nämlich den freiesten Zutritt, und trotz des Vaters Abneigung macht er den fleißigsten Gebrauch davon. Als kleiner Stutzer bewegt er sich vor und hinter den Kulissen umher, sieht erstaunt den freien Verkehr in der Garderobe, wo Männer und Frauen neben einander Toilette machen, und für die Goethe'sche Anschauungsart solcher Dinge ist dies sicher nicht unwichtig gewesen. Durch ein Leben, was durch fremde Truppen, durch eine nahe Schlacht, die Schlacht von Bergen, welche der Knabe auf dem Oberboden beborchte, abenteuerlich bewegt war, durch ein Leben, was sanfte Galanterie für ein trauriges französisches Mädchen schmückte, was durch Umgang mit einem leichtsinnigen französischen Knaben in Wallung erhalten wurde, geht ein mächtiger Strom literarischen Antheils: jener Knabe Derones deklamirt ihm Dramaturgie vor, und weckt dafür lebhaftes Nachdenken; Wolfgang schreibt selbst ein französisches Stück, und, um den Vater für die Theaterschwäche zu versöhnen, allegorische Stückchen; ja er wagt sich, ein junger Knabe, an Corneille über die Einheiten, an die Stücke Corneille's, welche dagegen sprechen, an Racine, Molière, und wirft am Ende alle Theorie bei Seite, die ihm nicht einleuchten will, das faktische Interesse bis auf deutlichere Belehrung fest und werth haltend.

Die früh angeregte Theilnahme an Malerkunst findet in dieser Zeit die günstigste Uebung: Graf Thorane beschäftigt viele Künstler, und Wolfgang ist dabei nach allen Seiten betheiligt, ja behülflich, und er wird sogar in Angabe von Kompositionen, also in Erfindung und schaffendem Geschmacke geübt.

Man ist gern geneigt, Wolfgangs Vater nur für einen pedantisch ordentlichen Mann auszugeben, und verkümmert und dadurch ein Erbtheil des Dichters, was keineswegs unbedeutend, und als Ergänzung zum genialen Erbtheil von der Mutter zum großen Segen für den Dichter war. Daß man den jungen Wolfgang schon in der Jugend so reich menschlich, so liebenswürdig menschlich von heiterem Scherze, von der fröhlichen mütterlichen Auffassung übergehen sieht zu streng ernsthaftem Nachdenken auch über die rascheste Heiterkeit, zu Ergründung und Abwägung der Verhältnisse, dies ist dem väterlichen Einflusse zu danken. Eben so die spätere Größe des Dichters, wornach die heitere Kunst stets an die Würde einer allgemein ernsten Strebung gelehnt blieb, an die Würdigkeit und Festigkeit eines besonnenen Mannes, diese Größe ruht auf dem Charaktergranit des Vaters. In dieser französischen Epoche erscheint Goethe's Vater durchaus von stolzester, unbeugsamster Haltung: nicht der Vortheil, just den Königs-Lieutenant statt lästig wechselnder Einquartierung im Hause zu haben, nicht die Artigkeit dieses Franzosen, nicht der gleichartige Kunstsinn, welcher ganz nach dem Wunsche des alten Goethe einheimische Maler beschäftigt, kann diesen deutschgesinnten alten Herrn bestechen, er bleibt unerschütterlich kalt und zurückgezogen; ja nach der Schacht von Bergen sagt er im Zorne dem siegreichen Feinde geradezu, es thäte ihm sehr leid, daß die Franzosen nicht zum Teufel gejagt seien. Die unmittelbare Gefahr, welche durch solche Herausforderung entstand, die Entbehrungen, denen sich der Vater unterwarf, gaben dem Sohne frühzeitig den Eindruck dessen, was männliche Charakterschwere und Tüchtigkeit vermöge und bedeute. Und wie wichtig und werthvoll war solches Erbtheil einem Autor, der die herkömmliche Schätzung der Dinge und Grundsätze so oft übergehen mußte, um das Recht ursprünglicher Regung zu retten, um das Unscheinbare in die poetische Theilnahme und Würdigkeit aufzunehmen! Wie nahe lag einer solchen Aufgabe die Gefahr, für frivol gehalten zu werden! Wie nöthig war der granitene Manneshintergrund, welchen Wolfgang von seinem Vater erbte, und welcher ihn würdig erhielt und unbefangen einer parteiischen Welt und einem ablenkenden Glanzleben gegenüber!

Auf die französische Bewegung folgt die Ruhe des Mansard-

Zimmers, welches Wolfgang im neuen Hause bewohnt, und wo er den stillen Studien lebt. Auch mathematische Studien für Architektonik finden sich darunter, auch die Zeichnen- und die Musikkunst wird geübt neben alten und neuen Sprachen. Schon damals zeigt sich die Untersuchungslust an allen Naturgegenständen. Magnete werden beobachtet, eine Elektrisir-Maschine nicht minder, Seidenzucht wird kultivirt. Um über den Wirrwarr vieler Sprachen, die an der Ordnung des Lernens sind, sich ein gesammelt Bewußtsein zu verschaffen, erfindet er sich einen Roman, wo alle mitsprechen.

Einen besondern Einschnitt in diese stille Zeit bildet das Verlangen, auch der hebräischen Sprache mächtig zu sein. Im Kloster bei Rektor Albrecht, einem satyrischen Sonderling, wird dies Studium betrieben, und hier in der geheimnißvollen Ruhe eines sonst geheiligten Ortes gestalten und bilden sich bereits Goethe's kritische Zweifel an der Tradition. Tief hat es jedenfalls eingewirkt auf seine Dichtungswelt, daß er bei dem Bibelstudium die Erzväter nicht als Ideale, nicht als unbefleckte Tugendspiegel aufgestellt sieht, sondern als Menschen „von den verschiedensten Charaktern, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen".

Der Tumult einer jungen Gedankenregung ruht aus in dem kühlen Kloster unter den Hirten Asiens. Der satyrische Lehrer gibt nicht Spott genug, um den Reiz der Tradition ganz zu verwischen, und doch Spott genug, damit der Schüler eine eigenthümliche Anschauung suche. Nicht die Glaubensschwärmerei, sondern das Charakteristische jener biblischen Zustände faßt der junge Mann auf, nicht die Propheten vorzugsweise, sondern die reichen historischen Bücher Mosis fesseln ihn. — Dergleichen auszumalen treibt Klopstock, treibt Herrn v. Moser „Daniel in der Löwengrube": Wolfgang diktirt dem Hausekretäre eine Geschichte Josephs. Er diktirt so früh, welch eine frühe Fassung in Stoff und Wort setzt das voraus! Daraus und aus andern Gedichten der Jugend wird ein Quartant gebunden und der Zufriedenheit des Vaters überreicht. Gebunden, diese Neigung des Vaters, Alles in Ordnung und Sammlung zu fassen, stellt sich am Sohne so frühzeitig heraus. Der Sinn des Vollbringens war der vorherrschend männliche Sinn des Vaters, des Vollbringens, auch wenn der Anfang unvollkommen und ungenü-

gend erscheint. Man übersieht dann auch beim nicht Gelungenen den ganzen Umkreis einer Möglichkeit, und hat eine fertige Vorarbeit für spätere That. Dies ist eine wesentliche Art unseres Dichters geworden.

Neben Fechten und Reiten beginnt nun das juristische Vorstudium, denn die Rechtskenntniß soll der officielle Mittelpunkt seiner Existenz werden. Dabei streift er in der Vaterstadt umher, und es bereitet sich eine Periode und Katastrophe vor, wo er in lebendig dramatischen Verkehr mit einer Umgebung tritt, die ganz abliegt von dem Kreise seines Hauses, und wo die poetische Liebe ihre Zauberhand auf seine Schulter legt. Da dies Alles in niedrigeren Kreisen und ohne alle Rücksicht auf Verhältniß geschieht, so möchte man sagen, Goethe habe darin zuerst das genialisch menschliche Moment seiner Mutter in sich zum heraustretenden Leben gebracht. Ehe dies eintritt, webt er noch eine Zeit lang ganz in des Vaters Art: es ist auffallend, wie genau er sich von allen Bereichen seiner Vaterstadt unterrichtet, ja selbst die Judensitte aufmerksam sucht, und sich überall unterrichtet. Er verweilt in den Handwerksstätten, und verfolgt die Beobachtung jeder Fertigkeit bis in die kleinste Spize. Er pflegt einen merkwürdigen Umgang mit älteren Männern, und gewinnt eine unbefangene Auffassung der verschiedensten Charaktere, denen er sich passend und angenehm zu erweisen versteht. Dabei bleibt sein Verkehr mit Künstlern im Gange, und er spielt sogar mit Altersgenossen eine ernsthafte Komödie, den Canut von Elias Schlegel.

Das Alles gewinnt plözlich eine abenteuerliche Richtung, wodurch die Vorstudien unterbrochen, aber belebt werden. Auf der Allee spazierend, wird er von einem Kameraden angeregt, rasch in die Schreibtafel aus dem Stegreife eine gereimte Liebeserklärung zu schreiben. Seine Fertigkeit ist denn bereits gewachsen, er thut's. Damit wird aber eine thatsächliche Liebesmystifikation vorgenommen, es spinnt ihn dieser Anfang in eine lustige Gesellschaft junger Männer, er muß Leichen-Karmina und Hochzeit-Gedichte machen, deren Ertrag verzecht wird, er ist mitten in einem praktisch poetischen Leben. Der Mittelpunkt dieses Lebens ist ein kleines Wirthshaus in Frankfurt, und der Mittelpunkt des Wirthshauses für ihn wird Gretchen, ein reizendes Geschöpf,

zu dem seine erste innigste Liebe erwacht. Da Gretchen leidenschaftsloser, wenn auch freundlich ist, und nur etwa einmal die Hand gestattet oder auf ihn legt, so bleibt für ihn die Lage in lieblicher Spannung, alle sanften Kräfte des Genius werden geweckt, er erzählt Mährchen und Geschichten, schreibt unerschöpflich Gedichte auf die Schieferplatte des Hauses, unterrichtet das Kameradenkorps über Grundsatz und Verfahrungsweise bei einem Gelegenheitsgedichte, und hat keine Furcht, daß man es ihm ablernen möge, wie man das wirklich will.

Zu dieser Bewegung im Verborgenen naht eine öffentliche, die Kaiserkrönung heran. Daheim unter des Vaters Augen werden Studien gemacht, um Alles im Zusammenhange zu würdigen, und für Gretchen wird des Abends ein gefaßter Vortrag daraus, die ihn just so knabenlieblich aufnimmt wie später Clärchen im Egmont. Das große Fest der Krönung tritt nun mit aller Pracht des Ganzen, mit aller Bedeutung und allem Fehl der Einzelnheit vor den jungen Mann, der überall Zutritt gewinnt, sogar in den Speisesaal, und der diese Erscheinungswelt tief und klar sich einprägte. Wer aber besonders den jungen Dichter des Herzens aufwachsen sehen will, der sucht den Abend, wo Frankfurt, das krönungsfeierliche, festlich beleuchtet ist, und wo Wolfgang in verstellter Tracht sein Gretchen am Arme umherführt, die Liebe im Herzen, die erklärende Weltgeschichte auf der Zunge. An jenem Abende, da sie Abschied nahmen, küßte sie ihn auf die Stirn — das erste und das letzte Mal. Er sieht sie nicht wieder.

Ein prosaisch polizeilicher Ausgang bemächtigt sich der romantischen Genossen, Gretchen verschwindet, und der junge Goethe zeigt sich im Schmerze von einer leidenschaftlichen Kraft, wie man sie nimmermehr bei einem so wohl erzogenen Jünglinge erwartet hätte. Die menschlichsten Fähigkeiten sind neben aller Bildung rein, unverfälscht und stark in ihm thätig. Die Haare raufend, schluchzend bis zur Augenkrankheit, in entschiedenster Verzweiflung liegt er auf dem Fußboden seines Zimmers, und wehrt alle Zusprache von sich ab. Erst eine Krankheit des Körpers, welcher den Einstürmungen erliegt, endigt den Paroxismus, aber nur diesen, nicht die tiefe Traurigkeit. Ein junger gebildeter Mann ist ihm als Aufseher an die Seite gegeben worden, und der erzeugt die erste glückliche Wendung des Zustandes: er

erzählt von Gretchens Aussage, und darin ist Wolfgang wie ein Knabe bezeichnet, dem sie wohl gewollt habe. Diese Herabsetzung der Liebespassion in tantenhaftes Wohlwollen erbittert, ärgert ihn, untergräbt die Illusion, zerstört jedenfalls die Eintönigkeit des Schmerzes.

Der junge Aufseher versucht es, ihn auf philosophisches Studium zu leiten; was aber das reine Interesse des lernbegierigen Schülers betrifft, so zeigt es sich bei Goethe viel geringer als für irgend andere Thätigkeit des Geistes. Der junge Dichter verhält sich spöttisch zu dieser Disciplin, und gesteht ihr kaum eine Würdigkeit zu, in so fern sie eine übende Methode sei. Noch in der Biographie, wo er dies schildert, zeigt er nicht eben große Beflissenheit, dies zu mildern. Folgende Stelle öffnet den Blick nebenher in die theologische Ansicht des Jünglings: „Sokrates galt nur für einen trefflichen, weisen Mann, der wohl im Leben und Tod sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen eine große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten, und von denen offenbar Jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte."

Spaziergänge in's Laubholz der Gegend sind ihm tröstlicher als die Philosophen, und wenn er den Aufseher von sich schicken, in die Einsamkeit starren und sich versenken, einen Baumstamm, eine kleine Aussicht zeichnen kann, da ist er am zufriedensten. Dies Formen mit dem Auge, was der Bleistift rasch festzuhalten suchte, war seinen Gedanken willkommenste Begleitung. „Das Auge — sagt er selbst — „war vor allen andern das Organ, womit ich die Welt faßte, — wo ich hinsah, erblickte ich ein Bild."

Sie machten Touren nach dem Nassau'schen hinüber, nach dem Rheine, Zeichnungen entstanden in Menge, und obwohl sie ohne Methode, auf graues Papier, unordentlich hingeworfen waren, so beschnitt doch der Vater jede einzelne, ließ sie heften und aufbewahren, und der fähige Sohn blieb nicht ohne Eindruck von dieser Sorgfalt und von der zerstreuenden, beruhigenden Zeit und Beschäftigung. Gegen die treue Schwester Cornelia sprach sich das bewegte Gemüth aus, und erleichterte sich, es findet sich wieder Sinn für Geselligkeit mit jungen aufgeweckten

Leuten, und die Wunde des jungen Herzens vernarbt. Daneben studirt er Jus und Encyklopädisches, wobei denn der alte Bayle auch den Reiz seiner Schärfe äußert. Auch lateinische Lectüre wird Viel betrieben, aber die Harmlosigkeit für die alten Gewohnheiten des Lernens, für die alten Zustände ist dahin, die Vaterstadt ist ihm verleidet. Sprachen, Alterthümer, Geschichte werden wohl geübt, aber das eigen Erlebte ist mit zu großer Kraft an das Interesse der Auffassung herangetreten, als daß irgend was anderes stark daneben reizen konnte. „Jederzeit" — sagt er — „machte mir eine poetische Nachbildung dessen, was ich an mir selbst, an Andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinkt geschah, und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Produktionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dies oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden." Eine schriftstellerische Laufbahn ward bereits sein entschiedener Wunsch, den er seiner Schwester Cornelia mittheilte, und wobei eine akademische Lehrstelle als höchstes Ziel mit eingeflochten wurde, wenn Cornelia ihr Erschrecken vor so unsicherer Lebensbahn nicht verbarg. Zu des Vaters Plan einer juristischen Karriere hatte er entschiedene Abneigung, und daß er Göttingen opfern mußte mit der Aussicht auf Männer wie Heyne und Michaelis, schien ihm schon Opfers genug, um dafür in dem aufgenöthigten Leipzig der eigenen Liebhaberei folgen zu dürfen.

Zur Michaelismesse 1765 kommt er nach Leipzig, bezieht ein Zimmer im Hofe der großen Feuerkugel, und gibt seine Empfehlungsbriefe ab. Die Hauptperson derselben ist Hofrath Böhme, und diesem entdeckt er auch seinen Plan, sich vorzugsweise der Belletristik zu widmen. Böhme hält ihm darüber eine derbe Strafpredigt, und regulirt ihm einen Studienplan. Er flüchtet zu Gellert, da Juristerei und Philosophie ihm gar nicht behagen, aber wie liebreich ihn dieser aufnimmt, er weiß ihm doch keinen Anhalt für eine kritisch poetische Bahn zu geben, er klagt wie

jeder Andere über das Mißliche poetischer Bestrebung, Morus und die Frau Hofräthin Böhme verleiden ihm durch seinen Spott die belletristische Neigung, ebenso wird ihm seine altmodische Kleidung, sein oberdeutscher Dialekt bespöttelt, er wird in Allem unsicher, beim Mittagstische, den er mit Medizinern hat, hört er ganz andere Interessen, der Unmuth übereilt ihn, und er verbrennt endlich auf dem Küchenheerde alles Manuscript, was er bis dahin mit poetischen Versuchen angefüllt hat.

Bei diesem Lebenspunkte schildert er die kritische Haltlosigkeit damaliger Zeit, den ungenügenden Streit zwischen den Leipzigern und Schweizern, und wie ein junges Talent nirgends einen nur leidlichen Anhalt gesehen habe. Das Wesentliche hievon ist bereits oben bei den Schweizern angeführt worden. In einer völligen Verzweiflung an Literatur studirt er die damals letzte Literatur-Epoche, — da kommt Johann Georg Schlosser durch Leipzig, ein sehr unterrichteter junger Mann, der sich besonders mit den Engländern beschäftigt hat, und Goethe's Aufmerksamkeit dahin lenkt. Aber Pope, der damals im Schwange, bietet auch nichts Bedeutendes. Wieland fordert und verdient noch die meiste Aufmerksamkeit, ihm wird das schönste Naturel zugestanden, und Musarion besonders hervorgehoben. „Man gab diesen Werken" — heißt es — „sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung auf's Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache." Ein Plan, eine Uebersicht, eine strenge Tendenz wird nirgends gewonnen, welcher Mangel denn oft einem Studenten zu wirklichem Heile ist. Theil nahm Goethe an gar Vielem: die Gegner in der Theologie behielt er im Auge und zwischen den Offenbarungs-Gläubigen Bengel und Crusius, und den Rationellen, welche zu Leipzig der Philologe Ernesti führte, hielt er zu den Letzteren, wenn er auch einen gewissen Vorbehalt nicht aufgeben und manches Auffallende unter dem Titel Poetisches gerettet sehen wollte. Den Ausdruck in der Sprache anbetreffend, sah er ebenso auf andere Fachwissenschaften: der Grund und Boden, Thema, Stoff, Gesetz waren schwankhaft, aber auf die Darstellung richtete sich

doch allgemein ein lebhaftes Augenmerk. Daß die Darstellung deutlich sei, schien die erste nothwendige Bedingung. Da traten unter den Kanzelrednern hervor: Jerusalem, Zollikofer, Spalding; unter den Aerzten Haller, Unzer, Zimmermann; unter den Juristen v. Moser und Pütter, unter den Philosophen Mendelssohn und Garve. Eine Aeußerung von Kleist beschäftigte eine Zeit lang die jungen Poeten, sie gingen, wie dieser sich ausgedrückt hatte, auf die Bilderjagd! Auch Goethe suchte mitunter einen einsamen Spaziergang, und das Kleinleben der Natur tritt von da deutlicher und dreister in seine Poesie. Die Sehnsucht nach Stoff und Stoff wird freilich damit nur beschwichtigt, und König Friedrich und der siebenjährige Krieg, die für Gleim, Ramler, Lessing einen nationalen Anhalt bieten, sind doch in Wahrheit mehr eine episodenhafte Anregung als eine wirkliche Stoffesfülle. Goethe hebt zwar nachdrücklich hervor, wie lebhaft Minna von Barnhelm das Interesse getroffen habe, aber wirklich handelte es sich doch nur um die geringere Tendenz sächsischer Liebenswürdigkeit und preußischer Tüchtigkeit, welche herb, aber endlich besiegt, dem sanfteren Weibesreize gegenüber erscheint. Solche Tendenz gab doch nicht mehr als das artige Verhältniß eines Lustspiels. Goethe hatte früher seinen Tisch mit Medizinern gehabt, und war erst durch Schlosser in einen andern Kreis gekommen, wie er mit Schlosser auch die Runde bei den geistreichen Notabilitäten Leipzigs gemacht, und die bekannte Perückenscene bei Gottsched erlebt hatte. Herr v. Pfeil, ein neuer Tischgenosse, läßt es dem jungen lernbegierigen Manne gegenüber nicht an Belehrung und nicht an Hilfe fehlen, um der poetischen Tendenz habhaft zu werden. Aber voller Sonnenschein will der jungen Frucht daraus nicht entspringen, und zum Heil unserer Literatur gibt sich das Jünglingstalent keinem unreifen Dogma hin, sondern hält sich glücklichen Taktes an den Prozeß des eigenen Genius. „Verlangte ich" — sagte er — „zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder

freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, Handeln vom Vergangenen, und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. — Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession." —

„Die Laune des Verliebten", das älteste von ihm erhaltene Drama, ist der erste größere Anfang dieser Art, und gehört in diese Zeit. Annette, ein liebenswürdiges Mädchen im Speisehause, wendet ihm eine liebliche Neigung zu. Goethe, anfänglich mehr passiv dabei, quält sie durch unnütze Eifersucht, entfremdet sich dadurch Aennchen, und als er nun selbst in lebhafte Neigung geräth, hat er die Liebe verscherzt. Artig mit dem Detail der quälerischen Leidenschaft und wahrlich für einen Studenten mit überlegener Kraft ist dies in dem gereimten Schäferspiele dargestellt. Vielerlei dramatische Pläne, die schon zur Exposition ausgebildet sind, beschäftigen ihn zu jener Zeit. Er läßt sie alle fallen, weil sie ängstlich tragisch werden, und nur den Stoff der „Mitschuldigen" drängt es trotz bedenklicher Beihat Söllers zu einem Lustspiel-Tone und Ausgange. Man darf nicht sagen: zu gutem Glücke. Denn diese für die Darstellung allzu schreiende Gemeinheit des Siehlens, welche in dem kurzen Spiele nicht Ausgleichung genug finden kann, diese unwahre Ehe ferner zwischen Sophie und Söller, welche bei dem raschen Schlusse auf sich beruhen bleibt, und dem Zuschauer einen unreinen Nachhall hinterläßt, sie beleidigen zu stark, als daß man das geschickte Zusammenschießen der Vorfälle und den raschen Gang günstig wirken ließe. In der Biographie ist er selbst darüber ganz unbefangen und sagt: „Das heitere und burleske Wesen der Mitschuldigen erscheint auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen ängstiget, wenn es im Einzelnen ergötzt. Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl." — „Beide genannte Stücke jedoch sind, ohne

daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Gesichtspunkte geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf."

Es entwickelte sich damals ein verwegener Humor in Goethe, und wir bedauern mit ihm, daß er davon so wenig für die Schrift ausgebeutet hat. Figaro-Streiche hüpften durch sein Leben und seinen Sinn, nachdem der Schmerz um Aennchen die Veranlassung zu wildem Einstürmen auf Zeit und Gesundheit gegeben hatte. Die Neigung war nicht von jener zarten Tiefe und Weise wie die zu Gretchen, wenn sie auch nicht gering zu nennen und nicht ohne Thränen abgegangen ist. Die Folge war auch mehr herausfordernd als niederschlagend, und unterschied sich darin vom Weh der ersten Liebe. Das unstät stürmende Leben fand für den heftigen Drang nirgends einen Anhalt: Gellerts Mahnungen an die Kirche wurden unbequem, da sich Goethe von ihr schon längst losgemacht hatte, die ihm mehr ein Schreckbild des Gewissens als ein Trost für dasselbe war; die sächsischen Leipziger vernichten ihm auch noch die Größe des preußischen Königs und ein neuer, eigenthümlich sarkastischer Freund, Behrisch, vernichtet ihm die Leipziger und die letzte Ehrfurcht für hergebrachte Literatur. Ein Hochzeitgedicht, worin er den Olymp auftreten läßt, und was ihm um deßwillen von Professor Clodius arg getadelt wird, verleidet ihm auch alle bunte Staffage der Mythologie, und hat für die Folge den Einfluß, daß man nur etwa Amor und Luna bei ihm findet, eine uns sehr willkommene Folge, deren Veranlassung aber damals betrüblich genug wirkte. Der literarische Student war höchst übel daran. Aber seine Jugend war stark, und wir sehen jetzt, wie schätzenswerth die mannigfaltige Anregung ward, auf welche der Vater in Frankfurt gedrungen hatte. Wolfgang Goethe ist bald in Maler Oesers wunderlichen Gemächern der Pleißenburg zu sehen, wo er zeichnet und um bildende Kunst sich bemüht. Oeser ist ausgezeichneter durch Geschmacksbildung als durch klare Technik, und diese Eigenschaft erweist sich von besonderem Vortheile für unsere Literatur. Sie fördert nämlich den Goethe'schen Kunstsinn mehr im Allgemeinen, als in der bildenden Kunst.

An dieſe glaubt ſich Goethe ſo lange und ſo oft gewieſen; noch in viel ſpäterer Zeit als er ſchon trefflich gedichtet, iſt er unſchlüſſig, ob nicht die bildende Kunſt ſein Hauptberuf ſei, und es hat das Anſehen eines beſonderen Glückes, daß er in der Technik nichts der Rede Werthes leiſtete und dafür an unpaſſende Meiſter gerieth. Das Zeichnen, dem er ſo viel Zeit widmete, iſt ihm nie gelungen. Aber für die Dichtung iſt ihm ſolcher Kunſttrieb ein unerſchöpflicher Schatz geworden. Die Beſchäftigung mit Kunſtgeſchichte, welche er neben Oeſer aufnimmt, gibt Stoff zu Gedichten, der überallhin ſonſt auszugehen ſchien, das antiquariſche Kunſtſtudium, was ihn zu Chriſt, Lippert, Winkelmann führt, weckt die eigenthätige Schärfe in äſthetiſcher Unterſcheidung und Begründung, macht ihn bereit, ja enthuſiaſtiſch empfänglich für den Leſſing'ſchen Laokoon. So ſchreitet er beſonnen vorwärts, das Beſte ſeiner Zeit benutzend, und er ward ſich dieſer glücklichen Wendung ſo wohl bewußt, daß er die Stunden in der Pleiſſenburg ſeinen beſten Erwerb und ſeine liebſte Erinnerung aus der Leipziger Epoche nennt. Das Umhertappen in den ſchwachen Beiſpielen gleichzeitiger Literatur nahm unerwartet ein Ende, unerwartet, denn nicht das praktiſche Beiſpiel, ſondern die ſcharfe Anleitung, ſelbſt Theorie und That in gedanklicher Folge vorzubereiten, dieſe Leſſing'ſchen Winke zeigten die Erlöſung. „Man muß Jüngling ſeyn" — ſagt er — „um ſich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Leſſings Laokoon neben uns ausübte, indem dieſes Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anſchauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das ſo lange mißverſtandene: ut pictura poesis, war auf einmal beſeitigt, der Unterſchied der bildenden und Redekünſte klar, die Gipfel beider erſchienen nun getrennt, wie nah ihre Baſen auch zuſammenſtoßen mochten. Der bildende Künſtler ſollte ſich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinaus zu ſchweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieſer für die Einbildungskraft, die ſich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag."

Dieſer Anſtoß trieb zu einem Zuge nach Dresden, um die Gallerie zu ſehen. Weil ihm der Vater Abſcheu vor den Gaſt-

höfen beigebracht hat, nimmt er seine Wohnung bei einem Schuhmacher. Es stellt sich dar, wie manches pedantische Erbtheil des Vaters just in's Romantische überschlägt bei der Natur des Sohnes. Er ist entzückt von der Gallerie. Aller Haupteindruck kam ihm von den Niederländern, da er nur die Naturwahrheit begreifen und würdigen konnte. Er lebte und webte so in diesem Genre, daß er traumhaft seine Schusterherberge oft für einen Ostade oder Schalken ansah, und oft entzückt darüber war. Die Italiener nahm er auf Treu und Glauben hin, ohne eine Einsicht zu gewinnen. Alle Landschaft nur lockte natürlich zauberisch mit dem üppigen Naturbilde.

Diese Kunstbestrebungen setzt er bei seiner Rückkehr nach Leipzig fort, Winkelmann wird fleißig gelesen, und es wird dabei emsig dem Oeser'schen Einflusse auf Winkelmann nachgespürt; im Breitkopf'schen Hause radirt er, schneidet in Holz, und verwendet seine meiste Zeit auf solches Interesse. Unerklärlich bleibt's, daß er eine Anwesenheit Lessings in Leipzig fast geflissentlich ungenützt vorübergehen läßt, und solchergestalt diesen von ihm hochverehrten Mann nie zu sehen bekommt. Sehr erklärlich aber ist der schreckenhafte Eindruck, welchen die plötzliche Nachricht von Winkelmanns Tode auf ihn machen mußte; — man hatte den berühmten Kunstkritiker auch in Leipzig erwartet, Goethe durfte ein näheres Verhältniß durch Oesers Vermittelung hoffen, romantische Pläne von Ehrenbezeigung hatte man sich für den Gast vorgenommen, der im nahen Dessau längere Zeit verweilen wollte!

Bald darauf ward auch Goethe von den Folgen ereilt, die das Einstürmen auf Gesundheit, dessen beim Aennchenschmerze einmal gedacht worden ist, nur zu tief vorbereitet hatte. Mit einem Blutsturze beginnt die Periode eines körperlichen Siechthums, die sich von 1768 bis 1770, bis zu seiner Straßburger Zeit, hinschleppt. Ehe er Leipzig verläßt, gewinnt er einmal große Vorliebe für die Griechen und vertauscht seine Bibliothek deutscher Literaten mit griechischen Klassikern. Der reizbare Krankheitszustand weckt auch das religiose Interesse wieder: noch in Leipzig sind Besprechungen über Religion der letzte lebhafte Antheil, den er zeigt, und in Frankfurt wird es der erste, lang andauernde und viel verzweigte.

Im September 1768 reist er ab. Krankhaft erregt, dem

Anſcheine nach ſchiffbrüchig, kehrt er in's Vaterhaus. So gern der Vater das Kunſtſtreben ſieht, im Weſentlichen will er doch einen Juriſten, und er verhält ſich bei Wolfgangs jetziger Krankheitsperiode, wo dieſer nach dem Wunderlichſten greift, im Ganzen verdrießlich und unzufrieden. — Ein Fräulein von Klettenberg, welches dem Publikum durch die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele" bekannt iſt, lenkt den jungen Dichter insbeſondere auf das geheimnißvoll religioſe Thema. Sie war gut, ſinnig, leidend, und in freien Augenblicken heiter und lieb, kurz, bedeutend genug, wie jene „Bekenntniſſe" zeigen, die aus ihren Unterhaltungen und Briefen entſtanden ſind. Aus Geſpräch und Betrachtung gehen beide zu Studien über, zu myſtiſchen, zu alchymiſtiſchen; Welling, Paracelſus, Valentinus, Helmont, Starkey, werden mit Eifer betrieben, und als nun gar das geheimnißvolle Salz des ebenfalls frommen aber nebenher ſchlauen Arztes dem körperlich gepeinigten Dichter treffliche Dienſte thut, da iſt das Studium und die Retortenarbeit befeuert, Mittelſalze und den Mutterſtand der Erde zu finden.

Man ſieht, daß auch dieſe Richtung im Goethe den Weg zu Naturſtudien nimmt, zu gründlicher Aufſuchung natürlichen und poetiſchen Zuſammenhanges, und daß eine pietiſtiſche Faſelei auch bei dem krankhaften Jünglinge keine Stätte findet. Der naturwiſſenſchaftliche Weg gelangt bald bis zu Boerhave und zum eifrigen Studium deſſelben, der kirchliche Theil, welcher ſich in Arnolds Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie ergeht, und ein vorherrſchendes Intereſſe an den Ketzern nimmt, findet in Naturgeſetz und Spekulation eine Vereinigung zu poetiſchem Akte. Dieſer Akt iſt ein geiſtreiches Syſtem, was ganz nach Art der Gnoſtiker Schöpfung und Zuſammenhang der Welt in einer phantaſie- und ſinnvollen Dichtung entwickelt. Solcher Neuplatonismus, von Myſtik und Kabbala umrankt, iſt die poetiſch eigene Religion, welche ſich der Dichter in dieſer Zeit erbaut.

1770 iſt er wieder geſund, aller hypochondriſche Druck iſt von ihm gewichen, und er geht nach Straßburg, um dem Willen des Vaters gemäß Doctor juris zu werden. Zweierlei ſind die Hauptreſultate dieſes Aufenthalts: Im Gegenſatze zu Leipzig wendet er ſich mehr an Menſchen, Geſellſchaft, Gegend, Begebenheit, ſchließt ſich einer damals allgemein werdenden Literaturanſicht

bei, die Positivität, die Klassiker, die Philosophen in zweite Reihe zu stellen, und die eigene Welt des Lebens und der Leidenschaft zu betrachten und auszubeuten. Schon in der kranken Frankfurter Zeit und eben so Anfangs in Straßburg war seine aufmerksame Beobachtung deutscher Literatur gesunken, seine Gedanken gingen ab von dieser speciell historischen Art. Er lebte und sammelte harmloser, und das zweite Resultat, als er bedeutungsvoll wieder solcher literarischen Theilnahme zugeführt wurde, zeigte sich um so voller und reicher, da es von unabhängigen Erfahrungsmitteln unterstützt war. Herder, der auf einige Zeit nach Straßburg kam, wurde Mittelpunkt und Veranlassung desselben.

Gleich nach der Ankunft in Straßburg eilte Goethe zum Münster, als sagte ihm eine innere Stimme, daß sich an den Verhältnissen dieses großen Baues sein ästhetisches Bewußtsein emporbilden würde. In der Juristerei sah er sich auf das magere Positive gedrängt, um der Absicht des Vaters nachzukommen, und es gab da kein besonderes Interesse. Den Mittagstisch hatte er, wie einst in Leipzig vor Schlossers Ankunft, mit Medizinern, und der natürliche Sinn für Naturstudium förderte sich nach dieser Seite geläufig, da er gern in diese Gespräche und Studien mit eingriff, die Anatomie besuchte und auch in medizinische Kollegien ging. Einen eigenthümlichen Kunstreiz, welcher sich an die Dresdener Gallerie schloß, gewährte die Durchreise Marie Antoinettens, die damals auf ihrem Brautzuge nach Paris begriffen war. Auf einer Rheininsel war ein prächtiger Pavillon errichtet und mit kostbaren Teppichen verziert worden. Darunter waren treue Kopieen der Raphael'schen Cartons, und diese Kunstwelt machte hier zum ersten Male einen außerordentlichen Eindruck auf ihn. Heiter verarbeitet er sich in dem lebhaften Jünglinge, der überall in geselligem Familienumgange, auf den zahlreichen Spaziergängen nach Lustörtern, auf den lustigen Tanzplätzen zu sehen ist. Der Tanz hatte ihn früh interessirt, es war ein starker Sinn für Takt und harmonische Bewegung in ihm, und der ernsthafte Vater selbst hatte den ersten Unterricht, mit Flötenspiel begleitet, ihm und der Schwester gegeben. Bei einem alten Franzosen erneut Goethe jetzt den Unterricht, und erlebt da wieder eine wunderliche Liebesnähe, die im Beginne

leidenschaftlich unterbrochen wird. Er findet die jüngere Tochter des Tanzmeisters reizend, und die ältere findet ihn liebenswürdig. Da nun außerdem die jüngere versagt, sonst aber nicht abgeneigt ist, seine Neigung zu erwiedern; da ferner die ältere mit stürmischer Eifersucht dazwischen tritt, so löst sich rasch in einer lebhaft dramatischen Scene das Verhältniß, und gibt dem Biographen zu einer Schilderung Anlaß, welche vortrefflich ist, und welche die unglücklich Liebende wie den ganzen Zustand zu einer schönen Bedeutung erhebt. Das Ganze gibt übrigens einen Begriff von der anmuthigen Erscheinung und Liebenswürdigkeit Goethe's, von der alle Zeitgenossen so einstimmig sprechen.

Unter den damaligen Tischgenossen Goethe's findet sich Jung Stilling, dem er eine liebevolle Anhänglichkeit sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Dieser, wie Lavater, eine spätere Bekanntschaft, sind ein augenfällig Zeugniß unbefangener, rein menschlicher, objektiver Theilnahme Goethe's, einer Theilnahme, die aller herkömmlichen Klassifikation ausweicht, um ächte Wahrheit zu finden. Denn in Art, Gesinnung und Ausdruck sind Leute wie Jung und Lavater mit gutem Fuge doch als Erscheinungen anzusehen, die der Goethe'schen Art wildfremd, wenn nicht entgegengesetzt sind. Goethe hat sich bei allem Heidenthume, das man ihm gerne vorwirft, immer einen Herzschlag innerer Welt bewahrt, welcher mit Frömmigkeit und Gottvertrauen Jungs und Lavaters eine Gemeinschaft möglich machte. — Auch Lerse, dem er namentlich in Göz ein Denkmal gestiftet, der trockene, wackere Lerse war hier Tischgenoß, war Fechtlehrer für die befreundeten Studiosi, respektabler Ausgleicher von Mißhelligkeiten und nöthigen Falles vorsichtiger Sekundant. Vielleicht hat er Goethe manchen wackeren Dienst der Art erwiesen, oder die einfache Art ist für Goethe so äußerst lieb und werth gewesen. Denn äußerst lieb und werth hat er ihn gehalten, neuere Kunde spricht von einem Briefwechsel, den die Freunde noch lange nach der Straßburger Zeit mit einander geführt.

Goethe hat auch kaum eine Zeit gehabt, wo er sich liebenswürdiger darstellte, als in Straßburg. Wie freundlich und gefällig verkehrt er mit allen Menschen, wie offen und weich genießt er diese Gegenden des Elsaß, immer wieder sieht man ihn auf dem Münster, sinnig und dankbar das gesegnete Land betrachtend.

Das Anschauen des Gebäudes selbst fördert sehr sein ästhetisches Bewußtsein. Die Wirkung des Verhältnisses tritt ihm entgegen, wie Erhabenes zu wohlthuendem Eindrucke gemildert werde durch Hinzutreten des Gefälligen. Im Tadel gegen gothische Bauwerke aufgewachsen, erkennt er hier Werth und Schönheit derselben, beginnt dafür die Benennung „altdeutsch" und schreibt einen Aufsatz, dem Erwin von Steinbach gewidmet, welchen Herder in das Heft „von altdeutscher Art und Kunst" aufnimmt.

Von Herders übellaunischem Wesen, da er in Straßburg wegen Augenoperation verweilt, ist bei Herder selbst schon gesprochen. Die verdrießliche Tadelprobe, welche der junge, zutrauliche Goethe neben ihm zu bestehen hatte, war doch nicht im Stande, ihn über den großen Werth und die große Bedeutung Herders zu täuschen. Er, welcher erst unter Kolben und Retorten, dann im geselligen Straßburger Strome den neuesten Gang der Literatur versäumt hatte, ward jetzt durch Herder orientirt. Große historische Blicke über Poesie, die ihm vielleicht fehlten, werden ihm geöffnet, der zornige Eifer drängt, schleunig der Sachen Herr zu werden, die Anregung ist großartig, kurz, die Gegenwart Herders bildet einen wichtigen Moment in Goethe's Leben.

Das eindringende Frankreich, die entrissene Provinz, der Münster, das größte Denkmal derselben, und zwar ein deutsches, mochten das nationale Thema anregen, und da ihm damals schon die Lebensbeschreibung Götzens in die Hand fiel, Herders Widerwille gegen französische Art hinzutrat, und der Drang, etwas Eigenes zu schaffen, pochte, so wachte die Idee des Göz von Berlichingen bereits lebhaft auf.

Neben ihr auch die des Faust, dessen Mähr frühe zu ihm getreten, und für dessen Fassung das akademische Wesen den Anfang bot, wie die mystische und alchymistische Beschäftigung in Frankfurt, die sich dunkel abgrenzte auf dem lichten Straßburger Leben. Aufgeschrieben wurde aber weder von dem einen noch dem andern Plane. Das Leben sollte noch bunt darüber hinweg spielen, sollte noch seine Schatten und Lichter in das gährende Chaos der Pläne werfen. Reisen zu Pferde durch Elsaß und Lothringen füllen die nächste Zeit, und zum Genusse an der Na-

tur tritt die Theilnahme an ökonomischen Instituten, welche die Naturkräfte auszubeuten bestrebt sind.

Unter diesen Partieen tritt das reizende Idyll Sesenheim in den dichterischen Vorgrund. Noch voll vom Vicar of Wakefield Goldsmiths, den ihm Herder vorgetragen, findet er hier ein liebliches Widerspiel jenes Pfarrhauses und jener Eindrücke, die es ihm erregt. Die liebenswürdige Pfarrtochter Friederike zieht mit wehenden Bändern in sein Herz, wir sehen ihn, den Glücklichen, in der Laube, wo er das Mährchen von der schönen Melusine aus dem Stegreife erzählt. Da er in der Biographie an diese Stelle kommt, gedenkt er des Dr. Gall, welcher in Bezug auf die Gabe augenblicklicher Darstellung versichert hatte, er sei zum Volksredner geboren, und so setzt er schelmisch hinzu: „Ueber diese Eröffnung erschrack ich nicht wenig; denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen." Wir sehen ihn gar oft zu Pferde, welches ihn eilig nach Sesenheim trägt, reichlich quellen die Lieder, welche Friederike artig zu singen weiß, Herz und Geist sind ihm in der reizendsten Wechselbewegung, er erzählt, er liest vor, er ist voll Gaben und Glück, und nirgends tritt Neigung und Drang über ein schönes und wohlthuendes Maß hinaus. Dadurch bleibt ihm eine lieblich bewegte Ruhe zum Arbeiten. Er genügt dem väterlichen Wunsche einer juristischen Promotion, und behandelt ein ganz modernes Thema, „daß der Gesetzgeber nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen (religiosen) Kultus festzusetzen, von welchem weder Geistlichkeit noch Laie sich losesagen dürften." Um des bedenklichen Gegenstandes willen verhofft er, die Censur zum Drucke werde ihre Schwierigkeit haben; denn Herder hatte ihm das Unzulängliche des gewöhnlichen Gedruckten, und die Unzulänglichkeit eines Jünglings dafür gar zu tief eingeprägt. Dieser Voraussicht gemäß verlief denn auch die Sache. Als Kenntnißprobe ward die Arbeit genügend befunden, vom Drucke ward abgerathen, der Vater hob sie zwar dafür auf, aber der Sohn hat sie auch später nicht bekannt gemacht. Die Disputation ging mit heiterer Leichtigkeit von statten, am 6. August 1771 ist Goethe promovirter Doctor juris.

Zunächst schien es, als wolle er sich mit größerer Lebendig-

keit einer derartigen Laufbahn zuwenden. Vielleicht — aber es ist nur ein Vielleicht — hatte das Verhältniß zu Friederiken dabei einen Antheil. Er betreibt antiquarische Studien nach Schöpflin, die Professoren Koch und Oberlin gewinnen Einfluß auf seine Thätigkeit, versprechen sich und ihm gute Erfolge, und es wird zum ersten Male Ernst mit der Absicht, nach der Stelle eines Civilrechtslehrers zu streben. Lockende Blicke, selbst in Versailles zu fungiren, fallen wie romantische Streiflichter darein.

Der nächste Stein des Anstoßes für solche französische Carrière ward die französische Sprache selbst, wenn alle tiefere deutsche Eigenheit unberührt bleiben sollte, von der sich Goethe nie ohne Gewaltsamkeit und Nachtheil getrennt hätte. Sein Französisch war bunt, wie es durch gelegentliche Uebung zusammengetragen war, seine Hauptsorge war nicht die geweihte Phrase, sondern der Gedanke, und da dieser wie bei jedem bedeutenden Menschen eigen und deshalb oft neu war, so entstand mit einer stereotypen Ausdrucksweise mancher Konflikt. Die ewige Mäkelei um den hergebrachten Ausdruck, unbekümmert um den Inhalt, ward ihm bald unerträglich. Diese Sprachbeschränktheit der Franzosen hat ihn uns zum Theil damals gerettet.

Auch dies Verhältniß ward ihm wieder ein Anstoß, im Geschmack auf strenge Natürlichkeit zu dringen. Die französische Literatur, mit der er sich von Montaigne und Marot bis Helvetius und Rousseau aufmerksam beschäftigte, galt ihm dem Wesentlichen nach für veraltet. Man ist sehr voreilig, Goethe's Theilnahme daran so obenhin für eine zunimmende anzusehen, weil er die eigenthümliche Feinheit und Liebenswürdigkeit dieser Nation so gern hervorhebt, weil er Voltaire's Gaben so hoch achtete, und an Rousseau und Diderot oft so mit Hingebung hing. Solche Vorliebe war gar sehr bedingt, und zumal der despotische Einfluß „guter Gesellschaft", welcher in Frankreich die Literatur beherrschte, erschien ihm auch später noch für Kraft, Macht und tiefes Gedeihen der Literatur höchst bedenklich. „Alles Vornehme" — sagt er — „ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die französische Kritik."

Allerdings ist ein bedeutender Ursprung da selten zu suchen. Er wendete sich also immer mehr ab, und zum natürlicheren,

freieren Wesen deutscher Art, wo zwar weniger kleine Regeln, aber deßhalb auch mehr Gelegenheit und Kraft waren zu großer That. Rousseau und Diderot, deutschem Wesen vielmehr zugeneigt, galten als Helfer, und alles dies ward Vorbereitung zu jener Sturm- und Drangperiode, die so wenig Französisches und so viel Einfluß in Deutschland hatte. Und auch Rousseau und Diderot, die literarischen Helden der Natürlichkeit in Frankreich, wurden im Natürlichkeitsprinzipe sehr modificirt angenommen, wo es sich um einen Grundsatz für literarische Kunst handelt. „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist" — sagt Goethe da, wo er über das Hinweisen dieser Männer auf die Natur spricht — „durch den Schein die Täuschung einer höherer Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt."

Schriften wie „nistéme de la nature" enttäuschen ihn sehr über Gedankenhöhe in Frankreich: er findet dies Buch platt und es erhöht nur seinen Widerwillen gegen abstrakte Philosophie. Kurz, Alles zeigt ihm, daß sein Wesen dort nicht die Wahrheit für Kunst und Leben fände, er wendet sich ab von Frankreich, ergreift mit enthusiastischer Vorliebe den Shakespeare, den er aus Chrestomathieen bereits in Leipzig flüchtig kennen gelernt, und ergötzt sich mit Lenz an den Kühnheiten des Engländers, welcher so viel nähere Verwandtschaft mit den Deutschen zeigt. Lenz, ein kleiner blonder Liefländer, den literarisches Interesse mit Goethe zusammenführt, hat besonderen Sinn für den Humor Shakespeare's, durch Goethe lächelt bis in die spätesten Jahre ein behaglicher Sinn für alles Komische, und sie treiben denn Shakespeare'sche Scherze mit allem Uebermuthe junger Leute und junger Verse, die von französischer Abgemessenheit nichts mehr wissen wollen.

Aber noch war ein schmerzlicher Abschied vom Ueberrheine zu bestehen. Es war der Abschied von Friederiken, der er vom Pferde herab zum letzten Male die Hand reicht. Man hat viel darüber gescholten, daß er in solcher Jugend solche Kraft haben konnte, von einer Neigung das leidenschaftliche Verlangen und die unpassende Folge abzuwehren. In dieser Kraft, das schönste Gefühl zu erregen, und durch Herrschaft schön und dauernd zu

erhalten, beruht uns aber der große Dichter Goethe, und wir können also an seinem eigenen Thun wie an schöner Dichtung vorübergehen, ohne Zudrängen, ohne Zumuthung.

So kehren wir im Spätjahre 1771 mit ihm aus dem Ueberrheine nach der Heimath zurück, den von Deutschland abgerissenen Landstrich mit dem weit nachblickenden Münster verlassend, schmerzhaft verlassend, aber darin fester Ueberzeugung mit ihm, eine neue literarische Welt könne uns im Wesentlichen von dorther nicht kommen.

Die Vorbereitungen schießen in Blatt und Blüthe, und unerwartet reif bieten sich die schönsten Früchte. Die nächsten Jahre der Frankfurter Zeit sind der große Anfang Goethe's, 1771 bis 1775 erscheint er plötzlich mit vollen Segeln auf der Höhe des literarischen Meeresspiegels. Götz, Werther, Clavigo, Stella, Faust, Egmont, drängen sich hervor und erscheinen zum Theil schon im Druck. Wie man diese Zeit mit Einbegriff der Goethe'schen Freunde „Sturm- und Drangperiode" nennt, so kann man diese erste Schriftperiode Goethe's die Genie-Periode des Dichters nennen.

Genie ist diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Thun Gesetze und Regeln gibt, — so ungefähr bezeichnet er es selbst. Was ihm nach so breiter Vorbereitung kritisch noch nicht entschieden und reif war, das ward unter seiner schaffenden Fähigkeit, ihm selbst überraschend, geniale That. Eh' sie hervorbricht, lebt er noch in der reichsten Abwechselung und in der lieblichsten Träumerei. Wichtige Freundschaften festigen oder bilden sich, Georg Schlosser ist wieder neben ihm, Georgs Bruder ebenfalls, das Verhältniß zu Merk aus Darmstadt, diesem merkwürdigen Manne, dem Vorbilde von Merdisto, der genialen Unproduktivität bildet sich. Goethe zieht in der damaligen Zeit oft nach Darmstadt, wo sich ihm ein schöner Kreis theilnehmender Bildung bietet. Es existiren die interessantesten Sagen vom Reize seiner schönen jugendlichen Erscheinung, und wie junge Männer und Mädchen ihn im Chorus empfangen, wie er Abends vor den Thüren und in Gärten unter ihnen gesessen, von der neuen Literatur prophezeit, und vorgelesen habe. Faust war damals schon

vorgerückt. Dieses Gedicht zieht sich unscheinbar durch die Jugendjahre hin.

Das Studium des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigt ihn in der Stille, der Münster wirkt ununterbrochen nach, und die Bibel bewährt ihm jene Anziehungskraft, welche sie früh und spät auf ihn äußerte. Er kommt ihr gegenüber zu der festen Maxime, unbekümmert um Kritik auf sich wirken zu lassen, was sich wirksam zeigt. Einzelnes solcher Eindrücke und erweckter Gedanken schreibt er in sibyllinischem Stile auf, zu dem ihn Hamann verleitet, und läßt es einzeln und namenlos drucken, so daß es unbemerkt unter der Menge hindurchschleicht. Dieser übeln Manier entäußert sich Goethe's Natur bald wieder. Hamann will das Totale des Menschen ausdrücken, ohne Rücksicht auf unsere Möglichkeit des Ausdruckes, welcher jedenfalls successiv zu Werke gehen muß, so lange nicht ein Schrei oder so etwas ganze Gedankenreihen darstellen kann. Deshalb ist er ein wirklicher Feind schöner Literatur.

Unter allen Studien ist Goethe's Trieb zur Hervorbringung grenzenlos, und in so fern dieser Trieb wie irgend möglich in erster Ursprünglichkeit sich äußern will, wird er die Seele einer Sturm- und Drangperiode. Die Mannigfaltigkeit, der er sich bei allem Drange niemals entzieht, bewahrt ihn indessen vor der ungeschlachten literarischen Aeußerung, welche den Sturmgenossen begegnet. Reue über das Verlassen Friederikens bekümmert sein Herz, vertrautes Eingehen auf alle Verhältnisse seiner Umgebung zerstreut es, Herumwandern in der Landschaft, Träumen und Liedersingen nährt die poetische Welt, dichterische Pläne wachsen und nähern sich der Reife. Darunter ist Götz, dessen Lebensbeschreibung er gelesen, dessen Zeit er studirt hat.

Der Vater läßt indessen die juristische Laufbahn des Sohnes nicht aus den Augen, und Goethe geht nach Wetzlar, wo eine Revision des Kammergerichtes die wichtigsten Fragen des Rechtes im Schwange erhielt, und wo kenntnißreiche Leute der Art aus allen Theilen Deutschlands zusammenströmten. Hier findet Goethe ein drittes akademisches Leben; an einer großen Wirthstafel wird Rittertafel gespielt, und als Götz von Berlichingen nimmt der neue Ankömmling Theil daran. Er verkehrt mit Gotter, und kommt durch ihn in einige Berührung mit dem Haynbunde. So

sendet er denn auch einige Gedichte in Boié's Musenalmanach. Wie sehr er übrigens Klopstock verehrte, den idealen Patron jenes Bundes, der nordische Götterstil, welchen er und die Göttinger pflegten, war nicht nach Goethe's Geschmack. Nur der humoristische Zug darin war ihm von einiger Anziehungskraft. Eben so fühlte er sich der indischen Ungeheuerlichkeit abgeneigt, und nur das Episodische aus beiden Kreisen pflückte er zu den Mährchen, die er auch jetzt wie einst mündlich vorzutragen liebte. Dagegen wendet er sich wieder ganz dem Homer zu, welcher neben Ossian auch im Werther so viel herumgetragen wird. Götz und Werther sind die Embryonen, denen alle damalige Regung zufließt, so weit sie sich nicht in ein Lied retten kann. Der traurige Wirrwarr bei Visitationen des Kammergerichtes, der unbestimmte Drang nach Freiheit, welcher schon durch die Welt zog, drang in die Seele Götzens. Und die Seele Werthers war schon im Weh um Friederiken vorbereitet, sie fand Nahrung, Terrain, Namen und Charakteristik in Wetzlar, wo er wirklich eine Lotte liebte, die einem Andern versagt war. Dies Alles, durch ein späteres, peinliches Verhältniß zur Tochter der Frau von Laroche, die in Frankfurt an einen Brentano verheirathet war, verstärkt, gewann Fassung und Katastrophe durch den Selbstmord des jungen Jerusalem. Werther also ist Goethe, der nur gegen Ende des Büchleins seine Rolle dem unglücklichen Jerusalem übergibt.

In Wetzlar indessen wurde noch eben so wenig ein Wort davon geschrieben, — es müßten denn Briefe oder Tageblätter eingerechnet sein — als Goethe seiner Lotte gegenüber Werther'scher Verzweiflung hingegeben war. Er ist rüstig bei den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", die Schlosser beginnt, er treibt Scherze mit Höpfner in Gießen, der dafür gewonnen werden soll, er trachtet freien Geistes juristische Vortheile bei diesem Gelehrten sich anzueignen, ja, wir sehen ihn, nachdem er sich von Lotte losgerissen, das Lahnthal zu Fuße hinabwandeln und bald darauf in Coblenz eine kleine Neigung für jene Tochter der Laroche hegen.

Bei jener Wanderung an der Lahn ereignete sich der berühmte Messerwurf. Goethe, auf solchen Partieen stets wieder nach der Natur zeichnend, fühlte sich von der Frage gepeinigt, ob er in bildender oder literarischer Kunst seine passendste Bestimmung

fände, und wollte ein Orakel versuchen. Er warf schnell ein schönes Taschenmesser nach dem Ufer, welches von Weiden verdeckt war, Hängenbleiben des Messers oder Hineinfallen sollte Entscheidung sein. Das Schicksal tändelte wie er, und er ersah kein deutliches Resultat des Wurfes.

In Coblenz wohnt er bei Laroche, jenem sarkastischen Manne, dem Verfasser der „Briefe über das Mönchswesen", welchen wir schon neben Wieland gesehen. Hier findet sich Leuchsenring ein, von dem neuerdings Varnhagen eine Charakteristik geschrieben, ein literarischer Abenteurer, der immer Chatoullen mit Briefen bedeutender Leute bei sich führt, und literarische Zwecke und Bildung thätig und geistreich wie ein Commis voyageur betreibt. Goethe spricht mit einiger Geringschätzung von dieser Art, Varnhagen entwickelt in ihm eine merkwürdige Person, die auf ganz eigenem Wege bedeutenden Bildungsplänen nachstrebte. Jedenfalls ist dieser Repräsentant abenteuerlicher Cultur-Ritter, die umherwanderten, auch Repräsentant einer Partie aus jener Zeit, wo auf allerlei geniale Weise eine neue Welt gebildet sein wollte.

Langsam kehrt Goethe auf dem Rheine mit Merk zurück gen Frankfurt, zeichnet, und gibt sich lächelnd dem scharfen Elemente Merks hin. Nach Frankfurt kehrt er zunächst auf Schlossers Andrängen, welcher sich um Cornelia bewirbt. Neben dem Kunstdilettantismus, der so viel Zeit in seinem Leben einnimmt, betreibt jetzt Goethe nebenher wirklich Advokatur, wobei der damals durchbrechende Humanismus seine Rolle spielt, eine Rolle, welche der Revolution so tief vorarbeitete.

Dies war die Zeit, wo die Form nach theatralischen Planen sich hindrängte, wo Götz immer deutlicher sich gestaltete, wo Cornelie, ungeduldig über das bloße Reden davon, trieb und stachelte, und wo in sechs Wochen endlich Götz von Berlichingen geschrieben ward. Herder, dem das Manuscript zugeschickt wurde, spöttelte darüber nach seiner herkömmlichen Art; Merk zeigte sich nicht unzufrieden damit, und als Goethe die Liebschaft mit Adelheid noch etwas umgearbeitet und beschränkt hatte, aber keinen Muth für das Druckenlassen zeigte, da rief Merk: „bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln." Auf eigene Kosten besorgen sie den Abdruck, das Stück erscheint anonym, und macht außerordentliches Aufsehen. Da das Geschäft schlecht betrieben

wurde, auch bald ein Nachdruck kam, so war es der Börse des Dichters gar bedrohlich, aber als beim zweiten Abdrucke der Name Goethe erschien, da ersetzte der Ruhm alles Uebrige.

Was vereinigte sich aber auch alles in diesem Buche, um den elektrischen Eindruck zu erzeugen, den es erzeugte! War es bloß der jugendliche Nachdruck, der auf dem Ganzen lagerte, wie ein frisches Gewitter? Der vaterländische Ton und Schmelz, welcher hier lebendig, wesenhaft verarbeitet war, nachdem er in den Bardieten Klopstocks und den Nachfolgern solchen Tones eine theoretische Theilnahme geweckt hatte? War es bloß der kräftige Gegensatz gegen porzellanhafte französische Art, wie ihn Goethe's Innere aus Straßburg mit herübergebracht und hier wie einen Athem ausgeströmt hatte? Das war von großer Wirksamkeit, aber noch mehr war darin, und eben das, wodurch nicht bloß die leicht erregte Jugend, sondern auch der reifere Antheil günstig betroffen wurde. Eine reife Blüthe derjenigen Mannigfaltigkeit war darin, womit so breit und so reich die Goethe'sche Verbildung erfüllt war. Dies gab der Leidenschaft und dem Prinzipe die überraschende, ächt menschliche Färbung, dies gab eine hinreißende Wahrheit den bloß theoretischen Kontrasten alltäglicher Literatur gegenüber. Hierdurch gewann Götz das Ansehen einer reif ausgetragenen Geburt, die einem durchgebildeten Manne eben so wohl anstand, wie einem beginnenden Jünglinge der Schrift. Der ganze Goethe ist in diesem ersten Buche bereits angedeutet: groß und doch im Detail anmuthig eingreifend ist der Plan, gewaltig und doch so natürlich ist Götz, verrätherisch und schmerzhaft wirkend, aber doch liebenswürdig von einem Extreme zum andern geführt ist Weislingen, arg und doch verführerisch ist Adelheid, sinnlich und doch mächtig wahr Franz, scheindar leicht in die neue Ehe mit Sickingen eingehend, und doch lieb und richtig ist Marie, und alle einfachen Figuren sind fest gebildet wie in Stein. Der Reichthum in der Wahrheit, einer bei allen Theorieen, Lessing ausgenommen, vergessenen Wahrheit, dieser Reichthum, der Lessing nicht zu Gebote stand, diese Wahrheit, die bis dahin unerhört war, mußte schlagenden Erfolg finden bei einer Nation, wo Alles nach einer mächtigen Literatur lechzte.

Endlich die Sprache. Wer hatte eine so einfache, und doch in der unscheinbarsten Wendung so gewaltige, in der Naivetät

so bezaubernde, in der feinen Schattirung so glückliche Sprache geahnt! Wiederum nur Leſſing hatte die Kraft der Einfachheit erwieſen, aber keineswegs die gleichzeitige Macht im Lieblichen, den Reiz der weichen Wendung, die Tiefe in ſeiner Einſchränkung.

In ſpäterer Schrift Goethe's, da wo er verhandelt, erläutert, erklärt, wo es ſich nicht um unmittelbare Darſtellung handelt, wie im Drama und Romane, da erſcheint er oft formell ausholend, mehr förmlich und ein wenig ſteif, als von raſcher, glücklicher Form. Darüber iſt viel Verſchiedenes und manches Ungünſtige geſagt worden. Es bleibt dem Verlaufe dieſes Artikels aufgeſpart, darüber zuzugeſtehen und dasjenige davon abzuweiſen, was keine Rückſicht auf Thema und nothwendige Verſchiedenheit des Tones nimmt, was die unmittelbare Darſtellung gleichlautend will mit der Unterſuchung, deren Weſen in Rückſicht, Beſchränkung und in einer der allgemeinen Kultur gegenüber liegenden Welt beſteht. Hier iſt vorläufig über Goethe's Sprache, die gebildetſte unſerer Literatur, das zu erledigen, was auf Folgendes hinausgeht. Die förmliche Wendung, welche ſich oft durch ſpätere Schriften Goethe's langſam bewegt, wird von manchen Verehrern dahin gerechnet, daß Goethe ſchon 1749 geboren und in der Sprache der fünfziger Jahre aufgewachſen ſei. Erinnert denn aber Götz, Werther, Egmont, erinnern die Lehrjahre Meiſters an eine Sprache von 49? Das heißt an eine Sprache, die neben unſerer heutigen ſchwerfällig erſchiene? Nein. Es iſt bekannt, daß Goethe mit unermüdlicher Sorgfalt bei ſpäteren Ausgaben an Einzelnheiten des Ausdrucks, an Interpunktion und ſolchem Detail änderte. Man kann frühere und ſpätere Ausgaben des Werther vergleichen, und man wird erſtaunt ſein über die Sorgfalt, womit er ein „und" ausgeſtrichen oder eingeſchoben hat. Aber dieſe Aenderungen betreffen nur das unſcheinbarſte Detail, in Führung der Sprache iſt nichts verwandelt. Die Sprache von 49, im Weſentlichen gefaßt und lebendig ausgedrückt, war die unſrige; wenigſtens faßte ſie Goethe ſo, wie ſie unſerer Literatur vertraut und werth wurde und noch iſt. Goethe's Verdienſt um feinen, erſchöpfenden und innigen Ausdruck iſt unermeßlich, wir verdanken ihm faſt Alles, was man jetzt „fein geſehen" nennt. Während die meiſten Autoren für das Staatskleid

der Sprache arbeiten, was mehr glänzt als nützt, arbeitete er für den gefälligen natürlichen Anzug, der in der Hütte Zugang gewinnt und im Palaste, er schuf die edle Einfalt der Sprache, die schönstes Glück einer schönen Literatur und einer durchgebildeten Nation ist. Nicht also jene frühe Zeit seiner Jugend und nicht der Mangel flüssigen Talentes war Ursache jener talarrauschenden Förmlichkeit und Schweifung, welche bei Goethe zuweilen auffällt, und besonders in späteren Schriften erscheint. Nein, manches Andere wirkte dahin, und manches Beste wirkte sich da hinein. Die Formen der Reichsstadt, der förmliche Vater, der juristische Kanzleistil, der so nahe stand und selbst geübt sein mußte, sie waren ein gar haltbarer Grund für solche Aeußerung. Zur Reichsstadtbildung kam später die Bildung selbst. Sie zeigt, wie viel Irrthümliches mit vollem, rundem Munde gesagt wird, sie weiß, wie viel man einschränken muß, um wahr zu sein, sie hat endlich eine lebhafte Furcht vor der Manier und Manierirtheit. Ihr zu entgehen, baut sie sich in das farblose Gerüst der abstrakten Wendung, und erhält beim alternden Schriftsteller leicht ein dürres Ansehen.

Aber Goethe behielt in spätem Alter liebevolle Ehrfurcht für den ungestümen Ausdruck seiner Jugend, wohl wissend daß jener Ungestüm und diese spätere Bedächtigkeit erst zusammen die volle Kraft des Autors auf Zeit und Nation bilden, er bewahrte das vergelbte Manuscript seines Götz aus dem Mansardzimmer in Frankfurt noch sorgfältig in Weimar. Nach Vollendung des Götz war er voll Pläne, deutsche Geschichte zu dramatisiren, und hier ist's gewiß sehr zu beklagen, daß Anderes sich eindrängte und solch eine Nationalhoffnung nicht erfüllt wurde. Sein Patriotismus war niemals von jener beschränkten Art, auf einen einzelnen Punkt hin zusammen zu dörren, statt von einem einzelnen Punkte aus auszubreiten.

Der Drang, sich zu äußern, war damals so lebhaft in ihm, daß er für seine Monologe sich stets eine zweite Person ergänzte, auf deren Einwand oder Zustimmung sich das Selbstgespräch erbaute. Dies ist auch die Grundform des Werther, und ein Geheimniß, warum, außer durch den Inhalt, jene Briefe so bewegend auf den Leser eindringen konnten. Die zweite Person steht wie ein winkender oder drohender Schatten hinter und in den

Briefen. Der Trübsinn englischer Literatur, damals so wirksam in Deutschland durch Youngs Nachtgedanken, Gray's Dorfkirchhof und durch Ossian, dieser Trübsinn gab dem Werther die Färbung. „Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug, und das Innere eines kranken jugendlichen Wahnes öffentlich und faßlich darstellte.“ So sagt Goethe selbst mit Bescheidenheit, den vollen Puls literarischen Ausdrucks unerwähnt lassend, welcher so viel zum Erfolge Werthers beitrug. Hierbei spricht Goethe das wichtige Wort über Poesie. „Man findet in dieser englischen Poesie durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verstand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken, die herrlichsten Eigenschaften, die man von geistreichen gebildeten Menschen rühmen kann; aber das alles zusammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken.“ — „Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen.“

Wie schon erwähnt gab die Tochter der Laroche, die Mutter Bettinens und Clemens Brentano's, den letzten Anstoß zur Abfassung des Werther. Sie war an einen ernsten Geschäftsmann verheirathet; Goethe zeigt dabei nicht eben eine leidenschaftliche Theilnahme, kann sich aber doch nicht ganz dem peinlichen Eindrucke entziehen; seine eigene Welt ist oft englisch melancholisch, wie die Nachricht vom Dolche bezeigt, den er Abends beim Schlafengehen ein Stückchen in die Brust zu senken versucht; die Erinnerung an seine verlorenen Lieben ist schmerzhaft aufgeweckt, Jerusalems Tod gibt den Ausschlag, er zieht sich vier Wochen in sein Zimmer zurück und schreibt „die Leiden des jungen Werther“.

Der Eindruck, die Nachahmung, die Travestie Nicolai's sind bekannt. Handschriftlich existirt ein kleines Gedicht Goethe's: „Nicolai auf Werthers Grabe“, was seiner Derbheit wegen nicht gedruckt werden kann, und was die an Nicolai natürlichste Aeußerung aller Sentimentalität gegenüber beschreibt. Die zu-

dringlichen Nachfragen, wer denn eigentlich Lotte, was denn eigentlich wahr daran sei, die mehreren Lotten, die sich für konterfeit ansahen, das bloße Interesse am Stoff wurden für Goethe sehr beschwerlich. Ein Blick auf dieses Büchlein belehrt über die falsche Vorstellung, welche davon noch jetzt unter einem großen Theile des Publikums die herrschende ist. Werther ist keineswegs ein einfacher Bericht der Roman-Thatsachen, eine strebende Gedankenwelt ist das Netz, was breit und vorherrschend über der kleinen Begebenheit liegt, und es ist ein gar günstig Zeichen für's Publikum, daß ein so sinnendes Buch allgemeinen Zulauf fand. Zorn gegen die Prätensionen des adeligen Standes, der einmal herb angedeutet ist, wurde begierig herausgelesen, und die letzten Worte von Werthers Leiden sind: „Kein Geistlicher hat ihn begleitet."

Die bloße Theilnahme am Stoffe, und die Fragen über den Zweck verstimmten ihn. „Die wahre Darstellung", sagt er in Bezug hierauf, „hat keinen (didaktischen) Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt sie."

Dies waren die für Goethe's Geschichte so wichtigen Anfangs-Jahre 1773 und 74. Zwischen Götz und Werther fällt die kleine Satyre „Götter, Helden und Wieland", worin der Letztere über Abschwächung der Griechen und Shakespeare's verspottet wird. Der kurze Scherz spielt in der Unterwelt, wo Wieland von Euripides, der Alceste, Hercules ꝛc. zur Rede gestellt und humoristisch genug behandelt wird. Auf Werther folgen viel rasche Produktionen kleinerer Art, wie „das Jahrmarktsfest" — und der „Prolog zu Barths neuesten Offenbarungen", lauter kecke Dinge, wodurch die jugendliche Bewegung in der Literatur immer lebhafter in Athem gehalten wurde. Wenn man von dieser Bewegungsperiode hört, die nach einem Klinger'schen Stücke „Sturm- und Drangperiode" benannt ist, so verwundert man sich stets, nicht mehr bedeutende Namen dafür aufzufinden. Lenz und Klinger sind die einzigen, und dem Erfolge nach sind doch auch sie von keiner großen Bedeutung, wenigstens nicht von einer Bedeutung, die jenem Geräusche und jenen aufgereizten Ansprüchen entspräche. Goethe redet oft von einem Kreise Frankfurter Freunde, nennt aber namentlich nur einen Wagner, der sich übrigens nicht bemerklich gemacht hat. Die Verschwörung gegen eine alte Literatur

war mehr eine Stimmung, als eine Gesellschaft; die Natur! die Natur! im Gegensatze zur Convenienz war eine sehr allgemeine Losung, und was daraus zu machen sei, fiel doch ganz und gar dem eigenen Talente eines Jeden anheim. Eben so hat man ja neuester Zeit gemeinschaftliche Anregung zur Gemeinschaftlichkeit gestempelt und das Aehnliche für einander verantwortlich gemacht. Möge die Formel eben so wenig schaden, als sie bei Goethe geschadet hat. Denn dies war der sichere Weg zu Goethe's Größe, daß er die von außen gegebene literarische Nothwendigkeit, auch die neue geniale Nothwendigkeit nicht so hoch achtete, wie das, was sich in seiner eigenen Welt zur Nothwendigkeit ineinander wob, daß er nicht die Formel, sondern sich zu entfalten suchte.

Die wichtigsten Bekanntschaften im Wertherjahre sind Lavater und Basedow, die durch Frankfurt reisen und mit denen er kleine Reisen macht. Es war ihm einmal gewährt, solche Verschiedenartigkeit vermittelnd in sich aufzunehmen; der Cynismus und die Unreinlichkeit Basedows waren ihm lästiger als die grellen Aeußerungen des Philanthropen, welcher bescheidene Leute mit der Dreieinigkeitslehre verspottete, und das Wichtigste bei der unpassenden Gelegenheit schreiend umherstreute.

Eben so empfand er, trotz des Geniedranges, eine lebhafte Vorliebe für Justus Mösers Schriften, für jene kleinen Aufsätze, die das Neue so vorsichtig und nie anders als gründlich empfehlen. Diese Vorliebe ist besonders um jene Zeit rege, und wird im folgenden Jahre die milde Gesprächsanknüpfung für die Weimarischen Herrschaften, denen er als genialer Kopf jugendlicher Ueberschwenglichkeit interessant war, und denen er so achtenswerth erscheinen mußte in warmer Empfehlung des besonnenen und in klarer Forderung tüchtigen Möser.

Tief, wie ein unterirdischer Fluß, ging unter solcher sichtbaren Oberfläche eine erwachte Neigung für Spinoza. Die Ethik dieses Mannes prägte sich bereits steinern in Goethe's Sinn, und als er auf der Reise mit Lavater und Basedow in Cöln Fritz Jacobi antraf, so wurden die Gespräche über den philosophischen Juden der innigste Anknüpfpunkt für Beide. Beide waren noch so jung, Jacobi erschrack noch nicht so vor den Gefahren in Spinoza, die ihn später so stürmisch bekümmerten, daß er den sanften

Mendelssohn damit zu Grunde richtete, und vielleicht den kritischen Anstoß zu neuen Philosophemen gab. Es gab innige Gespräche, intimes Anschließen zwischen ihm und Goethe; diese Art nachzudenken war für Goethe „willkommen und gemüthlich".

Als er heimkehrte nach Frankfurt besuchte er auch wieder das saubere Zimmer der Klettenberg, die leidend am Fenster sitzt, und welcher er, der poetische Heide, erzählt, was ihm außen und innen begegnet ist. „Wenn ich mich" — sagt er — „als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider, vielmehr versicherte sie mir, daß ich ihr so lieber sei als früher, da ich mich der christlichen Terminologie bedient, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja, es war schon hergebracht, wenn ich ihr Missionsberichte vorlas, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen und ihren früheren Zustand dem neueren vorziehen dürfte. Sie blieb immer freundlich und sanft, und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein."

Unter den dramatischen Plänen war auch ein Leben Mahomets, wovon nur eine Hymne in den Werken, eine Andeutung des Plans in der Biographie aber viel versprechend ist. Noch mehr zu bedauern ist, daß er einen zweiten und dritten Plan aus jener Zeit, die so reich an grandioser Absicht, unausgeführt fallen läßt. Der zweite ist ein Epos vom ewigen Juden, worin er um die wunderschöne Sage des Ahasver die hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte ranken wollte. Jene Vorwürfe, daß er ein Heide, wenigstens ein Pelagianer sei, Vorwürfe, die ihm nicht Jedermann so gutmüthig machte wie Fräulein Klettenberg, hatten ihn wieder auf solche Themata geleitet. Besonders war's ein Punkt, der ihm Strafpredigten zuzog, der nämlich, daß er von den Menschen glaubte, sie hätten zwar erbliche Mängel, die Natur führe aber einen Keim, „der, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne."

Der dritte Plan ist Prometheus. Auch dieser ward nur begonnen, und es ist uns nur ein Stück Gedicht überliefert, was jene spinozistische Bewegung zwischen Lessing und Jacobi erregte, worin sich Jener, durch das Gedicht veranlaßt, zu Jacobi's Schrecken spinozistisch äußerte.

Ueber diesem Prometheus bei der Lampe sitzend ward Goethe durch einen Besuch unterbrochen. Dies war Knebel, der ihn zum Erbherzoge von Weimar bringt, da dieser durch Frankfurt reist, und solchergestalt die Zukunft Goethe's einleitet. Von andern Besuchen hebt Goethe den von Klopstock heraus, und den von Zimmermann. Klopstock war auf dem Wege nach Carlsruhe; merkwürdig genug berichtet Goethe, daß fast nur von Schrittschuhlaufen und anderen Liebhabereien, am Wenigsten von Literatur zwischen ihnen die Rede gewesen sei. Ein gemachtes Wesen Klopstocks, der sich als poetischen Religionsstifter gab, und vielleicht besonders neben der muthwilligen Jugend diplomatisch halten zu müssen glaubte, hat offenbar auf Goethe keinen günstigen Eindruck gemacht. Es fand ein kurzer Briefwechsel darauf zwischen ihnen statt, der jetzt gedruckt ist, und woraus auch hervorleuchtet, daß dem jungen Dichter die guten Regeln ungenügend und lästig vorkommen, daß er in produktiver Kraft sich dagegen verhält, wenn auch nicht eben wie gegen eine Unzulänglichkeit, doch wie gegen eine unwirksame Sonderbarkeit. Bei Erwähnung Zimmermanns sagt Goethe: „da mich nun überhaupt das, was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu sein erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein."

Dies mag zur Erklärung beitragen, daß er über den geringeren Zimmermann viel weitläufiger erzählt. Wir sehen ihn übrigens enger und enger eingeweiht in die Bildungsgeschichte der damaligen Zeit, wodurch sein Leben eine Spiegelgeschichte damaliger Zeit wird, und er tieferen Grundes von Klopstock entfernt werden mußte, da Klopstock der Mannigfaltigkeiten keineswegs Herr zu werden, und eben so wenig die durch ihn veranlaßte Anregung produktiv oder auch nur geschmeidig fort zu bewegen wußte.

Goethe behandelt seine poetischen Produktionen gern wie eine jedesmal abgelegte Beichte der Zustände und bedrängenden Stimmungen, denen er eben anheim gefallen war, und wie nach einem wirksamen Hausmittel fühlt er sich jedesmal erleichtert, wenn solch ein Theil seines Lebens künstlerisch abgelöst, und dadurch innerlich vollendet war. So kehrte er nach Abfassung des Werther

wieder zu den Geselligkeiten der Altersgenossen zurück. Bei diesen Kränzchen gesellt er sich zu einem ruhigen, schönen Mädchen, für das er ein ruhiges, leidenschaftloses Wohlwollen empfindet, und das er sich bald und gern, da auch Mutter und Vater solcher Absicht zuneigen, als seine Ehefrau vorstellt. In einem jener Kränzchen liest er „das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo" vor, und seine neue Gebieterin trägt ihm auf, daraus ein Schauspiel zu machen. Da er selbst schon vorher daran gedacht, so wird bereits auf dem Heimwege der Plan und in einer Woche das Stück „Clavigo" fertig.

Merk zeigt sich zwar wenig zufrieden damit, und nennt es einen „Quark", Goethe ist aber keineswegs geneigt, diese einfache Art so wegwerfend anzusehen. Und gewiß zum Vortheile unserer Literatur. Wäre das Stück vom Peinlichen der Schwindsucht befreit, es gäbe eine reine bedeutende Wirkung. Es entwickelt sich so menschlich wahr, Form und Sprache sind so leicht, so gesund einfach, und in den Hauptwendepunkten so geistreich nachdrucksvoll! Carlos, das geistige Leben des Stücks, gehört zu den genialsten Erfindungen Goethe's. „Der Bösewichter müde" — „wollt ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unsern Altvater Shakespeare nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnt' ich den Schluß einer englischen Ballade." —

Carlos, der auf seinem Standpunkte vollkommen Recht und gegen die Verhältnisse und bei dem unglücklichen Ausgange so schreiend Unrecht hatte, Carlos, der seinen einseitigen Standpunkt eines Weltmanns mit so viel Geist und Schärfe geltend machte, war geradezu ein außerordentliches, ein neues Moment in der dramatischen Form, ein Triumph der Wahrheit, welche im verhältnißmäßigen Unrechte die schlagende Wirkung hervorbringen mußte. Schon darum ist dies Stück für Goethe von großer Wichtigkeit, und für uns ist es ein glücklich Ereigniß, daß sich ein so ausgezeichneter Darsteller, wie Seidelmann, für Goethe'sche Einfachheit und Wahrheit gefunden, und just mit dieser Rolle noch beinahe sechzig Jahre nach Abfassung des Stücks einen leb-

haften Impuls für allen dramatischen Antheil hervorgebracht hat. Wenn nichts Anderes, so könnte dies ein Zeichen für Merk sein, daß auch die geistreichste Improduktivität kein erschöpfendes Urtheil über die Thaten des Talentes hat. Es ist erstaunlich, daß er sogar die verwandte Größe des Verstandes, die im Carlos eine gutmüthige Welt über den Haufen wirft, daß Merk diese ihm selbst verwandte Kraft so schlecht zu würdigen wußte. Wie gern weist die ärmliche Kritik auf gute Freunde und Rathgeber großer Talente, und verbirgt nur scheindar, oder gar nicht den Gedanken, daß diesen ein bester Theil des Ruhms gebühre. Wie gern hätte sie das auch bei Merk gethan! In Wahrheit zeigt sich doch aber hier und bei anderer Gelegenheit, zum Beispiele bei dem Briefwechsel Merks, den Wagner vor Kurzem herausgegeben, es zeigt sich, wie täuschend bedeutsam ein neben dem Talente dreist aufschlagendes Urtheil aussehen kann, und wie gering doch Kraft und Verdienst einer Bemerkung ist neben der Gesammtfähigkeit eines produktiven Talentes. In einem solchen sind gar viel Einzelheiten vereinigt, und sehen wegen der Vereinigung schwächer aus, weil eine die andere in halbes Licht stellen muß, damit ein Ganzes gedeihe. Scharf und überraschend zu sein, wie viel weniger ist es, als schöpferisch, und die Unkenntniß dieser Bemerkung hat namentlich gegen Goethe so oft die oberflächliche Ueberhebung bewaffnet.

Bald hinter Vollendung des Clavigo schloß der dritte und letzte Band „Dichtung und Wahrheit". Man sah noch die treffliche Mutter Linnen und Schränke zur Hochzeit rüsten, man hörte noch vom gleichmüthigen Sohne, daß sich ein seltener Friede über das Haus verbreitet habe, und der Vorhang schien für immer gefallen. Man flüchtete zu den „Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse", die mit dem 31sten Bande Cotta'scher Ausgabe beginnen. Dort, wo er sehr summarisch verfährt, nennt er die Leipziger Zeit seine Zeit des französischen Dramas, verhoffend, man werde den Lustspielen von da ein fleißiges Studium der Molière'schen Welt nicht absprechen. Die Zeit von 1769 bis 75 bezeichnet er damit: „Man fühlt die Nothwendigkeit einer freieren Form und schlägt sich auf die englische Seite. So entstehen Werther, Göz, Egmont. Bei einfacheren Gegenständen wendet man sich wieder zur beschränkteren

Weise: Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella — hierher gehören die Lieder an Belinden und Lilli." — — „Inzwischen geschehen kühnere Griffe in die tiefere Menschheit; es entsteht ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien; man widersetzt sich dem Anpreisen falscher Muster. Alles dieses und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und ungerecht ausgesprochen. Faust, die Puppenspiele sind in diesem Sinne zu beurtheilen. — Die Fragmente des „ewigen Juden" und „Hanswursts Hochzeit" waren nicht mitzutheilen. Letzteres erschien darum heiter genug, weil die sämmtlichen deutschen Schimpfnamen in ihren Charakteren persönlich auftraten. Mehreres dieser frechen Art ist verloren gegangen, „Götter, Helden und Wieland" erhalten. Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 78 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustande unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bekennen, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar."

Mit solchem Abriß mußten wir uns begnügen, bis sich unter den nachgelassenen Werken Goethe's ein viertes Bändchen: „Dichtung und Wahrheit" fand. Es enthält, wie die früheren, reine Wahrheit, nur ist der Fluß nicht so verbunden, und man sieht darum hier am Deutlichsten, daß es bei dieser Biographie nirgends um Erdichtung zu thun war, sondern nur um Dichtung, in so weit die Sachen der Vergangenheit stets gedichtet sein wollen für eine zusammenhängende Darstellung. Dieser vierte Band umfaßt die Zeit von Clavigo bis Egmont, bis zur Abreise nach Weimar. Die Liebe zu Lilli ist der Sonnenpunkt darin, und wenn der alte Herr auch oft jene Lieder der Jugend wörtlich anführt, um den bewegten Zustand zu schildern, so geht ihm das Herz doch immer noch ergiebig auf, und es findet sich immer noch ein lieblicher und lebhafter Ausdruck, der jene Neigung anschaulich und glücklich darstelle. So ist dies Buch auch darin eine eigenthümliche Gabe, daß der Greis eine Jugendliebe schildert in all ihren Nüancen.

Jene besprochene Hochzeit mit dem ruhig schönen Mädchen war zerronnen, ein bloßes Projekt. Der Philosoph, welchem allein Goethe mit Vorliebe sich hingegeben, Spinoza kommt wieder eine Zeit lang ausschließlich an die Reihe. Wenn man ihn

verketzert, so sieht er lächelnd auf das Leben dieses Denkers und spricht: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Denn wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen? Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte."

Friedensluft weht ihn an aus dieser Spinozistischen Welt, sie führt ihn auf die natürliche Nothwendigkeit seiner eigenen Dichternatur, der er sich denn völlig hingibt. So rege webt diese Dichternatur, daß er oft Nachts aufwacht, von Gedanken und Versen überfüllt, an's Schreibepult eilt im Dunkeln, und die Quer hin auf die Bogen Gedichte schreibt. — Es versteht sich von selbst, und Goethe gibt dafür sogar die geistreichste Andeutung, daß er sich nur den Anregungen Spinoza's, nicht dessen ganzem Sisteme hingab. Wie könnte ein bedeutender Mensch dies anders! Er ist eben dadurch bedeutend, daß er durch fremdes Thun zu eigenem Thun getrieben wird, während die Mittelmäßigkeit im Erlernen und Nachahmen Genüge findet. Für die Schwörer auf das Wort versichert er, daß keiner bei denselben Worten dasselbe denke, was der andere denkt, und daß der Verfasser des Faust niemals den Dünkel gehegt, einen Mann, wie Spinoza, vollkommen zu verstehen.

Zwischen große Pausen, die er mit Studien und Weltgeschäften ausfüllen will, kommt ein Besuch Jung Stillings und trifft die Bekanntschaft mit Lilli. Sie war ein sehr junges, liebreizendes Mädchen aus einem reichen Frankfurter Hause. Das Verhältniß zu ihr wurde ein Glück, was in kräuselnden leichten Wellen sein Leben bewegte; Lieder flogen wie Vögel alltäglich aus und ein, Lilli empfand und sang sie mit inniger Heiterkeit, und Goethe dachte zum ersten und letzten Male vollen Ernstes an eine eheliche Verbindung. Die juristischen Geschäfte, die ihm bis dahin zuweilen werth gewesen, weil darin die Pause der Produktion ausgefüllt ward, sie sollten jetzt ernsthaft den Anhalt zu einer bürgerlichen Stellung geben. Die lebhafte Neigung täuschte gern über das kleine Mißverhältniß, was immer noch statt fand, und was auch später Grund der Trennung wurde. Goethe's Eltern nämlich, obschon sehr vermöglich, gewährten doch weder in geselligen Anstalten, noch sonstigem Aufwande,

eine so glänzende Existenz, wie sie Lilli gewohnt war, und der alte Papa Goethe sprach nicht eben hoffnungsreich von der „vornehmen Dame", die in's Haus kommen sollte.

Eh' dieser Keim aufschoß, gab es ein gesangreiches, liebliches Bräutigamswesen für Goethe, besonders in Offenbach, wo Lilli sich öfters aufhielt.

Es ist bisher immer nicht besonders angeführt worden, wie die kleineren Gedichte Goethe's sich entpuppten — wer mag aber in diese sprossende Welt des Augenblicks folgen, die sich, ein Wald flüsternden Gesträuches, um alle Zeiten des Dichters rankt. Früh entwickelt sich hierfür die Goethe'sche Art, alle kleinen Zustände und Vorkommenheiten — Worte Goethe'scher Erfindung — in einen anmuthigen Rahmen zu heften, und so jene Lieder zu erschaffen, die eine unendliche Freude, ja ein nationaler Stolz unseres Vaterlandes geworden sind. Nichts hat unsere Welt des Gedankens und Gefühls so fein und so sinnhaft verbunden, nichts die alltägliche Welt so reizend beflügelt, nichts die ganze Nation in eine so sanft erhöhte Stimmung gebracht, und dadurch Weiterzeugung und Verbreitung der Poesie mehr gefördert, als das Goethe'sche Lied. Es ist wie der Segen einer schönen Mutter in unserer Literatur.

Die Zeit der Lilli war besonders reich daran. „Herz mein Herz, was soll das geben", — und „Frische Nahrung, neues Blut", — „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich", stammen von daher, der König von Thule war schon früher gedichtet. Er erwähnt, daß Gedanken über Reim und Prosa damals besonders geschäftig in ihm gewesen seien. Bei mangelndem Gesetze und geringer Fertigkeit habe man sich zu Hans Sachs geflüchtet, und der kurzen Reime ganz erstaunlich viel gemacht. Dies lockte wohl auch viel possenhafte Versuche herbei, wie „Hanswursts Hochzeit", — „Sie kommt nicht", welche die heitere Lilli belachen mochte.

Der Trennungskeim von diesem liebenswürdigen Geschöpfe schoß indessen auf, Goethe versuchte es, sich durch Zerstreuung loszuwinden, und unternahm mit den Gebrüdern Stolberg, welche in Frankfurt bei ihm einsprachen, eine Reise nach der Schweiz. Diese, wenn auch von anderer Art, als die Frankfurter, waren auch im ersten Aufschusse ihrer genialen Drangperiode, und geberdeten sich gar unbändig und wunderlich. Goethe fand nicht

lange Behagen daran, gesellte sich schon in Zürich vorzugsweise zu Lavater, dem er dort und später für die physiognomischen Arbeiten zur Hand ging, und schied von der Göting'schen Genialität völlig, da er mit Freund Passavant eine einsame Tour durch die Gebirge antrat. Auf dem Gotthardt schlug dieser eine Fahrt aus dem Stegreife vor, hinab nach Italien, aber die Sehnsucht nach Lilli war noch zu groß bei Goethe. Obwohl er wußte, wie sehr der Vater an Italien hing, und den Stegreif-Entschluß preisen würde, kehrte er doch heim nach Frankfurt, um unter all den kleinen Schmerzen des Geselligkeitslebens die Geliebte aufzugeben.

Auf dieser Reise war er in Darmstadt dem jungen Herzoge von Weimar wieder begegnet, und hatte die Versicherung erhalten, daß man ihn gern in Weimar sehen würde. In Karlsruhe hatte sich das Gespräch mit Klopstock diesmal mehr literarisch gestaltet, ja er hatte diesem einige Scenen aus dem Faust mitgetheilt, von denen Klopstock, gegen seine sonstige Art, auch zu Andern lobend gesprochen. Bei den Stellen, die durch Tell klassisch geworden sind, schaltet er in der Biographie die überraschende Bemerkung ein, sie hätten da „jenes der ganzen Welt als bereisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmords gedenken" müssen, und zu seinen Zeichnungen nach der Natur erzählt er Folgendes, was für seine Naturschilderung nicht ohne Einfluß gewesen sein mag. Er habe nämlich mit Bleistift nur die Hauptumrisse entworfen, und die weitere Beschreibung in Worten hinzugesetzt. Sieht man, wie geordnet er meist Hauptpunkte in den Vordergrund stellt, und dann das Uebrige gruppirt, so erkennt man hierin wohl einen Theil seines Weges zur Schilderung von Gegenden.

Außer den Singspielen, wie Erwin und Elmire, füllte er jene Zeit der Pein in Frankfurt mit Egmont. Erwin und Elmire, wozu die Romanze im Vikar of Wakefield Veranlassung, ist sehr anspruchlos und einfach; spräche nicht Goethe selbst von jener Romanze, so könnte man glauben, der Eifersuchtsstoff aus der „Laune des Verliebten" habe nur in erhöhterer, reinerer Form ausgedrückt sein sollen. Ueber Claudine von Villa Bella, über Stella, ja über Faust und die Arbeit an diesen Stoffen, welche noch in die Frankfurter Periode gehört, spricht Goethe wenig oder Nichts. Claudine anbetreffend, werden wir an die oft wie-

derkehrende Goethe'sche Art erinnert, darin ein poetisches Genüge zu finden, daß kleine Gefühle und Regungen anmuthig durcheinander spielen, sich eine gefällige Form, einen wohlklingenden Ausdruck suchen, und, unbekümmert um anspruchsvolle Zuschauer oder Zuhörer, hinter dem herabgleitenden Vorhange verschwinden. In die jetzige metrische Form wurde Claudine und Erwin und Elmire erst beim Aufenthalte in Italien gebracht, wo er der musikalischen Form eifrig nachtrachtete. Stella dagegen greift mit eigenthümlicher Naivetät in ein bedenkliches Thema der Sitten. Mit einer einfachen vollpulsigen Prosa, die eben so in kurzen vollen Schlägen geht, wie das folgendrohende Verhältniß, kündigt sich unter guten Menschen die Verwirrniß an. Fernando hat zwei Frauen, ist doch wahr in der Liebe, doch empfindlich für das Gesetz der Sitte, und unsicher hin und her tretend, zieht er selbst das tragische Verhängniß herbei. Der kühne Gang einer Genialität ist in diesem unscheinbaren Stücke herzlich ausgedrückt, einer Genialität, welche die Wahrheit auch gegen das Herkommen sucht, welche dem Herkommen auch die edle Würde nicht entzieht, welche leicht in das Schwierigste hineinleitet, welche die Gefühle würdig schattirt, welche in dem Mißlichen nirgends übertreibt, und dies doch wie einen Donnerschlag auf menschliche Schwäche sich entladen läßt. Der natürliche Ton täuscht über das peinigende Verhältniß, und kann man das Stück auch nicht für eine wohlthuende ästhetische That gelten lassen, so bleibt es doch ein höchst bedeutsames Symptom der dichterischen Energie.

Auch der erste Theil des Faust fällt noch in diese Frankfurter Epoche bis zum Jahre 1775. Da sich aber hierin aller Gedanke des Dichters in höchster Potenz ausprägt, und das Thema in vorgerücktem Alter noch einmal aufgenommen und als eine Summe des Lebens beendigt wird, so tritt die Betrachtung dieses Hauptwerkes passend am Schlusse des Dichterlebens auf. Ganz in die letzten Tage dieser ersten Goethe'schen Epoche, welche man gern die geniale nennt, drängt sich noch Egmont. — Unter Schmerz hat er sich für völlige Trennung von Lilli entschieden, und in der Entfernung soll ein Abschluß dieses Lebenskreises gesucht sein. Mit Weimar ist das Verhältniß in so fern festgestellt, daß Goethe durch einen Cavalier dorthin abgeholt werden soll. Aber Goethe's Vater sieht wunderlicher Weise in all diesen Anstalten nur

die Absicht einer Mystification, verhält sich durchaus abgeneigt gegen den Weimar'schen Ruf, und bereitet Alles zu einer Reise nach Italien für den Sohn, da dieser doch aus der Frankfurter Mißlichkeit gerissen werden soll. Ehe sich das entscheidet, und während der Sohn eine Frist verlangt für die wirklich ausbleibende, aber immer noch mögliche Ankunft des Weimar'schen Kavaliers, drängt der Vater, daß Egmont geschrieben werde, an dessen Entwurf er das lebhafteste Gefallen findet. Und so in unruhiger Bewegung, halb auf dem Sprunge, und wie ein Gefangener abgesperrt, da er schon überall Abschied genommen, schreibt Goethe dies schöne Stück, worin ein welthistorischer Moment in so kräftigem Detail, so liebenswerth menschlich motivirt dargestellt ist. Man nennt es gern den Goethe'schen Schlußstein Shakespeare'scher Neigung, welche wie ein lebhafter Wind von Straßburg bis daher die dichterischen Kräfte gekräuselt hat. Daß Goethe alles geschichtliche Detail genau gekannt, daß er den Familienvater Egmont absichtlich und weise zum tändelnden Liebhaber Klärchens gemacht, versteht sich von selbst, und es gehört zu den komischen Uebelständen einer platten Kenntniß, daß von dieser Seite Tadel erhoben werden konnte.

Als nun das Stück im ersten Wurfe geschrieben, der Kavalier noch immer nicht angekommen, und der Vater voll Triumph des Rechthabens war, entschloß er sich zur Reise nach Italien, ging nach Heidelberg, und ward erst von dort durch eine Staffette zurück berufen nach dem Norden, da nun der verspätete Kavalier eingetroffen war.

Im Herbst 1775 traf Goethe in Weimar ein. Die ausführliche Lebensbeschreibung verläßt uns hier, und wir sind auf die summarische Anzeige der Thätigkeit in den „Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse" angewiesen, ferner auf Rückdeutungen, wenn er später bei Gelegenheit seiner Reisen die biographische Schilderung wieder aufnimmt, endlich auf die Schriften selbst und auf einzelne Winke, die sich in Briefwechseln vorfinden. So groß der Verlust ist, daß Goethe selbst seine weitere Entwickelung nicht im Detail fortgesetzt, das Tröstliche bleibt: die ganze Geburtszeit seiner Dichtung bis zu

einem weit vorgerückten Standpunkte hat er ausführlich dargelegt, und wo sich später Einschnitte und Wendepunkte finden, da fehlt es nicht an Wink und Deutung. Es ist ein Irrthum, mit Weimar selbst eine neue Epoche Goethe'scher Literargeschichte anzugeben. Was veränderte er? Er bereicherte seine Anschauung, seine Erfahrung. Ein merklicher Wechsel im Principe tritt nirgends vor, der beginnt erst mit der italienischen Reise 1786. Die lebhafte, rasche Auffassung, der bewegte Stil der Jugend sind hier in den ersten zehn Jahren der Weimar'schen Existenz noch vorherrschend. Im Ganzen wird während dieser langen Zeit nur Kleineres gefertigt, das Gelegenheitsgedicht, so hoch geschätzt von Goethe, steht in blühendstem Gedeihen, alles Größere, was angefangen wird, erlebt auf der italienischen Reise eine totale Reform: so Iphigenia, Tasso, sogar Egmont, zum Zeichen, daß er erst da in einen neuen ästhetischen Kreis eintritt. So sind denn eigentlich nur Anfänge größerer Art aus jenem Decennium zu erwähnen, unter ihnen auch der Beginn Wilhelm Meisters. Der Dichter gehörte zunächst hier einem bewegten, thätigen Leben, die bunte, fröhliche Farbe desselben ward munter gepflegt neben einem jungen geistreichen Fürsten, der praktische Theil trat nahe im speciellen Staatsdienste und im allgemeinen Antheile an Frage und Art des Regierens. Wir sehen Goethe vom geheimen Legationsrathe aufsteigen zum Kammerpräsidenten, der bürgerliche Mann wird mit dem adeligen Titel geziert, in späterer Zeit ist die Ministerstelle für ihn offen. Außerdem sehen wir ihn als die belebende Hauptperson jener geistreichen Geselligkeit in Belvedere, Ettersburg, Tiefurt; Wieland war älter, Herder war Theologe, Schiller fällt in spätere Zeit. Wir sehen ihn aufgelegt zu allerlei geistreichem Scherze, zu dramatischer Unterhaltung, zu Tändeleien der Verkleidung, zu Uebermuth und kecker Laune. Wir sehen ihn auf den Lustschlössern, auf der Jagd, auf kleinen Reisen zu Pferde, von denen die „Harzreise im Winter" ein bleibendes Zeugniß geworden. Von alle dem hat so Manches einen breiten Kreis von Zeitaufwand neben sich. Wenn sich nun ein Mann, wie er, stets im gründlichen Fortschritte verschiedenartigster Wissenschaftlichkeit erhalten will, wenn der Uebung in bildender Kunst, der Vorliebe für Sammlungen Zeit gewidmet wird, wenn der Sinn für Naturstudien immer

weiter aufgeht, wo soll da für rein dichterische Produktion einer lebenslustigen Jugend Zeit übrig bleiben! So kam's, daß diese erste Lebenspartie in Weimar reicher an großen Plänen denn an Thaten war. Die kleineren dramatischen Spiele wie „Lila", „der Triumph der Empfindsamkeit" sind wirklich von keinem großen Belange. Schärfe und Nachdrücklichkeit, wodurch derlei lebhafte Weckung erhalten mag, waren nicht Goethe'sche Gabe, und so sind diese Sachen von einer gewissen Mattheit der Erfindung nicht frei zu sprechen. Man legt auf den Triumph der Empfindsamkeit gern einigen Werth, weil sich Goethe damit spöttisch von der „schalen Sentimentalität" der Siegwart- und der Wertherschen Folge losgesagt habe. Aber einmal ist die geistreiche parodistische Anlage dieses Stückchens für solchen Zweck bei Weitem nicht belebt genug, und dann ist die Einschachtelung des kleinen Monodrams „Proserpina" wirklich ganz unpassend, wie Goethe selbst zugibt. Der Leser gewinnt nichts nothwendig Ganzes, und nichts lebhaft Frisches. Viel glücklicher treten „die Geschwister" in jener genialen Einfalt entgegen, welche die Goethe'sche Prosa wie der Bach das Waldrauschen begleitet. Von kleineren Sachen dieser Epoche ist Viel verloren gegangen, Manches ist anderswo eingearbeitet, „Hans Sachs" ist in kleiner Probe übrig.

„Dagegen" — sagt Goethe — „wurde manche Zeit und Mühe auf den Vorsatz, das Leben Herzog Bernhards (von Weimar) zu schreiben, vergebens aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematisiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des dreißigjährigen Krieges spielt er eine würdige Rolle, läßt sich aber von jener Gesellschaft nicht absondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den schon vorbereitend gedeutet wird, überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit Jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe, sein Werk zu vollenden. Für mich war diese Bemühung nicht unfruchtbar: denn wie das Studium zu Berlichingen und Egmont eine tiefere Einsicht in das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert gewährte, so mußte mir diesmal die Verworrenheit des siebzehnten sich mehr, als sonst vielleicht geschehen wäre, entwickeln."

Eine Schweizerreiſe fällt in dieſen Zeitabſchnitt. Er machte ſie 1779 mit dem jungen Herzoge. Uebrig geblieben iſt davon als Denkmal: „die Wanderung von Genf auf den Gotthard.“

„Die Rückreiſe, da wir wieder in die flächere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely erſinnen; ich ſchrieb das Gedicht ſogleich, und konnte es völlig fertig mit nach Deutſchland nehmen. Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Geſtalten auf Bühnenbrettern zwiſchen Leinwand und Pappenfelſen entgegen treten.“ Dieſe Luft weht wohl auch heute noch den Zuſchauer an.

In die zweite Hälfte dieſes erſten Decenniums zu Weimar gehören „die Vögel“, ein Scherzſpiel, das ſeine Anſpielungen ganz humoriſtiſch und jedenfalls kräftiger vorbringt, als dies meiſt bei ähnlichen Sachen Goethe's der Fall iſt. Es iſt Goethe ganz eigenthümlich, daß er über Wichtigkeit und Intereſſantheit eines Planes, den er gefaßt und bearbeitet, ſo wenig unterſcheidendes Urtheil hatte. Er ſpricht von einem kleinen Singſpiele wie von einer großen Aktion, er beſchäftigt ſich lange Zeit mit ſolch einer kleinen Oper wie „Scherz, Liſt und Rache“, und meint, der nachdenkende Leſer werde darin viel Aufwand finden, während er ein wirklich wichtiges Buch in viel kürzerer Zeit abfaßt und wenig Redens darüber macht. Das mag nun Alles aus jener Goethe'ſchen Art ſtammen, der übrigens ſo Vortreffliches zu verdanken iſt, aus jener Art, welche eine große Achtung des Details hegt, und welche den Effekt ungemein verſtärkt, ſobald ſie nicht Hauptſache, ſondern nur Gefolge und Unterſtützung einer genialen Abſicht wird.

Das erſte Zeichen, es nehme Goethe's Geſchmack eine neue Wendung, iſt in dem angefangenen „Elpenor“ ausgeprägt. Die zwei Akte, welche von dieſem Stücke exiſtiren, wurden 1783 abgefaßt. Alle Verſchlingung, alles Schickſal iſt darin bereits leiſe und ganz in klaſſiſchem Geſchmacke angelegt und angedeutet, die lautere Sprache der Iphigenie erhebt darin ihr glatt geſcheitelt griechiſches Haupt, man lieſt es nicht ohne den deutlichen Eindruck, daß ſich hier eine neue, geläuterte Welt der Anſchauung und Darſtellung aufthue, man lieſt es nicht ohne ein ſtilles Bedauern, daß der Dichter dieſe würdige Anlage liegen gelaſſen. Aber die tiefbegabte Natur Goethe's ahnete klar und

deutlich, daß zur Reife solch neuer Welt noch Anschauungen und noch ein Durchdenken erfordert würden, wie Beides im nördlichen Deutschland nicht zu finden sei. Die Sehnsucht nach Italien, welche einst der Vater scheinbar mit geringem Erfolge zu wecken gesucht, steigert sich bis zum Schmerze, der ganze Mensch ist so entschieden darauf gerichtet, daß ihm sogar das vaterländische Klima unerträglich wird, weil es der freien glücklichen Existenz seiner Ideale hinderlich ist.

Ehe dieser Drang zur wirklichen Ausführung kam, traten die Anfänge des Wilhelm Meister mahnend hervor, und betrachtet man den innersten Kern dieses Buches, so erkennt man leicht, daß die Tendenz des Buches und die damalige Mahnung daran genau zusammenhängt mit Goethe's damaligem Zustande. Der Kunstdilettantismus sucht sich eine Existenz. Goethe gibt selbst folgenden Aufschluß darüber: „Die Anfänge Wilhelm Meisters entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühle der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn, abzustehen, er kann aber mit sich nicht in's Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich gelegentlich wieder von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich in Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „„Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.““

Sehen wir nicht Goethe selbst, der noch immer nicht über den Dilettantismus in bildender Kunst, in naturwissenschaftlicher Forschung hinaus oder auf dem Reinen war, der dem ersteren so viel fruchtbare Zeit widmete, niemals auch nur eine erwäh-

nenswerthe Fertigkeit im Zeichnen und Bilden erlangte, und dennoch einen unschätzbaren Gewinn daraus zog? Alles schoß in seine Hand zusammen, wenn auch nicht zur That des bildenden Künstlers, wenn auch nicht zur Professur des Gelehrten, doch als lauterer Geschmack, doch als großartiger Beitrag zur Lösung des Weltgeheimnisses; Alles vergrößerte seine Poesie, und arbeitete für seine Krone im Reiche poetischer Verheißung.

Aber zu solcher beruhigenden Uebersicht gehört eben ein ganzes Leben, man strebt für das Ende. Im Jahr 1786, da Goethe zu seiner Sommerkur nach Carlsbad ging, war die schmerzliche Sehnsucht nach einer Welt glücklicher Gestalten auf's Höchste gestiegen. Ohne Abschied reist er den dritten September ab, durch Baiern, gen Italien.

Dies ist nun der Punkt, wo die zweite große Epoche Goethe'scher Darstellung beginnt, die man neben der ersten genialen die klassische nennen könnte. Die „italienische Reise" beschreibt diesen Uebergang in neue, klare Formen auf eine unübertreffliche Weise. Just weil es in Briefen geschieht, die gleich nach empfangenem Eindrucke frisch, natürlich niedergeschrieben sind, wird der Uebergang so deutlich und so reizend veranschaulicht. Kaum in irgend einer Literatur gibt es ein Bild des reichen Dichters wie dieses Bild, wo der Grund des Interesses und der Kenntniß so tief und mannigfaltig, wo die Auffassung so naiv und regsam, wo die Sehnsucht so stark und so würdig, und wo der Ausdruck so einfach, so glücklich, so lebensfrisch und oft so unumwunden wäre. Gibt es ein reicheres Menschenbild, als da Goethe die südliche Natur mit allen Organen preisend empfängt, und eine künstlerische Ahnung nach der andern unter dem Jubelrufe des Dichters ihre Bestätigung findet?

Der erste Strom des Gewinnes floß über Iphigenien. Sie war bis dahin in poetischer Prosa geschrieben, und wurde nun in die jetzige Form gebracht. Am Gardasee begann dies anmuthige Geschäft, sie mit klassischem Gewand und Athem zu beleben; in Venedig wurde es fortgesetzt und in Rom beendigt. Zur Vollendung im Aeußeren trug der Umgang mit Moritz bei, der eben in Rom mit metrischen Studien sich beschäftigte. Der Plan einer „Iphigenie in Delphi" wollte sich dazwischen drängen,

ward aber nicht zur That. An der Aufnahme jenes Stückes bei den Freunden erkennt sich deutlich, welch eine große Wandelung mit Goethe vorgegangen war. Sie fanden sich nicht in diese scheinbare kühle Darstellungsweise, diese Einfachheit der Form war ihnen allzu ungeschmückt, und schien ihnen nachtheilig das frühere farbige Jugendwesen Goethe's verdrängt zu haben. Sie suchten umsonst nach der zudringlichen Liebenswürdigkeit, nach dem naiven Ungestüme des stürmischen Dichters, sie äußerten sich kleinlaut, und hätten gerne den Dichter abgelenkt. Aber er war sich vollkommen deutlich bewußt, daß im Anschauen dieser glücklichen Natur des Südens, dieser tiefen aber nicht bunten Farben, dieses Zaubers schweigender Kunstgestalten, daß darin sein Geschmack klar und lauter geworden, daß er ächte Schönheit in so einfacher, innerlich um so vollerer Form gewonnen habe. Was ihn an den Gemälden italienischer Kunst entzückt, was er aus den stolzen Absichten Palladio's mit künstlerischem Herzen erfunden, was ihm Rom mit all den klassischen Zeugnissen in die Seele gehaucht, das machte ihn so überschwenglich froh, das kündigte sich an und grub sich ein als so unzweifelhafte Schönheit, daß nichts ihn irren konnte. Sein Naturel für Geschmack fand hier vollendete Erfüllung, er warf, ganz gegen sonstige Art, rücksichtslos sogar an einzelnen Stellen, dasjenige Wesen des Nordens weg, womit ihn der Münster einst ausgesöhnt hatte, den gothischen Schnörkel glaubte er sich für immer zuwider. Bildet Euch daran, sagte er ungefähr zu den Freunden, wie ich mich langsam und unter Weh zum Geschmack meiner Iphigenie gebildet habe, ich nehme jetzt den Anfang des Tasso vor, und werde ihn, wie lau Ihr Euch gegen Iphigenie verhaltet, in ähnlichem Stile schreiben. „Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen." — „Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Ansichten, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier, denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Ge-

burtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat." — Dies war der erste November 1786.

Scharf sonderte er indessen die würdigen Reste alter, edler Kunst, die Zeugen eines hohen Geschmackes von dem übrigen römischen Wesen, besonders so weit dies mit dem religiosen Gedanken zusammenhing. „Dem Mittelpunkte des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie (Wagen) eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthume alle Spur verloschen ist, ja, wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtige, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwickelung gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden."

Täglicher und freundlicher Umgang in Rom war ihm der bekannte Maler Tischbein, und es ward die folgenreiche Bekanntschaft gemacht mit dem Künstler Heinrich Meyer. Dieser Schweizer ward später in Deutschland der förmliche Kunstordensbruder, mit dem er sich den einmal erreichten Kunstgeschmack stets gegenwärtig und lebendig erhielt, und mit dem er alle zudringlichen Abwege im Vaterlande abwehrte.

„Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention, kommen mir einmal wieder recht zu statten, und machen im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht." — „Kehr ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja, das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernste hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß

solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

Ueber den pomphaften Kirchenritus will er nichts Besonderes sagen, und bekennt sich zu einem protestantischen Diogenismus: „Verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit!"

Gedenkt man hierbei der himmelnden Romantiker, so ergibt sich ein höchst bemerkenswerther Unterschied der Sinnes- und Geschmacksweise.

Vier Monate blieb er bei diesem ersten Besuche in Rom, dann ging er nach Neapel und schiffte sich ein nach Sicilien.

Hier auf der See war es, wo er den neuen Plan des Tasso reiflich überdachte und in sich zurechtlegte. Die Seekrankheit nöthigte zu einsamer Lage und er besaß die eigenthümliche Kraft der Sammlung und des Gedächtnisses, ein ganzes Stück bis in die Einzelnheit der Scenen und Reden im Kopf auszuarbeiten und dem Wesentlichen nach festzuhalten, ohne daß eine Silbe davon aufgeschrieben wurde. „Die zwei ersten Akte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Diese beiden Akte, in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form verwalten und den Rhythmus eintreten ließ."

Sicilien sollte besonders Zweierlei gewähren: den Anblick einer noch südlicheren und ganz eigenen Natur, und den Einblick in das alte Großgriechenland. In Beidem hielt es Wort. Für die Naturbeobachtung gab es strotzende Gelegenheit, und Goethe, welcher damals ganz und gar auf Entdeckung der Urpflanze gestellt war, konnte seinem Freunde Herder das Günstigste darüber vermelden. Diese italienische Zeit scheint die Epoche herzlichster Freundschaft zwischen ihnen gewesen zu sein; wie oft gehört nicht bei starken Geistern eine Verschiedenheit des Ortes dazu, um das Gemeinschaftliche ungestört in Wachsthum und Gedeihen zu

halten. Viele Briefe Goethe's aus Italien sind an seinen verehrten Bruder Herder gerichtet, dem die Untersuchungen über den Ursprung der Dinge der willkommenste Beitrag wurden zu den „Ideen", deren dritter Theil um jene Zeit erschien, und dem nach Rom zurückgekehrten Goethe ein willkommenes Labsal war.

Für den griechischen Einblick ward ihm Sicilien ein täglich gepriesenes Glück. Solches Land, solcher Verkehr der Menschen, solch Küstenleben, solch Klima, das war der ächte Rahmen Homers. Ihn las er denn auch hier mit Entzücken, und da er einen Maler Kniep bei sich hatte, der ihm die Sorge der Gegendzeichnungen abnahm, so gab er sich der griechischen Welt mit voller Seele hin. Der Plan einer Tragödie „Nausikaa" wurde deutlich ausgebildet, ein Kern der Odyssee sollte darin zusammengedrängt werden, und wie er uns den Gang aller fünf Akte erzählt, den er, zwischen Orangenäpfeln sitzend, sich klar vorgezeichnet, da ist es ein gar lieblich und schönes Wesen, und erweckt uns wie beim Ahasver, Prometheus und Elpenor ein inniges Bedauern, daß ihm die Stunde der Ausführung nicht gekommen ist. Wäre ein Tausch unerläßlich, wir gäben wohl die Bekanntschaft mit Cagliostro's Familie drein, die er in Palermo macht, und die ein Anstoß zu dem späteren „Groß-Cophta" wird.

Als er nach Neapel zurück gekehrt ist, faßt er an Herder die Homer'schen Eindrücke, welche auf seine Schreibart von größter Wirkung wurden, folgenderweise zusammen: „Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse ꝛc. kommen uns poetisch vor, und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe, als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm ꝛc. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." Daneben ver-

traut er, daß er der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe, und daß es das Einfachste sei. „Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen."

Beim zweiten Aufenthalte in Rom — Juni 1787 bis April 1788, — dem er von Neapel wieder zueilt, gesellt sich nun hierzu das Studium der menschlichen Gestalt und der erste Blick in die Farbengesetze. So bilden sich alle Hilfsmittel des geschmackvollen Gedankens organisch auf, und als er nun endlich gegen Ende dieses zweiten Aufenthaltes zu der deutlichen Einsicht kommt, daß die Ausübung bildender Kunst nicht sein Beruf sei, wohl aber die Ausübung der Dichtkunst, da schwindet der letzte Rest von Dilettanten-Unruhe, und alle Erfahrungen und seinen Gesetze des Schaffens und Bildens schießen in die Kristallspitzen des Ausdrucks durch Worte zusammen, die ganze reiche Welt der Natur- und Kunstbeobachtung drängt sich zur Summe für den Dichter.

Im Juli zu Rom wird Egmont, nachdem er gegen zwölf Jahre in der ersten Fassung geruht hatte, vorgenommen und mit der größten Sorgfalt durchgearbeitet. Viele Scenen bleiben unberührt. Während dieser Arbeit kommen Herders Ideen an, und was er darüber schreibt, ist für ihn, für Herder, Lavater, Jung, Claudius wichtig. Obwohl er letztere nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, man erkennt sie leicht.

„Ueber seinen Gott möcht' ich gern mit Herder sprechen. Zu bemerken ist mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieses Büchlein wie andere für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hinein zu legen hat, findet sie leer." — „Wenn L. seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J. sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirn-Empfindung zu vergöttern, wenn C. aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen."

Darf man sich wundern, wenn er der große Heide genannt wird? Was ist Lavaters Mährchen, Jungs Kindergehirn-Empfindung? „Ich habe," — fährt Goethe fort — „ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein. Mir könnte vielmehr daran gelegen sein, daß

das Prinzipium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich lasse einem Jeden seinen Hebel, und bediene mich der Schraube ohne Ende schon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit."

Im übrigen Leben hielt sich seine enthusiastische Vorliebe für Kunst und Natur auf ungetrübter Höhe; eine schöne Mailänderin weckte ihm eine zärtliche Empfindung, Hirt gab den Gesprächen über Aesthetik eine neue Seite. Das Theoretisiren über Kunst war natürlich stets an der Reihe, Goethe entschlug sich ihm nicht, kam aber stets darauf zurück, dergleichen gebe in's Grenzenlose, und die Kunst bestehe im Thun, nicht im Reden. Von Hirt schreibt sich der wichtige Grundsatz des Charakteristischen her, welches das Uebereinstimmende der Form mit dem Inhalte ist, das Richtige, das Zweckentsprechende, was Natur oder Kunst bei der Bildung des Gegenstandes sich versetze, der Gattung und Art des Gegenstandes gemäß. Die individuellen Merkmale eines Wesens bilden das Charakteristische desselben.

Goethe, obwohl er nicht lebhaft darauf eingeht, hat diesen Grundsatz ebenfalls, und da demselben allerdings erst die Behandlung, der wirkliche, durch Definitionen unlehrbare Kunstgeschmack beitreten muß, damit eine künstlerische That entstehe, so erscheint der Goethe'sche Aufenthalt in Italien als die rechte Ergänzung des theoretischen Gesetzes. Denn dies ist Goethe's italienische Zeit: die Athmosphäre einer glücklich-schönen Welt erfüllt und hebt ihn ganz und gar und stärkt ihm alle Organe des Geschmackes. Nicht auf Theoreme war es abgesehen, er erwehrt sich ihrer nach Möglichkeit, und deshalb möge man sich wohl hüten, mit Gewaltsamkeit eine theoretische Summe zu ziehen aus der italienischen Reise.

Was sich später in Heinrich Meyers „Geschichte der bildenden Künste in Griechenland" neben Hirts Grundsatze geltend macht, den dieser in den Horen 1791, 7. Stück, über das Kunstschöne entwickelt, und was ganz als Goethisch angesprochen werden darf, da Goethe und Meyer darin Ein Leib und Eine Seele waren, das ist im Wesentlichen eben jenes Charakteristische, womit Hirt auftrat, und was noch in neuester Zeit wieder zur Anerkennung und zum Mittelpunkte in der Literatur geworden ist. Goethe nennt es „das Bedeutende", und gibt es für den höchsten

Grundsatz der Alten, von wo aus durch glückliche Behandlung als höchstes Resultat das Schöne gewonnen werde.

Das bloße Theoretisiren abweisend sagt er in Rom: „Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vortheile, womit man die geistigsten Effekte (versteht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht." —

Nach Vollendung des Egmont, in welchem ein vollkommenes, künstlerisches Bewußtsein so einfach ausgeprägt, scheinbar verborgen ist, ging er an die Singspiele, wie schon erwähnt worden.

Aus diesem frühesten Frühjahre 1788 findet sich einmal eine Stelle über Faust. Es ist von Tasso die Rede gewesen, daß der nun ausgearbeitet werden soll, und daß Alles dazu in Ordnung ist. Da drängt sich das alte vergilbte Manuscript des Faust auch entgegen, das fünfzehn Jahre liegt. Der Plan dafür wird entworfen, Goethe findet sich leicht in die ursprüngliche Absicht, und bemerkt zu eigener Verwunderung, daß sich sein Inneres gar Wenig verändert habe. Diese zu End führende Thätigkeit an früheren Sachen haben wir besonders Herder zu verdanken, welcher noch vor der Abreise Goethe's diesen immer lebhaft dazu ermahnt hatte. Dies ist um so interessanter, da aus diesem Aufarbeiten der Anfänge und Reste fast der Kern Goethe'schen Talentes und Ruhmes entsprungen ist: Iphigenie, Egmont, Tasso, Faust.

So kommt der April und er schickt sich zur Heimreise. Noch in diesem Jahre, 88, nach der Heimkehr wird Tasso vollendet.

Als Probe objektivster Beschreibung schrieb er dazwischen „das römische Carneval", was sich so kanzleiartig in Einzelnheiten abtheilt, und doch ein zusammenhängendes, gedankenvoll überhauchtes und unauslöschlich klares Bild gibt.

Man hat gefragt und geforscht, ob nicht irgend eine Neigung Goethe selbst bewegt habe zu einer bürgerlich höher gestellten Person, und ob er nicht dadurch einen lebhafteren Trieb gehabt, Tasso der Prinzessin gegenüber so innig auszudrücken. Goethe hatte aber nichts Dergleichen. In einem Briefe scherzt er geradezu selbst darüber, daß er nicht irgend eine Prinzessin wisse, die ihm

hiefür zu einiger Illusion dienen könne. Genießen wir ohne Weiteres die Größe dieses Gedichtes, welche noch nirgends, ja, so viel uns zugänglich, noch in keiner Literatur erreicht worden ist. Diese Größe besteht in unübertrefflicher Darlegung des Gegensatzes zwischen bürgerlicher und phantastischer Welt. Aber schon das Wort Gegensatz ist für alle die zauberhaft feinen Schattirungen ein viel zu starkes; alles Trennende erscheint so bedingt, und in seiner Einschränkung und Bescheidenheit so tief wahr, so unumstößlich ächt! Der Gegensatz ebnet sich unter dem weisen Auge und der sanften Hand des Dichters zu jenem schönsten Verhältnisse, dessen der poetische Geist fähig ist, zu dem Verhältnisse, wo jede verschiedene Welt in sich Recht hat, und wo das Unglück nur dadurch entsteht, daß mit Leidenschaft eine Vereinigung gesucht wird, die nur leidenschaftslos und unter feinstem Maße möglich ist. Dies verleiht dem Tasso den unnennbaren Zauber. Der Feind und der Freund haben Recht, ja es gibt keinen Feind, als das Verhältniß, welches unter zusammenlebenden Menschen nöthig ist. So erhebt sich das Weh, und läutert uns wie ein Himmelsbauch. Der Dichter, dessen Ungestüm wir Unrecht geben mußten, sammelt doch am Ende alle höhere Theilnahme für sich, alle Theilnahme, welche sich über den Zwang der bloßen Gesellschaft hinaus schwingt, und wir gehen mit dem hohen Eindrucke hinweg, daß die Gottheit unter uns schwer eine ungestörte Wohnung finde, aber auch im Verluste Gottheit bleibe. Alles das ist in einer Sprache ausgedrückt, die in Maß und Anmuth dem Thema so genau und wohlthuend entspricht, wie die Liebe dem Herzen, und so ergibt sich ein Kunstwerk, was den Menschen in voller Wahrheit gibt und doch hoch über sich selbst erhebt. Vermag irgend eine Kunst der Welt mehr? Hat das Anschauen der Kunstwerke Italiens je mehr bewirkt? Man sieht die glücklichste marmorweiße Statue eines Halbgottes, und die schönsten Gedanken eines dichterischen Beschauers schweben darum auf und nieder, eine Harmonie des Himmels säuselnd, die den menschlichen Schmerz zum edelsten Genusse hebt.

Ueber dies Glück des Dichters stürzte der Ausbruch einer Revolution in Frankreich herein; denn Tasso ward an der Schwelle derselben vollendet. Goethe war durch eine glückliche Existenz, durch intimste Theilnahme an der allmähligen Entwickelung in

der Natur, an der geschlossenen Entwickelung in der Kunst gegen jede Gewaltsamkeit eingenommen. Wo diese in der großen historischen Folge nöthig würde, da war er für den Augenblick gelähmt und unmächtig. Er befand sich also während dieser Katastrophen in einer durchaus übeln Lage, insoweit er sich aller gewaltsamen Action gegenüber dachte; und daraus erklärt sich's, daß er sich neben einer aufgeregten Welt scheinbar so theilnahmslos verhielt, und diese Theilnahmslosigkeit mitunter nur durch Aeußerungen unterbrach, welche den leidenschaftlichen Freunden des Fortschrittes ein Aergerniß gaben. Im Grunde war er keineswegs theilnahmslos. Aber seine Bildung wie sein Naturell hielten ihn zurück von aller unbedingten That, welche, in's Große greifend, rasch heraustritt.

So hat es etwas Befremdliches, daß ihn dieser Weltsturm zu keiner andern Produktion trieb, als zu der des Groß-Cophta, die so matt und farblos neben der Anregung aussieht. Und doch thut man ihm hierbei leicht Unrecht, wenn man sich einmal beschieden hat, daß für den feurigen Drang jener Zeit kein feuriges Organ der Mit- oder Gegenwirkung in ihm vorhanden war. Der Groß-Cophta ist Goethe's Tribut an die Revolution, er entwickelt darin einen großen Theil der Schuld, welche solchen Sturm heraufbeschworen habe. „In dem unsittlichen Staats-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich in der Halsbandgeschichte eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gewissenhaft." Den Eindruck, welchen ihm 1785 die Halsbandgeschichte gemacht, nennt er unaussprechlich. Ihn hat er in diesem Stücke veranschaulichen und seiner Gewohnheit nach dadurch von sich abwälzen wollen, so daß er seinen Antheil an den Revolutionsursachen erledigt glauben mochte. Das geschah nun freilich auf etwas wunderliche Weise, und ein so lang donnerndes Welterereigniß scheint mit solchem Opfer nicht befriedigt. Das Stück sollte anfänglich eine Oper werden, und heißt jetzt ein Lustspiel, weil der ganze Ton dieses betrügerischen und unsittlichen Treibens nirgends stark und nachdrucksvoll herausgelassen ist. Dieser Mangel an Nachdruck bei so bedenklichen und nirgends auch nur für den Moment erfreulich gehaltenen Dingen war von vornherein eine Lähmung des Stoffes. Zu ihr gesellte sich eine schematische Haltung der Personen. Nur von zweien, von Cagliostro selbst, der sich Rostro

nennt, und vom Ritter erfahren wir die Namen. Das gibt etwas Schattenhaftes, die lebendige Existenz wird sogleich zweifelhafter, wenn ihr zu Liebe nicht einmal ein Name erfunden ist. Und endlich, das Possenspiel des Grafen, diese Geheimnißkrämerei hat so wenig Würde und so wenig Interesse, daß es keinen Effekt machen kann. Goethe zeigt niemals besondere Vorliebe für die geheimen oder doch abgesonderten Gesellschaften, die im vorigen Jahrhunderte so beliebt waren, er tritt in Italien erst auf viele Nöthigung in einen Künstlerbund „Arcadia", und doch ist ihm die Maschinerie solcher Bunde so oft in die Produktion gedrungen, niemals zu besonderem Reize derselben. Was jetzt ganz unwahrscheinlich klingt, er setzte die Zauberflöte in einem zweiten Theile fort, und der geheimnißvolle Thurm in Wilhelm Meister ist bekannt, und ist oft dem sonst so klaren Buche unpassend erachtet worden. Es ist natürlich, daß Goethe dergleichen immer durch Sinn und Wort bedeutend zu machen sucht, aber auffallend genug, die Staffage ist fast immer dieselbe und gelingt ihm niemals; man wird an den Vogel Strauß erinnert, der sich nicht gesehen glaubt, wenn er selbst nicht sehen will. Und was ist ein Geheimniß, das nicht reizt und täuscht?

Bekanntlich schrieb er nach den in Palermo gesammelten Notizen einen Stammbaum des Cagliostro, und fand sich mit dem nicht vollendeten Singspiele „die ungleichen Hausgenossen" ziemlich für immer mit dem Operngeschmacke ab; zu wünschen wäre allerdings, daß sich der Operntext zu der edleren, anmuthigen Liederweise erhoben hätte, wie Goethe in dieser gesanglustigen Richtung vorzeichnete, aber es war natürlich, daß die Sachen keinen durchgreifenden Erfolg haben konnten, da ihnen das starke Interesse der Fabel oder Intrigue ganz abging, und der schäferliche Anstrich für so etwas nicht verfängt.

Mit dem Jahre 90 genügt er nun nach anderen Seiten der italienischen Erinnerung, das Studium der Pflanze gestaltet sich zu dem Aufsatze „Metamorphose der Pflanzen"; das Farbenthema, was ein Blick in Italien angeregt, bildet sich zum großen Thema einer neuen Farbenlehre, und erfüllt die nächsten Jahre völlig. Um das Studium der Natur weiter zu umfaßen, ward auch das Studium der Körper wieder eifrig betrieben, Jena bot in Loder einen behilflichen Förderer und in seinen Instituten Beispiel und

Anregung. Goethe war dieses Jahr der Herzogin Amalie nach Venedig entgegen gereist, hatte auf dem Lido einen glücklich geborstenen Schafschädel gefunden, und ward so ebenfalls von Italien aus auf diese Untersuchungen geleitet, die ihm kaum Zeit ließen zu den „Römischen Elegieen“ und den „Venetianischen Epigrammen“, welche eine Frucht dieses Jahres sind. Besonders die ersteren haben durch die lockende Schilderung italischer Scenen und sinnlicher Ergötzungen, die an klassisches Gedächtniß angeknüpft sind, großen Zauber ausgeübt, und bei demjenigen Theile des Publikums, welcher einen Theil der Sinnenwelt theils überhaupt, theils für die Schrift unanständig findet, großen Widerspruch erfahren.

Von Venedig heimkehrend machte Goethe in halbofficieller Begleitung eine Reise nach Schlesien, wo man zum Congreß von Reichenbach zusammenkam. Er nahm wenig Theil an der Außenwelt, beschäftigte sich nur mit der vergleichenden Anatomie und mit seiner „Abhandlung über den Zwischenknochen“. Das Resultat, dem er nachstrebte, ist folgendes: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten, und müsse auch da noch anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene bescheiden zurückzieht.“

Diese schlesische Saison ward noch mit einer Reise in's galizische Salzwerk Wieliczka, und mit einem Ritt durch die Gebirge beschlossen. Die nächsten zwei Jahre, 91 und 92, gab er sich ganz den optischen Studien und der Leitung des Theaters hin. Letztere veranlaßte die Bearbeitung einiger französischen und italienischen Opern, ersteres brachte die ersten beiden Stücke optischer Beiträge. Die Aufgabe war, Newtons Ansicht von Entstehung der Farben zu widerlegen. Das gelehrte Publikum nahm diese Beiträge sehr gleichgültig auf, ja ignorirte sie. Später, wo über Goethe's Naturstudien ein Zusammenhang gesucht werden soll, wird auch dies Farbenthema näher in Rede kommen.

Jetzt, dem Leben folgend, sehen wir den Dichter im hohen Sommer 1792 zu unserm Erstaunen in's Feld ziehen. Es ist die Campagne in Frankreich, welche er bald zu Wagen, bald zu

Pferde begleitet; ja sogar mitten im Kanonenfeuer bei Valmy wird er erblickt, ein aufmerksamer und fast unparteiischer Beobachter. Fast unparteiisch, denn im Wesentlichen war er mit dem deutschen Heere gegen das junge Frankreich eingenommen, verbarg sich aber doch nicht die Bedeutung und die Rücksicht, welche ein tiefer liegendes Verhältniß trug und forderte. Er hat, wie von der italienischen Reise, einen Band darüber herausgegeben, aber außer den Kriegsereignissen vielerlei gibt, was für das Bild des Dichters von Wichtigkeit.

Berühmt ist seine Schilderung des Kanonenfiebers, ein Zustand, den er doch auch in aller Ursprünglichkeit kennen lernen mußte. Zu dem Ende zeigt er bei Valmy und später bei Mainz, dessen Belagerung er beiwohnte, einen kühlen tüchtigen Muth. — Nachdem er uns mit charakteristischer Treue, wie sie seiner klaren Ausbreitung des Details und seiner Kraft, dies alles geistig hoch und zusammen zu drängen, eigen war, Feld- und Rückzug vor Augen geführt, kommt ein Aufenthalt in Pempelfort bei Jacobi. Der Bericht darüber ist ergiebig an Aufschluß über Goethe's damaliges Wesen. Man irrt sich fortwährend in ihm, der Freund, der Bekannte findet einen veränderten Mann. Und dies ist Goethe's immer wiederkehrende Klage, daß das Publikum sich immer seinen Mann bestellen und fesseln wolle nach der letzten Gabe, die ihm von dem Manne gekommen ist. Solchergestalt habe ein Strebsamer ununterbrochen Mühe und nothwendige Eroberung vor sich. Niemand will Goethe im Naturstudium gewähren lassen, Niemand will es begreiflich und passend finden, daß die Produkte des Dichters nicht mehr in Ungestüm sich bewegen. Und doch war aller sehnsüchtige Drang in Italien gestillt. „In Italien," sagt er, „fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünscht' ich sie zu durchdringen. Das Studium der Kunst wie das der alten Schriftsteller gibt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer,

und wie Malern, Bildhauern, Baumeistern, so geht es auch dem Liebhaber; er arbeitet einsam, für Genüsse, die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt."

Kurz, es bereitet sich das dritte Stadium der Goethe'schen Erscheinung vor, was man seine elegante Epoche nennt, und wo er kühl und formell sich verhält. Sie bereitet sich vor, denn es dauert noch Jahre, ehe sich solche Abgeschlossenheit und Zurückhaltung des ganzen Wesens bemächtigt, wenigstens vorherrschend bemächtigt. Der innerlichste, ächt Goethe'sche Lebenshauch ist in herbster Verschlossenheit nie ausgetrocknet, ein aufgelockert Jahr wie 1809 bringt plötzlich eine so unerwartete und so erregte Gabe wie die Wahlverwandtschaften, 1811, 12, 14 die warm pulsirende Biographie, ein anderes Jahr den Divan, und noch das Greisenalter ist mit aufgehenden Gedichten, mit der Lilli-Erinnerung, mit lebhaften Scenen des Faust gesegnet.

Es ist hier nur ein Ursprung nachzuweisen, wie ihn der Autor selbst kund gibt. Seine Persönlichkeit, sein Wesen zeigt sich in keiner Zeit lebhafter, freier, als damals, obgleich er sich schon wie oben bezeichnet als einen, der sich in Ruhe retten will. Dem frommen gastfreien Hause in Pempelfort gibt er manch Aergerniß und Viel zu schaffen mit vordringendem Naturell. Als er, weiter reisend, die Fürstin Gallizin, Hamanns und Hemsterhuis Patronin in Münster besuchen will, da bedarf's eines ganz bestimmten Vorsatzes, sich in solchem gottesfürchtigen Kreise gemessen und vorsichtig zu verhalten; Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Meister, die herzensrege Schiller'sche Genossenschaft liegen noch vor ihm. —

In Pempelfort erwähnt er eines begonnenen wunderbaren Werkes, von dem nichts erschienen ist: „eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unseres eigenen Zustandes." Er liest daraus vor, sieht aber die Pempelforter nicht darin erbaut, und läßt „das Manuscript auf sich beruhen". Bei häufigem Besuche der Düsseldorfer Gallerie „findet er sich Gewinn für's ganze Leben" in Betrachtung der Niederländer. Beim Gedenken an Hemsterhuis in Münster veranlaßt er sich zu einem ästhetischen Glaubensbekenntnisse. Hemsterhuis hatte gesagt, das

Schöne und das an demselben Erfreuliche sei, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in Einem Momente bequem erblicken und fassen; — „ich aber“ — fährt Goethe fort — „mußte sagen: das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet ist eins und eben dasselbe gesagt, nur von verschiedenen Menschen ausgesprochen, und ich enthalte mich, mehr zu sagen; denn das Schöne ist nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche aus einer Stockung entstehend, selbst stocken macht, und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.“

Bemerkenswerth sind aus diesem Münster'schen Aufenthalte noch eine Aeußerung über Hamann: — „seine letzten Tage blieben unbesprochen; der Mann, der diesem endlich erwählten Kreise so bedeutend und erfreulich gewesen, ward im Tode den Fremden einigermaßen unbequem; man mochte sich über sein Begräbniß entscheiden, wie man wollte, so war es außer der Regel.“ — und ferner ein Wort Goethe's über die Abschiedsformel: „ihn, wo nicht hier, doch dort zu sehen.“ „Ich sehe nicht ein,“ — sagt er hierzu — „warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben, und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.“

Mit einer ihm von der Fürstin geliehenen, von Hemsterhuis stammenden Sammlung Gemmen beladen, durch welche ein neues Feld der Kunst-Betrachtung geöffnet wird, kehrte er im Spätjahre 1792 nach Weimar zurück. Er widmet wieder der Theaterjorge einige Zeit, und zeigt sich besonders fleißig, den Vortrag der Schauspieler in ein schönes Gesetz zu bringen. Dem vorherrschenden Natur- und Conversationstone zeigt er sich zwar nicht abgeneigt, ja findet ihn höchst lobenswerth und erfreulich, wenn er als eine zweite Natur hervortrete, bekämpft aber doch die einreißende Art, wornach jeder ohne Weiteres sein eigen nacktes Wesen zum Vorschein bringe. Das angeborene Naturell soll sich mit Freiheit hervorthun, „um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höheren Bildung entgegen führen zu lassen.“ Dabei gibt er uns einen kurzen Einblick in die da-

malige theatralische Literatur, läßt den praktischen Talenten Iffland's und Kotzebue's, Schröders, Babo's, Zieglers freundlichste Nachsicht widerfahren, da er in der praktischen Bedürftigkeit jeden thatsächlichen Beitrag zu schätzen weiß, sagt von den Komödien-Dichtern Bretzner und Jünger, daß sie einer bequemen Fröhlichkeit anspruchsloses Raum gegeben, ja nennt die vergängliche Lustspiel-Arbeit der Hagemann und Hagemeister doch auch willkommen. „Diese lebendige, sich im Cirkel herumtreibende Masse" — setzt er hinzu — „suchte man mit Shakespeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben," und geht dann auf interessante Geständnisse über seine eigenen dramatischen Sachen ein, Geständnisse, die uns von Wichtigkeit sind, da sie sich auch über sein Verhältniß zur Revolution und seine sonstige Thätigkeit, zum Beispiele über Entstehung des Reinecke Fuchs verbreiten. Man ersieht daraus, wie irrig diejenigen unterrichtet sind, welche ihm eine völlige Gleichgültigkeit gegen den politischen Aufruhr zuschreiben, wie sehr ihm dieser im Gegentheile zu schaffen machte, und wie es nur seinem Naturell nicht gelang, ihm gegenüber eine günstige Stellung zu gewinnen.

Seine ersten dramatischen Arbeiten, der Weltgeschichte angehörig, seien zu sehr in's Breite gegangen, um bühnenhaft zu sein, die letzten, „dem tiefsten inneren Sinne gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gebundenheit wenig Eingang. Indessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste, um dramatisch behandelt zu werden." Hiermit ist der Groß-Cophta gemeint. Glücklicherweise sei Tasso noch abgeschlossen worden, alsdann aber habe die weltgeschichtliche Gegenwart seinen Geist völlig eingenommen, und jener betrügerische Pfuhl hätte zur Oper gemacht werden sollen. Kein froher Geist habe da gewaltet, und er habe ein prosaisches Stück daraus gemacht. Schonungslos erzählt er, daß es einen widerwärtigen Effect hervorgebracht habe. Wie immer gegen die unmittelbare Wirkung seiner Arbeiten gleichgültig, sei er es auch hier geblieben, was ihn innerlich beschäftigte, sei ihm immer noch in dramatischer Gestalt erschienen, die gefährliche Spielerei mit revolutionären Ideen

habe ihm keine Ruhe gelassen, und in ärgerlich gutem Humor habe er den „Bürgergeneral" verfaßt. Auch das habe die „widerwärtigste Wirkung" hervorgebracht, Freunde und Gönner hätten verbreitet, er, Goethe, sei gar nicht der Verfasser. Das Alles habe ihn nicht von dem Thema entfernt, die „Unterhaltungen der Ausgewanderten", das unvollendete Stück „die Aufgeregten", seien lauter Bekenntnisse dessen, was damals in ihm vorgegangen, ja späterhin sei Hermann und Dorothea noch aus derselbigen Quelle geflossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen, und mußte den Abschluß sich und Anderen schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah. Unter solchen Constellationen war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals." —

„Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regenten-Spiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich verträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört."

Zu dieser Arbeit den Hexameter wählend, sah er sich sorglich nach Voß um. Für dessen Luise hatte er stets große Vorliebe, und es war bekannt, wie gern er sein lebendiges Talent des Vorlesens diesem Idyll angedeihen ließ. Dem nachlässigen Hexameter Klopstocks abhold, und auf Herder und Wieland in diesem Punkte nichts gebend, suchte er dem Eutiner Schulherrn das Geheimniß abzulocken, fand aber auch bei diesem nach vollbrachtem Versuche nicht eben viel Anerkennung oder Aufmunterung.

Mit dieser Arbeit sehen wir ihn auf den Schanzkörben vor Mainz. Denn im Frühjahre 1793 war er zur Belagerung dieser Stadt, wie das Jahr vorher in den Champagne-Krieg gezogen. So hätten wir denn in dieser „unheiligen Weltbibel", wie er den Reinecke nennt, im Bürgergeneral, den Aufgeregten und

Ausgewanderten die schriftstellerischen Früchte von 1792 und 93 vor uns.

Darunter sind uns die „Ausgewanderten" die interessanteste Erscheinung. Neben Wilhelm Meister, dessen Anfang sich schon lange bewegte, und dessen Ausarbeitung erst in Zug kommen sollte, bilden sie den Uebergang zu epischer Darstellungsweise. Eine solche, die in Aufregung aller Bereiche der dramatischen nachsteht, und die erschöpfende Lebendigkeit dieser nicht bieten kann, ist gewöhnlich ein Zeichen von Ruhe oder doch von Beruhigung. Beruhigung suchte der Dichter, und so können wir bemerken, daß mit dem Eintritte epischer Form auch seine beängstigte Seele der aufgerührten Welt gegenüber ruhiger und milder wird. Die „Ausgewanderten" bilden auch in Bezug auf diese Scheidung dramatischer und epischer Form den Uebergang: sie leiten sich ein durch Wechselreden, sie beleben sich fortwährend damit, schließen sich damit. Ein Hauptreiz dieses allerliebsten Bändchens steigt noch aus dieser halb dramatischen Lebendigkeit, wo die Erzählenden mit der Erzählung in Verhältniß und Situation verwickelt werden. Reinecke Fuchs zeigte schon die Vorliebe für solche Mischung, konnte indeß als ein nur Nachgebildetes nicht so betont werden, das spätere „Hermann und Dorothea" ist wie ein völliger Sieg epischen Friedens, ein Friede, der mit Goethe's Eigenheit durch dramatische That nicht errungen werden konnte. Die Kraft seiner Dramen beruht darin, daß eine Menschen- und Gedanken-Partie dargestellt wurde, die im Leben und Innern des Dichters durchgekämpft war. Solche Sicherheit lag im Hintergrunde, und auf einem solchen mochte sich nun Feindliches kreuzen und drängen, der ästhetische Punkt einer Nothwendigkeit oder Behaglichkeit blieb ungestört. Wo gab's aber einen solchen für die „Aufgeregten" und den „Bürgergeneral"? Breme und Schnaps waren nur willkürliche und ärmliche Repräsentanten einer Stimmung, die doch so Ungeheures erregte. Das Epos ist bescheidener, es will nicht erschöpfen, nur einen Ausschnitt vorüberführen. Das poetische Glück konnte also dem Dichter keine gesegnetere Form für solche Zeit und für solch eigenes Verhalten zu dieser Zeit bringen.

Und welche unerwartete Reife brach doch aus diesen kleinen Erzählungen! In Kürze enthalten sie alles Wesentliche, was

später weitläuftig mit der Novelle versucht worden ist. Man denkt dabei an den nachfolgenden Tieck, und wie sehr man die geistreiche Anmuth seiner Breite und Manier schätzen mag, man muß es bedauern, daß er die novellistische Poesie nicht in dieser kräftig reizenden Anmuth fortgeführt hat, in dieser gesunden, weit klingenden Anmuth einer Bassompiere'schen Geschichte aus den „Ausgewanderten".

Hat alle Theorie etwas Prägnanteres über Erzählung aufgebracht, als hier in wenig Worten dazwischen spielt? „Jene Erzählungen" — sagt die Baronesse — „machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der „Tausend und Einer Nacht", Eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, Ein Interesse durch das andere verdrängt wird; wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lebenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen, und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich, und so viel Gesinnung als nöthig; die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken." Das sind nun freilich nur Anforderungen einer feinen Dame, und Anforderungen zum Theil ohne Mittel, — aber der eine Kreis, wie klar ist er bezeichnet! Ueber die sogenannte moralische Erzählung heißt es: „Es ist nicht die einzige, die ich erzählen kann, aber alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint." — „Sie zeigt uns, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus

Ueberzeugung eines Beſſeren ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln." Etwas anderes lehre keine, wie verſchieden der Stoff ſei, und die Kunſt könne natürlich nicht geneigt ſein, dieſe Armuth des Motivs und Wendepunktes beſonders zu preiſen.

Dieſe „Unterhaltungen" mit dem angefügten Mährchen wurden bereits für die „Horen" Schillers abgefaßt, und neben dem revolutionairen Andrange der Welt, neben den ſtets regen naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, neben Bekanntſchaft und Umgang mit ausgezeichneten Männern, wie Fr. A. Wolf, wie die Gebrüder Humboldt, neben Beſchäftigung für das Theater, erhebt ſich doch nun die Freundſchaft und das Verhältniß zu Schiller wie ein Alles überragender Zauberberg. Die Stimme dieſes Berges iſt in dem bekannten Briefwechſel aufgezeichnet. Kann es uns näher gelegt ſein, den unſchätzbaren Vortheil zu würdigen, daß unſere erſten Dichter jenen unermeßlichen Weltwechſel durch die Revolution von ſo verſchiedenem Standpunkte betrachten? Daß der Eine, in abſtrakter Kultur aufwachſend, einem Triumphe der Abſtraktion zujauchzt, während der Andere, organiſcher Bildung folgend, ſich entſetzt abwendet, und daß über dieſer Verſchiedenheit ſich eine höhere Brücke würdigſter Freundſchaft wölbt? Wer die Bedingungen und Reſultate dieſer Freundſchaft recht erkennt und ergründet, kann eine Ahnung des Friedens empfinden, welcher für die Parteien unſerer Zeit erwartet wird. Es iſt dieſe Freundſchaft ein Zaubergeſchenk, was uns die Geſchichte verehrt hat, wie Kindern zu Weihnacht ein Buch verehrt wird, in dem ſie erſt leſen lernen, und deſſen Inhalt obenein und ſcheinbar zufällig der gedankliche Mittelpunkt ihres Lebens werden ſoll.

Es iſt bekannt, wie jetzt Alles gemeinſchaftlich unter ihnen ward, wie der Eine den Andern in den Arbeiten förderte. Wilhelm Meiſter ward während dieſer Gemeinſchaft 1795 endlich fertig, nachdem er ſeit dem vorhergehenden Jahre bandweiſe erſchienen, und ſolcherweiſe der Autor zu Fortſetzung und Abſchluß genöthigt war. Auch Fauſt ward wieder vorgenommen bei der vorherrſchenden Abſicht, das Theater zu beleben; „allein, was ich auch that," ſagt Goethe, „ich entfernte ihn mehr vom Theater, als daß ich ihn herangebracht hätte." Neben den Horen entſtand der Muſen-Almanach, Schiller trieb und ermunterte fortwährend, „Alexis und Dorä" — „der neue Pauſias" — „die

Braut von Corinth" — „Gott und Bajadere" entstanden, die „Xenien" erhoben sich mit Tumult. Es war eben die zweite Jugend aufgegangen. Diesen Produktionen auf dem Fuße folgte „Hermann und Dorothea", das im September 96 geschrieben wurde. Der Feldzug in der Champagne und die Scenen von Mainz liegen hier mit ihrem Unheil und ihrer Verwirrung hinter dem Obstgarten, jenseits der Straße; der epische Rahmen rettete den Dichter zu der beseligenden Ruhe dieses köstlichen Gedichtes. Tief empfand er auch diese Hilfe. Er konnte das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen, und diesen Eindruck hatte er bis in die spätesten Jahre.

Auch an die Uebersetzung von Cellini's Selbstbiographie ging er noch 1796, so daß dies als ein besonders ergiebiges Jahr sich auszeichnet. Es war nämlich Freund Meyer wieder nach Italien gegangen, und Goethe beabsichtigte, ihm zu folgen. Dazu machte er Vorstudien und interessirte sich in der Kunstgeschichte von Florenz für Cellini. Diese Reise, welche er im Sommer 1797 antrat, ging indessen nur bis nach der Schweiz, dem rückkehrenden Freunde entgegen. Und hier wurde der Plan zu den „Propyläen" gefaßt, welche das Vaterland in Welt und Gesetz klassischer Kunst dergestalt einführen sollten, daß die großen Fortschritte einer Kunstepoche seit Winkelmann anschaulich würden. Man hat diesem Unternehmen mit allerlei Ungunst offen und heimlich entgegengewirkt, schon beim dritten Hefte gaben es die Herausgeber unwillig auf.

Ehe wir in das fernere Leben des Dichters eingehen, ist noch ein Blick nöthig auf die epische Ausgleichung, welche mit „Wilhelm Meister" und „Hermann und Dorothea" eine so reizende, ja die schönste Höhe Goethe'scher Auffassung erreicht hat. Denn alles spätere Epische nimmt einen andern Maßstab in Anspruch. Das Lehrreiche, das Erklärende überwächst den poetischen Aufschuß. Die „Wanderjahre" zeigen dies am Deutlichsten. Vielleicht war dem alternden Manne die Kraft nicht mehr so geläufig, eine lange Zeit und einen breiten Kreis der unbefangen spielerischen Erfindung hinzugeben. Die Wahlverwandtschaften, worin eine geistreiche Seltsamkeit novellistisch in's Licht gesetzt wird, zeigen, daß die Kraft für eine ausgeführte Partie noch nicht fehlte, daß aber die Hingebung vorsichtiger geworden sei. Eben so spricht

der „Divan" und der zweite „Faust" für die unerschöpfte poetische Fähigkeit, aber auch eben so für die Neigung des Alters, alle Regungen lehrreich in's Enge zu fesseln.

Wilhelm Meister ist ein Spiegel aller Arten und Tendenzen Goethe's, und ein Spiegel so klar und fein geschliffen, so breit und weit zurückstrahlend, wie kein anderer in unserer Literatur. Deshalb wendet sich die parteiische Unzulänglichkeit so oft mißmuthig von ihm ab; deßhalb bleibt er ein Lebensbuch für alle höhere Bildung unserer Nation. Das Thema ist nicht erschöpft, ist nicht zu Ende, sagen die Tadler, Wilhelm ist noch so unsicher und unselbstständig, da ihm Natalie die Hand reicht, als da er im ersten Theile Marianen verließ. Dem ist nicht so. Wilhelm ist nicht sicher und selbstständig, aber er ist es um eine breite Bildung mehr, als da er auftrat. Im Kreise und Verhältnisse, worein sich der Roman begeben, ist der Gang erfüllt, zu dem das Buch sich ausgehoben hat. Wilhelm kann nicht fertig werden, diese Unfertigkeit ist das poetische Fluidum des Romans, was im Leser weiter fließen und streben soll, wie der Ton des Gedichtes in unseren Herzen fortzuklingen hat. Denn was ist das Thema des Meisters? Eine höhere, allgemeine Ausbildung, wie sie aus den wechselnden Menschen, aus der aufsteigenden Geschichte rastlos und immer neu sich gebiert. Sie muß, in's Kunstwerk gefügt, durch feste Umrisse begrenzt sein, und an diesen Umrissen fehlt es nicht. Der bedeutende Menschenkreis um Wilhelm schließt sich deutlich und fest, und umschließt Wilhelm, dies Moment der Bewegung und Strebung, dies Moment des Versuchs, liebevoll mit sicherer Grenze.

Das ist ja der Vortheil eines Kunstwerks in Worten, daß es fortzeugende Bewegung in der Ruhe deutlicher ausdrücken kann, als die Statue. Wäre Wilhelm selbst beendigt, so ginge der Dichter da, wo nur streng irdische Kräfte in Thätigkeit gesetzt sind, über die Aufgabe des romantischen Autors hinaus, das heißt, er ginge hinter dieselbe zurück. Er schlöße den reizenden Bildungsdrang mit einer Trivialität. Denn wo so viele Arme des Verlangens erhoben sind, wie bei Wilhelm, da wäre jede Befriedigung, im Einzelnen noch so schön, eine Trivialität. Der Geschmack ist leicht dadurch getäuscht, daß er den bescheideneren, oft philisterhaft erscheinenden Wilhelm für unwichtiger, leichter zu

befriedigen, für wohlfeiler abzuweisen hält, als er es in Wahrheit ist.

War es nicht stets Goethe'sche Art, oft mit einem Philisterscheine das Außerordentliche vorzutragen, das Gewaltige in den bescheidenen Ausdruck einzuhüllen? So ist auch diese Figur Wilhelm Meister nichts Geringeres, als der naive Goethe selbst in einzelnen Hauptspiegelungen seiner Geschichte. Bescheiden zeichnet er die Fragen und Versuche seines Kunstlebens, seines Bildungsstrebens. Der ganze Wendepunkt Meisters ist der Goethe'sche Wendepunkt in Italien, wo es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt, daß die bildende Kunst nicht sein Beruf ist, und wo er doch mit stiller Freude erkennt, auf diesem falschen Wege eine reiche Bildung beiläufig gefunden zu haben. Meister spielt nur Komödie, und Goethe zeichnet und modellirt. Ja, gebraucht der Dichter nicht am Schlusse des Romans dieselben Worte des Gleichnisses, die er brauchte, da er mit abgeworfenem Irrthum aus Italien kehrte? Es sind die Worte: du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Strebt, und ihr werdet finden, ist die Seele dieses Romans. „Gedenke zu leben" ist die Inschrift im Saale der Vergangenheit. Leben zunächst, absichtsvoll leben, aber ohne der Absicht zu verfallen; den scheinbar fremdartigen Vortheil, der sich bietet, ergreifen; der Geschichte, einem über uns, wenn auch mit uns webenden Organe, einer Gottheit der Bildung, den Abschluß überlassen, und doch thätig auf den Abschluß hin trachten und wirken, — dies ist das Thema Meisters. Wer kann läugnen, daß es von unermeßlichem Einflusse auf unsere Bildung überhaupt und auf unsere Bildung der Schriftstellerei insbesondere geworden ist. In dieser schönsten Prosa, die so anspruchslos und doch so vollwiegend, so einfach und doch so künstlerisch ist, konnte ein gebildetes Publikum den Zauber romantischer Verknüpfungen, den unerschöpflichen Born quellender Lebensweisheit genießen. Das Edelste kam schlicht und so leicht erreichbar entgegen. Daß sich der Roman vorzugsweise an die Schauspielerei lehnt, was der nüchternsten Bildung ein Aergerniß, dies ist der romantischen Staffage und dem lebhaften Kolorit ein großer Vortheil, wenn auch keineswegs Schauspielerei Kern des Buches ist. Wäre solche Frage über darstel-

lende Kunst auch von vorn herein ein Hauptgesichtspunkt gewesen, der Abschluß des Buchs, wie es jetzt vor uns liegt, stellt jene Frage nur als eine Partie hin. Uebrigens war es gewiß ein Glück, daß Goethe, der Theater-Direktor, just diese Welt ausbeutete und zur Bedeutung erhob, er verlieh dem Thema ein so lockendes Leben, daß sich auch Kühnes unter seiner sonst schon rücksichtsvollen Hand schürzen, und daß sich auch die geringere Bildung an dieser Lockung in ernstere Verhältnisse aufhelfen konnte.

So hatte Goethe ein ganzes Reich von Bestrebungen aus früherer und noch wirksamer Lebenszeit im Meister zu einem großen Bilde vereinigt. Umfang und Mannigfaltigkeit der Tendenzen war so groß, daß nur die epische Form sich ihrer bemächtigen konnte. Jetzt, nachdem so viel scheinbar Zerstreutes zusammen gefaßt war, jetzt mochte er wieder behaglich allen Anregungen wissenschaftlicher Forschung nachgeben. Auch Schiller mußte eine Zeit lang Friede geben mit seinen Ansprüchen auf größere That. Der Antheil am Theater erhielt sich auch durch die nächsten Jahre in voller Rüstigkeit. Eine wissenschaftliche Freitagsgesellschaft in Weimar gab Anlaß, alles Naturstudium zur Sprache zu bringen, und Einzelnes fand sich immer, wo die schöpferische Dichtung einen Gewinn aus den Studien zog. Ein solcher ist die „Metamorphose der Pflanzen", welche er 1797 schrieb. Bald darauf beschäftigte er sich mit einer kritischen Behandlung des Zugs der Kinder Israel durch die Wüste.

Jene Reise nach der Schweiz sah den „Junggesell und den Mühlbach" entstehen, und den „Jüngling und die Zigeunerin." Das Trauergedicht „Euphrosine" auf die verstorbene Schauspielerin Christiane Neumann lockte wieder Töne aus einer andern Stimmung, und auf Schillers Andrängen ward der fertige Plan der „Achilleis" zur Bearbeitung vorgenommen. Sicilien und der Einblick in den Homer treten uns aus dem Anfangsbruchstücke entgegen, was in den Werken abgedruckt ist. Auch der Sinn für den strengeren Herameter zeigt sich belohnt durch einzelne Verse von unübertrefflicher Schönheit. Freilich fehlt es auch hier nicht an den leichtesten Trochäen, die später durch Schlegel so nachdrücklich in unserm Herameter getadelt wurden, und denen bei unserer Sprache so schwer zu entgehen ist. Bei

aller Genauigkeit, die ihm sonst eigen, hat im Verse und in der Prosa Goethe doch keineswegs immer diejenige Korrektheit angewendet, die sogar einige Pedanterie heischt und dem Grammatiker unerläßlich scheint. v. Woltmann in seiner „Barbarei der deutschen Literatur", worin er so fein und geschmackvoll richtet, macht mit vieler Grazie und zu großem Nachdrucke darauf aufmerksam, insofern es die besten poetischen Werke Goethe's betrifft; und Adelung in seinem gar beschränkten Verständnisse war über einige Freiheiten der Goethe'schen Prosa sehr ungehalten. Letztere anbetreffend hat Goethe für die Gesammtausgaben mit einer erstaunenswerthen Sorgfalt redigirt, eine Sorgfalt, die das Komma und das „und" nicht ausgeschlossen hat.

Ob die Nichtvollendung der Achilleis eben so zu beklagen sei, wie das Unterlassen manches andern Planes, das wäre eine zu weitläuftige Frage. Der Anschauung, der Form und im Wesentlichen auch dem Stoffe nach gab es eine Nachbildung des Homer, die niemals den selbstständigen Werth und Reiz der Iphigenie gewinnen konnte, weil die Nachbildung auf größere Treue abgesehen war. Sollte dies wirklich für die That eines großen modernen Dichters sehr wünschenswerth sein? Es sieht doch einem Kunststücke ähnlicher als einem Kunstwerke, freilich einem Kunststücke, wozu ein großes Talent erforderlich. Schiller, welcher sehr dazu rieth, war erst an's Studium der Alten gerathen, und das Neue blendet. Der Chorversuch in der Braut von Messina ist ein Zeichen davon. Uebersetzung des Homer, die auf den ersten Anblick rathsamer erschien, zumal das Achilles-Thema ein gedrängtes und nur durch den Homer'schen Hintergrund zu hebendes war, diese Uebersetzung war durch Voß schon begonnen, und Goethe las sie einem auserwählten Kreise mit lebhaft beifälligem Antheile vor. Die Propyläenpläne mit Meyer leiteten ab von der Achilleis, und das Farbeninteresse trat auch wieder mit einem lebhafteren Schwunge ein, „Diderot über die Farben" ward übersetzt und mit Anmerkungen versehen, ja Schiller selbst, dem man Dergleichen sehr fern glauben muß, ward in diese Untersuchung gezogen. Goethe schreibt ihm sogar die Entscheidung über eine vielbedachte Frage zu. Es war die Frage, warum gewisse Menschen die Farben verwechseln. Schiller entschied, daß solchen Menschen die Erkenntniß des Blauen fehle.

Einleuchtender finden wir, daß Schiller, wie man Windrosen hat, eine Temperamentenrose mit erfinden half.

Um jene Zeit, 1798, hatte Goethe dicht bei Wielands Oßmannstädt auch ein Landgut gekauft in Roßla, und versuchte auch diese Lebensart, welche freilich weder ihm noch jenem, solchen Weltmenschen, wie er meint, lange ausreichen konnte. 1799 wird Schillers Wallenstein aufgeführt, und sie beginnen jene dramatische Sammlung, wovon bei Schiller die Rede war. Goethe übersetzt dazu Mahomet und das folgende Jahr Tancred.

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregen den Plan der natürlichen Tochter. Varnhagen hat über jene Dame und eine Begegnung derselben mit Goethe in seinen „Denkwürdigkeiten" einen besondern Artikel mitgetheilt. Goethe's natürliche Tochter ist die letzte Gabe, welche er dem Weh über die Revolution widmet, und die, in einer unerwartet andern Weise, das Mißgeschick erfährt, was seinen Revolutionsdramen anderer Art begegnet war. Eben weil er ein abstrakt Lebendiges, aber doch nun lebendig Gewordenes und Gebreitetes, nur mit abstrakten Hilfsmitteln, bekämpfen konnte, und weil diese bei seiner poetischen Produktion nur untergeordnet wirkten, fand er kein Gelingen bei immer erneutem Versuche im Drama, wo dies Thema als Lebensinteresse wogen und tragen sollte. Die Verhältnisse und Personen gleichen mitunter täuschend den Verhältnissen und Personen Frankreichs. Der König ist Ludwig XIV., und der erste Akt enthält allen schwarzen Schatten, den eine revolutionäre Zeit auf die Höhen wirft; alle Majestät und Demuth, die aus der Welt verschwunden scheint, fordert und gibt hier ihren Tribut. Vielleicht hat schon dieser Eingang dem Stücke jenes gemessene und kühle Wesen zugeführt, daß es in der Meinung unseres Publikums stets mit den wenig Worten eines Kritikers bezeichnet wird, es sei glatt und schön, aber auch kalt wie Marmor. Der Sohn des Herzogs, welcher in dem fertig gewordenen ersten Theile nicht zum Vorschein kommt, sondern nur wie das Unglück durch Andeutung und That der Seinigen einwirkt, dieser Sohn gleicht vielfach jenem Egalité des Hauses Orleans, und wäre die Anlage einer Trilogie ausgeführt worden, so hätte sich wohl noch manches Bekannte gezeigt. Dem Interesse des Stücks konnte das nur förderlich sein, denn auch

hier tritt König, Herzog, Graf namenlos auf, Repräsentant eines Schemas, und dadurch farblos gemacht. Auch stand wohl für den zweiten und dritten Theil lebhaftere Handlung zu erwarten, und der jetzt vorliegende, der sich alsdann nur für eine Exposition gab, hätte auch sogleich einen andern Eindruck gemacht. Denn bei einer Vollkommenheit der Form, die wie in Alabaster die edelsten und zartesten Gedanken ausgearbeitet trägt, läugnet man sich doch nicht, daß für fünf Akte allzuwenig geschieht, daß die Erhebung des Eindrucks und Ausdrucks in künstlerisches Recht allzu weit sich ausdehnt, wenn ein ganzer Akt nur die Klage eines Vaters gibt. Der Aufmerksame wird des Dichters Absicht nicht verkennen, er wird fühlen, daß ein Verbergen grober Handlung, daß ein Hemmniß, welches durch unscheinbare Grenzen hervorgebracht wird, an die edelste Art des Sophokles erinnert, und eine vornehme Welt des Sinnes auf dem Grunde zeigt, eines Sinnes, der von zarten Linien mehr gefesselt wird als der gemeine Sinn durch eherne Bande. Aber es ist nicht hinreichend, daß man nicht verkenne. Man denkt an den guten Ton, der etwas schätzenswerthes, aber nur etwas negatives ist.

Von dieser Eugenie datirt man gern eine neue Epoche in Goethe's Schrift, die man neben der genialen und neben der schönen die elegante nennt. In Betreff der Zeit ist zu merken, daß dieses 1799 begonnene Stück erst 1803 in seinem ersten Theile abgeschlossen wurde. Eine Seite des Geheimnisses, daß diese Eugenie so kühl und bei ihrer großen Bedeutsamkeit so uninteressant anmuthet, findet sich in ein Paar Worten Goethe's angedeutet. Er sagt da, das Ganze sei ihm vollkommen gegenwärtig gewesen, und so habe er sich mit großer Ausführlichkeit auf jeden einzelnen Punkt koncentriren können. Daraus ist allerdings die Vollkommenheit im Einzelnen, und der Tod im Ganzen entsprungen. Es fehlt an Licht und Schatten, da Alles bedeutsam, Alles Licht sein will.

Jenes Jahr 1799 sieht ihn auch theilnehmend für Schelling und dessen beginnende Naturphilosophie. Ueberhaupt spricht er auch in seinen Nachrichten über sich und die damalige Epoche wie von einem, der moderner Philosophie ganz zugethan ist, und der sich darin streng von Herder und Wieland, den Bekämpfern derselben, scheide. Er wohnte den Sommer 1799 in einem Gar-

tenhause. Dort betrachtet er durch ein Spiegel-Teleskop einen ganzen Mondwechsel. Ein großes Naturgedicht schwebte ihm vor der Seele, was im Keim verblieben ist, wie das Epos Wilhelm Tell, dem er eine Zeit lang nachdachte. Tell und Geßler waren durchaus realistisch, zum Theil humoristisch angelegt, und das höhere sittliche Moment den sonstigen Schweizerführern überlassen. Er erzählte Schiller davon, und erregte dessen Schauspielplan, welchen dieser, rasch zur That, wie er war, zu Goethe's Freude in's Werk setzte. Goethe sagt sehr liebenswürdig, er hätte ihm dies Thema wie das der „Kraniche des Ibycus" sehr gern überlassen, da es ihm den Reiz der Neuheit bereits eingebüßt, daß Schiller alles vollkommen angehöre und dieser ihm nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig sei, als die einfache Legende hätte gewähren können.

Dies ist auch die Zeit, der Ausgang des Jahrhunderts, wo sich ihm die Romantiker verehrungsvoll und aufmerksam nähern. Wilhelm Schlegel entwickelt ihm seine Pläne, Tieck liest ihm die Genoveva vor. Den Widersacher Kotzebue hatten sie denn bald auch in den nächsten Jahren gemeinsam.

In Jena ward eben noch mit dem scheidenden Jahrhunderte die erste Gemälde-Ausstellung, besonders auf Goethe's Zuthun, veranstaltet. Die Preisaufgaben zu stellen, die Arbeiten zu prüfen und zu ordnen, Lob und Tadel auf Grundsätze zu führen, das gab lebhafte Beschäftigung. Damit und mit den Naturstudien betheiligt, verbrachte er wohl die Hälfte des Jahrs 1800 in Jena, und zog sich im feucht gelegenen herzoglichen Schlosse dort eine heftige Krankheit zu. Die nächste Zeit, vor Ausbruch derselben, hatte „Palaeophron und Neoterpe" gebracht, was zum Geburtstage der Herzogin Amalie aufgeführt wurde. Mit Schiller waren die Repertoir-Bestrebungen fortgesetzt, und für den Damen-Kalender war das Stück „die guten Frauen" verfaßt worden. Er nennt es selbst nur einen geselligen Scherz.

Im Genesen übersetzt er zur Erholung „Theophrast von den Farben", und nimmt außer der Eugenie auch den Faust wieder vor. Das Frühjahr wird auf dem Gute in Roßla verbracht, wo er außer Besuchen und kleinen Festen mit Parkanlagen die bildenden Kräfte übt, ein ästhetischer Bereich, den er für die nähere Umgebung Weimars öfters bedacht hatte. Dann wird zu

völliger Herstellung eine Reise nach Pyrmont unternommen. Auf der zweimaligen Durchreise sieht er sich in Göttingen lebhaft begrüßt, und benutzt eine Zeit lang die dortige Bibliothek, um den historischen Theil der Farbenlehre zu ergänzen. Dort in Göttingen näherte sich ihm auch der junge Arnim.

Im Jahre 1802 werden die Diatriben Kotzebue's immer dreister. Um Goethe zu demüthigen, schiebt er Schiller als den zu Preisenden vor, und veranstaltet eine solenne Krönung der Schillerbüste. Schiller liebte Dergleichen selbst nicht, und Goethe mit den Notabilitäten zeigte sich nicht bereitwillig, das nöthige Rüstzeug verabfolgen zu lassen. So kam die Sache in's Stecken, und gab heftige Nachrede. Für Goethe's Ruf und Geselligkeit war dies nicht ohne Folge: ein Picknik in seinem Hause, was manches schöne Lied geweckt hätte, zum Beispiele: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie," erreichte hierdurch auch seine Endschaft. Es folgten so ruhige Studien in der Lebensvarie, daß er Alles ungestört reifen ließ, und daß vielleicht deshalb Manches überreifte. Der Theaterbau in Lauchstädt erhielt seinen großen Antheil Zeit, und zur Einweihung des Theaters ward das einzige kleine Produkt dieses Jahres, „das Versprich" geschrieben. Von Lauchstädt aus war Goethe's Verkehr mit Fr. Aug. Wolf am Lebhaftesten. Die wichtigsten Briefe dieses Verkehrs sind in Laube's Reisenovellen abgedruckt. Auch mit Voß, der nach Jena gekommen, gab es ein freundliches Verhältniß. Goethe hat dessen nüchterne, realistische Art stets mit Vorliebe beurtheilt. Die Symptome der Ueberschwenglichkeit, welche sich bei den Romantikern besonders in der Kunstkritik, in den Phrasen des Klosterbruders zeigen, hielt er schon damals von sich, wenn er auch die Entdeckung Calderons und Calderon'scher Schönheiten mit Antheil sah.

Für das Theater selbst gab es durch die Ankunft zweier jungen Leute, Wolf und Grüner, die einen höheren Trieb des Lernens zeigten, eine neue Anregung. Mit Wolf vorzüglich, dem später berühmten, trieb Goethe theatralische Didaskalien, so daß sich eine förmliche Schauspiel-Grammatik bildet, welche gemeint ist, wenn man in Erwähnung Wolfs von einer Goethe'schen Theaterschule spricht. Die oben berührten Grundsätze eines höheren und doch nicht gerade deklamirten Vortrags sind die Basis derselben. Ihnen gemäß wird der nun fertige erste Theil der

„natürlichen Tochter“ aufgeführt, und, wie Goethe erzählt, von vielen Seiten, wo man die tiefere Absicht erkannte und billigte, freundlich empfangen. Der zweite Theil sollte in Eugeniens neuem Verhältnisse auf dem Landgute bei der Seestadt, der dritte in der Hauptstadt im Tumulte spielen, unter welchem auch das Sonett der ersten Abtheilung gefunden wurde. Der Goethe'sche Aberglaube indeß, vor Vollendung zerstöre man wie beim Schatzheben das Glück der That, wenn man sich äußere, fiel darauf, und das Stück blieb liegen. „Die geliebten Scenen der Folge“ — sagt er — „besuchten mich nur manchmal wie unstäte Gespenster, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.“

Zunächst nahm die Universität Jena alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch: es ereigneten sich die Scenen, wodurch Fichte's Weggang herbeigeführt wurde, andere Lehrer wie Schelling und Paulus gingen ebenfalls, wenn auch nicht augenblicks, doch bald darauf, und das Bedenklichste kündigte sich in Betreff der Literaturzeitung an, die nach Halle auswandern sollte. Kühnen Muthes kündigte Goethe an, daß eine neue an die Stelle treten werde, und diese Gründung aus dem Stegreife erforderte denn die entschlossenste Thätigkeit. Riemer kehrte damals im Goethe'schen Hause ein, Zelter schloß sich an, Benjamin Constant, Frau v. Staël machten einen längeren Besuch.

Ueber die Staël ist eine Schilderung übrig, die Schiller brieflich an Goethe gab, und welcher Goethe völlig beistimmt.

„Frau v. Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon konstruirt haben werden; es ist alles aus einem Stück, und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr. Dieß macht, daß man sich, trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein, und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts

für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen Paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können." Goethe ward etwas mehr von der Zudringlichkeit und schematisirenden Redseligkeit verletzt, dennoch versagt er ihr ebenfalls nicht manches Lob, und preist ihr Werk über Deutschland schon darum, weil es als ein „mächtiges Rüstzeug anzusehen sei, in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, eine mächtige Lücke zu brechen," und große Völker einander zu nähern.

Im Jahre 1804 schrieb Goethe die Charakteristik Winkelmanns, und Fr. Aug. Wolf, Meyer und Fernow wurden dazu befragt. Alle Eigenschaft, alle Beziehung ist bedacht, geprüft und erwähnt, das Ganze, wie ein Schema, wie eine Abhandlung aussehend, ist nicht nur von größter Reife, sondern auch von innerlichster Lebendigkeit. Der schon bejahrte, oft so vorsichtige Herr zeigte sich auch keineswegs geneigt, da, wo es galt, irgend ein Bedenkliches zu verschweigen. Ueber den „heidnischen" Sinn Winkelmanns, und über Vorzüge, die nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien, spricht er mit kühlster Unbefangenheit, und wird eine „unverwüstliche Gesundheit" darin gewahr.

Dieser Arbeit folgt die Uebersetzung des Diderot'schen Manuscripts „Rameau's Neffe", was ihm Schiller sendet. So wie Goethe alljährlich gern wieder etwas von Molière las, so gehörte Diderot zu seinen entschiedensten Lieblingen französischer Schriftsteller. Höchlich ergötzte ihn die lebhafte, frech und verwegene, unsittlich-sittliche, stets geistreiche Darstellung dieses Manuscripts, wie Wenig sie ihm auch selbst eigen war. Er ging mit Lust an die Uebertragung, die denn auch eine ganz vorzügliche geworden ist. Man liest die Conversation jener Franzosen

noch heute mit dem lebendigsten Genusse. Diese thatsächliche Schätzung, welche Goethe so bereitwillig einem Talente angedeihen ließ, was ihm dergestalt heterogen war, mögen die Goethianer strenger Observanz nicht übersehen, und nicht bloß im Goethe'schen Ausdrucke das Preiswürdige suchen.

Das Jahr 1804 schließt mit der Bearbeitung Götzens für die Bühne, und es bricht 1805 herauf, wo er und Schiller kränkeln, und Schiller ihm und uns entrissen wird. Kränkelnd begegnen sich beide noch einmal auf der Straße, Schiller will in's Theater gehen, und Goethe sagt ihm an der Schiller'schen Hausthüre noch einmal guten Abend. Es war das letzte Mal, er hat ihn nicht wieder gesehen. Selbst krank, da Schiller vom Tode übereilt wurde, blieb ihm von der bestürzten Umgebung der Hintritt des Freundes eine Zeit lang verschwiegen. Wie ein Donnerschlag fiel die Nachricht auf ihn; aber er ermannte sich schnell: dem Tode zum Trotz sollte die Unterhaltung mit dem Freunde fortgesetzt werden, und solchergestalt sollte der Freund nicht gestorben sein. Das hielt ihn wunderbar aufrecht. Es war die Abfassung des Schiller'schen Demetrius, an die er stracks gehen wollte. Bis in das Kleinste hatte er mit Schiller den Plan durchgesprochen, die That schien ihm leicht und das würdigste Monument. Erst als dies nicht zu Stande kam, brach der Schmerz über den Verlust heftig hervor.

Aber das Leben macht seine Rechte geltend. Ein anderer Freund, Fr. Aug. Wolf von Halle, traf zum Besuche ein wie ein Engel, warf, ein energischer Mann, das Interesse auf anderen Stoff und half durch mächtige Bewegung über den niederschlagenden Eindruck hinweg. Aus seiner genialen philologischen Bildung ergab sich eine wichtige und spannende Kontroverse. Er hielt nämlich und achtete allein für „geschichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen sei"; während die Weimar'schen Freunde natürlich auch in Kunstresten geschichtliche Hilfsmittel sahen. Dies gab eine „aufgeregte Munterkeit, eine heftige Heiterkeit, die kein Stillstehen duldete", auch kein Stillstehen bei gerechtem Weh. Goethe besuchte dann auch Wolf in Halle, und der lebhafteste Austausch ward fortgesetzt. Dr. Gall, der nach Weimar kommt, und dem Goethe gar nicht abgeneigt

ist, verflicht rasch in ein neues Interesse. Eine Fahrt nach Helmstädt zu dem wunderlichen Polyhistor und Geheimnißkrämer Beireis vollendet die Ablenkung von fesselndem Schmerze. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Gleims verlassenes Haus besucht, und des wackeren Mannes in Liebe und Ehre gedacht.

1806 ging Goethe an eine neue Ausgabe seiner Werke, und da ward auch Faust in seiner fragmentarischen Gestalt so eingerichtet und zum Druck gegeben, wie er uns vor Abdruck des Goethe'schen Nachlasses bekannt war. Die Wirkung dieses Buches fällt also erst in das erste Jahrzehent unsers Jahrhunderts, obwohl der Ursprung desselben bis in die Studentenzeit Goethe's, also über 40 Jahre weiter, zurückgeht. Wie wichtig der Eindruck gewesen, zeigt uns eine Schrift Schellings, die bald nach Erscheinung des Faust vom philosophischen Standpunkte die Aufmerksamkeit darauf richtet.

Bei aller Sorgfalt der Redaktion blieb Goethe auch für diese, wie für jede spätere Gesammt-Ausgabe, dem Grundsatze treu, nichts Bedeutendes oder doch nicht auf eine bedeutende Weise zu ändern. Jetzt ging er auch ernstlich an die Zusammenstellung des Buchs über Farbenlehre, was so lange vorbereitet war, und nun erst zur Erscheinung angeschickt wurde.

Der berühmte Maler Hackert, der ihm in Italien so freundlich und hilfreich gewesen war, stirbt, Goethe erhält nach des Verstorbenen Anordnung den Nachlaß, und schreibt Hackerts Leben im Auszuge für das Morgenblatt. Dieser Auszug ward dann, als die Hilfsmittel vollständig beschafft waren, zu dem großen Artikel „Philipp Hackert" ausgedehnt, welcher neben Winkelmann den 37sten Band der Werke bildet. So wie alle Ansicht der Kunst in Goethe's zweiter Lebenshälfte, so datiren zwei Drittheile aller schriftstellerischen Thätigkeit von dem Aufenthalte in Italien, der Bezug mag noch so unscheinbar sich verbergen. Die italienische Reise bleibt nach allen Seiten hin der größte Wendepunkt in Goethe's Leben.

Zur Sommerszeit finden wir von etwa 1806 an Goethe regelmäßig in den böhmischen Bädern, besonders in Karlsbad, und da der Aufenthalt sich meist auf mehrere Monate ausdehnt, so wird Böhmen fast eine zweite Heimath des Dichters, oder vielmehr des Naturforschers. Denn besonders die reichhaltige

Erdnatur des Landes interessirt ihn. Ein langer Aufenthalt in Karlsbad 1807 war gesegnet durch viele kleine Novellen, um die dann später das etwas spröde rauschende Band der „Wanderjahre" geschlungen wird. Dazu drängen sich auch die „Wahlverwandtschaften", die zuerst nur in kleinerer Gestalt an's Licht wollten. Davon haben sie auch jetzt noch den Charakter der Novelle, wie ihn die jetzige Zeit definirt, als einer Begebenheit, eines Ereignisses, einer Schilderung, die sich um ein hervorstechendes Moment gruppirt, und wobei nicht wie beim Romane eine weit umgreifende Entwickelung beabsichtigt ist.

Goethe indessen nennt dies im Sommer 1809 fertig gewordene Buch noch einen Roman. In Bezug auf sich selbst sagt er darüber: „Niemand verkennt an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet."

Wie er zum Anstoße rein poetischer Hoffnungen den Naturgesetzen eifrigst nachtrachtete, davon zeigte sich in diesem Buche plötzlich eine Anwendung auf den Menschen, und eine poetische Ausbeute, die alles Publikum wie ein Wunder überraschte. Der Vorwurf gegen Goethe's Liebhabereien schwieg bestürzt, und suchte sich nur allmählig dadurch wieder zu kräftigen, daß ja hier eben, wie bei aller eigensinnigen Liebhaberei, nur ein barockes Verhältniß aufgegriffen wäre. Aber auch diese Behauptung fühlte sich gedämpft, weil der sonderbare Naturanlaß so fein und innig mit allgemeiner Menschenart zusammenging, weil das Bizarre sich so reich und wahr in die einfachste Menschlichkeit verlor, und mehr wie eine geistreiche Veranlassung erschien, als wie ein dogmatischer Kern und Mittelpunkt. Auch andere Einwürfe wurden mißlich. Einzelne Breite und Dehnung, wo das einfache Verhältniß nach Goethe'schem Ausdrucke retardirt werden mußte, war stets an Goethe zu bemerken, und war denen werth, die in seiner beiläufigen und nur seitwärts eingreifenden Nebenunterhaltung gern das Bedeutende heraussuchten. Daß er lieber unterrichtete, als täuschte, daß die romantische Täuschung seinem dichterischen Genius mehr entschlüpfte, als daß sie seiner Absicht stets vor Augen gewesen wäre, — das war dem Kenner nichts Neues. Man wird noch heute unter den Verehrern Goethe's eine sehr würdige Schaar derer finden, denen das roman-

tische Ereigniß nur durch die Bedeutung Werth hat, welche der Autor gedanklich daraus spinnt. Das Ereigniß an sich ist ihnen todt, sie bescheiden sich, daß Goethe Walter Scott sehr gerne gelesen habe, ihnen ist solcher Reiz unbekannt, ihnen erscheint es nicht nüchtern, wenn ein Roman mit den Worten anfängt: „Eduard — so nennen wir einen reichen Baron", — wenn der Dichter die Illusion dadurch zerstört, daß er Willkür zeigt, und der Sache den Zauber unumstößlicher Geschicklichkeit sprachselig entreißt. Man wies mit Stolz zurück, daß dergleichen Merkmal, und ein Namensgeschmack, der einen Vermittler im Romane Mittler nennt, daß ferner ein umständliches Verweilen bei Handwerk und Gärtner von wachsendem Alter des Dichters zeuge. Und mit Recht wies man es zurück. Das Wesentliche des Buches zeugt von der ewigen Jugend des Gottes, der im Dichter lebt. Wem bleiben die so vortrefflich nüancirten Figuren des Romans, die natürlich herbeigeleiteten Vorfälle und Katastrophen nicht unauslöschlich im Gedächtnisse? Zum Zeichen, daß man etwas tief Aechtes vor Augen gehabt, und daß es meisterhaft vor Augen gestellt worden sei. Wem hat der unübertrefflich geschilderte Ausgang nicht warme schöne Thränen gebracht? Und so ist auch dies Buch des sechszigjährigen Autors so tief und mächtig in's Interesse des Publikums gegangen, wie einst der Werther des zwanzigjährigen; ein glänzender Beweis, daß die bewegende Kraft des Dichters tief wie ein langes Menschenleben, und ungeschwächt wie der Quell des Urgebirges sei. Des anmuthigen Vortrags nicht zu gedenken, den man von der sparsamen Zurückhaltung des rücksichtsvollen Ministers nicht erwartet hatte. Wie die Aster die Hauptblume des Buches, so lächelt über das Ganze eine Herbstfrische gediegenster Art.

So waren auch die andern sich zudrängenden Geschichten ein erquicklicher Beweis, daß die Goethe'sche Kraft lächelnd über die literarhistorische Eintheilung in Epochen hinweg schreite. Die verschweigende Art der eleganten Epoche, worein ihn das Schema seit Ende des vorigen Jahrhunderts setzt, bleibt bei dieser Erzählungsweise im Hintergrunde. Goethe zeigt, daß ihm auch der frühere naive Ausdruck noch im Herzen liege, und daß dieser wohl gemildert und zugemessen werden könne durch ein vorherrschend formelles Prinzip, aber nicht verdichtet. Gibt es da-

für einen stolzeren Beweis, als die Abfassung der Biographie, welche in den Jahren 1811, 12 und 14 mit den ersten drei Bänden vor dem Publikum erscheint?

Vorher noch, in's Jahr 1810, achtzehn Jahre nach Innewerden des uralten Irrthums, wird die Farbenlehre im Druck vollendet, und vom Publikum wie von der betreffenden Wissenschaft mit allergrößter Gleichgültigkeit aufgenommen. Beide Theile zucken die Achsel über Dilettantismus, und hätten jeden anderen Autor irre gemacht, der nicht wie Goethe gleichgültig gewesen wäre über den nächsten Eindruck seiner schriftstellerischen That. Zu den ersten, welche ihm, dem unerschüttert Beharrlichen, beistimmten, gehörten die neuen Philosophen; Schelling begrüßte schon 1801 mit vollem Enthusiasmus Goethe's antinewton'sche Ansicht, Hegel billigte und pries sie nicht minder, und nach diesem ein Hegel'scher Anhänger, Henning, welchem Goethe die Ausbreitung des neuen Gesetzes, wie eine Aufgabe für die Heiden, übertrug.

Als man später zu gerechterer Würdigung der Goethe'schen Naturansicht kam, ergab sich wohl auch das Extrem von dem Vorigen, und manche nüchterne Natur, die durchaus die Fähigkeiten des Menschen klassifiziren muß, ward durchaus der Meinung, der Naturforscher Goethe sei viel größer gewesen, als der Dichter, und das Würdigste des Mannes sei von der Nation niedriger geachtet worden. Wir haben auf chronologischem Wege freilich gesehen, daß sich schon in früher Jugend ohne Natur-Studium Dichtungstrieb entwickelt habe, und müssen auch gegen diese Einseitigkeit Einspruch thun. Dabei soll nicht geläugnet werden, daß bei späterer Ausbildung just die Theorie der Erscheinung in der Natur zurück gewirkt habe auf die künstlerische Theorie und Praxis. Und so soll es sein. Wer Naturell, Natur-Kenntniß und angeeigneten künstlerischen Geschmack harmonisch in sich zur That bringt, der mag etwas von Goethe'scher Art erschaffen.

Hier ist nun der Ort, das Innere dieses Goethe'schen Theiles in den Hauptpunkten darzustellen. Die Farbenlehre Goethe's beruht auf dem Begriffe vom Mittel, durch welches wir zur Anschauung des Urphänomens gelangen. Dies Mittel ist das Trübe; und darüber schied er sich von der bis dahin ganzbaren

Erklärungsweise, welche starr an dem durch Newton gegebenen Standpunkt haftete. Wie gründlich er den Umfang dieser Frage durch die ganze Geschichte erschöpft hat, ist in seiner Geschichte der Farbenlehre zu ersehen, die von den ersten Anfängen menschlichen Kenntnißstrebens herab bis auf die neueste Hypothese allen Gang spekulativer Wissenschaft schildert, wie er sich in Hauptmaximen und in Bezug auf Naturgesetze verhält.

Alles universelle Streben nach Wissenschaft, also auch Gang und Mittel der philosophischen Folge, wird hiebei von den Pythagoräern herab im Wesentlichen berührt, und solcher Gestalt eine Geschichte des Naturstudiums gegeben, durchgeistet von allen Maximen und Sistemen der philosophischen Forschung, wie in keiner Literatur für einen so speciellen Zweck zu finden ist. Natürlich haftet sie von Anfang des zweiten Theiles nachdrücklich auf Newton, als dem Feinde, zu dessen Bekämpfung all diese hüterischen Massen bewegt sind, und besonders auf dessen „dritter Bedingung", wornach die Grenzen des Hellen und Dunkeln nichts zur Erscheinung beitrügen, während Goethe behauptet, daß eben die Grenzen ganz allein die Farbenerscheinungen hervor bringen, und daß es falsch sei, zu sagen, die Farbe sei dem Licht angeboren, und die Farben in ihren specifischen Zuständen seien sogar in dem Lichte als ursprüngliche Lichter enthalten.

Der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges bildet bei Goethe die Farbe. Der Raum ist durchscheinend, und gibt den Begriff des Trüben. Das Licht erscheint gelb, wenn das Medium, wohindurch es gesehen wird, nur wenig trübe ist; gelbroth, wenn die Trübung steigt; roth, wenn noch mehr. Die Finsterniß, durch ein erhelltes Mittel gesehen, ist blau, — so der Aether, — je trüber die Finsterniß, desto heller blau; violett, wenn die Trübung am Geringsten.

Zunächst am Licht also gelb, also die Sonne, durch das Medium der Trübe, der Dünste, zu uns kommend; zunächst am Dunkeln blau, — Beides gemischt gibt Grün, die Grundfarbe der Erdnatur.

Goethe betrachtete nun die Farben physiologisch (subjektiv), physisch (durch Mittel entstehend), und chemisch (an den Stoffen haftend). Hier beim Chemischen entwickelte sich die Lehre von den geforderten Farben, die sich gegenseitig bedingen und hervor-

rufen im Auge, das Grundgesetz von der Farbenharmonie. Dies muß denn auch eine Basis für den Geschmack, Erscheinungen gegenüber, werden.

Phänomene ganz unbefangen, ohne vorhergehendes System aufzufassen, war die Seele dieser Entdeckung gewesen, wie es ihm der Sittennatur gegenüber von Jugend auf Richtschnur gewesen war. Darin liegt seine große Macht, wirklich universell auf eine neue Poesie vorzubereiten.

Für die Pflanzenwelt leitete es ihn auf die Urpflanze und die Metamorphose der Pflanzen. In der Breite ruht ihm da das Gesetz des Stetigen, in der Höhe das des Schwankenden und Individuellen.

Nun ging er zum Menschen, und suchte auch hier den Urtypus. Die Geschlechter, die Thierklassen vereinzeln ihn, und eben so die Bedingungen des Individuums. Letzteres ist in der Morphologie, in der Gestaltlehre, der Lehre organischer Umbildung im Individuum, ausgeführt. Der Grundgedanke ist, wie aller Prozeß, der der Theilung und der der Annahme und Steigerung nach Einheit hindrängt. Der Specifikationstrieb, Trieb der Vereinzelung, welcher scheinbar entgegenwirkt, geht nur auf größere Mannigfaltigkeit und Ausbreitung, und ist nur ein Durchgang, kein Ende. Es entspräche dies der Ansicht, welche in vorliegendem Buche als historisch-poetischer Prozeß geschildert ist. — Durch organische Annahme und specifische Theilung hindurch geht das polarische Gesetz der Anziehung oder Steigerung und Abstoßung, und fesselt zu weiterer Durchdringung die in's Mannigfache getheilte Einheit. Man verfolge dies von der Pflanze zum Insekt, zum Thier, zum menschlichen Körper, zum höheren Menschwesen.

Es wäre nach alle dem nicht schwer nachzuweisen, wie solches Studium auch dem Dichter zu allgemeinster und wichtigster Folgerung gedeihen konnte. Und doch soll man einem so eigenen Geiste gegenüber mit der Folgerung vorsichtig sein. Im ersten Theile der Wanderjahre, wo Jarno im Gebirge Steine sucht, findet sich ein Gespräch mit Wilhelm, was sich über solche Beschäftigung ganz eigenthümlich ausläßt. „Was nützt", — heißt es da, — „ist nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein

selbst willen studiren. — Der Beste, wenn er Eins thut, thut er Alles — in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird."

Für den letzten Abschnitt des Goethe'schen Lebens sind die Hauptpunkte: der Gewinn des „westöstlichen Divan", die Zusammenstellung der Wanderjahre, die Herausgabe von „Kunst und Alterthum", lebhafte Theilnahme an auswärtiger Literatur, und dieser gemäß die immer ausgebildetere Idee einer Welt-Literatur, endlich der Abschluß des Faust.

Durch die Stürme der Zeit ließ er sich bekanntlich in literarischer Beschäftigung nicht stören. „Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich" — sagt er — „eigensinnig auf das Entfernteste." So studirte er die Geschichte des chinesischen Reiches, und schrieb einen Exileg zu Esser in der Zeit, da die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde. Die Wendung Goethe's nach dem Oriente hatte die glücklichsten Folgen: außer dem Erwachen des Eximenides und dem Redigiren der italienischen Reise betrachtet und schafft sein Sinn in den Jahren 1813, 14 und 15 unaufhörlich nach der orientalischen Richtung. Hammers Hafis hat ihm den Anstoß gegeben, Jones, Eichhorn, Diez wurden studirt, Reisende wurden durchgeforscht, und so lebte er sich dergestalt in Zustand, Wunsch und Gesinnung der Orientalen ein, daß er in ihrem Sinne dichten, und jenes überraschende Buch: „westöstlicher Divan", hervorbringen konnte, worin die verschiedenen Zonen sich nicht nur in einander spiegeln, sondern in Kuß und Ehe eine bis daher unbekannte westöstliche Welt, ein schönes Kind poetischen Beistandes, erzeugen. Alte Gegensätze sind vereinigt in weisem Genusse eines dichterischen Herzens, die getrennten Offenbarungen sind in heiterer Lebensweisheit verbunden. Dies poetische Buch war eine Erfindung von weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit, und ward darin und in seinem Ausdrucke ein unversiegbarer Segen für unsere dichterische Literatur. So gesund und so lieblich, so derb und so kräftig, und immer reizend entäußert sich Goethe darin aller poetischen Terminologie, — die geläufige und darum oft schon übertriebene Ausdrucks- und Begriffswelt

der Poesie sieht sich plötzlich hintangesetzt, an der Stelle des oft schwankenden idealen Winkes zeigt sich die reife, feste Bemerkung. Und darum sehen wir, daß der Hauptdichter neuester Zeit, Heinrich Heine, sich am Tiefsten in diese Divanesfrucht gesogen. Will man Heine's Verse historisch geboren sehen, so gehe man zu Goethe's Divan. Nicht daß dies gegen Originalität gesagt sei, just die originale Ueberraschung ist neuerdings keinem Autor so gelungen, und mit Recht so gelungen, als Heine. Aber dies ist ja Reiz und unschätzbares Wesen der Geschichte, daß Alles verbunden ist. Dieser Divan ist eben ganz in Goethe'scher Art, die milde Darbringung einer neuen Anschauungswelt, die milde Darbringung, woran die Zukunft ihre Kräfte üben möge. Die Zukunft that's auf geniale Art in Heine: er ging den nächsten großen Schritt weiter, nicht bloß milde und schonend, sondern muthig und scharf die verborgenen Gegensätze hervor zu ziehen, sie einander wirklich gegenüber zu stellen, und so aus unerhörtem Verhältnisse einen unerhörten Ton zu wecken, der eine neue Verkündigung für Herz und Geist wurde.

Die Beziehung zur Zeit war also auch in Wahrheit nicht so abgelegen, da sich Goethe von den Stürmen seiner Zeit nach dem entlegenen Orient wandte. Er that es nicht um abstruser Studien willen. Er studirt Zustände, die Glück gebracht, er will eines Marks, von diesem Glücke auch für sich und seine Nation theilhaftig werden, seine Nation in so stürmischem Drange bedarf dessen mehr, als je. Der Band: „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnisse des westöstlichen Divans", worin die Studien auf eine unübertreffliche Weise ausgearbeitet sind, dieser Band scheint von den Gegnern Goethe'scher Art nachlässig oder gern übersehen zu werden. Wenn es denn sein mußte, so konnten sie darin auch erblicken, wie geflissentlich sich Goethe auch in die orientalischen Staatsverhältnisse eingetaucht, wie er Parallelen und Folgerungen für die Aufmerksamkeit an mehreren Orten niedergelegt, oder doch angedeutet habe. Dahin gehört folgende Stelle: „Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existire. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bei der Menge, so steht jeder Ein-

zelne im Nachtheil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht in's Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will, und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht."

Was man aber überhaupt in dieser Beziehung vom Dichter verlangen solle, dafür ist bei Gelegenheit Muhammeds eine Stelle. Was ist Poet und was Prophet? „Beide" — sagt er — „sind von einem Gott ergriffen und begeistert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel" — „er bedarf nur, daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben, denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es."

Es wird ihm aber der leidenschaftliche Politiker die Eigenheit, welche der unmittelbaren That und Entwickelung ausweicht, er wird ihm den unscheinbaren Indifferentismus und das Zurückführen der Parteiworte auf reine Begriffe eben so wenig verzeihen, wie der leidenschaftliche Christ ihm verzeiht, daß er noch im Alter all seine lebhafte Theilnahme unchristlichen Völkern zuwendet, daß er mit Hingebung von den reinlichen Parsen spricht, daß er manche praktische Art des heidnischen Gottesdienstes verehrt, ja daß er offenbar einen Kultus, welcher das Leben hebt, nachdrücklich gepriesen sehen möchte neben einem Kultus, der nur mit dem Tode zu thun hat.

Der Literar-Historiker aber wird immer das Glück schätzen,

solch unbefangene Größe in einer Zeit leidenschaftlicher Entgegnung zu finden. Die politische Seite in ihrer konstitutiven Innerlichkeit anbetreffend, findet er sogar in den nächsten Jahren des Dichters eine Noth, die der leidenschaftliche Politiker noch weniger begreift, als er das obige Recht Goethe's begreifen mag. Es findet sich ein Buch Goethe's, was für einen Roman genommen sein will, und worin alles Romantische dem Politischen nicht nur untergeordnet, sondern von diesem aufgelöst ist. Das sind die „Wanderjahre".

Der Zeit nach ist aber erst noch zu erwähnen, daß in die Zeit des Divanstudiums, wo er orientalische Manuscripte schön abschrieb, um auf alle Weise der zierlichen, eigenen Lebensweise theilhaft zu werden, daß in jene Zeit eine Reise nach dem Rheine fällt und eine Saison in Wiesbaden, und daß von den Anregungen jener Reise die Hefte „Kunst und Alterthum am Rhein und Main" entstanden sind. 1816 erschien das erste. Im folgenden Jahre das zweite, und hierin war der bekannte Artikel, der sich so überraschend und vernichtend gegen den kirchlichen Geschmack der Romantiker kehrte. In diesen Jahren 1816 und 1817, die er übrigens mit dem Sinn in Asien verbringt, wo er sogar eine orientalische Oper versucht, erwächst auch schon seine Vorliebe für Byron. 1817 wird auch die Metamorphose im ersten Hefte fertig, 1818 wird der Divan gedruckt. Die darauf folgenden Jahre werden immer mehr kleinere Sachen für die Wanderjahre ausgebildet, und die Idee der Zusammenstellung wird allmälig That. Es ereignet sich vor Erscheinen des Buches der bekannte Mystifikations-Versuch mit falschen Wanderjahren, die von beschränkt christlicher Seite als eine talentvolle Polemik des Pastor Pustkuchen ausgingen. Wer Goethe nicht genauer kannte, um die untergeschobene reuige Tendenz alsbald für Goethisch-unächt zu erkennen, der mußte natürlich sehr überrascht sein. Im Ganzen zerstob der Anfall zum Interesse einer Curiosität, wie eines Predigers engerer Anschauungskreis sich dem Weltkreise des sogenannten großen Heiden entgegenstellen gewollt. Heine hat den Franzosen im Witz der Namens-Uebersetzung die Charakteristik der Sache gegeben, indem er Pustkuchen mit „omelette soufflée" französisch macht.

1821 erschienen Goethe's Wanderjahre. Welch ein Eckstein

sind sie für alle Kritik geworden! Wo ist darin der leichte, liebliche Sinn Goethe's, der da schildert, ohne streng zu folgern? Kaum auf einzelnen Seiten flattert er umher. Das Interesse eines Buches, was er Roman nennt, sollte überwiegend ein poetisches sein, ein pathologisches, wie Schiller gern sagte. Ist es das? Nein, die kleinen Geschichten irren schüchtern umher, die später hinzugekomme Absicht, welche sie zusammenklammern soll, stellt sich nur zu deutlich dar als später hinzu gekommene Absichtlichkeit. Der Mittelpunkt, Meister, will sich unterrichten, belehren. Will das sonst der Goethe'sche Roman? In den Lehrjahren bildet sich Meister, und es ist schon ein himmelweiter Unterschied zwischen Bildung und Unterricht. Die eigentliche Welt Meisters, die uns interessirt, liegt fest und stark im Hintergrunde, steht in gar keiner lebendigen Verbindung mit der, die Meister reisend besucht, reisend, wie ein Pädagoge, der die beste Erziehungs-Anstalt ausfinden möchte. Im Mittelpunkte des Buches ist nicht die geringste Leidenschaft. Was anderes bewegt denn aber die Atome zum poetischen Reize, als sie. So ist wirklich alles romantische Interesse in dem Buche gelangweilt. Dies soll man erst zugestehen, wenn man den Reichthum der Wanderjahre preisen will. Denn dieser ist da, und ist groß. Daß die politische Absicht so selten Entschädigung für sonstige Kargheit Goethe's an diesem Buche gesucht hat, könnte unerklärlich scheinen. Denn das gesellschaftliche Wesen ist darin mit sorgfältiger Erfahrung bedacht und sogar spekulativ ausgeführt. Der Greis, dem das Spiel der Leidenschaft sich mehr und mehr entfernen mußte, hat politischen Vorwürfen zur Beschämung allerlei Kombination auf Kosten lebendiger Bewegung aufgestellt. Aber natürlich, ein eigener Mann, ohne Beihilfe und Anrufung der beliebten Terminologie; und deßhalb haben diejenigen das Buch nicht hochgeschätzt, denen Hochschätzung Pflicht und Vortheil gewesen wäre. Freiere Geister, voll Gedanken-Interesses an Goethe, Geister, die den poetischen Reiz wohlgefällig mit aufnehmen, wenn er sich unter lehrreicher Begleitung bietet, solche Geister haben sich des Buches lebhaft angenommen. Noch jetzt eben preist es Rosenkranz bei Gelegenheit socialen Romanes neuerer Zeit, der noch lange nicht so systematisch durchgebildet sei, als dies soziale Buch Goethe's. Er sagt: „Goethe hat in die Zukunft zu dringen uns

ein positives Bild neuer Zustände entworfen. Er hat in dem Novellen-Cyklus der Wanderjahre eine Idee verfolgt, die ideale Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens. Ueberall begegnen wir darin den Wurzeln, aus denen es hervorsproßt, dem Familienleben; überall öffnet sich uns der Aether der nationalen und religiosen Freiheit, in die seine Gipfel hinausragen; aber die Hauptsache ist, zu zeigen, wie der Einzelne es anzufangen habe, zwischen diesen Mächtigen der unteren und oberen Welt sich eine würdige Existenz zu schaffen, in der seine Individualität sich offenbaren und gestalten kann. Er muß nach Außen hin wandern, nach Innen entsagen! d. h. ohne Beweglichkeit einerseits, ohne Charakterfestigkeit, Willensstärke auf der anderen, ohne Verbindung mit den Menschen und doch ohne eine einseitige Richtung im Verkehr mit ihnen, ist jetzt in der Welt keine Befriedigung mehr möglich, man müßte denn sich in den Indifferentismus und Cynismus fallen lassen" ꝛc. Kurz, er ist ganz entzückt von der systematischen Ausführung einer gesellschaftlichen Spekulation, die das Speisen nach der Charte, die Anordnung der Möbel und sonst nichts Unscheinbares übersieht, und von einem Autor, dem die Kunst zu heilig war, um nur zu unterhalten. „Unterhalten" ist das beliebte Wort der Geringschätzung, wenn die gefällige Bewegung des Bedeutenden durch eine künstlerische Produktion ausgedrückt werden soll. Daß selbst der strenge Schiller in seiner wichtigsten Definition der Kunst auf den hohen Trieb des Spiels gekommen, daß nach einer zupassenden Geringschätzung der größte Theil Goethe'scher Produktion zu verwerfen sei, dergleichen wird bei solchen hastigen Aussprüchen nicht bedacht. Es heißt schief über unsere schöne Literatur blicken, wenn dieser Roman als Romanmuster hingestellt wird, wenn der neuesten Literatur ein Beispiel für sociale Romanfassung damit gegeben sein soll. Diese neueste Literatur, zum Theil aus einem politischen Anstoße entstanden, hat richtigen Taktes schon eingelenkt von diesen instituirenden Romanen. Die Kunst ist Blüthe, nicht Samen, sie hat nicht politische Einrichtung zu lehren in systematischer Erschöpfung, wie das Kompendium. So wiederholt sich's immer, daß die Welt der Dichter nur mit großer Vorsicht ästhetische Urtheile und Rathschläge von der systematischen Philosophie gebrauchen kann, da diese immer von der Erfindung erst weiß, wenn sie vorüber

und vergleichbar ist, und da sie immer schlecht erkennt, oft beleidigt, ja vernichtet, was lebendig Fortzeugendes darin noch vibrirt und dem neuen Genie entgegenharrt. Das dichterische Moment ist nur des Dichters, darum überrascht jeder neue, und die spekulative Aesthetik hat immer geirrt, weil sich die Zuthat einer neuen, unbekannten Person nicht ersinnen läßt. Die Aesthetik bleibt ein wichtiges Hilfsmittel der Gesetzlichkeit, aber nur für Vergangenes; will das philosophische Talent eine poetische Zukunft definiren, dann geht es über seinen Bereich. Rosenkranz, einer der Begabtesten und im Poetischen Erfahrensten neuer Philosophie, hat sich rasch zum lebhaften Beweise dafür gemacht. Die Nation hat die Wanderjahre, in so fern sie sich als Roman bieten, ganz anders gewürdigt, sie werden der schematisirenden, trockenen Zeit des Goethe'schen Alters eingerechnet, und sind im poetischen Eindrucke gescheitert. — Es fehlte nur noch, Goethe's Lieder würden für höchst lehrreich erklärt, damit dies leicht klingende Kunstgenre des philosophischen Lobes würdig erscheine. Goethe hatte für fremde Gabe in poetischer Form ein so feines Gefühl, und machte es Manzonis „Sposi" zum entschiedenen Vorwurfe, daß sie sich an einer Stelle zu breit in historische Ausführlichkeit verlören. Und wir sollten es für poetische Oekonomie und guten Geschmack hinnehmen, wenn er uns mit detaillirter Handwerkstechnik beladet, mit dürrer Aufzählung, wie Garn geklärt, gespuhlt und aufgeschlagen wird? wenn er uns in genauen Zahlen Beiträge zu einem technologischen Lexikon gibt, Personen, Verhältnisse ausbreitet, die nur ein statistisches, aber in ihrer Allgemeinheit nicht das geringste Romanleben für uns haben?

Die Entstehung des Buches in jetziger Form könnte auch dem Kundigen ein Aufschluß sein über den unförmlichen Zustand desselben. Zuerst erschien es in einen Band zusammengedrängt, und litt es auch da schon, wie das Gedicht Pandora aus früherer Zeit, an einem zusammengepackten, zusammengekeilten und darum überladenen, unwohlthätigen Wesen, so mußte die spätere Ausgabe den Uebelstand nur erhöhen. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke, jetzt als Ausgabe letzter Hand bezeichnet, welche durch den Nachlaß erst eine vollständige ward, drängte ihn 1829, die Wanderjahre eiligst zu beseitigen. Er hatte durch allerlei Einschiebung versucht, den Stoff bebender und flüssiger zu machen, der ohne-

hin aus lauter verschiedenen Bestandtheilen zusammengepreßt war. Dieser Versuch war aber noch keineswegs beendigt, als der Druck herannahte, und es ward also den Amanuensen Riemer und Eckermann diese und jene Mappe mit allerdings trefflichen Aphorismen übermacht, damit sie das, was noch an drei Bänden fehlte, damit ausfüllen möchten. So kamen die Partieen „Im Sinne der Wanderer" und „Aus Makariens Archiv" hinein. Für manchen fehlenden Uebergang noch zu erfinden, gebrach's an Zeit und Neigung, und so entstand dies Buch mit vortrefflichen Einzelnheiten, mit sehr geistreichen aber romantisch reizlosen Staatsprojekten, die ihre Steifheit schon darin ankündigen, daß aller dramatische Versuch als störende Spielerei daraus verwiesen ist. Und solches Ergebniß, was von sonstiger sorgsamen Fertigkeit Goethe's dergestalt abweicht, sollte uns als besonders glücklicher Ausdruck Goethe's empfohlen werden?

Just hierbei zeigen sich diejenigen Verehrer des Autors am Deutlichsten, deren oben gedacht wurde, die den Zauber der unmittelbaren Erzählung nicht empfinden, und nur dann am Bereitesten sind zum Lobe des Romans, wenn die Bedeutung desselben geflissentlich, vorherrschend entwickelt wird. Ihnen sind die Wanderjahre das Buch der Bücher, nicht bloß, weil es mit Kenntniß und Weisheit des Lebens gesegnet ist, sondern weil es die Belehrung, die Instituirung der romantischen Welt weit voraus stellt, und diese nur wie eine artige Begleitung gibt.

Wie ist ihnen Goethe selbst so weit überlegen in einer Einsicht, welche die Zauberwirksamkeit aller Kunst zerstören würde, indem sie allen Eindruck auf die dürr herausgeschälte Bemerkung zurückbrächte. Für dies letzte Jahrzehnt seines Lebens ist uns durch „Eckermanns Gespräche" in mancher Weise die fehlende Biographie ersetzt. Zwar findet sich ein großer Theil der Aussprüche schon in dem, was Goethe bereits selbst über sich mitgetheilt, zwar ist manches rasche Wort des Augenblicks, was uns Eckermann überliefert, von Goethe in früherem Ausdrucke richtiger beschränkt und reichlicher begründet. Aber der frische Hauch des lebendigen Wortes bringt manche unerwartete Färbung dazu, nach mancher Seite überrascht uns eine Mittheilung, welche in die diplomatische Form keinen Weg gefunden hätte, deren sich der alte Herr mehr und mehr zu bedienen anfing; unumwundene

Kraft, Kraft eines poetischen Jünglings zeigt sich, wie wir sie der schriftlichen Gabe nach dem Greise nimmermehr zugetraut hätten. Und so ist uns dieses Buch ein Schatz. Jenen Preisern der lehrsamen Wanderjahre gegenüber zeigt es uns den Goethe'schen Enthusiasmus für Walter Scott. Für Walter Scott, der jener Preisung ein ungenießbares Wesen ist, ein Wesen, das man gern gedankenloser Roman-Unterhaltung überweisen möchte.

Ueber Goethe's Antheil an ausländischer Literatur gibt es außerdem willkommene Auskunft. Lord Byron in England, Manzoni in Italien, die Literatur-Reform in Frankreich, die mit dem Globe so großartig, so mäßig und doch so kräftig, so weise begründet und doch so muthig unter Guizot, Villemain, Cousin geleitet wurde, all diese Gedankenwelt des edelsten Auslandes bewegt den Goethe'schen Abend, wie einst die Voltaire, Goldsmith, Shakespeare seinen Morgen erregt hatten. Für Byron zeigt sich eine unerwartete Liebe der Jugend, der Sinn für harmonische Kraft in ungewöhnlichen Menschen geht dem Greise lebhaft wieder auf, ein poetischer Verwurf denjenigen, welchen der Dichter in einigen Lebensmaximen erschöpft ist. Solchergestalt streckt der große Baum Goethe noch kurz vor dem Todesfroste seine Aeste über alles civilisirte Europa, und der Gedanke einer Welt-Literatur rauscht aus den Zweigen wie ein ahnungsreiches Vermächtniß. Allen Gegenstand, alle Situation und allen Gewinn des Denkens und Empfindens daraus, hat er sein Leben und Wirken hindurch in die große, goldene Schale einer poetischen Anschauung gelegt. Er hat uns gezeigt, daß Alles würdig und daß Alles fähig sei, eine mannigfaltigste Welt für poetische Einheit zu weihen, so daß aus alle dem, was nur der Prosa faßlich scheint, sich eine feste Gestalt neuer, großer Poesie vorausfühlen ließe, vorausfühlen, auch ehe die neue Einigung im allgemeinen Glauben erfüllt sei. Und um die Schale ganz voll zu machen, legt er noch am Grabe den Sinn und die Aussicht oben auf, der poetische Drang von ganz Europa lasse sich zu einer allgemeinen Poesie, zu einem neuen Weltglauben vereinigen.

Jedes neue Lied Berangers, jedes neue Buch Merimée's, jeder Aufsatz Carlyle's, des Schotten, welcher Deutschland in Großbritannien so einsichtig vertritt, nimmt er mit regstem Interesse auf, um aller Verschiedenheit und aller Berührung unter

den Nationen inne zu werden, und den Gedanken einer Welt-Literatur zu reifen. Junge Freunde, wie Eckermann und Riemer, müssen ihn über die laufende Literatur der Heimath unterrichten, damit er allem Ganze aufmerksam folgen, und in den fortgehenden Heften „Kunst und Alterthum" davon sprechen könne.

Sonst drängt sich alle letzte Lebenssorge auf Vollendung des Faust. Dies Bild einer kühnlichst strebenden Menschennatur nach aller Möglichkeit hin zu vollenden, ist ihm Alles umfassender Lebenswunsch. Was ihm dann noch von Zeit übrig bleibe, sei ein Geschenk des Himmels, nachdem das Hauptwerk vollendet wäre. Im Jahre 1826 wird die Helena geschrieben; im Herbste 1827 nimmt er fleißig den zweiten Theil des Faust auf, der in einzelnen Hauptumrissen so lange, lange Jahre in ihm geruht, zu dem Schiller umsonst getrieben. Das Jahr darauf stirbt sein edler Freund, der Großherzog; Alles will scheiden, nur er fühlt sich, ein achtzigjähriger Mann, noch immer ungeschwächt, den Tod nicht fürchtend, ihn ruhig erwartend, nur für Vollendung des Faust soll er ihm noch Frist gewähren, damit die erreichbare Lösung des Menschengeschickes noch von einem gelungenen Menschen ausgesprochen werde. Ueber ein halbes Jahrhundert geht bei diesem Werke der Blick rückwärts: neben dem Werther ist der Anfang des Faust entsprungen, auf der Sonnenhöhe seiner Existenz, zu Rom, im Garten Borghese hat er einst die Hexenscene geschrieben, jetzt 1829, da er den zweiten Aufenthalt in Rom redigirt, drängt ihn mit Geburtswehen, wie in Zeiten produktiver Jugend, der Abschluß. Das Jahr 1831 sieht diesen Abschluß.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen."

„In diesen Versen," sagt Goethe, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis an's Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende „ewige Liebe."

Das war vollendet im Hochsommer, er ruhte nun in An-

schauung seiner Werke und seiner Naturwissenschaft, und eben als der Frühling des neuen Jahres angebrochen war, senkte ihn eine leichte, schnelle Krankheit ohne Krampf und Dräuen sanft in einen Schlaf, welcher Todesschlaf war, am 22. März 1832.

Um den Faust drängt sich alles innere Leben Goethe's und eine eigene zahlreiche Literatur.

Wir haben gesehen, daß Goethe schon als Knabe den Volks-Büchern nachhing, und daß die Sage sich in sein Herz nistete. Die alchymistischen Studien, da er krank von Leipzig heimkehrte, bilden den Faust-Uebergang nach Straßburg; in Straßburg keimt er zuerst deutlich. Sage, Goethe'sches Leben und Entwickeln, Menschen-Entwickelung und Möglichkeit, dies ist Stoff und Tendenz des wunderbaren Drama's. Es ist viel unnütz darüber hin und her gestritten, daß er sich zu wenig an die Sage gehalten habe. Im Grunde hat er sich in allem Hauptmomente daran gehalten, und vergleicht man die Widmann'sche Ueberlieferung der Sage, so erstaunt man, wie vieles Vortreffliche, was uns jetzt nach Goethe's hoher Fassung geläufig ist, schlackenartig in dem alten Stoffe liegt. Sogar der Marionettenfaust beginnt über Wissenschaft und Unzulänglichkeit monologisirend wie unsere Tragödie. Man hätte sich eher verwundern mögen, daß Goethe, sogar tief in den freien zweiten Theil hinein, so viel davon aufnehmen konnte, da doch Alles zu einer höheren und weiteren Bedeutung verwendet wurde, man hätte sich erinnern sollen, daß Goethe sich gern, wenn auch mit großer Freiheit, an ein Gegebenes schloß, gleichsam wie Antäus Stärke empfindend, wenn des Menschen mütterlicher Boden, der geschichtliche, berührt bliebe.

Weil aber ein Gegebenes vorlag, so fehlte es nicht an Veranlassung zu den kritischen Stichworten, womit so viel verwirrender Unterschied getrieben wird, zu den Worten objektiv und subjektiv. Man entdeckt sogar, daß die gerühmte Iphigenie, die unübertreffliche, nicht objektiv sei, denn der weiche Sehnsuchts-Hauch darin sei nicht griechisch, aller Athem des Reizes sei modern. Noch mehr stelle sich dies im Tasso dar, welcher durchaus Goethe. Und Faust sei ganz aus dem Kreise der Sage gerissen. Als ob ein Dichter, der eine neue Welt bilden will, sich

damit begnügen könne, die alte ohne Zuthat zu konterfeien. Als ob es Shakespeare gethan, auf welchen man sich gern beruft, als ob dergleichen innerhalb der Romantik überhaupt möglich, oder doch am Orte sei. Goethe's Iphigenie ist eine Goethe'sche Griechin, Shakespeare's Römer sind gar englische Römer. Wenn man dafür stets die Griechen anführt, so heißt es eben die Begriffe Klassik und Romantik nur in ihrer Aeußerlichkeit betrachten. Der Griechen Welt war fertig und darum klassisch; da war nur wieder zu geben, nicht zu erfinden. Alle Romantik ist eben darin Gegensatz, daß sich Sinn und Bedeutung fortwährend weiter zeugt und bildet, daß jede neue Auffassung des Gegebenen eben eine weitere ist, und nicht bloß eine treue Wiedergabe. Die Perspektive ist demjenigen eigen und nothwendig, was nicht klassisch abgeschlossen ist, und die Perspektive kündigt sich an in dem Genius des Dichters, welcher eigen auffaßt.

Für Faust nun insbesondere beruht hierin die Seele. Er ist eben das Drama romantischer Perspektive in's Jenseits, er ist ein Normalstoff aller romantischen Dichtung. Es heißt die Seele desselben vernichten, wenn man tadeln will, daß der Dichter die Sage nach seiner eigenen Ansicht und Ausbildung behandelt. Die romantische Sage ist nicht wie die klassische ein Typus, sondern sie ist die erste Fassung eines Problems, die in der weiteren Bildung ihre weitere Ausbildung erwartet.

Der Fauststoff mag sich wohl aus einem uralten Legenden-Stoffe entwickelt haben. Der Teufel, aus dem Ahriman Persiens nach Judäa, und von da in's Christenthum kommend, wurde von der christlichen Mythe zeitig für ein Bündniß gebraucht. Der heilige Theophilus gilt für den ersten Faust. Durch die heilige Maria siegt er ob bis zum Heiligen. Calderons „Magnus" schließt sich bereits daran. Cyprianus wird ein christlicher Märtyrer und dadurch gerettet. Das Moment, wodurch sich die Faust-Sage selbst von den früheren Bündnissen unterscheidet, ist ein tragisches. Faust wird vom Teufel geholt. Früher, noch bei Calderon, rettet die Religion, bei Goethe rettet Bildung, Drang nach einer Religion.

Der Faust unserer Sage gehört in's Reformations-Jahrhundert; sogar Melanchthon soll diesen Faust gekannt haben. Ganz entsprechend treibt er in Wittenberg sein Wesen. Er ist nicht

der sogenannte Buchdruckerfaust. — Die deutsche Sage wandert aus zunächst nach Holland und England. Hier findet sich Marlowes Faust, der 1589 schon auf allen Bühnen Englands ist. 1818 hat uns Wilhelm Müller eine Uebersetzung davon gegeben, und Achim von Arnim ein Vorwort dazu, was den richtigen Standpunkt ausgesprochen hat, es erlebe Jedermann seinen Faust. Dieser englische Faust ist mit englischem Humor, und mit einer Schilderung der sieben Todsünden ausgestattet, welche dem englischen Moraltone entspricht. Uebrigens hält er sich an die Sage eines 24jährigen Paktes und darauf folgenden Todes. Byrons „deformed transformed" und mehr noch „Manfred" wird bekanntlich auch in die Faustkategorie gerechnet, obwohl er in vorherrschend metaphysischer Kühnheit sich um die Sage nicht kümmert.

Bei uns nahm Lessing das Thema auf, leider ohne es zu vollenden. Der unvollständige Plan, und einige Scenen nur finden sich in seinem Nachlaße. Die Teufel berathschlagen; dann studirt Faust, ist auch von Wissenschaftsdurst gepeinigt, und citirt den Geist, welcher als Aristoteles erscheint. Man sieht, es begegnet sich einigermaßen mit der Goethe'schen Intention, die Deutschen fassen das Thema sogleich bedeutsamer. Uebrigens ist der Lessing'sche Verkehr mit dem Teufel als Traum angelegt, vielleicht weil Lessing nicht romantisch genug war, um so etwas für Wirklichkeit zu geben. Dann schrieb der Maler Müller eine Exposition und eine Scene vom Faust. Faust ist ein Genie, der alles Mittelmäßige haßt, das Aeußerste können und wissen will. Klinger gibt einen Roman Faust. Hier ist es der Buchdrucker, welcher das Gute will und überall das Böse schafft. Auch Lenz schreibt ein Fragment: „der Höllenrichter". Theils den sogenannten „Genialen", der Goethe'schen Genossenschaft, theils jener ganzen Zeit scheint der Faust ein Hauptbedürfniß gewesen zu sein. Wie bei Müller und Lenz waren es auch für Goethe die siebziger Jahre, wo dies Thema drängte und gohr. Ein allegorisches Drama: „Johann Faust", ohne Namen des Verfassers, ward auch 1775 in München gedruckt. Im Ganzen existiren an 40 Bearbeitungen des Stoffs: Schreiber, v. Seden, Schink, Chamisso, Benkowitz, Nicolaus Voigt („der Färberhof, oder die Buchdruckerei in Mainz"), Schöne, Klingemann, Grabbe, Holtei, Pfizer, Lenau, Bechstein, Hoffmann haben sich daran versucht,

leichtere Waare von Julius v. Voß, Harring, der anonymen Gedichte und der Travesticen nicht zu gedenken. Nirgends ist der Faust in Goethe'scher Größe und Universalität aufgefaßt, und nirgends doch auch so menschlich. In Grabbe's „Faust und Don Juan", wo der italienische, bloß sinnliche Faust, Don Juan, ein Theil des Ganzen, geschieden vom verwegenen Grübler mit auftritt, fehlt es nicht an großen Einzelngedanken, aber sie gehen nie in diesem Dichter zu einer Harmonie in einander. Der Klingemann'sche Faust ist nur ein theatralisches Effektstück.

Wodurch zeichnet sich nun Goethe's Gedicht vor allen übrigen aus? Es erweitert das Sagenthema zur ganzen Aufgabe des Menschen, welcher über die Grenzen der Alltäglichkeit hinaus will; alle dem Menschen wichtigste Situation findet sich ein, alle der Zeit erreichbare Bildung kommt zu Hilfe, und so gestaltet es sich zum Evangelium einer neuen Weisheit. Einer neuen! Darin liegt der große Zauber des Eindrucks, welchen ein sogenannt objektiver Faust nie gewonnen hätte. Nicht der Gedankenkreis des 16. Jahrhunderts, sondern der erreichbare Gewinn unserer Zeit ist der lockende Stempel des Faustgedichts. Streben und Weltansicht werden ausgedrückt, welche eigen sind, welche sich einen eigenen Gang, ein eigenes Ende neben aller Tradition, ja gegen alle Tradition dogmatischer Bildung schaffen. Faust vereinigt sich mit geheimnißvollen Kräften, und erliegt ihnen nicht, wie Sage und Dogma will. Um dieser eigenen Schöpfung willen, worin sich Farbe und Gestalt der Vergangenheit spiegelt, worin sich Wissenskern des Einst und Jetzt zusammendichtet, worin sich durch rückwärts und vorwärts gekehrten prophetischen Blick Sinn und Erscheinung aller Welt neu vereinigt, um dieser eigenen Schöpfung willen ist Faust das geheimnißvoll reizende Hauptbuch einer neuen Poesie. Sodann, um dieser Bedeutung willen, die eins wurde mit dem Faustgedanken, erlebt jeder moderne Dichter seinen Faust, bis all solche neue Geburt zu einer klassischen Weltansicht verdichtet und durch ein abschließendes Genie geweiht und beendigt ist. Da Goethe diese dichterische Entdeckungsthat am Größten und Wirksamsten gebildet, so bekundet er sich schon durch den Faust allein als den größten Dichter einer modernen Zeit, die nach einem neuen gesammelten Dogma strebt.

Dieser Wichtigkeit angemessen begleitet ihn die dichterische Sorge für Faust durch das ganze Leben. Die Fragmente der Jugend, welche er im März 1788 in Rom wieder hervorsuchte und weiter ausführte, erschienen 1790 zum ersten Male. 1807, im 8ten Bande der ersten Cotta'schen Ausgabe gab er das Fragment weiter ausgeführt und es ist eine wichtige Sorge der Kommentare, auszufinden, was und unter welchen Bildungseinflüssen Neues hinzu gekommen sei. Denn, obwohl sich das Buch immer noch als Fragment gab, vorn, und am Ende und in der Mitte war zugesetzt und eingeschaltet. Diese Ausgabe war's, welche auch das philosophische Interesse lebhaft in Anspruch nahm, und über welche Schelling so empfehlend sich äußerte.

Alles Thema des ersten Theiles hielt sich in romantischem Kreise. Für den zweiten Theil folgte Goethe seinem Wink in der Sage, welcher Faust die Helena suchen ließ. Diesen besonderen Theil hatte er schon in dem Bruchstücke „Helena" besonders herausgegeben; eingefügt in das Ganze, was die klassische Welt in den Vordergrund stellt, erschien diese Helena als Hauptpartie des dritten Aktes 1833 nach des Meisters Tode. Somit ist auch das Wesen der alten Welt für die große Menschenfrage mit erschöpft, und es wird angedeutet, daß alles dies zur Lösung nicht genüge.

Die That, das heißt das Fortwirken ist unerläßlich, am Ende zeigt sich auch dessen Unzulänglichkeit; diese Erde mit all ihren erreichbaren Kreisen kann nicht befriedigen, wenn auch diesem höchsten Triebe gegenüber alle Teufelsmacht unmächtig ist. Die Zusammendichtung des Vorhandenen bescheidet sich, und überläßt das Thema rosenrothen Wolken der Phantasie, Faust kehrt unter den Klängen und Absichten der Jugend zum Urquelle der Welt, zum Ewigweiblichen. Aber auch hierin wird die Bedeutung eines so reichen Lebens geltend gemacht, die „seligen Knaben" singen, wie er sie überwachse, der Vielerfahrene, und wie er sie lehren werde. Diese Goethe'sche Ansicht, daß höhere Bildung auch gesteigert hohe Fortdauer nach dem Tode gebe, nimmt den Gedankenfern der Tragödie mit über die Wolken.

In der später folgenden Unsterblichkeitsansicht, welche Goethe gegen Zelter ausspricht, wird man leicht diesen Sinn weiter verfolgen. Es führte hier zu weit, die tausendfachen Winke des zweiten Theils auf allerlei Wissensbestrebung in Philosophie und

besonders philologischer Kunst anzuführen; Streitigkeiten der Naturforscher, der Symboliker, der Mystiker, Alles ist aufgenommen, wenn auch oft nur in einem Worte, oft ohne poetischen Hauch zusammengepackt im trockenen Stile schematisirenden Alters, und so den Erklärern ein Feld der Lust und Spitzfindigkeit, dem Kundigen ein unermeßlicher Ueberblick über den strebenden Geist der Welt geöffnet. Sogar Byron findet im dritten Akte sein Denkmal.

Unter den Erklärern that sich frühzeitig Schubarth hervor durch eifigen, viel kombinirenden und Manches verwirrenden Geiß, aber doch durch eine gewisse Kraft der Originalität, womit er die Preisung Goethe's aufnahm, die zu Anfang des Jahrhunderts von den Schlegel vortrefflich geübt worden war. Delbrück in seinem „Gastmahl" und „Christenthum" gab sich wie Adam Müller redliche Mühe, über den Mangel an Christenthum besonders der Gedichte „Prometheus, Pandora, Geheimnisse, Faust" hinweg zu kommen, und Göschel nahm 1824 diese Debatte mit einer gedankenreichen Fülle und mit einer dogmatischen Milde oder doch scheinbaren Unbefangenheit auf, wie sie ihn in späteren Jahren verlassen hat. Denn jetzt gehört er zu denen, die Goethe's Worten eine wunderbare christliche Gewalt anthun. Heinrichs folgte 1825 mit Hineintragung philosophischer Kategorie; nach dem Jahre 30 vermehrten sich die Kommentare zu einer völligen Literatur: Rosenkranz, Dewks, Enke, Löwe, Carus, Düntzer, Weber, Weiße, Leutbecher, Schönborn brachten Broschüren, die alle den Faust betreffen, und unter denen sich sehr gute Partieen, besonders viel geistreiche und gelehrte Data finden. Gelehrter und geistreicher Sinn, mitunter allzu ergiebige Deutung stellt sich vorzugsweise in den Vordergrund, so daß man bei so viel Beitrag noch einen geschmackvoll poetischen wünschen könnte. Vischer hat sich die Mühe gemacht, diese Kommentar-Literatur in den Hallischen Jahrbüchern, 1839, bis in's Detail zu kritisiren. Man stimmt ihm gerne bei in der entschiedenen Meinung, der zweite Faust ermangele durchgängig jenes poetischen Zaubers, welcher aus dem ersten elektrisch schlägt. Es haben nur die übertreibenden Anhänger bezweifelt, daß die elegante Periode Goethe's von schwächerer Macht sei, als jede frühere. Aber die Vischer'sche Art schüttet das Kind mit dem Bade aus: ist auch diese Periode von schwächerer Macht, so fehlt ihr doch die Macht keineswegs

und auf die Blüthe verzichtend ist sie nicht ohne reichliche goldne Frucht, welche einer absprechenden philosophischen Bildung noch lange hin von heilsamem Werthe sein kann. Wie Recht ferner Vischer auch hat gegen viele Kommentarfaselei, er kommt in's Unrecht durch seinen abgeschmackten Ton, welcher kaum einer Lappalie gegenüber am Platze wäre, und just in Goethe'scher Nähe nicht von besonderem Eindrange in Goethe'sche Geschmackswelt zeugt.

Unter den neuesten Kommentaren ist wohl Weisse's der tiefste und geistreichste, und wer sich über den Kranich-Stil, wie ihn unsere jungen Philosophen bei allem Eingange führen, hinausgeholfen hat, der wird sich in eine völlige Poesie von Kombinationen eingeführt sehen. Freilich dürfte der Meister selbst von mancher Entdeckung, die er gemacht hat, sehr überrascht werden. Der besonders schwierige Punkt ist dabei stets der dogmatisch religiöse. Was Ihr nicht findet, das erfinder. Eine hiefür traurige Bemerkung verläugnet sich indessen Weise nicht, sie betrifft die Vorstellung vom Bösen. Nicht als ein Positives, nicht als ein absoluter Gegensatz des Guten, wie es der dogmatische Glaube heischt, erscheint es im Faust. Nicht schwarze Magie, sondern weiße stellt sich dar. Man schreibt diesen Uebelstand noch der Genieperiode zu, wo das Genie überschätzt wurde; man sieht darin ferner noch ein gut Theil der Aufklärungsperiode, von der doch auch Goethe, obwohl ein Gegner der trivialen Seite davon, der Nicolai'schen, nicht ganz frei zu sprechen sei. Da habe man die Offenbarung des Genius frevelhaft für den Geist Gottes gehalten. Lenz gilt für das Extrem hievon, und Goethe hat doch in diesem Sinne den Faust begonnen, und den fast noch schlimmeren Prometheus angelegt. Man setzt zwar gern den Epimetheus in der Pandora als einen Wendepunkt dieser Richtung. Aber jene Grundansicht Goethe's erfüllt doch auch bedenklich den zweiten Faust. Es sei zugegeben, daß sich die Goethe'sche Bildung besonders nach der großen Krisis in Italien von der stürmischen Genieweise abgewendet, daß sich der zweite Faust mit Aufopferung des lebendig dramatischen Interesses in den sanft künstlerischen Reiz eines bescheideneren Schauenspiels abgeklärt, daß er sich zu bloßer Abspiegelung in Allegorie, zu vorsichtig doppelt gebrochener Deutung entsinnlicht habe. Zugegeben, daß uns Betrachtungsresultate in

dramatischer Form statt der früheren unmittelbaren Lebensthätigkeit des Drama's gegeben seien; zugegeben, daß darin eine Wandelung liege, daß die früher titandreiste Eigenschaffung des Himmels und der Erde in den Schatten des möglichen Kommentars zurücktrete. Ist die Grundansicht von Gut und Böse im Innersten der Frage verändert? Nein. Sie ist auf der letzten Seite des Faust noch eben diejenige, welche man auf der ersten eine ketzerische nannte. Die Figuren der christlichen Tradition selbst erscheinen zum Schlusse als lächelnde Masken, mit denen eine Ausgangsform gewonnen sein soll, die sich aber für nichts weniger als für eine absolute Erfüllung geben. Goethe kennt kein absolut Böses, und er würde gegen ein derartig bloß dialektisches Moment der freien Hegelianer nichts einzuwenden haben.

Goethe's Wandelung in Italien knüpft sich an die alte Kunst, es lag also nahe, daß er sein großes Entwickelungsdrama zunächst auch in diese Formen leiten werde. Die Helena, welche zuerst ausgearbeitet wurde, enthält auch den entsagendsten und darum vollendetsten Anschluß an klassische Form: Jambische Trimeter, trochäische Tetrameter, Strophen und Antistrophen, Bilder und Gedankenkreise der alten Welt. Indessen jener sogenannte „Fortschritt von der Naturschönheit zur gebildeten, zur Idealschönheit" sollte doch nicht im Aeußerlichen verharren, nicht in bloßer Ueberlieferung sich erschöpfen, es war zu zeigen, daß auch diese Formen- und Gedankenwelt die Dichtung nicht erfüllen könne, eben so wenig wie die romantische Mythe, und daß Alles zu einem eigenen Goethe'schen Wesen hinsteure, zu einem Wege nach neuer Poesie, worin Alterthum und Christenthum aufgenommen, aber zu neuem Zwecke verarbeitet werde.

Also die rückhaltende Form des zweiten Faust ist für die dogmatische Anforderung kein Trost. Was als Mangel dramatischen Interesses manchem Verehrer Leid verursacht, das hat dem alten Dogma doch keine Entschädigung gewährt. Jenes Leid ist auch gerecht, wenn auch in der Lage des Dichters und des Stoffes begründet, und wir wollen deshalb dem Vandalismus nicht zustimmen, der lieber möchte, es sei kein zweiter Faust erschienen, weil er an dramatischer Unmittelbarkeit dem ersten so ganz und gar nachstehe. Jugend geht langsam und ungern an's Alter, Leidenschaft ist lebendiger als Kenntniß. Diesen Worten angemessen

verhält es sich mit beiden Theilen der Dichtung. Goethe in seiner letzten Periode lebte und suchte sich die spruchreiche Selbstbespiegelung; „die Liebe," sagt er, „deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter, so wie Alles, was Produktivität voraussetzt." Es blieb also nur Lebensweisheit, die sich durch eine kunstreiche Hand symbolisch ausdrücken läßt, und dies ist in vollendeter Art durch den zweiten Faust geschehen, an den Niemand gehen möge, welcher nicht bloß für den Geist poetischen Reiz sucht, Niemand, welcher den Pathos, den herzlichen Zauber, den bewegenden Ungestüm, die Macht und Wahrheit der Leidenschaft sucht, wie sie der erste Faust geboten. Davon ist nichts im zweiten. Gedanken, goldene Gedanken mit Schattenleibern verflechten sich in Arabesken, Resultate bieten sich statt des Weges, den man bei der Poesie vorzieht, weil Poesie eben ein schöner Weg ist. „Hineingeheimnißt" ist nach Goethe's eigenem Ausdrucke sehr, sehr viel. Das poetische Studium findet also zunächst daran eine reichere Beute als der poetische Genuß, und die Erklärer sind geadelt.

Unser Gewinn bleibt außerordentlich, wenn auch einem Gedankenkreise nicht so schönes Leben zu verleihen war. Wie viel Schönheit, wie viel Gehalt ist ihm gegeben. Unser Gewinn bleibt außerordentlich, wenn auch selbst jetzt Faust nur Fragment geblieben ist, da sich Goethe niemals anmaßte, die Aufgabe der Menschenfrage zu erledigen. In der Nation wird es sich allmählig feststellen, daß eine verschiedene Theilnahme an den ersten und zweiten Theil geben muß, und daß alsdann eine jede Genuß von einem Buche erwarten darf, wie er sich in keiner andern Literatur findet. Der erste hatte sich ganz in Art eines festen Kunstwerkes auf einen einzelnen Hauptpunkt des Faust'schen Interesses gedrängt, auf das Verhältniß mit Gretchen. Darin liegt seine Macht, durch welche alle andere Frage des Buches an Leben und Herz geknüpft ist. Deshalb nahmen auch so Viele jede Fortsetzung mißtrauisch auf, denn das herzliche Lebensinteresse war in der Katastrophe Gretchens beendigt.

Goethe's Absicht ging indessen über den romantischen Reiz hinaus. Es folge ihm also zunächst nur der, welcher sich dessen entäußern kann. Sei es Weisheit, sei es, wie oben angedeutet, Mißtrauen in die produktiven Kräfte, die Fortsetzung sucht nir-

gends mehr solchen pathologischen Mittelpunkt, vielleicht damit sie ungestörter mehr umgreifen könne. Sie kann deshalb, im vollen Bestehen ihres anderen Werthes, niemals einen so starken Eindruck machen, denn alle Eindrücke auf den Geist sind theilartiger, noch weniger einen so allgemeinen Eindruck wie der erste Theil. Die künstlerische Bildung ist darin größer, aber der Genius, welcher im Keil des Dramas dem menschlichen, nicht bloß dem unterrichteten Sinne entgegentritt, ist darin schwächer, oder doch vertheilter und darum machtloser.

Ein konsequentes Verständniß des ganzen Buches ist dadurch äußerst erschwert, daß es in so verschiedener Zeit, unter so verschiedenen Ansichten geschrieben ist, so daß also manches Spätere in ganz anderem Sinne auf Früheres Erwiederung gibt, als das Frühere sie angedeutet hatte, daß ferner Manches zwischen das Frühere eingearbeitet, oder dem Früheren vorgestellt ist, um Späteres zu motiviren, wie die Einleitung und die Hexenscene, und daß solchergestalt die verschiedenste Ansicht hineingetragen und herausgesucht werden muß.

Die Eckermann'schen Gespräche geben sehr schätzenswerthe Winke über Faust, und die Unsterblichkeitsfrage anlangend, ist „Johannes Falk, Goethe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt", ein großer Gewinn. Diese Frage ist für das Verständniß des Faust hochwichtig, und natürlich für das Verständniß Goethe's selbst nicht minder, da er sich anderswo nirgends in solchem Zusammenhange darüber äußert. Aus organischem Wesen scheb er die an's Unsichere gewiesenen Unterhaltungen über Zeit, Raum, Unsterblichkeit immer von sich. Novalis, das Gegentheil hievon, nennt ihn deshalb nett, bequem, den deutschen Wedgwood. Nach Wielands Begräbnisse, 1813, vertraute er, weich und mittheilsam gestimmt, an Falk im Wesentlichen Folgendes:

Kein Untergang tritt ein nach Allem, was man sieht; die Frage ist nur, was der weiteren Ausbildung werth ist. Es gibt Rangordnungen in den Urbestandtheilen, in den Monaden. Das Kleine schießt zusammen, ist nur vorübergehend Hilfsmittel für größere, gewaltige Monaden. Diese haben eine höhere Absicht, und entwickeln sich dahin nach organischen Gesetzen wie der Rosenstock. So ist der Tod auch ein selbstständiger Akt. Die Hauptmonas geht weiter.

Die persönliche Fortdauer einer Weltmonas findet er nicht undenkbar, aber doch nur in der Weise, wie der menschliche Genius auch hier Blitze einer ander zeitlichen Erinnerung hat; kurz, in sehr unbestimmter Weise. Jedenfalls würden von hier nur die historischen Hauptpunkte mit uns gehen.

Gegen eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte — hat er nichts einzuwenden, so weit dies ein Glaube ist. Nur pflegt er auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen. Diderot habe nicht so unrecht mit den Worten: „wenn Gott noch nicht ist, so wird er vielleicht noch."

Der Mensch sei das erste Gespräch mit Gott, er zweifle nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden könne. Uns gingen vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab; zuerst gleich die Selbst-Erkenntniß.

Der Glaube, eine Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, könne da wohl ergänzen. —

— Im Wesentlichen haben wir hier also eine freigeistige Ansicht von Gott, die nur das für sicher hält, was sich uns aus wissenschaftlicher Analogie ergibt, und das Uebrige gewähren läßt, ohne dessen zwingende Nothwendigkeit einzuräumen. Die liebende Hauptmonas ausgenommen, wird sich die Ansicht als eine vorherrschende der Zeit ergeben, aber auch die Gewaltsamkeit derer offenbaren, welche in Goethe so geflissentlich Analogieen mit der dogmatischen Tradition entdecken. Er war nun einmal nicht in dem gewöhnlichen Sinne gläubig, und von ihrem Standpunkte haben diejenigen ganz Recht, welche ihn den großen Heiden nennen. Wenn wir aber in ihm große poetische Macht, neue Macht in ihm anerkennen und verehren, so ist damit zugleich das Verlangen und die Einsicht ausgedrückt: nehmt ihn baar und ohne voreilige Folgerung auf, schildert ihn ohne vorgefaßten Bezug; was fortwirkend, neu schaffend in diesem großen Genius war, das wird sich in der kommenden Geschichte entwickeln, und in so fern kein Einzelnes die Geschichte macht, anders entwickeln, als der Einzelne zu erklären weiß.

„Wie lange wird es dauern." — sagt er selbst — „so werden sie auch an mich glauben, und mir dies und Jenes nach-

sprechen. Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht, und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen läge."

Damit der Goethe'sche Kreis ausgefüllt werde mit alle dem, was sich Anschließendes und Feindliches darin bewegt, muß für Lenz und Klinger noch einmal in die Sturm- und Drangzeit zurückgekehrt, es müssen aus der Weimar'schen Periode Leute genannt werden, denen der Goethe'sche Genius Licht oder Schatten warf, und in einigen Hauptvertretern, günstigen und ungünstigen, muß sich summarisch darstellen, wie Goethe auf nahe Personen und Meinungen wirkte.

Goethe ist der Einzige, der sich aus jenem Sturm und Drange zu literarischer Größe erhob. Jacob Michael Reinhold Lenz — 1750 bis 1792 — der Liefländer, welcher von Königsberg und Berlin nach Straßburg und dort mit Goethe zusammen kam, ist früh gestorben, verdorben. Maaß, Besonnenheit, Realität und alles Aehnliche, was der Idealismus Goethe wohl zum Vorwurfe macht, fand in Lenz gar keine Stätte. Die phantastische Genialität suchte sich weder einen bürgerlichen, noch einen ästhetischen Halt. Den Ungestüm Shakespeare's allein in Laune und Auffassung zum Vorbild nehmend, ward Roth in Roth, Gold in Gold oder Schwarz in Schwarz gezeichnet. Dies konnte manche Ueberraschung, manchen genialen Augenblicksreiz aber kein begründetes Gedeihen, keine Dauer geben. Die Dramen von Lenz „der Hofmeister", „der neue Mendoza" und andere, sein Gedicht „Petrarcha", seine Episteln, Alles ist der Nation eigentlich unbekannt geblieben, obwohl es gedruckt und besprochen ist. Ludwig Tieck hat 1828 in drei Bänden die Schriften von Lenz edirt. Ein romantischer Sinn, welcher den Boden nicht zu berühren braucht, welcher eine bloße Bewegung des Humors ohne gründlichen Stoff und Widerhalt zu schätzen weiß, ein solcher konnte am Ersten Lenz lieb haben und empfehlen. In Tieck's Vorrede findet sich auch jenes Bedenken ausgedrückt, was im Interesse der genialen Romantik den Goethe'schen Wendepunkt mit Bedauern ansieht, jenen Wendepunkt, wo er von der leidenschaftlichen Schilderung abgeht, und der solid gebildeten Schönheit Preis und Streben widmet.

Lenz, wüst in der Welt umherschweifend, erscheint auch in Weimar, und tritt nach studentischer Art ungeladen, ungekannt, durch einen Domino auffallend, in den Ballsaal ein, wo der Hof einen bal paré gibt. Er will Goethe überraschen, und hält Form und Erscheinung dem Genie für gleichgültig. Schon 1778 verirrt sich der ungezügelte Sinn in Wahnsinn, eine große Anlage geht rettungslos unter, weil sie nirgends Maaß und Verhältniß anerkennen und suchen will. 1792 stirbt er zu Moskau in großer Dürftigkeit.

Auch Klinger, Friedrich Maximilian v. Klinger — 1753 bis 1831 — geräth nach Rußland, als ob der geniale Drang jene östlichen, noch werdenden, unübersehbaren Verhältnisse instinktartig gesucht hätte. Aber Klinger erscheint da in sehr würdiger Weise; er besaß eine überwiegende sittliche Macht, diese sittliche Macht erzeugte seinen Sturm und Drang, schuf ihm eine glänzende Laufbahn, hielt aber in ihrer Uebermacht die literarische Hervorbringung, wenn auch nicht zu starr und leblos, doch zu reizlos. Der ästhetische Reiz hat andere Bedingungen, als der sittliche. Dieser, von Rousseau entflammt, kannte den Frankfurter Bürgerssohn zum Generallieutenant und zu hohen Ehrenstellen in Petersburg führen, konnte einen edeln, tüchtigen Mann bilden, aber eine glücklichere Beweglichkeit aller höheren Seelenkräfte wäre nöthig gewesen, um dem stolzen Anfange gemäß eine ästhetische Größe zu bilden. In Klingers „Betrachtungen über Gegenstände der Welt und Literatur" findet sich manche Andeutung, wie er durch das wirkliche Leben von dem Genialismus der Jugend entfernt worden, wie er bestrebt gewesen sei, durch moralische Kraft sich doch eine Welt der Dichtung zu erhalten. Ueberall ist ein so wackeres Streben, wie es die Herren Menzel und Gervinus nur dem Dichter Goethe statt der Goethe'schen Art anwünschen möchten. Er würde sich vielleicht ihres uneingeschränkten Lobes erfreuen, wenn er wie Klinger Alles nur auf die tüchtige Gesinnung eines tüchtigen Charakters verwendet hätte. Freilich müßte sich dann die Nation mit dem unbedeutenden literarischen Gewinne unter dem Namen Klinger begnügen, und die außerordentliche Erscheinung Goethe hätte niemals kurz blickenden und schließenden Richtern Sorge gemacht.

Klingers Faust ist schon erwähnt. Unter den „Giafar der Barmecide" — „Raphael de Aquillas" — „Faust der Morgen-

länder" — „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" — „der Weltmann und der Dichter", wird dies letzte ausgezeichnet. Dies und „Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese", was zart und sanft gehalten ist, bildet den anschaulichsten Kontrast in den Bestrebungen Klingers, wenn man die tobende Leidenschaft seines Trauerspiels „die Zwillinge" daneben stellt, oder auch nur an das Drama „Sturm und Drang" erinnert. Dramata sind außerdem noch neun von ihm zu nennen, darunter dreimal „Medea", ein Stoff, der ihn sehr interessirt hat. Die Farbe in Klingers Sachen ist vorherrschend düster.

Es wäre nun noch einmal im Besonderen Merks zu gedenken, der durch kritische Schärfe und Entschiedenheit auf die Goethe'sche Jugend scharf einwirkte. Leider war aber zu wenig gedeihliches Element neben dem begabten Urtheile in diesem Manne, und er ist zu keiner eigentlichen Produktion gelangt. Was er Wieland für den Merkur gegeben, kann als Vereinzeltes auf keine besondere Aufmerksamkeit Anspruch machen. Und so muß denn der bloße Name wie ein merkwürdig Element jener Zeit angeführt sein, ein Element, was sich nur an Anderen zeigt, und was als Mitveranlassung zu Goethe's Mephisto der Literar-Geschichte merkwürdig bleiben wird. Merk nahm sich selbst das Leben. Briefe an ihn von Goethe, Herder und Wieland, mit einer Biographie Merks, hat Karl Wagner 1835 herausgegeben, nicht zu verwechseln mit jenem Heinrich Leopold Wagner, einem schriftstellerischen Dilettanten aus der Frankfurter Geniezeit, welcher die Goethe'schen Prometheus-Gedanken und Scherze damaliger Zeit in „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" herausgab, und Goethe viel Aerger machte, da man es ihm zuschrieb.

Die Goethe'schen Briefe an Merk sind ein charakteristisch Zeichen, wie kugelrund, blitzschnell, dreist und ohne Umschweif die Goethe'sche Briefprosa der ersten Zeit gewesen, eine so feiste Naivetät, daß Niemand die diplomatische Vorsicht und Beschränkung darin vorhersehen möchte, die sich in der Briefprosa der letzten Zeit findet. Die Billets von 1770 und von 1830 liegen wie ein purzelnder Bergbach und ein artig geschlängelt Flüßlein, zwischen denen der Berg Goethe'scher Bildung die verschiedensten Zeiten verbindet. Das Weglassen von Pronomen und Partikeln ist ihnen zuweilen noch gemeinschaftlich.

Vom geistreichen Einsiedel, dem anmuthigen Hofkavalier der Feste in Tiefurt und Ettersburg, ist leider so wenig übrig geblieben. Der Moment gab's, der Moment nahm's, und zum Unglücke schrieb der heitere Mann eine so schlechte Hand, daß er ein großes Roman-Manuscript mit den Worten hinwarf: „es sind herrliche Sachen darin, aber der Teufel mag's lesen!" Für praktischen, anmuthigen Geschmack hätte dies Talent, den Berichten nach, originelle Beiträge geliefert. So ist nichts zu erwähnen, als „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" und eine Uebersetzung der Terenz'schen Lustspiele. Aus dem „Journal von Tiefurt" ließe sich wohl Einsiedels glücklichste Gabe holen, wie dies Journal überhaupt einen interessanten Einblick in das genialе Weimar'sche Leben gewähren könnte. Der persönlichen Rücksichten halber ist es vor literarischer Zudringlichkeit gehütet.

Von der Hauptpersonen, die nicht bloß dem weltlichen Range nach eine war, vom Großherzoge Ernst August, ist uns auch nichts Schriftliches überliefert. Aber er hat die großen Leute und deren Pläne zusammen gebracht, zusammen gehalten, aufrecht erhalten, wenn die triviale Welt über manche unzulängliche nächste Folge zu spotten wußte. Es ist in der Literaturgeschichte ein gesegneter Herr. Nicht nur wer gibt, auch wer die Gabe veranlaßt oder möglich macht, hat von der Geschichte seinen Dank zu fordern. Und Karl August rief sich die Dichter nicht zum äußerlichen Schmucke seines Reichs, er war sich der großen historischen Zwecke gar wohl bewußt. Goethe zählte ihn zu denen, die er eine „Natur" nannte, Menschen, die in die Zukunft zeugen und schaffen, im Gegensatz zu denen, die mit dem Ueberlieferten begnügt sind, und für die er gern den Ausdruck „süße Puppe" gebrauchte.

Auch die Gebrüder Humboldt werden am Besten in der Goethe'schen Nähe aufgeführt, weil ihr Streben wirklich vielfach mit dem seinigen zusammen traf, und weil die große Wichtigkeit dieser Gebrüder bei Weitem nicht hoch genug angesetzt würde, wollte man bloß nach dem schriftlichen Zeugnisse fragen. Sie sind innere, wesentliche Bestandtheile jener Welt, welche wir das höhere Deutschland nennen, und welches in Goethe einen so glücklichen Mittelpunkt hat. Man fragt da nicht sowohl nach

der einzelnen That und Aeußerung; Gestirne äußern ihre Einwirkung nicht einzeln, sie äußern sie durch ihre Erscheinung und Existenz. Es ist leicht, von dem ältern Humboldt der sprachlichen Forschungen und geistreichen Resultate in diesem Fache zu gedenken, es ist noch leichter, den europäischen Einfluß des jüngeren in aller Naturwissenschaft hervorzuheben. Aber es ist nicht genug; die harmonische ganze Ausbildung dieser Männer, welche sich überall wie ein bewundernswürdiges Kulturganze gibt, sie ist die Bedeutung dieser Männer, und sie ist nur damit zu bezeichnen, daß man sie neben den großen Mann stellt, dem die menschliche Ausbildung nach allen Seiten hin am Herzen lag, und der für diese Sorge des Weltherzens den umfassendsten und talentvollsten Ausdruck gefunden hat. Wenn es nicht genügend Zeugniß wäre, vom älteren Humboldt das Werk über die Kawi-Sprache, vom jüngeren die Reisewerke und Naturschilderungen angeführt zu sehen, der müßte sich freilich zu denen gesellen, die Goethe's deutschen Patriotismus bezweifeln, weil er keine Vaterlandslieder gesungen hat. Einem Autor gegenüber, der ein Hauptbestandtheil deutscher Bildung ist, der vorzugsweise unsere jetzige Kultur aus verworrener, wenigstens verwickelter Bestrebung eines halben Jahrhunderts zur Klarheit herausgehoben, zum beseligenden Bewußtsein einer Nationalkultur empor gearbeitet hat, einem solchen Autor gegenüber, welcher in Europa das begabteste Deutschland repräsentirt, einem solchen gegenüber die Frage aufzuwerfen, ob er auch Patriotismus habe, ist wenigstens müssig. Patriotismus ist eine Hülfskategorie, wo es an unmittelbarem Leben fehlt. Diese Frage nun gar Goethe gegenüber zu verneinen, ist dergestalt abgeschmackt, daß man darüber eben so wenig Worte verlieren muß, als wenn der Knabe tadelt, daß man zur Unterstützung des Flusses nicht Wasser in den Fluß gieße.

Beide Humboldt sind in Berlin geboren. Der ältere, **Wilhelm v. Humboldt**, 1767. Wir haben ihn in Jena gesehen, erfüllt von herzlichster Freundschaft für Schiller. Zeugniß davon, wie innig er am Gedankenleben dieses Mannes Antheil nahm, gibt der Briefwechsel mit Schiller, der 1830 erschienen ist. Noch in der Todesstunde war es ihm der erhebendste Trost eines Glaubens an persönliche Fortdauer, daß er mit Schiller wieder vereinigt werde. — 1799 gab er als ersten Band „Aesthetischer

Versuche" eine Abhandlung über Hermann und Dorothea heraus. Ein Gedicht „Rom", dann „Untersuchungen über die baskische Sprache", über Bhagavadgita, die Episode im indischen Gedichte Mahabharata, das große Buch über die Kawi-Sprache, und eine Uebersetzung des Aeschyleischen Agamemnon sind die wichtigsten Schriftdenkmale dieses tief sinnenden Geistes. Einzelne vortreffliche Aufsätze, wie „über die Aufgabe des Geschichtsschreibers" sind leider zerstreut. Im preußischen Staatsdienste, zur Zeit, da dieser Staat unterdrückt und dann breifert war, sich neu zu gestalten, hat er den größten Theil seines Lebens verbracht. In diese amtliche Stellung gehört ein langer Gesandtschafts-Aufenthalt in Rom, der zum Einblicke in Wesen und Wirkung der Kunst reichlich benützt wurde. Er starb 1835 auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin.

Alexander v. Humboldt ward 1769 geboren. Vorzugsweise den Naturwissenschaften zugewendet, und in solchem Interesse die großen Reisen nach Amerika und Asien unternehmend, ward er in Erforschung solcher Gesetze eine europäische Autorität und ein hochverehrter Freund Goethe's. Seine öfteren Besuche in Weimar waren dem alten Meister Feste des wissenschaftlichen Triebes. Von seinen Schriften sind als das Wichtigste herauszuheben: sein großes Reisewerk mit Bonpland, was als „Voyage de Humboldt et Bonpland" seit 1810 französisch erscheint, und auf 3 Bände Folio oder 12 Bände Quart abgesehen ist, ferner „Reisen nach den Aequinoktialgegenden des neuen Continents," 6 Bände; „Versuch über den politischen Zustand von Neuspanien," 5 Bände; „Ansichten der Natur," 2 Theile. Abgesehen von dem größten Werthe für die betreffende Wissenschaft, finden sich darin die glänzendsten Proben ästhetischer Schönheit, besonders in den Schilderungen der amerikanischen Natur. Alexander v. Humboldt lebt in großen Ehren zu Berlin.

Von denen, die sich in Weltanschauung und im Ausdruck derselben durch die Schrift der Goethe'schen Art gewidmet, ja hingegeben, wären so Viele zu nennen! Ist diese Art doch eine Klassik der Lebenskunst und des Weltglaubens geworden. Der naturkundige Carus, Arzt in Dresden, hat sich darin hervorgethan, eine Reise nach Paris, die er 1836 beschrieben, ist ein unverkennbarer Abdruck Goethe'scher Betrachtungsweise. Varnhagen v. Ense

hat in sich das große Vorbild noch viel eigener und mannigfaltiger fortgebildet, und einen thätigen und erfolgreichen Kultus aus der Goethe'schen Art zu errichten gewußt, der wie eine Hand der Geschichte selbst jenes Leben fortleitet. Da Varnhagen aber in der Goethe'schen Reproduktion keineswegs erschöpft, und noch aus ganz andern historischen Elementen erwachsen ist, da er ferner mit aller neueren Literatur in lebhaftester Anregung und Wechselwirkung steht, so muß später noch insbesondere von ihm die Rede sein. Seine Gattin Rahel, die ebenfalls bei Darstellung neuester Einflüsse einen wichtigen Platz fordert, ist jedoch auch hier besonders hervorzuheben, als eine solche, die zu den frühesten und einsichtigsten Aposteln Goethe's gehört hat. Sie sah zuerst jenen Kern in Wilhelm Meister heraus, den Goethe im Verlauf des Buches so geflissentlich ausgeführt hat, und faßte ihn in die Worte: „Die Erde sei in der alten Welt überall in Besitz genommen, und dem Menschen sei nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt." —

Unter den Berlinern, wo Goethe den zahlreichsten Stamm seiner Verehrer hatte, tritt die starkknochige Figur Zelters entgegen, von dessen Verhältniß mit Goethe der bekannte Briefwechsel specielle Kunde gibt. Und wer kann Bettina vergessen, die sich mit der kühnsten Genialität des Weibes an ihn gedrängt! Soll aus dem großen Berliner Kreise noch ein Name ausgewählt sein, so hat der des Dichters Ludwig Robert den gegründetsten Anspruch darauf durch eine Faustparodie, welche in der Nachrichtensammlung „über Goethe" von Nicolovius abgedruckt ist. So geistreich und gewandt ist der Faustdichter, seiner Zeit gegenüber, nirgends nachgebildet worden, ja einem großen Theile dieses Gedichts könnte Goethe unbedenklich seine Namensunterschrift geben.

Von Ausländern war bekanntlich eine förmliche englische Colonie in Weimar, die der Schotte Carlyle, Schiller und Goethe anlangend, mit würdigstem Talente in der englischen Literatur vertritt. Von Russen schloß sich Schewüreff aus Moskau an, und Graf Caspar Sternberg repräsentirte würdig in solcher persönlichen Freundschaft und Hochhaltung das deutsche Reich. All solcher Verehrung drückte Bettina den Stempel der Genialität auf, welche man sonst einer solchen Hingebung gern absprechen mag.

Aus naher, Weimar'scher Umgebung ist der Kanzler von Müller, Riemer und Eckermann zu nennen. Jener, ein täglicher Umgang Goethe's, hat zwei Broschüren über ihn gebracht, Riemer hat den Zelter'schen Briefwechsel und, wie Eckermann, für die letzte Gesammtausgabe gearbeitet. In eigener Hervorbringung sind diese Leute unbedeutend. Stephan Schütze, auch aus dem Weimar'schen Kreise, verlangt schon eine abgesonderte Stellung, wie Peucer, der ein literarisch Interesse an französischer Uebertragung besonders dramatischer Arbeiten an den Tag gelegt hat. Schütze hat sich in seinem Taschenbuche „der Liebe und Freundschaft" lange und in manchem anmuthigen Detail um komische Eindrücke bemüht, und nur in seiner Lebensbeschreibung sich mit freundlicher Einfachheit der Goethe'schen Weise angeschlossen. Es gibt eine ganz artige Schattirung derselben, daß er, wie Eckermann, aus einem Bauerkreise aufgewachsen, und mehr trenherzig als gewandt die Goethe'sche Auffassung an sich darstellt.

Um nun mit den letzten Erklärern Goethe's und mit einem Gesammtbilde des großen Autors zu schließen, sei vorübergehend der entschiedenen Gegnerschaft gedacht, welche sich der mächtigen Erscheinung entgegen gestellt hat. Vorübergehend, denn sie ist ohnmächtig geblieben, und das, wodurch sie umfänglich und erweckend hätte wirksam sein können, das hat ihr gemangelt und mangelt ihr noch. Eigene Schöpferkraft nämlich. Was wird es heißen, eine so breite und tiefe Existenz wie die Goethe'sche aus geschichtlicher Wahrheit und Nothwendigkeit zu rücken, und für solch ein Werk nichts mit zu bringen als eine Meinung, eine familienglückliche Ansicht, eine überlieferte moralische Forderung, eine untergeordnete Geschichtsmaxime, die an einem organischen Geschichtswerke herum springen und es damit ändern oder gar zerstören will! Geschichtliche Nothwendigkeit ändern, und zwar nicht durch That, sondern durch Bemerkung, darauf geht meist all diese Polemik hinaus. Es ist erklärlich, daß eine sich aufbauende neue Welt Widerspruch finden muß, besonders wenn sie nicht mit jener plötzlich schaffenden, unwiderstehlich wie der Blitz erscheinenden Genusmacht eintritt, die in Donnerkrachen aus dem Ungeahnten das Neue schlägt. Goethe richtet sich mit allen besseren Theilen des so erregten achtzehnten Jahrhunderts auf, und benützt, stellt, verarbeitet all diese Theile, eine weise und wahrhafte Macht der

Geschichte. Wo ist jener geniale Revolutions-Gedanke Rousseau's geblieben? ruft nun die Eine; was ward aus dem gründlichen Widerstande, aus dem begeisterten Widerstande eines Klopstock gegen unchristlichen Geist der Zeit? fragt der Andere. In der Theilung dessen, was nach dem achtzehnten, was nach dem neunzehnten Jahrhunderte gehört, verwirren sie sich, weil die Theile in Goethe organisch aufgegangen sind. Im Gedanken der Revolution und der Erhaltung verwirren sie sich, weil der Eine nur Goethe's Widerwillen sieht gegen abstrakte Zerstörung, der Andere nur so viel Frucht, die aus der bedenklich neuen Erregung entsprossen ist. Es ist erklärlich, daß da Gegnerschaft erwachen mußte, wenn auch nicht der Tribut des Ruhmes immer mit einigem Widerstreben entrichtet würde. Aber traurig ist's, daß solch Gericht der zweifelnden Anfrage in zappelnde, in jugendliche oder gar in unreine Hände gefallen, und merkwürdig bleibt's, daß die Polemik so ganz erfolglos geführt worden ist. Eine stürmische Zeit kam ihr zu Hilfe, die der Beurtheilung Goethe's streng ungünstig war, und diese Zeit hat sich noch nicht aufgerollt, und schon ist die Verehrung des Dichters zu einer Höhe und Allgemeinheit gediehen, wie sie es früher nie gewesen. Die Jahre 1837 und 1838 haben mehr als irgend ein früheres im Goetheschen Nachlasse geschwelgt. Es muß also wohl ein schwerer Stempel ächter Geschichtlichkeit auf dem Goetheschen Werke ruhen.

Pustkuchens mit den falschen Wanderjahren ist schon gedacht. Immermann machte sich damals auf, eine blanke Klinge des poetischen Rechtes zu schwingen gegen das theologische Verketzern freien menschlichen Versuches. An Pustkuchen schloß sich Ausgangs der zwanziger Jahre ein Breslauer Theologe Suckow, der unter dem Namen Posgaru mit der Novelle „Liebesgeschichten" auftrat. Auch hier kam von der moralischen Seite das feinere und beachtenswerthe Talent gegen Goethe. In Gestalt einer Novelle war mit seinem Geiste das Bedenken abgefaßt, wie man in Goethe's frivoler Romantik so ohne Weiteres in Liebe umfangen könne, was Einem am Wege begegne, wie man in leichtsinniger Poesie eines Weltmanns weiter gehen, und sich nicht darum bekümmern könne, welch eine Folge aus jener Liebesregung entstanden sei. Schande des Mädchens, Familienzerrüttung, Unglück und Tod entstehe daraus. Dieses in morali-

schem Betracht ganz richtige Bedenken war mit seinem quälerisch klaffenden Unfrieden zu einer Produktion der Kunst gefügt, was denn selbst mit einem glücklichen Talente seine peinigende Schwierigkeit übrig ließ, und was, unschön wirkend, gegen die unbekümmerte Freiheit des Schönen unmöglich eine glückliche Wirkung machen konnte. Suckow hat leider seine gewandte Kraft nicht weiter angespornt, und nur noch einige kleinere Proben gegeben, die wie „Germanos“ nicht über eine Federskizzirung hinaus gefördert sind.

Schon vor ihm war Wolfgang Menzel als lärmender und Tod drohender Gegner Goethe's aufgestanden. Eine jugendliche Theilnahme, die sich auf rasches Handeln hingewiesen sah, konnte diese Polemik mit Beifall aufnehmen. Im Wesentlichen ist sie eine rohe Poltronerie, welche ohne eine zupassende heftige Zeitstimmung von vorn herein angewidert hätte. Was von ästhetischem Momente darin ist, das gründet sich auf Novalis Ansicht, welcher die Poesie in sublimer Ahnung des Gesetzlosen ergriffen sehen, und den Aufbau aus der Wirklichkeit niedrig geachtet sehen will. Aber auch dies Moment ist bei Menzel zur trivialen Frage herabgebracht, und Alles ist auf die trödelnde Unterscheidung von Genie und Talent zurückgeführt. Die Konsequenz einer solchen Unterscheidung lag auch in Novalis, für den der Genius das Unerhörte auszusprechen, das Talent nur analogisch nachzubilden hatte. Aber Novalis brachte solcher schwärmerischen Kritik doch auch entsprechende höhere Verhältnisse der sittlichen Empfindung. Wird nun aber die Novalis'sche Idee mit einer hausbackenen Moralität gepaart, so gibt es ein unerträgliches und allen höheren Sinn beleidigendes Gespann. So ist denn auch die Kritik Goethe's in der Menzel'schen Hand zur ordinärsten Alltagsweise herunter gedrückt. Da ist der Spiegel des Skandals bereit für ein so rastlos strebendes Leben, da ist von nichts als Immoralität die Rede, einem Manne gegenüber, welcher für alles edelste Interesse der Menschheit gedacht, ersonnen und gebildet hat sechzig Jahre, welcher die feinsten Maßstäbe menschlichen Verhältnisses seiner Nation eingeprägt, welcher aller höchsten menschlichen Beziehung Kraft und Anstrengung gewidmet und nur dauernden Genuß erfunden hat in Gesetzen, die allem niedrigen Zwecke entheben sind. Was soll man

Worte suchen für einen so unwürdigen Standpunkt der Beurtheilung! Der patriotische Vorwand, welcher kurzsichtig nur eine nächste rohe Folge des Dichterwortes im Auge hat, und die Entwickelung der Poesie nur darnach bemißt, was sie für einen Einfluß auf den Gymnasiasten haben kann, dieser Vorwand ist von einem Gegner wie Rehberg bereits höher gefaßt, und sonst bereits in seiner Unzulänglichkeit vor einer Generation enthüllt worden, die darin so viele Erfahrungen gemacht. Man hat gesehen, daß dem Vaterlande mit einer breiten Bildungsgrundlage besser gedient wird als mit einer leidenschaftlichen Aeußerung, sobald nicht ein Moment der Krisis die letztere fordert. Das Menzelsche Toben ist jetzt schon wie ein falscher Vorpostenlärm versunken. Die dabei aufgeweckte müßige Frage, ob Goethe ein Genie oder ein Talent gewesen sei, hat Heine mit seinem Witze beseitigt; Goethe habe das Talent gehabt, ein Genie zu sein. Rehbergs Broschüre: „Goethe und sein Jahrhundert", geht vorsichtiger, gründlicher und schärfer an den Dichter mit Verlangnissen und Vorwürfen, welche die sittliche Gemeinschaft, der Staat, an ihn zu stellen habe. Man wird sich auch hier beschweren können, daß der freien Bewegung des dichterischen Geistes eine schiefe und voreilige Deutung wegen praktischer Anwendbarkeit gesucht worden sei. Aber man wird auch Plato's gedenken, welcher den Dichter aus seinem Staate wies, man wird sich über alles praktische Verlangniß klar machen, wie es sich wohl oder übel neben die schonungslos hoch dahin schreitende Geschichtsentwickelung stellt, man wird, durch würdigen Ton angeregt, ein Thema nachdrücklich aufklären, was einer solchen Aufklärung im Popular-Bewußtsein immer noch bedarf. Wenn irgend, so thut diesem Bewußtsein der Gewinn einer Formel Noth, wie sich der dichterische Beruf zu der Forderung des Tags und des Staates verhalte. Wäre eine solche Formel bereits geläufig, das heuchlerisch sittlich geschriebene „Büchlein von Goethe", worin mit seinem Talente zusammengestellt und bedauert wird, Goethe habe für unser Volk kein Herz gehabt, dies Büchlein hätte nicht so Manchen bestürzt, da es doch im Endpunkte der Frage unwahr ist, nicht bloß in Fakten.

Scheinbar gegen eigene Absicht ist auch Gervinus zu Goethe's Gegnern, wenigstens Tadlern geführt worden, und zwar

ganz seiner Detail-Beredsamkeit angemessen auf den Jungen des Detail-Raisonnements. Gervinus ist unendlich gelehrter und auch viel gebildeter als Menzel, aber er trifft im zudringlich bürgerlichen Tie, welcher die weitere und die feinere Tendenz in die Trivialität des nächsten Bedürfnisses herabzieht, gar oft mit jenem zusammen, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er jenes Tribunenamt, von dem Menzel verdrängt worden, in etwas höherer Weise übernehmen werde. Menzel trat mit Gepolter vor die historische Erscheinung, und rief: es ist ein Skandal, daß sie existirt. Gervinus deducirt sie aus den untergeordneten Kreisen ihrer Entstehung, findet nach diesem Exempel viel Lobenswerthes daran, und kommt erst dann zu der Frage: aber warum ist sie nicht so? So oder so? Für diese Unhöflichkeit entschädigt er uns durch fleißiges Studium, woraus sich alle nur mögliche untergeordnete Parallele der Dinge und Personen ergibt, die nur irgend nöthig ist, um deren Füße zu beleuchten. So hat er vorläufig für Goethe „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel" ein Büchlein gegeben, worin Goethe sich im Wesentlichen selbst schildert oder doch von ebenbürtigen Freunden geschildert wird. Anfangs zeigt sich der Autor nicht unzufrieden mit Goethe, tadelt nur etwa, daß er sich zu Weimar in's Regieren gemischt habe. Aber das wird bald zum Schrecken anders. Jenes tribunenamtliche Keifen beginnt, was die größten Männer wie Dienstboten anläßt.. Es ist darin ein so beschränkt sittlicher Grund, wie er sich bei braven, schlüsselgeschäftigen Hausfrauen findet, die ihr häuslich Geschäft zu vernachlässigen glauben, wenn's da nicht mit einiger Lebhaftigkeit und Schelung hergeht. Warum kümmert er sich in späterer Zeit nicht um's Regieren und Handeln? heißt es, obwohl ihm früher daraus ein Vorwurf gemacht worden ist. Warum dichtet er nicht im Alter wie in der Jugend? Warum thut er das in Italien, nicht Jenes? Es hat etwas Schreckhaftes, auf so gewaltsame Art mit einem organisch bedingten Wesen umgehen zu sehen, und wenn nun obenein jeder poetische Hauch irgend einer eigenen poetischen Potenz gebricht, ohne den es keine Hingebung, keinen Enthusiasmus gibt, kein Erkennen und Würdigen geschichtlicher Seele, so muß auch aus aller dankenswerthen Gabe die Verletzung entgegentreten. Im Vorliegenden ist nun noch ein materieller Mangel, wie er dem

Verfasser wohl selten begegnet. Die Hauptbriefe fehlen, sind übersehen, just die aus Italien, wo sich die Goethe'sche Wendung bildet, um derentwillen Gervinus so ungehalten wird. Das Büchlein kann also nur mit Vorsicht benutzt werden, da auch keine Rücksicht genommen ist, wie objektiv werthvoll oder nicht eine Aeußerung des geschwätzigen Wieland oder des gallichten Merk über Goethe, und wie das verschiedene Alter und der Perioden-Standpunkt zu bedenken sei zwischen Goethe und den Uebrigen. Gutzkow hat schon auf dies und Aehnliches in seinem „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" hingewiesen, in einem Buche, was den Weg der modernsten Literatur geistreich andeutet, sich aus dem polemischen Gewirr über Goethe zu höherer Betrachtung des Dichters auszufinden. Ueber Goethe's Stil besonders sind Partieen darin, die zum Allerbesten gehören, was darüber gesagt worden ist.

Zuneust hat sich Dr. K. Reck des Dichters angenommen mit besonderem Hinblick auf das Ausland und die Frage der Welt-Literatur, die Goethe in den letzten Jahren so beschäftigte. „Goethe und seine Widersacher" heißt dies Büchlein. Die Darstellung ist etwas ungelenk, und die Berufung auf Quellen zeigt mitunter ein sehr unkritisches Gemisch, so daß Lamennais und Herloßsohn neben einander gestellt werden konnten. Sonst findet sich in diesem etwas knotigen Gewächse ein tüchtiger Kern, und die große Kulturbedeutung Goethe's ist in aller Ausdehnung aufgefaßt.

Alles zusammengefaßt muß man von Goethe wie Hegel von Perikles sagen: „Wir können nicht umhin, ihn auf's Höchste zu bewundern — nach der Seite der Macht der Individualität hin können wir keinen Staatsmann ihm gleich stellen." —

Wie Perikles die Genüsse des Privatlebens opferte, um stets gesammelt für die Allgemeinheit zu sein, so gestattete es sich Goethe nirgends, bloß gedächtnißweise, das ist bequem, in eine Bildungs-Terminologie einzustimmen. Was in ihm nicht eigen wurde, das ließ er auf sich beruhen. Daher die Vorwürfe des Mißverstandes, Goethe sei kein Philosoph gewesen, was man so heutiges Tages Philosoph nennt. Als ob es nicht ein unermeßliches Glück für die Nation wäre, daß der neue Gedanke einer sich neu auffammelnden und fassenden Welt auf eine selbstständige

Weise in ihm ausgeprägt worden ist. Hegel erkannte dies gar wohl, war stets voller Theilnahme dem Goethe'schen Streben zugewendet und äußerte es stets. Und wie Goethe rückwärts diese nothwendige Verschiedenheit der Wege zu schätzen wußte, beweist folgender Brief an Hegel vom 7. Oktober 1820:

„Mit Freuden höre ich, daß Ihre Bemühungen, junge Stämme nachzubilden, die besten Früchte bringt; es thut freilich Noth, daß in dieser wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunkte eine Lehre sich verbreite, woraus theoretisch und praktisch ein Leben zu fördern sei. Die hohlen Köpfe wird man freilich nicht hindern, sich in vagen Vorstellungen und tönenden Wortschällen zu ergehen; die guten Köpfe jedoch sind auch übel daran, denn indem sie falsche Methode gewahren, in die man sie von Jugend auf verstrickte, ziehen sie sich auf sich selbst zurück, werden absurd, oder transscendiren. — Möge sich Ihr Verdienst, mein Theuerster, um Welt und Nachwelt durch die schönsten Wirkungen immerfort belohnt sehen. Treulichst

Goethe."

Denkt man sich tiefer in dies Verhältniß, so wird es eine müßige Erwähnung, daß Goethe öfters kurz von der neuen Philosophie gesagt habe, er verstehe sie nicht. Die Methode derselben war ihm fremd und ungeläufig, den Kern verstand er wohl, und der Schlüssel zu seinem derartigen Verhalten findet sich bei Falk in folgendem Ausspruche: „Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese für uns passen, ist unsere Sache. — Jedes Individuum hat vermittelst seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben."

Geschichte der deutschen Literatur.

Inhalt des dritten Bandes.

27. Schiller.

Seite

Der Dichter der kritischen Philosophie; ein heroischer, oppositionell sich ausbildender Geist; die Verbindung mit Goethe. — Sein Entwickelungsgang und Thatendrang. 3

Schillers Leben und Wirken: Jugendbestrebungen und Erlebnisse; im achtzehnten Jahre Anregung seiner pantheistischen Gedankenwelt. 7

Erste Epoche, die politisch-poetische. Früheste Gedichte. Die Bedeutung von Idealismus und Sinnlichkeit bei Schiller. Medicinische Schriften; die Räuber; Lyrisches. — Schillers Leben in Stuttgart. Flucht nach Mannheim. Aufenthalt in Frankfurt, Oggersheim und Bauerbach; Fiesko; Kabale und Liebe. — Schiller als Theaterrichter in Mannheim; Prosaaufsätze über literarische Kunst; Dramaturgie in der Thalia. — Ansiedelung in Leipzig — das Lied an die Freude; — Aufenthalt in Dresden; Don Carlos; der Geisterseher. 11

Die zweite Epoche der strengen Prosa und theoretischen Studiums. Darstellung der Geschichte: der Abfall der Niederlande. — Erster Aufenthalt in Weimar und Rudolstadt; Begegnung mit Goethe. Berufung nach Jena; akademische Reden und Vorlesungen; die kleineren historischen Aufsätze. — Schillers Erkrankung und die Unterstützung aus Dänemark. — Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 41

Eintritt in die philosophischen Studien. Anknüpfung des Briefwechsels mit Goethe; die Horen. Der Kantische Kriticismus; Reinhold, Fichte; Eindruck der französischen Revolution. Schillers Geltung auf dem Felde der Abstraktion: die Briefe über die ästhetische Erziehung, und kleinere philosophische Aufsätze. — Das Freundschaftsverhältniß zu Goethe; Verkehr im Briefwechsel, in den Horen, Xenien und dem Musenalmanach. Wallenstein. — Hingebende Freundschaft W. Humboldt's. 53

Dritte, die glänzend produktive, rein dramatische Epoche. Uebersiedelung nach Weimar. — Maria Stuart; Jungfrau von Orleans; Braut von Messina; Tell. — Die Einwirkung Schillers auf die Nation; seine Gedichte und Theaterstücke. 76

Seite

28. Schelling.

Zweite Erscheinung einer objektiven Philosophie. Ausgang von Fichte'scher Form; Beachtung der Kräfte der Natur; Wechselwirkung mit den Dichtern. — Leben und Schriften. — Hauptsätze Schelling'scher Philosophie. Das Auffinden der Idee des Absoluten; der Unterscheidungspunkt von Hegel. 87

Mangel an Ausbau des Systems; in dessen Folge Schicksal der Lehre. Von Schelling Beginn des Aufhebens zur Ergreifung einer ganzen Welt. — Gegenwärtige Aufgabe der Philosophie. 94

Gegner, Schüler, Anhänger und Fortbildner Schellings. — Henrich Steffens; Troxler; v. Haller. — Solger. — Stahl und Andere. — Schellings Auslassung über Hegel. 98

29. Die romantische Schule.

Rechtfertigung des poetischen Dranges der Romantik; Umfang des Versuchs der Gründung einer neuen poetischen Herrschaft. 113

Erklärung der Maximen der Gebrüder Schlegel. Die Philosophie die Brücke für den Romantismus, dessen Behälfe das Studium der Natur, der altvaterländischen Dichtung, romantischer Sprache und Poesie; Abschluß zur Schule und deren poetische Manier. Feindseligkeit gegen die Romantiker. Das ironische Prinzip in der romantischen Schule. Oertliches 114

Die Gebrüder Schlegel

August Wilhelm, der ältere 125

Friedrich, der jüngere. — Die Romantik 130

Adam Müller. Genz. J. Görres 150

Novalis 152

Arnim und Brentano 158

Ludwig Tieck 164

Wackenroder.

Maler Müller; Steffens; Fouqué; Oehlenschläger; Friedrich und Caroline de la Motte Fouqué. 179

Heinrich von Kleist 186

E. T. A. Hoffmann. — Weisflog 188

Zacharias Werner. — Die Schicksalsidee 193

Müllner; Grillparzer 197

Ernst Schulze; Ernst Wagner; Wilhelm Müller. 199

Schenkendorf. — Der deutsche Student und die Burschenschaft. — Jahn. Ernst Moritz Arndt. 202

Theodor Körner. — Stägemann 206

Hölderlin; Waiblinger; E. Pichler 208

Feßler 211

Schattirungen der Schule. — Das Theater im Verhältniß zur Literatur.

Seite

Lafontaine. — van der Velde, Clauren und andere Romanschriftsteller. 216

A. v. Kotzebue 222

Iffland. — Houwald; neuere dramatische Künstler und Dichter. 225

Eichendorf; Hoffmann von Fallersleben; W. Wackernagel. 229

Jung Stilling 232

Schleiermacher 234

Die schwäbische Schule.

Der allgemeine Charakter; Goethe's Ausspruch 247

L. Uhland. G. Schwab, die Pfizer. Strauß. Vischer. Möricke. 250

Justinus Kerner.

Geistliche Liederdichter 250

30. Jean Paul.

Hippel. — Seume. — Weber.

Jean Paul Friedrich Richter. — Aeußerungen der Selbstbiographie. 261

Erste Periode: das Jugendleben im Gebirge, in Hof und Leipzig. „Grönländische Prozesse. — Die Teufelspapiere."

Zweite Periode des sentimental-humoristischen Romans. Uebergangsgestaltungen. Die unsichtbare Loge — Hesperus: die Genrestücke Quintus Fixlein und Siebenkäs. — Erster Besuch in Weimar und Stellung zum Literaturkreis dort; bewegender Eindruck der Frauen v. Kalb und v. Berlepsch. Der Jubelsenior; das Kampanerthal. — Zweiter Aufenthalt in Weimar: Briefe und Conjekturalbiographie; Clavis Fichtiana. — Stellung zur Kritik. — Ansiedelung in Meiningen. Titan. 275

Dritte Periode, die komisch-humoristische: Niederlassung in Baireuth. Die Flegeljahre; Vorschule der Aesthetik. — Der politische Standpunkt. — Katzenbergers Badereise; Fibel. Komet. Journalartikel. — Verlust seines Sohnes Max. Selina. Verscheiden am 14. November 1825. 292

Theodor Gottlieb von Hippel 307

Johann Gottfried Seume 313

Carl Julius Weber 318

Saphir; Glasbrenner; Mises . 323

31. Goethe.

Bedeutung dieses Hauptautors; sein aufsteigender organischer Entwickelungsgang. 325

Seite

Goethe's Geburtsstätte und erste äußerliche Anregung des Knaben. Französischer Einfluß; stille Ausbildung. Die Katastrophe mit Gretchen, seiner ersten Liebe. 326

Studienaufenthalt in Leipzig; vielseitige Theilnahme Goethe's. — Erster dramatischer Versuch; Leben voll kühnen Humors; Kunststudien bei Oeser und in der Dresdner Gallerie. Eintritt eines reizbaren Krankheitszustandes; Rückkehr ins Vaterhaus; dort mystische und alchymistische Beschäftigung. 336

Universitätsbesuch Straßburgs. Das Idyll in Sesenheim. Doctor-Promotion. Ansatz zu einer französischen Carrière. 343

Die Genie-Epoche. Große Anfangsjahre Goethe's. Der Freundeskreis in Darmstadt; Aufenthalt in Wetzlar und Coblenz. — Götz von Berlichingen. — Goethe's Sprache. Werther. Sturm- und Drangperiode. Clavigo. — Die Bekanntschaft mit Lili; Göthe's Lieder. Schweizerreise mit den Stolbergs. Singspiele; Stella. Egmont. 350

Berufung nach Weimar. Gelegenheitsgedichte. — Die Geschwister, Jerry und Bätely; die Vögel. — Neue Wendung im Elsevier. Anfänge des Wilhelm Meister. 360

Die klassische Epoche. Die italienische Reise. Iphigenie. Tasso. — Der Groß-Cophta. — Naturstudien; Reisen in Schlesien; die französische Campagne, Besuch in Pempelfort. — Entäußerung des politischen Eindruckes durch die Revolution im „Bürgergeneral" und den „Aufgeregten". Uebergang zu epischer Darstellung durch die „Ausgewanderten." — Freundschaft mit Schiller. — Wilhelm Meisters Lehrjahre, und Herrmann und Dorothea. — Plan zur Achilleis. Die natürliche Tochter. 374

Goethe's s. g. elegante Schriftperiode. Theilnahme für die Natur-Philosophie; Annäherung der Romantiker an Göthe; ruhige Studien in der Lebenspraxis. — Die Goethe'sche Theaterschule; Verkehr mit F. A. Wolf, Frau von Staël, Gall u. A.; Schillers Tod. — Neue Ausgabe der Werke. — Die Wahlverwandtschaften. Göthe als Naturforscher. 400

Letzter Abschnitt: der westöstliche Divan; Kunst und Alterthum am Rhein und Main; die Zusammenstellung der Wanderjahre. — Vorliebe für W. Scott, Byron; lebhafte Theilnahme an der auswärtigen und der laufenden Literatur der Heimath. Der Gedanke einer Weltliteratur ein ahnungsreiches Vermächtniß. 412

Faust: die Sage; verschiedene Bearbeitungen; Goethe's Gedicht, dessen Erklärer. — Die Unsterblichkeitsfrage. 422

Der Goethe'sche Kreis: Lenz, Klinger, Merk, v. Einsiedel. Großherzog Karl August von Weimar, Gebrüder Humboldt. — Goethe'sche Jüngerschaft und Gegnerschaft. Letzte Erklärer; Gesammtbild. 433

Berichtigungen für den dritten Band.

Seite	39.	Zeile	5 v. o.	statt	ihm	lies:	ihn.
„	40	„	10 v. o.	„	Zeitung	„	Zeit.
„	47	„	1 v. o.	„	Sienen und	„	Scenen aus.
„	89	„	17 v. u.	„	in,	„	in
„	91	„	15 v. u.	„	Sistem	„	System und so auf allen folgenden Seiten.
„	101	„	15 v. o.	„	Alles,	„	Alles;
„	101	„	16 v. u.	„	Concession,	„	Concession;
„	103	„	6 v. u.	„	„Er"	„	„Es."
„	108	„	12 v. u.	„	will	„	wohl.
„	110	„	2 v. u.	„	Pantheismus	„	Panentheismus.
„	115	„	13 v. o.	„	Europä	„	Europa.
„	122	„	13 v. o.	„	aber	„	eben.
„	145	„	1 v. u.	„	wie wenn	„	wenn.
„	179	„	5 v. o.	„	nach	„	noch.
„	202	„	6 v. o.	„	zusammenschließt	„	zusammenschießt.
„	213	„	12 v. o.	„	Tunicias	„	Tunisias.
„	238	„	7 v. u.	„	geschehen.	„	geschehen;
„	256	„	11 v. o.	„	welche von	„	welche.
„	256	„	16 v. o.	„	auf	„	auch.
„	278	„	6 v. o.	„	Extrablätter dieses	„	Extrablätter, dieses.
„	291	„	18 v. o.	„	Romanide	„	Romanidee.
„	297	„	5 v. o.	„	bestehenden	„	besten.
„	300	„	1 v. o.	„	welche	„	welcher.
„	326	„	11 v. o.	„	Sommerzeit	„	Sonnenzeit.
„	349	„	12 v. o.	„	höheres	„	höheren
„	349	„	16 v. o.	„	sistemo	„	sisteme
„	354	„	12 v. o.	„	Innere	„	Inneres.
„	371	„	4 v. o.	„	keineren	„	kleineren.
„	408	„	8 v. o.	„	Geschicklichkeit	„	Gewißheit.
„	413	„	10 v. o.	„	Art, die	„	Art die.
„	423	„	10 v. u.	„	Magnus	„	Magus.
„	427	„	20 v. o.	„	Heinrichs	„	Hinrichs.
„	436	„	17 v. o.	„	Ernst August	„	Karl August.
„	438	„	3 v. o.	„	Bhagaradgita	„	Bhagavadgita.
„	441	„	7 v. u.	„	feinem	„	feinem.

Geschichte

der

deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Vierter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1840.

32.

Hegel.

Die Hegel'sche Schule. — Die Geschichtsschreiber.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel ward den 27. August 1770 zu Stuttgart geboren, und starb am 14. November 1831, dem Todestage Leibnitzens, zu Berlin.

Er ergriff das Moment des Fortschrittes, wie Alexander die Vorbereitungen Philipps, das heißt, er bildete es mit Vergleichung alles bereits gewonnenen Wissens, und um es fest und neu in sich als eigene unabhängige Schöpfung zu machen, begann er allen Anfang von Neuem, und suchte die nothwendige Bahn des Gedankens bis in die Atome zu entdecken. Vor allen Folgerungen trachtete er, kann man sagen, nach der Naturgeschichte des Gedankensamens. Dies brachte sein Stark- und Scharfsinn zu dem in aller Geschichte noch nicht Dagewesenen, er brachte es dahin, daß er die Einigkeit des Denkens und Seins beweisen, und somit die allgemeine Dialektik der Vernunft systematisch einführen, allem ferneren Philosophiren einen in sich geschlossenen Anfang geben konnte. Starksinn war dazu nöthig, denn nicht nur Schärfe des Eindringens, sondern auch besonders Kraft war nöthig, um die tausend Geistesfäden der geschichtlichen Philosophie und unermeßlichen Kenntniß stets gegenwärtig zu halten, zu fesseln und in gegenseitiges Verhältniß zu nöthigen. Aus der unübersehbaren Lectüre dieses Mannes drängen sich Aristoteles und Spinoza in

den Vordergrund, und natürlich die ganze neue Philosophie, in welcher er zunächst mit Schelling vereinigt erschien, bis er in strengeren Denkformen sich von diesem trennte, und die sehende Naturphilosophie in eine beweisende Philosophie des Geistes steigerte. In Folge seiner Theilnahme an Aristoteles, der in neuerer Zeit so gering, wie er im Mittelalter hoch geachtet war, hat Hegel auch den Scholastikern große Aufmerksamkeit geschenkt, und man macht ihm bereits zum Vorwurfe, daß er, ihnen gleich, den Kategorien eines positiven Glaubens, das eigene Gespinnst verhüllend, eingewebt und angepaßt habe.

Seit etwa zehn Jahren hat Hegels Philosophie mit tief reißender Kraft alle höhere, wenigstens alle systematische Gedankenwelt Deutschlands in ihre Bande gezogen, so daß sich jetzt der Fortschritt oder doch das Streben aller Art innerhalb ihrer bewegt, und ihrer kategorischen Geschlossenheit halber aller sonstige Versuch machtlos erscheint. Deßhalb fordert diese Philosophie eine ausführliche Beachtung, zumal seit der lebendigen Goethe'schen Macht keine rein schaffende, rein poetische Potenz aufgestanden ist, um dieser Welt der Erklärung das Gegengewicht zu halten. Im Gegentheile ist alle poetische Produktion mehr oder minder im Dienste einer bloßen Gedankenentwickelung erschienen, und die künstlerische, unmittelbar zeugende, die geniale Kraft ist in den Hintergrund gedrängt. Ja, diese Philosophie trägt den direkten Wunsch für solche Erscheinung in sich, denn die Kunst, welche nicht ohne Sinnenwelt offenbar werden kann, ist ihr neben der unmittelbaren Geisteswelt ein untergeordnetes Gebiet, und für das Genie, was sich nicht voraus berechnen läßt, hat natürlich die vorkonstruirende Welt der Erklärung keine Stelle. Wir bedurften nach den Genialitäten einer Deduktion der Kategorien. Die gab er. Hoffentlich werden uns deshalb doch die Genialitäten nicht abgehen.

Es sei denn hier zunächst ein allgemeiner Umriß des Hegelschen Systems, alsdann das Leben des Meisters und wie sich darin das System aufbaut, endlich die einzelne Folge der Theile gegeben.

Die Lehre des vom Ich ausgehenden Fichte ward subjektiver Idealismus genannt. Dieser trat durch Schelling, welcher die Identität des Subjektes und Objektes, der Welt und Gottes er-

blickte, in den objektiven Idealismus, und der Hegel'sche Fortschritt, worin sich jene Identität gedanklich entwickelte und bewies, wird der absolute Idealismus genannt. Das denkende Subjekt und die denkende Idee sind als Denkende Eins und dasselbe, und es ist nur die absolute Idee, welche sich in diesem Denken selbst denkt und erkennt.

Der Anfang ist die Erkenntniß, daß das reine Denken und Sein der Idee schlechthin Eins und dasselbe sei, daß Subjektives und Objektives die rein thätige Allgemeinheit des einen selbigen Geistes als der absolut einfachen Identität seien.

Solcherweise ist die Identität als solche der göttliche Verstand selbst, und in ihrer Erscheinung die absolute Totalität der Form.

Das reine Sein — die Substanz — ist eben so das absolute Positive, wie Negative, und das betreibt, um Wissenschaft zu werden, mit sich selbst den logischen Prozeß der Dialektik.

Sie besteht in dem eigenen Sichaufheben der Begriffsbestimmungen und im Uebergehen in ihre entgegengesetzten.

So geht die logische Idee durch dialektische Positionen und Negationen vom Sein, oder dem Begriffe an sich aus, durch das Wesen, oder den Begriff in seiner Reflexion und Vermittelung fort zum Begriffe in seinem An- und Fürsichsein, oder zur Idee selbst. Das Resultat der Idee ist der Uebergang ihrer selbst in ihr eigenes Andersein, oder in ihre Aeußerlichkeit und Negativität, nämlich in die Natur.

Dies Letztere mit empirischer Beihilfe dialektisch zu entwickeln ist der auf jenen ersten Theil, die Logik, folgende zweite Theil des Systems, die Naturphilosophie.

Die Naturbestimmtheit befreit sich durch Negation der Natur zum Geiste, zum reinen Fürsichsein der Idee, als welche sie die wahre Identität oder das wirklich Absolute ist. Dieser letzte Prozeß gibt den dritten Theil des Systems, die Philosophie des Geistes. Das System endigt also mit dem Begriffe der Philosophie als einer sich denkenden oder logischen Idee, welche ihre abstrakte Allgemeinheit durch die Wirklichkeit bewährt hat.

Somit wäre der Dualismus alles Idealen und Realen aufgehoben, und es konnten die verschiedenartigsten Vorwürfe nicht ausbleiben, daß der persönliche Gott, die Unsterblichkeit, verloren

und ein neuer Pantheismus eingeführt werde. Der Anschluß an das Christenthum sei ein scholastisch gemachter, dem ursprünglichen Christenthume durchaus fremd. Aber wie wenig hilft die außen stehende Entgegnung! Als wenn verschiedene Sprachen gegen einander eifern. Hegel arbeitete mit eisernem Fleiße alle einzelnen Disciplinen seines Systems unter dem Storchschnabel des logischen Prozesses aus, belebte den dialektischen Mechanismus durch großartige Blicke fester Kombination, und erzwang solchergestalt eine neue wissenschaftliche Welt, die nur von einer gleichumfassenden wissenschaftlichen Welt überboten werden kann, woran aber, wie an einem umgitterten Reiche, die geistreiche Einzelnheit vergeblich rüttelt.

Es sei nun zur Verdeutlichung und Ausbreitung des obigen Abrisses das allmählige Wachsthum und das wichtigste Detail näher betrachtet.

Hegel studirte in Tubingen Theologie, und war dort Studiengenosse Schellings. Schon mit zwanzig Jahren Doktor der Philosophie, ging er als Hauslehrer nach der Schweiz, und von dort in demselben Amte nach Frankfurt a. M. Michelet berichtet, daß sich die Beschreibung einer Fußwanderung in's Berner Oberland unter Hegels nachgelassenen Papieren finde.

Beim Anfange des Jahrhunderts finden wir ihn zu Jena, wo er 1801 mit der Dissertation „de orbitis planetarum", also bereits naturphilosophisch sich als Privatdocent habilitirte, und noch im selben Jahre die Schrift herausgab: „Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie." Für den Schelling'schen Standpunkt trat er darin, trotz der damals noch übermächtigen Fichte'schen Autorität, in die Waffen, und verband sich mit Schelling zur Herausgabe des „Kritischen Journals der Philosophie", 1802 und 3, wozu er die wichtigsten Aufsätze steuerte.

Michelet, dessen „Geschichte der Philosophie von Kant bis Hegel" man mit Uebergehung der meisten Uebrigen, wie Rixners, der die Stoffe zu frei, Mußmanns, der sie zu kurz und gewaltsam schematisirend, und des jüngeren Fichte, der sie polemisch gibt, folgen kann, findet in diesen ersten Aufsätzen Hegels bemerkenswerth, daß sie mit dem Verhältnisse der Geschichte der Philosophie zum Systeme beschäftigt, bereits eine vollständige

Einsicht in dies Verhältniß zeigen, und daß, auch wo Hegel an Schelling gelehnt philosophire, der eigen sich entwickelnde Kern bereits unverkennbar sei.

Von den ersten Schülern Hegels sind Trerler und Gabler die wichtigsten. Bachmann, neuerdings als anti-hegel'scher Polemiker gegen Rosenkranz bekannt geworden, war ebenfalls dem ersten kleinen Schülerkreise Hegels angehörig, und hing dem Meister etwa bis 1810 an. Wesentlich Hegelianer ist nur Gabler geblieben.

Der Schlußstein von Hegels Thätigkeit in Jena war das erste Hauptbuch: „Die Phänomenologie des Geistes", was er eben beendigte, da die Schlacht bei Jena begann. Sie enthält bereits all das geistige Hand- und Rüstzeug, wodurch eine Wissenschaft entstehen kann, deren Geist allein sein wahres Wissen von ihm selbst ist. Sie erschien 1807, und er soll sie seine Entdeckungsreisen genannt haben, da das ihm streng Eigene, die spekulative Methode, zuerst alles menschliche Wissen unter die neuen Kategorien zwingt. Hierin ist der Fortschritt über Schelling bereits auf's Entschiedenste begonnen; gegen Schellings unbewiesene Forderung der Identität wird hierin erst der Weg verlangt und angetreten, die Wissenschaft wissenschaftlich zu finden, das bloß erscheinende Wissen durch die eigene dialektische Bewegung desselben in's spekulative Wissen zu erheben. Dies Buch ist also die strenge Vorlehre zum Hegel'schen Systeme.

Durch die Kriegsumstände verlor er das Amt in Jena, und wendete sich, der Politik zugewendet, nach Bamberg, wo er bis zum Herbste 1808 die dortige Zeitung redigirte. Um diese Zeit ward er zum Rektor des Gymnasiums in Nürnberg ernannt, und im 16ten Bande seiner Werke finden sich die wichtigen Gymnasialreden, welche ein Zeugniß seines pädagogischen Eifers sind. In Nürnberg fand er auch die Zeit, das ganze großartige Knochengerüst seines Systems, die Wissenschaft der Logik, auszuarbeiten, welche bis zum Jahre 1816 in drei Bänden erschien. Hierauf folgten sogleich Berufungen zur Professur, und er wählte davon die Heidelberger. Im Herbste 1816 trat er sie an. Früher in Nürnberg war er einmal seinem Vaterlande gegenüber so hoffnungslos gewesen, daß er sich um eine Uebersiedelung nach Holland umgethan hatte.

Zu Heidelberg erschien 1817 übersichtlich zum ersten Male der ganze Umriß des Systems in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", und schon das Jahr darauf ward er — 1818 — durch den Freiherrn von Altenstein nach Berlin berufen. Hegels bekanntester Schüler aus der Heidelberger Zeit war Heinrichs, der theilnehmendste eingehendste Freund war Daub. Von Heinrichs spricht die Hegel'sche Schule wie von einem aus der Saturnischen Zeit, der über die Hegel'schen Anfänge der Phänomenologie nicht hinaus gekommen sei. Wirklich ist seine Aeußerung, daß ihm, allem Uebrigen voraus, die Religion das absolut Wahre, und alle Philosophie nur gültig sei, wenn sie damit übereinstimme, für freie philosophische Forschung von vornherein tödtlich. Die Philosophie wird dann, wie bei den Scholastikern, ein bloßer Kommentar, dem keine Selbstständigkeit zukommt.

Hegel war dreizehn Jahre in Berlin, bildete dort seine Philosophie in alle einzelnen Zweige aus, fand einen großen Anhang, der sich zu einer großen nachhaltigen Schule gestaltete, und hinterließ bei seinem Tode (1831) in dieser soliden Anhängerschaft und in deren Schooße die großentheils erst gesprochene und geschriebene Zukunft einer neuen Geisteswelt. Die Hauptschüler haben es treulich und mit unvergleichlicher Uneigennützigkeit, mit einer Uneigennützigkeit, die an die, dem äußerlichen Erwerbe nach, sorglosen Zeiten Griechenlands erinnert, sie haben es mit Hingebung ausgeführt, daß alle Vorlesungen Hegels sorgfältig redigirt, zum Theil ausgearbeitet und den Erben und der Nation zum Nutzen gedruckt wurden. Gans, Michelet, Marheinecke, Hotho, Henning, Fr. Johannes Schulze und Friedrich Förster sind die Herausgeber des gesammelten Hegel. Hegel selbst hatte in den ersten Jahren zu Berlin seine neuen Grundlinien zuerst auf das specielle Thema der Rechtswissenschaft angewandt, und diese selbst 1821 herausgegeben. Alle übrigen Wissenschaften lagen noch in den schwer zu entziffernden Manuscripten des Vortrags, und in dem, was die Schüler selbst davon zu verschiedener Zeit aufgezeichnet hatten.

Hegel starb an der Cholera, und liegt auf dem Kirchhofe Berlins neben Solger und unweit von Fichte begraben.

Es ist nun die nähere Ausführung des oben gezeichneten Umrisses von Hegels Lehre zu geben.

Der Begriff der Philosophie ist: Jede Vernunft, die sich auf sich selbst gerichtet und sich erkannt hat, producirt dadurch eine wahre Philosophie, denn die Vernunft als Erscheinung des Absoluten ist Eins mit diesem.

Das Eigenthümliche des Systems gehört also nur zur Form, nicht zum Wesen desselben.

Die Entzweiung des Diesseits und Jenseits aufzuheben, ist Aufgabe der Philosophie.

Das Instrument ist die Reflexion als Vernunft, welche die Natur der Unendlichkeit in sich hat, und die dialektischen Momente des Negirens, Setzens und Vereinigens.

Nur in Beziehung auf's Absolute ist sie Vernunft, und ihre That ein Wissen. Durch diese Beziehung vernichtet sie aber ihr Werk, und nur die Beziehung besteht, und ist die einzige Realität der Erkenntniß. Isolirte Reflexion, reines Denken, gibt keine andere Wahrheit, als die ihres Vernichtens.

Fehlt in der Beziehung das Bewußtsein der Identität zwischen Reflexion und Absolutem, so entsteht der Glaube. Dieser ist nur Vernunft, die sich nicht erkennt.

„Da die absolute Idee an sich selbst absolute Anschauung ist, so ist mit ihrer Construktion unmittelbar auch die reinste und freieste Individualität bestimmt, in welcher der Geist sich selbst vollkommen objektiv in seiner Gestalt anschaut und ganz, ohne Rückkehr zu sich aus der Anschauung, unmittelbar die Anschauung selbst als sich selbst erkennt, und eben dadurch absoluter Geist und vollkommene Sittlichkeit ist."

So ist der Geist höher, als die Natur, er nimmt das Universum in sich selbst zurück, „sowohl die auseinander geworfene Totalität dieser Vielheit, über welche er übergreift" — also weiter als Schelling — „als auch die absolute Idealität derselben, in der er dies Außereinander vernichtet, und in sich als den unvermittelten Einheitspunkt des unendlichen Begriffs reflektirt."

So entsteht auch Hegels neue Ansicht über Religion, die ebenfalls über Schelling hinausgeht, und deren Hauptpunkt ist: das Absolute außer sich zu haben, oder umgekehrt: das Ich außer dem Absoluten zu halten.

Eine Sittlichkeit ohne Kenntniß ist leer; aus dem Intellectuellen nimmt sie den Stoff ihres Handelns.

So wie Alles, wird denn auch das Christenthum innerhalb der Kategorien erklärt, wonach die griechische Mythologie eine unaufgehobene Identität, das Christenthum das Bewußtwerden der Unterschiede. „Das Christenthum als Gegensatz" — nämlich der griechischen Religion — „ist nur der Weg zur Vollendung; in der Vollendung selbst hebt es sich als Entgegengesetztes auf," — dann ist der Himmel wahrhaft wieder gewonnen; die zeitlichen, bloß äußeren Formen des Christenthums zerfallen und verschwinden. — Die energischsten Nachfolger des Meisters, zu denen Michelet gehört, lassen an solchen Stellen Hegel direkt von einer neuen Religion reden, wobei er unter bereits erfolgten einzelnen Offenbarungen die „Reden über Religion" von Schleiermacher im Sinn habe. Was allerdings neben der sonstigen Antipathie Hegels gegen Schleiermacher von objektivster Würdigung zeugte. — In großer historischer Figur sollen als die stets Hegel'schen dialektischen Momente der Weltenwickelung Heidenthum und Christenthum versöhnt und aufgelöst werden in der neuen Philosophie.

Es ist bemerkenswerth, wie stark und kühn einzelne unmittelbare Schüler Hegels aus der Berliner Zeit über die verhüllende Form hinaus gehen, und sie werden hier besonders ins Auge gefaßt, da sich in ihnen der nächste Uebergang in das populare Bewußtsein unserer Welt am Deutlichsten und Entschlossensten darstellt. Außer Strauß und Michelet ist dabei Ruge zu nennen, der Hegels Vortrag selbst nicht gehört, und Feuerbach, der in unumwundener Sprache über Alle hinausgeht, und alle Hegel'sche Hülle ohne Weiteres zerreißt.

Solche allgemeine Punkte stufen sich nun in den einzelnen Wissenschaften Hegels folgendermaßen:

Die Phänomenologie definirt die verschiedenen Arten des Bewußtseins, Glaube, Vernunft, Wissen. Nach dieser Feststellung alles Materials zu einer Wissenschaft erbaut sich diese als wirklicher Grundriß in der Logik, und führt sich alsdann praktisch in allen einzelnen Theilen, in Religions-Philosophie, Rechts-, Schönheits-Philosophie ꝛc. aus. Die wirkliche Geschichte erscheint am Ende in der Philosophie der Geschichte als Probe des ganzen Systems.

Das Denken entfaltet sich zuerst in seiner Reinheit: „ein Denken, das sich weder verwirklicht hat, noch auch sich wissender Gedanke ist, sondern nur gedacht wird, und in sich bleibt, sich aber als Wirklichkeit setzen muß, da der Gedanke alle Wirklichkeit ist.“ Dies ist die Wissenschaft der Logik.

Das Andere, dem Gedanken Entgegengesetzte, worin er ein Ansich bleibt, der Abfall des göttlichen Gedankens von sich selbst, die Verzerrung desselben in Raum und Zeit, ist die Natur.

Kehrt der Gedanke aus dieser Entfremdung zurück zu sich selbst, das Andersein der Natur aufhebend, so ist er sich wissender Gedanke, oder Geist.

Die Logik ist eine Lehre von den Kategorien der Dinge, nicht bloß, wie bisher, eine Lehre von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Sie hat es nicht bloß mit der Form des Wissens zu thun, sondern enthält alles Sein und allen Inhalt der Wahrheit in sich, ist Logik und Metaphysik, Form und Inhalt.

Es handelt sich nun Alles um die logische Methode, das Herz Hegels.

Schon Fichte hatte Thesis, Antithesis, Synthesis; — Schelling hatte Reflexion, Subsumtion, Vernunft. Diese dreifachen Momente werden in Hegel auf das Erschöpfendste und Nachdrücklichste, als Blutleben alles Gedankens ausgebildet.

Der erste ist die Thätigkeit des Verstandes. Dabei stehen bleibend, behauptend, ist man Dogmatiker, wie die Stoiker, die Epikuräer, Wolf es waren.

Die zweite Thätigkeit ist die negative, welche den Gegensatz des Ersten beibringt. Der ist das dialektische Element, objektiv, indem der Gegensatz nicht hinein getragen, sondern aus dem Resultat des Verstandes heraus geleitet, lebendig gemacht wird.

Es erscheint also ein negatives Resultat. Wer dabei beharrt, wie Kant, wird Skeptiker oder Sophist.

Beide Resultate, das verständige und das negative, müssen nun, jedes in sein Anderes, übergehen. So werden beide Eins; dies gibt die höhere Einheit der Gegensätze durch die positive vernünftige oder spekulative Thätigkeit, und es entsteht das wahre Resultat. Dies ist nichts Todtes, nicht bloß ein Drittes, sondern in jener Dreiheit lebendig und wirklich, jene Drei sind

Eins. „Die Wahrheit ist nur die Thätigkeit des sich Verlaufens durch jene drei Momente.“ — „Das Symbol der christlichen Dreieinigkeit ist die Form aller Wahrheit.“

Das aus diesen drei Momenten resultirende Ganze enthält aber einen neuen Widerspruch, der zu einer neuen Entwickelung forttreibt, bis der Kreislauf der Gestaltungen des Denkens vollendet ist, und dieses durch die Erreichung der absoluten Idee seinen eigenen Begriff erfaßt hat.

Diese Philosophie beginnt also nicht mit einem obersten Prinzip, sondern mit dem Schlechtesten, Unentwickeltsten, und erzeugt sich selbst bis zum Höchsten in bloßer Methode, ist also wenigstens keiner beliebigen Voraussetzung anzuklagen.

In specielle Entwickelung der Methode kann für den Zweck dieses Buches nicht gefolgt werden. Nach Andeutung des Hauptganges ist nun zur Entwickelung der weiteren Wissenschaften fortzugehen, welche sich nach den Gesetzen jener logischen Wissenschaft bilden. Zunächst also zur Naturphilosophie.

Natur sind die zu einzelner Existenz gewordenen Gedanken-Bestimmungen der Logik. Sie hat keine Geschichte; was so erscheint, ist nur Rückwirkung des Geistes auf sie. Sie hat sich nicht allmählig entwickelt, nicht vervollkommnet, ist ewig dieselbe.

Die Natur kommt nur bis zur abstrakten Negativität; die Idealität aller Momente liegt jenseits ihres selbstständigen Bestehens.

Daß nun diese Idealität aller Momente zugleich die positive Einheit derselben sei, das ist der Geist, — und so ist die dritte Wissenschaft des Systems:

Die Philosophie des Geistes, der aus der Natur zurück kehrende, seiner selbst bewußte logische Gedanke. Dort war Nothwendigkeit, hier ist Freiheit Kategorie.

In der ersten dieser praktischen Wissenschaften, zu denen die Lehre nun übergeht, in der Psychologie, lassen Meister und Schüler noch viel wünschen und erwarten, da sie sich vorherrschend nur mit den Verhältnissen einer menschlich höheren Welt beschäftigt haben, die sich nur im Berechnungskreise selbstgemachter Schemata umher ziehen. Was Gabe des Blicks, poetische Intuition betrifft, so ist darin noch Alles zu thun übrig. Rosenkranz hat mit einer Sammlung für Psychologie einen Anfang gemacht.

In Betreff der Politik ist Hegel viel Thörichtes nachgesagt worden, was meist durch Mißverstand eines Hauptsatzes: „Alles Wirkliche ist vernünftig", hervorgerufen war. Weit entfernt, Quietismus und Stabilität zu predigen, er, dem aller Geist Thätigkeit, dem alle höhere Existenz Werden ist, trifft er sogar in den äußerlich begehrten Formen mit dem mäßigeren Zeitgeiste zusammen, und zwar in Formen, denen eine mannigfache Bewegung innewohnt. Er verlangt nämlich eine repräsentative Verfassung, und da dieser Ausdruck gar verschieden bethätigt werden kann, so bekennt er sich auch besonders zu einer Repräsentation in zwei Kammern, zu dem, was konstitutionelle Monarchie heißt, und wobei ihm öffentliche Gerichtsbarkeit eine Hauptbedingung ist. Seinem Grundgedanken nach, daß sich Alles streng folgerecht aus sich selbst entwickele, wurde er in einer sprungweis gehenden Zeit, in einer revolutionairen Epoche allerdings ein widerstrebendes Element. Den Ablauf der Restaurationszeit sah er schon darum ungern und besorglich, weil er diese Friedenszeit dem Gedeihen seiner Philosophie für höchst ersprießlich, ja nothwendig erachtete, vielleicht auch, weil er, ein schon älterer Mann, die Macht der Berechnung nur grämlich aus der Hand geben mochte, die ihm durch einen ungestörten Friedensspiegel dergestalt erleichtert war, daß er allenfalls auch das Detail-Schicksal der Zukunft voraus definiren mochte. Dem sei, wie ihm wolle, Hegels Lehre ward der Hauptdamm in Deutschland, an welchen sich die rein revolutionaire Spekulation in Deutschland brach. Der Gedanke des Fortschrittes, ungestüm und ganz einhergehend, vertiefte oder vervielfältigte sich in den von Hegel vorgezeichneten Formationen, und die Mehrzahl Hegel'scher Anhänger setzte sich außerdem fest in denjenigen oft nur äußerlichen Verbindungen, wo Hegels Kategorieen die Bezeichnung von alter Positivität angenommen hatten.

Mit besonderer Ausführlichkeit hat er die Aesthetik behandelt, und da sie an Hotho einen so sorgfältigen Herausgeber, wie das historisch Philosophische an Michelet, und das Rechtliche und philosophisch Historische an Gans gefunden hat, so dürfte man, scheint es, hier noch große Wirkung erwarten, da die starken drei Bände erst vor Kurzem völlig erschienen sind. Eine solche wird auch nicht ausbleiben, in wie weit ein zum ersten Male

ganz geschlossenes Verhältniß der Theile aller Kritik einen fest formalen Halt verleihen kann, und solch ein Halt bei unserm breit und beliebigen wuchernden Reichthume höchst wünschenswerth ist. Aber auch nur in solcher Grenze wird uns die Hoffnung nicht täuschen. Dem Hegel'schen Standpunkte nach, dem alle Seelen- und Gefühlswelt tief untergeordnet, ist es doch nur ein Herablassen, wenn der Kunst Viel eingeräumt wird, der freie Gang nach wirklicher Erfindung, muß unter den kategorischen Fesseln die bedrängteste Existenz finden, und, so bewundernswerth die umfassende Einsicht, der oft so körnige Geschmack des Mannes, die Gewalt des Einordnens, es fehlt doch nicht an harten Grenzen. Wir können nicht unbedingt manches Gefallen, wie das an der Größe des Nibelungenliedes, und manches Andere, was der ganze Sinn unseres Volkes dem systematischen Sinne zum Trotze geweiht hat, dem systematischen Belieben ohne Weiteres hingeben. Denn in einer so mannigfaltigen Welt, wie die Produkte einer Jahrtausend breiten Literatur es sind, kann sich auch das System nicht immer des Beliebens entäußern, und will es am Wenigsten in einem Manne, der sich so gefesselt wie Hegel fühlt.

Er hat aus der Volk'schen Schule den Namen Aesthetik nur der Kürze halber beibehalten, obwohl er eine Wissenschaft des Empfindens bezeichnet, eine Wissenschaft, wo alles Kunstwesen in Rücksicht auf Empfindung betrachtet wurde; er hat ihn beibehalten, obwohl ihm just diese Ansicht der Kunst am Weitesten abliegt. Am Namen „Kallistik" versucht er sich zwar, verwirft ihn aber, weil nicht das Schöne überhaupt, sondern das Schöne der Kunst zu betrachten sey. Es gäbe hiernach also ein Schönes, was in keinerlei Berührung mit Kunst stände. Das fällt bei einem Identitätslehrer auf, dem Subjekt und Objekt zusammen gehen; denn das Schöne am Himmel, und Aehnliches, was nicht ursprünglich durch Kunst hervorgebracht ist, wird ja doch nur durch Sinn für Kunst zu dem, als was es erscheint, was es ist. So drängt sich denn auch alle Kraft darauf, daß es sich um das Kunstschöne, nicht um das Naturschöne handele, um das Schöne, was aus dem Geiste wiedergeboren sei. Es gibt freilich im höheren Sinne auch nur ein Naturschönes, was in unserm Geiste wieder geboren wird. Dem Stumpfsinnigen existirt auch kein Naturschönes.

Philosophie der schönen Kunst sei's, was man ohne Rücksicht auf Wortsinn Aesthetik nenne. — Das Schöne habe sein Leben in dem Scheine, und hiermit wird schon ausgedrückt, daß es nur eine untergeordnete Offenbarung sei. Was kümmern uns denn aber Theile des Weges, wenn der ganze Weg eine Hauptstraße des Menschen ist, das Göttliche in Anschauung und Bewußtsein zu bringen. Es ist dies aber just ein Punkt, wo er auf Kosten der Kunst einen Fortschritt in Anspruch nimmt gegen frühere Philosophie, gegen Plato und Solger zum Beispiele, denen die Einheit der theoretischen und praktischen Idee in Form eines unmittelbaren Seins das Wahre gab als Idee des Schönen, gegen Schelling ebenfalls, dem die Schönheit noch das Höchste war. Ihm ist natürlich der sich wissende Gedanke mehr. Uebrigens ist ihm jener Schein der Kunst wesentlicher als andere Darstellung, selbst als Darstellung der Geschichte. Denn die Geschichtschreibung gebe auch nur den geistigen Schein der Dinge, das Kunstwerk aber stelle die waltende Macht viel unmittelbarer dar, als eine Macht, befreit von störendem Beiwesen der Dinge, Kern und Kleid allein gebend, kurz nur das, was sich direkt zum Kerne verhalte. Die Geschichte aber müsse die ganze Breite der Erscheinungen mitnehmen.

Sodann geht er zum Geschichtlichen der Kunstliteratur, gedenkt der Aristotel'schen Poetik, der ars poetica von Horaz, Longins über das Erhabene. Da findet denn nur der erste, stets geschätzte Meister einigen Beifall, da er doch Verhältnisse in freier Allgemeinheit vorzuzeichnen weiß. Longin halte sich zu unmächtig an den Kreis des Vorhandenen, genüge sich, wie besonders Horaz, in trivialen Reflexionen, was denn Alles wenig helfe.

Für Bildung des Geschmacks in neuerer Zeit erwähnt er Homers elements of criticism, Batteux, Ramler. Zum Geistreichsten stellt sich aus unserer letzten Periode die Goethe — Meyer — Hirt'sche Nüancirung dar, deren bei Goethe schon gedacht ist. Hegel belobt namentlich Hirt um Feststellung des Charakteristischen, und tadelt Meyer, daß er dies unter dem Vorwande zurückgewiesen, es führe zur Karrikatur. Der Definition des Schönen sei es nicht um das Leiten zu thun, sie gebe nicht Vorschriften. Karrikatur sei übrigens nur Ueberfluß des Charakteristischen. Was gebe denn nun Meyer? Die Be-

stimmung des Ideals von Winkelmann und Mengs zur Seite lassend, schließe er sich an Goethe's Wort: „Der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende; das höchste Resultat eine glückliche Behandlung des Schönen;“ was ja auf das Charakteristische hinauskomme.

Was sei Kunst? Vergeistigung des Sinnlichen. — Die Kunst hat die Wahrheit in Form der sinnlichen Kunstgestaltung zu enthüllen, und hat ihren Endzweck in sich, in dieser Darstellung und Enthüllung selber. Andere Zwecke, wie Belehrung, Reinigung, Besserung, Gelderwerb, Streben nach Ruhm und Ehre gehen das Kunstwerk als solches nichts an, und bestimmen nicht den Werth desselben.

Für philosophische Auffassung des Kunstbegriffes sind die Hauptstationen: Kant, der wenigstens eine subjektive Ausgleichung von Natur und Freiheit, Sein und Begriff feststellte, wenn auch seine Hauptkategorie der Zweckmäßigkeit besonders die gut gemeinten aber beschränkten Mißverständnisse des Moralischen gefördert hat. Dann Schiller, welcher im Schönen die Ineins-Bildung des Vernünftigen und Sinnlichen findet, diese Ineins-Bildung als das wahrhaft Wirkliche ausspricht, und hiermit den Kant'schen Rubikon überschreitet. Dies als Idee selbst wird in Schelling zum Prinzip der Erkenntniß und des Daseins gemacht, und solcherweise konnte sich eine philosophisch begründete Aesthetik darstellen.

Es folgt nun in Hegel die schematisirte Eintheilung, die all seinen Werken eigen, die in ihrer Dreifaltigkeit Alles unter dieselben Klammern begreift, und namentlich im Historischen als Judenthum, Griechenthum, Christenthum, als Symbolik, Klassik, Romantik alle Welt unter diese gelehrten Kategorieen der Logik begreift.

Der erste, allgemeine Theil von Hegels Aesthetik behandelt die allgemeine Idee des Kunstschönen als des Ideals. Der zweite, besondere Theil enthält die Stufengänge besonderer Gestaltungsformen, in welche sich das Kunstschöne entfaltet. Der dritte die Vereinzelung des Kunstschönen zum System der einzelnen Künste.

Zuerst in der Geschichte erscheint das Suchen der Verbildlichung, die symbolische Kunstform, die des Morgenlan-

des, wo Sinn und Ausdruck sich noch nicht vollständig entsprechen.

Dann die klassische, wo die Idee eine ihr entsprechende Gestalt findet. Aber der Geist ist als partikularer, als menschlicher bestimmt, der sich nur in Geistigkeit kund gibt.

Deshalb hebt die romantische Kunstform jene klassische Vereinigung der Idee und ihrer Realität wieder auf, und setzt sich selbst, wenn auch auf höhere Weise, in den Unterschied und Gegensatz beider Seiten zurück, der in der symbolischen Kunst unüberwunden geblieben. Sie hat einen Inhalt genommen, der über die klassische Kunstform und deren Ausdrucksweise hinausgeht; der Inhalt ist der christliche Gottesgeist, die Einheit menschlicher und göttlicher Natur. Die selbstbewußte Innerlichkeit, nicht mehr die leibliche menschliche Gestalt, wird das wahre Element. Die romantische Kunst geht über sich selbst, das heißt über das sinnliche Mittel hinaus, doch innerhalb ihres eigenen Gebietes und in Form der Kunst selber. Das Gemüth wird der Schauplatz.

Also Erstreben, Erreichen und Ueberschreiten des Ideals ist der Hegel'sche Gang, und es fehlt hier wie überall eine eigen lebendige, organisirende Kraft der Gegenwart und Zukunft. Wenigstens bleibt sie stets in das erklärende Schattenreich der Kategorieen verbillt, und dem lebendigen Genius bleibt noch Alles zu thun. Was soll's mit einem Ideal, was überschritten ist? Gibt's eine strebende Zeit ohne Ideal? Und wo ist nun also das neue, was jenseits des alten liegen soll?

— Das Ideal ist ihm „die Wirklichkeit, zurück genommen aus der Breite der Einzelnheiten und Zufälligkeiten, insofern das Innere in dieser der Allgemeinheit entgegengehobenen Aeusserlichkeit selbst als lebendige Individualität erscheint." Was ist das nun für eine Kunst, deren Ideal überschritten wird, wo über die höhere Wirklichkeit hinausgegriffen ist? Es ist keine Kunst, nach Hegels eigener Definition von Kunst; denn wenn die Kunst eine Vergeistigung des Sinnlichen, romantische Kunst aber ein Ueberschreiten des Ideals ist, welches doch als Ideal einen Zusammenhang mit Wirklichkeit haben soll, was bleibt da für romantische Kunst übrig? Der Schatten eines Schattens.

Es wird mit dialektischer Wendung im Grunde nur bedeckt,

daß die Kunst, ein Ausdruck des Geistes in der Sinnlichkeit, in der klassischen Epoche erschöpft worden sei. Wenn die romantische Kunst über das Ideal hinaus geht, so ist die Welt der Kunst außer ihr, und sie ist eben keine Kunst mehr, oder noch keine Kunst, und die romantische Welt ist auf Eroberung einer neuen Kunstwelt aus. Man kann also — wie es Thema dieses Buches ist — all ihre That in Sachen der Kunst nicht als eine Erfüllung, als eine fertige Poesie, sondern nur als einen Weg dazu ansehen. Da sich nun Hegel als abschließender Systematiker nicht entschließen mag, dies unumwunden auszusprechen, was er vortrefflich weiß, so behält ihm denn auch die so mächtig gewordene Prosa nur die kümmerliche Bedeutung, welche sie in früherer Aesthetik gehabt. Sie bleibt ein todter Gegensatz von Poesie, nicht aber, wie es solcher dialektischen Bewegung nahe lag, eine süssliche Vorbereitung, ein wesentlicher Uebergang zur Poesie.

Jenen Eintheilungen — Erstreben, Erreichen und Ueberschreiten — entspricht: Architektur — die symbolische Welt, — Skulptur — die klassische, — und dies Gebäude erfüllend, die Figur vervielfältigend: die Gemeinde, mit Malerei, Musik und Poesie als romantische Kunstform.

Die Schönheit ist ihm nicht diese oder jene Abstraktion des Verstandes, sondern der in sich selbst konkrete absolute Begriff, und, bestimmter gefaßt, die absolute Idee, der absolute Geist. Hegels Aesthetik hat also dessen philosophisches System ganz zur Voraussetzung, und kann nicht mit dem Auszuge einer Definition bezeichnet werden.

Ueber den Künstler selbst und dessen Verfahren, über Genie, Talent, Phantasie, Begeisterung sagt Hegel in allgemein verständlicher und tief eindringender Sprache das Körnigste, und zeigt bei den einzelnen Kunstformen eine bewundernswerth mannigfaltige Kenntniß.

Hegels Philosophie der Geschichte, von Gans herausgegeben, besitzt als praktische Schlußprobe eine noch nähere Aufmerksamkeit. An Beiträgen, die Geschichte philosophisch aufzufassen, hat es in unserer Literatur weniger gefehlt, als in irgend einer andern. Da ist Leibnitz, Leßing, Weguelin, Iselin und jeder bedeutende Philosoph oder Dichter, die sich darüber geäußert,

die gesammelt haben, oder sogar näher darauf eingegangen sind. Ein beachtenswerthes Ganze fehlte aber auch selbst seit Herder und Schlegel. Herder zeigte einen zu entschiedenen Haß gegen Metaphysik, als daß hierdurch nicht allzu viel Hinderniß für ein systematisches Ganze entsprungen wäre. Die Wissenschaft begegnet also den Herder'schen „Ideen" immer mit dem Vorwurfe, daß zu viel Beliebigkeit des Verstandes und Gemüthes darin regiere, und daß die Aussage oft mehr begeistert als begründet sei. Schlegel vernichtet sich für unsere Theilnahme durch das unmotivirt Dogmatische der Tradition, dem er sich unterwirft. Er kann einer Zeit nichts helfen, die sich selbst entwickeln und alle Zeit aus ihr selbst begreifen will. Ihm ist die Geschichte Abfall von Gott, während sie dem wissenschaftlichen Standpunkte Entwickelung Gottes ist.

Hegel theilt die vorhandene Geschichtschreibung in ursprüngliche, reflektirte und philosophische. Zu erster, wo vornämlich Thaten, Begebenheiten, Zustände beschrieben werden, rechnet er Herodot, Thucydides, Cäsar. Da ist die Sache, nicht Reflexion oder Bedeutung, wie in Xenophon, in Kriegsberichten, Memoires, unter denen er solche wie die des Cardinal Retz für Meisterwerke annimmt.

Bei der zweiten, der reflektirenden Geschichtschreibung, geht der Arbeiter an den Inhalt mit einem Geiste, der verschieden vom Inhalte ist. Hierher gehört Livius, Dieder, Johannes Müller. Die erste Art davon ist die pragmatische, worin durch eine pragmatische Reflexion das Vergangene gegenwärtig gemacht wird, wo auch gern die Geschichte auf ein moralisches Beispiel hinaus geht, welches denn noch niemals der Gegenwart und Zukunft was geholfen hat. Ueber den Werth ist mit solcher Bezeichnung noch nichts entschieden, denn es kommt noch ganz darauf an, mit welchem Talente pragmatisirt wird. — Die zweite Art reflektirter Geschichte ist die kritische. Da gilt es eine Kritik der Quellen, Beurtheilung des Geschichtlichen, Geschichte der Geschichte, wo natürlich das Willkürliche sehr nahe gelegt ist. — Die dritte Unterabtheilung ist die Geschichte von Geschichts-Theilen, Religions-, Kunst-, Rechts-Geschichte.

Alles dies ist nur Vorbereitung zur dritten Geschichtschreibung, der philosophischen, worin sich die Geschichte selbst den-

kend betrachtet. Es läßt sich erwarten, daß die meisten Männer historischen Faches sie der Gewaltsamkeit beschuldigen, und daß gesagt wird, man mache damit aus der Geschichte das, was man sei, was man denke. Würde dieser allgemeine Vorwurf schwer wiegend aufgenommen, dann begäben wir uns, um den möglichen Irrthum zu vermeiden, alles Vortheils höherer Wissenschaftlichkeit. Unmittelbar ist dem menschlichen Geiste nichts geboten, der schnellsten Betrachtung geht ein Akt des Urtheils voraus, und allgemeine Regeln dafür abweisen heißt den höheren Beruf des Menschen abweisen, der in geordneter Schlußfolgerung beruht. Eine abschließende, allgemein anerkannte Geschichtsansicht ist immer nur von einer poetisch geschlossenen Zeit zu erwarten; so lange sie nicht erreicht ist, wird mit mehr oder weniger Beifall Jeder seine eigene Welt in der Geschichte geltend machen. Hegel und dessen Schule sagt nun zwar, es werde von ihm nur die eine Voraussetzung mitgebracht, daß Vernunft die Welt beherrsche, und daß es in der Geschichte vernünftig hergehe. Uebrigens sei das rein Historische, das Empirische das erste, was genommen werden müsse, und nirgends sei a priori zu konstruiren. Ziel sei auch nicht die Allgemeinheit: Perfektibilität, sondern der Geist, wie er sich seinem Wesen, dem Begriffe der Freiheit nach gestalte. Aber natürlich wird hiermit auch kein Einspruch erledigt, denn es bleibt immer nur eine Berufung auf die eigene Fähigkeit, den Geist richtig zu erkennen und zu bewegen, da der Geist nicht ein ruhendes, aller Welt gleichmäßig zugängliches Objekt ist. Da wird denn, so lange das Dogma fehlt, auch die geistreichste Methode gebilligt und getadelt werden, und Hegels Ansicht vom Geiste ist nur demjenigen die richtige, dem Hegels Methode, an den Geist zu kommen, die richtige ist. Bei alle dem ist eine so großartige Auffassung der Geschichte wie Hegels ein unschätzbarer Gewinn, und trotz der Starrheit, womit das mittelmäßige Talent solchergestalt festgeklammerte, in Kategorieen fügsam benannte Historie mißhandeln mag, ist ein philosophisch historisches System gleich dem Hegel'schen für den menschlichen Geist eine unermeßliche Hilfe.

Vorgeschichtliches kommt ihm nicht in Betracht, nur das ist Geschichte, was eine Entwickelung des Selbstbewußtseins ist. So haben China und Indien erst einzelne Theile des geschichtlichen

Prozesses, und sind im Grunde ohne Geschichte. Sie sind statarisch und vegetativ, erst bei den Persern tritt Bewegung und Entwickelung ein, da hier erst der Geist aus sich heraus geht, Licht und Finsterniß als Mächte scheidet, Beziehung auf Anderes nimmt. China ist allerdings eine Totalität des sittlichen Ganzen, und dies Ganze ist gegliedert, aber jene Totalität ist abstrakt, das Individuum ist Nichts, die Gliederung ist ohne Selbstständigkeit der Seiten. Die Ordnung ist nur äußerlich. In Indien tritt zwar auch selbst die Trennung hervor, aber geistlos; der Unterschied ist unüberwindlich. Im Zendvolke, in Persien, aber erhebt sich die Einheit zum Prinzipe, dem Lichte als Gutem, welchem sich Jeder nähern kann.

Die Juden bewirken den Bruch zwischen Ost und West, ihr Prinzip erfaßt das rein Geistige, Jehovah, das reine Eins, was bei den Persern als Licht noch im Sinnlichen war. Aber hier muß sich das andere Extrem im Anfange geltend machen: die Natur wird ein ganz Aeußerliches, Ungöttliches, das Subjekt wird noch nicht frei, verfällt der Ceremonie, glaubt nicht an Unsterblichkeit, das Gesetzbuch Mosis ist, wie Spinoza sagt, Zuchtruthe; nur die Familie ist substantiell.

So geht es weiter zu den Aegyptern, die Griechenland vorbereiten, zu den Griechen, dem Jünglingsalter der Geschichte. Die Erklärung ist immer scharfsinnig, geistvoll die Kategorien spaltend, oft im Beispielausdrucke markig schön, und als Construktion im Großen die größte künstlerisch-historische Architektonik, die noch da gewesen.

Bis hierher war Gegensatzlosigkeit; in Athen bildet sich der Gegensatz: das Denken erhebt sich über das Bestehende. Man vergleiche dazu die Sophisten, deren Bedeutung Hegel in seiner Geschichte der Philosophie rühmlichst hervorgehoben hat, als diejenigen, welche den höheren Denkprozeß begonnen haben, wenn sie auch in der Negation stehen geblieben sind.

Bei den Römern tritt an die Stelle des Faktums die eherne Politik. Der abstrakte Staat entsteht, etwas Gemachtes in der Geschichte, wie Rom selbst außer Landes entstand in einem Winkel, wo Latiner, Sabiner und Etrusker zusammen stießen. Die Gewaltsamkeit steht an der Stirn. Bei dieser Gelegenheit sagt er über Niebuhrs römische Geschichte, sie sei nur eine Kritik der

römischen Geschichte, da sie nur aus Abhandlungen bestehe, denen die Einheit der Geschichte fehle, und erweist sich überhaupt der berühmten Entdeckung nicht eben günstig, wornach die römische Geschichte bis Camillus in's Mythische verwiesen wird.

Bei den Griechen war die Religion aus dem Naturschauer zu einem Geistigen herauf gebildet in Freiheit und Heiterkeit. Die Römer dagegen sind bei einer stummen Innerlichkeit geblieben, bei einer Gebundenheit, — religio, — das Andere stand ihnen unversöhnt gegenüber, daher überall Geheimes, Doppeltes; die Religion ward Nützlichkeit.

Das Christenthum findet denn nun den Punkt, daß das Wesen der göttlichen und menschlichen Natur identisch sei. Der Mensch verhält sich zur absoluten Macht, indem er sich selbst darin weiß. Dies gibt Liebe und Freiheit. Das Böse liegt im Bewußtsein. — Hegel gibt dann eine scharfsinnig dialektische Deutung der Lehr- und Traditions-Sage, wie hiervon besonders der Erbsünde. — Erst das Bewußtsein bringt Trennung. Das Erkennen hebt die natürliche Einheit auf: dies ist der Sündenfall, die ewige Geschichte des Geistes.

Ueber Rotteck und Aehnliche, die nach einem einzelnen formellen Prinzipe alle Geschichte deuten, spricht er hart und nennt sie produktionslos den Werth der Konsequenz darin suchend, daß sie die einmal versuchte Form des Wesens starr festhalten, nicht aber dem Geiste des Wesens nachtrachten. Die Zeit hat ihnen einen Inhalt gegeben, und weil sie unvermögend sind, etwas Anderes als das direkt Gegebene zu zeigen, so beharren sie hartnäckig ganz in der überlieferten Schale.

Das Christenthum bleibt in Byzanz abstrakt. Das Mittelalter ergreift nur die äußerlichen Punkte des Christenthums, es ist eine Veräußerlichung des Sinns der Identität mit Gott. Hegel ist schonungslos darüber, denen, die damit liebäugeln, ein Wetterschlag um den andern. Er nennt es einen unerquicklichen Zustand, weil sich die Seiten nicht durchdringen hatten: — „die ungeheure Idee der Verknüpfung des Endlichen und Unendlichen" — sagt er — „haben wir zum Geistlosesten machen sehen, daß das Unendliche als dieses in einem ganz vereinzelten äußerlichen Dinge gesucht wurde." Darnach ist zu ermessen, wie er gegen Kreuzzüge, katholische Kirche und Papstthum gesinnt sei. Die

Reformation erſt iſt ihm die Periode, wo ſich der Geiſt als freien weiß. — Mit der Reformation entſteht die organiſirte Monarchie. Der Gedanke erfaßt ſich in der neueren Zeit als die Wirklichkeit; reine Philoſophie, abgeſehen von allem Glauben, aller Meinung, gewinnt die Herrſchaft. Die Geſetze der Natur und des Rechts werden Vernunft genannt, das reine Gelten derſelben Aufklärung. Auf dieſem Wege gelangt man zu einer vollen Wiſſenſchaft, wenn die ungenügende Reflexion zu weiterer Bewegung wiſſenſchaftlich vermocht wird.

In all dieſen Standpunkten folgt nun die Schule dem Meiſter mit größerer oder geringerer Konſequenz und Kühnheit. Sie ſagt: das paſſive Verſenken wie bei Spinoza und Schelling iſt vorüber, das Ich iſt die Selbſtbewegung der Subſtanz als die Form dieſes Inhalts. Im Ich kommt die Subſtanz erſt zur Wirkſamkeit, es iſt der Spiegel der Subſtanz. Das Wahre iſt eben ſo ſehr Ich als Subſtanz. Die lebendige Durchdringung beider Seiten iſt das Abſolute; nicht mehr vorgeſtellt, ſondern wirklich. Dies Selbſtbewußtſein zu erringen iſt der Kampf der Weltgeſchichte und der Geſchichte der Philoſophie insbeſondere geweſen, und in ſo fern iſt er abgeſchloſſen, als nun in der Wiſſenſchaft der Geiſt ſich als wirklich abſoluter Geiſt weiß. Der göttliche Gedanke ergeht ſich für ſich ſelbſt, die objektive Bewegung der Sache ſelbſt iſt die Hegel'ſche Methode. Dieſe iſt alſo von ihrem Gegenſtande und Inhalte nicht unterſchieden, denn es iſt der Inhalt in ſich, die Dialektik, die er an ſich ſelbſt hat, welche ihn fortbewegt.

Dieſe abſolute Methode iſt die Haupthat Hegels, die Philoſophie als eine ſich ſelbſt beweiſende Wiſſenſchaft. Es iſt alſo nicht von poſitiven Behauptungen bei Hegel zu ſprechen, nicht von Dogmen, ſondern von Methode. So zeigt ſich dieſe Philoſophie in letzter Inſtanz doch als die Spitze einer ihre Proſa würdigenden Zeit, die Alles aufräumen und zuſammenfaſſen will für eine neue um und um zu ergreifende Poeſie, welcher nirgends vorgegriffen ſein ſoll.

Es klingt wohl erſtaunlich, wenn es heißt: „Dies iſt nun der Standpunkt der jetzigen Zeit, und die Reihe der geiſtigen Geſtal-

tungen ist für jetzt damit geschlossen." Der freiere Anhänger unterstreicht aber das für jetzt, und setzt etwa hinzu: Indem Hegel, ohne irgendwie seine Persönlichkeit vorzudrängen, alles Frühere in seinem großen Prozesse begriff, konnte er so sagen, und es ist kindisch, die oft gehörte Folgerung daraus zu ziehen, Hegel habe die geistige Welt für beendigt in sich erklärt. Einige Hegelianer erklären auch nur scharfsinnig, daß mit Entdeckung der wirklichen Methode nur die Geschichte der Philosophie geschlossen sei, die Philosophie als nun ausgeglichene, einige Wissenschaft hebe dagegen erst an. Jetzt erst könne jedes denkende Individuum sein eigenst Individuelles unverkümmert darbringen. Indessen wird wohl auch die Philosophie als abgeschlossene Wissenschaft noch ihre weitere Geschichte finden. Auch die Mathematik hat sie ja noch; und Michelet, der neueste energische Darsteller Hegels, verlangt auch nur, daß die Geschichte der Philosophie nun eine andere Gestalt annehmen solle. Die freieren Hegelianer, zu denen er gehört, geben sich in der Schule bereits so weit frei, neben den Fortschritten der Weltgeschichte eine andere Auffassung finden zu können, als Hegel selbst gefunden. So Gans der Rechtsphilosophie gegenüber, Marheinecke neben der Theologie.

Von den frühesten Schülern Hegels ist nur von Gabler noch zu sagen, welcher Stellung unter den Anhängern er beizuordnen ist, der gewürdigt wurde, auf den erledigten Katheder Hegels nach Berlin gerufen zu werden. Troxlers, der ebenfalls in jenem Hegel'schen Anfange aufwuchs, ist beim Schelling'schen Kreise gedacht, zu welchem er, später dem Dogma die Suprematie einräumend, gestellt werden durfte. Strauß hat zur Erleichterung des Klassifizirens die in der Politik gebräuchliche Eintheilung von rechter, linker Seite und Centrum angewendet, und da kämen denn auf die rechte Seite, die allem Bestehenden sich zunächst hält, Gabler, Göschel, Bruno Bauer, Schaller, in's Centrum Rosenkranz, und auf die linke Seite Gans, Michelet, Vatke, Benary, Strauß selbst, Ruge, Bayrhoffer, Feuerbach und wohl auch der junge Professor Werder in Berlin, der noch nichts hat drucken lassen, bereits aber rühmlichen Ruf sich erworben hat. Marheinecke und Hotho haben sich in den Grenzpunkten weniger herausgestellt, und v. Henning erscheint nicht im Vordergrunde, ein Grund, aus

welchem die Eintheilung überhaupt nicht noch vollzähliger gegeben wird, und Namen wie Echtermeyer, Ruſt, Rötſcher, Mager, Bubl noch nicht ſpecieller eingeordnet ſind.

Die rüſtigeren Anhänger citiren in Betreff der Trennungen folgende Worte Hegels: „Eine Partie bewährt ſich erſt dadurch als die ſiegende, daß ſie in zwei Parteien zerfällt; denn darin zeigt ſie, das Princip, das ſie bekämpfte, an ihr ſelbſt zu beſitzen, und hiermit die Einſeitigkeit aufgehoben zu haben, in der ſie vorher auftrat. Das Intereſſe, das ſich zwiſchen ihr und der anderen theilte, fällt nun ganz in ſie, und vergißt der anderen, weil es in ihr ſelbſt den Gegenſatz findet, der es beſchäftigt. Zugleich aber iſt er in das höhere ſiegende Element erhoben, worin er ſich geläutert darſtellt. So daß alſo die in einer Partei entſtehende Zwietracht, welche ein Unglück ſcheint, vielmehr ihr Glück beweiſt."

Die Hauptſtreitpunkte waren: was Hegel über Unſterblichkeit der Seele und Perſönlichkeit Gottes gedacht, geſagt, gelehrt habe. Daraus folgte die anklagende Frage: Pantheismus oder nicht?

Die Strauß'ſche Schrift über das „Leben Jeſu" hat all dieſe Fragen in eine beſtimmtere Faſſung genöthigt, und ſo ſind die ſchon früher merklichen Unterſchiede immer unverkennbarer und trennender geworden.

Gabler iſt auch geneigt, die Strauß'ſche Kritik als ein Vergreifen am Objekte des Glaubens anzuſehen und nicht zuzugeben, daß die äußerliche Geſchichte Chriſti eben nur ein empiriſcher Gegenſtand ſei, der angezweifelt werden dürfe, und daß die Vernünftigkeit der bibliſchen Geſchichte eben darin nur beſtehe, daß ſie in die Form des Begriffes erhoben werde. Gegen ihn verhält ſich aber die kühnere Schule in der Polemik mild und ausweichend.

Um ſo vernichtender gegen Göſchel, dem ſie alles Recht abſpricht, mit ſeiner dilettantiſchen philoſophiſchen Frömmigkeit auch nur irgend einen Theil der Schule zu vertreten. Dieſer Mann hat ſich durch eine merkwürdige Regſamkeit des liebenden Geiſtes ausgezeichnet, eines Geiſtes, der eifrig die Thätigkeit unſerer großen Denker und Dichter ergriff, um auch das Moderniſte derſelben mit der bibliſchen Tradition zu vereinigen. So zeigt er die merkwürdige Erſcheinung, wie der ſogenannte große Heide, Wolfgang Goethe, und der über das Chriſtenthum hinaus

leitende Philosoph Hegel sanft und redselig zu biblischer Spruchweisheit zurückgeführt werden können. Dies geschieht mit einer solchen schmiegsamen Fülle philosophischen Ausdrucks, daß nicht leicht von vornherein zu übersehen war, es walte darin nur eine unenergische Beweglichkeit des Geistes, und eine respektable, nur unkräftige Weichheit des Herzens, nicht aber eine fortbewegende Potenz. Er pries im Sinne christlicher Frömmigkeit Hegels Lehre schon im vorigen Decennium, da sie eben erst in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" ein officielles Organ erhalten hatte, und der öffentlichen Anerkennung sehr bedürftig war. Hegel verhielt sich also ziemlich duldsam zu der Meinung, die Spekulation müsse mit der Tradition übereinstimmen. Um so schonungsloser weisen die Anhänger Göschels spätere Bekehrung zurück, die sich besonders in einem Buche über Unsterblichkeit kund gibt. Darin wird eine bis in's Detail persönliche Unsterblichkeit mit Hegel'schen und scheinbar Hegel'schen Hilfsmitteln zusammengebracht, und Michelet wie Strauß verweisen nun Göschel unumwunden aus aller Hegel'schen Gemeinschaft und in den Kreis der Hengstenberg'schen Evangelischen Kirchenzeitung, welche den Traditionsglauben quand même vertritt. Ja Michelet zieht ihn nackt der philosophischen Pfuscherei.

An die Gläubigkeit der Spekulation schließt sich auch Bruno Bauer, und über die Frage persönlicher Unsterblichkeit ist auch Schaller, wenn gleich in mehr philosophischer Form, der rechten Seite beigetreten. Die muthigeren Hegelianer citiren dafür gern neben eigen Beigebrachtem Marheinecke. Man muß gestehen, daß sich über Menschwerdung, Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit die Lehre in den behutsamsten Windungen schlängelt, um der positiven Zumuthung keine direkte Handhabe zum Vorwurfe an die Hand zu liefern, und doch auch der ganz und gar vergeistigten Vorstellung nichts zu vergeben. Da ist persönliche Fortdauer und auch nicht, und der Laie findet da allerdings noch nicht den geringsten Anhalt; es harret die Lehre hierin noch einer genialen Fassung, die erschöpfend und doch auch prägnant sei. Nach dem bisher Gegebenen ist die Unsterblichkeit aufzufassen als die Lehre von der ewigen Seligkeit, und diese als das Leben in Gott und dessen Gemeinde, dieses Leben im Wahren und Guten aber wieder als das Reich Gottes, das Reich der Seligen. „Wenn

die christliche Religion" — heißt es dann — „dies Himmelreich als ein Jenseits vorzustellen scheint, so hat diese Vorstellung ihre Wahrheit an der Menschwerdung Gottes, durch die das Jenseits zum Diesseits geworden, und das Himmelreich auf die Erde gekommen ist, und ist sonach nichts Anderes, als der reine Ausdruck der inneren Unendlichkeit des Lebens im Glauben."

Entkleidet man dies, so ist also jenes Wunder und die plastische Vorstellung des Jenseits, wie sie das christliche Dogma gibt, völlig dahin und wie alles Derartige bei Hegel in eine Welt des Gedankens verwandelt.

„Die Lehre von der Unsterblichkeit" — heißt es weiter — „kann sich zunächst auf der Stufe des sinnlichen Bewußtseins halten, und ist darin der Unendlichkeit menschlicher Meinungen und Vorstellungen preis gegeben. Sie fällt auf diesem Wege ganz der Subjektivität anheim, und ihr objektiver Gehalt oder Begriff löst sich darin auf. Es ist nicht der Geist, welcher da der Unsterblichkeit werth geachtet wird, und somit nicht das Göttliche des Geistes, welches ihm seine Ewigkeit verbürgt; sondern es ist die Seele nur, deren Unsterblichkeit da für wahr gehalten wird, obgleich die Einheit, oder das Band des Geistes und Leibes, welches sie selber ist, im Tode sich löst."

Also wiederum baar: Die gewöhnliche Vorstellung von Unsterblichkeit der Seele ist als an materiell eine nichtige. Die Seele ist nur das Leben auf der Erde. Es gibt nur eine Ewigkeit des Geistes, — um den nun folgenden Wendungen eine erquicklich deutliche Vorstellung abzugewinnen, muß man des dialektischen Prozesses über absolute Identität Herr sein.

Ueber die Persönlichkeit Gottes sagt Michelet, — Schaller, Hermann Fichte, Braniß beseitigend, die sich an die Form der Vorstellung klammern und damit eine Persönlichkeit Gottes gewinnen, — im Wesentlichen Folgendes: Hegel lehrt, daß Gott nicht eine Person neben andern Personen sei, eben so wenig die allgemeine Substanz. Er ist die ewige Bewegung des sich stets zum Subjekte machenden Allgemeinen, das erst im Subjekte zur Objektivität und zum wahren Bestehen kommt und somit das Subjekt in seinem abstrakten Fürsichsein aufhebt. Gott sei also nicht eine Person, sondern die Persönlichkeit selbst, das einzig wahre Persönliche. Das Subjekt, welches im Gegensatze zur gött-

lichen Substanz eine besondere Person sein will, sei eben das Böse. Weil Gott die ewige Persönlichkeit sei, so habe er ewig das Andere seiner, die Natur, aus sich hervorgehen lassen, um ewig als Geist der Gemeinde zum Bewußtsein zu gelangen. Sei dieser Geist im Menschen, so sei es der Geist nicht mehr, der in dem Einzelnen lebe, sondern Gott selbst, der in ihm persönlich geworden. Dies sei das wahrhaft Persönliche am Menschen und das einer ewigen Dauer allein Fähige und Gewisse.

Dies nennen die Gegner den logischen Pantheismus des Hegel'schen Systems, und besonders an diesen Vorwurf schließen sich diejenigen, welche aus der Hegel'schen Gemeinschaft ausgeschieden sind mit Anerkenntniß des wissenschaftlichen Grundes, der in Hegels Lehre gelegt sei. Namentlich der jüngere Fichte und Ch. H. Weiße. Fichte vermißt alle Berücksichtigung des Gemüthslebens, findet den vollkommensten Sieg des Abstrakten ausgesprochen und offenbaren Widerspruch mit der religiösen Weltansicht.

Er will nicht nur die Gegensätze zwischen Subjekt und Objekt aufgehoben sehen, sondern auch zwischen Arterischem und Aposterischem. Nur die Anschauung, das Erleben sei Erkenntniß. Die Erfahrung sei Alles. Das Absolute ist Unbewußtsein. Alles ist ein Persönliches, Gott und die Kreatur. Hiermit wird, freilich auf eine sehr unmittelbare Weise, das Thema Hegel'schen Vorwurfes rasch erledigt, sogar die Naturkräfte, als Unpersönliches, werden nicht mehr gestattet. Dem sogenannten Hegelthume entgegen sagt er: die Unendlichkeit, isolirt aufgefaßt, gebe Pantheismus. Sie müsse weiter gedacht werden, sie sei selbst Person. Reicht denn nun aber hiefür die Erfahrung aus, welche doch alles Kriterium ist? Doch, sagt er, es gibt dafür hinreichend Analogieen in der Erfahrung, wenn wir das Gegebene ausdenken. Er begegnet da auch wohl, da Gott auch einziger Inhalt alles Erkennens, dem Pantheismus Krause's und schließt sich im Wesentlichen dem positiven Glauben, dem Standpunkte Jacobi's an, ein geistreiches Kombiniren mit allen Seelenkräften pflegend, ohne daß eine energisch geschlossene Denkwelt gewonnen würde. Gott ist in der sogenannten dritten Offenbarung nicht mehr bloß absoluter Geist, als unendliche Vernunft und Wille, sondern Liebe und Gnade. Der weitere Verlauf ist ganz interessant,

aber ganz außerhalb strengen Beweiskreises. Hermann Fichte wird deshalb auch von der Hegel'schen Schule als ein ganz Fremdgewordener bezeichnet, und in denjenigen Bereich gestellt, wo sich aus aller neueren Philosophie diejenigen zusammenfinden, denen Zugeständnisse nöthig sind, Zugeständnisse, die nicht in streng wissenschaftlicher Form vermittelt werden. Die wichtigsten Schriften Fichte's sind: „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie, 1829." — „Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie, 1832." — „Grundzüge zum Systeme der Philosophie, 1833." — „Ontologie, 1836," und neuerdings tritt er mit einer Zeitschrift auf „für Philosophie und spekulative Theologie". —

Braniß in Breslau verhält sich auch in einem so unentschiedenen Standpunkte, welcher sich nicht darüber abschließen kann, ob sich die Welt in eigenem Prozesse oder durch eine unmittelbar hinzutretende That Gottes vollende. Mit Hegel'schen Waffen möchte er ein unhegel'sches Jenseits retten, und doch auch der Philosophie das vernünftige Wissen von Gott bewahren. Er zählt sich selbst nicht zu den Hegelianern, und wird von diesen nicht anerkannt als wichtige philosophische Potenz.

Ch. H. Weiße hat sich seit 1830 auch aus dem Hegel'schen Kreise gelöst, die Hegel'sche Methode preisend, aber die Consequenz derselben, die Nothwendigkeit eben in ihr ablehnend. Die Gottheit, meint er, könnte als solche auch anders sein. Weiße's erste dahin ausgehende Schriften waren „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie mit besonderer Beziehung auf das Hegel'sche System" — und die „Idee der Gottheit, 1833." — 1835 trat er dann mit eigenen „Grundzügen der Metaphysik" auf, die auch der Hintergrund seiner Aesthetik sind. Das Resultat darin ist, daß die dialektische Philosophie nur Hilfswissenschaft zu einer Erkenntniß sei, ein Wunsch, der sich allem Populärverstande bei einer formellen Wissenschaft aufdrängt. Am Schlusse sei ein Begriff zu finden, worin Speculation und Erfahrung zusammenfielen. Dieß wird nun aber nur der positiv christliche Glaube bei Weiße, er gibt also einen philosophischen Beweis des Christenthums, was einer Zeit nicht genügt, die keine Berufung auf ein Positives, sondern eine Schöpfung zu bedürfen glaubt. Wäre ihr die demonstrirte Berufung genügend, so hätte

ihr Zweifel am Positiven, von wo aus seit Baco alle neue Zeit sich erzeugt, nur eine sehr mißliche Berechtigung gehabt, nämlich nur die Berechtigung, Jahrhunderte lang vom Wahren sich zu entfernen, um mit neuem Verständnisse desselben zu ihm rückzukehren.

Seit der großen Wendung, welche die Hegel'sche Schule von Mitte der dreißiger Jahre an erlebt, welche aus dem Geheimnisse unverständlicher Form plötzlich kühn und überraschend auf die wichtigsten Punkte praktischer Disciplinen übergegangen ist, und welche ihren wichtigsten Ausgangspunkt in Strauß bezeichnet, seit jener Wendung sind die oben bewegten theologischen Themata in stets neue Besprechung gedrängt, und besonders um die Person Christi selbst hat sich die Religionsfrage gruppirt. Es waren vor Strauß Biographieen Jesu da, — eine Bezeichnung, welche den streng Kirchlichen für profan gilt, — aber dieser massenhafte Hindrang auf das Biographische des Religionsstifters ist erst seit Strauß vorherrschend geworden. Inmitten 1838 ist auch Weiße mit einer „evangelischen Geschichte" aufgetreten, welche besonders diesen Punkt, und zwar gegenständlich zu Strauß im Auge hat. Das Wort „negativ", so beliebt bei Polemik gegen Neues, spielt denn dabei seine vielgebrauchte Rolle. Indessen findet ein so reich wie Weiße kombinirender Mann doch auch wieder neue Seiten des evangelischen Geschichtsstoffes zu negiren, und für den gelehrigen Laien wird es immer schwerer, was denn nun endlich vom geschichtlichen Stoffe die kritische Probe bestanden habe. Fast ist kein Theil mehr übrig, an welchem die negative Kritik nicht bewährt oder doch versucht worden sei. Für Weiße ist nun unerwartet wieder Marcus die Urschrift, und Johannes eine ganz unsichere Quelle. Die Hypothese eines traditionellen, mündlichen Evangeliums sei abzuweisen. Die ursprüngliche Schrift des Matthäus, von der Papias rede, die Reden Jesu, hätten auf Marcus Einfluß gehabt. Die Kindheitsgeschichte Jesu ist auch ihm Mythe. Uebrigens geht er, obiger Bezeichnung seiner Philosophie angemessen, viel schonender und gläubiger mit dem Stoffe um, als sich dies bei Strauß zeigen wird, welcher auf äußerster Linken des Hegelthums steht. Die Kombinationsfülle Weiße's in dieser „evangelischen Geschichte" erinnert natürlich lebhaft an dessen Kommentar zu Faust, wovon bei Goethe die Rede war. Man

muß ihm hier wie dort einen erfindungsreichen Scharfsinn der Kritik einräumen, weil ein reges Herz, ein hoher, geübter Geist ihm dienstbar sind. Aber eben um der gar schnell und fremm bereiten Erfindungsgabe halber und des hingebend weichen Herzens halber ist eine unumwundene, erledigende Kritik nicht zu erwarten. Für den Mythus nimmt er mehr die Begeisterung der alten Prophetie in Anspruch, was aber die Evangelisten, die einfachen Evangelisten an verschlungener, höchst künstlicher Bedeutung eingewebt haben, das ist erstaunlich. Die Flucht nach Aegypten zum Beispiele ist die Auswanderung des Christenthums zu den Hellenen nach Alexandrien. Die Beziehungen dieser einfachen Leute sind so weitsichtig, wie sie nur der alte Goethe gebeimnisset haben könnte. Weiße glaubt übrigens, Jesus habe länger gewirkt, als die gewöhnliche Annahme besagt.

Wenn Conradi's, der von dem einleitenden Standpunkte Hegels auch über die Unsterblichkeitsfrage mitgesprochen, und Richters, der mit Hegel'schen Waffen darin focht, ohne die Benennung derselben anzuerkennen, wenn diese noch erwähnt sind, so sind die wichtigsten Männer aufgezählt, welche sich entweder auf die gebundenste, mit aller Positivität verschränkteste Art der Hegel'schen Lehre bedienen, welche die Konsequenz derselben zur Rettung des Traditionellen theils aufgeben, theils sie zu überwinden hoffen, theils auch nur in solchem Kreise stellenweise sich ihr nähern.

Es ist nun in die einzelnen Theile der Gesammtphilosophie einzugehen, ob und wie selbige bearbeitet sind, aufzuzeigen, und auf diesem Wege in die neueste Situation einzuleiten, welche plötzlich die Verschiedenheiten der Schule im heftigsten Kampfe unter sich und mit anderer Bildung zeigt. Alles dies fällt mehr dem entschlossenen Theile der Schule zu, und dieser wird sich denn auch hierbei charakteristischer hervorheben, als es mit Namensaufzählung und der allgemeinen Bezeichnung „linke Seite" geschehen konnte.

Rosenkranz, die mannigfaltigste und darum interessanteste Figur der Hegelianer, bildet die lebendige Verbindung zwischen den mehr und mehr auseinander gehenden Theilen. Er ist auch darum hier zu nennen, weil er am Eifrigsten für Ausbildung der einzelnen Unterabtheilungen des Systems thätig gewesen ist,

und weniger im bloßen Herzpunkte getrachtet hat. Bei der sogleich anzuführenden Psychologie wird er deshalb näher in Rede gebracht.

Von den einzelnen philosophischen Theilen ist die Natur-Philosophie bis jetzt am Wenigsten ausführlich behandelt worden. Hegel ist in ihr Schelling redlich gefolgt. Er nahm Goethe's Lehre von Farbe und Pflanze zuerst an, und veranlaßte Schelling zum Gleichen. Wenn es eine beliebte Redensart geworden ist, daß Schelling sich mehr auf die Natur, Hegel mehr auf den Geist füße, so ist dies nur ein irrthümlicher Popular-Ausdruck. Das Richtige ist nur, daß Hegel diesen Theil nicht so ausführlich bearbeitet hat als Schelling, daß er aber im System und in encyklopädischer Darstellung seine volle Stelle bei Hegel einnehme. Sehr geistreich führt Carl Heinrich Schulz aus Berlin die Empirie hierin der Spekulation zu in seinem „Grundrisse der Physiologie."

In der Psychologie, die Hegel für sehr vernachläßigt hielt, ist Mußmann aufgetreten, der auch eine Skizze der philosophisch-historischen Entwickelung geschrieben, worüber Hegel selbst nicht ungünstig sich geäußert. Die Schule wirft ihm einen zur Positivität abfallenden, leeren Schematismus vor. Er ist jung in Halle verstorben.

Wirth hat eine psychologische Monographie, über den Somnambulismus, gegeben, worin er dies beliebte Thema der Natur-Philosophen nicht für höhere Offenbarung erklärt, sondern für Herabfallen des Geistes in die Sphäre des Naturzusammenhanges, bestimmt durch diesen Zusammenhang.

Rosenkranz ist 1837 mit einer „Psychologie der Wissenschaft vom subjektiven Geiste" aufgetreten. Er gibt sie nur für einen Kommentar des Entwurfs in Hegels Encyklopädie an, und in so fern dürfte die strengere Schule nicht so ungehalten sein, daß er nicht überall streng und systematisch genug den Begriff durchscheinen lasse. Einige Einzelnheiten der Empirie, welche sie ausetzt, sind doch sehr unwichtig gegen die geistreiche Fülle des Materials, welche überall hervorquillt. Rosenkranz hat in solchen Punkten immer einige Noth der Schule gegenüber. Ein so regsamer Geist der Auffassung wie der seinige, der dem Systematischen zu Liebe nicht auch die reiche Möglichkeit, nicht auch das aufgeben will,

was sich zunächst unmittelbar, poetisch bietet, eine solche Empfänglichkeit, wie ihm eigen, muß der strengen Form manches Bedenken erwecken. Und doch hat die Schule einen so großen Schatz an ihm. Wenn über deren Herbheit dem gemeinhin poetisch Benannten gegenüber geklagt wird, wenn man bereitwilligerer Entgegenkommen heischt für dasjenige, was das Genie, der Herr des Zukünftigen ohne Weiteres bringt, das heißt ohne Dialektik bringt, wenn man von den Nachfolgern eines großen Meisters eigene, persönliche Wendung des erlangten Erbtheils begehrt, damit dieses Erbtheil sich wahrhaft fort und fort und unberechenbar erzeuge, dann soll man mit achtungsvollster Anerkennung bei Rosenkranz verweilen. Diese Sanguinität, dies Herüber und Hinüber aus dem streng Formellen in's freie Ergreifen ist einer solchen Schule unschätzbar, wie viel bloß Vorläufiges, Eiliges, Unerledigtes dabei auch vorkommen mag. Für das Einordnen in strenge Schlachtordnung hat dies wohl sein Mißliches, und der unerbittliche Strauß ist dabei ganz im Rechte und in tüchtiger Stellung, wenn er die oft vorkommende poetische Freiheit an Rosenkranz schonungslos aufdeckt, wenn er die Liebhaberei an traditionellem Schmucke nicht überall vereinbar findet mit der strengen Folge des Begriffs, wenn er wohlklingende Bezeichnungen eines Jenseits, unbestimmte Umkreisungen eines historischen Christus nicht in ihrer Unbestimmtheit gelten läßt. Indessen ist das dem allgemeinen Fortschritte nicht verloren, was dem Schlachtplane der Schule benimmend erscheinen darf und die freie literarische Theilnahme hat Rosenkranz für das zu entschädigen, was die Schulstrenge versagt. Auch zeigt Michelet, sonst so herb gegen Nachgiebigkeit an Tradition, sich überzeugt, daß nur eine Verständigung nöthig sei, um Rosenkranz aus der unsicheren Vermittelung des Centrums auf die entschiedenere, auf die sogenannte linke Seite der Hegel'schen Nachfolger zu bringen, für welche er sich der Anerkenntniß und Leitung des Meisters versichert hält, wenn dieser noch im Leibe wandelte. Etwas, was allerdings zu bezweifeln sein möchte, wenn man Hegels starre Verschanzung kennt, die er in den letzten Jahren gegen all solchen Andrang muthiger Schüler und Freunde fest zu behaupten suchte. — Die Art, wie Rosenkranz sich beschäftigt und entwickelt hat, hilft dessen Stellung erklären. Dem Daub'schen Kreise hat er angehört, welcher,

dem theologischen Amte treu, unablässig bemüht war, dem philosophischen Fortschritte in allen Hauptpunkten das Wesentliche abzugewinnen. — Rosenkranz hat uns auch ein Bändchen „Erinnerungen an Daub“ gegeben, die von liebenswürdigster Vortrefflichkeit sind; — dem Schleiermacher'schen Zauber hat er angehört, wo eine so classische Fähigkeit der Dialektik mit den Formen der neuen Philosophie vorbereitend und ausweichend zu reizen, zu binden, zu lösen verstand, ohne daß die Nothwendigkeit zur nachweislich festen Existenz geworden wäre; diesem künstlerischen Zauber wissenschaftlicher Bewegung hat er angehört, wo die geschmeidige Kategorie „Annäherung“ halb schalkhaft, halb schwach unerledigt ließ, was ein strenges Antlitz anzunehmen drohte, wo der künstlerische Reiz der Gedankenwendung als Andacht auftrat, und Geist und Herz eine geniale Identität spielten. Auf solchen Wegen kam Rosenkranz zu Hegel, das poetisch verlangende Herz nie aufgebend vor der rastlosen Strebsamkeit des Korses, der die Schwelgerei des Herzens weiden, beweisen, zur unumstößlichen Rechtheit festigen soll. In so tief und rastlos bewegter Existenz hat denn Rosenkranz auch sehr viel geschrieben, rasch, reich, immer mit Hingebung, was man mit dem weiten Worte „Beitrag“ bezeichnen kann. Ein Band Kritiken „Zur Geschichte der deutschen Literatur, 1836“ enthält nur das Wichtigste davon. Seine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“ ist schon in Rede gewesen, sein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie“ ist, wie Manches von ihm, vielleicht zu rasch, aber auch in diesem schnellen Zudrange mit talentreichsten Strichen gezeichnet. Seine Fehde mit Bachmann, im Interesse der Hegel'schen Vertheidigung, war zu einer Zeit für diese Philosophie historisch wichtig, wo diese durch ihren sogenannten Moniteur, die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, seit 1827 erst begonnen hatte, eine strenge Suprematie zu fordern. Seine „Naturreligion“ und die „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften“ kommt noch in Rede.

Unter den Wissenschaften des objektiven Geistes trat Hegels Rechtsphilosophie frühzeitig mit besonderer Macht hervor, da sie auch an Eduard Gans*) den am Besten schreibenden und einen

*) Starb 1839.

seye geistreichen, gewandten und nachdrucksvollen Jünger fand. Er nahm mit überraschender Kraft einen Kampf gegen die sogenannte historische Rechtsschule auf, deren Hauptführer Savigny, und die man besser die Positivitäts-Schule des Rechtes nennen dürfte, da just der Hegelianismus das Wort „historisch" in großartigster Bedeutung eingeführt, und in der Rechtslehre am Wenigsten verlassen hat. Nach der gewöhnlichen Benennung könnte man obige Polemik mit der Form des abstrakten, französischen Liberalismus verwechseln, mit dem sie doch nur, auch unter der Feder von Gans, einige Sympathieen für Resultate gemein hat, nichts aber in wissenschaftlichem Beweise. Das Hauptbuch von Gans ist das „Erbrecht", wovon 4 Bände bis 1835 erschienen sind, und worin mit genialem Wurfe die Weltgeschichte in ihrer moralischen Bedeutung entfaltet, in der Existenz jeder nationalen Familie zu einem Bewußtsein gebracht wird, und worin eine großartige Vorstellung des wirklich historischen und durch historische Durchdringung wirklichen Rechtsgedankens dem Aufmerksamen vor Augen tritt. Eine Ansicht, ganz jener Hegel'schen Historik würdig, die innerhalb ihrer selbst, nicht durch außen zugebrachte Gesetze sich zur Nothwendigkeit, zur Geltung und Bedeutung entwickelt. Gans hat einen so klaren Takt der Uebergänge, daß man nirgends durch eine philosophische Gewaltsamkeit gestört wird, welche sich mit systematischer Kategorie eines ihr noch fremden Gegenstandes bemächtige. Er besitzt ein hervorstechendes Talent der Fassung. Und so tritt die eigene Welt neuer Systematik nirgends befremdlich an Stoffe, die ohne sie entstanden sind. Sie ist da, und ordnet, ohne durch Gewaltsamkeit zum Widerspruche zu reizen, wie dies bei neuer Systematik so häufig geschieht. Sie ist in einem Talente aufgegangen, und dadurch wahrhaft lebendig geworden. So hat er im „System des römischen Civil-Rechts" das alte Material organisch geordnet, und in den „Beiträgen zur Revision der preußischen Gesetzgebung" das neue Gedankenverfahren in die unmittelbarste Anwendung gebracht. Ihm war es denn auch am Zusagendsten, Hegels Philosophie der Geschichte herauszugeben. Wie sich der Weltgeist in der That verkünde, ist ihm vorzugsweise literarisches Amt geworden; Politik, poetische Geschichte ist ihm vorzugsweise Thema. Vereinte sich hiemit ein aufmerksames und reichhaltiges Reiseleben, eine ästhe-

tische Bildung, die an guten Vorbildern sich genährt und Goetheschem Ausdrucke besonders nachgegangen war, so konnte eine so bedeutende Art des kleinen Aufsatzes entstehen, wie sie den „Rückblicken auf Personen und Zustände“ und schon früher in den „Vermischten Schriften“ als eine Zierde deutscher Auffassung und Fassung vorliegt.

Was Sietze versucht hat im Hegel'schen Thema der Staats- und Rechtsgeschichte, und zwar mit besonderer Anwendung auf Preußen, das ist durch systematische Manierirtheit verunglückt.

In der Moralphilosophie ist v. Henning, und, wie stets, mit kräftiger Unumwundenheit Michelet thätig gewesen. In dessen „Systeme der philosophischen Moral“ ist der große Lebens-Satz ausgesprochen, in welchem das Gewissen der sogenannten „jungen Literatur“ beruht, und welcher vom beschränkten Standpunkte der Positivität immer gemißhandelt wird: die Totalität der geschichtlichen Moralprinzipien bildet selbst das System der philosophischen Moral. Dies ist ein Kern Hegel'scher Geschichts-Lehre.

Ueber Staat und Philosophie der Weltgeschichte ist noch zu nennen Kapp, „Christus und die Weltgeschichte“, und ein sehr gut gefaßter Auszug von Hegels Philosophie der Geschichte, welchen Buhl unter dem Titel: „Hegels Lehre vom Staat und seine Philosophie der Geschichte“ gegeben hat.

Aesthetik anbetreffend ist Hotho, Herausgeber der Hegel'schen, ungetheilten Lobes werth. Nicht bloß um des Fleißes und saubern Ausdrucks halber in dieser Herausgabe. All sein Ton ist bereits in bescheidener Liebenswürdigkeit eine ästhetische Gabe, und die „Vorstudien für Leben und Kunst“ selbst enthalten die werthvollsten Artikel, namentlich einen über Don Juan und einen über Hegels Persönlichkeit. Weiße und Rosenkranz sind auch in Bezug auf Aesthetik schon genannt. Rötscher „über Aristophanes“ ist noch zu nennen, und mit seinen „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst.“ Ruge, in freierem Anschlusse an die Schule, hat wie Vischer über das Komische geschrieben, was denn auch wirklich in der erst später erschienenden Aesthetik Hegels am Geringfügigsten betheiligt war, so daß schon um deßwillen Ruge's und Vischers Beiträge sehr willkommen sind. Ruge kommt aber wichtiger deshalb in Rede, weil er 1838 als Redak-

teur der Halle'schen Jahrbücher in der Hegel'schen Philosophie, für und gegen sie, dasjenige aufgeweckt hat, was unerläßlich war, wenn überhaupt von einem Durchdringen der Welt und von einem Durchdrungensein mit der Welt, kurz von einer lebendigen Geschichtlichkeit die Rede sein sollte.

Michelet hat übrigens Recht, wenn er behauptet, daß im Aesthetischen Hegel am Schnellsten verbreitet worden sei. Das ist indessen leicht erklärt, und hat nicht bloß Vortheile. Mehr als anderswo ist Hegel darin unbefangenes Produkt unserer vorliegenden besten Literatur. Die Originalität ist ihm hierin schwächer als anderswo, er hatte also mit aufmerksamen Literaten von vorn herein die wichtigsten Grundsätze gemein. Was sein riesenhaft systematischer Geist davon in Ordnungen gebracht, das ist allerdings auch bereits von jungen Nachfolgern in der Ordnungen-Steife benützt worden, aber bis jetzt nur mit geringem Geiste. Mehr als anderswo ist der Geist aber doch hier unerläßlich, wo die freieste Schöpfung, nicht die regelmäßigste den Fortschritt gibt, wo also die Regel ohnehin schon immer nur mit dem Vergangenen wandelt. Bei dem Uebergewichte indessen, das ein solches Material wie Hegels Aesthetik, das eine solche Einordnung gibt, wird auch der benützende Geist nicht ausbleiben, der uns von der systematischen Phrase befreit, und ein günstiger Erfolg der Phrase wird auch nicht ganz fehlen zu einer Zeit, wo das willkürlichste Belieben im ästhetischen Urtheile alle Form unsicher gemacht.

In Geschichte der Philosophie haben sich nach Hegel hervorgethan Erdmann, Feuerbach und Michelet. Jene von Descartes, dieser von Kant herab. In diesem Felde nehmen sie besonders die neue Würdigung in Anspruch, welche Aristoteles durch sie erhalten. Er, welcher als unspekulativer Empiriker figurirte, ist durch Hegel und dessen Schule in die vornehmsten Rechte eines spekulativen Denkers wieder eingesetzt worden, und zwar besonders gegen die Opposition Schleiermachers. Diese Wiedereinsetzung entspricht vielfach dem Sturze jenes unbestimmten Idealismus, jenes Idealismus, der in Goethe einen so überlegenen Gegner fand, und der im Philosophischen sich gern unbestimmt an Plato hing. Michelet und Biese haben namentlich für die neue Stellung des Aristoteles gearbeitet.

Bei diesem Geschichtlichen der Philosophie ist auch der französischen Bemühung, besonders Cousins, zu gedenken, welcher Frankreich mit deutscher Philosophie, auch mit Hegel'scher bekannt zu machen versucht hat. Michelet, französisch und deutsch schreibend, würdigt diesen Versuch, setzt aber hinzu, daß aus französischer Furcht vor Systematik Cousin nicht über psychologischen Standpunkt und dessen Methode, über den Standpunkt der schottischen Philosophie und Royer Collards hinaus gekommen sei. Erfahrung, wenn auch sublimirte, bleibe Prinzip des Erkennens, und der wahre Hegelpunkt, wo spekulative Idee und dialektische Entwickelung ihre Methode Alles, auch die Erfahrung in sich begreift, sei den Franzosen noch verloren.

Endlich in der Theologie sind nach dem Vorgange von Hegels religions-philosophischen Vorlesungen insbesondere Daub, Marheinecke, Rosenkranz, Vatke, Erdmann, Strauß thätig gewesen. Durch Strauß hat diese Wissenschaft, welche verborgen unter den Schalaußern, offen seit der großen philosophischen Wendung eine unermeßliche Revolution, eine Auflösung alter poetischer Einheit und mannigfaltige Uebergänge der Vereinzelung in Prosa erlebt hat, eine neue Krisis erfahren. Die wissenschaftliche Gewalt und die praktische Unumwundenheit dieses Mannes hat die Meinung aus aller Rückhaltung und Verschleierung genöthigt. Was der Prosa eigenthümlich, daß sie eine erfüllte Gestalt und Einheit in Ideen auflöst, das ist durch ihn zum offenen Geständnisse gebracht, und jetziger Geschichts-Betrachtung gemäß dürfen wir nicht zweifeln, daß hiermit ein großer Schritt zum Gewinn derjenigen Poesie geschehen sei, welche als Frucht aus all den Blüthen vorbereitender Spekulation entstehen wird, wie eine solche immer aus den Vorbereitungen in der Geschichte entstanden ist. Zusammenfassung, Erledigung der Uebergangs-Stadien war dazu stets unerläßlich, und bloß negativ ist solche That immer genannt worden. Diese Bezeichnung darf uns also nicht kümmern, so wenig als uns der Winter kümmert, wenn er an der Zeit, und in seiner scheinbaren Negativität die nothwendige Erscheinung, also eine positive Negativität der Erde ist.

Seitdem an der poetischen Einheit und Unfehlbarkeit, kirchlicher Unfehlbarkeit, gezweifelt worden ist, hat sich immer, wenn

auch in verschiedener Stufenfolge, Bedeutung oder Idee der zerfallenden Gestalt des Religiosen herausgestellt. Sobald man nicht mehr an das Ganze glaubt, sucht man sich Bedeutungen, mit denen man sich vereinigen kann. Die Aufklärung mit dem Deismus aus der Wolf'schen und der Popularphilosophie ward die Brücke für Kant, für den Vater des Rationalismus. Hier trat die moralische Idee an die Stelle des in Geschichte und Glauben einigen Christenthums. Die moralische Größe Christi, die moralische Bedeutung der christlichen Lehre ward Alles. Dieser Weg der Paulus, Schuderoff, Röhr, Wegscheider, Bretschneider ward ganz und gar in seiner verständig ungläubigen Konsequenz von Schleiermacher vorausgesetzt und angenommen, aber zu feinerer Idee als der bloß moralischen sublimirt. Das Urbildliche sei zugleich geschichtlich gewesen, hieß es bei ihm, und um dafür in nichts gestört zu werden, vermied er in seiner Religion sowohl von der Kirche als von der Schrift auszugehen. Er begann mit der inneren Erfahrung, was er christliches Bewußtsein nennt, und mit Hilfe dialektischer Kunst erschuf er daraus ein Gebäude, was sich, mit gewandtem Geiste, für ein Christenthum ausgeben ließ.

Hier ist denn in ihm der deutlichste Uebergang zu der Religion gegeben, wie sie sich innerhalb der neuesten philosophischen Spekulation kund gibt. Ein Akt des sich aufklärenden Gefühls, was sich Rechenschaft gibt, war das Christenthum bei ihm. Die Spekulation, in sich fester und kühner, that noch einen weiteren Schritt. Sie erbaute sich in eigener dialektischer Gedankenkraft die Welt, und fand, daß die christlichen Kategorieen der eigen erschaffenen philosophischen Kategorie zupaßten, und also gebilligt werden könnten. Die philosophische Idee war also vollständig souverain. „Die sinnliche Geschichte des Individuums, sagt Hegel, ist nur der Ausgangspunkt für den Geist. Indem der Glaube von der sinnlichen Weise anfängt, hat er eine zeitliche Geschichte vor sich; was er für wahr hält, ist äußere, gewöhnliche Begebenheit, und die Beglaubigung ist die historische, juristische Weise, ein Faktum durch sinnliche Gewißheit und moralische Zuverläßigkeit der Zeugen zu konstatiren. Indem nun aber der Geist von diesem Aeußeren Veranlassung nimmt, die Idee der mit Gott einigen Menschheit sich zum Bewußtsein zu bringen,

und nun in jener Geschichte die Bewegung dieser Idee anschaut: hat sich der Gegenstand vollkommen verwandelt, ist aus einem sinnlich empirischen zu einem geistigen und göttlichen geworden, der nicht mehr in der Geschichte, sondern in der Philosophie seine Beglaubigung hat."

Daub, 1836 in Heidelberg verstorben, wird gern der Sokrates einer neuen Theologie genannt, da er mehr dem Streben als dem Abschlusse, mehr den Keimen als der Frucht angehört habe. Schon im Vorhergehenden ist einmal angedeutet, daß er an sich eine Geschichte der letzten philosophischen Entwickelung darstelle. Zuletzt denn auch der Hegel'schen. Indeß war er es nicht, welcher diese neueste Philosophie in eine abgeschlossene theologische Wissenschaft verarbeitete, sondern Marheinecke that dies zuerst, und dessen Dogmatik legte er zum Grunde.

Marheinecke in Berlin gab 1827 in der zweiten, neu ausgearbeiteten Ausgabe seiner Dogmatik zuerst die vollendete Probe, daß christliches Dogma, aus Hegel'scher Kategorie hervorgegangen, abgeschlossen in sich auftreten könne.

Rosenkranz that ein Gleiches in seiner schon erwähnten Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, und hob besonders in der Vorerinnerung den bereits von Schleiermacher gebahnten Uebergang hervor. Seine „Naturreligion" gibt sich nur für eine Einleitung zu Hegels Religionsidee aus.

Schaller hat neuerdings auch eine dem Positiven mäßig zusagende Christologie edirt, von dessen geübter Regsamkeit und Frische ist aber noch das Unberechenbare zu erwarten, so wie von dem spekulativen Enthusiasmus Bayrhofers. Erdmann, wie Schaller in Halle, der „Vorlesungen über Glauben und Wissen" herausgegeben, entweicht der Hegel'schen Spitze dadurch, daß er nicht direkt die gewonnene Idee dem Faktum voranstellt, sondern die Thatsächlichkeit, die Faktieität als die Form bezeichnet, in welcher die Wahrheit erscheinen müsse. Da nun diese Thatsächlichkeit durch die neuere Kritik von Reimarus herab bis Strauß und besonders durch diesen so tief erschüttert ist, so meint er, die Wahrheit müsse in Form sich widersprechender Fakten erscheinen. Gefälliger kann sich nun freilich die Deutung nicht zeigen.

Die strenge Schule zeigt sich natürlich entrüstet, daß Erfahrung eine nöthige Probe für das spekulative Resultat sein solle, und nennt es einen Mechanismus, wenn Erdmann sagt: „Alles, was begriffen ist, beweist, daß es früher unmittelbar gewiß, erfahren war." Das in aller Hegel'schen Lehre oft vorkommende Bild, die Frucht des Baumes sei wieder ein Samenkorn, benutzt er zu dem Satze: „das Ende der Entwickelung sei nur der bestätigte, wieder hervorgebrachte Anfang", welches Nur denn allerdings keineswegs Hegel'sche Meinung ist, da dieser ein Weiteres und Höheres aus dem Bildungsprozesse, nicht bloß einen Beweis des Alten erwartete. Erdmann wird deshalb von der strengen Schule mit Geringschätzung behandelt, und sein Ton wird „biblisch oratorisch" mit der Nebenbedeutung genannt, daß scharfe Kraft und konsequente Form darin mangele.

Dagegen wird Strauß jetzt rückhaltlos von Michelet, einem Vertreter der linken Seite, zur konsequenten Hegel'schen Schule gezählt, und es wird ein Irrthum genannt, daß andere Theile der Schule ein Hegel'sche Verantwortung der Strauß'schen Ansichten abgelehnt hätten.

David Friedrich Strauß, aus Ludwigsburg — geboren 1808 — trat 1835 mit seinem „Leben Jesu" auf, was bis 1838 bereits drei Auflagen erlebt, und alle theologische Literatur um sich versammelt hat. Es wird darin die faktische Richtigkeit in den Evangelien im Wesentlichen vernichtet.

Es ist oben schon angedeutet, wie die neuen Standpunkte in der Theologie parallel mit der wissenschaftlichen, besonders der philosophischen Stellung entstanden seien. Weil dialektisch, wurde dies seit Fichte immer schwieriger, und der Kant'sche Rationalismus erhielt den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, weil er über den bloßen Reflexionsakt in den dialektischen, das heißt wirklich wissenschaftlichen Prozeß sich nicht erheben könne. Für das große Publikum stand die theologische Frage eine Zeit lang stille, da sie in die Schwierigkeit dialektischer Form verhüllt war. Mit einer im Ausdrucke der Wissenschaft gewandteren Sprache bildeten sich allerlei feinere Nüancen unter den Sprechern, Nüancen, denen auch die Dinge selbst folgen mußten, da man entdeckt hatte, daß die Gedankenwendung auch die Existenz selbst bereichere. Hiefür gehörte nun offenbar das Verständniß eines kräf-

tigen Kopfes, um nicht in den Wortunterscheidungen befangen zu bleiben, sondern auch zu einer unumwundenen Ansicht der Dinge zu kommen. Gelungen ist es nicht immer, und mancher Geschulte hält es für Nebensache, darnach zu streben, für Beleidigung des Schulausdrucks, der keine exoterische, alltägliche Bedeutung neben sich zu statuiren habe. Aber das Bewußtsein einer Nation ist nicht im Lateinischen, nicht im Dialektischen, es hält dergleichen nur für Stationen, für den immer gleich einfach empfangenden und wieder gebenden gesunden Menschenverstand. Strauß hat darum, außer durch seine sonstige imponirende Vereinigung von Vorzügen, dadurch so fortreißend überrascht, daß er die Formeln einer neuen dialektischen Bildung nicht wie Endzweck, sondern wie geläufiges Mittel benutzte, um zu dem Wesentlichen zu kommen, was die Nation über die Formel hinaus interessirt, und was sich vermittelst der Formel denn am Ende darstelle für das allgemein zugängliche Bewußtsein. Um so mehr, da dies ein so wichtiges Thema betraf. Wer, ohne streng philosophische Bildung, immer gehört hatte von Hegel'scher Dreieinigkeit in Geschichte und Entstehung der Idee, der trachtete nach einer deutlichen Kenntniß, wie sich diese Terminologie denn wohl gründlich zum religiosen Thema verhielte. Was gab nun plötzlich Strauß? Er würdigte allen rationalistischen Versuch, wie es denn ein trauriger Schuljargen geworden war, den Rationalismus, das Blut alles Fortschrittes, achselzuckend anzusehen, weil er sich vielfach ohne philosophische Schulkenntnisse dargestellt und mit mancher Plattheit vereinigt hatte. Strauß gesellte sich zu ihm, indem er die stückweisen Wunder in der Geschichte abwies, er tadelte nicht die Erklärung für den Menschengeist, sondern die nüchterne, gewaltsame, unwissenschaftliche Erklärung. Der Rationalismus erschien getragen und erhoben von allem höheren Gesetze der Wissenschaft; es war eine Entpuppung der Dialektik in's allgemein zugängliche Verständniß, daß alle Theile höchlich überrascht waren. Diejenigen, welche außerhalb der dialektischen Formel stehen, hatten nimmer aus der abstrus sich verhüllenden Philosophie eine so mächtige Enthüllung erwartet, und diejenigen, welche selbst in der Formel arbeiten, sind entweder von dieser selbst bis zu eigener Ohnmacht dem allgemeinen Bewußtsein und Ausdrucke gegenüber befangen, erlebten also ebenfalls durch Strauß ein

Unerwartetes in Ausdruck und Wirkung, oder sie hielten es nicht für rathsam, allgemein verständlich mit ihrem Rüstzeuge in praktische Wissenschaft heraus zu gehen, und wurden überflügelt.

Alle dem wurde Strauß ein Durchbruch, und in so fern ist er nicht nur mit allen Zeichen des berufenen Talentes ausgerüstet, sondern er ist auch für die nächste Zukunft dialektischer Wissenschaft ein außerordentliches Symptom.

Was nimmt er, was bringt er nun im Besonderen? Mit ungewöhnlicher Fülle, ja Umfassung der Gelehrsamkeit, mit einem durchdringenden Scharfsinne, wie wir ihn seit Lessing nicht gesehen, und mit dem dazu hilfreichen kräftigsten Gedächtnisse ausgerüstet, mit einem Gedächtnisse, was alle Theile, Einwürfe und Folgen einer Frage straff vor sich hat, mit einer Kraft und Behendigkeit, die elastisch weichen, und doch auf nächstem Wege zum Punkte des Ausgangs wiederkehren kann, wie viel sich auch dazwischen drängen mag, mit dieser Kraft der schärfsten und doch produktiven Kritik ergreift er alle Theile dessen, was uns Religionsgeschichte ist, und zeigt, daß das meiste faktische Detail der evangelischen Entstehungsgeschichte nur mythisch aufgefaßt und dargestellt sei, und auch von uns nur mythisch aufgenommen werden dürfe. Er vernichtet die Wissenschaftlichkeit aller andern Auslegung, und was so wiederholt in unserer Kulturentwickelung versucht worden ist, das scheint ihm zu gelingen: der Nachdruck nämlich des traditionellen Beiwerks im Christenthume wird aufgelöst, und somit der lediglichen Aufmerksamkeit auf das wesentliche Moment desselben aller Raum gegeben.

Es wäre dies eine neue Epoche der Reformation. Jene berief sich auf die ersten Jahrhunderte des Christenthums, um der kirchlichen Zuthat folgender Jahrhunderte überhoben zu sein. Strauß entkleidet nun auch nachdrücklich die ersten Jahrhunderte ihrer geschichtlichen Aechtheit in Rücksicht auf das Detail der Vorfälle, und verweist die klar gestaltete Theilnahme auf den reinen Geist der Lehre. Das christliche Wort allein wird einer Bildung hingegeben, die in der Wendung des Wortes so Außerordentliches leistet. Wer es weiß, welcher unermeßliche Aufwand von Thätigkeit bisher dem Detail religionsgeschichtlicher Begebenheit zugewendet war, der begreift, wie viel Kräfte frei

und disponibel werden, sobald jenes Detail ein für allemal abgemacht heißt.

Dies ist die Bedeutung von Strauß. Sie konnte nur einem Manne werden, der aller vertheilten Wissenschaftswaffen dieses Faches in sich allein Herr war, so daß nicht die kleinste philologische oder antiquarische Rebenmacht unbetroffen in einer auch vielleicht nur scheinbaren Eigenmacht hintergrunds bleiben konnte. Es hat diese Erscheinung etwas Ueberwältigendes, und wie man sich gern ausdrückt, Dämonisches, da wir sehen: ein junger Mann von 30 Jahren ist an Wissen und wissenschaftlicher Kraft dem Gelehrtenstande einer gründlich gelehrten Nation, und auf dem überwiegend angebauten Felde theologischer Gelehrsamkeit, in allem Einzelnen gewachsen, und durch solche Vereinigung in sich überlegen. Denn was sich nun auch aufgethan neben ihm und gegen ihn, wie unzulänglich nimmt es sich aus! Die reiche Gelehrsamkeit, der milde Sinn eines Neander, den diese Bewegung auch zur Abfassung eines Lebens Jesu angeregt, wie unzureichend erscheint er dem bereits viel schärfer und umfassender aufgeworfenen Stoffe gegenüber! Wie nachdruckslos, wenn auch sinnig, Weiße, der mit philosophischer und philologischer Ausrüstung die Sachen mehr umkreist, wo Strauß mit entschiedenem und markigem Talente den Lebensmittelpunkt jeder Frage zu greifen versteht! Wie gar einseitig und ungenügend erscheinen die übrigen Theologen und theologischen Philosophen supranaturalistischen, naturphilosophischen, mystischen und sonstigen Zeichens, die Steudel, Eschenmayer, Olshausen, Tholuck ꝛc., denen Strauß als rastlose Schwerststreiche seines Buchs die drei Hefte „Streitschriften" gewidmet hat!

Der Begriff des Mythus und die Frage, ob in Hegel selbst schon genügende Veranlassung zu Strauß'scher Ansicht davon enthalten sei, bildeten die Hauptfragen der Erörterung.

Im Allgemeinen durfte man sich nur daran erinnern, wie groß die auf dem Grunde ruhende völlige Indifferenz Hegels gegen alles äußerlich Historische des Christenthums ist. Was sich zunächst daran schließt, wie Kreuzzüge, Mittelalter, das ist ihm ein ganz unwürdiges, verkanntes Christenthum. Alles, was außer dem Geiste, der Bedeutung liegt, ist ihm ein völlig Gleichgültiges. Und man wundert sich, wie Strauß, erst ein Schüler

des dialektisch rationalistischen Schleiermacher, der alle historische Vorfrage von sich wies, wie Strauß, dann ein Schüler Hegels, dem das Absolute hier erreichbar, zu solchem Gange gekommen! Das Christenthum wurzelt im Hinweise auf ein Jenseits, das Diesseits ist ihm ein Thal des Todes und der Finsterniß, und man wundert sich? —

Im Hegel'schen Sinne ist es gleichgültig, wie das sinnliche Faktum einst vor sich gegangen sei in Judäa; daß es geglaubt worden, das allein ist wichtig. Eben so fällt Michelet ganz im Hegel'schen Sinne der Wunderansicht bei, welche Strauß verträgt, und sagt geistreich, nicht die Natur sei die Welt des Wunders, sondern der Geist. Die Natur sei prosaisch. Strauß habe daher vollkommen Recht, die Wunder in psychologisches Gebiet, in die Auffassung der Apostel zu verlegen. Der Religion geschehe mit alle dem nichts Feindliches. Es sei eben das Eigenthümliche jeder Religion, sich in irgend etwas zu versinnlichen, in einem Mythus, in einem Symbol. Sie, die Religion, begreifen, heiße eben stets den Gedankenkern aus dieser sinnlichen Hülle schälen. Dies Verdienst habe Strauß.

Und nun ist Michelet bemüht, diejenigen Stellen Hegels, auf welche sich Strauß beruft, als richtig gedeutet zu bekräftigen, und aus Ungedrucktem noch eine deutlichere Verstärkung der Meinung Hegels beizubringen, wie sie Strauß'scher Weise günstig sei. Und diese Stellen sind allerdings unzweideutig zu Gunsten einer Kritik, die bei hermeneutischer Schwierigkeit das Faktum ohne Weiteres hingeben kann. Ja, es kann aus Hegels Geschichte der Philosophie sogar folgende Stelle angeführt werden, die keinen Zweifel übrig läßt: „Es gehört zum Verderben der Kirche und des Glaubens, daß an äußerliche Vorstellungen, an den ganzen Umfang des Geschichtlichen, so die Geschichten im alten Testamente, eben so im neuen, Geschichten in der Kirche ꝛc., an alle diese Endlichkeit Glauben gefordert wird." —

Wie in Allem besonders klar, gibt denn Strauß auch eine deutliche Uebersicht, wie die christliche Welt zu der jetzigen Ansicht von evangelischem Mythus gekommen sei. Schon Philo, sagt er, Origenes gehen mit vielfacher Deutung an das, was sich für geschichtlich ausgibt. Bei ihnen finden sich die feineren Einwendungen griechischer Bildung, wenn der schonungsloseren

des Celsus, Porphyrius, Julian nicht gedacht werden soll, da sie dem Christenthum feindlich gesinnt waren. — Das Christenthum dringt alsdann durch, und erfüllt positiv den Gesichtskreis. Alle Kritik tritt nur in Form positiver Vermittelung auf. Dies dauert, bis dieser historische Kreis erfüllt ist, und die christliche Welt mit ihren neuen Erfahrungen über die ruhige Befriedigung hinaus will. Erst erscheint die Reformation, die im Kreise bleibt, und nur im Gegensatze zu kirchlicher Tradition auf die älteste Tradition sich beruft. Dann erscheint der Deismus, der auch über diesen Kreis hinaus will. Er erhebt sich am Mächtigsten in England durch Toland, Bolingbroke, Morgan, Chubb, Woolsten. In Deutschland ist der Wolfenbüttler Fragmentist, Reimarus, die Spitze. Eigenthümlich ist dieser Kritik, daß sie vorherrschend in den Evangelien Betrügerei annimmt. Die nun folgenden Rationalisten dagegen erklären natürlich. Eichhorn, ein Hauptführer derselben, wendet klassische Kritik auf die religiose Tradition an. Die Apostel, meint er, hätten kindlich gesprochen und in mangelhafter Bildung da Wunder gesehen, wo wir keine sehen. Paulus, der 1800 auftritt, unterscheidet streng Faktum und Urtheil, beide, sagt er, vermischen sich oft bei den Evangelisten zum Wunder. Er erklärt natürlich, und — gegen den Fragmentisten — ist Christus ein großer Mann, und die Apostel sind nicht Betrüger. In diesem Sinne lehren auch Bahrdt, Venturini, Wegscheider.

Kant dringt auf moralische Deutung der Wunder, mag dies nun mit Gewaltsamkeit gegen den Text angehen, oder nicht.

In neuerer Zeit ging man zur mythischen Deutung über, die schon Semler angeregt hatte, und welche nun von Gabler, Schelling, Bauer ausgebildet wurde. Man suchte historische, philosophische und poetische Mythen, und es entstand sehr bald ein Kampf der Mythen-Nüancen, wobei auch „die Sage" ein Unterscheidung geltend macht. Einen Hauptstoß zu mythischer Deutung gegen die natürliche gab die neue Kritik in so fern, als sie die Nachrichten nicht mehr unmittelbar nach oder gar bei den Vorgängen aufgeschrieben sein ließ. Dafür waren Vater und de Wette am Erfolgreichsten thätig. — George unterscheidet: Mythos ist die Bildung einer Thatsache aus einer Idee heraus; Sage die Anschauung der Idee in und aus der Thatsache. Strauß

billigt dies, ohne im Allgemeinen darnach gegen evangelische Geschichten im Voraus abzuurtheilen. Er nimmt diese vielmehr im weitesten Umkreise möglicher Beziehung vor sich, und in einer erschöpfenden Erörterung entwickelt er den mythischen oder sagenhaften Charakter.

Wie er sein Buch historisch eingeleitet, so schließt er mit Beiträgen zu einem vorläufigen dogmatischen Abschlusse, so daß es eine nach allen Seiten gerundete theologische That geworden ist. Er findet am Schlusse diejenige Vorstellung durchaus ärmer, welche die Gottheit in einem einzelnen Individuum erscheinen läßt, als diejenige, welche sie in der Menschheit und deren Entwickelung verwirklicht findet. Dies ist ihm absoluter Inhalt der Christologie. Daß dieser an die Person und Geschichte eines Einzelnen geknüpft erscheint, gehört ihm nur zur geschichtlichen Form derselben. Kann man nach allem Vorhergehenden darin den reinen Sinn Hegels verkennen? Uebrigens zeigt er sich weit entfernt davon, die Existenz und den hochbegabten Genius Christi in Abrede zu stellen. Er preist in ihm als einem Religionsstifter, und zwar dem Stifter der vollkommensten Religion, die herrlichste historische Erscheinung, nimmt aber für die Zukunft unumwunden in Anspruch, daß ein neuer Genius die Menschheit noch höher steigern könne. Diese Instanz des Genius ist auch der Kern dessen, was er in einem Aufsatze „Vergängliches und Bleibendes im Christenthume" — Mundts Freihafen 1838, 3tes Heft — gegeben hat. Sollte man in ungerecht historischer Manier mit einem Wunsche an Strauß treten, so entspränge der aus dem Gedächtnisse an Lessing: es wäre der Wunsch, daß die gediegene Bildung in Strauß von jenem fortreißenden Lebenshauche unmittelbaren Talentes belebt und dadurch nicht bloß treffend, sondern auch überwältigend würde.

Alles Wunder der Außenwelt ist also nach dieser Wissenschaft dahin. Sogar mit dem alten Testamente nimmt Vatke jetzt die gleiche Kritik vor, und was am Positiven Genüge findet, hat vollkommen Recht, sich mit aller Schwere des Beweises gegen solche Lehre und solche Verkündiger derselben zu richten. Der Kampf mit solchen Talenten, wie dem Strauß'schen, kann unserer Bildung bei allem Gegenstande, selbst bei einem so hohen, nur von Segen sein. Was jetzt noch von Lessings gesammelter Schärfe

in Strauß vermißt wird, das kann zum Theil einem jetzt so viel mehr ausgebreiteten wissenschaftlichen Terrain zugeschrieben werden, einem Terrain, was zunächst die größte Ausbreitung nöthig macht, um den Kämpfer würdig und wahr erscheinen zu lassen. Für den Beginn des Kampfes mag erst Entwickelung der Streitkräfte nöthig sein, und die zusammengedrängten Schläge des Talentes, welche der Kürze die unvergeßliche Weihe und den sogenannt klassischen Nachdruck geben, stehen uns vielleicht von Strauß noch bevor.

Ein trauriger Rückschritt wäre es freilich, wenn die Vertheidiger des positiven Glaubens all die bedenklichen Stellen Hegel'scher Lehre, die oben herausgehoben sind, und Konsequenzen, wie sie sich in Strauß darstellen, in Leoninischer Art, unter Gepolter der Rohheit und mit Herbeirufung „äußerlicher Gewalt" zu bekämpfen geneigt wären. Eben nämlich, da all die bedenklichen Punkte über Unsterblichkeit, Jenseits und Diesseits, Persönlichkeit Gottes in Obigem aufgezeichnet wurden, entspinnt sich in der Journalwelt ein leidenschaftlicher Kampf gegen diese Aussprüche. Der Kölnische Streit, die Agitation von Görres, und Ruge's tapfere Redaktion der Halle'schen Jahrbücher haben den Ausbruch entwickelt. Die Suspension des Erzbischofs von Köln, welcher auch im Verhältnisse zum Staate unbedingte hierarchische Souverainetät in Anspruch nahm, und dadurch natürlich mit der Staatsgewalt in Konflikt gerieth, diese Suspension hat alle edleren und alle dumpfigeren Theile religiosen Antheils in Bewegung und Gährung gebracht. Besonders diejenige Partie unserer Kultur gerieth in's Treffen, welche sich aus der Philosophie, namentlich der Naturphilosophie, nur Anregung zu höheren Interessen, kein consequentes Selbstgesetz erworben hatte, oder die gar durch Einsicht der menschlichen Unzulänglichkeit der Verzweiflung an eigener Kraft anheim gefallen, und der buchstäblichsten Tradition jeglicher Kirche zugewendet worden war. So erhob sich bei den Katholiken Görres mit den Brochüren „Athanasius" und „die Triarier", ein Roué der naturphilosophischen Studien und Schwärmereien, der, immer noch voll unlauterer Leidenschaft, zum Geißelstrick des ultramontanen Katholizismus zurückgekehrt war, und für diesen Haß gegen alle Aufklärung Leidenschaften in Bewegung setzte.

Er wußte sehr wohl, daß der Hegel'sche Protestantismus, wenn er auch Aufklärung und Rationalismus der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit beschuldigte, doch beide als nothwendige Geschichtsstufen unseres geistigen Fortschrittes anerkannte. Deshalb richtete er auch gegen ihn wie gegen anderen Protestantismus seine Spöttereien und leidenschaftlichen Invektiven. Marheineke antwortete ihm. Des romantischen Darstellungs-Talentes ermangelnd, konnte er ihm an nachdrücklichem Schimmer nicht beikommen, konnte ihn aber an humaner Form und Duldung, an wissenschaftlich geschlossener Art übertreffen. Gleichzeitig erhob sich in H. Leo der protestantische Pendant des katholischen Görres, eben so Roué der Hegel'schen Philosophie, wie jener der Naturphilosophie, eben so von Leidenschaften gepeitscht, und des massivsten Ausdruckes mächtig, wie jener. Dies Leo'sche „Sendschreiben" bewegte sich nun außerhalb des protestantischen Fortschrittes in den starren Verlangnissen lutherischer Tradition, wie dies einer theologischen Partei eigen ist, welche in der „evangelischen Kirchenzeitung" ihr Organ und in Hengstenberg ihren Journalführer hat. Wird das Kredo dieser Partei mit einiger Kühnheit gehandhabt, so geht es in reaktionairem Sinne auch über die Reformation, als eine allzu bedenkliche Aeußerung des Fortschrittes, hinweg, wie über wunschenswerthe Trümmer, und heischt für eine um und um noch im Gestalten begriffene Zeit einen harten, unauflöslichen Abschluß in den wunderlichsten Theilen phantastischer Ueberreitheit. Die Apokalypse, katholische und evangelische Tradition in krausem Gemisch, müssen eine wieder aufgeborne Kirche zu Stande bringen, und wenn von ihnen ein Urtheil über Zeitinteressen kommt, so ist es von jener gewaltsamen Konfusion selten frei, wie sie die Geschichte an den englischen Puritanern, an Wiedertäufern und ähnlichen von Prosa exaltirten Figuren zeigt. Derartig gerieth denn auch Leo's Sendschreiben, und Dr. Arnold Ruge sah sich genöthigt, solche protestantische Erwiederung an Görres als einen Rückschritt des Protestantismus zu bezeichnen, und die Anklage der Hegel'schen Philosophie als einer solchen, die Religion und Recht gefährde, wie eine Denunciation zurück zu weisen. Ruge that dies nach allen Seiten hin mit so viel Kraft und Gewandtheit, daß diese, unter dem Titel: „die Reaktion in Preußen", gesammelten Aufsätze ein wichtiges Dokument dieser philosophischen

Bildung zu nennen sind. Leo antwortete mit einer Brochüre: „die Hegelingen", und bestätigte jenes unselige Wort: „Denunciation", welches neuerdings in literarische Interessen eingedrungen ist, für sich leider auf das Erschreckendste, indem er diesen Prozeß des Geistes ohne die geringste Blödigkeit der polizeilichen Macht zuweist. Ein Professor der Geschichte folgt den Fußstapfen Wolfgang Menzels, der bei ästhetischen Produktionen durch dieselbe Berufung unsere freie Bildungsinstanz besudelte, wie sich dies im folgenden Kapitel zeigen wird. Wie dieser gegen ein sogenanntes junges Deutschland, so tritt Leo gegen eine sogenannte jung-hegel'sche Schule auf, welche er mit dem Worte Hegelingen bezeichnet. Nach alle dem, wie sich im Obigen der innerlichste Hegel'sche Geist dargestellt, ist es eine Unkenntniß, jene Thenata der Beschuldigung, wenn denn bei Resultaten redlicher Forschung dies Wort einmal gebraucht werden soll, nur den jungen Anhängern der Schule zuzuwälzen. Sie nähren die Hegel'sche Philosophie. Und diese ist in sich und nach außen bereits von einer Macht, daß Leo's bloß dogmatischer Anruf dagegen kraftlos bleiben dürfte. Wäre dieser Anruf übrigens nicht auf eine so unwissenschaftliche Weise geschehen, so könnte man ihn sehr willkommen nennen, da er das innerste Herz einer umbauten Lehre mit aller übrigen Bildung in Thätigkeit setzt, und denjenigen historischen Prozeß rasch in Gang bringt, welchen jede neue geistige Fülle durchzumachen hat. Wir erhielten dadurch rascher, als in Zeiten gleichgültiger Ruhe zu geschehen pflegt, dasjenige Resultat der Lehre, was sich über die Lehre selbst hinaus im Kampfe der Weiterentwickelung gestalten soll.

Von jüngeren Anhängern der Schule ist Marbach in Leipzig gegen Leo in die Schranken getreten, und zwar im Interesse einer beweglichen rechten Seite des Hegelthums, welche speciell noch nicht angeklagt ist, aber natürlich ebenfalls heilige wissenschaftliche Rechte gegen solche Anklage zu wahren hat. Diese wahrt denn auch Marbach in einem „Aufruf an das protestantische Deutschland" mit Lebhaftigkeit, wenn auch mit Hinneigung zu religioser Tendenz, wie sie dem Herzen und der Jugend Hegels fremd sind. Dagegen nimmt Feuerbach in den Halle'schen Jahrbüchern die ganze Konsequenz einer ungläubigen Zeit und Bildung ohne Weiteres auf, und er thut dies unter klirrenden

Angriffen auf eine — wie er sagt — lügnerische Orthodoxie, hiermit die letzten terminologischen Schleier einer Schlußphilosophie zerreißend, und in den Kampf vorbereitender Prosa eine neue Macht mitten hinein tragend.

Eifrige Gegner des Hegelthums haben ihm eine konsequente Kraft des Denkens nicht abgesprochen, wenn sie ihnen auch für scholastische Spitzfindigkeit gilt, und haben zunächst Achtung ausgedrückt vor Hegels Anschauung und Entwickelung der Geschichte. Auf Historiographie wird diese Lehre den nachhaltigsten Einfluß haben, und neben ihr scheint deshalb ein passender Ort zu sein, daß eine Uebersicht historiographischer Literatur und Kunst gegeben werde. Die strenge Folge obiger Philosophie wird schon richtend auf manche Beliebigkeit historischer Ansicht herableuchten, und ein besonderes Urtheil oft überflüssig machen.

Im philosophisch-historischen Theile ist auch bereits der direkte Versuch angekündigt worden, vom Hegel'schen Standpunkte der Geschichtsansicht über Hegel hinauszugehen. Ein Zeichen, wie lebhaft just diese Hegel'sche Disciplin angeregt. August v. Cieszkowski hat eine Geschichtsweisheit, eine Historiosophie, nicht bloß eine Philosophie der Geschichte angekündigt, und dazu bereits Prolegomena gegeben. Mit größter Anerkennung Hegels wird gesagt, er habe es nicht bis zur organischen und ideellen Ganzheit der Geschichte gebracht, und die Zukunft nicht berücksichtigt. Seine vier Haupt-Epochen seien zu verwerfen, die spekulative Trichotomie sei auch hier anzuwenden: das Alterthum, Sphäre der Unmittelbarkeit, mit vorherrschender Empfindung und daraus folgender Kunst; das Christenthum, die Unmittelbarkeit auflösend, setze das Wissen an die Stelle der Empfindung, die Wahrheit an die Stelle des unbewußten Schönheitstriebes; die neue Zeit realisire die beiden ersten Theile durch absoluten Willen, führe Schönheit und Wahrheit in's praktische Leben. Hierin fänden wir erst im Beginne. Zunächst, da das Denken mit Hegel seinen Höhepunkt erreicht, müsse es übertreten, dienstbar, angewandt werden, also popular.

Das Letztere wird der Geschichtschreibung sehr erwünscht sein, vor allzu gesteigertem Schematisiren in Trichotomie wird sie sich

am Besten dadurch hüten, daß sie sich in der Geschichte ihrer selbst nach den glücklichsten Erfolgen umsieht.

An Mascov und Bünau hatten wir einen überraschenden Anfang der Geschichtschreibung gesehen. Aber die weitere Anregung blieb aus. Deutschlands Geschichte war nicht aufmunternd zu besonderer Theilnahme; das Talent der Prosa wendete sich dahin, wo mehr Empfänglichkeit zu erwarten war, zu moralischer Mahnung, zur Kanzel, oder zu jener anfänglichen Publizistik des 18ten Jahrhunderts, die zunächst eine Beherzigung wecken wollte, zur Art Mosers. Die in ihrer Schmiegsamkeit zuhöchst lehrende Geschichte war noch als ein ungeachtet Kunstwerk nicht gesucht. Pütter war eine gar einsame Figur, der mehr eine Folge in das Reichsleben, welches er kontrolirte, hinein trug, als eine solche darin war. Sobald wir Möser und den Göttinger Kreis berühren, berühren wir die eigentliche Wurzel deutscher Geschichtschreibung.

Berlin unter Friedrich dem Großen und mit seiner im französischen Geiste errichteten Akademie nahm Interesse an theoretischer Historik, Göttingen an alter Geschichte und Alterthumsforschung überhaupt, München und Mannheim mit Akademieen waren besonders der Specialgeschichte deutschen Mittelalters günstig. Leipzig und Prag slavischer Geschichte. Geschichtliches Material und geschichtlichen Sinn weckten Hommel, Pütter, Häberlin, Klüber zunächst in Bezug auf den Staat. Allgemeiner durch eine theologisch neue Kritik die Mosheim, Semler, Michaelis, Schröckh, Henke, Planck, J. E. Ch. Schmidt. Der philologisch historische Geist der Ernesti, Heyne, ging damit Hand in Hand.

Das sucht und findet zuerst eine Kunstgestalt in Göttingen, welches Universität der Historiker wird, und zwar dort zuerst in J. Ch. Gatterer aus Lichtenau bei Nürnberg — 1727 bis 1799. Er hat zuerst in Deutschland die historischen Hilfswissenschaften mit Zweckmäßigkeit vorgetragen, und auch die Weltgeschichte, wonach er hinstrebte, mit mehr Geist, gedrängt und nach gründlichem Quellenstudium. Zur Gatterer'schen Klarheit fehlte nur ein mannigfacheres, inneres Leben, die Dinge und Personen stellen sich fast automatenhaft.

Ihm folgte der schon oben erwähnte Aug. Ludw. Schlözer aus Jagstadt im Hohenlohischen — 1735 bis 1809. Er war weniger

gelehrt und gründlich, und man kann ihn „positiv geschmacklos“ nennen, wie Gatterer negativ geschmacklos heißen kann. Er war ganz ohne Schönheitssinn und poetisches Gefühl. Aber voll praktischer Logik der historischen Forschung, voll Kraft und Lebendigkeit, voll Reichthum in Kombinationen wirkte er durch grotesken Witz wie Niemand vor ihm, war er großartig in Ueberblick und Gruppirungen. Nordische Geschichte und Weltgeschichte sind seine Hauptwerke. Schlözers Charakteristik ist aber nur erschöpft, wenn seiner publicistischen Bedeutung erwähnt wird. Für alles Detail und Detailurtheil war er vortrefflich. Höhere Bindung kann in seiner Geschichtsschreibung vermißt werden. Seine Maßstäbe waren oft gewaltsam und einseitig. Er fragt wohl barsch, warum ein Volk Dies oder Jenes nicht gethan, und wird dadurch ein Vater unserer Bedingungshistoriker.

J. Gg. Meusel — 1743 bis 1820 — muß als unermüdlicher „Registrator“ alles historischen Wissens gerühmt werden.

Ludwig Timotheus v. Spittler aus Stuttgart — 1752 bis 1810, ist der dritte und reifste von denen, durch welche in Göttingen unsere Geschichtschreibung begründet worden ist. Jene Schlözer'sche Kunst des Ueberblicks besaß er in noch höherem Grade, und war übrigens feiner. Gatterer, Schlözer, Spittler gaben absteigend in Göttingen einer dem andern die Zuhörer. Spittler war ein scharfer Verstand, voll Drang und Geschicklichkeit zur Intrigue, weshalb ihn denn auch ein politisches Amt am Meisten interessirte. Darnach trachtete er, dies erreichte er in Württemberg, und damit den Todesstoß seines Lebens, weil er darin seine gewiß hohen Absichten der Verläumdung preisstellte, und in ungenügender Macht keine Entschädigung fand. — Er war ein schonungsloser, genauer Forscher, und all seine Darstellung war von praktischem Triebe streng eingeengt. Weil er indessen gern den Stoff auswählte für ein politisches Moment, und alle Spreu gewaltsam absonderte, so erschien er leicht karg, und was er gab, hatte dann oft ein dunkles und gesuchtes Ansehen. Seine „Geschichte der christlichen Kirche“ wird die Blüthe seines Geistes genannt. Aber reifer gebildet ist sein Uebergang zur politischen Spezialgeschichte. Er ist der Schöpfer der Staatengeschichte. Tief eingeweiht in diese Verhältnisse des Gleichgewichtes, war er damals einer von den Wenigen, denen die Theilung Polens von

unermeßlicher Wichtigkeit und Gefahr erschien. Sein „Entwurf einer Geschichte der europäischen Staaten" war für die damalige Zeit das Zeugniß eines fein und frei gebildeten Geistes. Es erscheint jetzt in Stuttgart eine Gesammtausgabe von Spittlers Werken.

Neben diesem Triumvirate vollendet der unabläßig forschende Heeren, dessen „Ideen", wie weit auch neue Kenntniß darüber hinaus ist, doch noch werthvoll bleiben, und der reich gebildete Kirchenhistoriker Plank den Göttinger Kreis. Unter Planks Verdiensten wird ausgezeichnet, daß er nächst Spittler zuerst das Psychologische fein und zart in die Geschichtsschreibung gebracht hat.

Es studirte unter jenen Lehrern in Göttingen, und ward besonders durch Schlözer angeregt Johannes Müller — 1752 bis 1809 — aus Schafhausen. Man datirt gerne von ihm den höheren Stil deutscher Geschichtsschreibung. Den Ruhm eines redlichen, unermüdeten Trachtens darnach versagt ihm auch nur die befangenste Unbilligkeit.

Der Briefwechsel Mülle.s mit seinem Freunde Bonstetten, sagt Heeren, ist der Spiegel seines Ich. Sicherlich der unerläßliche Kommentar zu seinem Leben, da dies Leben bedenkliche Erscheinungen hat. All diese Erscheinungen werden durch Müllers Briefe, unter denen die an Gleim ebenfalls wichtig, zu Gunsten eines redlichen, wenn auch nicht entschlossenen und kräftigen Charakters erklärt.

Jung von Göttingen in die Heimath kehrend, ward er Lehrer in Schafhausen. Die kleinen Verhältnisse genügten ihm nicht; von einem unbestimmten Ideale, wie es auch in seiner Geschichtsschreibung dämmert, ward er früh und spät getrieben. Zunächst wäre ihm eine Stellung in Frankreich die liebste gewesen. Dies Land und dessen Sprache liebte er sehr. Er ging als Erzieher nach Genf, und hielt später historische Vorlesungen, welche der Grund seiner „allgemeinen Geschichte" geworden sind. Diese Vorlesungen fallen in's Jahr 1779. Das Jahr darauf erschien sein erster Versuch der Schweizer-Geschichte, voll Analogieen des Nordamerikanischen Freiheitskrieges, ja mit dem fingirten Verlagsorte „Boston". Das Publikum zeigte die lebhafteste Theilnahme. Müller ging nach Berlin, gab seine essais historiques heraus, hatte die berühmte Audienz bei Friedrich dem Großen.

Im Wesentlichen gefiel er diesem nicht; allen Andeutungen nach war er ihm nicht geistreich und geistenergisch genug. Was darüber von Friedrichs Aeußerungen bekannt ist, gibt übrigens keinen besonders charakteristischen Tadel gegen Müller, ein solcher ist es doch unter Anderen auch nicht, daß er Müllers erstes historisches Thema „Untersuchungen über die Cimbern" gering achtet. — Müller wird bald darauf Professor der Geschichte und Bibliothekar in Cassel. Sein unermüdlicher Fleiß läßt ihn hier alle, alle Schriftsteller der Alten noch einmal lesen, und wie Alles, auch diese mit der begleitenden Excerptenfeder. In Cassel schrieb er „die Reisen der Päbste", und ging dann wieder nach der Schweiz, seinem Lieblingsthema, der Schweizer-Geschichte, nach trachtend. Der Kurfürst von Mainz berief ihn von dort zur Bibliothekarstelle nach Mainz; hier sehen wir ihn neben dem so ganz anders gearteten Heinse, und erkennen in der stets freundlichen Aeußerung über diesen die gute Seite seiner unermeßlichen Anerkennung alles dessen, was eine geistige Thätigkeit zeigt. Es wird eine schwere Aufgabe sein, eine Recension der vielen aufzufinden, wo Müller nicht gelobt hätte. In Mainz kam er mit Politik in Berührung, was vorher unter seinen Idealen figurirt hatte, und was ihm bald eine störende Thätigkeit war, Aerger bringend, von Studiren und der Geschichtschreibung abhaltend. „Ueber den Fürstenbund" ist Müllers publicistische Schrift aus Mainz. Dort traf ihn auch die französische Revolution, welcher er sich im Wesentlichen nicht abgeneigt zeigte. Seine Verehrung für Voltaire, den er in Ferney noch besucht hatte, war ganz übereinstimmend mit seinen Aufklärungs-Ansichten über Staat und Kirche. — Zu Mainz ward er auch in den Reichsritterstand erhoben. Als die Franzosen einrückten, lehnte er Custine's Vorschläge eines französischen Amtes ab, und ging nach Wien, erst als kaiserlicher Rath, dann als Bibliothekar wirkend. Eine Reise nach Berlin lockt ihn in preußischen Dienst. Das Leben Friedrichs zu schreiben, wird hier seine Aufgabe. Da zerschmetterte die Schlacht bei Jena diesen Staat. Napoleon kam, und auf Alexander v. Humboldts Veranlassung ließ auch er Müller rufen, und führte ein inhaltreiches Gespräch mit ihm. Müller hatte keine Ruhe mehr in Berlin, die unsichren Verhältnisse wollte er nicht mit durchmachen, und zum Triumph seiner Widersacher

verließ er den im Unglück befindlichen Staat, um eine Stelle in Tübingen anzutreten. Ein Kourier Napoleons berief Müller unterwegs nach Fontainebleau, er ward Minister im Königreiche Westphalen. Er ward's widerstrebend, aber er ward's. Die Zeit der Fremdenherrschaft hielt er für einen Uebergang, der zu Erkräftigung und Einigung des deutschen Sinnes mit besten Mitteln benutzt werden müsse, und er hoffte, in so wichtiger Stellung am Meisten nützen zu können. Die Ministerstelle mußte er übrigens bald aufgeben, weil ihm dazu die Kraft gebrach, er that, was er, ein nicht praktischer Mann, für die Lehranstalten thun konnte, die von französischer Art bedroht waren; er gab Herders Schriften und den letzten Band seiner Schweizergeschichte, bis zum Tode Friedrichs III., heraus, er litt schwer unter dem Mißgrauen des Vaterlandes, unter dem Heimweh in einer ihm so fremden Welt, ja er wollte in Trübsinn wohl Alles verlassen, und in seine Berge heim flüchten, da erlöste ihn den 29. Mai 1809 der Tod. Dort in Cassel liegt er begraben.

Zweierlei war in Betreff Müllers bisher zu bekämpfen, obwohl eins das andere auszuschließen schien. Man behandelte ihn und seine Schrift wie einen in's graue Alterthum zurückweichenden Klassiker, der in Gesinnung und Ausdruck klassische Einheit erreicht hab.. Oder — und dies ist nur von ungebildetem Fanatismus geschehen, — man benützte die Schwächen seines Charakters, um all sein Wirken und Leben in die Gemeinheit hinabzuziehen.

Ein Extrem in der Beurtheilung konnte allenfalls das andere erzeugen. — Müller war in Freundschaft mit aller hohen und niedrigen literarischen Welt, sein unübersehbarer Fleiß entzog ihn der flüchtigen Kontrole, dem raschen Tadel, seine literarische Gewissenhaftigkeit machte ihn ehrwürdig, seine neue Manier in der Geschichtschreibung war durch die klassischen Vorbilder, auf welche sie deutete, gegen allen Zweifel geadelt. Das Ueberwältigende dieser Manier bestand darin, daß er zugleich das gewissenhafteste Quellenstudium, eine antike Gesinnung, die sich in moderner Moralität zu orientiren wußte, und einen überraschend neuen Styl an den Tag legte. Eins mit dem Andern in enger Verbindung täuschte Eins über das Andere, und die Nation nahm staunend die Bezeichnung auf, und trug sie lange fort: ein deutscher Tacitus sei ihr geworden.

Man rügt es mit Recht, wenn das persönliche Leben des Autors ohne Noth, ohne innigen Zusammenhang mit der Schrift des Autors in zudringliche Besprechung gezogen wird. Die Grenze ist fein, und bleibt dem Takte überlassen. Das persönliche Leben ganz abzuweisen ist Unkenntniß oder falsche Scham. In Müllers Person zum Beispiel liegt der Schlüssel für die Kritik über diesen Mann. Sie war weich, zart, beweglich, unruhig, liebenswürdig, nachgiebig, und in all diesen Eigenschaften der Gegensatz desjenigen Historikers, den er im Hintergrunde seiner Geschichte die Worte lenken ließ. Noch als junger Mann bestrebte er sich, ausdrücklich wie ein alter Schultheiß oder Bürgermeister zu schreiben. Das ist nicht Objektivität der Darstellung, nicht eine künstlerische Befreiung der dargestellten Historie von dem Historiker, es ist eine künstliche, eine gemachte, eine forcirte Darstellung, welche in dieser einen Gemachtheit ein Heer von Uebelständen mit sich bringt. Diese unnatürliche Ehe des Müller'schen Individuums mit der Müller'schen Geschichtschreibung kann nicht geistreicher entwickelt werden, als in Ludwig v. Woltmanns „Johann v. Müller" geschieht, in einer Charakteristik, die nach dem Tode Müllers erschien. Sie wird oft von den unbedingten Verehrern Müllers perfid, sophistisch, spitzfindig genannt, aber sie ist ein Meisterstück, wie denn überhaupt in Rücksicht historiographischen Geschmackes Woltmann noch heute zu den feinsten Kennern gehört.

Müllers Fleiß und seine edelste Absicht, die Menschheit aller höchsten Kraftäußerung zuzuführen, bleibe über alles Lob erhaben zur Seite. Für Kunst der Geschichtschreibung war sein unschätzbarer Vorzug die Absicht, den Kanzleistyl einzureißen, und eine auf Mittelpunkte hin gegliederte Komposition einzuführen. Der Kanzleistyl mußte ihm weichen, aber nicht ganz in innerlich-logisch lebendigerem Gesetze, sondern mehr durch bloß äußerliche Hilfsmittel, durch Kraftausdrücke, durch eine bizarr zusammengedrängte Form, die dadurch dunkel, schwülstig, hohl-feierlich wurde, daß der Inhalt dem Ausdrucke an Schwere durchaus nicht entsprechend war. Nicht das Zornesgewicht berechtigter, politischer Gedanken durchdrang die massenhafte Darstellung wie bei Tacitus, so daß sie wie bei Tacitus einer zusammengeballten Donnerwolke geglichen hätte, in welcher man Blitze schlummern weiß. Nein, die Be-

schreibung des Einfachsten, des Aeußerlichen thürmt und ballt sich zu ungeheuerlicher Art. Müllers Vorzug bestand gar nicht in außerordentlicher Gedankenkraft — und dies wird hier nicht bloß gesagt, weil er die philosophische Bildung seiner Zeit, die Kantische, stets von sich abhielt — er bestand in Kenntniß, und ein solcher ist seiner Natur nach an den schmucklosen Ausdruck gewiesen. Kenntniß hat ihr künstlerisches Entsprechen im ungeschminkten Referate. Wodurch ward nun Müller zum Pathos getrieben? Ein Idealismus des Alterthums, antiker Kraft trieb ihn. Ein solcher kann sich nur wohlthätig mit unserem Ausdrucke verbinden, wenn er durch eine kräftige Gedankenmacht vermittelt, und durch eine entsprechende persönliche Art natürlich wird. Müller hatte an sich die Probe der Aeußerlichkeit, wenn er sich zu Frankreich wandte: dies am stärksten modern ausgesprochene französische Wesen war dasjenige, was er am Meisten liebte, und wenn er französisch schrieb, so verschwand all seine Tacitus-Manier, er schrieb alsdann einfach wie jeder Andere. Hierin liegt auch ein Wink für diejenigen, welche in Müllers biderber Schreibart den Urtypus des Germanenthumes sehen.

Eben so hinderlich war ihm diese Manier und der Mangel genialen Blickes für den Begriff der Komposition, wovon er in seinen Briefen so häufig spricht. Die Notiz und den Pathos verehrend, glitt er unaufhörlich seitab. Er beschreibt die Staffage im Allgemeinen, ohne sie in den ursächlichen Bezug des Vorgangs zu bringen; Wald und See nimmt er wie der Dichter, der in ihnen schon Genüge findet, er besingt sie, ohne Weg und Steg zu erwähnen, woran der Ausgang einer Schlacht innerhalb dieses Raumes, etwa wie bei Sempach, hängt. Es war ein nicht ausgearbeiteter Idealismus in der Schilderung und ein nicht ausgearbeiteter Realismus in Benützung des Materials. Und diese Schwankung ist er selbst, hin- und hergreifend in einer ideal und real so wechselvollen Zeit, jetzt Napoleon real verdammend, dann ideal überschätzend. Was für die Komposition bei solcher Unzulänglichkeit doch errettend werden konnte: ein genialer Blick, welcher durch alle selbstgeschaffenen Irrgänge hindurchdringen, und das Wesen unmittelbar ergreifen und wiedergeben könnte, er gebrach. Es wird ein eigen Geständniß von ihm citirt, daß er den Herzpunkt der Schweizer-Geschichte doch verfehlt habe. Als

Gibbon starb, gedenkt er mit Schmerz seines noch nicht beendigten Buches, und setzt hinzu, daß dieser Schmerz doppelt empfindlich sei, weil dies Buch viel mehr als das Gibbon'sche, weil es einen moralischen Zweck habe. Das ist doch entweder eine ganz unnütze Bezeichnung, da alle Geschichte auf den moralischen Sinn wirken wird, oder ein Zeichen von beschränkter Ansicht der Geschichtsschreibung, d.e mehr als dies zu wollen hat. Dies war aber eben eine lähmende Wirkung auf seine Komposition, daß sie zu vag auf das Gemüthliche, wenigstens auf den Schwung für das Gemüth gerichtet war, was für wissenschaftliche Kunst eine unvollständige Absicht ist, und was bei Müllers Composition auf ein gebildetes Gemüth nicht einmal gelingen kann. Denn just dadurch erst wird ein gebildetes Gemüth betroffen und erregt, daß die Einwirkungen künstlerisch auftreten. Der Kampf bei Laupen ist vielleicht das Beste, was Müller an Komposition im Einzelnen geleistet. Wie gutmüthig schildert er Ludwig XI.! Wo Person und Zustand verdeckter und verwickelter, kurz, in streng politischem Verhältnisse erscheint, da kann diese gemüthlich-rhetorische Fassung nicht ausreichen, und dem entsprechend war es Müllers Unglück, sich in politische Wechselfälle zu begeben. Dafür fehlte es ihm an Kraft. Das Staunen und die Verwunderung der Königin von Preußen, als er 1807 zur Zeit höchster Noth Preußens das Land verlassen will, was ihn mit Enthusiasmus aufgenommen, dem er sich enthusiastisch gewidmet hat, bezeichnet ihn tief: Kann dies der Mann, bei dem die antike Kraft auf jeder Seite sich breitet? War denn dies Alles hohl? Diese Frage schwebt auf den Lippen der Königin.

Und doch sei Dies nur gesagt zur Beleuchtung Müller'scher Schrift. Er war nun eben so, und es ist kein absoluter Vorwurf für ihn, daß er so war, sondern es ist eine behilfliche Erklärung, daß seine Schrift nicht organisch entsprungen und deshalb nicht musterhaft sein konnte. Nach alle dem bleibt er immer eine mächtige Erscheinung in unserer Historiographie, ein Anstoß zur Vervollkommnung ohne Gleichen für sie, und ein Mann von dem seltensten Verdienste um unsere Literatur.

Karl Ludwig v. Woltmann, — 1770 bis 1817 — der Alles das besaß, was Müller fehlte, hat doch niemals, auch nur im Entfernten, eine solche Wirkung hervor gebracht, wie Müller.

Die Müller'sche Begeisterung ging ihm ab, und auch wenn diese nicht immer voll war bei Müller, sie übte doch einen Theil jener fortreißenden Macht, welche ihr nirgends ganz entsteht. Woltmann ist planvoll, mäßig daneben, fast nüchtern, künstlerisch berechnet, bei weitem feiner, aber deshalb nur wirksam auf ein gebildetes Verständniß, im Allgemeinen die ganz entgegengesetzte Art in unserem Vaterlande, Geschichte zu schreiben. Besaß Müller nicht die Achtung gebietende Kenntniß der Stoffe, man würde die halb antike, halb romantische, fast immer schwülstige Manier verspottet haben, die sich so oft in Beiwerk und Nebensache umsonst bestrebte, das Wesentliche einer Lage darzulegen; Woltmann legte den geringsten Nachdruck auf den bloß äußerlichen Stoff, und das, was ihn zierlich begleiten mag. Der Stoff selbst und das Quellenstudium, was ihn zu beschaffen hat, war ihm eine Voraussetzung, die sich von selbst verstehe, die erledigt sein und nur in Resultatspitzen vorkommen müsse. Die Fakultät wirft ihm denn auch gern ein oberflächliches Studium der Quellen vor. Hie und da mag sie bei einzelner Arbeit Woltmanns damit Recht haben, wie er selbst einräumt. Aber dies trifft ein Faktum, nicht Woltmanns Prinzip. Dies wollte nachdrücklich die Nothwendigkeit genauesten Quellenstudiums nicht läugnen: im Gegentheile, dies galt ihm für eine so unerläßliche Bedingung, wie das Handwerkzeug, nur sollte es bei der fertigen That nicht eine so sichtbare, anspruchsvolle Rolle spielen. Die Erzählung ferner sollte nicht ihre Bedeutung darin finden, daß durch Scenen, durch Anwendungen, durch Beispiele im Einzelnen gelockt werde. Wenn auch dies, bei seinem Maaße, nicht ausgeschlossen sei, so bleibe doch der Gesammteindruck des Ganzen die Hauptsache, und dieser sei mehr, als eine Moral, sei ein Geist, der noch nicht in gewonnenen Schemen vorliege, ein Geist, der sich in jedem neuen Thema historiographischer Kunst neu erzeuge, und zu dessen Hervorbringung also die unbefangenste Schreibart nöthig sei, eine Schreibart, die aus der mannigfaltigsten Kultur entstanden, und doch zurücktretend vor aller Voraussetzung stets des Fortschrittes und der Entdeckung innerhalb ihrer selbst gewärtig wäre.

Man konnte sagen, Woltmann habe die Goethe'sche Art in die Geschichtschreibung eingeführt, wenn dergleichen allgemeine Redensart nicht zu viel Beschränkung und Erklärung nöthig

machte. Den gebildeten, künstlerischen Sinn Goethe's, den er zum Höchsten schätzte, wendete er jedenfalls zuerst auf umfangsreichere Geschichtschreibung an, und man kann diejenigen Historiker Deutschlands von ihm beginnen, die weder in den Kategorieen eines streng philosophischen noch eines streng historiographischen Systems eine allgemeine Bildung, besonders eine feine politische Bildung, in den Stoffen walten lassen, zur Entstehung eines künstlerisch bewegten Ganzen. Es gibt dies einen feinen Pragmatismus, welcher sich himmelweit von jenem groben unterscheidet, worin alle untergeordneten Symptome und Details verlaut, redselig sich ausbreiten, verschlingen und den Wald zu Grunde richten durch Unterwuchs, die Seele durch Leib und Knochen.

Gegen philosophischen Zwang in der Geschichtschreibung spricht er sich oft härter aus, als es, andern Aeußerungen und seiner ganzen Art nach, gemeint sein kann. Es ist nur ein Widerwille gegen die Worte, und der gesunde Historiker-Instinkt, daß eine sklavische Anwendung philosophischer Formeln in der Geschichtschreibung nichts anderes, als todtes Schematisiren zu Wege bringt, daß der Philosoph für die Historik zu schulen, nicht aber vorzuschreiben habe, wenn nicht die eigene Schöpfung des Historikers in der Geburt erstickt werden soll. Sie muß immer noch etwas Anderes und mehr sein, als die angewandte Formel, sonst wäre aller Fortschritt auf die Kombination des Philosophen beschränkt. Woltmann dachte wohl ähnlich, denn trotz jener Abneigung vor philosophischem Zwange, macht er es Spittler zum Vorwurfe, daß er zu skeptisch vor systematischen Mittelpunkten in den Dingen zurückgewichen sei, weil damit der Wahrheit geschadet werden könne.

Woltmanns Streben nach Objektivität, das Manchen wie sterile Kälte anmuthete, und das persönliche Leben dieses Mannes, ist seinem Gedeihen in der Theilnahme des Publikums hinderlich, und manchem herben Urtheile nur allzu fördersam gewesen. Wie Viele hat er allein mit seinem geistreichen, aber als lieblos, ja boshaft bezeichneten Buche über Müller erbittert. Er stammte aus Oldenburg, ward in der Göttinger Schule gebildet, las in der schön bewegten Zeit zu Jena, lebte dann in Zeiten des preußischen Unglücks lange Zeit als diplomatischer Geschäftsträger kleiner

Staaten in Berlin, und ging zuletzt nach Prag. Dort starb er, vielfach angefeindet, oft geschmäht, und gewiß oft verläumdet oder verkannt. Er gehörte zu den Wenigen, denen Napoleon vom ersten Auftreten an eine bestaunenswerthe Größe war. Dies mußte in einer Zeit übel vermerkt werden, die so schmerzlich unter diesem Helden litt, und die ihre patriotischen Anstrengungen auch durch ein billiges Urtheil über den Feind gestört sah. Woltmann hatte ferner eine vorherrschende Neigung, eine diplomatische Partie zu schürzen und zu leiten, eine Neigung, die der gefährlichsten Nachrede ausgesetzt ist zu bedrängter Zeit. Er war endlich, kühlen Herzens, jedem irgendwie übertreibenden Enthusiasmus abhold, Maaß galt ihm über Alles. Alles dies liegt auf seinen Schriften, und war ihm neben aufgeregten Zeitgenossen nachtheilig. Ohne solchergestalt erzeugte Ungunst wäre es unerklärlich, daß sein merkwürdiges, ungewöhnlich geistreiches, und durchaus geschmackvolles Buch: „Memoiren des Freiherrn v. S—a (Sommariva)", einen so wenig nachhaltigen Eindruck machen konnte. Es beginnt mit einer Kritik deutscher Literatur, die von einem einseitigen, aber höchst original benützten, ja genial gewendeten Standpunkte ausgeht, und schließt mit einem Roman, in welchem eine spekulative Socialität berührt wird, wie sie von 1833 an einige Jahre vorherrschendes Thema belletristischer Literatur wurde. — v. Woltmanns wichtigste Arbeiten in der Geschichtschreibung sind: Geschichte der Aegyptier — der Israeliten — von Frankreich, bis zum Sturz der Gironde — von England, bis Eduard I. — der Reformation in Deutschland — des westphälischen Friedens — der Böhmen. Er hat außerdem sehr viel Biographien und Charakteristiken verfaßt, darunter Vortreffliches über Historiker, zum Beispiele Spittler, Heeren, Gentz, Buchholz, Hormayr. Was er noch an Romanen geschrieben, wie: „Mathilde v. Mervelt", „Biographie eines Engels", „Arthur, Raimund", das ist nicht von Wichtigkeit geworden. Eben so wenig seine Gedichte. Seine Frau, die bekannte, gebildete Schriftstellerin Caroline v. Woltmann, hat eine Herausgabe sämmtlicher Werke des Verstorbenen versucht, ohne damit ein genügendes Glück zu machen.

Nachfolger, die sich an eine hervorstechende Weise angeschlossen hätten, hat Woltmann nicht gehabt. Theils machte er dieſür zu wenig Glück, um anzulocken, theils hatte seine Art dies

mit der Goethe'schen gemein, daß sie auf einer Total-Ausbildung des Individuums und der feinsten individuellen Anlagen beruhte. Dergleichen spricht sich nirgends im Schema aus, regt wohl an, bietet sich aber nicht in wenig Grundzügen als Typus. Dazu war Johannes von Müller geeignet, und ihm haben sich Viele angeschlossen. Die ausgezeichnetsten darunter sind Joseph v. Hormayr und Pfister. Hormayr, von einem alten Tyroler Geschlechte stammend, lebhaften Wesens, hat eine große politische Wichtigkeit gehabt, als sein Vaterland in den kriegerischen Konflikten mit Napoleon stand. Er war eine Seele der Tyroler Aufstände, und in Wien ein nie ruhender Sporn gegen Frankreich. Sein österreichischer Plutarch war ein Volksbuch von nicht zu beschreibender Wirksamkeit, und ward in viele Sprachen übersetzt. — Außer diesem politischen Momente ruht Hormayrs Auszeichnung in der Geschichtsforschung. Stets im Staatsleben beschäftigt, ist er selten bis zur künstlerischen Ausarbeitung der Stoffe gekommen, hat aber dafür auch in einem Maaße Material beschafft, wie kaum ein anderer Mensch in Deutschland. Die Fülle von Urkunden, die er zu seiner „Geschichte Wiens" insbesondere, zu seiner Geschichte Tyrols gegeben und verarbeitet, ist nur eine Andeutung von dem, was er in Zeitschriften, besonders den Wiener Jahrbüchern, in den „Archiven" ꝛc. gegeben hat. Seit dem Jahre 1802 — zuerst als Tyroler Almanach — erscheint Hormayrs „Taschenbuch für vaterländische Geschichte", stets mit seltenen Stoffen geziert, und angelegt und geeignet, die Wechselwirkung zwischen Kunst und Verfall im vaterländischen Leben darzuthun in besonders ausdrucksvollen Momenten. Hormayrs glückliche Stellung zur Gewinn des ungewöhnlichsten Materials bezeichnet es, daß er erst in Wien, dann in München gleichzeitig geheimer Archivarius und Publizist war, dazu ermüdete seine Thätigkeit nie, und sein Taschenbuch erscheint 1838 noch mit derselben Lebhaftigkeit redigirt wie 1802. —

Von Göttingen aus hatte sich nun zwar durch bedeutende Männer solch ein Schein verbreitet, als würde die Geschichtsschreibung in aufsteigender Kunst angebahnt, und als würden sich bald entschiedene Schulen bilden. Aber dies Letztere blieb aus. Die Geschichtsschreibung erfuhr alle Einflüsse der Zeitbewegungen und verschiedenartigen Männer, die sich ihr zuwandten,

es entstand eine geschichtliche Literatur von kaum zu umspannender Ausdehnung und von theilweis höchst verdienstlichen Werken. Der edelste historische Sinn, zu dem die deutsche Nationalität so unverkennbar neigt, bethätigte sich reichlichst, und oft auch mit versprechendem Talente, ja dergestalt, daß unser allgemeiner Reichthum darin andere Nationen überragt. Aber eine hervortretende Zusammenfassung in Hauptströme, die zweifellose Genialität, die unsere schöne Literatur auszeichnet, ist noch nicht zum Vorschein gekommen; die tapferen Generale Alexanders sind da, aber des Alexanders harren wir noch. Das mag einer wissenschaftlichen Kunst wohl natürlich sein, die so unmittelbar mit den Momenten einer noch in neuer Gestaltung begriffenen Zeit zu schaffen hat, es mag ihr namentlich bei einer Nation natürlich sein, deren politische Existenz nicht so leicht gebieterisch zusammen gefaßt erscheint, wie zum Beispiele diejenige von Frankreich und England. Die politische Ganzheit gibt doch einen formellen Ersatz, wenigstens eine Einzelnhilfe für die künstlerische Abrundung, und Franzosen und Engländer haben diese Erleichterung für den vaterländischen Historiker voraus. Das haben sie wohl auch benützt, ohne doch das zu erreichen, was als Genialität eines Historikers auch bei uns vermißt wird. Sie sind eben so wenig, als wir, mit derjenigen Erscheinung gesegnet, die allen Blüthepunkt des jedesmaligen Wissens mit höchster Talentekraft in historiographischer Darstellung vereinigte. Dies scheint einer ganz erfüllten Bildung vorbehalten zu sein. Wenigstens finden sich bei uns bereits die meisten einzelnen Bestandtheile bei Einzelnen: bei Niebuhr der scharfe kritische Blick, bei Schlosser die Treue und Kombination im Detail, bei Luden das ergiebige Brüten über den Vorbereitungen zur geschichtlichen That, bei Raumer die gesegnete Ausbreitung in Für und Wider, bei Leo die massenhafte Hingebung an die Gewalt großer Zeiträume, bei Ranke die geläuterte Fertigkeit, aus Unscheinbarem das scharf Gegensätzliche, das Charakteristische zu gruppiren. Vielleicht ist jene klassische Gewalt nahe, welche all diese einzelnen Vorzüge in sich begreift, und mit dem Stempel der Genialität das Vergangene zu unausweichlicher Perspektive abschließt. Zweimal haben es, in Herder und Schiller, unsere ersten Talente versucht, sich dieses großartigsten Bereiches der Kunst zu bemächtigen. Herder war

zum Theil durch Opposition gegen Schlözer getrieben. Dessen kritische Nüchternheit, dessen prosaischer Kreislauf in der Geschichte, dessen vernichtender Parallelismus der Pragmatik mußte den höheren Geist zum Widerspruche reizen. Aber Herder fand sich nicht genug aus dem Gegentheile, aus der Allgemeinheit heraus. Theils Mangel genauer Kenntniß, theils theologisches Erbtheil ließ alle scharfe Abgrenzung vermissen, die Herder'schen „Ideen" wirkten nur als Anregung, einem allerdings erweckten poetischen Geiste der Historie nachzutrachten. — Noch belebender wirkte Schiller ein, und die geschichtliche Darstellung verdankt ihm jenen Schwung, der aller Schiller'schen Auffassung und Darstellung eigen war. Allein er trat von vornherein ohne Anspruch auf den Werth der Forschung auf, und dadurch schwächte er seine Macht auf gleichzeitige und nachfolgende Historiker, die alsbald das dramatische Leben und die hinreißende Anordnung nicht für nöthig oder allzuschwer vereinbar hielten mit erschöpfender kritischer Vorarbeit. Spittler zum Beispiele betrachtete Schillers Auftreten, den Aufstand der Niederlande, mit gespanntem Antheile, wendete sich aber mit Widerwillen vom dreißigjährigen Kriege, weil es ihm das Talent mit den Vorbedingungen zu leicht genommen hatte.

Um eine Uebersicht seit 1815 etwa zu geben, eines Zeitraums, in welchem geschichtliche Wissenschaft und Kunst unermeßlich kultivirt, durch vorher kaum dem Namen nach gekannte Hilfswissenschaften unterstützt, und in so viel Personen von so viel verschiedenem Charakter anheim gegeben worden ist, um davon eine volle Uebersicht zu gewähren, müßten an hundert Namen einzeln angeführt und einzeln charakterisirt sein. Dieß gehört einem specielleren Zwecke als dem vorliegenden. Und leider ist für Literatur der Geschichtskunst, wenigstens für das Uebersichtliche derselben, nichts Genügendes gethan. Der 1838 verstorbene Wachler, welcher neuerdings mit mehr Anspruch des Urtheils Meusels Amt, alle Erscheinung geistiger Art aufzuzeichnen und einzureihen übernommen hatte, auch er hat seine 1818 begonnene „Geschichte historischer Forschung und Kunst" nicht fortgesetzt, und in seinen Büchern allgemeineren historischen Zweckes die neuere Entwickelung nur mit den allgemeinsten Bezeichnungen angeführt.

An den Müller'schen Anstoß wäre zunächst Heinrich Luden,

geboren 1772, anzureihen. Er hat sein Leben einer „Geschichte der Deutschen" geweiht, und in dieser allem Detail der Absichten und allen Kombinationen darüber so viel Ausführlichkeit geschenkt, daß ihm selbst der Mann vom Fache nur ungern durch all die künstlichen Hemmungen folgt, welche für nöthig erachtet, und in einem abwechselungslos anspruchsvollen Style langsam erledigt werden. Noch heute hält sich mancher gut unterrichtete, der eine Darstellung vaterländischer Geschichte rasch benützen und nicht zu den Kopfabschneidereien in Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen schreiten mag, an Ignaz Schmidt, der zuerst mit einem gefälligen Ganzen unserer Geschichte auftrat. Es ist nun aber die Darstellung einzelner Zeiträume so erschöpfend und vorzüglich behandelt, daß nur noch einzelne, unerforschte Stoppen, wie etwa die Hussitenkriege, übrig sind, welche der Theilnahme ein volles Bild verweigern. Stenzel zum Beispiele hat die salischen Kaiser, Raumer die Hohenstaufen erledigt. Dankbar sollte hiebei immer des Generals v. Funck gedacht werden, welcher in Monographieen so ergiebig vorgearbeitet hatte. Wilken hat die Kreuzzüge ausführlich behandelt; über alles Mittelalter, obwohl zunächst den italienischen Zuständen hingewendet, hat Leo gehaltreiche Forschungen gegeben, und die frühen sächsischen Kaiser finden jetzt in der Ranke'schen Schule eine gründliche Bearbeitung.

Wollte man auch auf die leichteren Formen eingehen, und des siebenjährigen Kriegs von Archenholz und ähnlicher Werke gedenken, dann böte sich eine gar große Zahl. Das Thema: „allgemeine Weltgeschichte", ist, wie sich von deutscher Art erwarten läßt, dasjenige, was am Liebsten versucht worden ist, und hieran knüpft sich passend noch manche nähere Bezeichnung unserer wichtigen Historiker. Man beginnt sie gern noch vor Gatterer mit Schmauß, und wenn man Becks maßlose Zusammenraffung und Heerens verständige Auswahl und Eichhorns reichhaltige und immer verständige Zusammenstellung gelobt, so verweilt man ausführlicher bei den Neueren. Dippold, der mit glänzend rhetorischem Talente und in Wahl des Wesentlichen doch mit großer Bündigkeit die Vorsehung in der Geschichte bewies, er ist in Vergessenheit gerathen. Das nationale Moment der von Frankreich unterjochten Zeit hatte bei ihm diesen stärkenden Geschichtsglauben erzeugt. Anderer Art bemächtigte sich in

Rotteck politische Gesinnung der allgemeinen Weltgeschichte. Ohne Vorzüge des Studiums und der Kunst wirkte er dadurch lebhaft auf eine politische Zeit, daß alle Weltentwickelung unter dem Urtheil eines verständigen Liberalismus dargestellt wurde. Bevor die politische Bewegung allgemein wurde, blieb denn auch Rotteck's Weltgeschichte ohne Wirkung, und ward wenig beachtet.

Viel schwerer zu charakterisiren ist Schlosser in Heidelberg, der durch seine weltgeschichtlichen Bücher, und neuerdings durch seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und der französischen Revolution und seine „universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur" eine durchaus eigenthümliche Stellung unter den Historikern einnimmt. Er stammt aus Jever in Oldenburg, wo er 1776 geboren ward, hat als Candidat der Theologie und Hauslehrer in mannigfachen Verhältnissen sich bewegt, die bewegte Zeit Deutschlands in Frankfurt a. M. in oft günstiger Nähe beobachten können, und man spricht deshalb bei ihm gern, wenn seiner außerordentlichen Belesenheit gedacht ist, von Anwendung des wirklichen Lebens auf die geschichtliche Anschauung und Darstellung. Das geschieht auf eine rauhe Weise, und darum ist er den begabten Führern unserer Nation, denen, die ein mildes Urtheil alles Menschlichen und eine schonende Deutung für kulturmäßig halten, meist entfremdet. In der Geschichtsfassung selbst hat er einen eigenen Weg erwählt, einen Weg, der sich nicht nur von aller vorgefaßten Meinung, sondern auch von allem Systemscheine der Kultur entfernt halten will. Der Stoff, und zwar in aller Größe und in aller Ausdehnung des Details, soll sich selbst bieten und richten. Was könnte schöner sein! Aber aller Stoff wird in Wahrheit erst vom Historiker, wenn er ihn darstellt, wieder gemacht, und das Grundwesen des Historikers wird ihm aufgeprägt bleiben, wie sorgfältig dies auch vermieden werden soll. Was braucht also diese objektive Geschichtschreibung zu ihrer Voraussetzung, um nicht todt oder hart zu werden? Die durchwirkteste, geläutertste Bildung und das unmittelbare Genie des Blicks. Denn sie entzieht sich den gebräuchlichen Uebergängen, woran der Leser das eigene Urtheil mit dem des Historikers vergleicht und gewinnt, und macht auf eine unmittelbare Gewalt Anspruch, die nur in Händen reifster Durchgebildetheit und mächtigsten Genies

günstig wirken kann. Wo denn nun hinter den Vorgängen Schlosser erscheint, da fehlt nicht eine gebildete Ansicht aus unseren Kulturfolgerungen, aber sie ist keine besondere, meist eine herbe, nirgends eine geniale. Da er gar keine Notiz von Kunst nimmt, so ist das Mißtrauen gegen Urtheilssprüche um so gerechter, denen ein so feines Moment völlig abgeht. Dies ist um so auffallender, da er mit besonderem Nachdrucke dem griechischen Leben zugewendet ist, einem Leben, dem die Kunst so tief inne wohnt. In den neueren Schriften hat er seine alte objektive Weise ganz verlassen, und sie nur dem Thema der Weltgeschichte für gemäß erklärt. Er gibt sich nun der freiesten Betrachtung hin, den Stoff selbst so weit frei behandelnd, daß er Alles davon übergeht, was ihm unwesentlich erscheint. Da sich hiebei nur einige Maximen der Historiographie, nicht aber eine gegliederte Schlußweise nachweisen lassen, so ist für die geschichtliche Kunst nur wenig Gewähr dargeboten.

Schwächer im Charakter, aber gefälliger und auf das allgemeine Bewußtsein deutlicher wirksam, ist die Raumer'sche Art. Friedrich v. Raumer, 1781 in Wörlitz geboren, hat außer den Hohenstaufen auch eine allgemeine „Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts" gegeben, die bereits bis zum fünften Bande erschienen ist. Er macht auf keinen Standpunkt Anspruch, welcher über die Forderungen laufender Kultur hinausginge, begnügt sich mit offener Darlegung und Vergleichung des Stoffes, und interessirt damit und durch eine leicht bewegliche Kombination in praktischen Momenten das Publikum lebhaft. Es ist auffallend, daß er sich in der Naivetät der Fassung und des Raisonnements erhält, und sich im Für und Wider der Ansichten mehr ausführlich als durchgreifend und abschließend zeigt; es ist auffallend, daß er am Wenigsten nach einer scharf geschnittenen Kunstform trachtet, denn im Lebensverkehr und im Talente scheint er hiefür reichliche Veranlassung zu haben. Ein Freund Solgers, hat er den modern-philosophischen Prozeß entstehen sehen, ein Freund Tiecks und alles ästhetischen Trachtens, hat er selbst in schöner Literatur sein Geerntes, wie eine Erzählung, „Wilhelmine", in der Urania hervor gebracht. Ein vermittelndes Moment seines Wesens scheint das vorherrschende zu sein, was die Versöhnung der Gegensätze leichter nimmt, als es diesen genehm

ist, und eine flüssige Produktion treibt zu rascher Zusammenstellung. Deshalb haben wir auch in ihm einen raschen Darsteller dessen, was noch in der Entwickelung begriffen ist, Briefe einer „Herbstreise nach Venedig", „Briefe aus Frankreich", Briefe aus „England im Jahr 1835", die immer bedeutendes Material zur Anregung enthalten, und immer aufmerksame Theilnahme finden.

In Heinrich Leo, geboren 1799 in Rudolstadt, bietet sich von alle dem ein Gegentheil. Hier ist dogmatischer Charakter bis zum Fanatismus, Entschiedenheit bis zur grausamen Härte. Dies jäh leidenschaftliche Wesen wäre als solches wohl niemals in einer so viel Reife verlangenden Wissenschaft wie die Geschichte zu Ansehen gekommen, läge ihm nicht eine seltene Energie aller Theilnahme zum Grunde, und zeigte es sich nicht mit dem tüchtigsten Fleiße gewaffnet. Leo's Bildung trifft mit der innerlich heftigen Burschenschaften- und Turnerzeit zusammen, die nach den Freiheitskriegen das altdeutsche Ideal durchsetzen wollte. Ein von Hause aus gewaltsames Naturell mußte in solcher historischen Gewaltsamkeit noch gesteigert werden. Von da aus hat sich denn auch dies Leben in Extremen geschleudert, so daß es in den dreißiger Jahren bei der äußersten Reaktion gegen das, was als Fortschritt gilt, angekommen ist, und als lutherischer Görres 1838 einer Denunciation angeklagt wird, welche neben dem Historiker wie ein erschreckendes Gespenst aussieht. Wo geriethe eine Kultur hin, deren lauterste Anschauung, deren Geschichtskunst dahin auffordert, eine freie Produktion des philosophischen Geistes mit äußerlicher Gewalt zu vernichten! Jener heftige Geist weht allerdings durch alles Geschichtsbuch Leo's, auch durch das, was seinen Ruf begründete: „Geschichte der italienischen Staaten" und „Handbuch der Geschichte des Mittelalters". Aber er befremdete nicht, unterstützte vielmehr die Wirkung, da ein Kampf der Leidenschaften zu schildern war, und das tödtende Wort sich doch innerhalb wissenschaftlicher Grenzen hielt. Sehr bedenklich erschien er schon, da indeß der Inhaber selbst zum Ultraismus gediehen war, in dem ersten Bande der „Zwölf Bücher niederländischer Geschichten" und einer allgemeinen Weltgeschichte, und im zweiten Bande jener und dieser wehrte sich bereits die Kritik entschieden dagegen. Ein starres Prinzip trieb sich dort schon dahin, die Befreiung der Niederlande von spanischem Joche, einen Akt,

welchen die Geschichte längst geweiht, für ein Verbrechen auszugeben, einen Alba in moralischer Berechtigung über Egmont und Oranien zu stellen. Billige Forderung in solcher Sache, worin das Staatsrecht mit großer historischer Berechtigung in Konflikt geräth, würde man aufmerksam hingenommen haben, nicht aber konnte man einem auf die Spitze getriebenen Rechtsprinzipe neben der welthistorischen Erscheinung die Unbedingtheit zugestehen. Es ist dasselbe, nur noch schroffer herausgekehrte Verhältniß wie bei Rotteck, welcher ein zeitiges Vernunftrecht zum Maßstabe aller historischen Erscheinung macht. Hier wie dort geht das verloren, was wir im höheren Sinne Recht und Nothwendigkeit historischer Erscheinung nennen, und was uns ein edelstes Kulturmoment aus geschichtlicher Kunst geworden ist. — Abgesehen von dieser Tendenz historischer Kunstdarstellung, von jener Tendenz, die nichts mit der Parteiansicht zu thun haben, aber sich dem allgemeinen Bildungssinne nicht entziehen soll, abgesehen davon ist die Leo'sche Kraft bedeutend, das weitschichtigste Material in großen Umrissen zu fassen. Der besondere Ausdruck im Worte stürzt dieser Zähigkeit mehr hurtig und wahllos nach, als geläutert oder gar schön und fein. In Rücksicht auf Styl poltert es bei Leo stets in einer ungelenken Behendigkeit. Der brennende Eifer des Inhalts treibt über den holprigen Weg fort, aber die gehetzte Kunstanforderung kommt nur keuchend an's Ende, und fühlt nicht leicht Trieb, die Bahn noch einmal zu beginnen.

Viel feiner und sauberer, maßvoller und darum wahrer ist die Ranke'sche Art. Von geschichtlicher Kunst in großem architektonischem Verhältnisse, in klarstem, durchgehendem Urtheile kann eine Zeit der Prosa nur Annäherndes leisten, wenn nicht ein Genius überrascht. Der Pragmatismus ist ein geistreichstes Hilfsmittel, für solchen Zustand erfunden. Eine Rechnung wird angestellt aus Zusammenstellung des Einzelnen, da die unmittelbare Totalfassung nur einem geweihten poetischen Bewußtsein und dem Genius gewährt ist. Aber mit dem Worte Pragmatismus ist so viel und so wenig gesagt; Alles kommt noch auf den individuellen Historiker an. Deshalb sehen wir denn auch so viel Plumpes, und in aller Addition und Parallele Schiefes und Unwahres aus der pragmatischen Weise entspringen. Der Pragmatismus ist nur die Landkarte, zum Reisen behilflich, aber nimmer-

mehr Bürgschaft für eine ergiebige Reise. Geist, Talent, Geschmack, sie müssen noch Alles thun, und oft gar eilig mit einer geistvollen Geschicklichkeit begnügt sein, wie bei Schlosser und Gervinus. Ranke hat Geist, Talent und Geschmack. Darum lockte schon sein Anfang einer „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften im 14ten und 15ten Jahrhunderte" so lebhaft, und in den „Fürsten und Völkern des 16ten und 17ten Jahrhunderts" war bereits ein eigenthümlicher, ein rascher, fein pragmatischer Geschichtsstyl entfaltet, der in der „serbischen Revolution", in der „Verschwörung gegen Venedig" und in den „römischen Päbsten" glänzend fortschritt, als bloßer Styl des Satzes oft frappant nachläßig, immer aber knapp lebendig, scharf, tüchtig, immer interessant. Da ist nirgends die erstickende Dicke dessen, was man gern vorzugsweise Pragmatismus nennt, nirgends ermüdender Parallelismus alles Untergeordneten, das Herumschnaufen in ausdruckslosem Detail, und nirgends der vorlaut dogmatische Abschluß, welcher dem Standpunkte unserer Zeit so übel steht. Dies feine historiographische Talent Ranke's, was bei genauerem Zusehen scheinbar bekannte Verhältnisse neu und anders für unsere Kenntniß geschaffen, dieser historiographische Takt kann freilich nicht in gewöhnlichem Style der Nachahmung eine Schule werden. Die charakteristische Kunst, welche ihn auszeichnet, läßt sich mit keinem Schema erledigen, aber nach einigen Proben — wie schon erwähnt Monographieen der sächsischen Kaiser — steht Günstiges aus dieser geistreichen Anregung zu erwarten. Havemann, welcher Rucellai's Thema, den Zug Karls VIII., eigenthümlich aufgenommen und in geschmackvollem Maße dargestellt hat, scheint sich ihm ebenfalls anzuschließen. Ranke ist 1795 zu Wiehe an der güldnen Aue geboren.

Von den popularen Geschichtsschreibern, den Bredow, Pölitz, Becker hat des Letzteren gut gewählte Kompilation neuerdings eine theilweise sehr gründliche Ueberarbeitung erhalten, besonders in dem großen Abschnitte des Mittelalters durch einen jungen Historiker Max Dunker, und die Theilnahme des Publikums daran ist eine ganz gegründete, da auch die alte Geschichte in Loebells Händen tüchtig versehen ist.

Aus der großen Zahl von Historikern, welche sich mit Specialgeschichte beschäftigt, könnten für den vorliegenden Zweck nur

wenige ausgehoben werden, da es an Raum und Kenntniß gebräche, all diese Verdienste würdig zu bezeichnen. In Betreff der Hilfsmittel für klassisches Alterthum sind Christ, Ernesti, Heyne, Winkelmann, Wolf, Voß, Otfried Müller, Niebuhr schon beiläufig erwähnt. Die feine Bildung Niebuhrs und dessen reizbaren, der neuesten Zeit gegenüber, hypochondrischen Charakter näher darzulegen, verlangte eine größere Weitläuftigkeit, als Niebuhrs rückhaltende Einwirkung zu rechtfertigen scheint. In der römischen Geschichte hat neben ihm Wachsmuth sich ausgezeichnet, in macedonischer Flathe, und der künstlerisch fassende Droysen, dessen Verdienst nicht geschmälert wird durch einzelne Ausstellungen, welche man an dessen Geschichte des Alexander-Reiches macht in Bezug auf Forschungs-Detail. Jacobs wäre noch zu nennen, der in vieler, auch belletristischer Weise den Geschmack des Alterthums zu beleben gesucht hat, Manso, der Biograph Konstantins und Historiker Preußens, Böckh, der freisinnige und allseitig tüchtige Alterthumsforscher, Böttiger, der lobsame, an dem reiche Kenntniß und weiche Bildung durch weichliche Charakterzüge geschwächt wurden, Thiersch, ein unermüdlicher, ein edel gebildeter Kenner der Alten, welcher in gesund praktischem Triebe dem thätigen Leben stets zur Hand ist, Zinkeisen, durch Geschichte der späteren Griechen berühmt. Von diesen hat Thiersch auch dem neuen Griechenthume eifrige Aufmerksamkeit gewidmet, und durch Fallmerayer ist es in diesem Punkte zu dem bekannten Streite gekommen, in welchem Fallmerayer die jetzigen Griechen von slavischen Völkerschaften abstammen läßt.

Für Kenntniß des Orientes, welche lange Zeit nur der historischen Theologie angehörte, ist besonders seit den Gebrüdern Schlegel viel geschehen. Bopp ist unser sprachlicher Meister über Indien geworden, v. Bohlen ein Hauptführer über indische Zustände, v. Hammer hat die muhamedanischen Völker uns näher gebracht, Plath belehrt über China. Dabei ist Klaproths Forschungen über Altasien zu erwähnen, nicht minder der ergiebigen Sprachvergleichungen Vaters und Wilhelm v. Humboldts, und all die noch lange nicht ermessene Gewalt historiographischer Hilfsmittel kommt in Rede, welche in unserer Zeit eine so wunderbare Wiedergeburt erlebt haben, und durch welche

große Umgestaltungen geschichtlicher Ansicht bereits angedeutet und noch zu erwarten sind. Da müßte neben Ewald der junge merkwürdige Orientalist Fürst genannt sein, welcher in dem durch Grimm, Humboldt ꝛc. so genial kultivirten Thema der Sprachvergleichung die bisher ausgeschlossenen semitischen Sprachen so kenntniß- und kombinationsreich in die große historische Vergleichung gezogen hat. — Mannert erwarb der alten Geographie nachdrücklichere Aufmerksamkeit. Die genialste Macht in diesem Theile ist Carl Ritter, welcher die Geographie auf eine vorher unbekannte Höhe erhoben hat. Diese Wissenschaft, noch bis in die neueste Zeit als ein leerster Empirismus auf den Schulen vernachläßigt, ist durch Ritter in alle Rechte wichtigster Spekulation, und in alle Reize poetischer Stofflichkeit eingeführt worden. Ein Blick in Schriften von Ritter und Alexander v. Humboldt belebt auch alle geschichtliche Welt in vorher nie geahnten Kombinationen. Oft erscheinen die folgenreichsten Notizen nur scheinbar beiläufig, und Nachrichten wie die von Columbus, daß er gar keinen neuen Welttheil gesucht, und auch den entdeckten nur für die Ostküste von Asien gehalten habe, treten bei Humboldt nur so bescheiden seitwärts herzu, daß solche neue Wissenschaft an Universalität und gleichzeitiger Schärfe des Details alle frühere tief zu beschatten scheint.

Gälte es noch eine Auswahl unter den Historikern, welche einzelne Abschnitte und einzelne Länder, einzelne Personen bearbeitet haben, so forderten etwa folgende Namen noch die Erwähnung: Für's Mittelalter Rühs, der den rein verständigen Gang Schlözers fortsetzt, den Gang der Aufklärung in der Historiographie, wo die Mythe verspottet und das als Ganzes völlig von uns Abliegende wie das Mittelalter durch subjektive Abneigung und Verneinung des Historikers erledigt wird. Dieser Gegensatz zur Romantik ist also nicht ausgegangen, und die Einseitigkeiten für den dialektischen Prozeß sind vorhanden. Der Liberalismus in französisch-amerikanischer Weise hat dies Aufklärungs-Moment, was aus dem Bewußtsein der Popular-Philosophie in die Historik getreten war, weiter gebildet.

Für Geschichte einzelner Völker: Aschbach, der Spanien erwählt hat. Nächst ihm Schmidt, Lembke und der oberflächlichere Schepeler für dasselbe Land. Das Heeren-Ukert'sche

Sammelwerk ist für alle Spezialgeschichte ein vortrefflicher Mittelpunkt. Für die Normannen Depping, ein in Paris lebender Deutscher, der uns durch eine solide und, bei reicher Kenntniß, stets bescheidene Bildung und Schrift immer verbunden bleibt. Für Thüringen Gaupp, für die Longobarden Türk, für die fränkischen Majordomen Pertz, für die Franken überhaupt Mannert, für Kenntniß aller ständischen Verhältnisse im Mittelalter Hüllmann. Alles Rechtsgeschichtliche, worin Savigny so hohen Ruhm behauptet, einen Ruhm, den er durch edelste allgemeine Bildung steigert, muß noch mehr als sonstig Geschichtliches einer Charakterisirung überlassen bleiben, welche der besonderen Fachbedingnisse Herr ist. — Ernst Münch hat außer seiner Thätigkeit für allgemeine neue Geschichte auch fleißig für Special-Historisches gearbeitet, besonders Niederland und Süddeutschland betreffend. Dabei den Quellen nachgehend, findet er leicht eine günstigere Würdigung seiner lebhaften, nicht immer rein ausgebildeten Weise, als bei einem so mißlichen Thema wie neue Geschichte, wo nur ein überlegener Standpunkt außen und innen gegen üble Deutung sichert. — Oesterreich ist von Schneller geschildert. Ueber Serbien hat, außer Ranke, Otto v. Pirch schätzenswerthe Mittheilungen gebracht. Leider ist dieser hoffnungsvolle preußische Offizier durch einen Sturz vom Pferde noch in blühendster Jugend zum Tode verunglückt. Seine anmuthig gefaßten Darstellungen, unter ihnen auch die „Caragoli" über venetianische Zustände, berechtigten zur schönsten Hoffnung. — Ueber Ungarn und Oesterreich wird der Graf Mailath, über die Niederlande Campens, über Flandern Warnkönig, über Hessen Rommel ausgezeichnet.

In der Monographie sind bewundernswerthe Fortschritte gemacht worden, und da solchergestalt organisch der Weg zu historiographischer Kunst anbebt, so ist mit dem Ruhme dafür nicht zu geizen. Justus Möser war in politischer Hinsicht dafür ein treffliches Vorbild, und es ist jetzt nicht zu verkennen, daß für alle Würdigung des rein Menschlichen Goethe, oft ganz unschreibar, wirksam geworden ist. Wenn auch nicht in deutlicher Abfolge von Goethe, doch in innerlichster Gemeinschaft mit Goethe'scher Art, ist Varnhagen hierfür ein Muster moderner Historiographie geworden. Seine Biographieen, von Blücher, Seidlitz ꝛc.

bis auf die neueste, die der Königin Sophie Charlotte, sind in Fassung und Sinn treffliche Vorbilder. Neben ihm, ein treuer Freund, sorgt Preuß, der vollkommenste Biograph Friedrichs des Großen, für Alles, was nah oder fern in diesen Bereich seiner Monographie sich hereinerstreckt, ein gewissenhafter Beamte seines historischen Stoffes. Angrenzendes hat Fr. Förster, über Friedrich Wilhelm I., in einer neuen, ansprechenden Form der Monographie bearbeitet, und die überraschenden Data, welche er und Schonky über Wallenstein beigebracht, sind ebenfalls in diesem Bereiche auszuzeichnen. Barthold — über den Luxemburger Heinrich VII. — verdient unter den Monographen eine ausgezeichnete Stelle.

Was seit Lessing und Winkelmann durch Goethe, Meyer, Hirt, Fernow, Böttcher für Kunstgeschichte beigebracht worden, ist an einzelnen Stellen erwähnt, und es sind aus neuester Zeit die theils journalistischen, theils gesammelteren Bestrebungen Schorns, Kuglers und des so liebenswürdig und umfangsreich gebildeten Gruppe auszuheben. In vereinzelter Aeußerung geschieht hierin jetzt außerordentlich Viel, seit unsere so mannigfach interessirte Zeit auch der Skulptur und Malerei und Musik eine entschiedene Neigung zugewendet, und die erfreulichsten Anfänge erweckt hat, es könnte auch unter zerstreuender Entwickelung einer vorbereitenden Zeit eine Kunstepoche aufblühen. Die vereinzelte Aeußerung aber, wie geistreich und vielversprechend sie auch sei, muß für den vorliegenden Zweck so lange unberührt bleiben, bis sie eine gesammelte Wirkung erzielt oder erreicht hat. Solche ist uns vielleicht neben den Kunstschulen zu München, Düsseldorf, Berlin, neben dem deutschen Anbau in Griechenland nahe.

Für Literaturgeschichte ist so viel gründliche Vorarbeit zu rühmen, daß es verwundern kann, an ausgeführter künstlerischer That so wenig in Bereitschaft zu sehen. Obenan in Erforschung und Deutung des literarhistorischen Materials stehen die Gebrüder Grimm, nationale Erscheinungen der Tüchtigkeit ohne Gleichen. Neben ihnen die Mone, Gräter, Lachmann, Docen, Graff, Primisser, Heinrich Hoffmann, Wackernagel, Göttling, Görres und van der Hagen, welche das von Opitz, Gottsched, Bodmer, Lessing, Büsching überkommene Feld

der Aufsuchung großen Ernstes und gewissenhaft weiter angebaut haben. Franz Horn und Aehnliche haben dies und Angrenzendes in etwas allzuweicher Manier für ein zart besaitetes Publikum theilweise in flüssige Uebersichten gebracht, und von ihnen ist, nach Erwähnung Manso's, Koberstein's Abriß auszuzeichnen und Pischon's Leitfaden hervorzuheben. Die Versuche populärer Anwendung von Adelung, Campe, selbst von Jahn, dem historischen Ultraismus neben diesem praktischen, haben in früherer Zeit einen belebenden Einfluß geübt, und die späteren Grammatiker Heinsius, Roth, Hahn, Heise, Becker ꝛc. haben diese Aufgabe oft scharfsinnig, immer fleißig weiter gebildet.

Von denen, wo eine zusammengefaßte Sammlung beabsichtigt wird, von den Meusel, Wald, Wachler, Bouterweck, Eichhorn, W. Menzel, Gervinus ist auch nur der letzte in Betracht zu ziehen. Den ersteren war mehr oder minder das Verzeichniß, oder das unzusammenhängende Urtheil die Hauptsache. Eine künstlerische Fassung des gesammten Literaturganges unserer Nation lag ihnen nicht im Plane. W. Menzel begann seine Abhandlungen, welche historiographisch unkünstlerisch die Kulturäußerung in Fächer spalteten, bei der neueren Zeit, und dessen verwegene und gewaltsame Maßstäbe verdienen kein besonderes Eingehen. Gervinus ist der erste, welcher im vollen Sinne des Worts eine ganze Literaturgeschichte unseres Vaterlandes begonnen hat. Zögernd ist schon darum an die Ausstellungen zu gehen, welche den Maßstäben vorliegenden Buches gemäß gegen Gervinus zu machen sind. Ueber allen Vergleich hinaus beherrscht er den Stoff viel gründlicher und umfassender als der Verfasser dieses Buches. Er hat selbst für die genau Unterrichteten in unserer alten Literatur manche schwebende Frage erledigt, sei's durch vergleichende Forschung, sei's durch gebieterischen Ausspruch, wozu ein fester Blick berechtigt, und dem sich bis auf Weiteres der sonst Kundige fügt. Sinn, Deutung, Prinzipien der Fassung sind es allein, woran sich die Opposition knüpfen, und, mit voller Anerkennung großen Verdienstes, entschieden mißliebig aussprechen will.

Gervinus ist ein Schüler Schlossers, der sich, dem Meister gegenüber, volle Eigenheit und Unabhängigkeit bewahrt, wie sehr er auch geneigt ist, diesem die erste Stelle unter unseren

Hiſtorikern einzuräumen. Ablehnen philoſophiſcher Syſtematik, und die Herbheit des Charakters, welche mit dem Verdammungs-Worte nicht zögert, hat er mit dieſem gemeinſchaftlich. Eine Perſönlichkeit, die auf's Handeln geſtellt ſcheint, und dafür energiſche Beſtandtheile beſitzen mag, iſt er nur dem Worte nach geneigt, das ihm Abliegende nicht ohne Weiteres zu verwerfen. Zornige Strenge als nothwendiges Hauptmoment des Mannes iſt ihm ſtolzeſtes Bewußtſein des Werthes, und viel näher gelegt als jene eingehende, ja liebende Theilnahme, welche dem gerechten Hiſtoriker unerläßlich und welche, kräftig angewendet, dem feſten Urtheile nirgends hinderlich iſt. So wird ihm die Geſchichte oft, zwar immer in gebildeterer Art und in umſichtigerer Bedingtheit, jenes nichts taugende Menzel'ſche Tribunal, welches da Uebelthäter oder gar Böſewichte verurtheilt, wo eine Aeußerung den Sympathieen des Hiſtorikers nicht zuſagt. Dahin wäre alſo die Goethe'ſche Macht einer Objektivität, deren ewiger Geiſt das unſterbliche Hauptvermächtniß des großen Dichters iſt! Dahin der innerlichſte Gewinn einer Klaſſik, von der auch ſolche Hiſtoriker zu erzählen wiſſen! Es fehlt denn auch in feinerer Art bei Gervinus das Mißkennen Goethe'ſchen Herzens nicht, und in beſonderer Hinweiſung auf dieſen Mittelpunkt unſeres gebildeten Urtheils muß geradezu geſagt ſein, daß die Seele Gervinus'ſcher Geſchichtſchreibung ein Rückfall in ungebildetere Zeiten iſt. Sie hat viel zu thun, um in dem, was ſie begleitet, dem Fortſchritte förderlich zu werden. Das thut ſie freilich, denn Gervinus iſt dergeſtalt von Material und Form der Wiſſenſchaft erfüllt, und ſein Geiſt iſt ſo regſam und dem Tummeln zugeneigt, daß er oft im Beiläufigen, im Durchgehen einer ſehr behenden Feder Beſſeres gibt, als der abſprechende Sinn beabſichtigt.

Und auf welch einen wiſſenſchaftlichen Schluß, auf welche Methode wiſſenſchaftlichen Schluſſes gründet ſich denn nun dies anmaßende Durchfahren? Man erfährt dies wohl öfter im Dienſte eines ſtrengen Syſtems, und weiß ſich dann in Betracht der Syſtemkonſequenz zu orientiren, weiß einer Rückſicht zu weichen, die in ſich doch eine beſtimmte Fülle hat, und ein beſtimmtes Verhältniß gibt. Aber auf den bloßen Charakter, wie würdig und durchgebildet der auch ſei, läßt man ſich, der reifſten wiſſen-

schaftlichen Kunst gegenüber, doch nicht gern verweisen, nicht gern auf einige vage Bestimmungen, deren Anfang und Ende die Geschicklichkeit der Analogie ist. In Wahrheit ist kein festerer Halt irgend eines objektiven Prinzips zu finden, wie aufmerksam man sich auch den Schriften von Gervinus und darunter einer Historik selbst hingibt. Es sei ganz bei Seite gesetzt, wie trivial in heutiger Zeit jene biedere Weise des Ausrufs entgegentritt, und an das Phrasenthum Menzels erinnert, jene Weise: „Schule und Buch sind zu trennen, keiner dogmatischen Beschränktheit ist Raum zu geben, die Tugend ist aufzusuchen!“ Es bleibe diese und ähnliche hohle Salbung, deren sich Gervinus nicht immer entschlägt, zur Seite, denn sie verirrt sich doch nur unter eine stets ernste, eifrige, hastig suchende Bestrebung, der Geschichtskunst wirkliche Grundlinien zu zeichnen. Aber auf welche kommt es in Summa hinaus? Das Wichtige, das Nothwendige von dem Unwesentlichen zu trennen, das Entsprechende zusammen zu stellen, historischen Sinn zu wecken. Historischen Sinn zu wecken gilt ihm wirklich für das äußerst Erreichbare historiographischer Kunst. Das ist wenigstens ein äußerst bescheidenes Ziel für den übrigens so durchgreifenden Geist. Und wie sehr man der starren Construktions-Methode abgeneigt sein mag, das muß man ihr zugestehen, selbst innerhalb ihrer Gewaltsamkeit gegen den Stoff enthält sie eine ergiebigere Probe der Methode, zeigt sie mehr Halt, der an sich etwas ist, und wird sie darum eine mindere Gefahr vorgreifender Deutung. Von jenen Leitsternen ist nun für Gervinus die erwähnte Analogie der beliebteste, ja der durchaus vorherrschende. Und fürwahr, welch ein weiter Mantel der Beliebigkeit ist sie! Was dieser im Grunde doch nüchternen Geschichtschreibung an Reiz der Kürze, der Natürlichkeit, der Unmittelbarkeit bleiben könnte, das vernichtet sie. Ein vortreffliches, Alles zur Hand bietendes Gedächtniß, und eine daraus fließende bewundernswerthe Gewalt über den Stoff verleitet Gervinus zur ertödtenden Anwendung dieser logischen Darstellungsfigur. Nichts ist so groß, nichts ist so klein, nichts ist so verschlungen und eigen mannigfaltig, das nicht ein Entsprechendes auf irgend einem Marktplatze, in irgend einem Winkel der Geschichte fände, und zwar ein Analoges, dem nachgetrachtet werden könnte bis in die verborgensten Seiten. Und was ist nun

damit gewonnen? Was ist gewonnen mit dieser erkünstelten und den Geschichtsgang doch wahrlich nicht preisenden Wiederholung der Aehnlichkeit? Haben wir wirklich viel mehr, wenn wir zwei Fragen statt einer, zweimal die Erscheinung statt einmal haben? Ist das abgeleitete Urtheil verläßig, wofür doch erst die stets verschiedene Grundbedingung verschiedener Zeiträume in Abrechnung kommen, wofür also doch immer eine entscheidende Kritik eintreten muß? Ist denn diese Kritik wirklich erleichtert, nachdem man sich eine so schwierige Aufgabe der Modification dazu geladen hat? Breite entsteht, Verschwulstung des Themas, größere Schwierigkeit künstlerischer Form. Und diese hat sich Gervinus schon dadurch erschwert, daß er im bedenklichsten Punkte der Darstellung seinem Meister Schlosser nachgeht. Beiden scheint die Naivetät der Erzählung überflüssig. Was unsere Sprache in dem reichen Worte „Geschichte" begreift, das plastische Auftreten einer Geschichte, ist ihnen verloren. Der Hergang wird vorausgesetzt, den zauberhaften Reiz desselben, welchen sie bei allem Preis der Alten nicht nachahmungswerth finden für eine gedankenreichere Zeit, diesen Reiz, die unmittelbare Berührung mit dem Kunstgebiete, ihn geben sie auf! Ein bloßes Raisonnement entsteht, eine bloße Kritik der Figur, wo doch von einer That wissenschaftlicher Kunst die Rede, bei diesen Historikern selbst fleißig die Rede ist. Die Figur selbst ist vorausgesetzt, und auf Alles, was an die einfache Faßung der Chronik erinnert, wird von Gervinus mit großer Verächtlichkeit herabgesehen. Möge ihm die wissenschaftliche und künstlerische Einsicht nicht immer fremd bleiben, daß zu einer ächten Darstellung, zu einer der Chronik verwandten reinen Darstellung der Vorgänge mehr Ueberlegenheit und Kunst gehöre, als zu einem beliebigen Raisonniren und Analogisiren. Hierzu ist eine gedankliche Beweglichkeit hinreichend. Aus solchem Grunde ist leider die Gervinus'sche Literaturgeschichte nur den Gelehrten dienstbar, und was darin neu oder glücklich aufgefunden ist, kann erst durch andere Kanäle dem allgemeinen Bildungsbewußtsein zugeführt werden. Denn diesem wird in einer Literaturgeschichte zugemuthet, daß es die Literaturgeschichte bereits kenne, und nur neue Ansichten vernehmen wolle. — Dem Kundigen wird es übrigens nicht entgehen, daß in den Ansichten über dichterischen Werth

die einzelnen Theile des Gervinus'schen Buches von einander abweichen. Besonders ist der erste Theil für gute, didaktische Zwecke noch sehr zornig, während die späteren sich unserer jetzt allgemeinen Ansicht beischließen, daß solcher Zweck mit dem ästhetischen Bereich nichts zu schaffen habe. Ein lebhafteres Eingehen auf das Buch von Seiten der Kritik und Theilnahme steht erst zu erwarten, wenn der letzte, vierte Band mit Betrachtung der neuen Zeit erscheint. Wenn erst von Lessing, Goethe, Schiller die Rede sein wird, wo alle Vorbedingungen des Urtheils allgemeiner verbreitet sind, da wird sich deutlicher zeigen, was äußerliches Verdienst der Forschung, was Dissonanz, was sichhaltig sei für unsere Bildungsansicht. Auch das Verhältniß zu den stets ignorirten Fortschritten der Philosophie wird sich aufklären, denn noch im Jahre 1838 in einem Bande „gesammelter historischer Schriften" wird bei einer Geringschätzung philosophischer Geschichtsansicht nur von Kant geredet, als ob vom Jahre 1800 die Rede sei, und nicht eben in historischer Ansicht seit Kant das Wichtigste von philosophischer Seite gethan worden sei. Was in vereinzelten Aufsätzen Gervinus über Erscheinungen neuer und neuester Zeit geurtheilt, erweckt mehr Besorgniß als Hoffnung. Die large Einsicht Goethe'scher Größe, die einseitig wissenschaftliche Stellung gegen Börne dreht mit unzulänglichen Maßstäben. Für Börne, für einen politischen Parteiführer streng wissenschaftliche Anforderung! Welch eine Unbehilflichkeit des Geistes zeigt das! Wer behandelt die Vorpostenreiter mit schwerem Geschütze? Die Uebertreibungen Börne's waren und sind nur der bornirten Partei unbekannt. Aber vom Historiker war mindestens zu erwarten, daß er Produkte eines Kriegszustandes nicht mit den Analogieen akademischer Schule bemessen, daß er den talentvollen Geist nicht plumpen Sinnes verkennen, den Reiz rascher Sprache nicht übertasten werde, weil der Periodenbau darin fehlt. Wenn der Analogismus so unrichtig deutlich gegebene Verhältnisse einzurechnen, und wenn er so wenig verhältnißmäßig zu tadeln und zu loben weiß, wo sich Recht und Einschränkung dergestalt offen bietet, wie soll uns ein Vertrauen kommen für entlegene Zustände und Personen!

Gervinus ist zu Darmstadt geboren, und ward zuerst Kaufmann. Erst in vorgerückter Jugend verließ er diesen Stand,

und es ist hoch anzurechnen, mit welchem eisernen Fleiße er die für wissenschaftliche Erwerbung versäumte Zeit nachzuholen trachtete. Er studirte in Gießen und Heidelberg, und war zuletzt Professor in Göttingen. Dort gehörte er 1837 zu den Sieben, welche gegen Aufhebung der Hannöver'schen Constitution protestirten und in Folge dieser Protestation verwiesen wurden. Diese Entschlossenheit des Charakters sehen wir auch nirgends seiner Schrift fehlen, und, eines so festen Grundes versichert, darf man bei ihm um so unumwundener auf den Verlangnissen einer weicheren Beurtheilung für geschichtliche Stoffe bestehen.

Es ist nun noch übrig, eine Uebersicht davon zu geben, wie sich die politische Wissenschaft Ausdruck und Form gesucht. Es ist nicht am Orte, der Publizistik in alle einzelne Wendung zu folgen, besonders darum nicht, weil dergleichen nicht wie in der Geschichtsdarstellung verschiedene, entsprechende Formen der Erscheinung sucht, dadurch neue literarische Momente entwickelt, und deßhalb Anspruch auf Beachtung jeder Einzelheit machen kann. Die publizistische Form in der Schrift verhüllt sich unter der allgemeinen literarischen Bildung, ihre Form im Kulturleben drängt sich so eng in den politischen Kreis, daß sie in einer politischen Geschichte näher zu verhandeln ist. Aber der Gang im Großen ist auch einer Literargeschichte wichtig, denn Publizistik ist die Mündung, wo alle Bildungsströme in's große Meer des gesellschaftlichen Zustandes treten. Nicht bloß nach alter Definition ist sie eine Kenntniß der Staatsrechtslehre, obgleich das jus publicum ihr den Namen verliehen, sondern sie begreift das neue Kulturmoment, worin alles Wissen und alle Erfahrung dem Staate gegenüber sich geltend macht, dem Staate gegenüber, wie es dies in staatsfester Zeit untergeordneten Einrichtungen gegenüber that.

In der mittelalterlichen Welt konnte eine solche Wissenschaft nicht besonders lebendig werden, da das Staatsleben in seiner wesentlichen Begründung eine zweifellose Lage besaß, und der herrschende Idealismus sich seinem Ursprunge angemessen mehr in Räumen bewegte, die mit der Form des Staates keine unmittelbare Berührung zeigten. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," dieser Christusspruch mit seiner Indifferenz gegen die politische Welt war in höchster Instanz noch gültig, und die überwiegende

Priesterherrschaft trug keine Sorge, dafür große Gedankenbewegung zu wecken, in so fern sie etwaige Konsequenzen in der Unaufgeklärtheit solcher Elemente für sich zum Vortheile zog. Die germanischen feudalen Staats- und Rechts-Verhältnisse waren darunter in einer gewissen Naivetät herrschsam in ihrem Kreise, und die Rechtslehre war eine Geschichtslehre oder richtiger eine Gedächtnißlehre. Das Gewesene war Norm und das Gesetzbuch war Chronik, an welche die Spekulation nicht reichen konnte. Pütter im vorigen Jahrhunderte, ein gedächtnißstarker Kustos der Reichsgesetze, war in seiner Sorgfalt ein Repräsentant dafür. Klüber übernahm dies Amt schon in vorgeschrittener Form, wenn auch sein Hauptverdienst in Beschaffung interessanten Materials bestand. Eine Frage der Spekulation lag früher nur in den Machtgrenzen des Kaisers und des Pabstes. In Betreff des Kaisers, den Fürsten und Vasallen gegenüber, benutzte sich alles Recht der jedesmaligen Macht, oder war ein vorübergehendes Detail-Interesse, wie unterschiedsam die Reichsabschiede sich auch manchmal anließen. In Betreff des Kaisers, dem Pabste gegenüber, leitete es dieser gern in's theologische Dogma, und der Sache nach gedieh es nirgends zu einer wissenschaftlichen Festigkeit, sondern Schwert und Klugheit des Augenblicks gaben die neuen Paragraphen. Der westphälische Friede stellte dafür eine unumgängliche Forderniß, die man aber auch provisorisch abzumachen suchte, so gut es sich eben thun ließ, auch die Akten des Tridentiner Concils auf sich beruhen lassend, in denen die alte Kirche ihre Positivität ausgesprochen hatte. Wie wenig dies gründlich erledigt worden war, zeigen neuere Streite, wie der Kölnische u. s. w. Der geschichtliche Prozeß war dabei stillschweigend vorbehalten, und eine in sich geschlossene Wissenschaft war nicht möglich.

Sie war nicht möglich, und die alte Naivetät war nicht ausreichend, seit eine Reformation thatsächlich geworden, und mit neuer Philosophie und Bildung der Weg zu neuer, noch der Eroberung in aller Einzelnheit bedürftiger Gesammtheit begonnen war.

Im Gefolge der Reformation mußte sich also eine Bewegung in dem bilden, was sich nach und nach zu einer Wissenschaft der Publizistik ausbildete. Den Franzosen Montaigne, gleichzeitig

mit der ersten Reformationsfolge, darf man neben Hutten zuerst nach diesem Betrachte in's Auge fassen. Der spanisch-niederländische Krieg gab den ersten Anstoß; das revolutionäre Leben Englands im 16ten Jahrhunderte gab den ersten festen und noch immer dauernden Anknüpfungspunkt einer Publizistik, oder doch den ersten Spielraum, worin die Politik noch heute alles Mögliche macht. Für geistreiche Ausbildung sorgten im Anfange des 17ten Jahrhunderts Spinoza, Grotius, für geistreiche Anregung Montesquieu. Wir sehen später, wie alle englischen Philosophen, unter ihnen Locke, in diesem Thema gestalten, wie eigenthümlich und fein es Leibnitz aufnimmt.

In's weitere Bewußtsein Deutschlands, wenn auch noch keineswegs in's allgemeine, kam der publizistisch reformatorische Gedanke durch die Aufklärung in Frankreich, durch die Encyklopädisten, durch Voltaire und besonders durch Rousseau. Es war eigentlich nur im Bauernkriege und unter den Wiedertäufern eine rücksichtslose Anwendung des Reform-Prinzips auf staatliche Verhältnisse im Vaterlande der Reform herausgetreten. Luther, die Konsequenz seines Prinzips auf der abschüssigsten Seite offen sehend, hatte sich des überdrängenden Moments halber hart absprechend dazu verhalten. Wo es sich in den Religionskriegen wieder äußerte, war es mit der alten Territorial-Frage und den alten Hoheitsverhältnissen gemischt, und ging nicht aus dem Verhältnißkreise der alten Herrscher heraus, sondern bewegte sich in diesem bald hier hin, bald da hin. Jetzt, nach der damals modern französischen Einwirkung, verhielt es sich anders. Abstrakt wurde alles Verhältniß des Herrschens und Dienens in Frage gestellt, historische Berechtigung und Entwickelung verschwand ganz im Hintergrunde.

Dies ungeheure Moment äußerte sich bei uns zunächst in der schönen Literatur. Die Genieperiode gab unsere Encyklopädisten und Emile, und solcherweise bereits in einer künstlerischen Weitergestaltung. Eben so sehen wir heut im sogenannten „jungen Deutschland" eine weiter gerückte Genieperiode und es wird, wie die Lenz und Klinger, daraus verschwinden, was nur im theoretischen Jargon der Tendenz fordert, und was nicht organisch erfindet. Eben so, weil unfruchtbar, zeigt sich neben den Genies Wieland in Merkur, Nicolai in der Bibliothek schwächer

und leichterer Art, wiewohl Friedrich der Große für sie ein großartiger Anstoß war.

Schlözer begann eigentlich in lebendigster Weise, und zwar auch mit Zeitschriften, was man Publizistik nennt. Wie viel Einfluß auf ihn Frankreich gehabt, ist schwer zu sagen, keineswegs war es ein überwiegender. Aus eigenem Charakter, Schicksale und Standpunkte erwuchs für Schlözer die Opposition, und deßhalb war so viel Ungestüm und Leben in ihr. Daß er in einem Staate, der, wie Rußland, noch auf frühere Bedingungen des Regierens angewiesen ist, in Mißhelligkeiten gerieth, mochte mehr denn alle Theorie seinen Blick für Staatsreform wecken. Auch betrieb er seine politischen Anschläge nicht in französischer Allgemeinheit, sondern mehr in einem etwas gewaltsamen Pragmatismus, welcher an das Geschichtliche zwar auch diktatorisch, aber nur in pragmatischer Grenze diktatorisch ging. Schlözers Einfluß auf Deutschland war sehr groß. — Bei weitem feiner und vorsichtiger war die politische Weise Spittlers, die aber in dessen letzte Lebensverhältnisse fällt, und von der wenig in den Druck gekommen ist. — Ein bewundernswürdiges Muster, allen Fortschritt, alle Aenderung in charakteristische Verhältnisse zu beschränken, das Passende und Zweckmäßige Allem voraus in der Politik zu betreiben, ward Justus Möser. Er mußte allein bleiben, selbst eine Anregung für spätere Zeit, die sich die große Aufgabe neuer Politik noch weit auszubreiten hatte, und noch lange nicht geneigt sein konnte, sich in Grenzen zu ziehen, in Grenzen eines Landes, das sich erst aus dem allgemein wuchernden Idealismus bilden sollte. Daß Schlosser jene vorgreifende Bedeutung Mösers so gröblich verkennen, und ihn wegen Mangels an Idealismus tadeln konnte, dies erweckt kein besonderes Vertrauen zu Schlossers eigenen Maßstäben. Ein Bändchen „Reliquien" von Möser, was Abeken 1837 herausgegeben, hat manchen neuen Blick in die liebenswürdige Deutungsweise des Mannes eröffnet, welchen die Vaterstadt für eine scheinbar so beschränkte publizistische Wirksamkeit eines ehernen Denkmals für würdig erachtet hat.

Schwächer, weil geistig verschwimmender, und mehr gemüthlicher Art war Moser. Das Gemüth ist nur ein Einzelngesetz, oder eine Atmosphäre, mit welcher die Politik noch alles Mögliche macht.

Die Kant'sche Abstraktion bemächtigte sich der publizistischen Frage unwiderstehlich. Fichte ward ein idealer Held der Publizistik, ohne doch in real-publizistischer Anwendung etwas systematisch Dauerndes zu erzeugen. Die Revolution mit ihren allgemeinen Kategorieen verfloß in die theoretische Allgemeinheit, die Herrschaft Napoleons hielt die freie publizistische Ausbildung dieser Stoffe darnieder, und der Kampf dagegen, welcher für den Krieg den Idealismus und Positivismus vereinigte, gab neue Mischungen. Interessante Talente und Charaktere, die sich früher, wie der im Kerne doch tüchtige Forster, wie Schlabrendorf, Jochmann, Oelsner und Aehnliche, die sich eine bedingte Theilnahme an der idealen Reform retteten, solcher Charaktere, die mehr durch ihre Erscheinung und durch Aphorismen als durch Bücher wirksam wurden, hat Deutschland viele gehabt, und es wäre ein dankenswerthes Unternehmen, wenn sie einmal in einer bestimmten Folge geschildert würden.

Die Napoleon'sche Zeit, welche das Bestehende und die unumschränkte Spekulation eine Zeit lang verband, gebar aus alle dem neue publizistische Formen. Die Noth lehrte geschichtliche Zuflucht, und was sich aus diesen Vorbereitungen geistreich für das nächste Bedürfniß bilden ließ, das bildete Gentz, den man einen Hauptbildner der deutschen Restauration nennen muß. Friedrich v. Gentz — 1764 bis 1832 — verdiente in der Literargeschichte einen Platz, wenn er auch nicht publizistisch eine wichtigste Erscheinung wäre. Er schrieb die klarste, lebendigste Prosa, die für solches Thema noch geschrieben worden, und, dem Geschmacke nach, für dies Thema die angemessenste ist. Nirgends ist Trockenheit, nirgends ein unpassender Aufwand von Bildern und Schönrednerei, nirgends wird der Zweck gehemmt durch tiefsinnige Untersuchung, wie sie dem philosophischen Autor zukommt, nirgends durch oberflächliches Absprechen und bloße Ueberraschung des Worts. Varnhagen, Gentzens meisterhafter Biograph, der das reiche Naturell und die Bildungsfülle dieses Mannes zu höchsten Ehren bringt neben der leichten Sinnesweise eines genußlustigen Wesens, sagt im Charakterisiren der Gentz'schen Fähigkeit, es hätte darin nur strenger Tiefsinn und rascher Witz gefehlt, alles, was zwischen diesen Endpunkten einzureihen sei, habe er in reichster Ausbildung und Brauchbarkeit besessen.

Gentz hatte in Königsberg studirt und behielt Zeit seines Lebens eine Anhänglichkeit an Kant, und ein Erbtheil kritischer Schärfe jenes Philosophen, obwohl er nur kurze Zeit für die Revolution eingenommen, und der abstrakten Folgerung zugethan blieb. An Burke, den großen Bekämpfer der Revolution, schloß er sich eng, übersetzte ihn, und bildete unterdessen und unter Englands Einfluß überhaupt eine eigene Politik sich aus, die viel verkannt und von ihm selbst kaum jemals unumwunden ausgesprochen worden ist. Verkannt mußte sie werden, weil Gentz kein energischer Charakter war, welcher dogmatisch eigen durchzudringen versucht hätte, weil er im gewöhnlichen Sinne des Worts praktisch dem Ausführbaren alles Weitere unterordnete, weil er, um auszuführen, an eine Macht sich schloß, die in vielfach andern Bedingungen existirte, als Gentzens Ansichten nach einem möglichst vollkommenen Staate angemessen oder nöthig waren. So ist fast all seine Schriftthat dem augenblicklichen Zeitbedürfnisse zugewendet, und zwar von einem Standpunkte aus zugewendet, der ihm von außen gegeben war. Um den Gentz'schen Kern zu sehen, muß man also nicht sowohl zwischen den Zeilen lesen, denn er versteckte nicht, sondern man muß außerhalb der Beschränkungen, die er sich durch den Standpunkt gab, und innerhalb welchen er auch scharfsinnig abzuwägens nur Geltung verlangte, man muß neben dem Gentz'schen Aufsatze einen zweiten konstruiren, für welchen er stets das Material in klarer Darlegung der Vorbedingungen gab.

Für die handfeste Theilnahme ist damit freilich nichts gegeben, aber wer darin die Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit einer zum Abschluß gedrängten Bildung erkennt, einer Bildung, die sich bewußt ist, nur unter solchen Bedingungen und nur vorläufig abschließen zu können, dem wird dies schätzbare Gentz'sche Bildungsmoment nicht entgehen. Dem wird der Vorwurf ganz unverständig erscheinen, Gentz sei ein Vertheidiger des Absolutismus gewesen, und der wird die Wichtigkeit Gentz'scher Erscheinung ganz wo anders als in der Frage suchen, ob Gentz charaktervoll oder charakterlos oder charakterschwach gewesen sei. Charakterschwach war er, und als bürgerliche Existenz soll er nirgends zum Vorbilde dienen.

Das Interesse der Restauration anbetreffend, mußte Gentz, ein unbefangener, durch das praktische England vorgebildeter

Geist, viel mehr Leben haben und geben, als die erkünstelte Restauration der Schlegel und Adam Müller und als die geistlose Theorie Hallers. Und weil wirkliches Leben in ihm war neben mannigfacher Bildung, muß er auch für Gegner und für unbefangene Theilnehmer am politischen Processe förderlicher und wirksamer sein, als jeder Andere. Deßhalb ist der Versuch Gustav Schlesiers ein willkommener, durch eine ausführliche Charakteristik dieses Mannes, und durch eine sorgfältig erklärte Herausgabe zerstreuter Schriften dessehen, ein bleibend wirkendes Denkmal von Gentz zu errichten. Unter dem Titel „Schriften von Friedrich Gentz, ein Denkmal", sind 1838 zwei Bände erschienen, denen ein weiterer Fortgang zu wünschen ist, da eine andere Ausgabe der Gentz'schen Schriften mit unzulänglicher Kenntniß des Gegenstandes begonnen hat. Die Momente der Zeitgeschichte, an welche sich die Aufsätze von Gentz schließen, sind alle so hochwichtig, und die Stellung dazu, die Kenntniß davon, welche Gentz hatte, in den verborgensten Motiven, ist so einzig, daß jedes verlorene Blatt ein Verlust wäre.

Ein Hauptstrom, der nach Besiegung Napoleons aufbrauste, war ein modernes Altdeutschthum, da man, und zum Theil wohl mit Recht, in vernachläßigter Selbstständigkeit der Nationalität die kriegerische Schwäche gegen Frankreich fand. Es zeichnete sich darin aus: der rheinische Merkur von Görres, dessen Schiff auf den Gebirgen der Historie hängen blieb, als sich die Wasser verliefen, Ludens Nemesis, das Weimar'sche Oppositionsblatt, Jahns deutsches Volksthum, der Tugend- und Männerbund, die nicht in die Literatur traten, und von denen ein Jugendstoff als Bodensatz in dem Studenteninstitute der Burschenschaft verblieb bis zum Jahre 1830. Mit diesem Jahre verflatterten auch die letzten, abgebleichten Bänder dieser Richtung, und sie ging über in den französischen Liberalismus.

Die allgemeinen Kategorieen hatten sich an den französischen Kammern belebt, und fanden an den kleinen deutschen Kammern eine Fortleitung. Das Mehr oder Minder der Garantieen ward alle Frage, und eine genialse Wendung ist eigentlich nicht zum Vorschein gekommen. Die Macht der Richtung entstand denn auch erst, als durch die Ereignisse in Frankreich die Massen selbst einen Impuls erhielten. Publizistische Talente, wie Lindners,

hielten sich in geistreicher Gewandtheit, andere, wie v. Gagern, in machtlos gnomischer Salbung, wo die steckenartigen Sätze wohl selbstgedacht, aber produktionslos an einander gesteckt waren. Weitzel und Wetzel sammelten Theilnahme um sich durch einen sanften, innigen Charakter der Opposition und durch leicht gefaßte Darstellung. Auch Börne interessirte und weckte schon Manchen durch pikante Aufsätze, an denen die rasche Darstellung und in einzelnen Spitzen auftauchende Gesinnung lockten. Murhard sammelte breites Material für Hauptfragen, wie er nach der Julirevolution sammelte und in starken Bänden drucken ließ. Durch Heine kam der erste Wink, wie mächtig eine Verwaltungsfrage durch poetische Verarbeitung, durch einen glänzenden Witz werden könne, aber Krug, von der theologischen sich zur politischen Gelegenheit wendend, eröffnete zeitig die Perspective, daß Publizistik ohne Geist das Trivialste werden könne, sobald sie nicht streng referirend den Ereignissen auf dem Fuße folgt, und vom Reize der Neuheit noch Vortheile zieht.

Auf der andern Seite bildete sich für das Bestehende philosophisch durch Schelling, rechtshistorisch durch Savigny, eine geistvolle historische Schule. Sie konnte aber keinen durchdringenden Einfluß gewinnen, da ihr im allgemeinen Bewußtsein die allgemeine Sympathie für Liberalismus entgegen, und auf den Schultern, wenn auch noch im Nebel, bereits Hegel stand, welcher Bestehendes und Historisches in größerer Bedeutung faßte.

Mit der Julirevolution geriethen nicht nur alle diese Verbreitungen in Sturm, sondern es wurde auch eine Menge neuer Elemente lebendig, dergestalt, daß an die fünf Jahre alle Literatur mit politischer Wendung sich betheiligte.

In der ersten Zeit von 1830 ging alle Richtung hochfluthend in französischem Liberalismus. Praktischer Staatszweck war Alles, der literarische Ausdruck nur Hilfsmittel hierfür, an sich und in anderer Beziehung gleichgültig. Rotteck, Welcker, Wirth, Siebenpfeiffer, König in Hannover, Wilhelm Schulz in Hessen waren Hauptsprecher, denen sich für das belletristische Publikum Börne mit bis dahin unerhörter Macht der kleinen Darstellung des zugeschmiedeten, talentvollen Wortes und des bellettristischen Kriegsausdruckes anschloß, dem Wesentlichen nach anschloß, wenn er auch in Behauptung des abstrakten Gesellschaftsideals Alle über-

bot. Eben so war auch unter den vorher Genannten Verschiedenheit, deren Darstellung mehr in eine politische Geschichte als hierher gehört, wo das literarische Moment die Hauptsache. So trennte sich Wirth in Hauptpunkten vom französischen Liberalismus, und dessen schonungslose „deutsche Tribüne" war an Kraft popularer Darstellung den Meisten überlegen. Wilhelm Schulz zeigte in einem Buche über Deutschlands Einheit ein ebenfalls nicht unbedeutendes und feiner gebildetes Talent. Diese Leute sind großentheils durch ihren Konflikt mit den Regierungen ihrer Freiheit verlustig gegangen, und eine weitere Manifestation dieser Richtung durch die Schrift ist nicht erfolgt. In Thätigkeit geblieben und Hauptrepräsentant dieses Liberalismus, so weit er sich in freier konstitutioneller Form fortbewegen und zum Weiteren gestalten will, ist Rotteck. Dessen Vernunftrecht gehört in die Analogie der Rousseau'schen Epoche, und ist in wissenschaftlicher Begründung vor neuen Formen in den Hintergrund getreten.

Charakteristische Schattirungen dieses allgemeinen Zugs zeigten sich in Würtemberg und in Hannover. Die Hauptvertreter dafür sind dort Paul Pfizer, hier Dahlmann geworden. Pfizer hat im „Briefwechsel zweier Deutschen" die Politik des abstrakten Idealismus mit geistreicher Spekulation auf vorliegende Bedingungen angewendet, und im Unterschiede von der Abstraktionspolitik diesen Bedingungen eine mitleitende Stimme eingeräumt. Dahlmann in seiner „Politik" hat dem historischen Rechtsverhältnisse noch ausgedehnteren Einfluß gestattet, und in diesem Sinne das Hannöver'sche Staatsgrundgesetz 1833 zum Gesetz gefördert. Um so merkwürdiger ist die Stellung geworden, als er 1837 bei Aufhebung jenes Grundgesetzes in die entschiedenste Hannöver'sche Opposition und unter die sieben verbannten Professoren gerieth.

Durchaus vorherrschend in aller Literatur bis zum Jahre 1835 war aber der abstrakte Liberalismus, alle Journalistik war davon erfüllt, der kurze, abbrechende Styl, die beliebige, bloß geistreiche Mischung der Stoffe ging journalistischen Tones in alle Schrift über. Individuelle Modifikation schien machtlos, machtlos und ganz vereinzelt schien schriftliche Gegenwirkung. Unter jener Modifikation kann der Holsteiner Publizist Hege-

wisch aufgeführt werden, der unter dem Namen Franz Balisch in überströmender Weise eigen gebildete Ideale des Liberalismus entwickelte; Rehberg, der in trockener Verständigkeit liberalisirte. Unter dieser Gegenwirkung macht sich das Berliner politische Wochenblatt unter den Auspicien Jarke's bemerklich, welches mit auffallendem Widerspruche, bald nach der Julirevolution, sich gegen alle Tendenz der Zeit erhob, nicht bloß gegen einzelne Parteien oder Konsequenzen in ihr. Es hält sich im anderen Extreme an die äußerste Konsequenz des historischen Buchstabens, und lebt in der Forderung jener einigen Gedanken- und Zustandswelt, aus deren Uneinswerden alle Bewegung der neuen Geschichte entsprungen ist. Da die Geschichtsentwickelung sich schwer auf einen bestimmten Einzelnzweck hin fesseln läßt, so scheint es leichter, ihre Berechtigung zu unvorhergesehener Wendung überhaupt zu läugnen, und das ist denn schwächer oder stärker in allen Krisen der Zeit geschehen, und hat den Fortschritt immer genöthigt, sich tiefer zu begründen.

Die Hegel'sche Welt hat sich für dieses Thema im Hintergrunde erhalten, wiewohl Hegel selbst mit ganz entschiedenen Urtheilen gar nicht zurückhielt, und in seinen Schriften auch streng publizistische Arbeiten zu finden sind. Die Macht der Folgerung aus seinen Kategorieen wuchs ihm eigentlich in diesem so leicht herausfordernden Punkt über das Haupt. Die Schüler, der rascheren Jugendwelt zum Theil angehörig, folgerten über seine Sympathieen hinaus, und es wuchs und wucherte da eine noch gar nicht offenbarte Welt des publizistischen Gedankens, welche aus der eigenthümlichen Philosophie des Rechts und der Geschichte gar eigenthümlich eines Tages hervortreten kann, sobald ein energischer Genius daran tritt. Was in einzelnen Sätzen während der politisch stürmischen Zeit hin- und herwanderte als gehaßtes oder beliebtes Schiboleth, wollte in seiner Vereinzelung wenig sagen, ward mißverstanden, oder verunstaltet, und war nur ein Flaggenspiel gegen das im verdeckten Schiffsraume vorbereitete Treffen. Als Vorbereitung in verschlossenen Denkverhältnissen ist der Hegel'sche Gedanke nach dieser Richtung übrigens für Norddeutschland dennoch bereits von großer Macht gewesen. Er hat die Politik der Aperçüs gelähmt im Günstigen und Ungünstigen, und wir haben aller Wahrscheinlichkeit nach das neue System

publizistischen Gedankens, welches sich nach Beseitigung der Extreme, und nachdem unerwartet auch die kirchlichen Fragen in die Mischung getreten sind, aus diesem Kreise zu erwarten.

Für einen gebildeten Uebergang aus dem schonungslosen Kriegszustande in der Publizistik ist von anderer Seite seit 1835 auch Einiges geschehen, und es hat sich dabei namentlich Gustav Schlesier ausgezeichnet, der in einem ersten Bande „deutscher Studien", welcher die „oberdeutschen Staaten und Stämme" in's Auge faßt, gegen die Extreme der abstrakten Politik in versöhnlicher Weise ankämpft, und die charakteristischen Hilfsmittel für alle Kombination und für die Allgemeinheit der Idee in Anspruch nimmt. Für solche Richtung ist theilnehmendes Eingehen zu wünschen, da sie sich in Form allgemein zugänglichen Raisonnements durchaus geneigt darstellt, keinen Fortschritt einer oberflächlichen Ausgleichung zu opfern, und nur innerhalb überzeugender Wissenschaftlichkeit eine Vermittelung der Extreme zu bewirken, die Ancillon einst mehr in gemüthlicher Umbiegung der Schärfen erreichbar glaubte. Der jüngeren Literatur, aus deren Verzweigung diese Vorschläge entstanden sind, würde es von großem Vortheile sein, wenn sie durch solche Wendung dem gereizten Tone entnommen würde, und wenn strenge Terrain-Grenzen in Form und Stoff wieder einträten. Denn durch Betheiligung aller Schrift mit politischer Sympathie und Antipathie ist das Unglück entstanden, daß auch die Kombinationen in künstlerischer Form von vornherein dem polizeilichen Maßstabe unterworfen worden sind. Regsame Talente publizistischer Art und aller derjenigen Art, welche in Statistik, politischer Historie ꝛc. damit zusammenhängt, Talente, wie Bülau's, Schöns, Kolbs und anderer Redakteure wichtiger Zeitungen, sind unabläßig und vorherrschend auch unbefangen thätig, alle Hilfsmittel für eine neue Manifestation des publizistischen Gedankens zu beschaffen. Wie eine geistvolle Säure, ätzend, zersetzend, um in seiner Art zu reden, wirkt der Baron v. Eckstein durch seine Artikel in der allgemeinen Zeitung, mehr ein Symptom der Zeit, als eine That. Das Bedürfniß einer poetischen Ganzheit spricht sich neuerdings kaum irgendwo ärgerlicher, geistreicher, wahlloser und doch unmächtiger aus, als in diesem Manne, welcher ein erschreckendes Talent besitzt, alle talentvolle Bestrebung, alle geschichtliche Nota-

bilität durch Schilderung zu zerreiben, und die Lücken einer Prosazeit, die Konsequenzen aller Einzelnheit nach der Oede hin zu zeigen. Dem Wesen nach sich dem Katholizismus anschließend und doch dessen Unpassendheit neben allem Fortschritte mehr empfindend, als gestehend, ist er genöthigt, bei aller Erscheinung des Tages den Geist zu spielen, welcher stets verneint, und verneinend einzugestehen, daß er die neuen Stützen eines Aufbaues nicht übersehen und zusammenstellen könne.

33.

Die junge Literatur.

Eine ſolche wird es immer geben, ein Modernes wird immer da ſein. Inſofern ſind ſolche Bezeichnungen mißlich. Aber es ereignet ſich doch, daß eine Epoche größeren Nachdruck auf ihre Jugend legt, als die andere, daß eben die Jugend zum Unterſcheidungsworte genommen wird. Und dies geſchah in den dreißiger Jahren in politiſcher und literariſcher Bezeichnung durch die wichtigſten Länder Europa's. Jeune, giovine, jung war eine Parole geworden, die viel Unreifes bezeichnen half, aber den lebendigſten Schwung der Zeit in ſich begriff.

Es ſind uns nun freilich nicht bloß die vorzugsweiſe ſogenannten jungen Literaten übrig, mancher alte Herr, ja mancher, den während vorliegender Abtheilung in Paragraphen der Finger des Todes berührt hat, ſoll noch unter oder doch neben der Fahne junger Literatur aufgeführt werden. Mancher ebenfalls, der nur im Zorne eine mit junger Literatur verwandte Faſer an ſich nachgewieſen ſehen möchte. Denn allerdings iſt es für literarhiſtoriſche Eintheilung hinreichend, wenn ſich ein einzelner, aber ſtarker Lebenstheil als verwandt bekundet.

Worin beſteht nun das charakteriſtiſche Moment einer jungen Literatur? Worin das Moment eines Fortſchrittverſuches, deſſen ſie ſich rühmt? Iſt das Terrain ein religioſes? Nein, auch hiefür iſt Freiheit das Hauptmoment. Freiheit iſt das Wort des Mittelpunktes. Nicht gebunden, ſondern gelöst ſoll werden. Die revolutionäre Betheiligung iſt tief im wohnend, die Proſa un-

verkennbar. Aber die Prosa ist voll poetischen Scheines, weil sie rhetorisch, oder weil sie in Einigen romantisch spekulativ Kombinationen späterer Dichtung vorausnimmt.

Mit dem Worte Freiheit wird indessen zu Viel und zu Wenig ausgedrückt. Man sieht denn auch in dieser Epoche mancherlei Theile berührt. Uebereinstimmend mit dem Zeitgeschmacke die politische, und großentheils wieder in Opposition mit dieser eine sittliche Freiheit. In Opposition mit dem Politiker, denn dieser hat das zunächst Zweckmäßige im Auge, und vermeidet, was seinem Plane die Perspektive unbestimmter Bedenklichkeit beifügt. Wir sehen in diesem Punkte überraschende Trennungen unter der Freiheitsfahne. Börne, der äußerste Posten in Betreff politischer Freiheit, ist ausschließender Vertheidiger des Alten, wo es die Frage sittlicher Freiheit berührt. Dasselbe findet sich umgekehrt: Immermann verlangt strenges Maß in politischer Frage, und wird der sittlichen Frage große Freiheit der Spekulation gestatten. So durchkreuzen sich die Punkte noch in anderem Verhältnisse, und es wird der Zukunft vorbehalten sein müssen, eine Einheit darzustellen, die in der jetzigen Literatur noch durchaus vermißt wird, selbst in der officiell zusammengestellten Partie des jungen Deutschlands vermißt wird. Ginge man auch über Politik und Sittlichkeit nicht auseinander, die Freiheitsfrage im gebildeten Urtheile bliebe immer übrig, und zeigte neben so verschiedenen Persönlichkeiten, daß eine literarische Zusammenfassung unter dem weiten Worte Freiheit eine mißliche sei, und sich nur provisorisch bilden könne.

Es muß also in Aussicht gestellt werden, daß sich über jene Allgemeinheit des Interesses hinaus noch charakteristische Unterschiede auszubilden haben. Und auf diesem Punkte der Ansicht wird es nicht wie ein Uebel, sondern wie ein Vortheil erscheinen, daß sich in der jungen Literatur so viel Zwietracht und Spaltung entwickelt.

Jenes sittliche Moment der Freiheit und der Neugestaltung hat sich nun besonders, selten fein, meist herausfordernd, in Fragen über das Weib, über die Ehe, und über alles, was damit in Berührung kommt, geäußert, in Fragen, die man gern unter dem allgemeinen Titel socialer Fragen begreift, da sie alle die Gesellschaft mehr oder weniger berühren.

Wie die Literatur darauf geleitet wurde, kann im Vorhergehenden ersehen werden, wo seit der Reformation alle Entwickelung als darauf hinzielend dargestellt wurde. Wenn zunächst Rousseau und die Revolution Veranlassungen genannt werden, so befremdet das Niemand, es liegt auf der Hand. Aber es genügt auch nicht. Die socialen Ideale der jungen Literatur sind feiner, gebildeter und reicher als diejenigen, welche Emil und der Pariser Kultus der Vernunft bot. Andere Erbtheile hatten noch beigesteuert. Aller feinere Theil stammt von Goethe, und die systematische Neigung von Hegel, so auffallend dies auch klingen mag, da man geneigt ist, diese Namen nur im Geleite strenger Erhaltungsprinzipien zu nennen. Goethe ist aber eine unermeßliche Welt sittlicher Reform, weil er eine wirklich unermessene Welt des sittlichen Standpunktes ist. Er eroberte der Person, der Situation ihr eigenes Recht. Wer hat das unter Abschluß gebracht, und damit einer weltgroßen Beweglichkeit des Urtheils ein abschließendes Maß gesteckt? Hegel hat es in so grandioser Weise versucht, daß sich zunächst das meiste Streben um ihn gesammelt hat, auch in feindlicher Weise.

Darum ist alle junge Literatur in einem Abstammungsverhältnisse zu diesen beiden Männern. Natürlich ist dies Abstammungsverhältniß nicht die ganze junge Literatur. Der Erbe hat Ahnherren, aber er ist mit und außer ihnen noch ein ganz Eigenes. Es sind neue, eigene Persönlichkeiten da, es ist eine Summe in der Zeit entstanden, die noch etwas ganz Anderes ist als jeder einzelne Bestandtheil, woraus sie sich gebildet, die Zeit und das Terrain haben mit neuer Situation Leidenschaft, Neigung und Hervorbringung anders gewendet.

So wird man das Goethe'sche Element am Breitesten vertheilt finden. Schriftsteller dieser letzten Epoche, in denen sich scheinbar gar Nichts von reformatorischer Bewegung verräth, leben und weben in Goethe'scher Billigkeit, und in jenem Goethe'schen Geschmacke, der für das Neue ein neues und dennoch berechenbares Gesetz verstattet. Sie sind dadurch modern betheiligt. Andere, die leidenschaftliches Vorurtheil für neue Gemeinplätze hegen, die in Goethe nur widerstrebend den überlegenen Künstler anerkennen, und die den Goethe'schen Lebenspunkt des tausendfachen Eigengesetzes mit Füßen treten, sie sind ihm

zugethan und unterthan in jener unabhängigen Aneignung alles dessen, was irgendwo in Geschichte und Welt dem menschlichen Reize Günstiges sich gezeigt oder begeben hat.

So wird man von Hegel sagen mögen, da dessen Schrift erst kürzlich in Druck erschienen ist: es hat sich das Meiste unabhängig von ihm erzeugt, da sich die frühe Wirkung durch diejenigen, welche ihn gehört, schwer nachweisen läßt. Man wird sich entschlossen darauf stellen, daß begabten Menschen, die scharf zusehen, aus einer gemeinsamen Atmosphäre gemeinsame Maximen und Resultate entstehen, auch wenn kein gegenseitiger Austausch statt findet. Ist es denn nothwendig die Vaterschaft, ist es nicht genügend, die Verwandtschaft nachzuweisen? Die Ueberraschung legab sich, da Hegel im Druck erschien, daß außerordentlich viel in gleicher Endschaft vor Augen lag, was von leichtsinniger Belletristik beregt und nun von tiefsinniger Philosophie bewiesen war. Das gilt natürlich nur, wenn ein vorsichtiges Verständniß vorausgesetzt ist, und weniger in Bezug auf Gesellschaft, als auf Maximen des Schlusses, des Geschmackes und in Bezug auf Geltendmachung des Diesseits.

Dies Alles wird für den inneren Umkreis junger Literatur in Rede kommen und erwogen sein müssen, ehe man an die revolutionäre Poesie Lord Byrons und die daneben ganz eigenthümliche und unerwartete poetische Mischung Heine's denkt, welche das Herz einer jungen Zeit so weit in Gährung gebracht hatten, daß politischer Sturm und Börne's rasche Fassung genügender Anstoß wurden für die Entfesselung junger Literatur-Elemente.

Deßhalb ist die Julirevolution nur ein Grenzpfahl, nicht ein Ursprung, wie man gern glaubt. Eben so wenig sind die französischen Romantiker von erheblicher Wichtigkeit. Die deutsche Art junger Literatur ist nicht ohne Verwandtschaft mit jener jungen französischen, aber das verwandte Blut stammt nur aus ähnlicher Anregung der Zeit, ein Abhängigkeits-Verhältniß im Ursprunge findet gar nicht statt, und die Einwirkung im Fortgange ist sehr gering.

Deßhalb ist unter junger Literatur keineswegs bloß das zu suchen, was diesseits der Julirevolution aufgetreten ist. Allerdings liegen jenseits derselben alle diejenigen Schriftsteller, welche

der Konsequenz junger Literatur ferner stehen, und in so fern wird jenes historische Ereigniß ein Grenzstein. Wir haben denn auch mit denjenigen Autoren anzuheben, welche in jener früheren Zeit auftraten und ansprachen, und denen nicht darum zu thun war, oder denen es nicht gelang, in die Krisis junger Literatur einzugreifen. Es sind aus den früheren Kapiteln nur solche übrig, bei denen irgendwie neue Form und Wendung oder ein tieferes, oft nur einzelnes Moment dem charakteristischen Wesen junger Literatur begegnet. An sie schließt sich die Zahl neuer Schriftsteller, die zu neu sind, um alten Abtheilungen anzugehören, und doch zu undeutlich ausgesprochener Physiognomie, um der gewissermaßen officiellen Reihe junger Literatur einverleibt zu sein. Das Verhältniß zu dieser wird sich bei jedem Einzelnen deutlich genug bieten, und es soll [illegible] so unbefangen nachgetrachtet sein, daß Kategorieen-Gewaltsamkeit vermieden bleibe. Nach diesem Vorspiele erst, worin fr[illegible] Talente bewegen, die an gedrängter Kraft den Meisten officiell junger Literatur überlegen sind, kann der streng historische Verlauf dargestellt werden, welchen diese Literaturabtheilung so überraschend schnell und so auffallend auch äußerlich gefunden hat. Die politische Krisis nämlich, welche mit der Julirevolution in die Literatur trat, steigerte eine völlige Herausforderung mit neuen Maßstäben. Was sich nun darin voranstellte, ward durch Polizeiausspruch zusammengethan unter dem officiellen Namen: „junges Deutschland" oder „junge Literatur", und als eine der Gesellschaft „bedrohliche Gemeinschaft nach Vergangenheit und Zukunft verboten. Dies geschah gegen Ende von 1835 und seit der Zeit wurden die dahin gezählten Autoren vorzugsweise oder ausschließlich als junge Literatur unaufhörlich besprochen.

An sie schließt sich noch einiges Entsprechende und in Verwandtschaft Widersprechende an, was noch mehr in bloßen Anfängen aufgetreten ist, und dessen weitere Ausbildung abgewartet werden muß, soll nicht Literaturgeschichte ruhelos in die Embryonen der Tagesschrift gezogen sein. Dieser Vorsicht entsprechend kann auch jeder schriftstellerische Umkreis in diesem Abschnitte mehr angedeutet als durch Kritik erledigt werden, da den meisten dieser Autoren die Bahn erst geöffnet, nicht geschlossen ist.

Auf die zwanziger Jahre iſt zu blicken. Was von dem verwehenden Hauche der Romantik noch angeweht war, iſt oben ſchon bezeichnet. Ein unausgeſprochener innerer Drang nach neuer literariſcher Art ſuchte außerdem einen Ausdruck, ohne ihn und mit ihm eine Gewalt zu finden. Dies war Heine vorbehalten.

Roman und Drama waren Hauptformen, in denen man ſich verſuchte. Hier brach am Späteſten eine neue Kraft hindurch. Der Aufſatz, das einzelne Gedicht zeigten ſich, ihrer Natur nach, geneigter, Verborgenes und doch Erwartetes anzudeuten. So entwickelte ſich Börne an der Theaterkritik, die einen höchſt breiten Raum damaliger Schriftſtellerei in ſich begriff. Das darſtellbare Drama ſelbſt erhob ſich nirgends über die Mittelmäßigkeit, und war begnügt, dem Bedürfniſſe theatraliſcher Unterhaltung mit einer leidlichen, wenn's hoch ging, hübſchen Manier abzuhelfen. Die Albini, Holbein, Angely, letzterer nur ein ſ[illegible]rer Nachbildner des Auslandes, bezeichnen dieſen mittelmäßigen Schlendrian, welchen das tägliche Repertoire braucht. Man unterhielt ſich ohne weitere Wahl. Töpfer bezeichnet ſchon eine höhere Stufe, für das heitere Intriguenſpiel eigen erfindend. Deinhardſtein, v. Holtei zeichneten ſich durch Genrebilder aus. Holtei's Singſpiele, von denen die Lenore ſo wirkſam war, kamen aus einem klangreichen, eigen-poetiſchen Leben, jedes hat einen klingenden Mittelpunkt. Man wirft ihm vor, daß er alten Melodieen alle Wirkung verdanke. Als ob es nicht ein Talent wäre, dem vergeſſenen Tone ein noch inne wohnendes Leben abzuſehen. Holtei hat neuerer Zeit am Reichlichſten für Poſtreiter, Wanderleute, geſellige Sänger geſorgt, und was das Volk in ſeine tägliche Theilnahme aufnimmt, iſt niemals kernloſer Art. Weniger ſchöpferiſch, meiſt fremden Originalen nachbildend, aber darin von einer bemerkenswerthen Beweglichkeit, iſt Carl Blum. Dem Auslande entgegenkommend, hat ſich vor aller leichteren Waare Kaufmann hervorgethan durch eine überaus ſorgfältige Ueberſetzung Shakeſpeare's. Senft hat uns das ernſthafte und verdienſtliche Brüten über dem engliſchen Drama neuerdings wenig lebendige Folge gezeigt. Etwas hiſtoriſche Kenntniß der Art verleitet gar leicht, ſich mit unzureichendem Talente über alles leicht Schöpferiſche zu überheben. Da wird ohne wirkliche Einſicht

in's Weſen unfruchtbar über den Verfall der Bühne geklagt, und unverdiente Theilnahme für Schülerei in Anſpruch genommen. Die ſtrengen fünf Akte, die Jamben, der Narr und all die überlieferte Konvention erwecken nichts, und der von dieſer Seite hochmüthig verachtete Erfolg hat mindeſtens in ſeiner praktiſchen Kraft eben ſo viel berechtigten Anſpruch der Auszeichnung als die todte Pflege der Konvention. Dieſe hat ſich beſonders um Tieck geſammelt, aber dahin gehörige Autoren, wie Uechtritz, ſind mit „Alexander und Darius", mit „die Babylonier in Jeruſalem" unwichtig geblieben. Uechtritz, ein ſehr gebildeter, bewegter Kopf, hat ſich dagegen alsbald wirkſam gezeigt, ſo wie er ſich ohne ſklaviſche Rückſicht auf Konvention lebenden Bedürfniſſen zuwendete, und die Düſſeldorfer Malerſchule in freie, dem Fortſchritte in Maßſtäben analoge Betrachtung zog. Von Eduard v. Schenk, dem Dichter bairiſcher Feſtſpiele, der für Eßlair einen Beliſar und einen Albrecht Dürer und ſonſt noch Schauſpiele ſchrieb, iſt ein ſolcher Uebergang in bewegtes Leben nicht zu erwarten, wenn ſich auch im Dürer, gegen dramatiſchen Styl, Kunſtdefinitionen in Verſe ſetzten, und wenn auch Beliſar rhetoriſchen Aufwandes und eindrücklicher Scenen nicht ermangelte. Sie rangen ſich, dem ſtofflichen Herzange folgend, mehr aus dem redſeligen Tone heraus, als daß ſie wie ein bewußtes Eigenthum des Autors erſchienen wären.

Der große politiſche Schlag nun vernichtete auf einmal die Zeit der ausdrucksloſen Theaterkritik, die Zeit der Abendzeitung. Als das Geräuſch ſich zu legen begann, trat hie und da ein bedeutender Geiſt junger Welt an die Theaterſorge. Aber nur an die kritiſche. Manches Geiſtreiche wurde geſagt, aber wenig Förderndes, wie denn dies ſelten geſchehen kann, wo eine Branche in letzter Inſtanz durchaus an den neuen Genius gewieſen iſt. Ohne dieſen mag ſich das Theater, wie manches andere Inſtitut, mit leidlichen Talenten leidlich erhalten; aber aller Schwung wird ihm entſtehen. Wie können mäßige Talente, obenein meiſt Talente, die in Bildung gar nicht auf der Höhe ihrer Zeit ſtehen, wie können ſie innen und außen wirkſame Kunſtprodukte liefern, in denen aller Fortſchritt des handelnden Weltgeiſtes, wenn nicht ausgedrückt, doch zu ſpüren ſein ſoll! An überwältigenden Talenten fehlt es uns ſeit längerer Zeit überall, die Ereigniſſe ſind

seit längerer Zeit größer gewesen als die Personen, und was von beachtenswerthem Talente da iſt, hat ſich bisher der dramatiſchen Praxis nicht genähert. Vielleicht weil es fühlte, daß, um einen nachhaltigen Erfolg auf der Bühne zu gewinnen, die noch in Proſa auseinander ſteuernden Elemente erſt dichter in Maſſen des Intereſſes gedrängt ſein müßten. Sind nicht die Lücken noch klaffend zwiſchen der Spekulation in der Literatur und dem gemiſchten Publikum, was vor die Scene tritt, um gemeinſam bewegt zu werden? Iſt das Bildungsthema ſchon vorhanden, was dem Kaufmannsdiener, dem Officier, dem Gelehrten, dem Künſtler, der Hausfrau und der Salondame gleich geläufig, in allen Spiegelungen verſtändlich und dadurch von Hauſe aus intereſſant wäre? Gewiß nicht. Aber, darf man ſagen, wozu Bildungs-Themata! Große Stoffe ſind zu allen Zeiten aller Welt intereſſant. Wohl. Sie finden das dem vorherrſchende Talent nicht, ſie ruhen für das Auge des Genius, deſſen harren ſie, denn ſie ſind nichts, ſie ſind nur Larven ohne die geniale Form. Scheine dieſe Form noch ſo einfach, ſie koncentrirt die Seele der Zeit in ſich, und wird dadurch wirkſam und ewig. Das mäßige Talent hat ſeine mäßige Gewalt nur im Bildungsthema. Wo der Stoff in's Unerwartete gleitet, da wird es ſchwach, muß ſich forciren um mitzugehen, verunglückt.

Eine Prinzeſſin Amalie von Sachſen iſt neueſter Zeit aufgetreten, und hat das Repertoir mit inhaltsvollen Familienſtücken bereichert. Der Auftritt gab Spannung. Er begegnete zwar den Tendenzen junger Literatur feindlich, aber es geſchah dies in unverkennbarer Beziehung. Die Ausdehnung der Verhältniſſe, wie ſie eine junge Literatur wünſchenswerth zeigt, ſchlug hier direkt in's Gegentheil um. Alles rettete ſich zeitig in Beſchränkung, und zeigte ſich darin heil und beſcheiden. Da die Domeſtiken nach alter Art das große Wort führten, und Wunſch, Aufgabe und Motiv nirgends aus dem alltäglichen Kreiſe der Familie und des Bürgers gingen, auch wenn mit vornehmen Leuten geſpielt wurde, ſo reſignirte man ſich und bezeichnete die Erſcheinung als einen talentvollen Ausſchnitt Iffland'ſcher Art. Dies aber bleibt für die Aufmerkſamkeit auf Modernes beachtenswerth daran: der Plan weicht oft vom konventionellen ab, kehrt und flicht ſich eigen, bewahrt ſich wenigſtens ſelbſtſtändige und

darin neue Nüancen; das Thema ferner nähert sich wenigstens neuen Fragen, wenn es auch schnell, ohne Eingehen darauf, in die überlieferte Entscheidung zurückschreckt, und die Sprache ist so einfach und passend, wie sie ein billiger Geschmack den Brettern zuträglich findet, sie ist praktisch, was im modernen Sinne zunächst für's Schauspiel gewünscht werden mag. Daß sie schärfer sei, würde sogleich gewünscht werden, wenn die Stoffe selbst sich schärfer aus der Gewöhnlichkeit schieden.

Näher an Art und Motive junger Literatur drängt sich Bauernfeld, ein Verfasser von Conversationslustspielen, aus Wien. Er gibt einen oft lockenden Dilettantismus moderner Art, mehr angehaucht von dieser, als durchdrungen. Daß er verwandt und der Sache noch nicht Herr ist, bekundet er deutlich durch Opposition, die er gern einer Figur seiner Stücke gegen moderne Autoren zutheilt, wie Einer, der mit eingestreuten fremden Floskeln gegen Sprachmengerei eifert, sie in der Bekämpfung an den Tag legend. Eine einzelne Figur des Stücks kann, dem Autor unbewußt, das Stück travestiren. Bauernfeld hat alle Nachtheile einer jungen Schriftwelt, die sich aus Interessen, nicht aus Stoffen erbaut. Der Stoff ist ihm dürftig, und eine leichtgewandte Sprache muß darüber hinhelfen. Das Interesse ist außerdem nirgends zur Konsequenz durchgedacht, verläugnet sich, sucht in Nebenbewegungen einen Abschluß. Es setzt an zu ungewöhnlichem Ausgange, reizt dadurch, gibt ihn aber, dem Theaterjargon verfallend, entweder auf, oder entwickelt nicht geistreiche Mittel genug, um ihn gefällig darzustellen. Trotz alledem verdient Bauernfelds Bestrebung aufmunternde Theilnahme. Das Theater wird nicht erweckt durch Theoreme, aber es bereitet sich genialen Thaten vor durch Versuche.

So sind die Bemühungen Lewalds sehr verdienstlich, die vom praktischen Standpunkte ausgehen, und sich ein stattliches Organ in der „Theaterrevüe" gegründet haben. So verdient das seit einigen Jahren erscheinende Taschenbuch von Frank Anerkennung, da es sich das würdigste Neue verschafft, und im Herausgeber selbst ein für Theater praktisches Talent besitzt.

Neuester Zeit ist noch ein Oesterreicher, ein Graf v. Bellinghausen unter dem Namen „Halm" mit dramatischen Arbeiten — „Griseldis" — „der Adept" — „Camoens" — aufgetreten,

von denen Griseldis Aufsehen gemacht hat. Für Oesterreich ist die theatralische Unterhaltung noch wichtiger geblieben, als für das übrige Deutschland. Es ist also natürlich, daß dortige Talente eifriger dem darstellbaren dramatischen Genre nachtrachten. Und Friedrich Halm ist ein sehr beachtenswerthes Talent. Es trat mit allen Anzeichen auf, daß, wenn nicht Großes, doch Interessantes von ihm zu erwarten stehe. Der alte Griseldisstoff war überraschend wirksam gefaßt und gewendet, die Zeitfrage über das Weib in ganz neuer Gruppirung, neu, weil ganz alt und ewig. Man ließ den Mißgriff dahingestellt sein, daß eine unwürdige Aufgabe zum Abgespieltwerden und zur Qual edeln Sinnes sich im ersten Akt aufstelle, und daß Leser oder Zuschauer durch alle Nüancen der Qual hindurchgenöthigt würden, ohne daß ihnen eine wesentliche Ueberraschung, ein Abgehen von dem bloßen Exempel bevorstehen konnte. Man ließ es geschehen, denn es kündigte sich in stattlichem Ausdrucke an, der ganze Wurf hatte etwas von kräftiger Gewandtheit; man grübelte nicht über die Einwirkung, man war froh, einmal eine wirklich lebendige zu empfinden, statt der maskenhaften Raupachs, man freute sich über eine ästhetische Macht, auch wenn sie bei näherer Ansicht ästhetisch unrein heißen mußte. Es war das erste Auftreten eines neuen Namens, wer mag sich da nicht vorwiegend bester Erwartung hingeben! Es folgte der Adept. Es wäre Unrecht, einen Rückschritt darin zu finden. Auch das moderne Verlangen konnte sich beachtet glauben: die Zeit klagt über eine Geldaristokratie, Werner Holm, der Adept, trachtet nach der Goldtinktur, und obwohl er das Arkanum zu großen, zu edeln Zwecken verbrauchen will, er macht und wird nur unglücklich. Ein geistvolles Thema, wenn auch im verschossenen Kleide der Goldmacherei, war talentvoll gewendet, die Scenerie war durch großen Wechsel belebt, die wiederum nicht ausbleibende Qual war in Werners Weise nicht als vorherrschender Eindruck behandelt, den Aehnlichkeiten mit Faust war durch Einschränkung auf ein praktisch Verhältniß möglichst vorgebeugt, die reimvolle Sprache war vorherrschend präcis und selten müßig, niemals konventionell phrasenhaft, in der Handlung war Entschlossenheit. Und dennoch hat das Stück die Erwartung herabgestimmt. Nicht bloß dadurch, daß die Charaktere, grob unterschiedene Klassen, kein neues Geheimniß des Menschen

entwickeln, bei allem praktischen Talente fehlt jener Hauch genialer Frische, dessen allein wir sehnsüchtig harren, und der uns allein Eroberung bringen kann. Hier mögen wir gern zugestehen, daß Vorhandenes würdig benützt, aber mächtig gedichtet ist das zerstreut umherliegende Neue darin noch nicht. Was sich im Drama mit rhetorischer Wirksamkeit ankündigt, gibt darin schon ein Zeugniß, daß die innerliche Macht der That, wie sie des Dramas ist, noch nicht ergriffen wurde. — Camoens ist nur eine Scene, das letzte Schicksal des Dichters bekanntermeise in Skizzirung einiger groben Gegensätze behandelnd. Ist es, wie in Druck gegeben, auch zuletzt geschrieben, so stimmte es unsere Erwartung noch niedriger herab. — Ist uns doch ein weit kühnerer Geist, der sich schon in den letzten zwanziger Jahren dramatisch ankündigte, verloren gegangen. Das war Eduard Arnd, ein Schlesier, der jetzt in der Einsamkeit von Paris lebt. Die „Geschwister von Rimini", „die Edelleute von Venedig" kündigten eine Shakespeare'sche Kraft. Hier reizte Verschwiegenes, Vorausgesetztes so lebhaft, wie das scharf Ausgeschnittene. Der düsteren Lebensansicht, dem Unglauben erwartete man ein siegreiches Gedeihen von der Folge, weil die Pulse so starker Macht darunter fühlbar waren. Noch zeigt sich keine Erfüllung; ein rhetorischer Schimmer, wenn auch energischerer Art, als der Halm'sche, ein Anfang, eine Stimmung, mehr ist es noch nicht geworden. Wie das oft zu geschehen pflegt, wenn ein poetischer Drang sich aus Mangel fortbildender Schöpfung an geschichtliche Charaktere schließt, und sich besonders mit den einfacheren Bedingungen des antiken Charakters entschädigt für das Unvermögen, die erblickte Gährung weiterer Zeit zu bewältigen, so flüchtete auch Arnd zu den Römern, und gab zuletzt eine Tragödie „Cäsar und Pompejus". Sie hatte wohl Pompejus werden sollen, und Cäsar wuchs dem tragischen Mittelpunkte über das Haupt. Dafür reicht allerdings eine poetische Gabe aus, welcher die Charakterstärke das Höchste ist. Aber es ist für uns wenig, wenn die Konturen nicht so unauslöschlich gedeihen, daß sie neben aller sonst festgestellten Geschichtsansicht unauslöschlich bleiben. Einem poetischen Drange, der sich wie der Arnd'sche angekündigt hat, steht dergleichen nur wie eine einstweilige Zuflucht an, da ihm die objective Kunstbedeutung nicht Ziel und Frage ist. Es

iſt ihm auf eine einſtweilige Anſtimmung abgeſehen, wie dies aus ſeinen „Hebräiſchen Melodieen“ zu erkennen iſt, und wir haben vielleicht noch ganz Anderes von ihm zu erwarten, wenn er ſich auch ſchwerlich der engen Bedingung des Theaters fügt.

Dietrich Chriſtian Grabbe.

In erhöhter Bedeutung treten uns dieſe Umſtände bei dem lapidariſchen Dramatiker Grabbe entgegen. Uebergänge, wie ſie alle verſtändliche Erſcheinung heiſcht, ſind ihm zuwider, ſind ihm kaum erreichbar, und doch richtet er ſich auf das Drama, auf das geſchichtliche Drama! Die Kritik hüte ſich, mit geläufiger Kategorie hier umherzufahren. Hier iſt ein Eigenweſen, was arg davon verletzt werden kann. Von ſolchen muß auch die Kritik lernen, ſie wird ſchädlich, wenn ſie auch da bloß lehren will. So geſchieht's dem Genie gegenüber, was der alten Regel oft in's Herz tritt, ſo muß es einem Talente gegenüber geſchehen, was durch Eigenſinn, unförderſames Geſchick und ſtarre Ungeſchicklichkeit ſpröde oder knorrig wird. Da ein Lernen ohne Weiteres aber eben ſo mißlich wäre, wie ein Lehren ohne Weiteres, ſo ſtelle die Kritik zunächſt das Faktiſche ohne raſche Folgerung dar, zeige es möglichſt nackt und unerörtert. Die unbefangene, die naive Darſtellung wohnt in ſolchen Fällen dem geſchichtlichen Heiligthume zunächſt. Wo der Verwitz vermieden wird, da erſcheint wie unmittelbar die reine Kunde, bald mit dieſem, bald mit jenem Punkte hängt und feſtigt ſie ſich an die Vernunft der Zeit, und oft ſchon die nächſte Zukunft hat ein Gebilde des Urtheils, was die Gegenwart nicht haben konnte, ſollte es nicht mit Gefahr eines falſchen erzwungen ſein. Sobald eine Zeit erſt ein Geſammtbild geworden iſt, dann iſt auch alles Einzelne in einem gewiſſen Betrachte ſchon in's Urtheil und zum Urtheile gefügt. Dies iſt das ſtets allmählig ſich aufſchließende Geheimniß der Weltregierung, was man Gerechtigkeit oder Wahrheit der Geſchichte nennt. Sind wir billig vor einem Gemälde, vor einer Moſaik, die noch nicht vollſtändig gefaßt ſind, werden wir

es nicht mehr sein vor einem so wichtigen Bestandtheile der Geschichte wie ein Dichter ist, dessen Zusammenhang und Wirkung so tief und oft so langsam greift?

Ist nicht solche historiographische Geduld unerläßlich, wo erstaunliche Zeichen der Fassungskraft hervorspringen, aber einzeln, gewaltsam, oft verletzend hervorspringen, wo fast alles Verhältniß, welches die Bildung einer Zeit festgestellt, beleidigt, und nicht nur aus Unkenntniß, oft aus Maxime, beleidigt und verkannt wird? Also ist es mit Grabbe. Sein Geschmack, sein Verständniß unserer Literatur, sein Wesen sind befremdlich, sind einseitig, fast nirgends durchgebildet. Demgemäß ist seine Schrift oft forcirt bis zur Karrikatur. Und bei alle dem ist er voll großer Blicke und oft mächtig, so, daß eben das Eine neben dem Andern befremdlich genannt werden darf.

Mißlich erscheint's, hier den Einfluß der Zeit nachzuweisen. Er ist gewiß in starkem Grade hinzugetreten; aber die Scheidung von aller rein persönlichen Art ist bei Grabbe sehr schwer. Denn die Persönlichkeit Grabbe's war von Jugend auf, da sie noch nicht die geringste Kenntniß hatte von den Zerwürfnissen einer in Prosa ringenden Welt, sie war schon im Knaben so widerspenstig, so Byronisch, so modern eigen- und neugesetzlich, wie sie im Jünglinge und Manne sich zeigte, wie sie in den Schriften dauernd geworden ist. Folgert man hier ohne Kenntniß der Grabbe'schen Lebensgeschichte aus der allgemeinen Zeitstimmung, die schon vor Grabbe's erstem Auftreten von Byron getroffen, von Heine überrascht war, so kann man in zuversichtlichem, gebräuchlichem Konstruiren das offenbar Unwahre hervorbringen. Dies leitet dann zum Urtheile, und wie mag alsdann solches Urtheil richtig sein! Möge dieser Fall ein neues Licht auf den geringen Werth der Gervinus'schen Analogie werfen, die noch so viel dreister, willkürlicher, unverläßiger ist, als eine vorsichtige Geschichtsweise, welche in guter Art das Einzelne aus dem Allgemeinen erklärt, oder gar nur erklären hilft.

Bei Grabbe dürfte es höchstens heißen: Als er mit Verstand um sich schauen konnte, da trug die Zeitlage bei, ihm die eigene Anlage zu dissonirenden Gegensätzen als eine passende und würdige zu bezeichnen. Sein schriftstellerischer Beginn reicht in unkundige Jugend zurück, und als er in den zwanziger Jahren

an ein Fertig- und Bekanntmachen des früh Versuchten ging, da fand er in der Zeitstimmung genügenden Anlaß, den jugendlichen Entwurf in aller wesentlichen Grundlinie beizubehalten. Seinem Trotze nach wäre der Gothland auch Gothland geblieben, wenn sich im Sinne der Zeit nichts Entsprechendes gezeigt hätte. Diesen Herzog von Gothland entwarf Grabbe als Gymnasiast, und beinahe zehn Jahre später, 1827, ließ er ihn, nach einiger Ueberarbeitung, aber nicht nach wesentlicher Umarbeitung, drucken. — 1822 und 23 waren die ersten Sachen von Heine erschienen. Wir sehen später, daß beide Dichter zu Berlin in einiger Berührung mit einander gewesen waren. Daraus könnte eben so falsch gefolgert werden, wie aus den Tendenzen der Zeit. Der zerrissene Gegensatz, von dem neuerer Zeit so viel die Rede, war in Grabbe, ehe er eine Zeitendenz oder einen neuen Dichter kannte. Vielleicht, wie wir dies oft erblick, hätte nur Gelegenheit zum Handeln in großen Verhältnissen die zerrissenen Wünsche und Anlagen in ihm harmonisch vereinigt. Dazu bot sich nichts, er wurde kleiner Beamte eines kleinen Staates; zu einer Verarbeitung in Maß, Detail und Schönheit war wenig Anlage, oder doch wenig Wille in ihm vorhanden, und so ergaben sich die Torso's seiner Schrift aus dem Torso, der er selbst bleiben, stürzen und brechen mußte.

Grabbe war 1801 in Detmold geboren. Seine Eltern gehörten zum unscheinbaren Bürgerstande, der Vater scheint brav und nicht weiter bedeutend gewesen zu sein, der Mutter wird Außerordentliches zugewälzt. Duller hat uns einen interessanten Lebensabriß des Dichters gegeben, welcher dem letzten Buche desselben, der Hermannsschlacht, vorgedruckt ist. Darin wird die Mutter zum Hauptquell Grabbe'scher Unbändigkeit gemacht. In nachtheiligem Sinne ist es gemeint, das Gewaltige aber, das, um deßwillen Grabbe in der Literaturgeschichte figurirt, ist darunter mitbegriffen. Die Mutter scheint ein gewaltiges, vielleicht unbändiges, jedenfalls ungebildetes Naturell gewesen zu sein. Wegen Mangels an Bildung sind die mäßigen Kräfte in roher Aeußerung verblieben, oder in bizarre Maximen ausgeartet. Verstocktheit, Trotz, Widerspenstigkeit, falscher Stolz werden am Sohne von ihr hergeleitet, ja das Widerwärtigste einer brutalen Erziehungsweise wird berichtet. Eine solche soll schon das ganz

unmächtige Kind betroffen, und das heranwachsende täglich gesteigert haben. Vielleicht ist darin übertrieben, vielleicht gibt der Landesgebrauch mit den kleinen Kindern leichte Veranlassung zu einem Mißverständnisse; — es ist ein widrig Thema, beim unmächtigen Kinde und beim mächtigen Dichter von spirituosen Getränken zu hören. Alles Verletzende findet sich zusammen: der Sohn selbst soll in der Zerrüttung jugendlichen Mannesalters die Mutter angeklagt haben.

Sei dem, wie ihm wolle, dies unselige Detail ist nicht unseres Interesses, es sei hinreichend, dasselbe berührt zu haben. Wichtig ist es für des Dichters Art, ein grober Hilfsgrund für die Grabbe'sche Forcirtheit. Aber es möge nicht auf den materiellen Theil zu Viel gegründet werden. Das energische Erdtheil des Willens, der Fassung im Grandiosen, es stammt auch aus dem Mutterschoße.

Scheu, widerspenstig, aber unter Zeichen innerer Gewalt, wächst der Knabe auf, und, wie erwähnt, noch auf der Schule, mit neunzehn Jahren, entwirft er den Gothland. Die frühesten Versuche, welche vom sechszehnten Jahre stammen, sind verwüstet. Duller nennt Aristophanes und Shakespeare als solche, die dem Jünglinge Eindruck und Vorbild gewesen. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß er Byron erst später kennen gelernt habe. Auch bei Heine erfahren wir, daß Byron nicht Veranlassung zu der verwandten Dichtweise wird, wie man, passend pragmatisirend, so gerne annimmt.

Mit den Bruchstücken des Gothland, also mit dem ganzen Kerne seiner dichterischen Art, trat Grabbe 1820 in die Welt, die Universität Leipzig beziehend, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Dies that er besonders in Bezug auf den historischen Theil dieser Wissenschaft. Zugleich erwachen die ungestümsten Anforderungen an die Genüsse des Lebens. Die freie Welt des Theaterlebens lockt ihn dergestalt, daß er Schauspieler werden will; schmerzhafte Folgen wilder Lebensweise werfen ihn danieder, der starke Geist ringt gegen Folgen, die das Gewissen stacheln, und in solch krampfhafter Pein vollendet er den Gothland.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Leipzig geht er 1822 nach Berlin, vornämlich um Savigny zu hören. Hier sehen wir viel literarischen Austausch um ihn, und manchen stofflichen Einfluß.

der später in ihm wirksam wird. Grabbe hört bei Raumer, bei dem Historiker der Hohenstaufen, deren Dramatiker Grabbe werden wollte. Es zeigt sich eine literarische Gesellschaft, die bei Punsch und reizbarem Sinne allerlei Genialität betreibt. Von bekannten Dichtern werden Heine, Grabbe, Uechtritz, Köchy als Theilnehmer genannt. Die beiden Haupttalente erscheinen indessen am redekargsten nur im Hintergrunde. Grabbe war in Berlin von ökonomischem Mangel oft bis zum Aeußersten gedrückt, und macht den unheimlichen Eindruck eines verbissenen, verschlossenen, innerlich zernagten Geschöpfes, das nur bei einbrechender Nacht aus der unheimlichen Wohnstätte herabsteigt auf die Straßen. Das Theater reizt ihn noch, und er hat hier noch einmal dazu treten wollen. Die Shakespeare'schen Stücke, die hier gegeben werden, sind der einzige Trost, aus dem er die eigene dichterische Art lebendig erhält und Unwillen saugt gegen eine Welt, die nicht in so starken Zügen dem menschlichen Willen Raum gibt.

Aus der Universitätszeit Grabbe's stammen noch die kleinen Sachen: „Nanette und Marie" — „Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung" — die Fragmente von „Marius und Sulla" — der Aufsatz „über Shakespearomanie" und das Mährchen „Aschenbrödel", welches erst so spät neben Hannibal gedruckt wurde, und sich dadurch eine herbere Beurtheilung zuzog.

Es ist einem leidlichen Talente nicht schwer, Anfänge, Fragmente, Scenen, einen Aufsatz zu geben, der durch außerordentliche Winke überrascht, durch ungewöhnliche Einzelnheiten lockt. Ohne Talent, ohne Phantasie und eine scharfe Eigenheit des Gedankens kann dies allerdings niemals geschehen. Aber wir sollen uns auch nicht läugnen, daß damit noch nicht viel geschehen sei. Von einer organischen Schöpfung ist es noch weit entfernt, und sie allein ist ein Zeichen reifer Wirksamkeit und wird ein Mittel zu tiefer und dauernder Wirkung. Wir werden ihr bei Grabbe leider nicht begegnen. Der Anfang stolzer Fragmente steigert sich, Scenen, Umrisse in nackter Zeichnung werden allenfalls noch mächtiger. Aber eine organische Durchgewirktheit bleibt immer fern; nach und nach erstarrt die bloße Skizze des Umrisses zur Manier, und am Ende, wo das lodernde Jugendfeuer durch allgemeinen und deshalb unwahren Zorn ersetzt werden soll, streift sie nah an die Frage.

Nach der Universitätszeit verweilte Grabbe noch einige Zeit in Dresden, Tiecks Theilnahme suchend und findend. Der dem Gothland vorgedruckte Brief gibt Zeugniß davon. Alsdann kehrt er in die Heimath und beginnt mit leidenschaftlicher Theilnahme die praktisch-juristische Laufbahn. Diese Theilnahme dauert zwei Jahre, und an ihrer Grenze steht plötzlich der Ekel. Sei's die innerlichste Unruhe des Grabbe'schen Wesens, sei's die Hast der Gegensätze, worin ihm besonders aller Reiz lag, sei's ein Schiller'scher Idealismus, welcher Grabbe einwohnte, und welcher für alles zunächst Nothwendige blind und ungerecht war, sei's der Uebelstand winziger Staatsverhältnisse, der alle Aussicht auf Wirkung und Macht in's Unbedeutende zusammendrückte, sei's dies Alles, eine mangelhafte Durchbildung ward das nächste Ergebniß, und dies zerrieb uns ein Talent, welchem gerechterweise große Hoffnungen zugewendet waren.

Als Hoffnung, als Versprechen figurirt denn auch Grabbe in unserer Literatur. Wo dies einem andern Talente das Weitere erwecken wird, das wird vielleicht niemals deutlich. Wer bezeichnet den Sonnenblick, welcher eine Blume plötzlich geöffnet hat! Ein voller Tag war es nicht, an dessen Einwirkung man gern und klar zurück dächte. So übersehen wir jetzt, daß jene grundlose Verachtung gegen eine vorher gern betriebene Wissenschaft uns bei Grabbe das traurige Anzeichen wurde, es sei nichts Organisches, nichts Volles von ihm zu erwarten. Welcher Wechsel, welche Grillen Uebergänge gestattet nicht der billige Historiker dem Genius! Aber es gibt denn doch Zeichen, die er nicht mehr dem Genius, sondern der Kaprice, und der unwahren Uebertreibung zuschreiben darf. Dazu zwingt Grabbe. Fast möchte man bei ihm die unhistorische Aeußerung hinzusetzen: es wäre nichts Besseres oder Größeres aus ihm geworden, wenn sich auch Fürst und Regierung all seinen plötzlich auffahrenden Idiosynkrasieen nachgiebig gefügt hätten. Und sie waren ihm lange gefällig. 1827 erschienen zum ersten Male jene dramatischen Dichtungen von Grabbe, deren schon erwähnt ist, und bald darauf wurde er, in überraschender Beförderung, Auditeur. Nun war der juristische Beruf ihm wieder hoch in Ehren neben den Lockungen dichterischen Ruhmes, und es beginnt des unglücklichen Mannes glücklichste Zeit. Sie dauert von 1827 bis 1831. In

diesen Jahren schreibt er „Don Juan“ und „Faust“ — „Barbarossa“ — „Heinrich VI.“ — „die hundert Tage“ — und den Anfang eines „Kosciusko“, der verloren gegangen ist; sie sind aber auch hinreichend, alle Fähigkeit zu Glück und That in Grabbe aufzureiben. Eine Ehe der Neigung, die durch überraschende Zufälle möglich geworden, verliert Macht und Reiz, der Körper zerfällt nach einer Pariser Erholungsreise, das Amt peinigt durch aufwachsende Arbeitsreste, der falsche Stolz und die Grabbe'sche Unwahrheit verschleudern ein Amt, in welchem man ihm so viel als möglich nachgesehen hatte. Diese Zerstörung ist 1834 vollendet, und wir sehen ihn unstät allein in die Welt hinausziehen, in allem Betracht ein Abbild dessen, was man ein wüstes Genie nennt. Er lebt eine Zeit lang in Frankfurt. Dorthin brachte er bereits den „Hannibal“ mit, und dort änderte er ihn so lange, bis er, steinern in jeder Bewegung, zum Drucke reif sei. In der übeln Detmolder-Zeit, von 1831 an, soll er außer diesem Drama einen Roman „Ranudr“ bis gegen das Ende geschrieben haben. Wegen fehlerhafter Abschrift habe er ihn zurückgelegt, am Ende sei er entwendet worden. Das klingt so übertreibend und unwahr Grabbisch, daß keine Sicherheit darin zu suchen ist. In der That das Wahrscheinlichste möchte sein, daß Grabbe an der Komposition eines Romans verzweifelt sei. Solche Form verlangt Uebergänge und feinere Lösungen, die einem massiven Talente, wie dem seinigen, von Hause aus nicht geläufig waren, und wie wären sie ihm geläufig worden, da er nie an eine Ausgleichung der Gegensätze gedacht, diese vielmehr mit Hilfe des Talentes immer klaffender auseinander gerissen hatte, und wie wären ihm feinere Lösungen und Uebergänge zur Hand gekommen, der selbst unheilbar darnieder lag an dem alltäglichsten Gegensatze! Seine Frau leitet wohl auf das Richtigste, wenn sie sagt, Grabbe sei über den Schluß des Romans nicht auf's Reine gekommen. Er zog, wie für seine Dramata scenenweise, bald aus diesem, bald aus jenem Theile des Stücks gearbeitet haben, — diese barocken Erscheinungen fahren hervor und verschwinden im Drama, der Leser ergänzt, und wofür sich keine Folge gewinnen lassen will, da fügt er sich der überlegen genialen Art des Autors. So dramatisch mag Ranudr in Papierfetzen nach Grabbe's Weise partienweise

da gewesen sein. Sollte das nun aber Roman werden, so fehlte jener Schluß regelmäßig aufgenommener Motive, der Schluß einer Bildung, der knüpfen und lösen sollte ohne Gewaltsamkeit. Solch ein Schluß mußte einer aufgelösten Kraft unbequem sein. Solche Kraft mag sich wohl noch, und auch noch mächtig, wenn ihr so viel Macht des Ursprungs inne wohnt, sie mag sich noch überraschend ausdrücken im Hinwurf einer Scene, oder eines Umrisses; aber eines gleichmäßigen Flusses, der überall Bewegung und Tiefe hat, und überall bewegt und tief mit Ursprung und Ende zusammenhängt, und allen Sonnenschein und vorüberfliegenden Schatten klar und ungestört aufnimmt, einer innerlich reich verbundenen Folge ist jene aufgelöste Kraft nicht mehr mächtig.

Es war deßhalb kein Wunder, daß Grabbe's letzte Sachen immer härter und immer gröberen Striches wurden. So ist's mit Hannibal, so mit der Hermannsschlacht, die er fragmentarisch zuletzt schrieb. Von Frankfurt nämlich ging er nach Düsseldorf und flackerte noch einmal in einer lebhaften Anregung auf. Immermann zeigte ihm freundschaftlichen Antheil, ein gutes Theater, was dieser in Düsseldorf erschaffen und gepflegt, bot erweckende Unterhaltung. Grabbe schrieb jene Skizzen, die unter dem Titel „Ueber das Düsseldorfer Theater" gesammelt sind, er schrieb Scenen seiner Hermannsschlacht.

Aber es glückte auch in diesen Verhältnissen kein Gedeihen: Grabbe war der Auflösung verfallen. Der immer mächtig wellende Geist griff wie zu eigener Stärkung immer noch nach aufregenden Scenen umher; auch Alexander der Große ward dazu erwählt, für einen Eulenspiegel schrieb er Skizzen auf, und die Hermannsschlacht ward völliger. Vertrauter Umgang mit einem Musiker, Norbert Burgmüller, soll ihn auch zur Abfassung eines Operntextes vermocht haben: „der Cid", von welchem wir nichts als den Titel wissen. Außer Duller haben die „Jahrbücher für Drama" ꝛc., von Ernst Willkomm redigirt, Nachrichten über die letzte Zeit des Grabbe'schen Details mitgetheilt, welche denen zuzuweisen sind, die besonderes Interesse an dem Untergange dieser gewaltthätigen Natur nehmen. Diese Natur erinnert nirgends an einen regelmäßig wachsenden und producirenden Theil der Erde, an einen Baum, einen Berg und dergleichen, sie entspricht

aber vielfach dem Charakter eines Vulkanes, der unregelmäßig, ruckweise zum Vorschein bringt, und sich erschöpft, ohne irgendwie eine Regel, eine Dauer zu bezeichnen.

Wie wichtig denn auch Grabbe in der jungen Literatur erscheinen könnte, da er nicht nur im Einzelnen Neues zu erregen und zu bilden versuchte, sondern sogar als Totalität eine gewaltige Neuheit zu sein trachtete, wie blendend dies dem Ausländer erscheinen könnte, Grabbe ist doch in der Nähe nachweisbar gar keine Veranlassung, noch weniger ein Vorbild für junge Literatur geworden. Eben weil alle organische Bildung gebrach, konnte nichts von ihm abgeleitet werden. Sich ihm hinzugeben, hinderte der oft hervorbrechende rohe Beigeschmack. So hat man stets mit billigem Ernste den Geberden seiner ungewöhnlichen Schläge zugesehen, ohne sich näher damit zu befassen. Nur Jugend, im Thatendrange unklare Jugend hat für wachsende Literatur von Grabbe gehofft, und neuester Zeit nach Grabbe's Hingange hat wohl auch diese eine undeutliche Hoffnung aufgegeben.

Als jener Norbert plötzlich starb, der ihm zupassender Zechgenosse in Düsseldorf gewesen, war er schwer getroffen, und gedachte seit langer Zeit erst wieder seines Weibes, was ihn, den Unstäten, doch stets mit Liebe begleitet. Sie war die Tochter des Mannes, der ihm aus unvermögender Jugend bis zur günstigen Lebensstellung mit Rath und That verholfen hatte. Ihre Ehe mit Grabbe war nicht reich an Sonntagen gewesen, Jahre lang war Grabbe jetzt in halbem Grolle, in unnützem Grolle entfernt von ihr umhergewankt. Den Tod im Herzen schleppte er sich jetzt mühsam zu ihr nach Detmold zurück im Frühlinge 1836, um den Herbst desselbigen Jahres, am 12. September, 34 Jahre alt, an ihrer Brust zu verscheiden. Die Aerzte nannten seine Krankheit Magenschwindsucht. Willkomms Blätter erwähnen, daß sein letzter Sommer von heftigem Aerger gegen Pietismus und Mysticismus erfüllt gewesen sei, und daß ihm dies einen früheren Plan erweckt habe, eine Tragödie „Christus" zu schreiben. Hätte er diesen ausgeführt, so hätte er sich und uns zu näherem Eingehen in wichtige organische Fragen genöthigt.

Ein nicht geradezu feindliches Verhältniß zur Gesellschaft und Geselligkeit ist vielleicht für eine Empfängniß des Genies nicht unerläßlich. Wir denken uns das Genie gar zu gern im Ursprungslosen, im Verhältnißlosen. Aber ein nicht geradezu feindliches Verhältniß zur Gesellschaft ist unerläßlich für alle feinere, geschmackvolle Ausführung. In dem unscheinbarsten, unbefragtesten Weben aller gesellschaftlichen Existenz liegt ein Anhub aller Zeitkultur. Dem Landmanne, dem großen Herrn gegenüber, in der bloßen Begegnung, im engen Verkehr ist er wirksam. Man muß mehr sein als ein literarisches Genie, um alle dem geflissentlich trotzen zu können, wie Grabbe selbst nur versucht, nicht vermocht hat.

Eben so freilich ist das Gegentheil in der Literatur ein Unglück: allen Aeußerlichkeiten der konventionellen Form genug zu thun, der leeren Mode, dem Tagesstyle allein zu fröhnen, den Gesetzen des Umgangs alle freie Entdeckung anzuschmiegen. Diese Gefahr indessen ist in Deutschland gering. Sie kommt nur in Rede bei den Ständen, denen alle Form als französische Tradition heilig überliefert wird. Und wer aus diesen Ständen sich literarisch äußert, der ist doch zumeist schon über das Gesetzbuch der Gouvernante hinaus. Die Anklagen der Vornehmigkeit, welche neuester Zeit manchmal erhoben werden sind, waren meist voreilig, oder doch übertrieben, und entsprangen zumeist aus Unreife des Urtheils. Was man in dieser Beziehung diplomatischen Styl genannt hat, das ist eine Mahnung, ihn belebter und plastischer zu geben, selten schädlich, wenn nur Thema und Absicht von der Mahnung deutlich unterschieden wird. Eine neu bildende Epoche muß das feinere Nervengeflecht der Beziehungen auch in feinen und vorsichtigen Händen wissen. Für das Drama allerdings wird dieses Extrem am Unpassendsten sein. Die rasche und stärkere Wirkung ist hier erforderlich, und deßhalb ist es bisher immer so wenig geglückt, in dramatischer Form allgemeine Theilnahme zu wecken. Die Interessen sind noch nicht massenhaft genug ausgeschieden aus der Woge des Antheils, welche die Jetztwelt trägt und schaukelt. Darum hat der Roman, die Welt der Nüancen und Ausbreitung, so viel mehr Gunst gewonnen. Das Lustspiel wäre überall angedeutet, wenn jetzt von dramatischem Effekte die Rede sein sollte, aber dafür scheinen die charakteristischen

Talente zu mangeln. Es ist indessen überhaupt eine schiefe Art, auf diese oder jene literarische Form zu dringen, so lange der Vorzug der einen vor der andern dargestalt mißlich ist wie in unserer Aesthetik. Damit sei nicht abgewendet, daß auf möglichst vollendete Form gesehen werde, wohl aber, daß man unsicherer Theorie nach eine specifische Form verlange, wie Gervinus sich sehr betrübt zeigt, wenn Schiller und Goethe nicht zum Gewinn eines Epos kommen.

Innerhalb all dieser Fragen und Grenzen hat sich ein reichhaltiges Talent

Carl Leberecht Immermann

seit beinahe zwanzig Jahren bewegt, ohne einen durchdringenden Eindruck zu erreichen. Gedichte, Mährchen, Komödien, Tragödien, Briefe, Roman, alle Formen hat er versucht, und fast in jeder eine sehr beachtenswerthe Produktion zu Wege gebracht, der es auch niemals in einzelner Wendung am Stempel kräftigen Talentes gebrach. In den ersten zehn Jahren seiner Thätigkeit schloß er sich in allem Wesentlichen der Konventien an, wie sie sich von Goethe und den Romantikern aus gebildet hatte. Das wirklich Eigene des Dichters kam dadurch zu geringer Geltung. Bald nach Gedichten, die in Deutschland fast jeder ästhetische Autor wie ein Zeugniß des Berufes vorausschickt, und nach Trauerspielen und einem romantischen Lustspiele trat Immermann 1823 für Goethe gegen Pustkuchen auf, einen Zahn weisend, der nicht ohne Schärfe war. Es folgten Lustspiele mit Shakespeare'schem und romantischem Anklange, wie „das Auge der Liebe", später Lustspiele, die mit leckter Behendigkeit sich auf die Bühne selbst schwangen, wie „die schelmische Gräfin", „die Verkleidungen", ohne eine dauernde Stätte zu finden. Dann wendete er sich vorzugsweise der Tragödie zu: „Cardenio und Celinde", „das Trauerspiel in Tyrol", „Kaiser Friedrich der Zweite" erschienen bis 1828. Platens unmotivirter Angriff erweckte den „im Irrgarten der Metrik umher taumelnden Cavalier", und veranlaßte in der überwiegenden Vorrede dazu ein willkommenes Zeugniß, daß ihm alle Forderungen einer durchgebildeten Kritik geläufig und zur Hand seien. Der Zeitsturm, welcher darauf so durchdringend in die

Literatur schlug, schien Anfangs keinen Antheil bei ihm zu erregen. Die allerliebste Tropoe des komischen „Tulifäntchen" zeigte die ungestörteste Laune; die Trilogie „Aleris" ließ ihn auf dem alten Wege der Tragödie finden, den er aber immer kräftiger und eigener sich weitete und bahnte; die Mythe „Merlin" behandelte mit gesteigerter poetischer Macht die geheimnißvollen Faustfragen der Menschheit unter den Gewändern des Arthurkreises. Plötzlich, 1833, gab er in Form der freien modernen Mittheilung ein „Reisejournal", welches mit Schärfe und Entschlossenheit die Zeitfragen anfaßte, und, auf dem Gebiete der jungen Literatur für das Recht erworbenen Styls in Poesie kämpfend, eine Gewandheit entwickelte, eine Kenntniß der neuen Interessen an den Tag legte, denen ein unmittelbarer Einfluß nicht zu versagen war. Dies Interesse an junger Welt breitete er mit vieler Kunst und gediegener Bildung in einem Romane „die Epigonen" aus, welcher 1836 erschien, und ihm einen wichtigen Platz in der lebendig wirksamen Literatur gab.

Immermann ist 1796 in Magdeburg geboren und lebt jetzt als Landgerichtsrath in Düsseldorf.

Nach einem Ueberblicke der Immermann'schen Thätigkeit stellt sich diejenige unzufriedene Stimmung ein, welche nicht recht weiß, woran sie ist, weil sie weiß, oder doch empfindet, daß hinter diesen Leistungen noch ein verborgenes Moment liegt, dem der Kritiker nicht beikommt. Das ereignet sich zwar oft, und gibt bei großen Autoren jenen Reiz der Ewigkeit, welcher von jahrtausend langer Kritik nicht erschöpft wird. Aber hier bringt es Unzufriedenheit, weil man zu sehen glaubt, der Dichter selbst wisse diesem Momente nicht beizukommen, und sei doch nicht verschwimmende Weichheit genug, und sei doch ein zu tüchtiger Verstand, um die unklare Situation lockend und reizend genug auszubeuten. Immermann ahnt selbst und weckt viel größere Absichten, als er zu erfüllen im Stande ist. Die Atome des Stoffes gehen ihm unter der Hand in kürzere dürftigere Figuren zusammen, als sie der Intention nach zusammen gehen sollten. Der praktische Takt ist zu schnell neben einer in's Weite schöpferischen Phantasie, und die Phantasie hängt zu weit neben dem zum Abschluß drängenden Takte. So tritt man immer mit großer Richtung zu und von den Intentionen Immermanns, und ist doch von den

Werken selbst immer nur beschäftigt, nicht erfüllt. Seinen dramatischen Gedichten war immer anzusehen, daß sie nicht in der Konvention, sondern wirklich in eigener Kraft entstanden seien, sie hatten in einzelner Partie stets einen kühnen Wurf, der an die Genialität erinnerte, so besonders Alexis und Merlin, und doch überwanden sie das Gemachte der Konvention niemals in so weit, daß man sich ganz in neuer Welt empfunden hätte. Die Sprache selbst hielt dabei immer die Hoffnung aufrecht, es sei ein Außerordentliches im Anzuge und beim nächsten Male werde es erscheinen. Sie ist von selbstständiger Wahl und Biegung, kraftvoll und tüchtig, und auch in ihrem etwas strengen Stoffe stets mit großem Geschicke überwältigt, man möchte sagen zum gut klingenden Tone gebändigt. Hier ist die sehr bemerkenswerthe Verstandesmacht Immermanns durchaus Herrin geworden.

Rath und Urtheil sind hier äußerst schwer, und dürfen auch zurückbleiben, da der Dichter noch in voller Stärke bildet. Man ist nämlich gar geneigt zu dem Glauben: wenn Immermann die literarhistorischen Einflüsse, die Einflüsse Goethe's und der Romantiker einmal ganz aus der Erinnerung schlüge — wer kann das! — und sich ganz dem eigenen Genius hingäbe, so würde ein außerordentlich Werk gewonnen sein. Aber Immermanns Genius ist eben in historischer Bildung erwachsen, es ist dessen Macht, die Bezwingung und den Gewinn einer literarischen Vergangenheit kräftig in sich wieder zu gebären, einer rücksichtslosen jungen Literatur gegenüber. Wollte er Anderes, so wäre er Simson ohne Locken. Wenigstens nach alle dem, was wir bis jetzt gesehen.

Darum aber wird für Immermann so günstig, was für Andere so gefährlich wäre: er gestaltet in den Epigonen geradezu die Interessen der nächsten Gegenwart, und was in solchem Falle für jugendliche Autoren bedenklich wird, da sie nicht den Aplomb historischer Durchgebildetheit haben, und nach undeutlichen Bildern der Zukunft greifen, das wird für Immermann ein Gelingen des Lebens, und zwar ein Gelingen des Lebens gleichzeitig mit dem Gelingen eines Kunstwerkes. Denn das Leben ergreift er im Stoffe, und seine eigentlichste Existenz, die Existenz einer literarhistorischen Bildung, prägt sich siegreich als Form aus. Die Unruhe der Gegenwart verwirrt sich nicht neben der unsicheren Zukunft, sondern gestaltet sich, indem ihr

neben der festen Vergangenheit ein fester Bezug aufgelöst wird. So gelingt Immermann eben da ein Kunstwerk, wo ein solches für andere Talente am Schwierigsten ist. Er also hatte zu thun, was dem Helden anstand vor einer neuen Welt, er hätte wie Cortes die Flotte hinter sich in die Luft zu sprengen, alle unmittelbare Verbindung mit Heimath und Geschichte zu entfernen, dem eigensten Genius vertrauend, welcher die Maximen der Erfahrung und Schule in sich zu Eigenheiten geklärt und sich so für alle Fälle gerüstet hätte zur Eroberung des Niegesehenen.

Was man an den Epigonen aussetzen konnte, war eben auch nur die Erinnerung an klassische Muster, welche dem Autor in die eigene Erfindung hineinschillerte. Daß er Wilhelm Meister so genossen hatte, um Anklängen an ihn nicht ausweichen zu können, das trat bei einzelnen Figuren der Originalität in den Weg. Immermann muß vergessen, wo Andere lernen sollen. Denn auf einem Standpunkte der Bildung, wie er sich in diesem Romane zeigt, kann man der faktischen Leitersprossen entbehren, man ist so weit hinauf, daß ein Anblick derselben nicht nur die oberflächlichen Entdecker der Reminiscenz stört, sondern den lauteren Eindruck des Bildes wirklich beeinträchtigt.

Neuerdings hat Immermann den höchst geistreich belustigenden Anfang eines Münchhausen gebracht, und nun auch ein ernstes Drama „die Opfer des Schweigens" direkt für die Aufführung geschrieben. Es ist nicht von Wichtigkeit, ob dies Stück gerade zu Immermanns glücklichsten Werken gehöre, aber es ist von Wichtigkeit, daß er sich auch in diesem Genre der lebendigsten Wirksamkeit zuwendet. Ueber Recht oder Unrecht zu entscheiden, daß dramatische Dichter bedeutender Art seit langer Zeit die Bühne selbst nicht im Auge haben, wäre etwas Müßiges. Es gibt der Schattirungen im dramatischen Gedichte so viele, daß die verschiedenartigste Berechtigung angesprochen werden darf. Die romantische Schule, ein poetisches Reich lebloser Künstlichkeit nach einer Seite hin fördernd, hat das Ihrige beigetragen; die Theaterverwaltung in ungebildeter, nur dem leichtesten, äußerlichsten Zwecke zugewendeter Hand ebenfalls das Ihrige, um Bühne und dramatisches Gedicht zu scheiden. Ferner trat die Erscheinung auch deßhalb nahe, weil eine immer in neuer Erweiterung ausholende Zeit gar seltener Talente bedarf, um eine

Welt poetischer Spekulation auch für das gemischte große Publikum genießbar und wirksam zu machen. Da geschieht dem Dichter und dem Publikum leicht Unrecht, wenn dies Thema absprechend behandelt wird. Jedenfalls ist es eine sehr willkommene Erscheinung, wenn so tüchtige Begabung wie die Immermann'sche sich der Vermittelung bietet. Immermann kann darin die glücklichste Ausgleichung oder doch Beschwichtigung finden für die Mißverhältnisse, mit denen seine literarische Wirksamkeit von frühe auf zu kämpfen hatte. Ein bedeutender, ein entschlossener Charakter, wie er ist, sah er sich von einer Zeit gebildet und in einer Zeit zur Aeußerung gedrängt, wo man von Originalanstrengungen in der Literatur erschöpft war, und in keiner neuen Produktion das Durchscheinen literar-historischer Kenntniß vermissen wollte. Das Gewaltsame, das Unvorbereitete war im öffentlichen Leben just mit vieler Mühe niedergeschlagen, nur im historischen Anhalte fand man Heil. Dahin wurde auch Immermann genöthigt, und damit rang er so viele Jahre, obwohl Stolz und Trotz immer so mächtig in ihm waren, daß er von Shakespeare, Goethe, den Romantikern immer nur so viel annehmen wollte, als ihm für ein dauerndes historisches Moment durchaus unerläßlich schien. Dies gab die Wirkung im Publikum, daß es sich nur theoretisch, nirgends entschieden für solchen Autor interessirte, und die Wirkung im Autor, daß er in sich selbst immer herber wurde. Ein Roman, wie die Epigonen, wo sich das Alles selbst ausbreiten, wo sich der verdrießlichste halbe Widerspruch gestalten und dadurch abthun konnte, war also für Immermann und für das Publikum ein glücklich gefundener Weg. Wendet sich dieser nun zur Bühne, zur unmittelbarsten Wechselwirkung mit der öffentlichen Theilnahme, so ist das Beste zu erwarten.

Der Roman zeigt sich überall als die nothwendige Brücke für die sich aufgestaltende Prosa. Es ist nichts Zufälliges, daß er sich theilweise bis in die schattenhafteste Novelle entkörpert hat. Um zur Sache zu kommen, sucht man den Weg; am Wege stehen oft nur wenig Bäume, aber man sieht oft weit, wenn auch in's Ungewisse. Seit Schiller und Goethe hat sich im Drama keine

wirkliche Existenz gezeigt, sondern nur geschickte oder ungeschickte Terminologie, oder Mittelmäßigkeit. Wirklich Existirendes, viel Fortwirksames ist seit Schiller und Goethe nur spekulativ geäußert worden, und wie käme das in's Drama, in's Reich des Charakters und der Handlung! Das Spekulative ist Wink, sei's auch nach neuer Schule ein Wink, der sich selbst beweist! Solcher Wink ist noch immer nicht die That, welche dem Drama unerläßlich. Das Lustspiel vielleicht konnte dabei einiges Gedeihen oder doch eine Zubuße finden, wenn Talente da waren mit graziöser Gewandtheit, und zwar Talente, denen alle Strömung des innerlichen Weiterlebens gegenwärtig, und denen es erreichbar war, das gemischte Publikum zu interessiren. Daran hat es bis jetzt gefehlt und fehlt es noch, und so ist ein Kern unserer Bildung und Bildungssympathien gar nicht mehr in unser Drama getreten. Die Versuche dafür sind entweder Alltags-Mittelmäßigkeit, die mit herkömmlicher Unterhaltung begnügt ist, oder sie sind, wo ein höherer Drang zu Grunde liegt, von jener muthlosen Flauheit angeweht, die nicht an's eigene Leben glauben kann. Einer solchen wird dann auch nicht geglaubt, und mit ihr versinkt dann auch Rüstigeres in der allgemeinen Entmuthigung. Dramatische Form ward allmählig eine Gewähr, unbeachtet zu bleiben. Manches ist davon betroffen worden, was der Aufmunterung würdig war, so eine Tragödie „Abälard und Heloise", die 1831 anonym erschien, und von feiner Hand, gutem Geschmacke und inniger Empfindung zeugte. — Mit Vorliebe nahm man allen vaterländischen Stoff auf, als liege darin schon eine Bürgschaft für dramatisches Interesse. Auf diesen Glauben hin ist fleißig todter Kram in Jamben gesetzt worden, die Karl der Große, Heinrich IV., Conradin, Moritz von Sachsen, und was für's Vaterland emancipirt wurde, die Gustav Adolph haben das Tragödienschema nach aller Art durchgemacht. Als ob ein interessanter historischer Stoff eines besonderen dramatischen Interesses entbehren könnte! Daran sind talentvolle Dichter gescheitert, die wie Uhland und Julius Mosen in anderer Dichtungsart mit Wirksamkeit gesegnet waren. Lyrische und epische Stimmung und gesegnete Absicht ist im Drama nur Langeweile. Da handelt es sich um mehr als um Stoff und Wendung, es handelt sich um das lebendige Interesse

einer neu entstehenden und fortreißenden Handlung. Daß die That, oder gar nur das Ereigniß, einmal in tausendfaltigem, vielfach unbekanntem Zusammenhange der Welthistorie geschehen sei, das steigert nur den Anspruch, ist aber für das wirklich lebendige Interesse nicht die geringste Hilfe. Eine solche ist sie nur für die Erzählung.

Unerwarteter Segen hat sich in der Lyrik eingestellt, mitten heraus aus aller noch weit aussehenden Erweiterung. Hier konnte sich das Einzelne abrunden, im kleinen Gedicht, in rascher Beziehung vorausnehmend, was einst der ganzen Kultur bevorsteht, wenn sie sich zum einzigen großen Gedichte einer neuen Weltperiode abschließen mag. Hier treten denn auch allerlei Zeiteinflüsse und Stimmungen nebeneinander, denen sonst eine Gemeinschaftlichkeit versagt ist. Es ist für die Gemeinschaftlichkeit hinreichend, daß die Formen der Romantik, Schillers und Goethe's nicht mehr vorherrschend sind und daß jeder Dichter irgend ein charakteristisches Zeichen der lebendigen Zeitstimmung hat. Es begreift sich, daß dergleichen Zeichen nicht erschöpft sind mit einer politischen Parole, womit eine Zeit der Parteiung ihr Interesse gern erledigt.

Die bedeutendsten Namen, welche hier in Rede zu ziehen, sind: Rückert, Platen, Chamisso, Mosen, Grün, Freiligrath, Stieglitz und Zedlitz, und mitten unter ihnen Heine, der den größten Erfolg gefunden. Der Zeit nach und auch in anderer Beziehung Grundkräfte sind Rückert, Heine und Platen, die auf den ersten Anblick so verschiedenartig erscheinen.

Rückert ist der älteste dieser Dichter, er dichtete schon, als die andern noch im Flügelkleide umher wandelten. Schon 1807 machte Rückert Verse. Aber er ist erst sehr spät mächtig geworden, und zwar um so später, — man kann sagen erst nach dreißigjährigem Gesange — da er seinen ersten Sieg über öffentliche Theilnahme nicht zu benützen wußte, ja ihn verscherzte. Als Freimund Raimar schloß er sich im Franzosenkampfe an die vaterländische Opposition, und seine geharnischten Sonette ergriffen das vaterländische Moment der Freiheit so erhaben und kunstgewaltig, daß ihn ein Jauchzen der Gebildeten empfing. Aber den Sieg und die Folge wußte er nicht in gleicher Höhe zu halten. Wir werden bei ihm von Pantheismus, von Universalität, von Virtuosität, von Tändelei zu sprechen haben. Jedes

dieſer Worte wird der Erklärung beiſteuern, warum Rückert das Intereſſe für ſich nicht in gleicher Höhe erhalten konnte, oder mochte. Nichts iſt ihm nach einer Deutung hin erledigt, wie dies ein Kampfintereſſe heiſcht, in beſter und in übler Art muß er alle Richtung eines Intereſſes nicht nur erproben, ſondern durchprobiren. Wie er über den geſchlagenen Napoleon leichtverſig tändelte, mit den Siegesnamen eilig ſpielte, das gefiel nicht, vereinigte ſich nicht mit den Vorſtellungen vom Verfaſſer der geharnſchten Sonette. Die Aufmerkſamkeit, genügend für ein ſolches Talent und für einen allmähligen Sieg deſſelben, entzog ſich ihm. Jene Univerſalität, jener Pantheismus des dichteriſchen Punktes, der das höchſte und fernſte Intereſſe und das Intereſſe des unſcheinbarſten Details mit gleicher Virtuoſität zum Gedichte macht, das, was wir Friedrich Rückert nennen, trat erſt nach 1830 in die Macht eines allgemeinen Erkanntſeins.

So wurde Heine inmitten der zwanziger Jahre die Hauptpotenz lyriſcher Art, und mehr Aufſehen als Einfluß gewann neben ihm nur auf einige Zeit Platen. Heine ſchuf eine durchdringende neue Epoche in der Lyrik. Der Reiz überraſchender Wahrheit, der Wahrheit ſelbſt da, wo ſie nicht ohne Manier erſchien, und dieſer Reiz begleitet und geſchärft von dem klingenden Spiele und der Waffe des Witzes, lockte nicht blos den Antheil, ſondern ergriff ihn ungeſtüm. Der Weg Goethe'ſcher Jugend ſchien hier in zeitgemäße frappante Umgebung geführt zu ſein. Die Form war, ſo weit ſie als Vers auftritt, ſcheinbar ſorglos behandelt, und dies trug zur Lockung einer Reſtaurationszeit bei, welche ihre genialen Aufſchwünge gelähmt glaubte in Wiederherſtellung alter Formen. Hinter jener Sorgloſigkeit Heine's lag aber eine ſo reiſe Vorbereitung, die Heine'ſche Form, nicht blos als Vers betrachtet, erſchien ſo fein und künſtleriſch abgewogen, daß eine Formgewalt erſter, weil innerlichſter Größe gegeben war. Weil man ſich über die Leichtigkeit täuſchte, ward jene Nachahmung erweckt, die ſo überreichlich floß, die nur Manier und Aeußerlichkeit ergriff, und über die Veranlaſſung, über das Heine'ſche Gedicht ſelbſt manche unklare und ungerechte Abneigung erregte.

Ganz übereinſtimmend damit und das Weſen verkennend zeigte ſich die andere lyriſche Macht in der Reſtauration, die Platen'ſche, ganz befangen in der Form, und heiſchte in ſolcher

Befangenheit Herrschaft. Sobald jenes Mißkennen einmal gegeben war, mußte die entschiedenste Feindschaft entstehen, denn alles gegentheilige Wesen lag in der verschiedenen Form verschleiert. Der rasche, ungestüme Drang nach neuer Gestaltung, welcher behende durch den Heine'schen Vers dahin fährt, war ein direkter Gegensatz zu Platens Strenge, der nur im Wiederherstellen alter Gesetze ein Heil erblickte. Und die Welt des Verses war nicht allein, alle sonstige Existenz war damit angedeutet. Unbekümmert um all sonstige moderne Forderung, mit Platen sich unthätig in klassische Lebensformen zu begeben, das war nicht verlockend für eine Zeit, deren Herz in eigenem Gestaltungsdrange pochte. So blieb denn Platens Einfluß nur ein angefangener Versuch, der aus Mangel schöpferischer Zeichen dem lebendigen Heine'schen Genius weichen mußte. Aber der Platen'sche Versuch ist doch einer, der sich hervorgethan, und der, wenn auch in seiner Ausdehnung verworfen, doch in den Falten poetischer Bestrebung seine Eindrücke zurückgelassen hat.

Auch durch Rückert ist Platen in Schatten gestellt worden, und zwar auf seinem eigenen Felde des künstlichen Versbaues. Rückert hat dies in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit angebaut, so daß selbst Platen daneben arm erscheinen mußte. Das aber bleibt Platen auch neben Rückert, und das hat ihm noch keiner gleich gethan: das straffe, glatt gebarnischte Wort, der Vers, welcher an die Glätte griechischen Marmors erinnert, und eben so lapidarisch steht und bleibt, in dieser Festigkeit wohlthuend neben Rückerts schwankhaftem Allerlei.

Rückert ist zuerst ausführlicher zu erwähnen, — so weit überhaupt eine Gesammtdarstellung deutscher Literatur für den einzelnen Künstler skizzirte Ausführlichkeit gestattet — obwohl er später als Heine mächtig geworden ist. Heine's überall schon durchschimmernde Blitzeswelt muß für die Beschreibung dahin aufgespart sein, wo die neuen Elemente einer Literatur geradezu stürmisch in das Nationalleben durchbrechen, und jene Krisis einer jungen Literatur vorbereiten und beschleunigen, die eine Zeit lang alles andere literarische Interesse zurückdrängt. Heine ist auch in Absicht und Ausdruck viel ausgebreiteter, als daß er bei den Lyrikern erschöpft werden könnte.

Friedrich Rückert

ist 1789 zu Schweinfurt in Franken geboren. Er studirte in Jena und habilitirte sich auch dort auf kurze Zeit, im Thema seiner Dissertation bereits ankündigend, nach welcher Richtung Sinn und Fähigkeit drängten. Ueber die Sprache schrieb er seine Dissertation. Eben so wie sich später seine Art ausprägte, erwählte er nicht eine Fachwissenschaft, sondern ging frei seinen Neigungen nach, denen der poetische Ausdruck in naher und ferner Sprache die lockendste Kenntniß war. Es ist schon erwähnt, daß er in früher Jugend zu dichten begann, daß die Kriegszeit einen befeuernden Sänger in ihm fand. Nach dem Frieden erscheint er bis 1817 in Stuttgart, und war für die Redaktion des Morgenblatts thätig. 1818 ist er in Rom, behaglich in die Fäden südlicher Existenz blickend. Heimgekehrt läßt er sich in Coburg nieder, Dichten und Trachten dem Oriente zukehrend, wovon die Herausgabe der Hariri'schen Makamen und die „östlichen Rosen" Zeugniß gaben. In dieser Eigenschaft als Kenner orientalischer Sprachen ward er 1826 an die Universität Erlangen berufen, und dort lebt er noch. In den dreißiger Jahren ist Band auf Band mit alle dem zum Vorschein gekommen, was er seit dreißig Jahren gedichtet. Hervorstechend daran ist, daß es immer Situationen des Gedankens und der davon abhängigen Empfindung sind, welche er in vielfacher dialektischer Brechung behandelt, von weit überschauendem Standpunkte und doch im feinsten Detail behandelt, mit einer Virtuosität der Sprache und des Verses, wie sie noch von Niemand erreicht scheint, kaum von Jemand versucht worden ist, wie sie aber auch mit Verrenkung und Unschönheit in stets mißlichem Kampfe liegt.

Rückert ist eine einzige Erscheinung in der jungen Literatur. Alle Spekulation des suchenden Gedankens hat hier eine vorläufige, elastische Form des gnomischen Verses gefunden. Er sieht tief innen in den ruhelosen Versuchen einer beschaffenden Zeit, er greift dazu nach der Denk- und Gefühlsweise des fernen China und Indien, und geht der Deutung des kleinsten Pulsschlages in nächster Nähe nicht vorüber. Aber in ihm ist Ruhe, Friede, Harmonie, so daß das Entlegenste und Spitzigste unter seiner Hand und als einzelner Bestandtheil eine vorläufige Run-

dung gewinnt, so daß er dem ebenhin sehenden Auge ein Evangelium neuer Poesie bringt, während er ganz und gar nur ein poetischer Johannes der Täufer ist, welcher die Wege bereitet.

Nur wer dies verkennt, geräth in eine mißliche Aufgabe, sobald er die Dichtungsweise Rückerts definiren will, und bei jedem Schritte auf Schwierigkeiten stößt, weil sich diese Dichtweise in Entstehung und Gang nicht mit denjenigen Principien vereinigen lasse, auf welche all unsere Vorstellung von Poesie gegründet ist. Ja, hier entdeckt das Gedicht nicht, sondern es sucht, es entspringt nicht aus dem Talente der Anschauung, sondern aus dem Gedanken, es ist nicht eine eigene Welt in sich, sondern es lehrt, ganz andere Kreise der Welt noch neben sich voraussetzend, es erfüllt nicht, es begrenzt nicht, sondern es öffnet und weitet, es öffnet nicht das Herz, sondern den Verstand des Herzens. Möchte man doch sagen: hier ist Hegel als Dichter, besonders wenn man erkennt, daß sich der dichterische Gedanke Rückerts aus dem bloßen Naturalismus der Jugend ganz Hegel-logisch entfaltet zum Siege des Geistes, zum Triumphe des sich selbst begreifenden Geistes über die durcheinander sprechenden Seelen der mannigfaltigsten, aber der bloßen Aeußerlichkeit. Wenn man vollends erkennt, daß auch die Spitze aller geistigen Macht auf jenes Gedankenberg hinausgeht, was man ungenügend Pantheismus nennt, ungenügend, weil es nur unter den vorhandenen Bezeichnungen dieser am Nächsten steht, ohne doch von ihr ganz ausgedrückt zu werden.

Aber dieser Ausdruck „dichterischer Hegel" soll nicht gebraucht werden, da solche Vergleichung zwischen dem, was auf getrenntem Felde arbeitet, nur Mißverständnisse, weil unrichtige Konsequenzen, erzeugt. Er soll nur angedeutet werden, damit diejenige Seite an Rückert dem Auge rasch entgegen trete, welche von großer Wichtigkeit bei ihm ist. Er will über die Grenzen der Kunst hinaus, er will mehr als Künstler sein. Der künstlerische Ausdruck ist ihm nur ein Detailmittel, die philosophische Idee strahlenweise zu zeitigen oder zu verherrlichen. Deßhalb ist er auch nirgends um ein Kunstwerk im Großen bestrebt, was in seiner Vollendung noch etwas Unvorhergesehenes geben könne. Die Kunst ist ihm nur ein schönes Mittel des Details, das bereits ohne sie Gewußte oder Geahnte lockend auszudrücken. Das ist Rückerts unermeßlicher Unterschied von Goethe, unter-

meßlich, weil eben das Geheimniß der Kunst, was tiefer ist als jeder Künstler, bei diesem in voller Würde besteht, bei jenem ein Nichts ist. Dessen muß man sich bewußt sein, um nicht zur Verwechselung geleitet zu werden durch das, was Rückert sonst gemeinsam mit Goethe hat. Er ist wie dieser nirgends gewaltsam, und läßt Fernes und Nahes gewähren als Zeichen wirklichen Lebens; aber er gehört einer jungen Welt, die nicht in den Ergebnissen der Kunst, wenn auch vermittelst künstlerischen Ausdrucks, einem neuen messianischen Reiche entgegentrachtet. Rückert sagt nicht blos — denn nach alle dem ist nicht zu sagen: Rückert singt — Folgendes:

„Doch soll der Allgeist nicht im engen Haus verkümmern,
Muß mit dem falschen Schein die Schönheit selbst zertrümmern:
Wenn der versöhnte Geist frei mit unschuld'gem Spiel
Begöttert die Natur, dann ist die Kunst am Ziel."

Sondern er sagt auch wie der neueste Philosoph kategorisch:

„Wenn das Erhab'ne staunt die junge Menschheit an,
Spricht sie im hellen Traum: das hat der Gott gethan.
Und wenn sie zum Gefühl des Schönen dann erwacht,
Bekennt sie freudig stolz: es hat's der Mensch vollbracht.
Und wenn zum Wahren einst sie reift, wird sie erkennen:
Es thut's im Menschen Gott, der nicht von ihm zu trennen."

— Man wundert sich, man klagt auch wohl zuweilen neuerer Zeit, daß Rückerts rastlos quellender und perlender Born der geistreich poetischen Wendung so ohne Wahl jedes Schnitzlein, jede Krume benetze. Charakter des Dichters, Charakter der Dichtweise bringen dies mit sich. Nicht künstlerische Auswahl wird beabsichtigt, und was wäre für den Reiz des Gedankens unbrauchbar! Man klagt aber auch wohl über Langweiligkeit, über den in Prosa gebrachten arabischen Reim, über Mangel an handelndem Leben, über wohltönende Eintönigkeit. Was reichlich sprudelt, hat das Vorurtheil gegen sich. Was aus bloßer Gedankenbewegung entspringt, ist in Formen der Kunst, wie reich es ursprünglich sei, der Armuth ausgesetzt. Geist kann ermüden, weil sein Umkreis deutlich bekannt und somit für das Interesse erschöpft wird. Und es ist nicht zu verkennen, es ist ein klangloses spielerisches Wesen Rückert so zur festen Manier geworden, daß

er selten noch ein Gedicht geben kann, an welchem nicht widrige Wortstellung, unrhythmische Plattheit, oder unbedeutendes Thema den wohlthätigen Eindruck eines Gedichtes störte.

Wie schwer es ist, das richtige Maß von Geist und Form zu treffen für eine dauernde That, also daß ein Kunstwerk entstehe, das nicht erdacht und somit nachrechenbar und somit vergänglich sei, also daß andererseits ein Kunstwerk nicht blos in kalter Form alles Heil suche, wie schwer dies ist, haben wir gesehen an

August Graf von Platen-Hallermünde,

der es mit bloßer Form erzwingen wollte, ohne dem tieferen Geistesleben unserer Welt mit einiger Liebe nachzugehen. Ein unterrichteter Mann, ganz und gar voll von Neigung für den Rhythmus griechischen Sinns, darin Virtuos, und sich dieser Virtuosität bewußt; mit stachelndem Uebermuthe hielt er eine poetische Mission damit erledigt, daß auf den regelmäßig und schön wogenden Ausdruck gesehen und daß alle bedenkliche Seitenbewegung nach unerwartetem Funde als geschmacklos verworfen werde. Allerdings lag eine reichere Welt in Platen, als in dieser Bezeichnung ausgedrückt wird. Aber er drückte selbst nichts Reicheres aus, es gelang ihm nicht, jenes Moment modernen Fortschrittes, was auch ihn, wenn auch in ungewöhnlichster Weise trieb, hervorstechend, siegreich zu offenbaren. Das Rüsten dazu überbeschäftigte ihn, und der erste Eindruck mußte sein, daß es ihm um nichts Weiteres zu thun wäre, als um die Aeußerlichkeiten der Rüstung. So beleidigte er, vergriff sich an lebensvollen Talenten, wie Heine und Immermann, indem er die Mittelmäßigkeiten und Abgeschmacktheiten Houwalds, Müllners und Raupachs mit ihnen zusammenwarf, vergriff sich unanständig, weckte dadurch unanständige Entgegnung, und erwarb sich zu matten Partisanen nur die todte Pedanterie philologischen Gedächtnisses. Die Zeit seines Auftritts, die zwanziger Jahre, war verleitend zu Ungebührlichkeit, wie sie in den satirischen Komödien Platens, in der „verhängnißvollen Gabel“ und im „romantischen Oedipus“ strotzen. Man leierte an den Echo's der Romantik, und das große Publikum war begnügt in geistloser Vorliebe für

die schwächliche Unterhaltung der Abendzeitung, für die geschmacklose Unterhaltung Claurens. Platen war mit Gedichten aufgetreten, denen schon lieblicher Reiz praller Form, und Reiz eines in dieser Prallheit leicht hüpfenden Gedankens inwohnte. Man hatte dafür wenig Sinn gezeigt. Die Ghasele war nicht gewürdigt worden. Ein Schauspiel „der gläserne Pantoffel", 1823, blieb ganz unbekannt, die „venetianischen Sonette" wurden eben als Sonette gelobt, ohne daß sie zu weiterer Perspektive veranlaßt hätten. Da brach Platens Zorn 1826 in der „verhängnißvollen Gabel" durch, und als auch eine größere Sammlung von Gedichten und ein Band Schauspiele nicht die enthusiastische Wirkung hervorbrachten, die er zu erwarten schien, da brach er 1829 mit dem romantischen Oedipus hervor, welcher ingrimmigste Fehde gegen alle Literatur athmete, die nicht Lessing, Winkelmann, Klopstock oder Goethe sei, und die nicht in Platen ein neues Zauberbild anbete. Einer aristophanischen Komödie angemessen konnte dies nur in einer Weise geschehen, welche nicht der Begründung und Beschränkung nachtrachtet. Für eine solche war wohl der Dichter selbst nicht reif, der nur empfand, daß Kräftigeres und Schöneres nöthig sei, als es von allerlei Nachahmung des Mittelalters und Shakespeare's, als es von schwächlicher oder noch befremdlicher Auffassung des Modernen geleistet werde. Für eine günstige Aufnahme apodiktischen Spottes ohne Begründung und Beschränkung konnte aber eine Zeit nicht geneigt sein, die seit fünfzig Jahren dem Unmotivirten so entwöhnt worden war. Die bloßen Namen Lessing, Klopstock, Goethe waren solcherweise ein leerer Schall, und der Hinweis auf griechische Muster kam über die Empfehlung des Aeußerlichen so wenig hinaus, daß man ihn mit der philologischen Lection verwechseln konnte. Scharfe Laune, witzige Fassung, vortreffliche Verse, mit Freude sah man sie an. Man wünschte sogar, da einmal das Thema so gefaßt war, der Autor hätte den ironischen Ton konsequenter gehalten, und wäre nirgends in baare Predigt und Verbeißung gefallen. Wirklich war darin der Kunstsinn des gescholtenen Publikums noch reiner als der des Scheltenden. Und auch darin war er es, daß er nur die Schmähung übel nahm, welche außerhalb der ironischen Atmosphäre, welche ungestaltet, witzlos als platte Schmähung austrat. Nicht die Grobheit des Aristophanes,

sondern die durch Form geweihte Grobheit des Aristophanes, die witzige Grobheit wollte man sich gefallen lassen. In der That, für das wirkliche Leben der Platen'schen Absicht, für den in künstlicher Form gelungenen Humor Platens war das bessere Publikum äußerst empfänglich, die „Gabel" und besonders der „Oedipus" erweckten Antheil und Aussicht in stark ausgesprochener Weise, und wie sehr man Ungebührliches abwehrte, man sah mit gespannter Erwartung der literarischen That entgegen, welche sich mit so viel talentvoller Verwegenheit angekündigt hatte. Platen weckte Neugier auf eine junge Literatur ganz anderer Art, als sie sich übrigens gestalten zu wollen schien, und man hielt all seine halben Worte von Kraft, Schönheit, Griechenthum, von ermattendem christlichen Sinne für Andeutungen eines neuen Inhalts, der solchen Vorposten auf der Ferse folge.

Dieser Inhalt blieb aus, und darum ist der lebhafte Antheil an Platen so rasch geschwächt worden. Platen zog aus Baiern, dessen König ihn unterstützte, ganz aus der barbarisch gearteten Heimath nach dem geliebten Süden, nach Sicilien selbst, wo einst Griechenland geblüht hatte. Er sang noch Gedichte, schrieb ein geschichtliches Drama „die Liga von Cambray", schrieb „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 — 1443", schrieb ein Epos „die Abassiden", und obwohl Alles durch eine straffe, wohlthuende Form ausgezeichnet war, so ging es doch nirgends über die anmuthige Gestalt zu einem neu bezwingenden Verhältnisse des Inhalts hinaus, wie man ihn von so kühner Ankündigung erwartet hatte; die Zeitereignisse wälzten dazu ihre stürmischen Wogen neuen Inhalts über die Hoffnungen, welche eine friedliche Zeit aus Platens Auftritte gesaugt hatte, er verscholl wie ein Meteor, dessen tüchtiger Schein über einen blos dunstigen Kern getäuscht habe. Der Tod trat überraschend früh am 5ten December 1836 zu dem noch rüstigen Manne, er starb in Syrakus, und liegt dort fern von der ungünstigen Heimath auf einem Hügel begraben, der über ein schönes Theil Großgriechenlands hinblickt. Das Vaterland ehrt in ihm den Schöpfer schöner Gedichte, und Platens Drang für strenge stolze Form ist nicht ohne segensreiche Frucht geblieben, die glänzende Vollendung des Verses, welche heutiges Tags zahlreicher denn je in

unserer Schrift gefunden wird, nennt Platen unter den wichtigsten Veranlassern. Sein großsprecherischer Anfang einer neuen Phase in der Literatur ist allerdings damit sehr zusammengeschrumpft, und Niemand täuscht sich mehr darüber, daß ihm dafür ein ausgebildetes Bewußtsein gemangelt und nur einige formelle Sympathieen zur Hand gewesen. Aber man würdigt auch den, der Tüchtiges gewollt hat, und gedenkt dessen, was unscheinbar von seinem Ideale schöner Erscheinungswelt in die Literatur jüngster Tendenz übergegangen ist.

Platen war 1795 zu Anspach geboren, hatte in bairischem Militärdienste gestanden, hatte in Würzburg und Erlangen studirt, sich mit philosophischer Wissenschaft und besonders mit den Dichtwerken der verschiedensten Völker beschäftigt. Die griechische Literatur gab ihm nicht nur die Geschmacksrichtung für literarische Form, sondern auch für Lebensform. Persisches Studium gab ihm die Ghasele. Die romanisch-germanischen Dichter mußten bei so ausgesprochener Vorliebe nachstehen, und besonders englische Art konnte in ihm nicht die Verehrung finden, welche sie seit Lessing in Deutschland genießt. Dabei lehnte er sich jedoch nur gegen das Vorbild Shakespeare auf, so weit es ihm Ueberfülle eines früheren, unreineren Geschmackes erschien, und den Aberten geschmacklose Mannigfaltigkeit und Gewaltsamkeit beschönigen könnte. — Platen hat das Unglück gehabt, von keinem bedeutenden Talente liebevoll vertheidigt zu werden. Auch das, was neuerer Zeit so gern vorgezogen wurde, wo politische Tendenzen bedenkliche Uebermacht in der Literatur errangen, auch seine schneidenden Worte gegen die Feinde Polens und gegen politische Tyrannei sind ihm zu keiner Gunst förderlich gewesen. Nur sein polemischer Sinn, der Vielverletzende, erschien massenhaft an ihm, alles Uebrige vereinzelt. Liebe, die es hätte suchen mögen, weckte er nicht, wissenschaftliche Folgerung, die es begründet und nachdrücklich gemacht hätte, gab er nicht, so verlor er sich wie ein rhythmisches, aber scheinbar erfolgloses Schlachtgeschrei aus dem Vaterlande, und nur sein plötzlicher Tod ließ noch einmal von ihm sprechen.

Chamisso.

Ein deutsch gewordener Franzose. Vielfach ein Gegenbild von Platen, auch im Geliebtsein. Nicht aus klassischer Literatur und aus edelm Formsinne, sondern aus dem wahllosen nordischen Leben, aus dem einfachsten Ich bildete sich hier die dichterische Kraft empor. Mit ihr ein unbestechlicher Sinn für das ursprünglichste Sein und Recht des Menschen, und damit jene innerliche Gemeinschaft Chamisso's mit junger Literatur, wenn auch diese in ganz anderen Formen ursprüngliche Rechte dem historischen Bestande gegenüber in Anspruch nahm, wenn auch namentlich nie eine weitere Verbindung zwischen den Sprechern dieser Literatur und dem greisen Dichter Statt fand.

Weil Alles an Chamisso so charaktervoll, tüchtig und treu, hat man ihn unter die ersten Notabilitäten lyrischer Dichtkunst gezählt, obwohl man leicht ein aufmerksam Zusehender verkennt, daß er nur der zweiten Linie angehöre. Der Geist ist gesund, aber ohne besondere Erweckheit, das Talent ist tüchtig, aber langsam, und etwas eng zusammenrückend, der Sinn ist nicht hoch, aber immer brav, die Naivetät ist nicht jugendlich genug, um völlig wahr zu sein, und mit Frische zu reizen, aber doch liebenswürdig genug. Und in einer Zeit, wo die rein gedankliche Bewegung auch in der Poesie alles Sonstige wie Ueberfluß und Nichtigkeit in Schatten zu stellen scheint, in einer solchen Zeit mußte der treuherzige Vers Chamisso's eine gute Stätte finden.

Chamisso, 1781 geboren, stammt aus der Champagne, von wo seine Familie in der Revolutionszeit emigrirte, und über Holland nach Preußen kam. Er blieb in Deutschland, auch als die Familie nach Frankreich zurückkehrte, er kehrte nach Deutschland zurück, auch da er unter Napoleons Regierung noch einmal in Frankreich und mit einem Fuße bereits in einem Professorsessen gewesen war. Es schien, als sei es ein Versehen der Natur gewesen, ihn jenseits deutscher Sitten an's Tageslicht zu bringen. Denn alle Charakterzüge an ihm stimmten so innig mit den vorherrschend deutschen überein, wie sie von den vorherrschend französischen abwichen. Sogar in dem nationalsten Sinne des Franzosen, im Sinne für Geselligkeit und alle Form, die mit dem Umgange in Berührung tritt, war er das Gegentheil eines Fran-

zosen. Einfach, ja derb, fand er den Südseeinsulaner in diesem Punkte empfehlenswerther, als den Pariser. Mit unsäglicher Mühe hatte er das Deutsche gelernt, und doch sprach er in letzter Zeit ungern französisch, ohne deßhalb einen Augenblick theilnehmendster Pietät für seine Heimath verlustig zu sein. Die Herausgabe Berangers in leicht-fließend deutschen Liedern, welche er noch kurz vor seinem Tode mit Gaudy veranstaltet hat, zeugt dafür. Daß es aber eben Beranger, zeugt ebenfalls, in welcher Vermittelung Chamisso der Heimath anhing.

Chamisso war eine Zeit lang Page am preußischen Hofe, dann preußischer Officier gewesen, hatte aber als solcher den Krieg 1806 gegen Napoleon nicht mitgemacht. Den Helden Napoleon verehrend, dem Unterdrücker Napoleon durchaus abhold, — auch in diesem Punkte ein treuer Freund der Frau von Staël — mochte er sich edeln Taktes nie entschließen, das Schwert gegen sein Geburtsland zu ziehen. Traurig, aber bestimmt, sagte er: „Es hat die Zeit kein Schwert für mich."

Das wichtigste Ereigniß in Chamisso's Leben ist die Entdeckungsreise, welche er auf dem russischen Rurik um die Welt mitmachte. Die Beschreibung davon hat deßhalb an Genießbarkeit verloren, weil sie in verschiedener Zeit geschrieben und somit das spätere, vollständigere Werk theils nur Ergänzung ist, theils durch das frühere Heft ergänzt werden muß, und solcherweise der Fülle und Ganzheit beraubt ist. Es wird also mehr für den Charakter wichtig, der so einfach liebenswerth, so anspruchslos entsagend erscheint, als für die Darstellung. Diese ist ganz schmucklos, zuweilen durch einen trockenen Humor, immer durch einen männlichen Sinn belebt. Chamisso's wichtigstes Buch in Prosa ist der originelle Roman „Peter Schlemihl", worin der Verlust des Schattens in so eigener Mischung von Laune und Trauer erzählt wird, daß das Büchlein ein populares Interesse erwecken, allerlei Nachahmung erzeugen, und der Uebersetzung in fremde Sprache würdig erachtet werden konnte.

Chamisso fand in Berlin eine Anstellung als naturwissenschaftlicher Kustos. Dort hat er denn seine letzte Lebenshälfte zugebracht, und das alte Instinkt eines Musenalmanachs erfolgreich wiedererweckt. Dort ist er auch 1838 gestorben.

Sollte ein Hauptmoment angegeben werden, worin er mit

der Zeitbildung eng zusammenhing, so wäre dies die Aufklärung. Sie war in ihm mild geartet und mit einem mäßigen poetischen Wunder wohl verträglich, sie war schweigsam und billig, aber sie war alles Fundament seiner geistigen Existenz. Der Pietismus war ihm in tiefster Seele zuwider, das Christenthum selbst war ihm ein Institut, was ihm als Tradition nicht nahe stand, sondern nur als ein Sinn, der sich in verschiedenster Form äußern könne.

Der Musenalmanach hat uns gewöhnt, viele Dichter neben ihm zu nennen, die, meist noch im ersten Streben begriffen, keine hervorstechende Physiognomie tragen. Es ist wie zur Zeit der Minnesänger, wie zur Zeit der schlesischen Schulen, wie zur Zeit unserer erwachenden Klassik eine allgemeine Stimmung für poetischen Ausdruck eingetreten. Die Kunst des Verses und anmuthiger Fassung überhaupt ist bald dergestalt ausgebildet, daß ohne Noth eine Zahl solcher Dichter dreifach und vierfach aufgeführt werden könnte, die vor 40 und 50 Jahren etwa wie als Paladine des Hainbundes eine nationale Hoffnung erweckten. Je mehr eine Kenntniß und Kunst ausgebildet wird, desto schwerer zeichnet sich der Einzelne aus, und desto herber muß, dem Anscheine nach, die Geschichte ihre Auswahl treffen. Die Gärtner, Boie, Denis fanden geräumigeren Platz für ihre Namen, als jetzige Dichter ihn finden, die sogar im Verhältnisse zu dichterischer Leistung der Zeit vorzüglicher sind.

Es kann deßhalb hier, wo von bemerkenswerther Virtuosität im dichterischen Ausdrucke, nicht von besonderer Spekulation in demselben die Rede ist, nur eine kleine Auswahl genannt werden. Oft gibt nur eine persönliche oder landsmannschaftliche Nähe die Veranlassung zur namentlichen Auswahl, und es werden eben so werthvolle nicht genannt, weil ihnen kein charakteristischer Behelf der Auszeichnung zu statten kommt.

Durch persönlichen Verkehr und durch Beihilfe in Redaktion des Musenalmanaches zeigt sich Freiherr v. Gaudy dicht bei Chamisso. Er trat als Adert Heine's in der pikanten Schlußweise des Gedichtes auf, und bildete sich allmählig durch historische Stoffe zu einer nicht so manierirten, unbefangeneren, fließenden Form aus, die sich nicht weiter hervorthut, die aber auch nicht zurückbleibt. Es ist da keine eigenthümliche Lebensansicht,

keine besondere Kraft des Geistes oder des Gemüthes. Aber ein gewandter dichterischer Ausdruck, wie er sich über die Mittelmäßigkeit hinaus zu einem leichten Reize erhebt, erwirbt ihm günstige Zuhörer, besonders wenn das historische Thema ein so lebensvolles ist, wie das von Napoleon in den „Kaiserliedern".

Weniger fruchtbar, aber im Reize feiner, ist Friedrich v. Sallet, ein noch jüngerer Poet. Was sich neben ihm in Norddeutschland zu Musenalmanachen und Sammlungen aller Art vereinigt hat, ist noch zu wenig über einen theils schwächlichen, theils unselbstständigen Dilettantismus hinausgewachsen, als daß es eine namentliche Aufführung in Anspruch nehmen könnte. Von dem in Deutschland seltenen Improvisationstalente der O. L. B. Wolff und Langenschwarz aus hat Wolff eine der Rede werthe weitere Ausbildung angestrebt, unterstützt darin durch literarhistorische, besonders sprachliche Kenntnisse und Studien. Er hat für altfranzösische Dichtung und für unser Volkslied nachgebildet und gesammelt, manchen interessanten Roman, wie „Mirabeau und Sophie", gegeben, und neuerdings den unvergänglich schönen Stoff „Abälard und Heloise" zu einem selbstständigen Poem ausgeführt, was lebendig, wenn auch nicht kurz und korrekt genug eingeleitet, und partieenweise glücklich und eindrucksvoll behandelt ist. Wo die schriftlichen Reste selbst jenes unglücklichen Verhältnisses in wohlklingende Verse treten, da ist eine unabweisbare Macht erreicht. — August Kopisch ist neuerdings mit einem Bande von Gedichten hervorgetreten, unter denen insbesondere für das launige Lied, dessen unsere Zeit so ganz entbehrt, mancher erwünschte Beitrag gesteuert worden ist. In diesem Bande und noch weiter hat sich Kopisch, italienischer Volksdichtung nachgehend, in einer Uebersetzung als ein Kenner Dante's gezeigt. Die Uebersetzung hat leider den Reim des Originals aufgegeben. Aber freilich hat auch übrigens die Sorge manches geschmackvollen Literaten, zum Beispiele Karl Witte's, für Dante insbesondere und für italienische Poeten überhaupt uns wenig ersichtliche Frucht gebracht. Sei's, daß der Nationalunterschied für gemeinschaftliche Wirkung zu groß, sei's, daß die Vermittelung immer zu schwach, mit zu geringer Genialität geschehen sei. Die Uebersetzungen der Gries, Streckfuß, Kannegießer, wie sorgfältig und gewandt auch die der ersteren gebildet sind, haben

keine eigentliche Wirkung gehabt. Stöber, der neuerdings in Straßburg eine Zeitschrift „Ervinia" gegründet zur Belebung deutscher Erinnerung in dem uns entrissenen Elsaß und Lothringen, hat unter sehr reichlichem Liederquellen manches anmuthige Gedicht gefunden. Im Süden hat sonst Oesterreich eine große Zahl Poeten hervorgebracht, unter denen Grün, der noch junge Beck, Zedlitz und der schon erwähnte Lenau obenanstehen.

Baron v. Zedlitz fand einen lebhaften Antheil durch seine „Todtenkränze", einen viel lebhafteren, als er durch Dramata zu erwecken im Stande gewesen war. Das Thema, große Todte in der Canzone zu verherrlichen, war für eine Zeit glücklich gewählt, die noch nicht hinreichend gereift erscheint, um den dauernden Mittelpunkt des Lebendigen poetisch zu erfassen, die aber doch geneigt ist, die Todesweihe an denjenigen hochzuachten, welche mitten aus dem Drange sturmvoller, nahebeliegender Tage abgeschieden, und unter Zeichen großartigen Strebens abgeschieden sind. Napoleon, Lord Byron haben in unserer Zeit, just weil sie erst kürzlich abgeschieden sind, den Nymbus poetischen Reizes vor denen sicher voraus, deren Lebensmomente hinter den Kreisen des jetzigen Zeitalters ruhen. Für objektive Ferne ist unser stürmischer Drang eben so hinderlich wie für objektive Nähe. — Die Behandlung des Thema's gelang Zedlitz, der eines geübten Verses Herr, ebenfalls. Sogar ein Gedicht wie „Die nächtliche Heerschau", welches viel befangener in moderner Manierirtheit, fand eine nachhaltige Wirkung durch dreiste Fassung des Napoleon'schen Lebens, durch dreiste Einführung des militärischen Wortes, welches vor dem Wahrheitsdrange in junger Literatur für poetischen Styl unangemessen erklärt worden wäre. Das Bedenkliche der Manier, wie das Ergreifende im ungeschminkten Ausdrucke ist hier wie bei Gaudy, wo er solch historisch Naheliegendes schildert, dem Heine'schen Einflusse zuzuschreiben.

Die dramatischen Arbeiten von Zedlitz erweckten seit 1830 Aufmerksamkeit, wo dessen meisterhafte Uebertragung des Lope'schen Stern von Sevilla erschien. Kleinere Sachen wie „Herr und Sklave" waren wohl früher schon auf der Scene, und wurden gern von Schauspielern benutzt, denen die Deklamation schreiender Gegensätze willkommen war. Darin lag aber auch die Schwäche des Stücks. Dergleichen grober Reiz der Kontraste

ist nicht Sache des berufenen Talentes. Dies hat Geheimnisse zu künden, nicht schreiende Mißverhältnisse. Diese verfallen den praktischen Anstalten der Bildung, verfallen der Polink und Polizei. Es war an einem sehr liebenswürdigen und wackeren Manne, an Wilhelm Beer, ein ungünstig Vorzeichen, daß er mit einem Drama „der Paria" begann, und der spätere „Struensee" so wie ein kürzlich erschienener Briefwechsel bestätigten, daß eine achtenswerthe, strebsame Bildung, aber jenes Talent des Dramatikers nicht vorhanden war, welches durch die äußeren Verhältnisse hindurch in das geheimnißvolle Wunder der Charaktere und Handlungen dringt.

Zedlitz hat später durch den Tassestoff — „Kerker und Krone" — zwar auch einen großen Fortschritt in diesem dramatischen Punkte an den Tag gelegt, aber uns doch zu keiner besonderen Hoffnung auf dramatisches Gelingen berechtigt. Jener matte Hauch des tragisch Conventionellen, des lyrisch-Unthätigen dringt noch entgegen, und läßt uns einen Zedlitz'schen Nachdruck immer noch im Lyrischen suchen. Vielleicht fordert er aber noch für irgend eine Uebertragung oder Nachbildung unseren Dank, den er sammt Schreivogel — pseudonym West — dem Uebertrager der Donna Diana, in vollstem Maße durch den Stern von Sevilla und neuerdings durch Wiedergabe des Byron'schen Childe Harold verdient hat.

Ezen Ebert aus Prag galt lange Zeit für eine stolze poetische Hoffnung Böhmens, besonders da er vaterländische Stoffe, wie „Wlasta", „Bretislaw und Jutta", verherrlichte. Er findet sich in kühn ausholendem und ausmalendem Bilderstyle kaum aus Mantel und Kleid heraus, und für so viel, wenn auch gehaltvolle, Garderobe ist der Kern doch nicht bedeutend genug. Mit schwächerem Fluge des Wortes, aber mit behenderem Ausdrucke, dem manche Beschreibung einer artigen Situation gelingt, ist Dräxler — Manfred begabt, und auch den viel singenden Hirten österreichischer und steirischer Berge, den Vogel, Seidl ꝛc. gelingt in der täglichen Uebung manch ein Lied. Ein straffered Zusammennehmen der Kräfte wird leider von der Wiener Kritik durchaus nicht befördert. Sie leidet an der allzuschwammigen wie Norddeutschland an der allzuscharfen Phrase. Indessen fehlt es neuerdings nicht an einzelnen Zeichen, daß auch dort aus der

Terminologie heraus gestrebt wird. Jeitteles versorgt lexikalisch das Publikum mit den Kennzeichen neuer Wendung, und v. Feuchtersleben zeigt eine ganz bemerkenswerthe Herrschaft in den neueren Kategorieen, wenn auch noch einen unschönen Ausdruck derselben. Je mehr er auch hierin den rasch entstehenden terminologischen Schlendrian vermeidet, und nach eigen Gesehenem trachtet, desto wirksamer wird er werden, und desto eher wird er sich einer Manier entkleiden, die in sententioser Verwickelung, ja selbst in sententioser Abruptheit dem Schwulste nicht immer entgeht.

Bei weitem den größten Erfolg unter den Oesterreichern hat

Anastasius Grün

gefunden. Er ist ein steirischer Graf Auersperg, der sein poetisches Wort am Entschiedensten politischen Wünschen und Eindrücken hingegeben hat. Das scheint für den ersten Anblick poetischem Erfolge nicht besonders günstig. Aber was ist ein äußeres Kennzeichen gegen die Geheimnisse des Talents! Wo sich dies einem Thema mit aller Macht hingibt, da wird der Eindruck nie fehlen, der Stoff wird unter der Hingebung und durch sie ein anderer, ein lebensvoller. So ward es bei Anastasius Grün. Eine ganze Lebensansicht, die über die mühsam zusammengehaltenen Trümmer einer alten poetischen Ganzheit hinausblickt, ein edles, das Milde und Gute mit Leidenschaft wünschendes Herz gaben sich warm dem Thema politischen Wunsches hin und zogen suchend alles weitere Verlangen eines Menschenherzens dahinein. Konnte solcherweise nüchterne Politik vorherrschend bleiben und den Eindruck beschränken? Nein, sie ging auf in ein sehnsüchtiges und zwar nach allem Großen sehnsüchtiges Individuum, und erschien, vermittelt durch dieses, als jene poetische Studie, woraus jetzt unser Gedicht besteht, wenn nicht ein Genius ersten Ranges ihm einen schärferen Stempel aufdrückt, als er zu Gebote steht der suchenden Zeit. Ueber jene Studie ist Grün nirgends hinaus; ja er bewegt sich oft noch in Manieren, wodurch die Physiognomie der Studie allzu deutlich ausgedrückt wird. Er zählt auf, er rechnet die Einzelnposten zusammen, damit die Summe annäherungsweise erscheine, deren die Poesie als eine

Offenbarung ohne Weiteres und völlig Herrin sein soll. Aber die Absicht ist immer poetisch, und die Einzeltheile sind immer poetisch erfaßt, und über das Ganze bückt sich der Hang nach einer Fülle, die uns allen noch versagt ist, und so können wir uns zwar nicht hingeben, denn es fehlt noch die Macht, welche solches heischt, aber wir folgen gern und dankbar.

Grün trat auf mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten", es folgte „der letzte Ritter", alsdann der „Schutt" und eine Sammlung von Gedichten, denen in einem Jahre eine dreifache Auflage nöthig war. Der letzte Ritter ist unter alle dem im Aeußerlichsten, Ungenügendsten verblieben; der „Schutt" ist aus dem Innersten geschöpft, und gewährt im Titel, in allem Thema, in dem Abschnitte „fünf Ostern", wo eine künftige Zeit jenseits des Christenthumes erscheint, den tiefsten Einblick in den Grundgedanken des Dichters. In diesem Grundgedanken zeigt er sich übereinstimmend mit dem Herzen junger Literatur, welche das goldene Vließ einer vollen Poesie noch jenseits eines stürmischen Pontus suchen zu müssen glaubt, und vom Talente diese Erkenntniß und die Fähigkeit heischt, auf dem Wege alle Zeichen dichterisch zu sammeln, damit sie jenseits der Fahrt eine genügende Macht bilden, welcher das Vließ selbst sich ergebe.

Aehnlich ist auch von Heinrich Stieglitz die Aufgabe gefaßt, obwohl so deutliche Zeichen fehlen, daß er sich dessen bewußt sei. Statt dieser Zeichen zeigt sich eine regsame, ja produktive Unruhe, die Entlegenes und Nächstes in eine Verdichtung zu fassen sucht. „Stimmen der Zeit in Liedern" wenden sich unmittelbar an das Interesse des Tages, „das Dionysosfest", eine lyrische Tragödie, hält einen fernen Spiegel dar für Unüberwindlichkeit des Wechsels. Eine Deutlichkeit und Klarheit inhaltvollen Kernes scheint in alle dem für den vollständigen Sieg zu fehlen. Die Intention ist immer bedeutend, oder richtiger: man ahnt immer eine solche, denn sie ist in sich eben so undeutlich ausgebildet, wie im beiwohnenden Stoffe. Aber sie erscheint nicht dichterisch erwachsen, sie hat erkünstelte Röthe und überhitztes Leben, sie weckt den Gedanken, ob die Dichtung von Stieglitz nicht unter einem mangelnden Gleichmaße litte, welches zwischen den Kräften und Bedingungen herrschen soll, denen eine künstlerisch wirksame That entspringt. Und so ist

es vielleicht. Vielleicht ist hier, ungewöhnlich, einem vorgerückten Alter des Dichters das Mächtigste vorbehalten. Stieglitz folgte früher dem Goethe'schen Anstoße nach dem Oriente, und gab vier Bände „Bilder des Orients", in denen, da hier die Einzelnheit unter einer vorausgesetzten Atmosphäre sich hervorthun konnte, Anmuthiges und Wirksammes in den kleineren Sachen reiflich entgegen trat. Schon dort war das Größere, Schauspiele und Tragödien, unmächtiger, als das, was sich unscheinbar ankündigte, und so fehlt es nirgends an Zeichen, daß sich dieses Dichters Vorzüge im kleinen Gedichte zunächst am Günstigsten entwickeln. Der Sinn für größere Verknüpfung ist so lebhaft in ihm vorhanden, daß er, eine Zeit lang zurückgehalten, nicht verloren gehen, wohl aber sich mehr und mehr zur Klarheit läutern wird. Wäre dieser [illegible]n nicht so stark, wie hätte Stieglitz in seinem neuesten Gedichte „Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum" von Ausdehnung eines Buches dergestalt gegen poetischen Geschmack fehlen können! Gedanke, triviale Bemerkung, triviale Kunde, Name, und fast möchte man sagen kalendermäßige Jahreszahl ist katalogisch aufgeschichtet und in gereimte Phrase eingezwängt unter diesem athemlosen Gruß. Manches Gute aus dieser geschmackswidrigen Versammlung heraus genommen hätte dem Dichter ein charakteristisches Gedicht belebt; aber er kann seinen geübten Ausdruck zu Grunde richten, wenn er ein größeres Ganze erzwingen will, wofür die ruhige Empfängniß ihm jetzigen Augenblickes versagt ist. Wander- und Berglieder, wie er neuerdings ebenfalls gegeben, und Aehnliches ist ihm jetzt noch angemessen, und entwickelt in knapper Grenze den Reiz eines Talentes, welches unter straffestem Zügel das Glücklichste hervor bringt. Denn an formeller Gewandtheit des Ausdrucks thut er es den Besten gleich, sobald er dem feilenden Worte in fleißiger Nachspürung Härte und Hast benimmt.

Julius Mosen,

dieses jungen Dichtergeschlechtes einer der Jüngsten, ist im Zeitraume weniger Jahre zu einer bemerkenswerthen Stelle gediehen.

Sein „Lied vom Ritter Wahn" erschien erst 1831, und sein Ahasver 1838 ward schon mit der Aufmerksamkeit behandelt, die man sonst nur einem geprüften Namen schenkt. Es ist ein stiller, muthiger Ernst, welcher von Mosen ausgeht und schnell einen dauernden Antheil ward. Es ist in ihm ein keuscher Drang nach dem Weltgeheimnisse, unter den besten Deutschen so vorherrschend, und darum ein günstiges Vorurtheil bereitend. Beide Hauptgedichte bewegen sich um die große Frage des Todes: Ritter Wahn will nicht sterben, Ahasver kann nicht sterben. Beide Gedichte gehen stracks der Lösung dieser Ideen zu: wie wortreich Staffage, Situation, Begebenheit und Handlung aufgereiht werden, sie befreite sich nicht von ihrer Eigenschaft einer Nebensache, das Epos gewinnt sich keine fest-ruhende Existenz, an Homer ist da nirgends zu denken. Das möchte nicht immer ein Vorwurf sein. Warum soll eine weite Dichtungsform nicht mannigfache Art gestatten? Aber ein Lob wird es bei vorliegenden Gedichten, namentlich bei Ahasver nicht. Das Persönliche bleibt hier ganz reizlos, weil es schematisirt und darum gleichmäßig vorüberfauset, und vor weltgeschichtlichen Abtheilungen zu keinem Bestehen kommt. Wer nimmt Interesse an Ahasvers zwei Kindern, die ihm stets nach Jahrhunderten wieder geboren werden, und rasch wieder zu Grunde gehen! Es ist also Alles auf eine weltgeschichtliche Skizze gestellt, auf eine Verbildlichung des rastlosen Gedankenstrebens, wozu der Mensch bestimmt ist, auf die selbstständige Oppositionen, welche Jeder, wenn auch unter größtem Leid, in sich durchmachen soll gegenüber der Autorität, auf das Tragische und doch Nothwendige der Verneinung. Dies in einer Dichtung, in einer epischen Dichtung mit fleischigem Antheil zu erfüllen, wie es doch da nothwendig ist, wo zunächst erzählt werden soll, ist gewiß schwer, und Mosen hat es sich durch die unvollendete Terzine, welche eintönig durch den Ahasver und den Ritter Wahn geht, noch erschwert. Abwechselnde Versmaße hätten wohl die verschiedene Physiognomie der Jahrhunderte mehr herausgehoben, als dieses Versmaß mit nur weiblichen Reimen, zwischen denen ein männlicher Ausgang immer stumm, fast tonlos verharrt, herausheben kann. Nun wird so viel zerstört, Jerusalem und Rom und Ostrom, es dampft und stürzt, und Mosen hat dafür so treffliche Töne, daß man aus diesem allgemeinen Geräusche selten zur

stillen Theilnahme am Helden und an dessen Unglücke kommt, was doch in den stillesten Verhältnissen der Welt- und Menschen-Seele beruht. Auf einmal, da wir erst beim Islam sind, tritt der Herr zu Ahasver, sagt, er habe nicht den Frieden, sondern das Schwert gebracht, Ahasver solle weiter ringen, das Weltgericht werde einst entscheiden — und das Gedicht ist zu Ende, wo wir noch strömenden Fortgang zu erwarten hatten.

Nach alle dem, und wie sehr man auch die kraftvolle Sprache gereift finden muß, ist der Ahasver als epische Gabe dem Ritter Wahn nachgeblieben. Ritter Wahn ist nach einer uralt-italischen Sage. Es ist dadurch mancherlei Glaube und kirchliche Phantasie durch einander gemischt; aber das stört in dem naiveren Tone des Ganzen nicht; die ausgeführtere Sage hat mehr persönliche Zuthat gegeben, und das ist für Mosens Dichtung stets ein Gewinn; Allegorie, Visionen, Verkündigungsschauen aller Art sind ihm näher als sinnliche Erscheinung, seine Gedichte werden immer besser sein, wenn ihnen persönliche Zuthat aufgenöthigt wird. Das allgemeine Interesse, nicht bloß die Kunstfrage anbetreffend, kommt hinzu, daß Mosen in der dogmatischen Frage selbst kein eigentliches Weiterdringen zeigt, darin also auch keinen besondern Reiz gedanklicher Spekulation bringt. Um so weniger sollte sich ein kräftiges Talent dichterischen Ausdruckes die Welt der in sich vollen Erzählung entgehen lassen.

Zwischen jenen Gedichten hat er noch eine Novelle „Georg Venlor", ein Bändchen Gedichte, ein Bändchen Novellen und ein historisches Schauspiel „Heinrich der Finkler" gebracht. Dies Schauspiel ist natürlich all den Nachtheilen ausgesetzt, welche ein bloß durch historische Bedeutung wichtiger Stoff in sich trägt. Dem Kunstwerke hilft die historische Wichtigkeit des Stoffes nichts, ja sie steigert nur den Anspruch. Es soll durch sein inwohnendes eigenes Interesse ansprechen, es ist ein vornehmer Mann, der um Liebe wirbt, und der das unbefangene Mädchen nicht durch seine Standespersonen, sondern durch seine eigenste Person fesseln soll. Hier war nun alle epische Familiarität nöthig, welche Mosen im Epos verabsäumt hatte, hier mußte sie in Charakter und Handlung zu dramatischer Wirkung sich zusammen drängen, und hier hat sich auch Mosen darum bestrebt. Es sind Mittels-Personen heiterer und anderer Gattung da, welche ein individuelles

Leben des Stoffs bewirken sollen, aber sie sind dafür unzulänglich, und über die frostige Absichtlichkeit eines historischen Dramas heben nur einige lyrische Zuthaten hinweg, in denen sich die vaterländische Absicht lebensvoll eröffnet. Im Ganzen fällt das Stück zu den zahlreichen Studien, durch welche die vaterländische Tragödie behandelt wird, aber wirkungslos verbleibt. Einem Lande, wie England, was doch in vaterländischer Geschichte eine so ungestörte Pietät besitzt, eine Pietät, von keiner politischen Parteiung aufgehoben und durch die stolzesten Erfolge des Landes beschwingt, einem Lande, wie England, konnte nur der einzige Shakespeare vaterländische Schauspiele wirksam und dauernd machen. Wer fragt in England nach anderen? Und uns, die wir unter so viel hemmenderen Verbedingungen stehen, uns könnte eine geringere Macht als der entschiedenste Genius vaterländische Geschichte im Drama wirksam machen? Wer glaubt das! Haben doch Goethe und Schiller es sich nicht zugetraut, und das einzige Stück Schillers solcher Art, der Wallenstein, der doch auf die eigentlich vaterländische Bedeutung den geringsten Nachdruck legt, hat dem Schiller'schen Genius die größte Schwierigkeit und immer neue Umarbeitung nöthig gemacht.

All diese ernsten Absichten Mosens im Gedichte mögen solche Ausstellung nöthig machen, sie verdienen aber theils als Absichten selbst, theils in partieenweiser Tüchtigkeit der Ausführung, daß Mosen unter den hoffnungsvollen Dichtern der neuesten Zeit eine ehrenvolle Stelle finde. Handelt es sich doch in diesem neuesten Theile unserer Literaturgeschichte durchweg nur um Hoffnungen und Anfänge, und muß deßhalb doch ein entscheidendes Wort immer zurückgehalten werden. Mosen, ein Sachse, lebt als Advocat in Dresden.

Freiligrath und Beck.

Ferdinand **Freiligrath**, ein Landsmann Grabbe's, und dem Kaufmannsstande angehörig, hat sich reißend schnell durch ein hervorspringendes Talent beschreibender Dichtung Namen und Auszeichnung erworben. Karl **Beck** noch schneller, ebenfalls durch rhetorische Kunst, welche aber die lebendigen Gedanken

unserer Zeit in künstlerisch geharnischte Worte zu kleiden, und damit so rasch und elektrisch zu wirken wußte, wie Freiligrath mit schimmerndem Sprachbilde von Gegenständen und Situationen that. Beide sind unerwartete Beispiele, was die Rhetorik verschiedenster Art heute noch vermag, wo man über rhetorische Kraft in der Dichtkunst so geringschätzige Ansicht trägt.

Freiligrath beschreibt, wie sich bei geringer Veranlassung Eins zum Andern stellt, wie die Ferne in einem sausenden Sprunge zu erreichen ist, wie die Vergleichung blitzüberraschend zwischen Nähe und Ferne springt, wie das Alles vom prallen Worte wiedergegeben, und solchergestalt ein Gedicht erfochten ist. Was wir oft vermißten, der Ausgang des Gedichtes von einer Anschauung, von einer Empfindung, das ist hier erschienen, allerdings in Einseitigkeit, und fast nur von der Anschauung, gar selten von der Empfindung ausgehend, und gar oft von bloßer Scenerie befriedigt, und fast niemals mit dem sinnlichen Materiale der Kunst, den Aufschwung gewinnend zu dem Gedankenstrahle, welcher aus dem Kunstwerke selbst geboren, das Kunstwerk mit dem Lichtstreifen höherer Welten besäumt. Es hat die Beschreibung sich noch nicht in ihrem Herzen erfaßt, sie ist deßhalb noch nicht gedichtet, und täuscht sich über sich selbst mit einem lockenden Klange, welcher erst aus den Vorhöfen des Tempels schallt, täuscht sich mit einem plastischen Umrisse, der noch nicht über die bloß skizzirte Zeichnung hinausgediehen ist.

Indessen, diese stolz segelnden Gedichte eines jungen Mannes sind zunächst als eine von rhetorischem Talent strotzende erste Gabe mit hoffnungsvoller Erwartung dessen, was noch kommen wird, aufzunehmen. Jetzt ist der Dichter erst aus den kümmerlichen Waldbergen Westphalens an den bewimpelten Hafen Amsterdams gekommen, es beherrscht ihn noch der Zauber der Fernsicht; das Meer und die Wüste mit ihren großen Verhältnissen sind ihm noch höchster Reiz, der Reiz alles anderen Verhältnisses wird ihm aufgeben, wird ihm sein poetisches Geheimniß mittheilen und solcher Fortschritt wird uns für solches Talent der trockenen Belehrung überheben, daß die Poesie weder bloß ein gedanklicher Idealismus sei, von dem allerdings Freiligrath gar nicht berührt ist, noch aber auch ein geographischer Idealismus, dem er sich oberflächlich hingibt. Gedeihe er nun übrigens, wie er wolle,

seine Gabe dieser letzten Einseitigkeit wird in unserer Literatur stets eine glänzende Talentprobe bleiben, und man wird anerkennen, daß er auch mit mäßigen, mit zulässigen Mitteln bereits manches einfache Thema dichterisch verherrlicht hat. — Franz Dingelstedt hat in dem „Jahrbuche der Literatur 1839" einen ausführlichen Artikel über Freiligrath gegeben, worin alle wichtige Frage dieser Erscheinung berührt wird.

Karl Beck, ein junger Ungar, ist dem Freiheitsdrange der Anastasius Grün und der jungen Oesterreicher ein laut rufender Fahnenträger geworden. Strotzendes Talent dichterischen Ausdrucks, ein heißes Herz, das voller Jugend für alle edle Idee der neuen Zeit in stetem Brande ist, Muth und Rüstigkeit haben rasch in aufgeregte Verse gebracht, was der jungen Welt Kriegs- und Tugendzeichen sind. Dichterische Rhetorik des Liberalismus ist in ihm zum berüsteten Verse geworden. Wäre es sonst nichts, so fehlte alle Erfindung, aber es sind weitere Zeichen da, daß sich das Herz zuerst nur mit dem Nothwendigsten Luft machen wolle, und daß es eine dichterische Schätzung aller, auch der unscheinbaren Dinge in sich trage. Jetzt wird noch Alles auf den einen Gedanken bezogen; die größere Ausbreitung wird hinzukommen, der eigenthümliche Werth des Einzelnen wird nicht immer durch einseitigen Bezug vernichtet werden. Beck gab zuerst einen Band Gedichte unter dem Titel „Nächte, gepanzerte Lieder", 1838, und bald darauf einen zweiten unter dem Titel „der fahrende Poet, Dichtungen", 1838. So wenig Zeit zwischen beiden Büchern lag, ein gewisser Fortschritt, besonders ein Fortschritt des Geschmackes, ist schon ersichtlich. Das bloß renomistische Wort des Studenten, der Schwulst in Verbildlichung alles großen und kleinen Begriffs, die oberflächliche Allegorie, ein österreichisches Erbtheil, hat sich schon theilweise verringert. Freilich nur theilweise; es ist Alles erst ein Wechsel auf ein gutes Haus, baares Gold der Dichtung ist es noch nicht. Aber man gibt sich so gerne einer beredsamen Gesinnung hin, und wenn sich, wie hier, Perlen vom ächtesten Talente darunter finden, so nimmt man diesen stattlich, oft hinreißend, ausgedrückten moralischen Drang gerne einmal für volle Poesie.

Beck hat nichts aufzugeben; sondern nur mit seiner schönen Gabe einer gedrängten Form nachzutrachten. Sie streift alles

Flitterwerk von selber ab. Jener Gran Heine, der Gran Ueberraschung, der sich bei ihm, wie bei Freiligrath, vorfindet, er hat die Aufmerksamkeit rascher auf Heine gezogen, aber er ist es nicht, der Heine's Glück begründet hat, und er ist es, welcher das Heer unglücklicher Nachahmer hinter Heine hergezogen hat. Es ist Heine's nie sichtbare, aber stets vorhandene Sorgfalt, oft den größten Umkreis in den kleinen Rahmen eines Gedichtes zusammenzudrängen, es ist Heine's Kunst, dicht zu machen, zu dichten. Nicht auseinandergehen, wenn auch in noch so stolze Worte, soll der Stoff, noch weniger eine bloße Vorstellung moralischer Art sein. Die Plastik soll nicht bloß im Beiläufigen sich zeigen, nicht im Vorübergehen durch Errichtung von Säulen und Gestalten am Wege sich kund geben, sie umschließt, umfaßt das Gedicht, sie ist das Gedicht, und Sinn und Bedeutung sind erst wahrhaft mächtig, wenn sie untrennbar von der ganzen Figur des Gedichtes wie ein Hauch entgegenwehen, wie ein Hauch, der keiner abgelösten Sentenz, keinem entwickelten Gedanken, keiner äußerlichen Beschreibung, keinem dithyrambischen Schwunge inne wohnt. Beck hat auch bereits ein lebhaftes Interesse für Goethe gezeigt; wenn dies erst ächter sich ausbilden und von der einseitigen Beziehung auf Liberalismus vielseitiger eindringen wird, da wird er für seine so rasch bereite Wege Becken und Form in reichster Genüge sehen, und wird unsere Hoffnung auf sein Talent durch umschlossenere Gedichte rechtfertigen. Im Grunde sind doch auch die Dichtungen „der fahrende Poet" erst schön versifizirte Reisebilder, eine Form, die einer poetischen Prosa angemessen war, und die jetzt vorüber ist, seit diese poetischen Studien lange genug dagewesen sind, Stoff und Wendung genug bereitet haben, und der strengere Geschmack dem erweiterten Materiale gegenüber wieder in seine Rechte tritt. In der Lyrik dürfen wir, wie im Romane, an die einstweilige Form strengere Forderungen machen, da Lyrik und Roman alle übrige Freiheit genießen, die eine poetisch nicht erfüllte Zeit gestattet.

All diese Dichter und Gedichte sind erst nach 1830 in lebendige Aufnahme gekommen, und dadurch sind auch erst so spät die weiter deutenden Bestandtheile der Lyrik einigermaßen thätig

geworden. Wohl bis zum Jahre 1834 galt ein Band Gedichte noch für die todteste Unternehmung des Buchhändlers, wenn es nicht Gedichte von Schiller oder Goethe und unter den neueren von Uhland oder etwa von Wilhelm Müller waren. Die eigentliche Ursache, bekannt oder unbekannt, war davon, daß man sich von Gedichten nur einer Terminologie der Situationen und Ausdrücke versah, die dem Herkommen nach für dichterisch galten.

Zum Romane hatte man frühe besseres Zutrauen. Hier erleichtert auch der Prosa-Ausdruck den Wechsel. Und hier muß Wilhelm Hauffs als desjenigen gedacht werden, welcher modernen Ton, moderne Färbung und doch auch bereits mancherlei modernen Einschlag in dasjenige Genre brachte, was wenigstens dem Romane nahe kam, und was als romanhafte Mischgattung sich lange eingebürgert hat. Der blühendste und geliebteste Ausdruck davon waren Hauffs „Phantasieen im Bremer Rathskeller".

Hauff begann mit der Parodie Claurens, mit dem „Mann im Monde". Clauren war darin allerdings trefflich parodirt, aber das, was der Parodie wirkliches Leben verlieh, das war beiden, Hauff und Clauren, gemeinschaftlich. Es war das Geschick, interessant zu erzählen, bei Clauren durch Geschmackswidrigkeit herabgezerrt, bei Hauff durch die parodistische Zuthat pikanter gemacht. Uebrigens lagen diese Autoren, wie erwähnt, keineswegs auf verschiedenen Polen. Hauff hatte mehr Bildung und besseren Geschmack. In besondere Tiefe des romanhaften Reizes ist auch er nie gestiegen; aber was die Tagesfalte des damaligen Geisteslebens verbarg, das wußte er gefällig darzustellen. Er war außerordentlich beliebt im Publikum und dies knüpfte an sein Talent große Hoffnungen. In anmuthiger Gewandung und leichtem Eindringen bereitete er für die rasch verständliche Form jene moderne Wendung vor, die Heine, bis 1826 noch wenig bekannt, in tieferer und energischerer Weise bereits einige Jahre vorher begonnen hatte. Hauff hatte die geringere, aber populare Absicht voraus, daß er die eben beliebten Formen nur in etwas zu veredeln trachtete. So that er auch mit dem historischen Romane, der durch die Van der Velde und die geringeren Nachtreter Walter Scotts so gar äußerlich geworden war. Er schrieb den „Lichtenstein". Das Publikum hatte, also nur zu einigen Stufen höher genöthigt, nicht die beschwerliche

Aufgabe, in eine ganz neue Art sich zu versetzen, und bewies sich sehr dankbar. Auch die schon kühnere Art der „Memoiren des Satans" nahm es beifällig auf. — Hauff, 1802 geboren, starb schon mit 25 Jahren, 1827. Er hatte in Tübingen Theologie studirt, und war mit einem Mährchenalmanach 1824 aufgetreten, der noch zu seinem Besten gezählt wird. Er hat also nur drei Jahre öffentlich geschrieben. Der Mann im Monde war wirklich ohne polemische Absicht geschrieben; diese wurde erst durch Zuthat Clauren'scher Aeußerlichkeiten und Weichlichkeiten hineingebracht, und dem größeren Publikum enthüllte sich erst die Polemik durch eine nachfolgende „Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde".

Gustav Schwab hat Hauffs Schriften gesammelt herausgegeben 1830 und 31.

Schon 1826 erschien eine andere Gesammtausgabe in vierzig Bänden ebenfalls im Süden unseres Vaterlandes, welche den Antheil am Romane in verschiedenartigster Richtung und fast in allen Kreisen des Publikums beschäftigte. Dies sind die Schriften Heinrich Zschokke's, der 1771 in Magdeburg geboren, und unter abenteuerlichen Schicksalen, nachdem er als herumfahrender Schauspieler für die Bühne — Abellino — und als akademischer Lehrer gegen Wöllners Religionsedikt geschrieben hatte, in die Schweiz gerathen war. An all den stürmischen Geschicken dieses Ländchens hat er, ein naturalisirter und stets mit wichtigen Stellen bekleideter Bürger, thätig Theil genommen seit 1795, fast alle Theile praktischer Thätigkeit vom Regieren, vom Erziehen bis zur Pflege des Forstes hat er betrieben, über all diese Verhältnisse hat er sich schriftstellerisch geäußert; der Volksbelehrung, der religiosen Erbauung, dem philosophischen Nachdenken, der ausführlichen Geschichtskunde, besonders Baiern und die Schweiz anbetreffend, und der romanhaften Darstellung hat er ein langes Leben ununterbrochenen Fleißes gewidmet, und um ein volles Lebensbild dieses Mannes zu entwerfen, bedürfte es der größten Ausführlichkeit. Hier ist nur seiner Romane besonders zu gedenken, und nebenher zu erwähnen, daß man ihm vielfache Beisteuer zu den „Stunden der Andacht" zugeschrieben, und von orthodoxer Manier aus ein förmliches Verbrechen der Aufklärung daraus gemacht hat. Für dieses parteiische Extrem

ist, wie gewöhnlich, Wolfgang Menzel am Eifrigsten gewesen, und es ist dabei die vandalische Art gegen Zschokke Styl geworden, daß ein ununterbrochen thätiges Leben, was sich stets tüchtig und brav erwiesen, nur in die Beziehung der Schmählichkeit gezerrt wurde.

Zschokke's Leben selbst hat die Romane und diesen Romanen dasjenige gegeben, was sie dem Publikum wichtig und anziehend machte. Sie zeichnen sich nicht aus durch eine charakteristisch vorherrschende Tendenz. Man beschuldigt sie wohl einer laxen Lebensphilosophie, die fast Allen gemeinschaftlich sei, aber was ist damit gesagt in einer Zeit, wo die verschiedenartigste Philosophie sich mit gleichem Rechte geltend macht, das heißt so weit mit Rechte, als sie Macht gewinnt? Jene laxe Philosophie ist nichts als ein milder Sinn, der einer undogmatischen Zeit die mannigfache Berechtigung der mannigfachen Eigenthümlichkeit in Anspruch nimmt, der auch bei bedenklichen Aeußerungen das Urtheil da zurückhält, wo es sich nur auf eine dogmatische Uebereinkunft stützen könnte, auf eine Uebereinkunft, die nicht da ist. Was jeder systematische Philosoph, jeder auf eigenes Gewissen hin redliche Mensch thun darf, das sollte einem Autor dichterischer Art Verbrechen sein, der besser als hundert Andere gesehen hat, wie sich das Leben hält und trägt?

Diese gewisse Lebenskenntheit, um derentwillen man Zschokke's Roman auch mit dem englischen verglichen hat, gab ihm den lockenden Grund für das Publikum. Und hierin, und in stets neu beweglicher Anschmiegung liegt Zschokke's Verwandschaft mit junger Literatur. Er gab in seinen Schriften immer neue Brücken und Brückchen zu ihr, wenn er auch in Vielschreiberei und praktischer Nüchternheit nirgends zu einer Epoche machenden Kühnheit und Ganzheit sich steigern mochte. Seine bemerkenswerthe Geschicklichkeit des Erzählens hielt das mittlere Publikum stets im Antheile für ein höheres Interesse, und so wurden sein „Alamontade", „Creole", „Flüchtling im Jura" ꝛc. wichtig genug, um dasjenige von ihm zu übertragen, was nicht über das alltägliche Bedürfniß der Romanlektüre hinaus zu trachten schien.

Ein anderer Schweizer, Ulrich Hegner, jetzt ein hochbejahrter Mann, zeigte schon 1804 durch die Schrift „Auch ich war in Paris", 1814, durch den Roman „Saly's Revolutionstage", und

außer kleineren Schriften zuletzt durch den Roman „die Molkenkur", daß ihm ein feiner, gediegener Geist inwohne, welcher Wirrsal und Täuschung einer aufgeregten Zeit fein zu scheiden wisse von ächtem Fortschritte, und welcher geschmackvoll aus dem Tumulte Würdiges in eine würdige Form zu retten verstehe. Es spricht oft etwas von Goethe'scher Weisheit aus diesen Büchern, wenn auch das gestaltende Leben des großen Dichters aus dem leichtbedeckten Himmel nicht hervorbrechen kann. Er ist über den südwestlichen Kreis unserer Sprache hinaus viel weniger bekannt geworden, als sein Verdienst wünschenswerth macht, und darum ohne hervortretenden Eindruck geblieben.

Carl Spindler.

Dieses erfindungsreichste Romantalent, welches wir besitzen, trat auch zuerst in schweizerischen Buchhandlungen auf, und zwar von 1824 an mit „Eugen von Kronstein", mit „Freund Pilgram" und 1826 mit dem „Bastard". Dieser verkündigte bereits all dies von Ueberfluß starrende, sich über einander drängende Kompositionsgewebe, was sich kaum schichten und ordnen läßt, so groß ist der romanhafte Erfindungsreichthum. In diesem Reichthume hat es ihm neuerer Zeit weder im Inlande noch im Auslande ein Schriftsteller gleich gethan, auch Walter Scott nicht. Man muß nur in Anrechnung ziehen, daß die meisten erfindungsreichen Schriftsteller, von irgend einer Bildungssympathie geleitet und verhältnißmäßig unterstützt, zu Stoffen und deren Ausbildung geleitet wurden. Was gab die schottische Heimath, was gab englisches Geschichtsinteresse, was gab politische Sympathie dem Walter Scott an die Hand! Spindler ermangelt all solcher Vortheile. Von ihm darf man sagen: er ist ohne alle weitere Bildungssympathie, diejenige ausgenommen, welche beliebigen Stoff, beliebiges Verhältniß zu einem Romane bildet. Er ist noch weniger als unbefangen, er ist der Zeitinteressen, in raisonnirender Weise, wie sie sich bieten, unmächtig. Von manchem Standpunkte aus mag dies ein empfindlicher Mangel sein, es ist aber auch ein unschätzbarer Gewinn für eine Zeit, die auf Gestaltung ausgeht, und die an raisonnirender Beihilfe die Hülle und Fülle hat, —

denn Gedankenbereitung ist zu erlernen, schöpferisches Talent aber nicht. Was er nun auch scheinbar ohne Bezug auf die Fragen der Zeit erfindet, das ist doch für diese Fragen immer wieder das Geschenk einer neuen, in sich erledigten Welt. Und diese Welt ist doch niemals ganz ohne Analogie mit der sich erfindenden Existenz junger Zeit, denn der Dichter webt doch mitten in der Atmosphäre junger Zeit, und entschlägt sich deren nirgends gestissentlich, und existirt doch innerlichst mit und in ihr, wenn er dies auch nicht folgesatzhaft in raisonnirender Weise zu erkennen gibt. Solche unabhängige und doch nicht fremde Mächte, sind sie nicht unschätzbar für eine junge Literatur? Ist es nicht ein wesentliches Unglück, wenn nur in doktrinärer Weise an sie gegangen, und vereilig fordernd und folgernd eine Gabe verletzt wird, die erst ein künftig nachweisbarer Beitrag für doktrinäres Gesetz, zunächst aber unberechenbare Eroberung ist, Eroberung in Gebieten, welchen Doktrin nicht beikommen mag.

Diese Achtung literarhistorischen Taktes für verschiedene Gebiete mag immer nöthig sein, für eine zu voller Poesie strebende Periode ist sie unerläßlich. Was die Adepten eines erfolgerten Gesetzes oft mit lebenslanger Mühe nicht erreichen, das wirkliche Gold findet ein glückliches Auge des Talentes oft mit einem Blicke.

Spindlers Talent drang 1827 zur allgemeinen Theilnahme durch, 1827 erschien der Jude. Die unversiegbare Quelle von Erfindung, der Reichthum des Gruppirens ergriff hier zum ersten Male und dauernd das allgemeine Interesse, da es sich um ein Thema handelte, was in seinen Kontrasten noch immer unerledigt und neuerer Zeit überall in Frage ist. Dies Thema selbst war für Spindler nicht wesentlich, sein Talent ist stark genug, auch für Fremdartiges Hingebung zu erzwingen, aber das Thema war förderlich, sein Talent gesehen zu machen. Es folgte der „Jesuit", 1829, der nicht so erschöpfend ausfallen konnte, da eine mit wissenschaftlicher Kultur tief verzweigte Erscheinung hier in Rede kam. Was aber davon in romanhafte Anschauung gezogen werden konnte, das war mit nachdrücklicher Gewalt benützt. Eben so war das Thema des 1831 erscheinenden „Invaliden" für die charakteristischen Vorzüge Spindlers nicht das vortheilhafteste, wenn es auch dem großen Lesepublikum willkommener sein mochte,

als irgend ein anderes. Die Napoleon'sche Zeit liegt zu nahe, als daß der Roman überraschend Neues und Eigenes daraus zusammenstellen, und romanhaft neu und stärker wirken könnte, als es der allbekannte Stoff in seiner allbekannten Form an sich thun könnte. Damit entgeht dem Romantiker diejenige Wirkung, welche ihm sonst Niemand nachthun kann, die raisonnirende Bildung ist auf einem ihr noch ganz und gar angehörigen Felde zur Vergleichung herausgefordert, und die Gabe des Romantikers leidet darunter. Denn die Spindler'sche Gabe ist in diesem Betrachte nicht großartig genug, und der Invalide reicht nicht über den Werth von Genrebildern hinaus. Dagegen ist er mit der „Nonne von Gnadenzell", mit „Bea Constricter" und am Sichersten mit dem „König von Zion" in seine Rechte eines unvergleichlichen Romanciers eingetreten, eines unvergleichlichen, weil seine Welt eigen erfunden und keinem Vergleiche mit Vorhandenem ausgesetzt ist. Der König von Zion emilt aus dem Stoffe der Wiedertäufer, und in unabhängiger, stets zu grellem Ausgange geneigter Erfindung schreitet darin, plastisch sich einprägend, manches Fragenthema junger Literatur vorüber, zum Aeußersten getrieben, vielleicht übertrieben, aber mit entschlossenem Griffe gepackt, wie es dem Talente wohl ansteht. Denn dies Talent ist nur dem Geschmacke dafür verantwortlich, wenn ihm eine interessante, blasse Frage raisonnirender Spekulation blutroth erscheint.

Zwischen diesen Haupterzählungen Spindlers zieht sich noch eine große Zahl kleinerer hin, wofür er in einem jährlich erscheinenden Taschenbuche „Vergißmeinnicht" nicht Raum genug findet. Denn seine Fruchtbarkeit ist so außerordentlich, wie die Walter Scotts. Die Sammlung seiner Schriften ist schon in den fünfziger Bänden. In aller kleineren Erzählung erscheint aber sein Talent ungünstiger, weil ihm der Stoff stets so tumultuarisch zu Händen steigt, daß für ein wohlthätiges Verhältniß große Ausbreitung nöthig wird.

Spindler ist inmitten der neunziger Jahre zu Breslau geboren, ist frühzeitig nach Straßburg gekommen, und hat dort als noch unzurechnungsfähiger Jüngling allerlei heftige und seltene Schicksale gehabt. Der Vater war Tonkünstler, und mit ihm ist er in Paris gewesen. Später sieht man ihn als darbenden Schauspieler, der ohne Ahnung seiner romantischen Macht die

ersten Bücher schreibt, und eben so erstaunt ist über das Honorar des alten Füßli in Zürich, wie dieser über das Talent im „Bastard" erstaunt war. Der literarische Erwerb hat ihm eine anmuthige Existenz zu Baden-Baden verschafft, wo er sich häuslich niedergelassen.

Ludwig Storch darf in Betreff fruchtbarer Erfindung bald nach Spindler genannt werden, aber die Bedeutung dieses allerdings talentreichen Romanautors ist darum geringer, weil der Quell des Stoffes nirgends so stark und fortreißend ist, daß er als eine unbedingte Macht des Talentes alle andere Nachfrage zurückweisen könnte. Ungenügende allgemeine Bildung kommt dann störend in Rede, wo, wie hier, das Talent nicht hinreißende Macht zeigt. Storch stammt aus Gotha, und lebt seit mehreren Jahren wieder dort. Unter seinen vielen Romanen zeichnet sich „der Freiknecht" aus durch scharfe Charakteristik und damit genau zusammenhängende, interessant bewegte Scenerie und Handlung.

Emerentius Scävola.

Ein einarmiger Officier v. Heyden, der zu Königsberg in der Neumark lebt, hat unter jenem Namen auffallende Romane geschrieben, die an kühnem Wurfe und spannendem Hergange von ungewöhnlicher Begabung zeugen, an Geschmackwidrigkeit aber eben so hervorragend sind. „Adelar, der Weiberverächter", „Learosa, die Männerfeindin", „Leonide" sind Titel der wichtigsten. Eine immer wiederkehrende und stark betonte Neigung war darin sichtbar, mit dem Verhältnisse der Geschlechter verwegen zu experimentiren, die Ehe unter den Händen seltsam begabter Figuren in mißliche Frage zu bringen. Deßhalb hat man ihn wohl auch zur Kategorie des jungen Deutschlands ziehen wollen, bei dem ähnliche Fragen hervorstechend waren. Er trat erst 1832 auf, wurde wenigstens um jene Zeit mit seinen „Genossen der Mitternacht" erst bemerkt, und die Idee lag nahe, dahinter einen der jungen Schriftsteller zu suchen, denen spekulativ romantisch eine solche literarisch-sociale Wendung der Revolution gekommen war. Scävola stammt aber aus ganz anderem Boden. Eindringliche und dem Anscheine nach schmerzliche Erfahrungen

haben einen Scharfsinn von seltener Art in Thätigkeit gesetzt, romantische Kombinationsgabe rücksichtslos spielen zu lassen. Daraus ist manche anziehende Situation entstanden, die auf's Glänzendste von lebendiger Darstellungsgabe unterstützt wurde. Wie weit diese Vorstellung vom Ursprunge Scävola'scher Novellen richtig sei, muß dahingestellt bleiben. So viel ist aus Allem ersichtlich, daß jener Ursprung ganz verschieden ist von mancher Tendenz des jungen Deutschlands, welche Scävola'schem Thema zu begegnen scheint. Hier ist Naturalismus, und bei'm jungen Deutschland war doktrinärer Ursprung und Zweck bei Weitem vorherrschend. Es hatte denn auch ganz andere Klippen zu bestehen, als die, an denen Scävola auf diesem Wege des Romanthema's gescheitert ist. Scävola's Romane nur aus raffinirter Situation zusammengeholt, und ohne alle sonstige Mitgift eines weiteren Weltblicks, wurden in naturalistischer Empfängniß und Endschaft äußerliche Frevel, die mit der peinlichen Spannung erschöpft waren, und wie künstlich vergiftete Gebilde, dem Zuschauer nach aller Seite hin nur ein Schreck, auseinander fielen. Da mangelte alle Perspektive, alle künstlerische Macht, die auch mit dem Schmerze kräftigt, es fehlte aller Genuß außer dem der Quälerei, weil dem mißlichen Thema kein gebildeter Sinn, der über das Hinderniß hinausgreift, weil kein Sinn für Schönheit zu Hilfe kam. Das Resultat war nur der widrige Eindruck, welchen Ungeschmack erzeugt, und es steht dahin, ob Scävola seinen Vorrath von Dissonanz auf irgend eine Weise überwinden, und seiner Darstellungsgabe günstigere Aufgabe finden werde. Letzter Zeit gerieth sein Thema auch über die Mißlichkeit hinaus in's Unfläthige, und der gräuliche Anblick mädchenbegieriger Greise ließ an dem letzten Reste von Geschmack verzweifeln.

v. Uechtritz,

in vieler Hinsicht ein entschiedener Gegensatz zu Scävola, ist in der letzten Zeit mit drei großen Romanen aufgetreten, dem Ruhme Walter Scotts und dem Talente Spindlers bei Einführung seiner Romane huldigend. Ein Gegensatz Scävola's zeigt

er sich in Allem, was Form der civilisirten Welt und Gesetz der Erscheinung betrifft, er ist so vorzugsweise geschmackvoll, wie jener geschmacklos. Dafür ermangelt er jenes fesselnden Lebens, was keine Bildung dem Romane einhauchen kann, was nur unmittelbar aus dem Herzen eines berufenen Talentes strömt. In seinen Romanen „Scipio Cicala", „die Belagerung des Castells von Gozzo", und „die neue Medea" sind große Zeitgemälde mit Kenntniß und anmuthigem Geschicke entworfen, das Leben der Länder, das Bild von Gegenden tritt in passender Beleuchtung hinzu, merkwürdige Charaktere zeigen und beschreiben sich, es ist ein stattliches Material für den Roman vorhanden, was besonders den Leser bestechen mag, der selbst Dilettant des Romans ist, und solchen Vorrath mit Staunen betrachtet. Aber die innen bewegende romantische Seele fehlt, die Seele der natürlich hervorquellenden, wachsenden, sich ausbreitenden Handlung. Und sie läßt sich durch keine Bildung ersetzen. Ohne sie kommt der Anstoß und Fortgang in den Roman immer nur wie etwas Gemachtes, dem ruckweise von außen fortgeholfen wird; die freie Selbstthat eines in Schwung gesetzten romantischen Stoffes, dieses höhere, eigene Leben eines Kunstwerkes fehlt, es fehlt alle hinreißende Macht, wie bedeutend alles Material im Einzelnen sei, es fehlt aller Zauber, und das Ganze gelangt nicht über die Studie hinaus. v. Rehfues scheint auch besonders durch Studium südlicher Länder und Studium der Kunst zur Romanthat veranlaßt worden zu sein. Er hat diese erst in vorgerücktem Alter begonnen, während er schon vor dreißig Jahren und von da an mit vielem Fleiße für Länderbeschreibung thätig gewesen, namentlich um Beschreibung Italiens und Spaniens bemüht gewesen ist. Kenntniß und Geschmacksbildung sind nun allerdings willkommene Eigenschaften des Romanschreibers, auch das strenge Maß für staatliches Verhältniß, was sich daraus und aus langer Erfahrung des Verfassers entwickelt haben mag, und was sich in diesen Romanen dem Ungestüm junger Literatur da entgegenstellt, wo gestissentlich Themata neuer Zeit gesucht werden, auch dieses Maß ist eine sehr willkommene Erscheinung, und diese Romane sind mit Dank und mit Anerkennung so seltener Verdienste aufzunehmen. Aber alle Kenntniß von Stoff und Maß entschädigt nicht für mächtiges Talent, was diesen Romanen mangelt, und

weßhalb die Wirkung derselben auf den geschmackvollen Wink und einige werthvolle Bildumrisse beschränkt bleibt.

v. Rumohr.

In ähnlicher Kategorie und in ähnlichem Verhältnisse zu junger Literatur erscheint dieser Autor. Nur ist alle Kenntniß und alles Material enger und kürzer auf den Kunstreiz bezogen. Die Erfindung ist dem Anscheine nach geringer als bei Rehfues, die Blicke auf großes geschichtliches und auf Staats-Verhältniß sind karger, und ebenfalls mehr auf das Verhältniß zur gefälligen Erscheinung beschränkt, wie dies aus Rumohrs weitläufigstem Buche „Deutsche Denkwürdigkeiten" zu ersehen ist. Aber eben deßhalb, weil sich hier Alles in beschränkterem Kreise ankündigt, sich deßhalb gemäßer und somit genügender erscheint, ist die Kritik hier durch kleine That leichter zufrieden gestellt, wenn sie auch einräumen muß, daß dort größere Absicht vorhanden sei.

v. Rumohr hat eine genaue Berührung mit junger Literatur darin, daß er die Sinnen- und Erscheinungswelt hoch achtet, noch viel höher, als man es der jungen Literatur zum Vorwurfe gemacht hat. Diese verlangte nur im Wesentlichen, daß von dieser Sinnenwelt ausgegangen, daß ihr ein Recht eingeräumt würde, indem sie der passendste Ausgangspunkt für alle weitere Folgerung, indem sie die nothwendige Vorbedingung zu allem höheren Aufschwunge sei. Der Materialismus gab sich nur als eine nothwendige Brücke. v. Rumohr begnügt sich theils im materiellen Gewinne selbst, und will ihm nur eine mit Geist spielende Gradmessung zutheilen, wie er denn in einem „Geiste der Kochkunst" das niedrigst gestellte Sinnenpaar, Geruch und Geschmack, mit künstlerischen Gesetzen versorgt hat. Theils ist ihm alles Materielle durch Versetzung in eine Form hinreichend behandelt, und alles Weitere läßt er auf sich beruhen. Diese Manier ist ihm durch lange Beschäftigung mit bildender Kunst, durch behagliches Naturell und durch auffallende Irrwege idealistischer Künstler nothwendig erschienen, er hat sie in bildender Kunst wie einen radikalen Materialismus aufgestellt, der mit

richtiger Behandlung des Natürlichen zufrieden ist, und hat diese einfache Wiedergabe des Vorhandenen auch auf Novellen angewendet. Diese plastische Einfachheit darin ist denn auch ganz artig, und ist auch ganz artig aufgenommen worden. Aber sie ist nicht hinreichend für literarische Kunst einer Zeit, die von so großen Absichten bewegt wird. Als Einzelnes mag sie sich in leiblicher Umrundung Lob verdienen, wenn die Umrundung lieblich ist, und sie mag geschätzt werden als eine im Kleinen künstlerische Gabe neben so vieler Unschönheit des Durcheinanders, womit neuerer Zeit die Novelle geplagt worden ist. Nur sieht man nicht gern einen Autor darin erschöpft, und so erscheint doch beinahe Herr v. Rumohr. Seine „drei Reisen nach Italien", im Kreise erfahrener, materialer Kunstkennerschaft sehr schätzenswerth, bewegen sich nicht aus diesem Kreise des Interesses, gewinnen sich damit wohl eine ungestörte Form, bleiben aber auch damit in einer gewissen Dürftigkeit. Sein neuestes Buch „Schule der Höflichkeit" zeigt ihn wiederum in seinem Lebensthema, den höchstmöglichen Reiz im Spiele äußerlicher Erscheinung zu finden, und daß er sich hier und anderswo gern auf einer schwankenden Grenze zwischen baarem Ernste und lächelnder Ironie hält, täuscht nicht mehr, nachdem all seine schriftliche Aeußerung solche Straße gegangen ist. Aber sie lockt allerdings, und dies halbe Lächeln überlegenen Behagens neben einer schwer ernsthaften Zeit gehört ganz und gar zur Charakteristik dieses Autors, der ohne dies Lächeln leicht langweilig und ganz unwirksam wäre, mit diesem Lächeln aber ein nicht unbedeutendes Gegengewicht für haltlosen Spiritualismus hie und da geworden ist. Es ist zu bedauern, daß diese innerliche Genügtheit nicht einem rührigeren Naturell und beweglicheren Talente beigesellt ist, es hätte uns solche Gemeinschaft in fein launigem Genre die anmuthigste Gabe erzeugen können. Jene „Denkwürdigkeiten" waren schon auf bestem Wege zu dieser feinen Mischung. Neuerdings hat er, diesem Wege nachgehend, eine „Kynalopekomachia", einen Hundefuchsenstreit verfaßt, aber das Anlehnen an so oft gebrauchte Art ist von zu wenig Genialität unterstützt gewesen, als daß man besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätte. Das Büchlein ist unbeachtet geblieben.

Rumohrs Streitigkeiten in kunstkritischer Veranlassung, die in Berlin lebhaft entzündet worden sind, haben manche Definition

in diesem Bereiche geschärft, und sind auch für Hegel Anlaß gewesen, derartiger Frage in seiner Aesthetik zu gedenken, und sie auf ein allgemeineres Kriterium zu führen. Rumohrs Gegner, Waagen, hat unterdeß eine fortdauernde Thätigkeit gezeigt, dies ästhetische Thema zu erledigen, dadurch, daß er der Beschreibung künstlerischer Meisterwerke und der daran geknüpften Folgerung eifrigen Fleiß zuwendete. Eine ausführliche Aufführung aller bedeutenden Kunstschätze in England erscheint so eben von ihm. Rumohr hat bei dem bewegten Kunstleben, was seit den letzten Jahren in Deutschland so gesteigert worden ist, keinen bemerklichen Antheil mehr an den Tag gelegt, und sich in die Stille seiner norddeutschen Heimath zurückgezogen.

In diesem Felde der Kunstkritik machte sich 1834 der Hannoveraner Detmold durch eine witzige Schrift „Anleitung zur Kunstkennerschaft" bemerklich, welche gegen die sentimentale Phrasenhaftigkeit dieses Urtheilskreises gerichtet war. Detmold hat später für das Morgenblatt noch in pointirter Kritik, besonders über französische Kunst interessante Beiträge geliefert, und es steht zu erwarten, daß daraus eine Sammlung gebildet werde, welche einer kunstsinnigen Zeit neue Maßstäbe entwerfen hilft. Die etwas gar zu genügsam materialistischen Rumohrs, wenn sie auch als Gegensatz der romantisch-katholischen und des blauen Tons und steten Heiligenscheins erwünscht und vortheilhaft waren, sind doch für eine Epoche unzulänglich, die so viel Sinn und That für Kunstleben zeigt.

Heinrich König.

Bei den bisher genannten Romanauteren war es mehr oder minder nur ein einzelner Zug, der sie mit junger Literatur in Verhältniß oder in Gemeinschaft brachte. Nun sind noch einige übrig, die im wirklichen Herzen einer jungen Literatur wohnen, und bei denen alles, was sich ihnen literarisch entwickelt als eine unmittelbare Förderung derselben zu betrachten ist. Das ist unter den Romanauteren Heinrich König und Leopold Schefer. In beiden ist die Frage nach Religion und Staat vorherrschend, ein Verhältniß, was eine öffentliche Krisis in der jungen Literatur

so übereilt erzeugte, wenn auch nicht durch diese Autoren selbst. Die Kunst wird nur beiläufig von Wichtigkeit, und diejenigen Theilhaber des neuen literarischen Dranges, welche der Kunst eine stets wichtige Stimme heischen, treten bei dem improvisirten kurzen Dogmenkampfe, der sich voreilig bereitet, in den Hintergrund. Sie gelten nicht für voll, und es heißt eine Verzögerung, die Zeitthemata erst in künstlerischer Durchdringung erscheinen zu lassen.

Diese bald eintretende Folge jener vorherrschenden Religions- und Staatsfrage hat indessen mit den Schriften Königs und Schefers selbst nichts zu schaffen. Jene Frage ist ihnen zwar Hauptthema, aber sie wählen beide noch eine künstlerische Gewandung dafür, und treten nicht unter die jugendlichen Vorkämpfer.

Heinrich König, aus Fulda gebürtig und in Hanau lebend, ein kernhaftes Wesen mit frischem, unbefangenem Blicke scheint besonders durch religiose Kontraste auf ein ausgeführteres Geistesleben geleitet zu sein. In einem Aufsatze des „Freihafens“: „Exkommunikation“ betitelt, erzählt er seine katholische Jugend, was ihn von der katholischen Kirche getrennt und was ihn gehindert habe, einer protestantischen sich anzureihen, auch nachdem er ganz formell durch den Bischof exkommunicirt, das ist: von der römischen Kirche ausgeschlossen worden sei. Diese Erzählung ist so lieblich und gesund in der tüchtigsten Weise dieses Autors, sie ist so durchwebt von dem eigendringenden Schaffensgeiste junger Welt, daß man alle Keime des Romanschöpfers darin aufsteigen sieht.

König hat sein Schriftstellerthum dramatisch begonnen, ohne daß ihm darin eine Auszeichnung geglückt wäre. Gleichzeitig mit einer Novelle „die Wallfahrt“ gab er 1829 den „Rosenkranz eines Katholiken“, und brachte damit seine religiose Welt zur Krisis, zum ersten Male frei aussprechend, was über die alte Kirche längst nagend in ihm alles kirchliche Wesen aufgelöst hatte. König geht nicht so weit, wie ein großer Theil derjenigen Glaubensäußerung, die näher oder ferner mit der Aufklärung und der Kantischen Lehre zusammenhängt. Er glaubt nicht, daß das Christenthum seinen Kreis erfüllt habe, und eine neue Religion zu erwarten stehe. Er unterscheidet zwischen einem petri-

nischen Christenthume, was bisher negativ in die Menschheit gewirkt, und zwischen einem paulinischen Christenthume, was nun positiv schöpferisch sich aufthun solle, nur mit Beibehaltung jener einzigen Resignation des Christenthums, der Resignation auf Egoismus. Zur Verdeutlichung jenes „Rosenkranzes" gab er 1831 ein ausführlicheres Buch „der Christbaum des Lebens" und erklärte jetzt 1838 diese ganze Partie seines Wesens durch obige „Exkommunikation" biographisch und in entschiedener Kürze.

All dieser Antheil trat in Königs erstem Romane, womit er durchdrang, nicht hervor. „Die hohe Braut", welche ihm 1833 allgemeine Aufmerksamkeit erwarb, bewegte sich vorzugsweise um das politische Thema der Zeit. Dies war so wenig vorherrschend gegen sonstiges Gemüths- und Geistesleben des Romans behandelt, es war so billig und von höherem Standpunkte eingefaßt, daß der Roman äußerst wohlthätig auf die weiter denkenden Theile einer politisch exaltirten Zeit wirken mußte, deren Ideale eben in zerschmetternde Trümmer fielen.

Königs zweiter Roman „die Waldenser" tritt mitten in den Kreis religioser Fragen, und bewegt sich darin, wenn auch nicht mit nachhaltiger Macht, doch mit wohlthuender Sicherheit. Eine solche Sicherheit ist es überhaupt, eine bescheidene Kraft männlichen Sinnes, welche aus aller Aeußerung Königs entgegendringt. Fast mehr als jeder andere, wenigstens eben so sehr als irgend ein mit Form Begabter unter den Neueren, zeigt König Achtung für diejenige Wage in Form, die allem voraus gehen muß, was sich in Reife bieten will; es ist dieser Achtung durchgehends wenigstens ein gewisses Gelingen zu Theil geworden, der kundige Leser empfindet dies schnell, und empfindet eben damit jene wohlthuende Sicherheit. Die unbedachte oder die banale Phrase, sie sind König durchaus fern, und sogar das, wofür ihm überraschende Gewalt der Leidenschaft und manches Andere fehlt, das Drama, wie er noch 1836 eins gab, „die Bußfahrt", wird unter seinen Händen, wenn auch nicht lebendig und mächtig, doch eigen und rüstig.

Leopold Schefer.

Die wohlthuende Form Königs vermißt man hier. Nicht weil man der Arbeit Flüchtigkeit anſähe, weil man Mangel an Sinn dafür entdeckte. Schefer iſt ſorgfältig, und kennt die feinſte Bedeutung aller Form. Aber die Fähigkeit geht ihm ab. Seine Novellen ſind ſo in feine Staubfäden hinein vorausgezählt und gewogen, ehe ſie in die Schrift treten, wie es nur bei Jean Paul geweſen ſein kann. Aber es gibt einen Reichthum, ja es gibt eine Ordnung, welche genau und untadelhaft iſt, und doch nicht ſchön. Wäre ſelbſt alles innere Gebäude einer Schefer'ſchen Novelle einmal ſo gediehen, daß Verhältniß an Verhältniß ſich glatt und ſchön ſchlöße, die Wiedergabe davon im Style würde darüber täuſchen. Das pantheiſtiſche Herz iſt ihm ſo geſchäftig, daß er keinem Blümchen vorübergehen kann, ohne es, wohl oder übel, in das eben Nöthige aufzunehmen. Dies zerbröckelt in Tauſendfaltigkeit ſeinen Ausdruck, und da er gar keines Schwunges muſikaliſcher Rede mächtig iſt, ſo entbehrt ſein Ausdruck alles Fortdranges, und zerfällt für denjenigen, der nicht den Autor ſchon liebgewonnen hat, der nicht ſchon weiß, daß hinter dieſer zuerſt entgegentretenden Atomiſtik die große, wohlbedachte Form eines edeln Menſchen ruht. Darum kehren ſo viele Leſer dieſes Autors ſchon auf den erſten Stationen des Buches um, darum iſt ſelbſt bei Wohlwollenden der Wunſch ſo häufig, dieſe Bücher möchten ihrer trefflichen Gedanken halber noch einmal geſchrieben und in guten Styl gebracht werden.

Eins könnte Schefer. Er könnte ſich in den Vers nöthigen, und dadurch eine Gewalt erzwingen, die ihm für alle Proſa verſagt iſt. Seine Proſa iſt ununterbrochen eine gnomiſche Lyrik, aber nirgends eine Darſtellung, nirgends eine Erzählung, nirgends eine Entwickelung. Daher das unbeſiegliche Mißverhältniß, da ſie ſich immer epiſch bietet. Daher die unzweifelhafte Gewalt, die ſie auf einmal ausübte, da ſie ſich im „Laienbrevier" in Verſen bot. Auch dieſer Vers eilt immer noch in die beſcheidene Tonloſigkeit, welche dieſem Autor eigen iſt, aber er iſt als Vers in eine feſte Form genöthigt, er muß ſich zuſammenraffen, da für jeden Tag nur ein kurzer Abſchnitt geſtattet iſt. Wie überwälti-

gend zeigt sich hier schon die grundgute, ja religios-liebenswürdige Seele Schefers!

Es ist hier ein Beispiel, wie trügerisch der äußere Unterschied sei, wenn dem bloßen Verse die Poesie zugetheilt wird. Schefer bedarf des Verses für den Zusammenhalt überfließender Materialien, die eben darum überfließen und ohne Halt und Form sind, weil sie aus rastloser, nach Poesie unstät suchender Prosa stammen. Schefer ist ein Gipfel, ein üppig bewachsener Gipfel unserer Prosazeit, und er würde dieser Prosa gehörig verbleiben, wenn jener Rath zum Verse sich bereits glänzend an ihm bewährt hätte. Der Vers ist ein Hilfsmittel für die nächste Form; die einige Form einer ganzen Welt, welche Poesie zu nennen ist, kann davon noch weit entfernt sein. Wer möchte in Byron jene einige Poesie finden, die hier gemeint ist, und doch ist dort Alles Vers, und so Vieles stattlicher Vers, ja so Manches poetischer Vers! Wie mächtig würde Schefer mit seiner ergiebigen Phantaie, stände ihm nur der äußerliche Vers Byrons zu Gebote. Aber um die Täuschung hervorzubringen, als sei die Gabe poetischer Blicke und Ausdrücke schon volle Poesie, bedarf es eben zu solcher Phantasie eines musikalischen Rhythmus. Und den besitzt Schefer nicht, obwohl er selbst musikalischer Komponist ist. An der Harmonie des Weltalls zweifelt auch in der aufgelösetesten Zeit nur die Frivolität, und entsprechende Beispiele davon in der Einzelnheit gewinnt sich der begabte Mensch in jeder Periode, — aber die volle Melodie auszudrücken, ist nur einer poetischen Periode vergönnt. Und so ist Schefer voll harmonischer Empfindung und Wissenschaft, aber die melodische Ordnung dafür findet er nicht, und wahrscheinlich wird es in seiner musikalischen Komposition nicht anders sein. Mancher mit einem viel kleineren Vorrathe ist ihm darin voraus, denn die Armuth ist leichter fertig, als der Reichthum. Und bei allgemeiner Schazung wird ein solcher doch tief unter Schefer zu stehen kommen. Lassen wir einmal die Forderungen an Form bei Seite, wie unschäzbar hat Schefer beigesteuert für unseren poetischen Aufbau seit etwa 1825, wo seine Novellen zum ersten Male in einer gesammelten Folge erschienen, wo „Palmerio", „die Deportirten", „die Osternacht", „die Düvecke" vor uns traten! Wie zart bringt er in die Herzen, wer kann sich einer genialeren Entdeckung im Eheleben rühmen,

als ſie in Schefers „Künſtlerehe", der Ehe Albrecht Dürers, lebendig wird? Wie kennt er den Orient, wie kennt er die Innenſeite des bloßen Sinnenlebens, wie kennt er den kleinen Bürger, wie kennt er das Unglück in deſſen Unſcheinbarkeit!

Es ſind viele Punkte, wodurch Schefer ein Vertreter der jungen Literatur iſt. Zunächſt iſt es jener Freiſinn, welcher von Goethe ſtammt und welchen das politiſch beſchränkte Urtheil ſo gerne mißkennt, jener Freiſinn, Nichts, aber nicht das Geringſte poetiſcher Theilnahme für unwerth zu erachten. Und Schefer hat — ſoll man's Ruhe, Geduld, Bildung nennen? — er hat die gleichmäßig ſanfte Ausdauer eines liebevollen Herzens für Alles, für Alles. Was zu ſeinem Unglücke in der Form beiträgt, iſt ein ſeltener Schatz ſeines Herzens. Es iſt etwas Engelhaftes; und wenn er um ſeiner Form halber oft nicht die Theilnahme findet, die er verdient, er findet um jener Eigenſchaft willen oft genug und mit gutem Rechte eine Verehrung, die über das gewöhnliche Verhältniß zwiſchen Leſer und Autor hinausreicht. Wirklich zeigt ſich an Schefer durchgehends jenes Etwas, was man nur bei einem Religionsſtifter erwartet. Im Punkte der Religion iſt nun oft davon die Rede, Schefer verlaſſe das Chriſtenthum, gebe ſich pantheiſtiſchem Glauben hin. Die evangeliſche Kirchenzeitung hat ihn, wie dies ihr Geſchäft iſt, als Ketzer vorgeführt, aber als einen Ketzer, der die beſte Anlage habe zu einem guten Chriſten. Und das iſt es. Allerdings gehört er zu jener großen Reihe denkgläubiger und denkender Männer, die von Spinoza herab der jüdiſch plaſtiſchen Vorſtellung eines Gott-Vaters nicht anhängen, denen eine tiefere Beweglichkeit für das höchſte Weſen nöthig ſcheint, als eine ſolche in jener abfertigenden Plaſtik ausgedrückt iſt. Man erledigt ſich gern dieſer Erſcheinung mit dem weiten Namen Pantheismus, als ob ſo Verſchiedenartiges damit bezeichnet, und als ob mit dieſer Bezeichnung etwas abgethan wäre. Man beſchuldigt eben ſo neuerdings Hegel des Pantheismus, und man wird dergleichen noch oft thun können, ohne daß hiemit mehr als ein Schall verurſacht würde. Die Vorausſetzung iſt doch eine armſelige, daß alles beſondere Weſen ſpäter Einſicht längſt eingeſchloſſen ſei in frühere Eintheilung. Damit wäre aller Fortſchritt vernichtet.

Die dogmatiſchen Eigenheiten Schefers zu benennen wäre

die schwierigste Aufgabe. Sein Herz ist noch täglich seines Geistes und sein Geist ist noch täglich seines Herzens gewärtig. Alles fließt noch in ihm, und deßhalb ist er leicht vereinigt mit aller jungen Literatur, deßhalb ist ihm alle scharfe Grenze, ist ihm alle Form so fern, deßhalb umarmen sich allerlei dogmatische Widersprüche in ihm, und das folgende Wort hebt oft das vorhergehende auf, wie dies im Laienbreviere von Seite zu Seite ersichtlich ist. Diese lyrische Weiblichkeit, welche allem Schefer schon überwiegend inwohnt, empfängt und gebiert wie eine fruchtbare Flur unaufhörlich, ohne Sorge darob, ob das erwachsende Kraut sich gegenseitig aufheben würde, wenn es zu einer gemeinsamen Wirkung vereinigt sein sollte. Die Mannes-Bestimmtheit, welche ordnet und regiert, ist nirgends in ihm. So wendet sich allerdings das Laienbrevier hinweg von verlorenem Paradiese, von Erbsünde, von stellvertretendem Tode, von strafendem Weltgerichte, kurz von all den Punkten, welche die Aufklärung aus den christlichen Dogmen gelöst. Eine sehr gewandte Dialektik, die ihm durch philosophische Studien eigen, entringt sich selbstständig aller bloßen Nachfolge, wie sie eine positive Religion heischt, ja in einer der neuesten Novellen, in der sehr merkwürdigen Novelle „der Gekreuzigte" gibt er einen Pendant zu Christi Lehr- und Leidensgeschichte, und die Absicht verbirgt sich nicht, daß hier Anderes nicht minder würdig auf- und abgetreten sei. Kurz, er zeigt sich hundertfach zu der Polemik gegen positives Christenthum gehörig, und die evangelische Kirchenzeitung hat ganz Recht, ihn ob solcher Abneigung gegen religiöse Positivität mit dem Fürsten Pückler-Muskau, und dem verstorbenen Muskauer Prediger Petrik, einem gewandten und scharfen Geistlichen der Aufklärung, in ein Trifolium zu vereinigen, was außer der Kirche sei. Aber aller Athem Schefers ist doch christlich. Jene weibliche, duldende Liebe, womit die Christuslehre ein überständiges, männliches Alterthum brach, sie ist in ihm Alles in Allem. Erwartet die Spekulation der Weltalter, als eine dritte Poesie der gebildeten Menschheit, eine vorherrschend männliche Potenz, und findet sie selbige in einem Zeitalter der Revolutionen angekündigt, so mögen Schefers mit kleinen Liebesblümchen bepflanzten Wege, welche die christliche Weiblichkeit breiter fort führen, sie mögen an die Grenzen eines neuen Reichs geleiten, in so fern

durch sie die weibliche Welt vollständiger ermessen wird; Schefer selbst wird vom Standpunkte solcher Spekulation im zweiten Weltalter, im Weltalter vorbereitender Liebe verbleiben. Kommt aber ein Weltalter neuer Kraft, was den Gewinn alter Schönheit und Kraft und mittelalterlicher Weichheit in sich trägt, dann wird es der Schefer'schen Seele dankbar verpflichtet sein, und was jetzt in Schefer wegen mangelnder Formfestigkeit reizlos erscheint, das wird dann mit seiner innerlichen Fülle als eine strotzende That menschlichen Vermögens erscheinen.

Schefer ist in dem Niederlausitzer Städchen Muskau 1784 geboren, hat die Bautzener Schule besucht, und dann, nach mancherlei Unterbrechung, sich in Wien medicinischem und musikalischem Studium zugewendet. Obwohl nicht reich bemittelt, folgte er doch von frühauf freier Neigung, und hatte nicht sowohl ein Amt als ein beschauliches Leben im Auge. Gedichte und Musikalien komponirte er zeitig, ging dann nach Italien, nach Griechenland, nach Kleinasien, und kehrte durchdrungen von südlicher Beschaulichkeit 1820 in die Heimath zurück. Was er im Auslande geschrieben, meist Trauerspiele, ist theils ungedruckt, theils unwichtig geblieben. Schon 1813 war ein Band Gedichte von ihm mit dem Namen des Grafen Pückler erschienen, so schlaff in der Form und so durchzittert von einzelnen wunderlichen Blicken, daß der spätere Verfasser des Laienbreviers wie in der Hülse darin zu sehen ist. Schefer fand erst einen schriftstellerischen Halt in der Ehe. Das Weib, die Mutter, das Kind sind der Ein- und Ausgang seines poetischen Gedankens. Hier liegt seine Größe und seine Beschränktheit. In Freundschaft mit dem Fürsten Pückler hatte er mancherlei Reize eines unternehmenden Lebens gesehen, hatte praktische Thätigkeit geübt, war aber gern in die engen Grenzen der Familie zurück gekehrt, wo unter kleiner Beziehung sich die Fäden der Welt, die er weit und breit gesehen, ausspinnen ließen, wo unter patriarchalischer Gewohnheit der ferne Himmel und das Lamm im Garten genügende Veranlassung wurden für ein gedanken- und bildervolles Wesen. So lebt er noch, jetzt vorzugsweise musikalischer Arbeit hingegeben.

Man hat ihn wohl einen Nachahmer Jean Pauls genannt, aber ganz mit Unrecht. Die kleine Welt, stets in zähe Verbin-

dung gesetzt mit der größten, der damit zusammenhängende ungleiche Styl konnten wohl dem ersten Anblicke nach einen solchen Vergleich wecken. Aber in der That ist die größte Verschiedenheit da. Jean Paul ist humoristisch, witzig, in der mißlungensten Form berechnet, im gutmüthigsten Ausdrucke scharf. Schefer ist überall sanft, ja im Wesentlichen naiv, er ist verschwimmend, selbst im Zorne begütigend, er hat nirgends einen Zahn, seine Verwandtschaft ist da, aber sie beruht auf viel feineren Wurzeln, als der plane Vergleich zu bezeichnen gemeint ist, und könnte ergiebiger Stoff für eine ausführliche Behandlung werden.

Eduard Duller und Siegismund Wiese ließen sich etwa an Schefer anknüpfen, wenn man mit einigen Fäden der Anknüpfung zufrieden ist. Dullers Absicht in Roman und Gedicht möchte auch gern weit über sich und die künstlerische Anlage hinaus reichen, und deßhalb verfällt er leicht in einen Schwulst, der das Ganze beengt und überfüllt, nicht bloß im Einzelnen durch Unangemessenheit stört. Duller begann mit Gedichten, worunter „die Wittelsbacher" in Balladen, „Franz v. Sickingen" in dramatischer Form, durch patriotische Anklänge sich wirksam erweisen sollten, und namentlich im südlichen Deutschland auch erwiesen. „An Könige und Völker", lyrische Gedichte, versuchten dies noch unmittelbarer. Die Allegorie, die Phantasmagorie, die Groteske, das Phantasiestück, und all diese unklaren Mischungen, die mit stolzem Namen den Mangel einer reifen Form bezeichnen, bildeten den Uebergang zum Romane. „Der Antichrist", „Freund Hain" und Aehnliches entstand solcherweise. Aber auch, wo der reinere Roman sich ankündigte, wie in „Ketten und Kronen", im „Loyola" konnte sich Duller nicht befreien von allerlei Mischmanieren, von störendem Pathos, von hohlem Klange. Eine Wirkung war nur auf die ohne dies schon Manierirten möglich. Begeisterung für's Allgemeine, Unbestimmte hinaus und ein braves Gemüth reichen nicht hin für einen Roman, und wenn sich ein Verehrer Schefers auf diesen berufen wollte, so thäte er ihm gar sehr Unrecht. Schefer empfindet wahr, und was er gibt und was noch so schwimmend erscheint, das ist erst durch einen feinen Verstand gegangen; die naiven Laute Schefers sind erst entsprungen, nachdem eine gar mannigfache Bildungswelt durch Herz und Geist gezogen war. Hehl ist nicht das Mindeste an

ihm. — Duller's braver Sinn hat sich mehr durch die Redaktion des Journals „Phönix“ ein gewisses Zutrauen erworben, als durch die Romane. Aber dies Zutrauen geht auch mehr auf eine moralische Zuverlässigkeit in ihm, als auf kritische Potenz.

Siegismund Wiese hat auch nur ein Mißlingen mit Schefer gemein, und zwar in noch viel allgemeinerer Weise als Duller. Eine wüste, wenigstens unerquickliche Einbildungskraft ist bei Duller am Hervorstechendsten, und Schefer bleibt daneben im Vortheile, da dessen Einbildungskraft durch allerlei kindliches Zwischenspiel sanfter eindringt, wie unpassend sie auch zuweilen übernommen wird. Wiese's Phantasie macht auf ähnliche Art einen unersprießlichen Eindruck, weil sie ebenfalls mit den zu einer Kunstschöpfung nöthigen Kräften in einem Mißverhältnisse steht. Diese schiefe Stellung der Phantasie allein gibt für Wiese eine Anknüpfung an Schefer. Zwar ist auch all seine Grundabsicht ästhetischer Schriftstellerei eine religiose. Aber sie entspringt nicht wie die Schefer'sche aus einem idyllischen Spiele des Herzens mit einem herzlichen Geiste, sondern sie entspringt aus einer strengen Vernunftschule, die nun vermittelst des Herzens, oder wenigstens vermittelst ästhetischer Formen eine Wirkung erzwingen will. Wiese begann 1833 mit einem Romane „Theodor“, Jahr für Jahr folgte ein neuer; „Hermann“, alsdann „Friedrich“ und mit nun erzwungener Geläufigkeit in ästhetischer Wendung warf sich die Arbeit in's Drama, und brachte 1835 und 1836 sechs Dramata. Es war die neue Philosophie, und zwar wie Strauß eintheilt, die rechte Seite dieser Philosophie, welche Situationen des Lebens und des Herzens erfand, um den Sieg des Christenthums in romanhafter Dialektik zu beweisen. Die Schwierigkeiten eines genießbaren Ausdrucks mußten groß sein, da diese Philosophie noch so wenig im allgemeinen Sprachbewußtsein verarbeitet ist, und man muß hier und auch in manchem anderen Bezuge eingestehen, daß Wiese eine seltene Energie bewies. Auch neben früheren Versuchen der Philosophie im Romane, neben dem „Woldemar“ von Jacobi, dem „Julius und Evagoras“ von Fries und ähnlichen war ein beträchtlicher Fortschritt ersichtlich, es war die leidenschaftliche Bewegung mit ergriffen, das bloße Schema und Gespräch war überwunden. Aber freilich, die ästhetische That blieb eine erzwungene, und der

Eindruck blieb völlig aus. Denn daß einige Autoren sich mit einem lobenden Worte dafür interessirt, welche eigener Anlage halber die Meinung gerne befördern, aus philosophischer Uebung könne wohl auch ein Roman entstehen, dies kann für keinen Eindruck gelten. Wie erwähnt, ist Wiese indessen bereits in das mehr pathologische Drama übergegangen, es ist also wohl möglich, daß der Ursprung seiner ästhetischen Geburten reicher sei, als es bis jetzt den Anschein hatte, und daß sich über oder unter jenem dialektischen Kampfe noch eine interessante Gabe der schönen Literatur erschließt.

v. Sternberg.

Hier tritt man wieder zu einem Talente, das ohne Zweifel für die ästhetische Produktion berufen ist. Bedenken und Klage über Geschmack, Form, künstlerischen Beruf überdauert, hier verstummen sie. Die künstlerische Produktion entwickelt sich wieder aus einer gestaltenvollen Lebensanschauung, aus jenem Vereine von Theilnahme des Herzens und Geistes, wie er in Goethe so treffliche Grundlage ward für den Roman. Der Geist ist gebildet, das Herz ist empfänglich, wenigstens gewesen, die Bildung ist mit seinen Gesetzen der Wahl vertraut. Das Vorurtheil für die Zeit der Kavaliere ist allerdings vorhanden, das Vorurtheil für die Glocken und Fahnen der Romantik nicht minder; v. Sternberg entdeckt einen poetischen Klang nur auf der Bergscheide, wo die hinter uns liegende Zeit an die neue Epoche grenzt, er glaubt wohl auch, aller Klang rühre nur von der hinter uns liegenden her. Aber das Vorurtheil bietet sich nur in künstlerischer Form, ist also dadurch schon etwas anderes als bloßes Vorurtheil, und um seine Welt durch den Kontrast zu heben, greift es nach den hervorstechenden Bestandtheilen neuer Zeit, macht sich dadurch dieser Zeit theilhaftig, und producirt eine Mischung, die unter künstlerischer Hand stets willkommen, die für historischen Gewinn stets gedeihlich ist.

A. v. Sternberg machte zuerst Aufsehen 1832 durch eine Novelle „die Zerrissenen", welche die Schattenseiten romantischer Libertinage und moderner Selbstgefälligkeit skizzirte. „Eduard",

die Fortsetzung davon, beschäftigte sich noch eifriger mit der modernen Haltlosigkeit, fand aber weder für diese noch für die zudringlichen Konsequenzen romantischen Beliebens eine irgend bedeutende Erledigung. Die Novellen Sternbergs sind eben nur darin bedeutend, daß sie große Themata mit Kunst anschlagen, und eine Zeit lang mit Virtuosität fortführen. Sie sind eben darin zum Unterschiede vom Romane Novellen, daß ihnen dem Stoffe und der Idee nach eine volle Erledigung aller Konsequenzen des Themas versagt ist, und sie sind auch da immer am Gelungensten, wo der Autor sich eines förmlichen Abschlusses begibt, und damit in jenem Punkte endigt, welcher für eine poetisch unfertige Zeit der einstweilige wirkliche Endpunkt ist. Wir sehen immer ein trockenes Mißlingen, wo ein dogmatisches Streben darüber hinausgeht in poetischer Form. Was einer ganzen Geschichtsentwickelung obliegt, kann nicht einer einzelnen künstlerischen Produktion als unerläßliche Lösung zukommen. Glücklichen Taktes hat sich auch die neue Zeit darum so vorzugsweise die Novellenform aufgesucht, die, ihrer alten Bedeutung entsprechend, wo sie einen vereinzelten Vorfall darstellte, jetzt eine unausgemachte Situation innerer und äußerer Ereignisse darstellen soll. Denn wie viel Unterscheidungszeichen auch aufgesucht worden sind, sie kamen entweder darauf hinaus, daß der Roman mehr ein größeres, in sich vollendetes Gemälde, eine vollständige Entwickelung zu geben habe, oder sie verirrten sich in Nebenkennzeichen. Eine durchgreifende Bestimmung ist noch nicht gegeben worden.

Nach jenen Novellen gab Sternberg zwei novellistische Charakteristiken, „Lessing“ und „Molière“. Letzterer mit der französischen Lieblingszeit des Autors mußte ihm besser gelingen. In den letzten Jahren bis 1838 sind viel einzelne Erzählungen Sternbergs gesammelt worden, und „Galathee“, „Palmyra“, „Fortunat“, „Psyche“, „Kallenfels“ als größere Ganze erschienen. Die tendenzlose Hinzählerei, das heitere oder gar frivole Mährchen aufzunehmen in einer Zeit, welche alle Schriftkunst nach unmittelbarem Zweck und Nutzen zu fragen sich gewöhnt, dies scheint kein geringes Opfer. v. Sternberg bringt's mit der besten Manier, in allerliebstem Style, und unter der Erleichterung, die einem Opfer so überaus zu statten kommt, unter der Erleichterung, daß es ihm das größte Vergnügen macht, behagliches Geschwätz

zu führen. Artige Damen leicht und doch mit leichtem Geiste zu unterhalten, in guter Gesellschaft gern gelesen zu werden, das läßt er sich wohl leicht angelegener sein, als einen dabeiliegenden höheren Zweck, und sein graziöser Sinn für Vornehmheit zeigt sich wohl durchgängig etwas beschränkt. Aber ein graziöses Talent ist doch von vielem Werthe, besonders zu einer Zeit, wo der Grazie im höheren Entwickelungsleben noch so viel gröbere Arbeit im Wege steht, und wo sie noch selten erstrebt werden kann. In der „Psyche" hat er sich an das Ehethema gemacht, und da er noch ein junger Mann ist, dem die Blasirtheit noch nicht tief wurzelt, so dürfen wir noch interessanter Gaben gewärtig sein.

Es sind noch Talente für den Roman übrig, die gar wohl eine nähere Betrachtung verdienten. So zeichnet sich A. v. Binzer — unter dem Namen Beer — durch eine höchst anmuthig fesselnde Gabe des Erzählens aus. So tritt eben Ida Gräfin Hahn-Hahn mit einer Novelle „aus der Gesellschaft" auf, die bei einiger Redseligkeit doch von einem Talente zeigt, dem sich ein viel günstigeres Horoskop stellen, und eine schärfere moderne Bildung abfühlen läßt, als dies bei Gedichten möglich war, die sie vorher gegeben, und die bei allem halbfrischen Muthe keinen besonders geprägten Ausdruck erreichen konnten. Unsere Damen, wie ihnen sonst die moralische Erzählung — unter ihnen besonders Henriette Hanke — zufiel, zeigen hie und da entschiedene Neigung, die feinere Gesellschaftsfrage für den Roman aufzunehmen. Es ist unauszählbar, was Alles in Deutschland für den Roman eine Neigung oder ein mäßiges Geschick zeigt. Aber was nicht durch eine Eigenheit hervor tritt, kann nicht auf eine besondere Ausführlichkeit Anspruch machen, eben so wenig das, was noch im ersten Auffluge denjenigen Charakter noch nicht fest genug umzeichnet hat, zu dem es Anlage verräth. In diesem Betracht wären Theodor Mügge, Louis Lar zu nennen. Mügge zeigt einen raschen Wurf romandafter Empfindung, dem nur darin noch die eigentliche Macht entweicht, daß er die Dinge weniger in innerlicher Bedingung ergreift und bewegt, als vielmehr an äußerlichen Kennzeichen. Denn auch die kategorischen

Themata der Zeitmeinungen, wie sie Mügge in seinem „Chevalier", in der „Vendéerin" ꝛc. behandelt, sind nur äußerliche Kennzeichen. Es soll aber hiermit einem Urtheile in keiner Weise vorgegriffen sein, wo ein lebendig erfindendes Talent sich erst aufgethan, und noch Alles vor sich hat. — Lar hat eine talentvolle Geschmeidigkeit an den Tag gelegt, und vom Uebersetzer fremder Romane zu immer besserer eigener Erfindung sich aufgebildet, so daß auch hier noch alle Zukunft versprechend erscheint. Diese Autoren, wie der früh verstorbene Leßmann, wie August Kahlert, August Lewald, die in romanhafter Form mancherlei Angenehmes mehr versucht, als mit anspruchsvollem Nachdrucke gegeben, sie sind der Uebergang zu der Vermittelungsform, welche in der jungen Literatur eine so große Rolle spielt, und welche Beschreibung, Schilderung, Kritik so mannigfaltig vermischt. Sie erscheinen hier auf dem Punkte des Uebergangs, nicht weil von ihnen diese Vermittelungsform herrührte; — der früheste wäre nur etwa Leßmann, und schon einige Jahre vor dessen „Cisalpinischen Blättern" und noch länger vor dessen interessantestem Buche, dem „Wanderbuche eines Schwermüthigen", waren Heine's „Reisebilder", der geniale Typus all dieser Vermittelungsform, im lebhaftesten Interesse des Publikums. Um noch weiter zurück zu gehen, könnte der launigen Hammelburger Reise des Ritter v. Lang, die schon 1818 erschien, es könnte der Schopenhauer'schen „Ausflüge" gedacht werden, die freilich in bunter Mittheilung noch jenes modernen Etwas entbehrten, was in rascher Verbindung von Geist, Witz, Kenntniß, Erfindung eine eigenthümliche, nicht immer geschmackreine Vermittelungsform stempelte.

Sie erscheinen hier, weil sie mit dem Romane und Gedichte durch eigene Hervorbringung noch zusammenhängen, und nur darin nicht so viel Wichtigkeit erlangt haben, als ihrem Talente in gemischter Form doch erreichbar scheint. So hat August Kahlert einzelne Gedichte und Novellen hervorgebracht, die Auszeichnung verdienen, und doch ist er, als literar-historisch gebildeter und im musikalischen Urtheile geübter Mann, von größerer Wichtigkeit denn als Dichter. So ist Lewald viel wichtiger durch seine Genrebilder, die oft in ganz bescheidenem Stoffe in lieblicher Fassung anmuthigst wirken, als durch seine Romane. Daniel

Leßmann hat in keinem Romane eine so spannende, innige Wirkung erreicht, als in seinem Wanderbuche.

Die Bewegung der Interessen, die Bewegung der Menschen, die seit dem Ausgange der zwanziger Jahre in vorher unerhörter Lebendigkeit auch unserer Nation sich bemächtigt, sie mußte auch die Prosa immer lebendiger machen, und eine Vermittelungsform begünstigen, für welche der Franzose von jeher die Memoiren hatte. Der Franzose, im heimathlichen Kreise tief befangen und ganz aufgehend, für die Fremde aber von auffallender Beschränktheit, konnte dies Genre bei einem nationellen gesellschaftlichen Takte zu einer graziosen Form ohne besondere Mühe ausbilden. Dieser Takt gebricht uns, wir waren also für ein solches Genre der Gefahr ausgesetzt, eine Nation vielfach zu verletzen, welche wie die unsere durch Sitte und Geschichte an ein keusches Verschweigen häuslicher Eigenschaften oder Scenen gewöhnt ist. Dies ist denn auch nicht ausgeblieben, da wir in mangelndem Takte sogar weiter gingen als der Franzose seinen darin unbefangeneren Landsleuten gegenüber geht. Wir haben aber auch dies Genre sehr bereichert. Die persönlichen Themata einer belebten Nationalgeschichte standen uns nicht so reichhaltig zu Gebote als den Franzosen. Wir mußten andere Bereiche in die memoirenhafte Darstellung ziehen, die Innerlichkeit in uns und neben uns zu Hilfe nehmen, und so ist dies Genre von einer viel größeren Bedeutung, und auch für die Literatur selbst von einem viel größeren Werthe geworden, als in Memoiren je beabsichtigt worden ist. Ein Weiteres darüber wäre beim jungen Deutschland zu sagen, wo aller Vortheil und Nachtheil dieser Mischform besonders in Rede kommt.

Hier gilt es besonders diejenige Seite herauszuheben, welche, im Vortheile gegen den Franzosen, die Reise benützte für literarische Form und Ausbeute. Und hierin hat

Fürst Pückler-Muskau

eine europäische Berühmtheit erlangt. Im Jahre 1830 erschienen dessen „Briefe eines Verstorbenen," und blieben eine Zeit lang beinahe unbekannt, bis der schon hochbejahrte Goethe sich lobend über dieselben aussprach. Dadurch aufmerksam gemacht wendete

ihnen das Publikum eine immer steigende Theilnahme zu; die gewandte, anmuthige Art eines Weltmanns, die Dinge und Personen anzusehen, der geschmeidige, immer lebendige Styl, die geistreiche Wendung, schwierigen oder doch bedenklichen Fragen gegenüber, wurden unter großem Beifalle als ein seltener Verein anerkannt, und auch mancherlei Nachahmung bewies, daß eine starke Wirkung vorhanden sey. Man hat gegen das reine Verdienst dieses Ruhmes eingewendet, daß die vornehme gesellschaftliche Stellung des Verfassers von großer Beihilfe gewesen sey. Rechnet man es einem Könige vom Ruhme ab, daß ihm zu wichtigen Thaten große Mittel zu Dienst gewesen? Des Fürsten Pückler feinster Ruhmespunkt beruht eben darin, daß er eine vornehme Stellung zu Blicken benutzt, und zu Erkenntniß und literarischer Wiedergabe solcher Blicke benutzt hat, wie sie sonst nicht benutzt wird. Er ist mit den Vortheilen eines hohen Standes, und im Wesentlichen frei von den Vortheilen dieses Standes, in die literarische Bedingung getreten, und hat sich hier, wo kein weltlicher Rang gilt, einen originalen Platz bereitet. Nicht nur weil er in den Briefen eines Verstorbenen England zum ersten Male mit einer Kenntniß schilderte, die dem bürgerlichen Besucher nicht leicht zugänglich ist, nicht nur weil er mit dem vornehmen Geselligkeitsstyle vertraut, manche geistreiche Einzelnheit leichter herausfinden, manches Bonmot leichter entdecken konnte, sondern weil er durchgehends eine reichhaltige Schilderung mit unzweifelhaftem Talente geben, und zwar eine ganz eigenthümliche Schilderung geben konnte, deßhalb kam er so schnell und so allgemein zum Ruhme. Das Wort Weltmann erschien nicht mehr als eine Bezeichnung der Oberflächlichkeit; was an Pückler im Geleite dieses Wortes interessirte, das war vielmehr eine ganz unerwartete Offenbarung des Weltmanns. Nicht aus philosophischem oder sonst gelehrtem Studium, nicht aus der Quelle des dichterischen Genius sah man diejenige Bemerkung steigen, welche sich als gehaltvoll und als ein Fund ankündigt. Nein, solche Bemerkung, die eigentliche Perle aller Schrift, sah man hier aus einem weltmännischen Lebenslaufe auftauchen, der sicherlich durch keine gelehrte oder gläubige Illusion getäuscht war. Man sah einen sichern Gewinn vor sich von einer Seite, die der Literatur selten einen gebracht hatte. Dies Geheimniß freier

Lebenserfahrung, wornach man durch einzelne Geistworte eines Fürsten Ligne begierig geworden war, dies Geheimniß schien sich auf einmal in literarischer Ausführlichkeit darzubieten. Was konnte willkommener seyn! Dies war der Grundzauber Pücklerscher Schrift, und man muß gestehen, dieser Zauber hat sich bis jetzt noch immer bewährt, wenn auch „Tutti frutti“ an Würde einer Gesammtfassung hinter den Briefen eines Verstorbenen zurückblieb. Die Spannung, welche sich noch immer um diesen Namen eines Verstorbenen erhält, nachdem er in Nähe und Ferne zu ungewöhnlichen Ehren gelangt ist, und bloße Neugier an der Neuheit längst gesättigt oder in Neid und Mißgunst verkehrt sein könnte, diese Spannung beweist, daß der Zauber weltmännischer Weisheit, welchen er heraufbeschworen, noch in voller Kraft dem Publikum gegenüber bestehe.

Leibliche und geistige Kraft dieses Alters berechtigen auch zu dem Glauben, daß er selbst die kühne Erwartung auf seine Zukunft, und auf wichtige literarische Gaben dieser Zukunft rechtfertigen werde. Er ist 1785 geboren, und noch von rüstigster Elastizität des Wesens. Was er bisher spielend in Druck gegeben, war vielleicht nur die Anknüpfung mit dem Publikum. Wenn er auch die frei bewegliche Form seiner Schrift nicht leicht in größere Kompositionen nöthigen wird, — wenigstens könnte es nicht ohne Gefahr für den Reiz der Leichtigkeit geschehen, welchen sie hat — so wird doch die Ruhe der Heimath, die ihn erwartet, manchen größeren Schriftplan begünstigen. Er ist seit 1834 von dieser Heimath Muskau, welches er, dem ungünstigen Gotte der Lausitz zum Trotz, in eine herrliche, dem Rheingau gleichende Gegend verwandelt hat, entfernt, und ist auf seiner Reise in Afrika erst zur Redaktion einiger neuen Reisebücher „Semilasso's vorletzter Weltgang“ und „der Vorläufer“ gekommen. Die Reisevorräthe und der große Vorrath eines allem Memoire so ergiebigen Lebens wie das seine, erwarten ihre Fassung noch auf dem Muskauer Schlosse. Er hat eine militärische Jugendzeit in Dresden verlebt, hat als russischer Militär die französischen Feldzüge mitgemacht, und ist als Schwiegersohn Hardenbergs den Personen und Ereignissen der Kongresse oft nahe genug gewesen, um Stoff und Anregung auch aus jener Zeit schöpfen zu können. Er hat neuester Zeit die wichtigsten Notabilitäten und Punkte

des Orients kennen gelernt — da ist Stoff von solcher Fülle, daß er nicht mehr wird in die dünnen Briefcouverts schlüpfen können. Gibt der Autor diese leichteste Form der Mittheilung auf, so verliert er allerdings das lebendige Gegenüber, was ihm zu so mancher glücklichen Stylwendung günstig gewesen ist. Er verliert aber auch die ihm verführerische Gelegenheit, sich in allerlei Sprachen der Salonkonversation gehen zu lassen, die man ihm oft vorgeworfen hat, und die allerdings mit einem geläuterten literarischen Ausdrucke unverträglich ist.

Neben Park und Gartenwerken Pücklers erscheinen aber die erwähnten Schriften durchaus nur wie etwas Gelegentliches, keineswegs wie dasjenige, was den Kern der Pückler'schen Existenz veranschaulichte. Die Briefe eines Verstorbenen sind auch aller Hauptsache nach ohne Absicht auf Veröffentlichung an die Gemahlin des Verfassers geschrieben. Der Park und das Gartenwerk zeigen noch einen ganz anderen Autor, wie man dem Lebemann, der uns in der Welt begegnet, interessant aber flüchtig begegnet ist, wie man diesen daheim, in dessen eigenem Hause, in der Familie ganz anders findet. Der rasche Reiz, den man draußen in der Welt gesehen, er ist hier jenes feine Etwas künstlerischer Ruhe, das nur den Begabtesten oder den Erprobtesten zur Wahrnehmung und zum Genusse verliehen ist. Fürst Pückler ist ein solcher Januskopf, und das ernste, gereifte, in Ruhe wohlthätige Gesicht findet man zu Muskau im Parke, und in dem schmalen Büchlein „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei", zu welchem allein er seinen Namen gesetzt.

Hier ist ein neuer Bereich der Aesthetik, der in unserer Kunstgeschichte noch keine Rolle zu spielen gehabt, eigenthümlich angebaut, ja in vielen Grundlinien erst erfunden. Was dieser Art in Deutschland früher beschafft worden, namentlich durch Hirschfeld, was in England sich zu einem theoretischen Prinzipe abgeklärt, das führt Pückler mit einer Hochachtung an, welche größer ist, als der Gewinn, den er aus diesen historischen Hilfsmitteln einer Gartenkunst gezogen hat. Er nennt Brown in England den Shakespeare der Gartenkunst, ohne doch zu verkennen, daß eine sklavische Nachahmung auch in dieser Kunst nichts Besseres zum Vorschein bringen könnte, als die dem Shakespeare nachgeahmten Schauspiele unserer literarischen Dilettanten. Und

so hat er sich denn im Wesentlichen eine vollständig eigene Aesthetik gebildet. Die Natur selbst ist hier Stoff der Kunst. Man hätte sich weniger verwundert über des Autors seltenes Geschick, Landschaften durch die Schrift zu veranschaulichen, wenn man unterrichtet gewesen wäre, wie viel Nachdenken er darauf verwendet, Landschaften schönster Art selbst zu erschaffen. Denn um eine menschliche Schaffung der Natur handelt es sich hier. Pückler begegnet im Grundprincipe seiner Landschafts-Aesthetik ganz und gar der Hegel'schen Ansicht, daß zur Natur der Menschengeist treten müsse, wenn ein dauernder Eindruck entstehen soll.

Folgende Andeutungen mögen zu einem Einblicke in die Pücklersche Park-Aesthetik dienen.

Nicht bloß das Nützliche hat Garten und Landschaft zu gewähren, sondern auch das Schöne, und um artig zu lecken und den Nützlichkeitsbereismus zu verwirren sagt Pückler mit Nachmehr: das Schöne sei das Nützlichste.

Nicht Schloß oder Palast soll ungebührlich alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, in der Naturkunst hat die Natur den Haupteindruck zu geben. Das Bauer- und Gärtnerhaus sollen eben so charakteristisch erfreulich sein, wie das Schloß. — Indem man eine ganze Gegend zum Palaste macht, nimmt Jeder Theil an dem Vortheile, und der allgemeine Sinn für zweckmäßig Erfreuliches wird gepflegt. Dies ist der Geschmack, welcher in sich schon ein edler Genuß ist; denn er ist nicht bloß eine Kritik, sondern ein wohlthätig krinisches Vermögen, was wohlthätige Eigenschaften in sich ausgebildet hat.

In der Naturkunst muß unerbittlich darauf gesehen werden, daß nichts zwecklos erscheine. Wie schön es an sich und einzeln sein möge, tritt es nicht in charakteristischem Verbande auf, so ist es nur störend. Tempelchen, Ruinchen und alles ähnlich erkünstelt Unverhältnißmäßige sei verwiesen. Man müßte denn ein Ganzes in einer antiken oder mittelalterlichen Form aus einer Gegend schaffen wollen.

Auch der Landesform angemessen muß die Naturkunst produciren. Wo große Fernsichten, Gebirgshintergründe sich bieten, da hat sie nur zu öffnen, nicht durch vordringende Erzeugthat das menschliche Unvermögen zu veranschaulichen.

Eine gebildete, harmonische Ruhe muß entgegentreten. Dies ist der Endzweck.

Nur wo die Natur an sich groß und schön, empfiehlt er, den Kontrast zu erzeugen. — Das wirkt allerdings frappant, aber nicht hochkünstlerisch, und diese einzelne Aeußerung gehört mehr in die Briefe des Autors, als in den sonst ganz anders gehenden Sinn seiner Naturkunst. Wo der Stoff selbst schön ist, da wird der Künstler wohl eben so wie der Dichter, welcher ein schön erfolgtes Faktum erzählt, nur den Zutritt wählen, und in der Kleinigkeit zu- oder wegnehmen.

Die Begrenzung eines Parks verlangt er — in gerechtestem Tadel gegen die Engländer — versteckt, unscheinbar. Die Natur soll gemacht sein, aber nicht sich gemacht ankündigen, und je mehr sie absticht und sich absondert von dem, was zunächst sichtbar angrenzt, desto unkünstlerischer ist der Eindruck.

Gebäude, wie schön auch, zeige man niemals baar. Sie sind nicht die Hauptsache; wenn der Baum sie beschattet oder verbirgt, so gibt dies eine Lockung mehr, und das reinere Material der Natur zeigt sich in Wirksamkeit. Solche romantische Lockung des theilweise Erblickens verlangt er sogar für Fernsichten, für Gebirge.

Ueber das große Feld des Details, welches denn hier so mannigfach ist wie Farbe und Art des Baums und der Pflanze, enthält das Buch die geschmackvollsten Winke. Da ist Schatten, Rasen, Wasser, Flur, Farbenverhältniß, Jahreszeit, Alles bedacht, was eine zwanzigjährige Aufmerksamkeit und Vergleichung an die Hand gibt.

Kurz all das Talent der Freude, des Genusses, des Glückes, was aus einzelnen Stellen der Briefe deutlich, aus dem ganzen Athmen derselben undeutlich, allgemein entgegentritt, das hat hier in einer modern erschaffenen Kunstwelt einen so tiefen, dauernden Ausdruck gefunden, daß es in seiner That, im Park von Muskau, mit aller Ahnung eines großen Gedichtes lockt und kräftigt. Einander erklärend und fördernd erscheinen solchergestalt die beiden Hauptformen dieses Autors, der Brief und der Park. Und wem der Brief, im eigentlich schöpferischen Interesse einer jungen Literatur, zu rasch vorübereilend erscheint, der sieht in der Theorie des Parks, und was so selten gleichzeitig auftritt, im Parke selbst,

dem schönsten Deutschlands, jene schöpferische Kraft in voller Blüthe, die man dem jetzigen Geschlechte so ungern zuerkennen will. Die Ritterlichkeit, die anspruchsvolle Geschmacksforderung des Briefstellers sind nicht leere Aeußerlichkeit, sondern edle Symptome eines edeln Bedürfnisses. Welch eine Eroberung ist es nicht für eine unfertige Zeit, und welch eine geniale Perspektive deutet es an für diese Zeit, die größten Verhältnisse der Erscheinung, die Verhältnisse der draußen webenden Natur selbst unter das bewältigende Gesetz der Kunst zu ziehen. Und zwar in welcher großen Art! Möge England das Verdienst des Anfanges bleiben, so ausgebildet, und dem künstlerischen Bewußtsein einer neuen Zeit einverleibt und angemessen, ist dieses Bereich erst durch den Fürsten Pückler geworden. Wie ächt das Kolorit der Zeitepoche in dieser Parkkunst lebe, zeigt ein Blick auf die altfranzösische Gartenkunst. Was von Plinius aus über Italien nach Frankreich gekommen, und, parallel mit einer rhetorischen Architektur des Dramas, zu einer Architektur der Natur von Le Notre ausgebildet wurde, das war ein reiner, richtiger Ausdruck damaliger Zeit, und wurde deßhalb ein herrschender. Gewaltsame Einheit auf Kosten aller freien Entwickelung ward in den Staat, in die Gesellschaft, in das Gedicht, an den Baum gebracht. Dem Bedürfnisse einer im Innersten aufgelösten Einheit, dem Bedürfnisse, wie es sich ohne Religion, ohne geschichtliche Anknüpfung schreiend zeigte, gab eine geniale Gewaltsamkeit schneidende Abhilfe. Die Energie eines überwiegend romanischen Stammes, energische Persönlichkeiten in ihr wie Richelieu, Ludwig XIV. thaten dies. Aber die römische Formgewalt ist in der Geschichte stets nur eine einstweilige Retterin und Vorbereiterin gewesen. Die tiefere Ausbreitung fiel stets den germanischen Stämmen anheim. Shakespeare begann sie in England, und dies Land ist in aller wichtigen Aeußerung des menschlichen Bildungsvermögens für uns stets ein aufmunterndes Vorbild gewesen, und stets ein blutsverwandtes Land. Unsere Dichtung stärkte sich inmitten des vorigen Jahrhunderts so weit daran, daß uns eine klassische Literatur entstehen konnte, die wieder rückwärts für England mannigfach ein Vorbild bietet. Und so ist es auch von großer Bedeutung, daß diese neue, in aller Kunsthistorie neue Kunst, deren Material die Natur selbst, aus dem

uns organisch verwandten England kommt, und ist ein Zeugniß, daß sich darin eine innerlich reiche Welt bereiten und bilden werde für unsere Zukunft.

Alles Vorhergehende von junger Literatur hat sich mit vereinsamter Aeußerung begnügt, hat keinen massenhaften Einfluß gefunden oder gesucht. Mitten darunter aber, und selten oder gar nicht in Vertraulichkeit mit jenen Literaten bewegte sich stürmischen Schrittes eine an Zahl immer wachsende Phalanx von Schriftstellern, man könnte sagen: die handelnde junge Literatur, welche mit Entschlossenheit die Schrift zu augenblicklicher praktischer Einwirkung bilden und benützen wollte. Mit Bewußtsein begann sie in politischer Sphäre, Heine und Börne waren dafür die Anführer, die konstitutionelle und republikanische Opposition in Frankreich, England und Deutschland war das Fundament, worauf sie fußte. Schon in Heine indessen, einem selbstständigen, literarischen Milchbruder Lord Byrons, war eine viel tiefere Opposition gegen die bestehende Welt angekündigt, als die politische, welche mit dem Wechsel einiger äußeren Formen sich begnügt. Es hat sich deßhalb nie etwas Folgewidrigeres gezeigt, als da neueste Zeit Schriftsteller dieser tieferen Opposition ihren Ursprung von Börne und nicht von Heine datiren wollten, vielleicht weil der Dank an Todte immer leichter zu entrichten ist. Auch wenn man sich blos auf den Styl beruft, hat man Unrecht. Auch die dichterische Seele des modernen Styles datirt von Heine, vielleicht für Einen mehr als für den Anderen, im Wesentlichen für Alle. Man verwechselt den fortreißenden moralischen Einfluß, welchen Börne im höchsten Grade ausgeübt, und den starken Einfluß auf äußerliche Fassung des Styls, auf jenen journalistischen, jenen praktischen Styl, den Börne so meisterschaft schrieb. Aller Börne'sche Einfluß betraf äußere Form, politische Form, moralische Empfindung, — in diesem Bereiche war er von klassischer Kraft. Was darüber hinausging, alle Welt der Kunst, deren Ergebniß sich nicht tarweise berechnen läßt, war ihm seines praktischen Zweckes halber unnütz, unter gewissen Bedingungen störsam, oder ganz unzugänglich. Das polizeilich zusammengestellte junge Deutschland hatte zur eigentlichen Blüthezeit Börne's nur etwa zwei oder drei

Mitglieder, die leidenschaftlich Theil nahmen an Börne, ihn aber bereits vollkommen überschritten und aus dem Auge verloren hatten, da es sich ihnen um soziale Spekulation handelte, um neue Tendenzen der Liebe und Ehe und um alle solche Themata, an denen die Polizei sie ergriff. All diese Themata waren für Börne ein Gräuel, und nicht blos darum, weil sie den praktischen Zweck der politischen Schriftstellerei aufhielten, und in die drohendste Gefahr einer ausschweifenden Spekulation zogen. Nicht blos darum, Börne hatte für derlei poetische Freiheit keinen Sinn, er gehörte darin zur strikten Observanz eines alten Deutschlands, seine Freiheit war mit politisch freien Verhältnissen begnügt. Er verstand es wohl, daß mit der Preßfreiheit erst die Waffe, nicht das Reich gewonnen sei, er hätte auch in Sachen der Religion das amerikanische Allerlei von kleinen Religionen gestattet, aber alles Sittengesetz stand ihm im Wesentlichen unantastbar vom Sinai her, er wollte darüber weder Scherz, noch eine ernsthafte Spekulation verstehen, und hätte sich als Machthaber zu aller Härte in diesem Punkte geneigt erwiesen.

Demgemäß ist auch hier im Inneren der jungen Literatur ein tiefer Einschnitt zu machen, und von Börne und allem Börne'schen Kreise abzusondern, was über die politische Frage und über den Dogmatismus des Sittengesetzes hinausgeht. Das Jahr 1833 wurde hierfür das Jahr der Grenze. In Heine freilich lagen von Hause aus alle die neuen Elemente, und sie waren von ihm ausgehend schon inmitten der zwanziger Jahre bewegend und zeugend. Aber dies geschah noch nicht in einem bewußten Zusammenhange, und für diesen waren auch Heine's spätere Schriften von deutlicherer Wichtigkeit, wenn auch der Same selbst schon mächtig ausgestreut war vom ersten Auftreten des Heine'schen Genius an. In der beschränkt politischen Meinung war man thöricht genug, es für einen beklagenswerthen Nachtheil Heine's anzusehen, daß er nicht von einer politischen Parteimeinung gefesselt, sondern mit politischen Sympathieen doch immer frei und eigen erschien. Man bedauerte es lebhaft, daß jenes praktische Hilfsmittel äußerlicher Konsequenz ihm mangle, was für Vollbringung in praktisch beschränktem Kreise so förderlich ist, ja so unerläßlich scheint. Man verblendete sich darüber, daß ein in der politischen Praxis förderliches Verhältniß roh

und hinderlich in einer literarischen Geisteswelt wirken müsse, die auf keiner dogmatisch-poetischen Welt beruht, die Perspektiven offen zu halten hat, größer denn alles kühnste Wirklichwerden des bloß politischen Ideals. Und so ist es denn gekommen, daß die politische Meinung auch neue Stadien erreicht hat, und Heine unberührt von jenem Versteinerungsodem politischen Umschwungs geblieben ist, der — eine grausame Eigenschaft der Geschichte — diejenigen am Ersten befällt, welche am Hingebendsten zum Umschwunge beigetragen. So ist es gekommen, daß Heine noch immer frisch mit den Rechten einer Zukunft dasteht, die denen entrückt, wenigstens innerhalb der alten Mittel denen entrückt ist, welche Heine für beendigt und beklagenswerth erachteten.

All diese politisch dogmatisirende Partei, welche einen Grundbestandtheil junger Literatur ausmacht, muß also als ein Bestandtheil, nicht aber als diejenige Macht betrachtet werden, welche den verwegensten und umfassendsten Begriff poetischer Spekulation vereinigt, wie er im Innersten unter dem Namen „junger Literatur" verstanden wird, wie er geschmäht und geächtet, und wohl auch von Seiten der Verfechter und von Seiten der Angreifer übertrieben worden ist. Davon kann erst bei den Namen des jungen Deutschland, bei den Frauen Rahel und Bettina und bei denen die Rede sein, die mit dieser Spitze neuester Zeit in einem nahen Verhältnisse stehen. Von Heine kann also auch dann erst im Besonderen die Rede sein, während Börne hier an diesem Eingange zu erörtern, und während über einen Schriftsteller, Wolfgang Menzel, zu verhandeln ist, der sich so übel in Börne's Nähe ausnimmt, wie Jago neben Othello. Er war aber, im Besitz des kritischen Morgenblattes und im Besitz eines talentvollen, brennenden Parteistyls, die letzte Hälfte der zwanziger Jahre und die ersten dreißiger Jahre eine beträchtliche Macht für die politische Meinungsabgabe in schöner Literatur, und er bildet durch seine Maßnahmen einer literarischen Verzweiflung den Uebergang zum jungen Deutschland. So bezeichnet ein Feind, der im Fliehen Alles in die Luft sprengt, auch einen Weg.

Ludwig Börne

war in Frankfurt von jüdischen Eltern, deren Name Baruch, 1784 geboren. Er hat in Halle, Heidelberg und Gießen studirt, dem Namen nach eine Zeit lang Medizin, in der That ohne specielle Fakultätsabsicht, mit besonderer Hinneigung zur Staatswissenschaft. Unter Napoleons Zeit bekleidete er in Frankfurt ein kleines Amt, merkwürdigerweise ein polizeiliches. Es ist sehr möglich, daß hierbei sein zarter Sinn für Menschenrecht, weil oft verletzt, zu feinster und edelster Empfänglichkeit gesteigert wurde. Was die Alltäglichkeit verhärtet, mag wohl oft im edeln Menschen eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Die unglückselige Lage seiner Landsleute, der Juden, in fast allen christlichen Ländern, und nach der Franzosenzeit besonders in Frankfurt, wo die unwürdigste Beschränkung auf ihnen lastete, blieb ein nie ruhender Stachel in dem ohnedies gegen alle Ungleichheit des Rechtes so reizbaren Herzen Börne's. Er war 1817 zum Christenthume übergetreten, und war in aller wesentlichen, namentlich in aller Ansicht, die auf christliche Humanität hinausgeht, ein Christ. Sein Herz war voll theilnehmender Liebe, und wenn er den Gegnern später fast in diesem Punkte verhärtet schien, so verwechselten sie die Aeußerungen um eines politischen Princips willen, sie verwechselten die Rathschläge eines unerbittlichen Verstandes mit Eingebungen des Herzens. Solches geschieht in Deutschland gar leicht, wo nicht ein politisches Leben die Feindschaften der Ansicht fern vom Privatleben zu halten lehrt. Börne hatte noch, da er die heftigsten „Briefe aus Paris" schrieb, jenes Herz eines das Ideal anbetenden Jünglings, was ihn zittern, weinen, wohl auch verzweifeln ließ über die Leiden des jüdischen Volkes. Darin war er im christlichsten Rechte. Und wenn es heißt, er sei immer ein Jude gewesen, wie eine zornige Aeußerung von ihm über das Taufgeld bezeuge, so ist dies nur halb richtig. Das Christenthum war ihm nicht Sache des Glaubens, sondern Sache der Bildung. Sache der Bildung war es ihm in so hohem Grade, daß er sich von spekulativen Ideen herbe abwandte, welche Grundsätze des Christenthums in den Hintergrund stellten. Den St. Simonismus, eine Spekulation, die man ihm so nahe und werth erachten sollte, da sie die Religion

auf Gesellschaftsinteressen begründen, wenn nicht gar auf sie beschränken wollte, verspottete er schonungslos, und wo die nach ihm kommende junge Literatur über Positivitäten christlicher Sitte und Art hinausging, da wollte er, wie schon erwähnt, nichts mit ihr zu thun haben.

Dieser also organisirte Mann trat in der Restaurationszeit mit kleinen Aufsätzen auf, für welche er sich eine Zeitschrift, erst „Zeitschwingen" genannt, dann „die Wage", gründete. Sein Hauptinteresse war die liberale Opposition, wie sie sich in der französischen Kammer gegen die älteren Bourbonen äußerte, sein literarisches Interesse war Jean Paul mit alle dem, was aus diesem Autor anredend entgegendrang, mit Humor und Witz und was in engelreiner Menschenliebe baar oder satirisch gegen die Ungerechtigkeiten des Weltlaufes auftrat, was also auch auf dieser Seite einer Oppositionsneigung zu statten kam. Von der Ueberschwenglichkeit Jean Pauls eignete er sich, seinem auf's rasche Einwirken gestellten Sinne gemäß, weniger an. So entstand, da eigener Sinn vorherrschte, ein Jean Paul der Aufklärung, der aus dem überfüllten Wesen jenes Autors einen ähnlich entwickelnden, aber einfachen Styl zog. Die Tiefe, der nach außerordentlicher Kunst strebende Hintergrund, die Mannigfaltigkeit Jean Pauls fehlte, aber eine Kraft, ein Nachdruck, ein Reiz entstand, der an viele Wünsche erinnerte, die unter'm Lesen Jean Pauls erweckt worden waren. Es ist zu bemerken, daß Börne's früheste Aufsätze im Style schwunghafter und gefüllter, im Nachhängen einzelner Punkte verwickelter, kurz der Jean Paul'schen Art unvergleichlich näher waren als seine späteren Artikel, wo die praktische Aufgabe ihn und er die praktische Aufgabe entschlossener ergriff. Mit ihr entstand jene spielende, überlegene Behendigkeit des kurzen, tüchtigen Ausdrucks, jene Leichtigkeit, aus welcher wie aus leichter, lichter Wolke der auf einmal zuckende Blitzstrahl so sehr überraschte.

Unter jenen kleinen Artikeln spielte denn auch die Theaterkritik eine Hauptrolle, die Theaterkritik, welche in den zwanziger Jahren allen aphoristischen Geist auf sich lockte, alle Mittelmäßigkeit, alles Publikum beschäftigte, und welche doch nicht im Stande gewesen ist, irgend etwas Ersprießliches für das Drama zu wirken. Gegen Tiecks dramaturgische Aufsätze damaliger Zeit bildeten Börne's Artikel einen

baaren Gegenſatz. Hier galt es, Handlung und Charakter einem Deputirten-Examen zu unterwerfen. Praktiſche Tüchtigkeit war die erſte Bedingung, wenn ein Charakter Lob gewinnen wollte. Aber Börne ſchrieb dergleichen mit dem anmuthigſten Talente, oft mit der liebenswürdigſten Schalkhaftigkeit; dieſes bürgerliche Ueberhängen der Kritik war nie ganz verlaſſen von einem wenigſtens geiſtreichen Herzen, und für das Extrem, wohin die Nachfolge ſolche Tendenz geführt hat, iſt er nicht ganz verantwortlich. Galt ihm auch Kunſt bisweilen, ja vielleicht eigentlich nur für Plunder, wenn nicht eine nahe liegende gute Wirkung damit erreicht würde, er ſprach dergleichen doch niemals plump aus, er bezeichnete es immer nur vermittelſt eines Scharfſinnes und einer Dialektik, die immer ſelbſt mit einer künſtleriſchen Form verwandt erſchienen. Was dann auf ſein Vorbild hin mit der Kritik liberal-polizeilich umſprang zum Schrecken und wahrhaften Nachtheile aller redlichen Welt, das ſoll er nicht allein vertreten. Wie hätte er es auch je dergeſtalt gemißbraucht, gleich Menzel, der dieſe praktiſche Afterkritik bis zur Karrikatur ausweitete. Der Menzel'ſchen Ausweitung gegenüber war denn allerdings jede originale Kunſtbeſtrebung überflüſſig: denn der wußte genau, wie viel es Temperamente gibt und welche Zuſammenſtellungen allein zuläßig ſind. Die Reſultate, von denen die Rede ſein könne, zählte er an den Fingern her, eine Zukunft, eine unerwartete Offenbarung war nicht mehr möglich. Für ſolche Plattheit war Börne viel zu ſinnig.

Börne's Wirkſamkeit mit jenen kleinen Artikeln hatte auch Anfangs nur ein kleines Publikum im weſtlichen Deutſchland. Nur hie und da drang ein ſolcher, wenn er ihn etwa in's Morgenblatt gab, weiter, zum Beiſpiele der Nachruf an Jean Paul, der heitere Aufſatz über die Sonntag. Börne gelangte erſt zu allgemeinerer Geltung, als dieſe Aufſätze 1829 geſammelt erſchienen. Es wurden ſieben Bände, und ſie brachten dem Autor keinen geräuſchvollen Beifall, aber einen innigen und gediegenen. Der politiſche Wunſch, immer veredelt durch eine ſinnige Kunſt des Ausdruckes, verletzte auch diejenigen nicht, die ihn nicht theilten; die Faſſung des Details, der Hauch von Stimmung waren ſo anmuthsvoll, ſo leicht, ſo heiter und doch ſo warm in hindurchdringendem Ernſte, daß man einen ganz neuen dauernden Autor

gewonnen sah, der an Liscow, an Lichtenberg, an Jean Paul erinnerte, und doch eigen und neu war.

Als 1830 die Julirevolution ausbrach, und alle Literatur von politischer Gesinnung durchtränkt wurde, da wurde den Freunden Börne'scher Schriften alle Andeutung rege, die in all den Artikeln gemessen verarbeitet war, und sie erwarteten mit Zuversicht eine nachdrückliche Schrift Börne's. Dieser war, wie Heine, auf das Schlachtfeld selbst nach Paris gegangen, und wie der Autor der Reisebilder zum Abschiede von der Heimath, „Kahldorfs" — Weßelhöft — „Briefe über den Adel" mit einer schonungslosen Vorrede herausgegeben hatte, so sandte Börne aus der Fremde die ersten zwei Bände seiner „Briefe aus Paris". — Damit nahm er eine ganz andere Stellung, eine unumwundene Kriegsstellung, unmittelbar den politischen Ereignissen und Interessen gegenüber. Die literarische Form zeigte in der Abwechselung von Zorn und Witz nur die Absicht, Schwert und Flamme zu sein, alles Weitere literarischen Bereiches dahin gestellt, gleichgültig sein zu lassen. So beurtheilte man auch Börne von Stund an, nicht mehr als Literaten, sondern als kriegführenden Politiker. Ueber ihn als solchen ist hier kein Urtheil zu suchen. Die einschlagende Frage nur wäre angemessen, ob innerhalb seiner politischen Wünsche alle Entfaltung alltäglicher und höchster menschlicher Fähigkeit begünstigt gewesen wäre. Aber auch diese Frage ist schwer zu beantworten. Jene Pariser Briefe, die auf sechs Bände anwuchsen, verlassen selten den Charakter von Kriegs-Manifesten. Sie haben es durchaus auf einen nächsten, auf einen faktischen Erfolg abgesehen; sie gestatten sich zu dem Ende alles Martialische; eine gründlich bedingte Perspektive zu erbauen, ist ihnen meist außer dem Zwecke. Börne war sich dieses Verhältnisses wahrscheinlich ganz klar bewußt, und es fehlt darüber nicht an Andeutungen. War es seine Schuld, wenn dies literarische Kriegsgesetz sich hie und da als ein permanentes in der Literatur festsetzen wollte? Zum Theil wohl. Als seine Schlacht allem äußerlichen Erfolge nach verloren war, hätte ihm eine Wendung sehr wohl gestanden, die nichts Weiteres deutlich zu enthüllen brauchte, als daß die Maßstäbe seines Urtheils Kriegsmaßstäbe gewesen seien. Aber wer so mit dem ehrlichsten und heißesten Herzen in der Schlacht betheiligt war, wie Börne,

wer glaubt an das Ende der Schlacht, wenn dies Ende niederbeugend iſt! Und in den letzten Briefen, und in der „Balance“, einer franzöſiſch-deutſchen Zeitſchrift, die er in Paris errichten wollte, fehlt es nicht an ſolchem Eingeſtändniſſe, wenn es ſich auch nicht direkt bietet. In der peinlichen Ruhe, die für ihn nach den Kampfesjahren eingetreten war, nimmt er jene Unterſuchungen über Nationalverſchiedenheit Deutſcher und Franzoſen wieder auf, die er dem Anſcheine nach mit wild bezeichnenden Worten ſchon ſo oft erledigt hatte, er nimmt ſie ſanft wieder auf, damit einräumend, jetzt im Frieden könne man ſich billiger und in der Ausführlichkeit richtiger damit beſchäftigen.

Alles bei Seite geſetzt, und jene Briefe nur von Seiten des Ausdruckes betrachtet, muß Freund und Gegner Börne's darin übereinſtimmen, daß ſie ein Muſter fortreißenden Styles ſeien. Für populären Nachdruck, wenn populär das Alltagsverſtändniß nicht zur Hauptbedingung hat, iſt in unſerer Literatur nirgends mit ſo glänzendem Talente geſchrieben worden. Das Thema war ſtets ſorgfältig in ſeine waren Beſtandtheile zerlegt, der Leſer ward verführeriſch in's Schaffen und Folgern hineingezogen, der wörtliche Ausdruck ſprang leicht, ungeſucht, wie oft! erſchütternd, unvergeßlich hervor, und als Uebermacht des Autors fegte die heitere Schärfe, und der fliegende Witz wie ein Wind über Allem dahin, Muth und Erfriſchung wehend, auch wo es ſich um die bedenklichſten Dinge handelte. Nun war dies Talent von der herzlichſten Aufrichtigkeit verſtärkt, welche Macht mußte es üben! Denn nicht der ſchlimmſte Gegner taſtete an die redliche Abſicht Börne's. Ueberlegene Bildung, die ihm nicht bewußtes Feſthalten eines Kriegsplanes zugeſtand, mochte ihn der Beſchränktheit zeihen, und es erſcheint beſchränkt, wenn für ein politiſches Ideal alles ſonſtige Form- und Bildungsverhältniß einer Nation geopfert werden ſoll. Aber an den guten Glauben Börne's glaubte auch ſolch ein Gegner. Man ermeſſe, was ſolch eine Glaubenseinheit für den erſten Anlauf der Theilnahme überwältigend ſein mußte in einer Zeit, die überall mühſam ihre Beſtandtheile eines Glaubens zuſammenſuchen muß. Schon deßhalb waren unter Börne's Verehrern ächt begeiſterte Leute, denn er hatte die ſcheinbar trockene Frage um bürgerliches Formverhältniß durch Talent und Herz zu einer halb religiöſen erhoben. Nach

dieſer Richtung hin hat er nicht bloß für die Form des Style, ſondern auch für die Wärme des Style dauernd eingewirkt. Dies hat ſich ſchnell unverkennbar herausgeſtellt, und muß ihm als dauernde Wirkung ſchon jetzt zugeſchrieben werden, wo ſich das noch nicht überſehen läßt, was von ſeiner Erſcheinung, als einer kräftigen Ganzheit, in feinerer Folge ausgeſtrahlt, fortbilden wird. Was ſich von Börne's leidenſchaftlichem Zauber noch nicht befreit hat, ſei's in Theilnahme an den Abſichten Börne's, ſei's in Schadenfreude an den Wunden, die er berührt, — das wird gar bald anders und tiefer geſtaltet werden von einer Zeit, die, ſo reich bewegt, in innerlicherer Frage auf den Verſtorbenen gefolgt iſt, oder es wird mit der äußerlichen und ſchadenfreudigen Sympathie für ihn noch ſchneller ein altmodiſch Schreckbild werden.

Das Talent der Darſtellung blieb Börne treu bis an den Tod, der ihn ſchon 1837 in Paris betraf. Eine Streitſchrift „Menzel, der Franzoſenfreſſer", iſt noch in ſolcher Friſche, ja noch in ſolcher Kraft eines guten Humors und komiſcher Zuthat abgefaßt, wie ſie ihm nur je zu Dienſte geſtanden. — Börne wußte es ſelbſt ſehr gut, daß ihm die innerliche Gewalt eines erfinderiſchen Autors abging, daß er kein Schöpfer aus dem Ganzen, daß er kein Künſtler war. Ich kann kein Buch machen, ſagt er ſogar, ich lege nur ein Blatt auf das andere. Er gab nur Betrachtung und belebte dieſe durch Schilderungen beiläufiger Einzelnheit. Dieſe waren indeß ſtets von einem ſo glücklichen Maße, daß es wohl dahingeſtellt ſein kann, ob Börne nicht, ohne ſeine völlige Hingebung an die Tagesgeſchichte, eine geſchloſſene Form hätte gewinnen können. Er ſelbſt ging daran vorüber, weil er über ſeine eigenen Kräfte höchſt beſcheiden dachte, und weil er die künſtleriſche Macht, eben als eine langſam wirkende und unabſehbare, nicht ſchätzen oder doch nicht ſuchen mochte. Im Drange nach raſcher That war es ihm geradezu ſchmerzlich, wenn man von ſeinen literariſchen Vorzügen ſprach, ſtatt von ſeinen politiſchen. Das literariſche Mittel ſchien ihm ein dergeſtalt äußerliches zu ſein, daß es vor dem bewußten moraliſchen Zwecke des Autors ganz verſchwinden müſſe.

Es iſt dies ein Punkt, wo Börne einen tief ſchneidenden Einfluß geübt. Als Gegendruck gegen eine gewiſſe Schlaffheit der zwanziger Jahre war jener Einfluß heilſam. Ein vertrock-

neies Erbe der Romantik war den Talenten jene träge oder vornehme Gleichgültigkeit für das lebendige Leben der Zeit verblieben, jene Gleichgültigkeit, welche sich mit poetischer Terminologie ein würdiges Aussehen zuschanzte. Diese zu brechen, war Börne's Einfluß sehr geeignet. Man mußte nun ein lebendiges Verhältniß literarischer Absicht zu den fortschreitenden Forderungen der Geschichte nachweisen, die romantische Phrase mußte sich besinnen, die leere Abendzeitungsperiode mußte untergehen. Aber andere Uebelstände traten ein. Was als Gegendruck heilsam war, wollte stehendes Gesetz werden. Der Staat, ein so umfassendes Hauptprodukt menschlicher Bildung, sollte auch darin absolut mächtig in der Literatur werden, wo es sich um seine äußerlichen Formen, oder um seine zahlreichen Fragen des Augenblicks handelte. Nicht bloß eine klarere Beziehung zwischen ihm und dem fortschreitenden Menschengeiste, der sich in literarischer Form äußert, sollte bewerkstelligt, sondern der tägliche Wach- und Polizeidienst sollte der Literatur als Pflicht, als Hauptpflicht zugetheilt werden. Diese Vermittelung, wofür der Journalismus sich erfunden hatte, sollte Leib und Seele aller Literatur sein. Das ward zu viel. Das hätte die eigentliche Genien der Literatur, das hätte die unberechenbare Möglichkeit, welche in ihr ruht, zur kleinen Staatspensionen erniedrigt.

Durch solchen journalistischen Terrorismus kamen wir zu der Einsicht, es sei nicht leere Redensart, daß Politik für die Literatur große Gefahren mit sich führe. Die Literatur, als hoher, allgemein verständlicher Ausdruck der Zeitbildung, wird in allem Wesentlichen, auch unter und nach dem Schwerte überwältigender Eroberer, den Staat bestimmen, aber wehe ihr und wehe dem Staate, wenn sie im journalistischen Standpunkte, als ihrem wichtigsten, beschlossen sein soll.

So haben wir, in Folge des Börne'schen Gegendruckes, daß in literarischer Frage nicht mehr die Einsicht, nicht mehr die Auffassung, nicht mehr die Zusammenstellung, nicht mehr die Fassung beachtet wurde, daß nicht mehr von den weiteren und höheren Möglichkeitskreisen eines literarischen, nicht mehr von der Unberechenbarkeit eines künstlerischen Produktes die Rede sein durfte. Die Gesinnung allein kam in Rede, und zwar nicht die Gesinnung im allgemeinen Bildungszusammenhange, sondern in Bezug auf

das zunächst wogende Interesse. Also der Parteiantheil, um den richtigen Ausdruck zu brauchen. Der Autor beschuldigt guten Rechtes den Staat, daß er nur diesen polizeilichen Maßstab gegen die Literatur anwende, und derselbe Autor wendet ihn an gegen den andern Schriftsteller. Der Mensch, als ganzer Mensch, versinkt, verschwindet, nur die eben schwunghafte Seite bestimmt das Urtheil. Und was ergibt sich daraus? Alles Urtheil wird der Spruch einer Jury, die nur einen einzelnen Rechtspunkt zu entscheiden hat, alles Urtheil wird „Schuldig", oder „Nichtschuldig". Zu dieser Verarmung historischen Gerichtes sinkt die Literatur.

Börne konnte sich vielleicht entschuldigen durch den Drang eines politischen Momentes, durch den Moment der Schlacht, und daß er in keiner anderen Beziehung literarische Urtheile gefällt habe. Wenn das Staatsmoment in einer Entscheidung begriffen ist, dann wird ein summarisches Gericht Bedürfniß. Man halte also im Gedächtnisse, daß Börne'sches Urtheil unter solcher Einschränkung aufzunehmen ist. Aber der Moment verschleppt sich zur Tradition über seine Nothwendigkeit hinaus, die reproducirende Partei gebiert sich daraus eine Formel, die als giftige Regel auch in eine Folgezeit übergeht, wo die Geltung des Momentes, also auch die Forderniß desselben, lange vorüber ist. Nun gilt die fortdauernde Verarmung des Urtheils für Stärke der Gesinnung; was bei dürftiger Glaubensansicht Fanatismus wird, das wird es auch hier, und aus solchem Drachensaamen erhebt dann der Drache überall verderblich sein Haupt, welchen man Denunciation heißt, und der in jetzigen Tagen eine so traurigwichtige Rolle spielt. Ursprünglich soll nur das absichtlich Ueble damit bezeichnet werden, das, was zu seinem persönlichen Vortheile verklagt und verhetzt. Dies ist indessen so niedrig, daß es in der Literatur, der Welt hoher Zwecke, keine nachhaltige, wenn auch stets eine verdammende Beachtung finden kann. Der Drache weiß sich nun höher zu stellen. Die Opposition, sich im Rechte eines lauteren Zweckes fühlend, nennt Alles Denunciation, was im Interesse des Bestehenden anklagt. Das Bestehende, auf sein Recht des Besitzes pochend, thut umgekehrt desgleichen, und weil nun das Bestehende die Macht hat, weil es der Denunciation thatsächlich strafende Folge, den Denuncianten thatsächlich schützen oder belohnen kann, so hat man dies Wort vorzugsweise ihm,

und den unlauteren Vertheidigern deſſelben zugeſchoben. Wollte das Geſchick, es hätten ſich nicht auch Perſonen gefunden, die der bedenklichſten Motive zu zeihen ſind, und um deren willen dieſer unwürdige Begriff nicht mehr ein blos übel erfundenes Extrem genannt werden kann!

Aber wir gerathen damit immer tiefer in's Mißlichſte. Dies übertriebene Berufen auf Geſinnung entzieht uns alle feſten Maßſtäbe. Jenes abſcheuliche Wort trifft auch die lauteren Vertheidiger des Beſtehenden, wenn ſie bei der Vertheidigung in's Detail gehen, wenn ſie leidenſchaftlich oder unvorſichtig zu gewaltſamen Hilfsmitteln rathen. Und der Gebrauch des Wortes iſt in der Oppoſition nur gar zu heimiſch. Hier erſetzt es alles faktiſche Gericht, denn ein ſolches fehlt.

Beſinnen wir uns, wie dem zu entrinnen ſei. Der Ultraismus, welcher die literariſche Form gering achtete und ſie nur für den Zweck von heut zu morgen handhabte und demgemäß beurtheilte, er hat dieſe Erſcheinung verſchuldet. Das politiſche Wochenblatt, die evangeliſche Kirchenzeitung auf der einen Seite haben dies unſelige Beiſpiel gepflegt, aus aller literariſchen Erſcheinung nur die Parteimeinung herauszuſchälen, unbekümmert, ob ſie durch den Formenleib und alles übrige originale Verhältniß nicht zu etwas ganz Anderem gebildet worden, ob ihr in der Faſſung nicht eine aller bloßen Meinung unabſehbare Perſpektive eröffnet worden ſei. Auf der anderen Seite — machen wir kein Hehl daraus — hat nicht nur Menzel Jahre lang dies unliterariſche Weſen gepflegt, bis es zu einer allgemein ſichtbaren und auffallenden Gelegenheit führte. Die unliterariſche Art hatte er mit Börne gemein, er handhabte ſie nur roher, weil ihm die Würde und der Adel des Börne'ſchen Charakters fehlte. Durch dieſen Adel wurde Börne beſchützt vor den ſchreienden Conſequenzen, welche man Denunciation nennt, und dadurch, daß er die literariſchen Ruhmesvortheile ſelbſt zurückwies, daß er ſich in all ſolchen Punkten nicht als Literaten angeſehen wiſſen wollte, entfernte er die Conſequenzen noch möglichſt von der Literatur ſelbſt. Aber, unter ſolcher Einſchränkung, denuncirte er gewiſſenhaft und eifrig in ſeinem Glaubenskreiſe, und es heißt nur ihn rechtfertigen, wenn man ihm eine Vermiſchung für praktiſche Zwecke zuſchreibt. Er verklagte, ja übertrieb verklagend einer höheren

Kultur gegenüber, eben so leidenschaftlich, wie das politische Wochenblatt, wie Professor Leo. Daß er es in ehrlichster, uneigennützigster Absicht that, daß er es offenbar nur zu augenblicklichen Kriegszwecken that, das befreit allerdings seine Person von aller unwürdigen Bezeichnung, aber seine unliterarische Manier darf deßhalb, weil er ein reiner, edler Charakter war, von der Geschichte nicht übersehen werden. Um so weniger, da sie von so viel Unlauterkeit anderer Richtungen und Personen adoptirt worden ist. Diejenigen Nachfolger Börne's, welche nicht bloß dem nachtrachten, was an Börne über allen Zweifel vorzüglich war, welche ihn auch in jener Manier nachahmen, sind der Bildung noch schwerer verantwortlich. Solch eine gewagte Stellung, wie Börne's, steht nur der Originalität zu, und kann nur glücklich gedeihen in ungewöhnlich herausfordernder Zeit. Von Börne kann auch nur die charaktervolle Zusammendrängung auf ein Interesse, und der glückliche, belebte Ausdruck davon in der Schrift zum Vorbilde dienen. Soll er mehr als eine Anregung, soll er ein Musterbild sein, dann wird aller Nachtheil mit heraufbeschweren, den nur er durch die ihm allein eigenthümlichen Vorzüge, durch persönliche Vorzüge niederhalten konnte. Börne fortlegen, heißt schaden. Es gibt nicht leicht eine beschränktere Ansicht, als wenn diejenigen, deren Tendenz es ist, ohne Unterlaß für die Demokratie zu denunciiren, sich in tugendhaftem Zorne über die Denunciamen der bestehenden Regierung überheben. Die Form ist beiden Theilen gleich, und zwar die üble Bildungsform. Tugend und moralische Würdigkeit in diesem Punkte also ebenfalls, wenn der Denunciant der Regierung seiner Regierung mit voller Ueberzeugung angehört. Nur der niedrige Denunciant zu seinem Vortheile, dem aller sittliche Punkt gleichgültig, nur der ist über alle Frage nichtswürdig, — im einmal gegebenen politischen Kreise ist es gleich würdig oder unwürdig, alle Thätigkeit nur in Bezug auf ein Bildungsmoment anzusehen, und es als gefährlich herauszuheben aus dem Zusammenhange, oder gar als straffällig zu bezeichnen. Dies Straffällige ist der Drachenhauch für die Literatur. Bekämpfenswerth wird aller Literaturentwickelung Dies und Jenes scheinen, denn unsere Existenz des Stoffs und Geistes entwickelt sich in Gegensatz und Kampf. Das Edelste wird bestrebt sein, zu zertheilen, ja zu vernichten.

Aber im Prozesse der Bildung, so daß der Prozeß selber ein neues Resultat wird. Die Denunciation ist aber nur eine Hinrichtung, die nur endigen, nicht entwickeln will.

Das abschreckendste Beispiel, wohin jene unliterarische Manier, alles Literarische auf vorgefaßte politische Meinung zu beziehen, führen kann, hat Wolfgang Menzel an sich aufgestellt. Hier hat sich denn diese literarische Armuth, die sich so gern für äußerst biderbe Tüchtigkeit ausgibt, bis zu einem Ausbruche gesteigert, der über die ungebildete Einseitigkeit keinen Zweifel mehr ließ, und mit einem Vandalismus sich koncentrirte, vor welchem auch die Aehnlichgesinnten zurückbebten. Wurde nun auch für diesen Ausbruch nicht eben ein blank politisches Thema benützt, die Manier war doch in jener Alles unterwerfenden politischen Literarschule erworben, und ging auf politische Maßnahmen gegen literarische Formen hinaus. Hier war nur die Manier an ein faches, ungeheures Naturell gerathen, ein verworrener Religionsverwand ward ganz in politischem Maßstabe mit einem polizeilichen Begriffe von positiver Moral verknüpft, und so entstand eine in der Literatur unerhörte Anklage, daß gegen literarische Erfindungen alle erreichbare Hemmungsgewalt des Staates nöthig sei.

Man soll nicht sagen, Menzel sei allein durch unlauteren Sinn, und unter voller Voraussicht alles dessen, was er erschreie, zu der berüchtigten Denunciation gegen das junge Deutschland getrieben worden. Sein edler Sinn sei nicht eben in Schutz genommen, oder nur behauptet; aber dies erschreckende Verfahren in literarischen Verhältnissen war längst vorbedeutet und möglich durch die stets unliterarische, stets polizeiliche Kritik Menzels, womit er schon an die zehn Jahre vor diesem Ausbruche gegen alle Formen literarischer Wendung moneton gewildert hatte. Da wurde eben jeder Roman, jedes Gedicht, jede Philosophie nur darauf angesehen, wie sie sich verhielten zu einer bestimmten politischen Ansicht. Dies war zum Schrecken aller Erfindung der einzige Gesichtspunkt. Wehe allen Weibern, die der Literatur etwas zubringen wollten, wehe jedem Dichter, der nicht die Franzosen und Goethe haßte, oder der weiche Seelenzustände malte, nicht handfeste Kraft; wehe noch wie viel an sich schuldlosen Dingen, die nicht an das letztlich politische Kredo dieses

Mannes paßten, was letztlich nur politisch oder gar nur polizeilich war, wenn es sich auch mit naturphilosophischen und wenig sonstigen Sympathieen verzierte. Es war ganz und gar die ausgebildete Krankheit des praktischen Zweckes, wovon im Obigen die Rede. Hier vermaß sie sich an der Spitze eines Hauptblattes, des Morgenblattes, ganz officiell der literarischen Gewalt. Wie liebenswürdig bescheiden verhielt sich in so fern der viel wirksamere Börne! Hier vermaß sie sich sogar dieser Gewalt über das ganze, weite Bereich literarischer Produktion, und man kann denken, welch ein verzerrtes Antlitz eine deutsche Literatur erhalten mußte, die um und um nur im Verhältnisse zu einer politischen Vorliebe dargestellt wurde. Eine so unermeßliche Welt der Formen des Menschengeistes unter die Kritik einiger äußerlichen Maximen gestellt! Börne — hier zeigt sich an einem Beispiele ein weiter Unterschied zwischen ihm und Menzel — Börne erzürnte sich gegen die politisch indifferente Person Goethe, und mäkelte mit politischem Wunsche an einigen Figuren Goethescher Erfindung, die an politische Beziehung streiften und darin sich anders verhielten, als Börne für wünschenswerth hielt. Menzel packte alsbald den ganzen Autor Goethe mit dessen sechzigjähriger Wirksamkeit, und warf ihn unter Schimpf und Hohn aus dem Tempel der Nation hinaus, erklärend, hier sei nur einiges Darstellungstalent gemißbraucht gegen die vaterländischen Ideale. — Menzel wurde mit der Politik verderblicher für die Literatur, denn alle andere politische Schriftstellerei zusammen genommen, weil er die unreinste Mischung der Maßstäbe in sich darstellte, eine so unreine Mischung, daß keine reine Regel mehr davon abzuleiten, sondern jeder Autor, der darauf eingehen will, durchaus auf Auswendiglernen all dieser verworrenen Sympathieen angewiesen ist. Die Politik selbst verhielt sich nicht in allgemeinen Grundsätzen, ja nicht einmal in parteihaften Maximen, mit denen doch zum Schrecken literarischer Freiheit der furchtsame Autor ein Abkommen für seine Produktion treffen konnte. Sie sank zu einer bürgerlichen Beliebigkeit, und von hier aus ward mit groben Neigungen und Abneigungen der Menzel'schen Person ein Teig Kritik zusammengeknetet, der alle organische Unterscheidung in sich vernichtete, und nach außen hin alle Unterscheidung bis zur Unkenntlichkeit verliebte. Da hörten

alle literarischen Kennzeichen auf für das Urtheil, der Philosoph ward nach einer positiven Religion bemessen, der Schriftsteller positiver Religion daneben mit einem philosophischen Durcheinander, das halb poetisch halb empirisch war, der Dichter nach Prinzipien derber Kindererziehung, der Philolog nach dichterischen Sympathieen, und all diese heillose Verwirrung der Maßstäbe ward mit einer Zuversicht und tyrannischen Grausamkeit in's Werk gesetzt, ward unter häufiger Unkenntniß des Materials mit einer so leidenschaftlichen, oft rohen, immer ausdrucks- und talentvoll gefügten Sprache gepredigt, daß Peter von Amiens zu seinem Kreuzzuge nicht nachdrücklicher aufgefordert haben kann, und daß es wie ein Wunder erscheinen muß, wenn nicht unsere ganze Literatur in solch Chaos gerissen worden ist. In so fern war es ein Glück, daß Menzel, von persönlicher Leidenschaft überreizt, gegen die junge Literatur sich selbst überbot. So verfänglich er auch hier das Thema der Verdammniß mit Gefahr für Religion und öffentliche Sittlichkeit verletzte, die ganze Art zeigte sich doch so schreiend unliterarisch, daß die letzte Täuschung über Menzels ungebührliche Kritik verschwinden, und die Wirkung derselben aufhören mußte. Dadurch sind wir freilich noch nicht von den Folgen solcher bürgerlich-polizeilichen Kritik erlöst, aber in dem Namen Menzel ist doch ein heilsames Schreckbild gegen alle ähnliche Kritik erworben.

Wolfgang Menzel ist 1798 in dem schlesischen Städtchen Waldenburg geboren und hat sich in seiner studentischen Jugend dem Turn- und Altdeutschthume angeschlossen. Zu Aarau in der Schweiz wurde er, noch sehr jung, Lehrer an der Stadtschule, und das in den kleinen Staats- und Stadtverhältnissen unersprießliche, aber vorherrschende Parteinehmen nahm ihn eben so frühzeitig auf. Mit „Streckversen“ und der Herausgabe „Europäischer Blätter“ trat er schriftstellerisch auf. Jene Streckverse schließen sich an Jean Paul, der aller politisch geneigten Jugend nicht bloß seines freien, genialen Inhalts, sondern auch seiner freien Form halber ein gefeiertes Vorbild war. Diese Schlaffheit oder Schwülstigkeit der Form, wo das Verschiedenartigste neben einander ohne Weiteres Raum fand, ist der atomistischen Gedankenerzeugung günstig, allem literarischen Halt verderblich gewesen. Wer kann nicht mit einem beweglichen Geiste den großen Verrath halb fertiger poetischer Gedanken, wie ihn unsere

Zeit beſitzt, zu Streckverſen machen, denen weiter keine Aufgabe obliegt, als in beliebigem Proſa-Ausdrucke einem Anklange, einer Anregung ſich hinzugeben! Die Faſſung geht nicht weiter als auf den Ausdruck einer Gedanken- oder Gefühlsregung, unbekümmert um einen Zuſammenhang ſolcher Atome. Dafür hat Menzel Geiſt und Talent genug, und das hat ihn eben zu dem Glauben und der Unordnung verleitet, es ſei hinreichend, dergleichen Atomiſtiſches in Verbindung mit grobſchrötigen Bürger-Maximen zu bringen, auf daß die Literatur umſpannt und gerichtet werde. Dieſe Materialſtücke Jean Pauls machten ihn nicht zu dem Jean Paul in der Literatur, ſondern die beiwohnende Abſicht, ſie großen Verhältniſſen künſtleriſcher Erfindung einzuverleiben, und ſie dadurch in nie dageweſener Macht neuen Verhältniſſes zu bieten.

In jenen europäiſchen Blättern begann Menzel die bürgerliche Polemik gegen Goethe's Poeſie, deren innerliches Weſen er auch ſpäter niemals verſtanden hat. In der Schweiz begann er auch ſeine „Geſchichte der Deutſchen", die auch ſpäter überarbeitet an all den Menzel'ſchen Gebrechen fanatiſcher Einſeitigkeit und durcheinander gewirrter Maßſtäbe leidet, und in patriotiſchem Fanatismus ſich von aller freieren Bewegung des Civiliſations-Fortſchrittes und der geſchichtlichen Kunſt trennt. Die lebhafte, populare Darſtellung hat ihr aber eine allgemeinere Theilnahme zu Wege gebracht als allem Uebrigen, was er ſonſt geſchrieben hat. Nach Heidelberg kommend miſcht er ſich in den Streit über Symbolik, der zwiſchen Kreuzer und Voß loderte. Vom Altdeutſchthume hatte er ſeinem bürgerlichen Rationalismus, zu unglücklicher Ehe, eine beliebige Sympathie für mittelalterliches Leben, für ſupranaturaliſtiſche Religionsanſicht angeeignet, und dem alten Voß gegenüber bildete er dies zu einer blutdürſtigen Feindſchaft gegen dieſen niederdeutſchen Rationaliſten aller Gattung aus. Dies ſtieß er in einem Tone aus, als ob die ſchreienſten Verbrechen zur Schau und zu Gerichte lägen. Was wäre zu ſagen gegen jene mittelalterliche und ſupranaturaliſtiſche Sympathie mit republikaniſcher Bürgerlichkeit! Es iſt am Ende in unſerer Zeit für das Entlegenſte und ſich ſcheinbar einander Aufhebende eine anſprechende Vereinigungsform, ein geiſtreich komponirter organiſcher Zuſammenhang aufzufinden, oder doch

aufzusuchen. Aber nur in unartikulirten Stoßreden muß das Gewagte nicht auftreten, und aus einzelnen klaren Punkten der im Ganzen ungelösten Verworrenheit muß es nicht dogmatisch folgern, wettern und zetern wollen. Wo aber Menzel in seiner Lebensgeschichte hintritt, immerdar zerrt er das dornige Gestrüpp und Reisig vorlauter und verworrener Maßstäbe wie Ansprüche mit sich, und zwar wie Ansprüche, mit deren Bestand oder Nichtbestand Himmel und Erde auf dem Spiel stehe, und die in geradezu frechem Dogmatismus alles Andere ausschließen.

Menzel tritt dann 1825 in das Verhältniß zum Morgenblatte, nachdem Müllner davon entfernt worden war. 1829 indessen erst erschien sein Name an der Spitze des neu organisirten Literaturblattes. Mit den brutalsten Schmähungen machte er sich gegen jenen Vorgänger Luft, erzwang sich aber in den ersten Jahren eine gereizte Theilnahme durch die Entschiedenheit, womit er gegen die tallende Mittelmäßigkeit der Restaurations-Nachzügler verfuhr. Es hatte sich eine manierte Terminologie poetischer Formen dem Publikum aufgedrängt, und eine Theilnahme in Anspruch genommen, die wegen Oberflächlichkeit jener Formen durchaus unverdient war. Gegen diesen maitherzigen Dilettantismus in der Literatur erwarb sich Menzel ein Verdienst. Er und ein Theil seines jugendlichen Publikums verwechselten nur einzelne äußerliche Bestandtheile einer heilsam polemischen Kritik mit der wahrhaften Kritik selbst, und es ging darauf hinaus, daß mit summarischem Verfahren gegen Armseligkeit der literarische Grundsatz begnügt und erschöpft sei. Vorherrschende Sympathie für politischen Liberalismus, der in Menzel einen Vertheidiger zu besitzen glaubte, kam diesem Irrthume zu statten, als ob mit moralischer Derbheit Großes gewonnen werde.

Aus ähnlichen Gründen machte auch Menzels „deutsche Literatur", welche 1828 erschien, unter der Jugend des Publikums ein beträchtliches Glück. Der Abscheu und die Warnung, welche reifere Theilnehmer an literarischer Erscheinung davor ausdrückten, ward in den Wind geschlagen. Selbst wer kein Genüge an diesem politisch-kriminalistischen Raisonnement fand, worin die Literargeschichte zu unerwarteter und vehement praktischer Anwendung gebildet war, der sah doch einen merkwürdigen Anfang neuer Weise darin. Jetzt, nachdem wir wissen, der

Anfang sei auch das Ende gewesen, und der Gesinnungstumult dieses Buches sei der ganze Verfasser, auch mit allen entsetzlichsten Konsequenzen solches Tumults, jetzt sehen wir mit Staunen auf jenes Buch. Es ist ein Staunen, worin Lächeln, Schreck und Entrüstung sich vereinen, daß ein Literat mit den würdigsten Bestrebungen unserer Nation dermaßen abfahren durfte, wie die Sage den Bösen mit der Seele eines armen Sünders abfahren läßt. Es faßt uns ein Entsetzen, daß derartige Einseitigkeit und Wildheit jemals für Geschichte gelten könnte. Unsere Literatur gruppirt sich seit sechzig Jahren vorzugsweise um Goethe, und hier ist er eine Nebenperson, die am Liebsten ganz übergangen worden wäre, wenn sie sich nur unter Mißhandlung alles Goetheschen Formkreises, des Kreises, innerhalb welches unsere Literatur eine klassische Würde erhalten hat, beseitigen ließe. Nächst Schiller sind Jean Paul und Ludwig Tieck die Hauptmächte unserer Literatur in diesem Buche. Wer läugnet, daß Jean Paul eine unvergleichliche Anregung in unserer Literatur gewesen sei, und großartiges Material zu einer Hauptmacht besessen habe. Die Literatur ist aber zunächst und am Ende die Formenmacht, in welcher sich das reichste Bewußtsein einer Nation dauernd begründet. Und Jean Paul war nur vermögend, jenen Reichthum des Bewußtseins in unschöner, der Dauer und Nachahmung nicht angehöriger Form auszudrücken. Wer will ihm nicht ein hochpreisendes Gedächtniß in der Literargeschichte heischen, und doch, wer wird eine solche in der Form unfertige Erscheinung für die erste gebieterische und gesetzgeberische erklären! Das kann doch nur eine Beschränktheit des Urtheils thun, die dreist genug ist, gegen ein längst allgemein erkanntes Urtheil der Geschichte in die Schranke zu treten. Wer mag ferner den Tieck'schen Dichtungen den Preis eines höchst geistreichen und anmuthigen Reizes versagen, wer freut sich nicht, daß der so wichtig gewordene romantische Aufschwung unserer Literatur in Tieck eine so talentvolle Hin- und Herspiegelung aus Altem in Modernes, aus Modernem in Altes gefunden habe. Aber wer verkennt, daß es sich hier nur um eine Virtuosität in Vorhandenem, sust um das handelt, was man in so geflissentlicher Unterscheidung vom Genie Talent benannt hat! Wer möchte die Eigenschaften eines Königs in den Vorzügen eines Verwalters, wenn auch eines höchst

begabten Verwalters erfüllt finden. Das konnte wiederum nur die Menzel'sche Willkür, die eine verworrene, eine gemachte Vorliebe für romantische Interessen zeigt, und in demjenigen Autor sich verherrlichen wollte, der mit viel besserem Rechte als Menzel an die Uebergänge, an die Grenzmischungen in Form und Inhalt sich gewendet hat. Die Geschichte der letzten Jahre hat auch hierin eine oft gar zu herbe Reaktion gegen den unklugen Vorschlag solcher Kronprätendenten an den Tag gelegt, die nicht von der allgemeinen Stimme erkoren, sondern von Parteigängern auf die Schilde erhoben waren. Es ist deßhalb dem bejahrten Dichter Tieck manche Unbill widerfahren, manche noch unreife Bestrebung ist dem vorgezogen worden, was ihm schon lange gelungen ist, und nur darum, weil er aus seinem guten Rechte einer dichterischen Virtuosität auf den Thron eines Goethe erheben werden sollte. Dieser unklare und unreine Ultraismus Menzels hat den eigenen Lieblingsheiden nur geschadet; sogar Jean Paul ist, seit ihn Menzel gekrönt, mehr und mehr aus der Lektüre gewichen. Diese in Bezug auf Menzel halb komische Erscheinung rührt allerdings nicht von diesem her, denn so stark verleidet er auch nicht; aber sie zeigt, in welch nichtigem Zusammenhange das historische Urtheil dieses Buches steht mit dem hysterischen Urtheile der Nationalbildung.

Was nun die Uebertreibungen, die schiefen Urtheile, das ganze Detail einer unliterarischen Literargeschichte im Einzelnen betrifft, wo die Zusammenschreibung eines Lesebuchs, um schulmeisterlicher Gründe halber, oft über eine poetische Absicht des Talentes hoch hinausgestellt wird, so ist seit dem 1835 ausbrechenden Kriege auf Leben und Tod mit Menzel nur zu viel davon die Rede gewesen. Menzels literarische Person war mit all ihren Absichten stets viel geringeren Umfanges, als sie sich selbst ankündigte, und als sie im Streite noch gefaßt wurde. Sie war ein praktischer Naturalismus mit einigen handfesten Sympathieen und Antipathieen. Was man gern die Menzel'schen Kategorieen nannte, in welche er Alles zusammenschnürte, das waren niemals jene fein gefaßten Lebenstheile des klassificirenden Geistes, denen immer, auch wenn sie in Schematismus ausarten, eine straffe Geistekraft des Sonderns und Einheilens vorausgeht. Es waren derbe Lebensgewohnheiten, die sich ein wenig der sinnlichen Hülle des Turnerthums und des romantischen wie naturphilosophischen,

mystischen Kostens entäußerten, wenn es nach allgemeinen Prinzipien aussehen sollte. Was wären das für Kategorieen, die im rasselnden Widerspruche unter sich noch ein wirklich kategorisches Leben gehabt hätten! Wie kann bei einem Autor von Kategorieen die Rede sein, der sich als Vertheidiger des Christenthums in die Brust wirft, und dies in einem rachedurstigen Jehovahstyle des Aug um Auge, Zahn um Zahn thut! Der in einem „Geist der Geschichte", aller christlichen Idee zum Gräuel, das Ende der Menschheit sich vorstellt wie ein kannibalisches Gewürge und gegenseitiges Zerfleischen! Dergleichen erinnert wohl an Vorstellungen des rohen Heidenthums, und — abgesehen von dem Widerspruche mit andern Forderungen des Autors — erinnert es an studentische Kraftäußerungen, die ein wüstes Trachten in große Verhältnisse übertragen. Kurz an einen Widerschein von Lebensgewohnheiten, nicht an Kategorieen, an ein wüstes religioses Moment, nicht an ein christliches erinnert dergleichen. Wenn sich Strauß im zweiten Hefte seiner Streitschriften die Mühe nimmt, die Menzel'schen Widersprüche und Unrichtigkeiten sorgsam und zerschmetternd nachzuweisen, so erscheint dies allerdings im Mißverhältnisse mit der literarischen Würdigkeit Menzels. Wer so viel Blöße der Kenntniß und Unzusammenhang der Ansichten mit der Lieblosigkeit und dem vernichtenden Schwerte des Abartheils herrschend machen will, wie Menzel, der gehört allerdings nicht unter die höheren Potenzen der Wissenschaftlichkeit, mit denen Strauß streitet. Aber dies Gemisch von Maßstäben in Menzel, von politischen, religiosen und literarischen, hatte eben für Menzel lange Zeit eine geheimnißvolle Macht bereitet, die im faktischen Literarverkehr viel größer war, als man je bei Einsicht in die Menzel'schen Bestandtheile glauben sollte. Die banalen Phrasen: „Wir werden vom Leben ausgehen", — „im frischen Gefühle des Lebens werden wir uns über die todte Welt der Literatur stellen", sie hatten auf eine politische Zeit befangend gewirkt. Man mochte sich nicht gestehen, daß es weiter nichts heiße als: wir wollen nicht mehr nach strengen Gesetzen der Kunst und Wissenschaft, sondern nach unserer Leidenschaft und beliebigen Vorliebe fragen. Man hatte sich hingegeben, bis denn dies sogenannte Leben, das heißt Einzelnparteien des Zeitgeistes, von Alldeutschthum, romantischer Liebhaberei und mystischer

Mythologie auf ganz andere Dinge gerieth, auf die Spekulationen und Extreme des jungen Deutschlands. Hier war eine andere Jugend des Lebens; Menzel im wildesten Wetter dagegen auffahrend, konnte sich nicht mehr auf den unbestimmten Ausdruck des lebendigen Lebens im Gegensatze zur todten Literatur berufen, die Literatur war nur zu lebendig geworden. Hier fragte es sich nun, da es einen Kampf galt, um wirkliche Kategorieen, um innerlich geschlossene Prinzipien, und hier konnte es auch für Strauß im Verhältnisse zur ganzen Sachlage, nicht bloß im Verhältnisse zu Menzel, eine würdige Aufgabe werden, die Haltlosigkeit der Menzel'schen Kritik nachzuweisen, und damit, wie von einer neutralen Seite, die erschütterte Stellung Menzels zu vernichten. Denn vom jungen Deutschland, von den unmittelbaren Gegnern, mochte man eine solche Entscheidung nicht annehmen, da man ihren als im Kampf Begriffenen nicht die erforderliche Unparteilichkeit zumuthete oder zumuthete.

Von Seiten dieser Partei war der Bruch mit Menzel schon 1833 in der Zeitung für die elegante Welt eingeleitet worden, aber mit großer Schonung und unter nur zu bereitwilliger Anerkennung Menzel'schen Verdienstes, was er sich um den Liberalismus und im Niederwerfen der Mittelmäßigkeit erworben habe. Nicht seine literarische Produktion, nicht die Streckverse, nicht die Mährchen „Rübezahl" und „Narciß", welche er 1829 und 1830 herausgegeben, und welche sich durch nichts Besonderes in diesem Genre auszeichneten, traten in den Vordergrund eines bedingten Lobes. Die politische Gemeinsamkeit mit den Ansprüchen der Jugend, der lebendige Styl war bereits allein übrig geblieben von Verwandtschaft, welche die Jugend mit ihm zeigte. Schon kündigte sich deutlich an, daß Menzel herbe Spuren an den Tag lege, er sei stationär und unkundig der neuen Ideen in der Literatur geworden, und er dürfe in dieser Beziehung nicht aus dem Auge und nöthigenfalls nicht aus dem Kampfe gelassen werden. Damals hielt Gutzkow noch zu ihm, und hielt es für sehr Unrecht, eine Macht wie die Menzel'sche um einiger Differenzen halber mit der Jugend zu verneinigen.

Diese Differenzen betrafen hauptsächlich die Rechte der Sinnenwelt, die Rechte der sinnlichen Schönheit, die Rechte des Natürlichen, dem Conventionellen gegenüber, die Rechte des Weibes,

die Rechte eines religiosen Unglaubens, einem Glauben gegenüber, der nur künstlich und oft unwahr erhalten werde. Ganz bezeichnend ist es, daß sich all dies in Form von Rechten trotzig vordrängt, was als poetisches Thema sich erst eine Form suchen sollte. Darum ward der Roman sogar vom Autor und von der Regierungsbehörde in den Kampf auf Leben und Tod gezogen, die romantische Erfindung ward nach Staatsprincipien beurtheilt, des Dichters Phantasie ward nach dem Gerichtsfoder gerichtet, wie verlegen und inkompetent sich auch dieser dazu anlassen mochte. Man suchte allen Ursprung, auch den poetischer Spekulation, in der Politik, und man hatte nicht ganz Unrecht darin. Man zeigte auf den Simonismus in Frankreich, auf alle die Emancipations-Projekte, welche alles Bestehende in Unruhe setzten, man vermuthete auch einen äußerlichen Zusammenhang, wo sich eine so bedenkliche literarische Gleichartigkeit der Symptome darthat.

Wahres und Falsches ging hier in seltenem Durcheinander, und zog als Gestaltenschwarm in die öffentliche Meinung, da es in der That noch aller Gestalt entbehrte. Der Anstoß, welcher all diese jungen Kräfte in Bewegung gesetzt hatte, war allerdings ein politischer gewesen, aber auch nur der Anstoß. Die Themata selbst lagen von Goethe, von Heinse, von Woltmann, von den Schlegel und Schleiermacher, von Heine her dem tieferen Blicke vor Augen. Als literarische Erscheinung war die junge Literatur nicht so unorganisch, wie man sie oft darstellen möchte. Der untergeordnete Punkt der Politik, der allerdings in tieferer [illegible] freierer Art sich in der literarischen Frage gestalten muß, war nur eine neue Zuthat, wodurch all die Dinge eine entschlossenere Physiognomie erhielten. Der Simonismus selbst ward eben so wenig ein eigentliches Vorbild; im Weben der Phantasie zu nüchtern, in der praktischen Ausführbarkeit zu phantastisch, ward er nicht mehr als ein Reiz für derartige Spekulation. Als solcher allerdings von großer Bedeutung, denn es ist eine vorlaute Unbescheidenheit, ihm große Kühnheit und ein seltenes Vermögen in der Formation abzusprechen. Und die religiose Frage selbst, das Verhältniß zur christlichen Tradition, waren sie etwa unorganisch? Um dies zu behaupten, muß man allen historischen Gang Europa's, muß das achtzehnte Jahrhun-

dert, muß Goethe, muß die verunglückte Reaktion der Romantik völlig vergessen haben. Diejenigen waren der Wahrheit näher, welche mit Genügsamkeit der Bemerkung versicherten, diese Partie der jungen Literatur sei gar nichts Neues.

Solche Interessen, durchweht von einer verwegen reformatorischen Atmosphäre, die nach der Julirevolution alle Themata der ersten Revolution tiefer, und wie es genannt wurde, socialer wieder aufnehmen wollte, solche Bestandtheile wurden in der Hand unternehmend literarischer Jugend zu jenen auffallenden Büchern geformt, die, selbst noch formlos, neue Form aussprachen, die eine nicht vorhandene gesellschaftliche Form wie schöpferisch voraussetzten, während ihnen der Ausdruck dafür, die literarische Form erst fragmentarisch zu Gebote stand. Was Wunder, wenn solches außerordentliche Beginnen von Verwirrniß und Beleidigung nicht frei bleiben mochte! Was Wunder, wenn dies Mißverständniß Unruhe, ungewöhnliche Maßnahmen zu Wege brachte! Und gar, wenn der berufene Berichterstatter Menzel ward, dessen verworrene Maßstäbe bei einem so schwer zu sondernden Thema nur mit der Ueberreibung sich verdeutlichen konnten!

Der Anfang, jene Themata in romanhafte Verbindung zu bringen, geschah 1833 im „jungen Europa“ von Laube. Gutzkow zeigte sich damals noch all solchem Thema entschieden abgeneigt, worin gestaltenhaft, nicht blos räsonnirend, freie Ehe, Recht und Schönheit der Sinnlichkeit dargestellt wurden. Das Moment der Kunst, was seinen Weg durch die Sinnenwelt nehmen muß, um Kunst zu werden, war ihm damals und ist ihm noch jetzt dergestalt unzugänglich, daß er zwischen ihm und der ordinären Sinnlichkeit keinen Unterschied zu machen weiß. Daß just er in seiner 1835 erscheinenden Wally mit der Nacktheit so beleidigen konnte, dies geschah eben, weil er nur auf dem Wege des Raisonnements zu solcher Aeußerung gekommen und alles künstlerischen Zuganges und demgemäß des Taktes, der innerlichen Lebendigkeit dafür unfähig war. Er hat auch später, wohl zumeist dieser Bestandtheile halber, die Wally als ein unreifes Produkt verläugnet, und ist dem Menzel'schen Vorwurfe nach dieser Seite hin am Kleinlautesten entgegen getreten. Wirklich ist er in Allem, was Ehe und Sinnenrecht betrifft, ganz unschuldig an den Forderungen, die man dem jungen Deutschland zur Last legt. Sein

eigentliches Thema ist Religion und Pädagogik, und mit der ersteren war es seine eigene Natur, womit er Anstoß erregte, und ein wirklicher Gegensatz von Menzel wurde. In vielem Uebrigen ist er stets mit Menzel verwandt geblieben, stets mit den Vorzügen eines bei weitem schärferen Geistes, einer genaueren Kenntniß und einer beweglicheren Kombinationskraft.

Ludolf Wienbarg trat mit räsonnirenden Analogieen zu demjenigen Theile junger Literatur, der sich hergebrachten Grundsätzen entschieden feindselig zeigte. Was sich in Journalartikeln einzeln geboten hatte von neuen Prinzipien, das stellte er zusammen, und verband es durch eigenthümlichen eigenen Charakterzug. Dies wurden „ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet", in denen es sich zunächst oder im Grunde mehr um Gesetze neuer Gesinnung handelte, als um Gesetze für Formen. Gleich als sollte die eigentliche Bedeutung des Wortes Aesthetik, als einer Lehre des Empfindens zu Ehren kommen. Hierbei war, entsprechend den Benennungen „jeune France", — „giovine Italia" ꝛc. eine Benennung ausgesprochen, an welche sich später die Denunciation und die polizeiliche Verurtheilung knüpfte, da die ähnlichen Namen im Auslande staatsgefährliche Verbindungen bezeichneten. Diese zufällige Wahl nährte neben den strengen Maßregeln die allgemeine Vorstellung, es sei hierbei nicht bloß von einer literarischen, sondern von einer politischen Verschwörung die Rede. Nicht jene, nicht diese war es. Die Folge erwies bald, daß nur allgemeine Ideen, und zwar sehr verschiedenartig aufgefaßte Ideen das gemeinschaftliche, äußerst lose Band waren.

Heine erhob sich in den Jahren 33 bis 35 ebenfalls zu einer sehr nachdrucksvollen Thätigkeit, einen Theil unserer Literar- und unserer Philosophen-Geschichte zunächst für Frankreich schreibend. Die Bücher waren aber auch für uns, und die ungewöhnlich schlagende Art, womit solch Thema, gewöhnlich abstrus vorgetragen, hier behandelt und schneidend in Witz und Geist auf die bedenklichsten Interessen der Gegenwart angewendet war, sie erweckte das Gedächtniß an all die Konsequenzen des Heine'schen Liedes, und zogen ihn, der sich so gern aller Gemeinschaftlichkeit entzieht, in das gemeinsame Schicksal einer literarischen Partie, die erst durch ihre Gegner auf eine kurze Strecke zu einer kompakten Partei gestempelt ward.

Theodor Mundt endlich, von Hause aus gegen die extremen Ansichten und den leichten Styl solcher jungen Literatur steuernd, trat 1835 ebenfalls mit der „Madonna“ zu einem Hauptthema derselben, welches die Verhältnisse des Weibes und zum Weibe mit spekulirender Freiheit behandelte. Dies Jahr 1835 brachte denn die Krisis. Gutzkow, einige Zeit das Literaturblatt des Phönix redigirend, hatte an seinem früheren Schriftgenossen Menzel mit unabläßiger Beflissenheit gemäkelt, bedingt, getadelt, ohne doch einen direkten Bruch zu verfolgen, gab die Wally heraus, und kündigte, unter mancher Herausforderung gegen ältere Literatur, ein Journal an, „die deutsche Revüe“, welches er mit Wienbarg redigiren, und worin er, unterstützt von allen jungen und sonst jung gebliebenen Kräften, die neuen Interessen der Zeit pflegen und zeitigen wollte. Darauf erfolgte, ihm unerwartet, von Menzel jener in der Natur unerhörte Angriff. Alle Macht des Vaterlandes wurde zu schleuniger Hilfe und Unterdrückung gerufen gegen eine Rotte Schriftsteller, das junge Deutschland geheißen, denen nichts Geringeres im Sinn liege, als Zucht und Sitte, Thron und Altar umzustürzen. Menzel krönte hiermit den Wirrwarr seiner Maßstäbe, und übertrug das Bedenkliche und Harmlose, Person und Buch einer literarischen Partie an die Maßregeln polizeilicher Macht. Noch gegen den Schluß des Jahres 1835 wurde Alles verboten, was die Schriftsteller Heine, Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg geschrieben hätten, und was sie noch schreiben würden. Sie wurden als „junges Deutschland“ in die Acht und Aberacht erklärt, ein Vorfall in der Literatur, der von den Nibelungen herab völlig neu war. Menzel donnerte und blitzte, auch nachdem dies eingetreten und den jungen Autoren die Vertheidigung unmöglich war, noch ein halbes Jahr fast ununterbrochen über deren Häuptern, bis das letzte Atom Elektricität erschöpft und mit dem Gewitter auch die schwarze Wolke Menzel selbst vom Horizonte verschwunden war.

Ehe nun mit wenig Strichen das junge Deutschland skizzirt werden kann, — mit wenig Strichen, denn es ist eben als Jugend, als Anfang noch nicht reif für abschließend historisches Urtheil, — muß noch einiger wichtigen Erscheinungen gedacht werden, die durch Art und Wirkung in die Summe des Eindruckes von einer absonderlichen jungen Literatur mit einzählten. Daß Rahel so

überraschende Wahrheiten und Kombinationen gab, daß deren Gatte Varnhagen dem Persönlichen und allem Eigenen so zarte Rechte in Anspruch, und alles Wahrhaftige von junger Literatur in Schutz nahm, daß Bettina mit poetischer Leidenschaft einen kühn-eigenthümlichen Kultus für Goethe an den Tag legte, unbekümmert um alle Bedenklichkeit herkömmlicher Sitte, das Alles trat in tausendfache Wechselwirkung mit einer Literatur, die auf Neues ausging; ja es hatte in Hauptpunkten die engste Gemeinschaftlichkeit. Das Weibliche in seinem Verkanntsein, neue Macht in veränderter socialer Stellung der Geschlechter, die natürliche Folgerung Goethe'scher Art, ein neu zu erfassendes Recht des Individuums, um hierbei organisch allgemeine Reform zu bereiten, freie, ja schöpferische Stellung zum religiosen Standpunkte, waren es nicht die Hauptthemata junger Literatur? Und waren sie nicht, Haupttheilen nach, besonders in den beiden Frauen Rahel und Bettina verkörpert? In Rahel der ganze Umfang einer ungeduldigen, scharfsinnigen, innigen Prosa, wo eine fast prophetische Gabe unter Schmerz und Opfer gesegnete Blicke in eine zukünftige Poesie gewinnt. In Bettina eine kühn ergriffene Einzelnganzheit, eine in sich fertige musikalische Partie neuen poetischen Zustandes, an den größten Dichter der Zeit gelehnt, durch dessen Würde geweiht, durch genialen Ausdruck der Naivetät und vor frivoler Bezüchtigung geschützt. Und diese beiden Frauen

Rahel und Bettina

traten auf 1833 und 1835, da all die spekulativen Neuerungen schöner Literatur eben in Schwung kamen. Rahel von Varnhagen war todt, da ihre Briefe von dem sie überlebenden Gatten in Druck gegeben wurden. Geboren 1771 in Berlin hatte sie in freundschaftlichem Verkehr mit bedeutenden Menschen, in leidenschaftlicher Theilnahme für die Schicksale des Vaterlandes, vorherrschend in Berlin 62 Jahre gelebt, als sie im Frühjahre 1833 dem Tode erlag. Erst in einem Bande als Manuscript für Freunde gab Varnhagen die wichtigsten Briefe der Abgeschiedenen; er vermehrte sie auf drei Bände, und gab sie in dem freien Verkehr der Literatur heraus, da sich aller Orten ungewöhnlicher Antheil dafür kund machte. Wirklich war es ein literarisches

Ereigniß, von einer fein organisirten, in rastloser Gedankenthätigkeit bewegten Frau, nicht nur die vielfältigsten persönlichen Verhältnisse auffallend eigen hingebend, tief besprochen, sondern auch alles wiedergespiegelt zu sehen, was in unserer Geschichte seit dreißig Jahren vorübergegangen ist. Der Name Rahel bezeichnete bald eine unvergleichliche literarische Erscheinung, ein Gemisch von Geist und Liebe, von grübelnder Untersuchung über sonst unbefragte Dinge, und von fragloser Hingebung an Zustände, die man herzlos überschritten hatte.

Rahel ist der ruhelose Eifer, alles Recht des Menschen, das Recht des Unglücks und des Glücks, das Recht des Leibes, das Recht des Herzens und des Geistes geltend zu machen, und zwar, wie dies der größte Genius nur verlangen kann, gleichzeitig, nirgends vereinzelt geltend zu machen. Diese Riesenaufgabe quälte sie, eine zerstückte poetische Existenz um und um zu fertigen, und sie war ein Weib, das die Nebensache nicht durchgehends als Nebensache behandeln mag, und hatte wenig, oder wie sie selbst sagt, gar kein Talent, das ist, keine bildnerische Kraft. So konnten nur Unterredungen, Rathschläge, Briefe entstehen, strotzend von werthvollen Theilen, aber zunächst formlos. Sie fühlte das Bedürfniß unserer Prosa in allen Nüancen, denn sie hatte das reichste Herz eines Dichters, sie hatte alle Wehen des Dichters und keinen Abschluß derselben durch eine Geburt. Sie fühlte unendlich viel Leid, mehr als andere Menschen, denn sie empfand das versteckteste Leid einer halbfertigen Welt. Nicht blos, weil sie von Hause aus Jüdin, wenn auch dies Unglück überschwenglich von so feiner Auffassung wie der Rahel'schen empfunden wurde, nicht blos, weil sie kränklich an Körper war, hatte sie so viel zu klagen, sondern weil diese Kränklichkeit den Kontrast so schmerzhaft vergrößerte, den Kontrast neben der poetischen Riesenaufgabe, welchen ihr scharfer Geist so wohl begriff. Dieser souveräne Geist gestattete dem Herzen niemals Ruhe. Was er nicht auf ein Gesetz zurückführen konnte, dafür verlangte er noch alle Foltern des Mitleidens. Was hat diese Frau gelitten an seinem Schmerze unzulänglichen Menschenverkehrs und Menschengeschicks! Sie war ein Märtyrer des Mitleids. Eigenes Leid in Jugendliebe und Familienwesen mag ihr die Organe dafür geschärft haben, aber Rahel hätte in der glücklichsten

Existenz sich allem kleinen und großen Unglück unserer Welt gestissentlich hingegeben, es war die Aufgabe ihres Wesens, es war ihre religiöse Bestimmung, vor all die Wunden ihren unermüdlichen Geist zu führen. Dies war ihr Geist, daß er dem Herzen all solche schmerzhafte Einsicht zur bewußten Empfindung brächte, und doch im Gefühle göttlicher Kraft die Gegensätze nach der Sonnenseite hinzuwenden, und witzig zu werden verstände. Es wußte dieser Geist im Gegensatze zu aller krankhaften Sentimentalität, daß über ihn und diese Zeit hinaus eine konstitutive Kraft alle jetzt noch schmerzhafte, weil unverbundene Forderung in eine neue große Ordnung führen werde, und wo solche Augenblicke ihres Lebens wie Sonnenblicke eines verschleierten Frühlingstages eintraten, da gab sie Herz und hohe Geistesabsicht dem Spiele des Witzes hin. Dies und die weibliche Unfähigkeit des durchgreifenden Schaffens unterschied sie allein von dem Wesen eines Religionsstifters, dessen Weh sie so vielfach in sich trug.

Rahel sorgte religios für Andere, Bettina für sich. Bettina ganz in der poetischen Sicherheit, in der künstlerischen Macht, was sie für das Eine vollständig erringe, das sei für Alles erreicht. Sie will nicht lehren, sie will nicht helfen, sie will nicht einrichten; sie will schaffen. Nicht Mitgefühl, dem stets ein Gedankenprozeß verborgen, treibt sie, sondern Gefühl, das sie am tiefsten unmittelbar ausströmte, wofür ihr das Suchen des Wortes schon lästig, die Erklärung und Entwickelung in den Gedanken sogar schmerzlich ist. Sie ist also auch von einer Religion wie die christliche, dessen Grundwesen ewige Gedanken des Mitgefühls, viel weiter entfernt als Rahel, die sich ganz und gar und genial in der christlichen Anregung bewegt. Genial, denn sie weiß Alles aufzunehmen, auch was die Kirche als bedenklich zurückweist. Rahel ist durchaus reicher als Bettina, denn sie versteht und würdigt auch deren ganze künstlerische Welt, und sie würde entzückt gewesen sein, hätte sie Bettina's Briefe erlebt, so wie sie oft entzückt gewesen ist von den mündlichen Ergüssen Bettina's. Bettina dagegen ist mächtiger, weil sie unbekümmert um die nächste praktische Möglichkeit ihre mehr heidnische, in Kunst vergeistigte Sinnenwelt rücksichtslos zusammendrängt.

Es stellt sich nach alle dem dar, wie stark und wie verschieden der Eindruck beider Frauen auf eine Zeit sein mußte, die

ihren Sinn für mächtigere Stellung der Frauen durch zwei solche Erscheinungen dargestalt unterstützt sah. Aber war man nicht in gewöhnlicher Eintheilungssucht geschäftig, Rahel und Bettina in Geist und Herz zu theilen? Wie thöricht, wie falsch! Was wäre Jede, wenn nicht Jede Beides in ungewöhnlicher Kraft besäße. Der Unterschied ist nur, daß Rahel eine Religion braucht, Bettina bloß einen Kultus, daß Bettina mit der Schönheit begnügt ist und mit der ächten Erscheinung, die zunächst schön aufzufassen ist, Rahel aber nur mit der Ganzheit. Alle Beziehungen einer Welt sind für Rahel Gläubiger, die sie zu befriedigen hat. Welche Kräfte sind dafür nöthig, schon welche Kräfte bloßer Bemerkung, welche Pein ist unvermeidlich! Bettina, eine künstlerische Natur, will keinen Horizont erschöpfen, nur Ausschnitte. So kann ihre Leidenschaft freier einherziehen, der Styl kann flüssiger strömen, der Drang, wie außerordentlich er sei, kann sich eine rundere Form finden. Und wie ist ihm dies erleichtert dadurch, daß die Liebe zu Goethe Anfang und Endpunkt wird. An Goethe sind diese Frauen recht zu erkennen. Wie liebt ihn Rahel, ja wie betet sie ihn an! Die Genialität der Bemerkung, ihren eigensten Vorzug, findet sie an ihm überall, auch im Unscheinbarsten heraus, wie kaum ein anderer Leser. Die vielgesuchte Bedeutung Wilhelm Meisters, unter Anderem, faßte sie viele Jahre früher ganz so zusammen, wie sie von Goethe selbst später bündig ausgedrückt wurde. Die Genialität der Gestaltung, welches Entzücken zollte sie ihr; — aber nie und nimmer vergißt sie, daß diese künstlerische Produktion nur ein unschätzbarer Beitrag für eine neue poetische Welt, noch nicht diese Welt selbst in aller Fülle und Möglichkeit sei, daß Goethe nicht Gott sei, dem man sich völlig hingeben, und über dem man alle poetische Weltsorge vergessen dürfe, weil in ihm Alles seine Endschaft, seine Erledigung finde. Nenne man's Beschränktheit, künstlerische Resignation, künstlerische Kraft, sie besaß es nicht, oder sie besaß es nicht allein. Darum sind ihre Briefe, diese hastig, suchend, ungraziös stylisirten Briefe, in denen mehr als Seelengrazie, nämlich Seelengröße fluthet, darum sind sie nicht für Frauen. Und Bettina, die sich so zusammendrängte, obwohl sie ganz und gar in's Unconcentrirte flatterte, das heißt, sich einer Ganzheit in den Theilen durchaus nicht bewußt war, Bettina, die ganz unbekümmert

blieb, wie sie zu einer großen Sammlung der Welt sich verhielte, sie bezauberte die Frauen. Was rein künstlerisch reizt an Goethe, was mit der Sinnenwelt in Berührung bleibt durch Ton und Bild, das ist ihr Anhalt zum Aufschwunge. Demgemäß bemerkt man es kaum, daß der immer fliegende Styl inkorrekt sich ohne Schluß in einen Satz abschließt, ohne Anfang und Uebergang einen neuen Satz anhebt. Der stets leidenschaftlich bewegte Rhythmus hebt über Alles hinweg. Ja die sonst für Frauen bedenklichsten Zeichen, man bemerkt sie kaum; sie darf die Sinnenwelt preisen, wie Niemand, sie darf bei Kunstproduktionen sagen: „Die scheinheiligen, moralischen Tendenzen sehe ich so alle zum Teufel gehen mit ihrem erlogenen Plunder, denn nur die Sinne erzeugen in der Kunst, wie in der Natur, und Du weißt das am besten."

Um einen andern Zugang zu gewinnen, darf man auch sagen: Rahel ist die Genialität des Unglücks, Bettina die Genialität des Glücks; Rahel war vom Hause aus Jüdin. Was ist damit gesagt! Alle Bewegung der Judenemancipation, womit die letzte Zeit sich so oft beschäftigt, fand in ihr die feinsten Hilfsmittel. Sie war ferner in der Liebe unglücklich, — fast alle Briefe, denen das persönlichste Verhältniß, ein Bettinen-Verhältniß inwohnte, sind nicht gedruckt. Sie spekulirte rastlos über Liebe und Ehe, und das Thema der Frauenemancipation, was ebenfalls in der jungen Literatur eine so große Rolle spielte, ward von ihr bis in die feinsten Fasern durchdacht. In voller Leidenschaft, nicht bloß des Herzens, auch des Geistes, ist sie allem Unglück gegenüber, wo sie trösten und retten soll. Die glücklichsten Erscheinungen, wie sehr sie selbige segnet, betrachtet sie von der Seite, wo sich ihnen der Abgrund öffnen, wo Hilfe, und wo zur Vorkehr allgemeineres Gesetz nöthig sein kann.

Wie schwieg bei diesen Frauen doch einmal der voreilige Unterschied: welche ist besser? Alle Welt hätte Rahel bezeichnen müssen; denn Bettina hat nur einmal Theilnahme für die Tyroler, sonst nur Poesie des Genusses, nur die hochgehende Frage: was bietet der geliebte Goethe? Sie gibt sich nicht einmal die Mühe, das ungewöhnliche Verhältniß zu diesem in ein Licht zu stellen, worin eine allgemeine Möglichkeit solch eines Verhältnisses für einen Augenblick entgegengetreten wäre. Dergleichen, was Rahel nicht hätte ruhen lassen, bis es zu einem

allgemeinen Gesetze beschränkt oder erweitert gewesen wäre, das war ihr ganz gleichgültig. Was kümmerte sie allgemeine Gültigkeit! Sich in Harmonie fühlend, wenn ihr Gefühl zu Goethe ungestört war, hatte sie nur ihr persönlich Ziel im Auge, jenen wunderbaren Sinnenschauer für den Geist, ein Sinnenschauer, der eben so weit abliegt von alltäglicher Sinnlichkeit wie von bloßer Gedankenwelt. Und die künstlerische Gewalt, mit der sie dies ausdrückte, hielt — eine so seltene Erscheinung — das voreilige Urtheil zurück, man gab sich hin, und überließ allen socialen Schreck den Engländern, welche den gebenden und nicht vermittelnden Genius oft so nahe haben, und immer von sich weisen. Und in unsere Literatur wehte diese Bettina-Kühnheit gar sehr mit Frische. Kühne Kombination mit socialen und geschlechtlichen Fragen war schon in verwegenem Aufflammen, es kamen diese Frauen hinzu, erst Rahel, den Geist aufregend zu neuen Planen, dann Bettina, das Herz fortreißend, musikalisch bezaubernd — wer mag bezweifeln, daß dies einem beschränkten Urtheile wie Menzels die Gefahr immer drohender machen konnte. Bettina, Clemens Brentano's Schwester und die Wittwe Achim von Arnims, sandte ebenfalls in jenem Sommer 1835, der mit so außerordentlichen Maßregeln gegen die junge Literatur zu Ende ging, ihren „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" in die Welt.

Varnhagen von Ense.

Er ist die Vermittelung selbst, und darum für unsere Literatur und Zeit unschätzbar, die Vermittelung zwischen Altern und Zeiten, zwischen Ständen und Richtungen. Voll Kenntniß, voll Geschmack, voll tiefen Dranges nach Wahrheit und nach wahrhaftiger, voll. Form für die Wahrheit, voll Empfänglichkeit für alle spekulative Regung, und doch gefestigt in der Ueberzeugung von dem, was historisch würdig entstanden ist, und was bedeutungsvoll besteht, ist er einer seltenen Aufgabe gewachsen. Diese Aufgabe ist nicht die schöpferisch literarische, und doch mehr als dasjenige, was man unter Beurtheilung versteht, was man kritische, referirende, zusammenfassende Thätigkeit nennt. Sie ist schöpferisch in Bemerkung und Gruppirung des Geschaffenen.

Sie erfindet nicht den Stoff, aber das Verhältniß, sie ist, möchte man sagen, das Talent menschlicher Geschichtsverwaltung, das Talent unmittelbarer Geschichte. Varnhagen verhält sich wie der gewissenhafte und überlegene Präsident einer europäischen Kulturversammlung. Zu deuten, zu fördern, in Deutung und Förderniß weiter zu bilden, Entlegenes mit stets lebhafter Kombination aneinander zu bringen, das ist die Aufgabe, welche er löst. So sehen wir die Lebensbeschreibung am Hervorstechendsten von ihm gepflegt als diejenige Form, welche die größte Elastizität des Urtheils in Anspruch nimmt, welche in den verschiedenartigsten Helden alles Recht der Erscheinung, alles Recht des Verhältnisses in Rede zieht. So sehen wir ihn das Wesentliche der Memoiren, denen unsere Schüchternheit so gerne hinderlich ist, einer würdig literarischen Form zuführen. So sehen wir ihn an der Seite einer Gattin wie Rahel sammeln und schätzen, sehen ihn in Denkwürdigkeiten reichhaltiger Erlebnisse jedem Bereich der Historie fein gesehene Beiträge des Uebergangs und der Vermittelung bieten, sehen ihn, einen der eifrigsten Bekenner Goethe'scher Größe, für Anerkenntniß derselben ungeirrt auch zu einer Zeit wirken, welche von Goethe abliegende Interessen verfolgt, und in Gemeinschaft mit Varnhagen selbst verfolgt. Wir sehen ihn eben so voll Eifer für das erst aufgehende Gestirn Hegels, inmitten der Hegel'schen Erfolge, und weder hier noch dort sehen wir ihn die eigene Freiheit und Art, die selbstständige weitere Umschau aufgeben. Wir sehen ihn deßhalb neuerdings eben auch theilnahmsvoll an den Interessen einer jungen Literatur, spornend und mäßigend, ohne Furcht vor der Kühnheit einer Spekulation, ohne Hast für voreiliges Dogmatisiren mit derselben. Kurz, er ist ein Haupt jener gediegenen Bildung, die nichts gering schätzt, wo edler Menschengeist betheiligt ist, wie bedenklich es auftreten, wie geringschätzig, parteienhaft gegen Würdiges es sich geberden mag, wie sehr es auch noch von Schlacken umgeben, oder wie sehr es durch bloß äußerliche Politur verringert sey, ein Haupt jener Bildung, die in Sachen der Literatur an die alten Grafen unseres germanischen Vaterlandes erinnert, denen oblag und willkommen war, billig und tüchtig und nach eigenem Maße über Recht und Sitte des Volkslebens zu wachen und zu richten. Wer mag solch Verdienst im unermeßlichen Felde der Bildungsform

einzeln aufzählen? Sich solche Grafenstellung geschaffen zu haben, ist es nicht schon das größte Verdienst?

Varnhagen ist 1785 in Düsseldorf geboren. Zunächst Medizin studirend lebt er in Halle während jener wichtigen Zeit, deren schon öfters gedacht ist, da bei Reichardt in Giebichenstein sich so interessante Leute begegneten wie Schleiermacher, Steffens, Arnim, da die Sprengung der Universität durch Napoleon bevorstand und eintrat. Varnhagen hielt sich schon damals als Student zu dem Ernste älterer Männer, und mit vertrauten Kameraden wie Chamisso und Wilhelm Neumann besteht die für Studenten seltene Unterhaltung schon darin, daß sie gemeinschaftlich einen Roman schreiben „Karl's Versuche und Hindernisse". Jeder muß da fortfahren, wo der Andere den Faden hingeleitet, und man muß gestehen, daß dieser bloße Anfang einer kecken Komposition eine literarische Bildung, eine Schätzung Goethe's, eine Kenntniß Jean Paul'scher Größe und Schwäche verräth, wie sie selten sind, und weshalb man Außerordentliches erwarten durfte von der Zukunft dieser jungen Männer. Sie haben indeß weder jenen Anfang fortgesetzt, noch in selbstständiger Schriftstellerei dem Roman sich weiter zugeneigt. Wilhelm Neumann hat sich in der Folge wenig oder gar nicht über den kritischen Aufsatz hinaus gewagt, und darin allerdings Probe und Förderniß guter Bildung, aber nichts Hervorstechendes geleistet. Varnhagen hat nach Neumanns Tode dessen beste Kritiken in zwei Bänden herausgegeben. Er selbst, Varnhagen, hat nach jenem Halle'schen Anfange dem Romane auch nicht mehr mit besonderem Eifer oder Glücke nachgetrachtet, und es ist unter kleinen Arbeiten der Art nur „die Sterner und die Pfitticher" auszuzeichnen. Die dichterische Hingebung an die bloße Erscheinung, jener romantische Sinn, welcher die Begebenheiten liebt, nicht bloß um ihrer Bedeutung halber, gehörte von früh auf nicht zu Varnhagen's Eigenschaften. Walter Scott fesselt ihn nicht, und der stets lebhafteste Antheil, welchen er am Goethe'schen Romane genommen, galt zunächst nicht dem romantischen Hauche, sondern der überall durchwaltenden bedeutungsvollen Atmosphäre desselben.

In Berlin Rahel kennen lernend, Fichte hörend und verehrend, und in täglicher Verbindung mit all der gedanklichen und patriotischen Regsamkeit, welche das damals unglückliche Preußen

fühlte, gab es wenig Veranlassung, romantischem Thema nachzuhängen, wohl aber reichlichen Anlaß, alle Geistesbeweglichkeit in Form und Verhältniß zu bringen mit staatlicher Existenz. Varnhagen gab sich dieser Hauptforderung der Zeit hin: er wird Soldat, tritt später in den diplomatischen Dienst, und gewinnt sich im Allgemeinen jene mit der Rahel'schen verwandte Richtung, welche unermüdlich bemerkt und vergleicht, und stets einen möglichen Gesammtkreis des praktischen Lebens für alle solche Bemerkung und Vergleichung im Auge behält. Das Interesse und die Erfindung für Anwendbarkeit wird Grundcharakter, eben so entfernt von der plumpen Praxis, die nur nach der nächsten Möglichkeit fragt, wie von dem dichterischen Abandon, der um alle Wege des Möglichmachens unbekümmert ist.

In den vier Bänden „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", welche Varnhagen 1837 und 38 herausgegeben, hat er mit größerer Wärme, als sonst seinem höchst korrekten und feinen Style eigen ist, Hauptphasen jener Zeit erzählt, die ihn in den Krieg gegen Napoleon, in Verkehr mit wichtigen Staatsmännern wie Stein, und in engere und engere Gemeinschaft mit Rahel geführt hat. Dieser lebhaft wechselnden und lebhaft dargestellten Themata halber sind jene Denkwürdigkeiten jetzt das Hauptbuch geworden, woran man den humanen Sinn, die geschmackvolle Fassung dieses vorzugsweise edel genannten Autors nachweist, während man früher zu diesem Zwecke dessen Biographieen von Blücher, von Zinzendorf, von Seidlitz, von Winterfeld, von der preußischen Königin Sophie Charlotte, und seinen fein gefaßten Kritiken nachging, um Muster solcher Gattung aufzustellen. Hat wohl auch nach irgend einer Seite hin der Goethe'sche Geschmack Vortrefflicheres geleistet? Was sich im Goethe'schen Winkelmann unerwartet aufdäuft in ergiebigem, scharf abtheilendem Pragmatismus, das hat in den Varnhagen'schen Biographieen oft einen anmuthigen Fluß, eine züchtig künstlerische Ausbreitung gewonnen. Die Form der Lebensbeschreibung ist durch ihn zu einer selbstständig künstlerischen Art gesteigert worden. Wie viel ist dieß für eine mehr und mehr reisende Prosazeit, die aus dem schön und eigen gefaßten Umkreise von Individuen immer neue Beiträge zu Form und Inhalt einer Poesie entnimmt. In dieser Einsicht hat man die Charakteristik

zu einer Lieblingsform der jungen Literatur erwählt, damit bekundend, wie hoch man bloße Merkmale achtet, die künstlerisch gefaßt sind. Daß eine Charakteristik, welche Varnhagen in einer „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgange und Briefwechsel" von dem berühmten Publizisten Friedrich Gentz gab, so allgemein günstiges Aufsehen machen konnte, lag nicht bloß an dem interessanten Stoffe, welcher in vielem Detail unbekannt geworden war, lag nicht bloß an der gewandten Behandlung menschlicher Schwäche, die, ihres begleitenden Geistes und des Gesammtwesens halber, dem strengen Urtheil unerwartet zu Ehren kam, lag nicht bloß an der fortziehenden Macht der Darstellung, wie sie bei Varnhagen selten ist, sondern es lag in der Gesammtmacht einer neuen Darstellungsform. Aller wichtigste Gehalt und aller begleitende Schmuck dessen, was man vorzugsweise Charakteristik zu nennen begann, erschien in diesem Artikel zum Glücklichsten vereinigt. Die Charakteristik tritt auf, wenn die dogmatischen Maßstäbe in Wahrheit fehlen, wenn das historische Urtheil im Gebrauch objektiver Berufungen vorsichtig, wenn es vorzugsweise eine freie Schöpfung des Historikers sein muß. Das hat, Angesichts Goethe's, Niemand in neuer Literatur mit so gediegenen Hülfsmitteln histo. scher Wissenschaft, mit so zarten Rücksichten schonungsvoller Menschlichkeit, mit so erfindungsreicher Handhabung von Motiven, mit so poetischem Rahelsinn gethan, als Varnhagen, und es hat sich diese Fähigkeit nirgends so bewährt als in dem scheinbar leicht hingeworfenen Artikel Gentz, der über tiefe Abgründe unpoetischer Zeit Brücke auf Brücke zu schlagen hatte, und sich doch in seiner Form eine unbestreitbare poetische Existenz eroberte, der in einem nicht empfehlenswerthen Charakter größten Reichthum nachzuweisen wußte.

Varnhagen, in Berlin lebend, ist wie ein Schutzpatron aller jungen Literatur anzusehen, so weit diese in edeln Motiven und Zwecken nach Formen trachtet, und darin gehaltvoller Erfahrung und geschmackvoller Winke bedürftig und zugänglich ist. Mit Aufopferung der wenig freien Stunden, welche ihm körperliches Kranksein gestattet, hat er solche Stellung gewissenhaft wie ein Amt auch da verwaltet, wo die Gemeinschaft mit der literarischen Jugend nur nachtheiliges Vorurtheil erweckte.

Das junge Deutschland.

Heine.

Den durchdringendsten Eindruck seit wenigstens zwanzig Jahren hat in unserer Literatur Heine gemacht; einen viel durchdringenderen Eindruck, als Dichter, denen ein größerer Reichthum, eine innigere Rundung zugestanden sein muß, wie Rückert und Uhland. Bis zu dem Momente, wo er durchdrang, war, merkwürdig genug, in unseren Literaturhoffnungen nur von Schiller und Goethe die Rede. Man hatte keine Vorstellung, daß sich etwas Bedeutendes anders als in Analogie mit Schillers und Goethe's Vorzügen auszeichnen könne. Diese beiden Männer schienen alle Individualität erschöpft zu haben. Auf den ersten Anblick war es denn auch wie eine Grille, als sich Tragödien-Anfänge, Liederschnitzel von Heine im Druck zeigten, die, jener allgemeinen Voraussetzung gegenüber, wie ein forcirter Eigensinn erscheinen mußten. Wie hätte der Dilettant, wenn von einem poetischen Trauerspiele die Rede ging, an etwas Anderes, als an ein fünfaktiges, sententios-rhetorisches, Schiller'sches Stück in Jamben gedacht! Als 1823 von Heine Tragödien — Ratcliff, Almansor — nebst einem lyrischen Intermezzo erschienen, sah man geringschätzig lächelnd darauf. Was soll das? Wo ist hier Schiller und Goethe? Rahel und Varnhagen thaten nicht also, ihnen war der junge Dichter ganz in seinem Anfange von Bedeutung. Auch Wilibald Alexis war muthig genug, auf originale Hoffnungen mit diesem wunderlichen Autor hinzuweisen, was ihm denn Heine auch nie vergessen hat. — Es folgten zunächst die ersten Reisebilder. Ach, so! lächelte man. Hier gab sich das verständlicher in Prosadarstellung, und eingestreute Liedlein wurden als pikante Abwechselung hingenommen. Es ist Muthwille, sagte man, Scherz, Witz, weiter nichts, das mag hingehen, nur muß nicht vom Anspruche auf Tragödien, von Lyrik die Rede sein; dergleichen Verse schüttelt jeder lustige Kopf aus der Tasche.

Man glaubt es jetzt kaum, wie genialisch spielend sich Heine

des alten terminologischen Herzens bemächtigt, spielend, als ob er nur ein komisches Kitzeln beabsichtige, diesem Herzen der poetischen Redensart den Dolch tief bis an das Heft eingebohrt hat. Nach 1827 erst, wo Heine's „Buch der Lieder" erschienen war, wurde man dessen allmählig inne. Diese putzig genannten Verse nahmen sich in solcher Sammlung, und da ironischer und tief ernster Ausgang und Ton sich neben einander zeigte, ganz anders aus, und siehe, der lustige Kopf, der sie nachmachen sollte, konnte das nicht zu Stande bringen. Es war ein Etwas darin von wunderbarer Macht, und wie die Gesundheitsdurstigen von nachgemachten Mineralwassern am Ende immer traurig sagen: es ist doch nichts, es fehlt der Wunderhauch, so erkannte man von Tag zu Tage an dem zahllosen Heere der Nachahmer, daß in Heine eine erste Potenz aufgetreten sei. Die Nachahmer bewiesen es doppelt, einmal, daß sie nachahmten, und dann, daß sie nicht nachahmen konnten.

Unter solchen Umständen gelang es, die Hindernisse des poetischen Ruhms als Hindernisse zu beseitigen, die lähmende ewige Vergleichung mit Schiller und Goethe zu umgehen, die Nation wieder für Eigenthümlichkeit empfänglich zu machen. Dies ist Heine's erstes Verdienst um unsere Literatur; wenn auch nicht eine reine, neue Schönheit, doch die Aechtheit und Wahrheit brachte er zu Ansehen neben der leiernden Unwahrheit, welche äußerliche Uebung für Poesie ausgab. Von da an, wo Heine's Macht entschieden war, war auch die Unmacht all der Mittelmäßigkeit entschieden, die besonders im Schiller'schen und romantischen Gleise allen Raum eingenommen hatte.

Was hat man Alles gesagt, um dies Heine'sche Verdienst eigenthümlicher Macht zu erklären, das heißt, abzuleiten. Denn die Masse wehrt sich stets gegen reine Anerkennung des Genies, und es ist sogar ein tüchtiger Grund, aus welchem sie dies thut. Alle Erfindung ist ein Sprung, ist eine Zudringlichkeit gegen die allgemeine Regel, welche nach und nach, durch Mittelglieder zu Wege bringt. Gegen jede Ausnahme fühlt man sich von vornherein in Opposition. Noch mehr gegen eine Ausnahme, wie die Heine'sche. Hier sah man nicht einmal ein neues Material, was man leichter verzibt, denn man nennt es dann einen bloßen Fund, und schiebt es dem zufälligen Glücke zu. Hier sah man Stoff

und Wendung, die schon lange bunt in unserem Leben herumlagen. Wie? entrüstete man sich, diese bekannten Kleinigkeiten sind's, denen wir uns im Eindrucke beugen sollen? Solche Vorwürfe hätten schon darüber aufklären sollen, daß hier von einer abhängigen Verwandtschaft mit Byron gar nicht die Rede sein könne. Heine selbst hat denn auch nichts entschiedener in Abrede gestellt als dies. Die Atmosphäre einer Prosazeit ist ihnen gemeinschaftlich, das deutliche Bewußtsein davon, und der geniale Trieb, daß sie durch dieses Erfassen aller Vorkommenheit und aller begleitenden Regung eine eigene Welt erzeugen müßten und erzeugen könnten, die dadurch eine Ganzheit, eine Eigenheit, eine Poesie werde. Solche Absicht des Genius wäre in einer klassischen Zeit nur eigensinnig und producirte nur Fratzenhaftes, denn eine objektive Poesie ist aller Genius der Zeit, und nur die krankhafte Sucht entzieht sich solchem gefesteten Umkreise. Solche Absicht ist aber in unserer Zeit ein schöpferisches Verdienst. Wie verschieden geartet ist das in Byron und Heine! Sie haben nur das Genie eigenthümlicher Kraft gemeinschaftlich, wie in klassischer Zeit zwei große Dichter das Genie eigenthümlicher Formung gemeinschaftlich haben, — das ist nur Gemeinschaftlichkeit im Verhältnisse zum Unvermögen, und jene und diese Dichter können dabei Verschiedenes geben. Jene sogar himmelweit Verschiedenes, denn sie haben eben nicht den gemeinschaftlichen Himmel, wie diese. Und so ist es bei Byron und Heine. Byron glaubt nicht an die Tradition, aber er glaubt an eine Byron'sche Rhetorik, die solchen Unglauben darstellt, er glaubt an eine Interimsmacht der Form. Heine hält diese Form für machtlos, weil sie inhaltlos ist. Er würde nie einen Childe Harald mit weitaustönendem Verse schreiben, der sich entweder in bloßer Beschreibung oder eingeflochtener Reflexionsbeiläufigkeit begnügt, in Breite auseinanderfließend, in Weite darstellend, daß ihm der Mittelpunkt fehle. Heine verfährt eben umgekehrt. Ihn drängt's zum Inhalte, wenn auch nur zum Geständnisse, daß dieser fehle, zum Kerne, wenn er auch gesteht, daß dieser schadhaft sei; ihm ist mit keinem stolzen Versewortmantel gedient, um die Blöße zu bedecken, ihm ist ein charakteristisch, sei's ein schreiendes, Wort lieber, denn er fühlt, daß die Sprache ungeahnte Hilfsmittel für eine suchende Zeit in sich birgt, daß diese Hilfsmittel nicht im Klange, sondern

in der Schwere zu suchen sind, daß man, gleichzeitig um neuen Inhalt bemüht, die Form im Kleinen, im Nahen halten müsse, und daß man, einer weit flatternden überlieferten Form hingegeben, allzuleicht seinen selbstständigen Inhalt mit verflattert. Deßhalb ist Heine's Vers, so unscheinbar er auftritt, doch auch in seiner leichten Form so tief empfunden und erwogen, und in dieser nahen Form so überaus mächtig.

Byron ferner hängt nach dem Metaphysischen, das Verhältniß zu Gott ist ihm wichtiger, als das zu den Menschen. Nur die Engländer konnten diesen Trieb um einzelner Ausdrücke und einer todten Orthodoxie halber so völlig mißverstehen. Heine beschäftigt sich im Gegensatze nur mit dem Verhältnisse von Menschen zum Menschen, ganz organisch empfindend, daß darin zunächst die verlorene Gottheit zu suchen sei, und daß der Dichter im Irdischen das Göttliche zusammenzudichten, nicht aber im Wege der Gedankenfolgerung zu verfahren habe.

Was schuf nun den Heine'schen Eindruck? Die Wahrheit des Stoffs, und der talentvolle Ausdruck dieser Wahrheit, diese einfachen Bestandtheile des Genies, welche man gerne gering schätzt. Denn sie scheinen so Vielen erreichbar, weil sie nicht in Ferne und Dunkel greifen, und weil sie mit prophetischer Begeisterung sparsam sind. Sagt man nicht gern: was brauchte Columbus, um die neue Welt zu finden! Jene Wahrheit des Stoffes hatte allerdings noch näher als Amerika vor Aller Augen gelegen; aber Niemand sah sie, und selbst als Heine davon sprach und sang, da hieß es: Du lügst, und es ist nur zu ertragen, weil Du witzig lügst. Sterben doch Viele in dem Glauben hin, all das, was man Negation, Zerrissenheit und ähnlich nennt, sei nur eine persönliche Grille moderner Autoren, die Poesie, eine ewig gleichmäßige Tabulatur, liege vor, fest und gleichmäßig von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Unterschied unter den Dichtern beruhe nur darin, daß sie mit verschiedener Stellung des gleichartig Vorhandenen verschiedene Melodieen fänden. Die Poesie, als weites Gotteswort, kann wohl auch solch eine Bezeichnung brauchen, denn dies Wort, Poesie, ist uns so vieldeutig, daß wir auch das Allgemeinste darunter verstehen. Aber die Weltgeschichte lehrt uns, daß es eben die Poesie, die höchste That jeder großen Epoche gewesen sei, die Tabulatur selbst anders zu machen, das Verhältniß des

Menschen zu den Hauptfragen des Menschen und somit auch zu den geringeren anders zu stellen. Brahma, Zeus, Jehova, Christus zeugen in Kürze dafür, und die Weltpoesieen waren stets ein neues Mannesalter neu entwickelter Geschichtsepochen. Es heißt Goethe wenig erkennen, wenn man nicht seine große That für eine solche neue Epoche erkennt, und man muß sich für ihn dann wirklich den gütigen Standpunkt suchen, ihm sein so oft störendes sogenanntes Heidenthum zu vergeben.

In Goethe'scher Art, aber mit anderem Sinn, mit scharfem Sinn nahm Heine die vorliegende Wahrheit auf, die Wahrheit nämlich klaffender, zerrissener Innerlichkeit, welche eine Zeit der Uebergänge, eine Zeit ohne allgemeine Religion, ohne allgemeinen Staat mit täuschender Rankenblüthe bedecke. Was sich gedankenlos der Goethe'schen Künstlernatur hingegeben, ohne zu ahnen, wie viel Feindliches der Künstler einstweilen nur ausgesöhnt habe, das sollte aufgeweckt und durch poetische Einzelnheiten selbst daran gemahnt werden, es sey uns noch nicht mehr vergönnt als diese und jene Oase poetischer Friedlichkeit, es sei noch immer eine Welt zu erobern, und der sichere Gewinn sei zunächst nur die schmerzliche Sehnsucht nach solchem erkannten Bedürfnisse. Wer hat das schöner, wer hat das mächtiger gethan als Heine? Galt es nicht seinen zauberhaften Liedern nach für ein völliges Glück, daß so viel Uneinigkeit in der Welt war, um die Einstönigkeit eines Zustandes, einer Empfindung, eines Gedichtes zu verhindern? Was will man mehr vom Dichter, wenn er Mangel und Unglück zum Reize wendet! Das ist Heine's That. Er hat nichts verschwiegen vom wahrhaften Uebel, aber er hat nichts alltäglich ausgedrückt, und so hat er das Uebel schon aus der Alltäglichkeit geschreckt.

Es war in der Ordnung, daß alle fertige Aesthetik, daß alles Bestehende mit ihm unzufrieden sein mußte; das ausgelebte Sonnenjahr kann nicht mit dem neuen Frühlinge zufrieden sein, denn es wird von ihm vernichtet, und es wird doch in seinen Vorwürfen großentheils Recht haben, denn der Frühling ist ein Beginn und nicht mehr. Was haben wir darüber Alles hören müssen! Was sollte Alles an poetischer Schreibart interessiren und was nicht! Und das Faktum war aller Theorie doch so feindlich. Heine interessirte alle Welt, auch die, welche ihn haßte

und verfolgenswerth fand. Es ist immer ein Todeszeichen an der Theorie, wenn sie einen zweifellos allgemeinen Erfolg einen unrechten nennt.

Heine behandelte die Prosa in vorher nie gesehener Gemeinschaftlichkeit mit dem Verse, er schuf eine poetische Prosa und einen scheinbar prosaischen Vers, er ward darin sogar oft manierirt, und doch konnte sich Niemand einer daraus entgegenspringenden Macht entziehen. Sein Talent war sich vollkommen dieser gemischten Elemente bewußt, aus welchen eine mehr und mehr zur Poesie reifende Prosazeit besteht. Es wußte, daß der Abschluß in eine geweihte, officielle Form zu voreilig sei, daß dabei halbreife, aber höchst bedeutende Blüthen vergessen würden, die noch unter leisem Schlusse prosaischen Zwanges gefesselt seien. Es wußte dieß Talent, daß doch unter aller Beschwer der Prosa, die ihr Recht verlange, bereits stolze, himmelhohe Ahnungen einer Poesie emporkeimen, die einen ungezähmten Vers, ein im Zittern hochmächtiges Wort besitzen. Aus diesem Bewußtsein des Talentes entsprang Heine's Vers und Heine's Prosa, und uns die Wissenschaft, daß es selbst nach Goethe's Vorgange mit der Fassung unserer Zustände erst bis zu solchem Uebergange getrieben sei. Wäre Heine unwahr gewesen, wie hätten uns seine koketten und übertreibenden Theile, von denen er keineswegs frei ist, abgeschreckt, und zum Vorwande des Tadels gedient gegen ein so beschämendes Zeugniß, daß unsere poetische Welt noch so tief im Suchen begriffen wäre.

Heine's Mischung in der Prosadarstellung, welche der Grundtypus für die Prosadarstellung der jungen Literatur seit 1830 wurde, ist eine doppelte. Sie betrifft die Satzbildung und den Ausdruck selbst. Immer von poetischem Drange getragen, auch wo er ein nüchternes Thema bespricht, läßt er sich nicht ein in den ausgesponnenen Satz, welcher in sich beschränkt und weitet elastisch und mannigfach. Die Furcht vor dem Kanzleistyle, die man in neuerer Zeit übertrieb, oder auch am ungehörigen Orte spielen ließ, und die Furcht vor der gestaltlosen Faserung in Kommata, Vorder- und Nachsätze, die Furcht vor dem prosaischen Detail des Satzes, vor den Athem ziehenden Partikeln ließ ihn lauter einfache, gerade Sätze suchen. Um nirgends aufzuhalten wählte er das einfachste Verbindungswort „und" zu einer Lieb-

lingsverbindung. Er war stets so voll epigrammatischer Wendung und mit überraschendem Witze geeignet, daß er in diese simple Struktur, die nur etwa mit Antithese, Steigerung in ihr und mit einer Frage abwechselte, das bewegteste Leben zu bringen verstand. Dies hatte nun aber seine Uebelstände bei den äußerlichen Nachahmern, namentlich als Heine, ganz in Frankreich eingebürgert, den einfachen, allem Französischen durchaus angemessenen Satz fest und fester hielt, und als er öfter denn nöthig französische Worte in deutsche Endungen brachte. Dergleichen ist nicht mit Purismus zu behandeln, sondern gehört wirklich in's Thema einer europäischen Literatur. Aber nur in so weit, als nationale Nüancen bezeichnet werden, wo die Sache selbst sammt dem Ausdruck der anderen Nation fehlt. Uebrigens ist's vom Uebel. Bei Nachahmern, die nicht den Bann der Fremde, nicht allen sonst begleitenden Reiz zur Entschuldigung haben, ist's ohne Schonung anzusehen. Just das Kühnste wird ja so gerne nachgeahmt. Heine war von Hause aus ganz und gar jener unnachahmliche kleine Vers, halb lyrisch hingegeben, halb epigrammatisch zusammengerafft, und dieser Vers war im Grunde auch seine Prosa, nur daß er den Reim und den regelmäßigen Rhythmus sich erließ, um sich zu ergeben. Dies hat jenes Etwas gegeben, wodurch Heine eben Typus der jungen Prosa wurde. Er hat den Ausdruck gefärbt und durchduftet mit Roth und Blau, mit Rosen und Veilchen, er hat die abstrakten Bezeichnungen in konkrete Bezeichnungen verwandelt, von ihm kam der Schmelz und Ungestüm der Darstellung. All dies oft bunte, immer aufreizende Leben, und aller tiefere Farben- und Dichtungsreiz ist im neueren Style von ihm. Der Börne'sche Einfluß war hierfür schlichter und geringer mit der Deutlichkeit, dem tüchtigen, richtigen Worte, dem Anfluge von Behagen begnügt, was zuweilen dem Humor nahe kam. Freilich um dieser einfacheren Art halber auch weniger gefährlich als Beispiel. Jeder Autor wird am Gefährlichsten, da wo er am Stärksten ist: Börne mit seiner politischen Gesinnung, die den Ausdruck tief unterordnete, und den Nachfolger im Urtheile eng beschränkte und verkümmerte; Heine in seiner reichen Mischung, die in den unmächtigen Nachfolgern Manier werden mußte, Schwulst und Bombast werden konnte. Jener farbige Ausdruck Heine's war eine Zeit lang auf alle Mitglieder

des sogenannten jungen Deutschlands übergegangen, wie sehr sie dies später in Abrede stellten, und sich lieber Börne zugewandt sehen wollten, weil sie den Einfluß des Charakters lieber einräumten als den Einfluß des Talentes. Denn im Talente ist jeder Autor am Liebsten eigen. Wer aber anders als Heine hatte den poetischen Hauch für alles Wort neuester Literatur befreit? Der Satz indessen war auch eine Veranlassung, daß man sich Börne näher hielt. Der beweisende, straffe Satz Börne's war von großem Einflusse gewesen. Neuerdings hat sich das Alles anders gebildet, alle Nachfolge ist selbstständiger geworden, die Vorbilder sind nicht mehr deutlich. Es war eine Zeit lang wirkliche Gefahr da, daß die Verwandlung alles entwickelnden und vergleichenden Wortes in Bilder zu Lebenstein'schem Bombaste führen werde. Jetzt hat sich, seltsam genug, derjenige noch über diese Linie hinaus gewendet, welcher am Meisten in der reinen Denkformel geübt ist. Gutzkow hat in seinem Blasedow sogar die Jean Paul'sche Weise aufgenommen, die nicht nur das Einzelne, sondern allen Ausdruck in den bildlich gegliederten Vergleich wandelt. Wahrscheinlich indessen nur vorübergehend, durch einen Alles zur Hand habenden geharnischten Geist verleitet, der nicht immer durch lauteren Geschmack berathen ist.

Heine entwickelte sich etwa in folgender Reihe. Durch die eigene Entstehung war ihm schon jener seltene Stempel gemischter Gegensätze aufgeprägt, welcher später Charakter und Reiz seiner Schriften werden sollte: von väterlicher Seite hing er mit dem unglücklichen aber wunderbar begabten Volke Jehovah's zusammen, mit dem Volke der Propheten und des Messias. Von mütterlicher Seite mit dem deutschen Adel. Wo sieht man wunderlicheren Gegensatz, als in der Anlage und dem Wesen eines deutschen Adelichen und eines Israeliten! Zu Düsseldorf gebar die Mutter im Jahre 1797 dieses Kind seltener Mischung. Heinrich Heine ward als Christ erzogen, und an Belehrung und Umgebung lag es nicht, daß er kein sogenannter guter Christ wurde. Er sog am Rheine sogar früh und tief die poetischen Geheimnisse des Katholizismus in ein regsam dichterisches Herz. Dies Herz begnügte sich aber von früh auf keineswegs mit einer bloßen Stimmung. Zusammenhang, That wollte es außerdem. So große Erfolge, so große Macht wie Napoleons, sie sahen ihm mehr

nach einer Religion aus, als eine Lehre, die auf die Erde mit Geringschätzung herabsah, und über den Himmel nicht einig war. Es ist bekannt, wie schön er seine Jugend und die Poesie Napoleons in den Reisebildern geschildert hat. Das scheint uns jetzt so natürlich, Napoleon als Heros zu feiern; es war dies aber gar nicht natürlich, da Heine so entschieden damit auftrat. Heine hat in Deutschland die Napoleonpoesie geschaffen. Freilich fehlte es nicht an Männern, welche den Heros zu würdigen wußten trotz dem, daß der Haß gegen den Unterdrücker noch so nahe lag. Aber von Zugeständniß und Achtung zu poetischer Verherrlichung ist ein so großer Schritt wie zwischen Bildung und Genie. Anfangs der zwanziger Jahre, da Heine sein Buch le Grand und seine „beiden Grenadiere" schrieb, war das poetische Thema der Zeit bei den zurückgekehrten Kriegern und bei den Erben der patriotischen Bündnisse und des patriotischen Aufschwunges, das ist bei den Universitäten und dort vorzugsweise bei den Burschenschaften. Sie sangen aber noch in den späteren zwanziger Jahren die unwürdigsten Spottlieder auf Napoleon, Lieder, die nur einem Kriege tiefsten Hasses angehörten.

Heine studirte in Bonn, in Göttingen und in Berlin, und zwar officiell Rechtswissenschaft, verließ auch Göttingen als Doctor juris utriusque. Aber sein Sinn war in den Schranken der Alltäglichkeit gereinigt, für die Regungen seiner Seele sah er in einer uneinigen und durch keine Gesammtmacht irgend einer Art imponirenden Welt nur Hemmnisse, und zwar nur kleine, lästige Hemmnisse. Einer Macht hätte er sich gern hingegeben, auch einer feindlichen sich unterworfen, hätte sich nur eine überwiegende Macht gezeigt, eine unumwundene Gottheit, wie er sich ausdrücken würde. So aber ward er schweigsam, grillig, häufte in sich auf, befreite sich durch satirische Ausbrüche, war übrigens, wie die Bekannten aus seiner Berliner Zeit versichern, ein verschwiegener, oft verdrießlicher, unscheinbar stiller Mann. Ueber eine Reise nach Polen gab er damals eine Schilderung in den Gesellschafter, die recht den Uebergang darstellt, wie er im belehrenden, schildernden Tone gewöhnlicher Art sich begnügen will, und sich doch schon immer unterbrochen sieht durch scharfe Stiche, durch Wendungen der unerwartetsten Art.

Er hat in Berlin Hegel gehört, ohne etwas Besonderes

daraus zu machen, obwohl sich später, lange bevor Hegel im Druck erschien, einmal plötzlich in einer Heine'schen Schrift zeigte, daß er den Lebenspunkt Hegel'scher Philosophie, die Gottheit im Prozesse, ganz wohl gekannt habe. Persönlich bekannt und in öfterem Umgange war er mit Rahel und Varnhagen. — Die Seinigen waren nach Hamburg übergesiedelt, und diese Handelsstadt wurde eine Zeit lang seine Heimath. Es lag in der Natur der Sache, daß ein Poet wie er in einer Handelsstadt immer mehr für eine Opposition gesteigert werden mußte, die überall Nahrung fand. Macht der Einheit überall vergeblich suchend, mußte er seine schärfste Laune erregt fühlen, wenn er diese Macht im Goldbesitze erblicken, und alle höhere Regung gering geachtet, die innere Welt mit starrer Tradition begnügt sehen sollte. Hamburg machte die sogenannte Negation in Heine reif. Man darf nicht Alles, auch bei weltwichtigen Charakteren darf man nicht Alles auf die allgemeinen, auf die höheren Verhältnisse der Zeit rechnen. Die privatlichen Verhältnisse sind stets von Wichtigkeit. Natürlich von so großerer bei einem reizbaren Wesen wie das Heine'sche, bei einer Abkunft, die von der Mutter stolze Ansprüche, vom Vater schmerzliche Entsagung mit sich führte, bei Anlagen, denen eine gedrückte, stille Zeit keinerlei Spielraum öffnete. Heine versuchte es bei einem Aufenthalte in Süddeutschland ganz tapfer, sich in einfach beweisender Art Einfluß zu verschaffen, er gab eine Zeit lang mit dem Publizisten Lindner die „Neuen allgemeinen politischen Annalen" heraus, aber wie lange konnte solcher Versuch einem Talente genügen, das sich zu schallender, ungestüm ergreifender That berufen fühlte. Man hat ihm Mangel an Ausdauer für ein Interesse, Mangel an Treue vorgeworfen. Obenhin ganz mit Recht. Für Dies, für Jenes, sagt man, hast Du so entschiedenes Talent gezeigt, warum ließest Du's fallen? Den stillen Gottesfrieden der Unschuld, welch tiefe Empfindung dafür hast Du gezeigt, welch geheimnißvolles Weben innigster Andacht, solches, wie man es für unaussprechlich hielt, hast Du geschildert! Warum am nächsten Tage, oft in der nächsten Zeile das wieder entheiligen durch Spott und Unglauben? Warum neues stets von Heute zu Morgen?

Die gutgemeinten Vorwürfe! Zeigt es nicht eben einen treuen Ernst, daß er es immer wieder versuchte mit einer aner-

kannten Macht, wie oft er sich auch getäuscht sah, wie oft er empfand, daß er nur einen Theil jener göttlichen Ganzheit in Händen gehabt, welche man Poesie nennt? Weil er mehr sieht und mehr empfindet als minder Begabte, so sieht und empfindet er auch öfter die Lüge unserer Zustände und Berufungen; und statt ihm zu danken, daß er naiv genug ist, dies ohne Weiteres auszusagen, dies ohne Rücksicht auf poetische Terminologie zu bekennen, und dadurch über eine so breite Kluft der terminologischen Lüge hinweg zu helfen, statt ihm zu danken, daß er sich der ganzen Härte des herkömmlichen Urtheils preis gibt, ein Märtyrer für Folgende, statt dessen wiederholt ihr immer nur die Anklage, wie sie sich dem ersten flüchtigen Blicke darstellt. Wohl ließe sich's hören, wenn man sagte: Für eine Mission, die ohnedies auf Schilderung von Zwiespalt und Mischung angewiesen ist, gestattet Heine der Laune des Augenblicks zu viel Einfluß. Rechtet mit der persönlichen Art, so weit dies zulässig, und so weit sie einen bereits möglichen Gewinn reiner Form beeinträchtigt. Aber vergeßt nicht, daß scheinbar Zufälliges und Ueberflüßiges oft für das Wichtigste Veranlassung und unerläßliches Hilfsmittel ist, daß wir ein Maal nicht löschen, ohne den Menschen zu tödten, und daß für das richtige Maß solcher Kritik ganz außerordentliche Kenntniß und Fähigkeit gehört, im Munde der Mittelmäßigkeit aber dergleichen Thema eitel Mißbrauch ist.

1826 trat Heine mit den Reisebildern auf. Das ganze Chaos einer alten und neuen Welt ergriff er wie einen leichten Wanderstab, singend wanderte er dahin, und aus diesem scheinbar nur hingeträllerten Gesange lockten die schmerzlichsten Herzenstöne eines berufenen Dichters; keck blieb er stehen, und verschonte nichts mit einer völlig neuen Witzgattung, die oft aus einem Beiworte knatternd hinter dem Leser hersprang. Keine Fahne ward eigentlich geweiht, als die der Freiheit. Welcher Freiheit? Was ist Freiheit, wenn von der Welt, wenn von Poeten die Rede? Kein Dogma, kein bestimmter Zustand. Eine Stimmung, das Wehen einer Möglichkeit, ein Versuch, eine Entdeckungsfahrt. So meinte es auch Heine. Er glaubte nichts; er hoffte nur. Wenn die Freunde politischer Freiheit einem neuen Partisane zujauchzten, so hatten sie ganz Recht, und thaten Heine nicht zu Viel an. Wenn sie glaubten, daß er in ihnen aufginge, und in

dieser oder jener Staatsform mit seinen Wünschen befriedigt und am Ende sei, so hatten sie sehr Unrecht. Sie hätten sich umschauen sollen: Nicht blos die Freunde des Liberalismus waren anmuthig erregt durch die Erscheinung dieses Autors, auch viele Gegner des Liberalismus waren es. Nicht dies Eine bloß war in dem neuen Autor angekündigt, die ganze schwere Last einer uneinigen Existenz, die sich für einig fühlen und bewegen sollte, empfand eine Erleichterung, daß plötzlich ein überlegener Geist in allerlei Sprache des Talentes verkündete: Nicht also ist eine Menschenwelt fertig und wohl gefügt, und das dichterische Vermögen, und der Reiz des Muthwillens, und der Blitz des behenden Gedankens, sie sind nicht müde, weil sie gedrückt sind unter dem Mangel großer Genien, die uns ein festes Weltgezelt bereiten zum sicheren Behagen all unserer heiteren Kräfte. Richtet Euch auf, prüfet hier, prüfet dort, aber thut's lebendig, versenkt Euch in den Schmerz, versenkt Euch in das Gelächter, seid Menschen! — Als solch ein Aufruf wirkten die Reisebilder, und dadurch machten sie einen so elektrischen Eindruck, daß von ihnen eine neue Regung in der Literatur datirt. — 1830 nahm aller Drang, der klare wie der unklare, an dem dargebotenen politischen Ausbruche Theil. Es hatte an die fünf Jahre das Ansehen, als ob mit Aenderung äußerlicher Staatsform alle gestörte Harmonie unserer Zeit ausgeglichen sein könnte. Ist dieser Gedanke auch nicht in solcher Ausdehnung wahr, so blieb doch Wahres daran, und es war von praktischer Wichtigkeit, daß sich Verschiedenartiges zunächst für eine gemeinsame Eroberung vereinigte. Heine ging mit voran, er schrieb die Vorrede zu Kahldorfs Adelsbriefen und ging nach Frankreich. Das hat sich leider in einen dauernden Bann für ihn verwandelt, und wir haben den traurigen Anblick, daß einer der genialsten Deutschen von Deutschland ausgeschlossen ist, nicht einmal weil er die extremste Forderung der Politik gemacht hätte, sondern weil er sie auf eine hervorstechende Weise gemacht hat. Seine „Französischen Zustände", die er 1832 schrieb, trennten ihn bereits von der einseitig politischen Parteiung, er nahm die Aufgabe bereits nicht mehr von Schwert zu Schwert, und bald entwickelte er auch in seinen Beiträgen zur Literaturgeschichte — über Dichter in dem Buche „die romantische Schule", über Philosophen im zweiten Theile des

„Salon" — alle modernen Fragen eines Breiteren. Was in Reisebildern und Liedern dem oberflächlichen Leser eine Grille, ein Dichterüberschwang gewesen sein konnte, das entwickelte sich nun als eine geschlossene Weltansicht. Und zwar in einer Sprache, die bis dahin für geschichtliches Referat und Raisonnement unerhört gewesen war, unerhört in dem gemischten Tone, welcher das schwierigste und ernsthafteste Thema durch Witz erleichterte, und auch dem Unberufenen zugänglich machte; unerhört durch das Talent, womit die feinsten und bedenklichsten Fragen unserer provisorischen Welt klar, aller Welt verständlich, nachdrücklich, ja unvergeßlich ausgeprägt wurden. Allerdings ist für eine reine Geschichtsform Gang und Ausdruck allzuüppig und beliebig, aber Heine sagt: Ich habe es für Franzosen geschrieben, denen zuerst die Sache interessant gemacht werden mußte, ehe sie an der Richtigkeit oder Wichtigkeit ein Interesse nahmen, auch bin ich zuerst ein Dichter, der Geschichte erzählt, da Geschichten nicht an der Zeit sind. — Es ergötzt ihn vielmehr, daß der auf strenge Einheit der Form sehende Literarhistoriker mit diesen Beiträgen in Verlegenheit ist. Die historiographische Ungebührlichkeit ist mit so reichen Brillanten des Talentes bedeckt, daß er sie nicht völlig weg wünschen kann, und die Auffassung geschichtlichen Ganges ist so neu und genial, daß er sie um einzelner Willkürlichkeiten halber nicht geringschätzen mag. Hier am Meisten zeigt sich jene dämonische Natur des Spottes sowohl wie der Ueberlegenheit, von der man gern bei Heine spricht. Sie hat er mit Byron gemeinschaftlich, wenn sie auch bei jedem von Beiden eine andere ist. Wer möchte dabei nicht an Goethe's scheue Vorsicht und Achtung denken, mit welcher er über solche Eigenschaft sprach, als über eine Eigenschaft, die dem Urtheile entzogen sein dürfe, weil das geradezu Unberechenbare hier im Spiele sei.

In diesen historischen Beiträgen nun besprach Heine rückhaltlos die Themata, welche dem jungen Deutschland zur Last gelegt werden: dreiste Spekulation über die Dogmen des Christenthums hinaus, und Forderungen des — wie Heine sagt — Sensualismus gegen den bisher übermächtigen Spiritualismus, Rechtsforderungen für ein zu sehr geopfertes Diesseits. In die Abzweigung dieser Hauptthemata nach der Ehe hin, nach den betreffenden Emancipationen, besonders der Frauen, hat er sich nicht

speciell geäußert, wie er denn auch Alles, was praktischen Vorschlägen ähnlich sieht, seien's auch Vorschläge für seine eigene Spekulation, mit Mißtrauen, ja nicht ohne Schadenfreude betrachtet. Auf neu zu entdeckendem Wege nimmt man ja leicht Schaden. Er unterwirft sich der französischen Nationalfurcht: Alles, nur nicht lächerlich werden! Jede neue Komposition muß freilich just auch dieses wagen. Ueber den Mangel an Rache bei den ersten Christen hat die römische Welt nicht wenig gelacht und gespottet.

In dieser Stellung einer praktischen Scheu ist Heine allerdings ein sicherer Wächter, daß nicht Faselei, nicht unreife Phantaserei voreilig etwas zu Stande bringe, was in seiner Mangelhaftigkeit den Gesammtwuchs neuer Dinge verleiden und verunstalten könne. Aber diese Scheu wirkt auch auf ihn. Wo bleibt eine größere, in sich selbständige Erfindung seines Talentes? Vernichtet er sich vielleicht hierzu den Muth? Wir sind ja dankbar für die reizenden Lieder, die ihm wirklich nicht abzugeben, für die brillante und verlockende Schilderung des Pariser Gemäldesalons, für das Capriccio über Bellini ꝛc., und was Alles im ersten und dritten Theile des „Salons“ noch enthalten ist. Aber die Besprechung, die Schilderung reicht nicht mehr hin für die Ansprüche, welche wir machen an Heine's Ruhm, oder welche Heine's Ruhm an sich macht. Wir heischen eine Erfindung, die Erfindung in einer größeren Form. Das klingt allerdings recht unziemlich, als ließe sich ein Talent, und als ließe sich die Literatur durch folgerechte Befehle führen und hervorbringen. Aber die beifälligen Zuschauer haben größere Rechte, weil sie mit erweiterten, nicht mit verengten Organen das Schauspiel aufnehmen. Und dem persönlichen Talente gegenüber kann das unziemlich sein, was Angesichts der gesammten Literaturerscheinung ein wohlbegründet Recht ist. Heine's Talent, und wie eine moderne Literatur neben ihren eigenen Fragen, und neben Ansprüchen an die Zukunft steht, welche sie rege gemacht, das berechtigt die mitlebende Kritik auch zu Außerordentlichem. Es ist freilich für Heine neben Byron erschwert, da er keine traditionelle Form wie dieser benützen will, da es ihm nicht genug scheinen mag, Gedanken scenenhaft auszudrücken, wenn auch kühne Gedanken, da er die Umrisse einer Form in sich tragen mag, worin die Gegensätze der menschlichen Natur und der Geschichte unmittelbar

handelnd, nicht bloß reflektirend zusammentreffen. Aber hat nicht der kühne Griff Byrons in allerlei Stoff auch Werke gebracht, welche die unausgebildeten Principien Byrons selbst übertrafen? Reicht nicht das seltene Talent und die segenannte dämonische Macht über das Bewußtsein von sich selbst hinaus? Ist diese unberechenbare Hilfe der Gottheit nicht stets jener Odem, den keine Kritik definiren, keine Wandelung der Welt entbehren kann, um wahrhaft lebendig zu werden? Lebt nicht Genie im Wagnisse? —

Doch, die historische Kritik hat solch Thema nur zu berühren, wo überwiegende Talente mit noch unerfüllten Hoffnungen in Rede stehen, nicht zu erschöpfen. Erschöpft wird es eine unhistorische Zumuthung. Gäbe uns Heine auch nichts mehr, als was er gegeben, der Ruhm eines durchaus eigenthümlichen Autors bliebe ihm, der Ruhm eines durchaus neuen Dichters, der Ruhm, eine literarische Epoche erregt, eine Zeit mit süßem und scharfem Reize erfrischt zu haben.

Carl Gutzkow.

An diesen Namen hat sich die polizeiliche Krisis des jungen Deutschlands gedrängt, und er kam dadurch, und durch eine seltene Geistesbeweglichkeit, die ihm eigen, eine Zeit lang allein in den Vordergrund. Um jener elastischen Kraft des Geistes willen gewann er auch die Theilnahme manches Urtheils, was ihn gegen die Muthlosigkeit der Alltagsansicht schützen zu müssen glaubte, und was die Hoffnung von ihm nährte, die ruhelose Bewegung sei nur ein Mittel, sich eine eigene und stetige Bahn zu sichern. Aber das bloß gewährende wie das entgegenkommende Urtheil ist neuerdings durch diesen Autor zu herber Bedenklichkeit, zu stützendem Innehalten genöthigt worden. Im Jahre 1838 und 39 hat sich Gutzkow so unstät geäußert, daß sich auch fast sämmtliche junge Literatur von ihm gewendet, und ihn jener Bezeichnung preisgegeben hat, die man als mißlich und als oft gebrauchte Scheuche des unthätigen Alters gern vermeidet, jener Bezeichnung, er sei ein unruhiger Kopf.

Dies ist allerdings der niedrigste Ausdruck für geistige Regsamkeit, wiewohl er mannigfache Geistesvorzüge nicht ausschließt. Es steht zu erwarten, ob die Folgezeit dies widerlegen, ob dieser unedene Charakterzug Gutzkow's, der nichts Gebildetes respektiren kann, ob diese Krankhaftigkeit der Verneinung zu mildern sein werde. Reine und bleibende Eindrücke harmonischer Weltordnung, künstlerischer That, kommen doch vielleicht auch einmal diesem Manne, der selbst nicht minder unter seinem unverträglichen, unseligen Naturel leidet, und dem der Genuß menschlicher Gemeinsamkeit, der Genuß dicht gewordener Größe bisher versagt war. Oder ist es etwa nicht ein schweres Unglück, auch seine schönsten Regungen, seine heiligsten Gedanken immer nur mit der Grimasse behaftet in die Schrift treten zu sehen, wie es Gutzkow begegnet, dem das Wichtigste und Würdigste unter den Händen fratzenhaft sich bildet? Dieser Fluch der Unart, der Fluch der unartigen und unschönen Fassung und des beleidigenden Ausdrucks, wirft ihn von einem literarischen Skandale in den anderen, und vernichtet ihm Absicht, Wirkung und alle Einheit geschichtlicher Existenz. Seine literarische Biographie beginnt mit der Journalistenpolemik, erhebt sich zum Streit, und ruht sich dann aus im Gezänke. Hoffen wir, daß Heine's Charakteristik sich nicht erfülle: die traurige Mission der Kotzebue, Müllner, Menzel hat sich auf Gutzkow vererbt, und dies entsetzliche Erbtheil treibt ihn, wie eine Nemesis, zum Ruine.

Gutzkow ist 1811 in Berlin geboren. Schon auf der Schule hat er sich durch scharfe Geistesfähigkeit ausgezeichnet, und das theologische und philologische Studium, was er auf der Universität seiner Vaterstadt betrieb, hat er in keiner Weise für etwaige Sympathieen schöner Literatur, oder für sonst künstlerische Gelüste, vernachlässigt. Der Hang zum Wissen war von frühe auf mächtig in ihm, mächtiger, als alle andere Regung, und so wahllos allgemein, daß er neben dem wichtigsten den unwichtigsten Journalistenplunder mit gleichem Antheil bedachte und aufnahm. Ganz dem angemessen trat er mit einer Reproduktion des Reproducirten, mit einer Besprechung der Journale, mit einem Journale auf, welches in seinem Titel „Forum der Journalkritik" seinen ganzen Inhalt ankündigte. Dies nicht lange bestehende Organ gab ihm Gelegenheit, sich im kritischen Grundsatze und Style lebhaft für

Wolfgang Menzel zu erklären, und in nähere Verbindung mit diesem Kritiker zu treten. So entstand ein nahe befreundetes Verhältniß zwischen Beiden, Gutzkow schrieb viel für das Literaturblatt des Morgenblattes, ging selbst nach Stuttgart, und sah sich herzlich von Menzel aufgenommen. Man kann nicht sagen, daß er da irgend eine bestimmte Richtung mit besonderem Nachdrucke herausgestellt habe. Dies ist niemals seine Art gewesen, wie sehr er sich auch in unaufhörlicher Polemik bewegt, ja seine literarische Existenz damit erfüllt hat. Am Wenigsten hat er eine bedeutende Richtung des Geschmacks dargethan. So wirkte er auch bisher nirgends konstituirend, etwa zu einem Style drängend, sondern immer nur anregend durch seinen lebhaften, elastischen und in vieler Kenntniß geschulten Geist. Es ist deßhalb auch nicht von einer Inkonsequenz zu sprechen, wenn man ihn so lange einträchtig mit Menzel gehen sieht, an dem er bald darauf, dem Anscheine nach, Alles todeswürdig befindet. Einmal ist dies ein täuschender Anschein, und zweitens ein Zufall. Gutzkow hat mehr Geist und Kenntniß als Menzel, und, wie natürlich, im Einzelnen manche von Menzel abgehende Sympathie. Ein Kampf zwischen ihnen wäre nicht nöthig gewesen, wenn die Persönlichkeiten auf die Länge einander beliebt hätten. Herumtastend nach wirksamen Motiven griff Gutzkow an das bedenkliche Thema der Weibesfrage in Bezug auf Ehe und Schönheit des Leibes. Dergleichen war ihm nicht nothwendig, und keineswegs eine eigene innere Welt; es war ihm ein Thema, wie ein anderes eben auch. Da Menzel sich daran hing, so mußte es Gutzkow vertheidigen. Das that er, durchaus ein Advokat in der Literatur, wie jeder Advokat dem Angriffe einen Angriff entgegenzustellen weiß. Auch muß man eingestehen, daß er das bedenklich Herrschsame dieser Fragen, was sich sittlich-dogmatisch darin auszubilden drohte, sogleich fallen ließ, da es sich nicht mehr um literarische Polemik dafür handelte. Näher einer Richtung, wenn auch keine entschiedene Richtung, war ihm das gleichzeitig mitspielende Thema des religiosen Meinens und Glaubens. Im Skepticismus, darin war er der Menzel'schen Unordnung gegenüber, die auf ihre Verworrenheit dogmatisch pochte, vollkommen ächt. Es ist dies das große Feld der Verneinung, wo die große Mehrzahl neben ihm steht. Soll hier von

eigener Richtung die Rede sein, so fragt es sich um die poetische Welt, welche der Einzelne zu bieten hat. Die Frage ist also noch offen. Bis jetzt hat uns Gutzkow nur die polizeiliche Hilfe für Religion durchblicken lassen, nirgends eine Erbauung in größerem Style, sondern nur die einstweilige Rettung in amerikanische Einzelngemeinden, wie sie in den ersten Schriften Schleiermachers, der auch ein Lehrer Gutzkows gewesen, eigensinnige Köpfchen emporstreckte. Durchgehends stoßen wir bei ihm auf diejenige Scheu, welche die Sammlung zur Größe nagend und unlustig von sich stößt. Er ist darin ein Symptom, daß uns ein Abschluß noch weit sein möge, und ein Sporn, jeden Aufbau sorgfältig zu prüfen, und streng wie unablässig neuen Plänen nachzugehen. Bleibt dies Advokatenamt auch in der Folge Gutzkows Bestimmung, so bedarf er der aufmunternden Theilnahme mehr, denn irgend ein Anderer. Naturel und Lage haben ihm die üble Aufgabe gestellt, nur mit dem Detail hie und da zufrieden zu sein, über alles Ganze und Große aber sich unerquickt zu äußern, und in aller eigenen That die Unerquicklichkeit, wie eine Pflicht, mit sich zu bringen. Er erinnert dann an das traurige Amt Charons, welcher der Ober- und Unterwelt nicht früh werden kann, und der Schattenwelt verdrießlich Schatten zuführen muß.

Solcher Ansicht zu hat sich Alles bei ihm gruppirt. Wenn denn von einem Ideale die Rede sein muß, so ist es die nordamerikanische Vereinzelung, denn das Einzelne ist derjenigen Freiheit noch am ersten gewiß, die zunächst ein Befreitsein von Konsequenzen sein will, von Konsequenzen, zu denen auch die eigene, augenblicklich beliebte Ansicht zwingen kann. — Wenn ferner von Mitteln und Wegen die Rede sein soll, dann sei vor Allem die Pädagogik in Vordergrund gestellt, zu der alle kritischen Talente sich gewendet haben. Sie verpflichtet zu nichts, und kann Alles bringen. Gutzkow ist im seltenen Glücke seiner Schrift, wenn er das pädagogische Interesse berührt, und in all seinen Büchern ist es die sichtbare oder unsichtbare Lebensader.

Suchen wir nun im Einzelnen den Beleg zu dem Gesagten. In den ersten dreißiger Jahren, da er nach Stuttgart kam, war Politik Mittelpunkt alles Lebens. Er war noch sehr jung, man glaubte sich von ihm einer entschiedenen Parteinahme versehen

zu dürfen. Er glaubt auch vielleicht jetzt noch selbst, daß er die immer genommen habe; wenigstens spielt er gerne einen Statuten citirenden Censor. Aber sein Geschick, keine Richtung gebieterisch in sich abprägen zu können, dieses Schicksal der Ueberbeweglichkeit hat ihn hier eben so wenig verlassen. Er ist immer geistreich in der Politik gewesen, aber niemals nachdrücklich, weil er alles Schwunges entbehrt, womit er ein gemeinschaftliches Interesse hingebend aufnehmen und bewegt ausdrücken könnte, weil er den Tadel und die Schulmeisterei, diesen ihm unerläßlichen Sauerstoff der Existenz, nirgends opfern kann. Gutzkow würde dem Herrgott selbst einen Anakoluth in der Charte nachweisen, wenn dieser die Welt mit einer solchen bedenken wollte. Der Anakoluth ist Gutzkows letzte Rettung, wo aller Tadel versagen will; seine letzten Schriften können durchschnittlich keinen Bogen überdauern, ohne die fehlerhafte Figur Anakoluth citirt zu haben. Solche eigensinnige Unabhängigkeit ist wirklich etwas sehr Interessantes an Gutzkow, da sein geschmeidiger Geist ihm niemals die unerwartete Wendung dafür fehlen läßt, aber man begreift, daß es neben aller politischen Richtung störsam sein muß. Für eine uns noch unbekannte Folgeexistenz mag dies gute Früchte tragen, für alle Gegenwart ist es störsam. Demgemäß hat sich auch Gutzkow von politischer Richtung nimmer aufgenommen, oder richtiger, beachtet gesehen. Die da handeln wollen, stört er, die der Uebersicht Unmächtigen verwirrt er, für die des Ueberblicks Mächtigen ist er verlaut, und die Gleichgültigen unterhält er.

Er begann nach diesem Thema hin mit einer Brochure für den würtembergischen Landtag, und mit den „Briefen eines Narren an eine Närrin", die den Liberalismus in mannigfacheren Motiven und größer behandelten, als 1832 an der Tagesordnung war. Die Vorkämpfer jener Richtung, Börne an der Spitze, vermißten Klarheit, Einheit, deutliche Absicht darin. Sie mochten, einem einzigen Gedanken lebend, und mit der Zeit förmlich damit börnend, manchem Buche Unrecht thun, und thaten's auch diesem. Gutzkow indessen ist in Etwas von solchen Vorwürfen betroffen: Ist es praktische Vorsicht, was nicht wahrscheinlich, ist es Unmacht neben allem praktischen Gange, ist es dialektische Wahrheit, Krankheit, die keinen Gedanken fest und einfach zum Vorscheine kommen läßt, er ist von entgegengesetzten Seiten der Verworren-

heit beschuldigt worden, vom Minister, wie vom Demokraten, er hat nirgends eine politische Meinung faßlich ausgedrückt. Wie nahe ist er auch hier einem seltenen Vorzuge! Man könnte ihm diese Eigenheit, da sie nirgends Unmacht zu sein scheint, zu selbstständiger Unbefangenheit anrechnen. Was hindert daran? Er selbst. Er bemißt links und rechts mit dem ordinären jakobinischen Maßstabe, und vernichtet so für sich selbst das günstigere Vorurtheil.

Was in diesen Bereich seines Schriftlichen zu ziehen ist, das hat er außer dem Erwähnten in Journale verstreut, und theilweise in seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" gesammelt. Seiner raschen, durchdringenden Fassungsgabe gemäß zeigt er da Kenntniß von mancher abstrusen Hilfswissenschaft, die Niemand dem Belletristen zumuthen möchte, und die er sich, wie die der Staatswirthschaftslehre, im Vorbeigehen gesammelten Fleißes angeeignet hat, um eine Recension, zum Beispiele über Say, zu schreiben. Seine „öffentlichen Charaktere", — „die rothe Mütze und die Narrenkappe" sind ebenfalls hier in Rede zu bringen. In beiden, besonders dem ersteren, schlingt sich, hüpft und lockt das unerschöpfliche Leben Gutzkows, die Unerschöpflichkeit von kleinen Combinationen, deren Niemand gedacht hätte. Niemand würde sich mehr darüber verwundern, als die Leute selbst, deren Charakter dargestellt ist. Geistreich gewiß, ob aber richtig? So viel am Ende ist doch in der aufgelösetesten Zeit gewiß und bestimmt, innnerhalb welcher Linien der Eigenschaft und Möglichkeit ein Charakter sich bewegt. Wendet sich die Combination der Charakteristik beliebig über all diese Linien hinaus, so kann uns der Geist interessiren, womit das Experiment angestellt wird, das Experiment aber nicht mehr. Wir stoßen also auch hier bei Gutzkow auf diese Unzuverlässigkeit, Haltlosigkeit in Bezug auf Objekt und Ziel, die wir in seinem Verhältnisse zu politischen Richtungen gesehen haben. Man könnte sagen: sein Schreiben ist interessant, seine Schrift nicht. Denn wie er die Sachen zum Vorscheine bringt, sind sie voll Geist, ein voll Reiz; wie sie im Satz, im Aufsatze fortgehen, sind sie schief und unrichtig, um nicht das mehrbedeutende Wort unwahr zu gebrauchen. Es ist, als ob im Mittelpunkte seines Wesens ein spiritus rector fehlte, der die bebenden Kräfte in reine Richtungen zusammenhielte, und als

ob, in Ahnung dieses Mangels, der Autor sich letztlich immer an die persönliche Person der Gegenstände klammerte, um für jeden Preis einen Halt zu gewinnen. Welches denn meist in die Spitze solches Verfahrens, in den Skandal ausgeht, ohne welchen Gutzkow noch von keinem Gegenstande seiner schriftstellerischen Theilnahme sich getrennt hat. Warum soll man diese unangenehme Erscheinung Gutzkows Gemüthsart allein zur Last legen, da die Annahme solches unordentlichen Geistesregiments nach mehreren Seiten hin genügenden Aufschluß gibt? Wo Gutzkows Urtheil auf einen historisch bekannten Boden tritt, da kann Jeder, auch der Gedankenunkundigste, ihm jene Unrichtigkeit nachweisen, denn er ist jenem irrlichterirrenden Dämon dergestalt hingegeben, daß er auch das Festbekannte verstellt. So ist er zum Beispiele in literargeschichtlicher Conjektur voll Witz und Erfindung, und es würde nicht leicht Jemand eine eigenthümlichere Literargeschichte schreiben, als er, aber wehe dem, der sich auf solche Geschichte allein verlassen wollte. Es hat noch Niemand daran gedacht, Wilhelm Heinse in die romantische Schule einzurechnen, es ist jedem der Sache nur allenfalls Kundigen klar, daß just Heinse's Sinn und Bestrebung überall auf das geht, was man Gegensatz der romantischen Schule nennt, was ohne Sinn für Christenthum und Uebersinnliches, bald bezeichnet, des Unterschieds wegen bezeichnet, klassisch genannt wird. Gutzkow dagegen verflicht und in eine gewandte Folgerung, die wohl bestechen könnte, würde man nicht am Ende gewahr, daß sie von dem Satze ausgeht, Heinse sei Anfang der romantischen Schule. Muß hier nicht der Unbefangenste den spiritus rector vermissen? Um so schmerzlicher, je mehr geistige Hilfsmittel dem Leser entgegentreten? Was anders, als solche Haltlosigkeit, solcher Verhalt am Persönlichsten konnte in der wichtigsten Angelegenheit des Jahres 1838 ihm die Physiognomie der Brochure „die rothe Mütze und die Kapuze" in die Feder schieben? Wie viel Treffliches er auch darin sagt, es verliert seinen Nachdruck, weil es sich in einer persönlichen Frage, in dem karrikaturmäßigen Kontraste der Görres'schen rothen Mütze und Kapuze summirt. Der Skandal in Görres war ein charakteristischer Theil der Angelegenheit, aber nur ein verirrter historischer Blick konnte darin das Herz des Angriffs suchen. Neuester Zeit hat er ein „Jahrbuch der Literatur"

herausgegeben, was die Literargeschichte neuester Zeit in sich darstellen will. Dies verfängt sich dergestalt in der persönlichen Kaprice, daß diese moderne Literatur nur eine Literatur „Gutzkow" wird.

Gutzkows Aeußerungen des theologischen Antheils kamen in der Vorrede zu den Lucinde-Briefen, in der Wally und der Polemik gegen Menzel am Auffallendsten zum Vorscheine. Hier, einem durch Zweifel und Kritik vieler Jahrhunderte tief zerwühlten Thema gegenüber, war sein atomisirendes Wesen wohl am Platze, so weit es sich gegen eine heuchlerische Orthodoxie, gegen die pietistische oder katholisirende Unwahrheit handelte. Die Fassung war nicht neu, aber sie war eines dreisten Geistes, der einen geschulten Gedankenhintergrund zeigte. Jeder Unbefangene konnte sehen, daß das Thema hier nicht in den Händen der Oberflächlichkeit, und daß es auch innerlich durchgelebt sei. Aber das Unglück, was man in der Literatur mit dem Namen Gutzkow bezeichnen kann, lag ausgesprochen auf der Physiognomie dieser Sachen. Die herausfordernde Beleidigung nämlich, welche auch zu dem würdigsten Kampfe nicht ohne Unanständigkeit herausfordert. Dadurch verleiht Gutzkow stets auch dem Todeswürdigen noch eine Berechtigung des Lebens. Dadurch macht auch das Berechtigte einen übertriebenen Anspruch, und dadurch wurden die Tendenzen der jungen Literatur überall da, wo sie mit Gutzkows Fußtapfen erscheinen, dem Verhängnisse überantwortet. So die verschriene Lehre von den Rechten des Fleisches, die sich zunächst nur im Romane vorgedrängt, und zunächst innerhalb der Kunstgrenzen eine Stelle angesprochen hatte. Gutzkow, mit jenem plastischen Kunstsinne nicht begabt, der in sich gesund und folgerichtig dergleichen in Anschauung bringen kann, forcirte die äußerste Darbietung des Leibes mitten in eine innerliche Welt hinein, neben welcher sie schreiend, wie ein raffinirtes Experiment erscheinen mußte. Nicht im Bereiche der Schönheit, was ihm abliegt, sondern im Bereiche moralischer Verpflichtung bot er das Aeußerste, nicht im Bereiche der arglosen Naivetät, wie dies dem Vorbilde, der Sigune, so lieblich ansieht, sondern wie eine Grille der Blasirtheit, bot er es, und so, als beleidigende Herausforderung, ward es denn auch aufgenommen und verfolgt, und nach Menzels niedriger Deutung ward denn solchergestalt das ganze Thema verschüttet.

Gutzkow gerieth in diese Themata durch gelegentlichen äußeren Anstoß. Die theologische Frage allein hatte ihm das ächteste Interesse. Er hatte sich 1833 eine Zeit lang nach München gewendet, und dort eine Novelle geschrieben: „Maha Guru, die Liebe eines Gottes". Ein Interesse der Kuriosität führte ihn dazu, es war schwer zu hoffen, daß unser Publikum an der wunderlichen Dialektik tibetanischer Zustände lebhaften Antheil nehmen werde. Den nahm es auch nicht, und dieser erste Roman Gutzkows blieb im Wesentlichen unbekannt. Der Verfasser kehrte nach einer Reise durch die östliche Lombardei in seine Heimath Berlin zurück, diese Reise beschreibend, für Menzels Literaturblatt kritisirend, kleine Erzählungen wie Federübung abspinnend. Er war um diese Zeit ohne literarischen Plan, und was er, umhergreifend, schrieb, weckte keine besondere Erwartung. Die Reisebeschreibung, welche jetzt im ersten Bande seiner „Soiréen" zu finden ist, war von allem plastischen Darstellungsvermögen dergestalt verlassen, daß sie in Ausdruckslosigkeit ganz unbeachtet blieb. Dies künstlerische Bereich der Schilderung gebricht Gutzkow, — er schildert vortrefflich Gedanken, vielleicht gedanklich lebendiger und interessanter als irgend ein jetziger Autor, Gedankenkombination ist seine Welt. Seine einzige. Wo das künstlerische Talent, was eben nicht bloß Gedanke, in Anspruch genommen wird, da ist er schwach, wenigstens arm. Aber auch da ist er im Detail ansprechend, wenn er naiv seine dürftige Anschauung zu dem bescheidenen Gleichnisse benützt, wie das in der „Seraphine" oft und glücklich geschieht. Ein Kind der großen Stadt, der Stube, des Buches bleibt er stehen vor einem mageren Baume, vor einer gefrorenen Pfütze, und seine Rücksicht darauf, weil ächt und wahr, hat etwas Rührendes, einen poetischen Hauch. So ist er für sich und allgemein im Rechte, wenn er die einfachen Schilderungen des Werneuchner Pfarrers Schmidt in Schutz nimmt, er vergißt nur das reichere Recht derjenigen, die reicherer Anschauungen mächtig sind, als der Stubendichter und dessen Nachbar, der Pastor in Werneuchen, und er forcirt sich wunderlich genug in dem Buche selbst, wo er Werneuchenen Styl empfiehlt, in „Blasedow", zu einer Jean Paul'schen Manier des sonst ununterbrochenen Vergleichs, der rück- und vorwärts schlagenden Bildnerei, die an sich von üblem Geschmacke und im

Verhältnisse zu Gutzkow'schem Talente eine Karrikatur ist. Das Verhältnißmäßige nur kann wohlthun. Wenn ein Gedankentalent gleich Gutzkows sich künstlerischem Bereich zuwendet, so hat es seine dürftige Erscheinungswelt bescheiden anzubringen, um durch den Reiz der Wahrheit einem Schönheitsreize nahe zu kommen. Deßhalb ist Seraphine bis gegen die dem Umkreise unangemessene Schlußpartie hin das Beste, was Gutzkow geschrieben. Ersprießt auch Niemand ein wohlthätiger Eindruck aus Gutzkows stets ein wenig verquicktem, wenn nicht verzerrtem Vorstellungskreise, die geistige Handhabung, diese straffe geistige Kraft Gutzkows ersetzt doch durch [illegible] Reiz gar Vieles, wenn das für den Roman unerläßliche [illegible]maß nur leidlich beachtet ist.

Nach einigen Umwegen ging Gutzkow 1834 wieder nach dem südlichen Deutschland, und trat in einer neuen Zeitschrift „Phönix" an der Spitze eines Literaturblattes auf, hierdurch zum ersten Male dem größeren Publikum bekannt werdend, hierdurch zum ersten Male von einer jeweiligen Beilage für Menzels Blatt gelöst. Er schrieb eine Tragödie „Nero", zum Zeichen, daß ein lebhafter Geist auch solche, für jetzt mißliche Form beachtenswerth anfassen könne; er empfahl mit einer Wärme, die ihm ungewöhnlich, ein im Aufblühen vom Tode geknicktes geistvolles Talent, das Georg Büchners, von dem durch Gutzkows Bemühung ein scharf umrissenes Scenenbild „Dantons Tod" in die Literatur kam. Nebenher begannen die Nadelstiche gegen Menzel, die stärker und stärker wurden, besonders bei dem rohen „Geiste der Geschichte", welchen Menzel um jene Zeit drucken ließ. Im Herbste 1835 eröffnete er diesen Krieg auf Leben und Tod gegen die im Spätsommer erschienene Wally. Gutzkow, mit den Experimenten seines Buches keineswegs einverstanden, und für manchen moralischen Vorwurf um Antwort verlegen, hielt sich aus solchen Gründen zuerst wirklich für vernichtet, und schrieb um Beistand an seine Freunde. Bald ermannte er sich jedoch, es folgten Vertheidigungs-Brochuren, welche scharfsinnig genug das von Menzel gemißhandelte Thema erörterten, und im Persönlichen nebenher nicht blöde waren, es folgte der Aufruf zu einem großen Journale „deutsche Revue", — es erfolgte das allgemeine Verbot Seitens der preußischen Regierung.

Wegen der religiosen Frage wurde Gutzkow zu Mannheim, wo Wally gedruckt und konfiscirt war, zur gerichtlichen Verantwortung gezogen, einige Wochen in Haft gehalten, vor Gericht gestellt und frei gesprochen. Dabei hat er in Darlegung des Klagbestandes die schönste Energie seines scharfen Geistes entwickelt. Kirchenrath Paulus nahm sich, im Sinne des Rationalismus, des Verklagten an durch eine theologische Schutzschrift, und die unerwartet bedrohliche Wendung, welche die literarische Aeußerung auch außerhalb des politischen Kreises mit der Zuchtpolizei in Zusammenhang brachte, ging vorüber. Dies völlig Neue blieb aber von alle dem zurück, daß einer Anzahl Schriftsteller alle fernere Schrift unbesehen verboten war. Der Kampf gegen Menzel mußte sich deßhalb zersplittern und verzögern, und Menzel benützte die polizeiliche Ueberlegenheit fleißig zu ununterbrochener Schmähung des sogenannten jungen Deutschlands, übertrieb, entstellte, verzerrte Prinzipien und machte in seiner Weise alle Geistesspekulation zur polizeilichen Frage.

Nach dieser Katastrophe brachte Gutzkow zunächst einen Band „Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte", sodann „Zur Philosophie der Geschichte", später die schon erwähnten zwei Bände „Beiträge", eine Sammlung einzelner Aufsätze, machte einen Versuch, in Frankfurt noch eine politische Zeitung „Börsen-Zeitung" zu gründen, gab den auf, begann ein literarisches Journal „der Telegraph", eröffnete unter Bulwers Namen ein über die Fragen unserer Zeit kombinirendes Buch „die Zeitgenossen", gab „Seraphine" in Druck, und wendete sich nach Hamburg. Dort hat er unter den Invektiven, womit das Journal belebt wird, einen dreibändigen Roman geschrieben: „Blasedow und seine Söhne", welchen er auf dem Titelblatte einen komischen nennt. Er ist aber nach allen Seiten hin traurig, des Themas, der Fassung und der Folgerungen halber. Die Erziehung, das Lebens-Interesse aller philosophischen Köpfe, tritt in den Gestalten karrikaturmäßig auf, aber das Herz des Autors blutet daneben unverholen in allem Doktrinschmerze. Vielleicht gäbe dennoch diese Bildungsabsicht, womit ein tüchtiger aber unkünstlerischer Mensch gern die leichtsinnige Romanthat entschuldigt, vielleicht gäbe sie doch, wie der bürgerliche, tüchtige Hintergrund der Engländer, die eine nöthige Hälfte zum Kontraste, in welchem die

komische Wirkung sich gebiert. Was müßte dann aber die andere Hälfte sein? Stoff, unzweifelhafter Stoff, unzweifelhaftes Material des Romantalents. Diese andere Hälfte ist aber vorherrschend wiederum gedankenhaft erzeugtes Bildungsgespähne, von keiner stärkeren Massivität als der Hobelspahn neben dem Stamme. So wird Geistiges in Geistiges gezeichnet, den Anfang des Buches ausgenommen, wo man, wie stets bei Gutzkow, der besten Erwartung sein darf, da zu einer lockenden Anlage seine Kräfte das Interessanteste darbieten. Später werden seine Romane als Romane stets insipide, weil ihm alle ächte Theilnahme an der Gestaltenwelt versagt ist, weil er sich diese nur anzwingt und dem ordinären Lesebedürfnisse zu Gefallen hie und da abnöthigt. Ihm ist nur wohl, wo es sich um die gedankliche Folgerung seiner Figuren handelt, innersten Grundes findet er nichts abgeschmackter, als alles Element der Kunst, was nicht unumwunden mit der Welt des Gedankens zu thun hat. Um deßwillen sind all seine rein räsonnirenden Schriften so viel mehr werth als seine Romane, weil dort all seine Vorzüge eines dreist kombinirenden Denkers sich ohne Störung entwickeln; um deßwillen haben all seine Romane etwas Fragenhaftes, und das innerliche Roman-Interesse geht ihnen schon nach der Mitte zu völlig aus, wie Carlos im Clavigo von den möglichen Kindern der schwindsüchtigen Marie Beaumarchais erzählt, daß sie in einem gewissen Alter wie Lichtstümpfchen verlöschten. Es scheint, als würde dies bei einem komischen Romane noch am glücklichsten ablaufen, weil hier der Witz, eine Form, die der Gutzkow'schen Geistesanlage am Nächsten liegt, über die mangelnde Bewegung kompakter Romanstoffe am Glücklichsten hinweghelfen könne. Im Blasedow hat diese Erwartung getäuscht, vielleicht weil der pädagogischen Absicht halber das Buch zu weit angelegt, und für drei Bände der Reiz bloß witziger Kombination nicht ausreichend ist. Die Kraft der Lesetheilnahme erlahmt deßhalb schon im zweiten. Eine witzige Kombination ist eben für einen Roman zu wenig, sie sorgt für Detail und für einen untergeordneten Eindruck des Ganzen, aber die Fülle, die eigentliche Gestalt fehlt. Gutzkow gehört in dieser Art zum witzigen Lustspiele der Romantiker, was aus literarischen Antithesen eine Literatur zu gewinnen meint. Komödien und Romane für Literaten. Guten Instinktes hat er

solche Gattung auch stets in Schutz genommen, diese Gattung aufgeputzter Kritik, welche an jenen Vogel erinnert, der von seinen eigenen Exkrementen lebt, und seinen Durst löscht, indem er sich bloß im Wasser bespiegelt. Es käme bei dieser Art der bloßen Abspiegelung literarischer Abspiegelung in Aussicht, daß sich die ganze Nation um die Nüancen gruppirte, welche dem Punkte über dem i eigen sein könnten. Wer möchte den Grundgedanken tadeln, daß aller moderne Stoff künstlerischen Themas auch mit den Bildungsmotiven moderner Zeit betheiligt sei! Aber die interessanten und uninteressanten, die witzigen und unwitzigen, die wichtigen und unwichtigen Vorfälle des augenblicklichen Bildungsganges in Thema und Figuren des Romans zu wandeln, allen Reiz des Romans in Situationen der Gedanken-Dialektik und zwar der wahllos aufgegriffenen zu suchen, das kann nur den literarischen Chirurgus interessiren, denn der Arzt schon bedarf eines höheren Zusammenhanges, und es kann nur in kurzer, prägnant-witziger Form interessiren. Zum komischen Romane gehört ein voller, geist- und gemüthvoller Mensch, der voll künstlerischen Talentes ist. Gutzkow ist zunächst nur geistvoll. Die andern Bedingungen scheinen ihm bis jetzt wenigstens in so weit versagt, als sie in wohlthätige Aeußerung treten. So ist die künstlerische Erscheinung seines Wortes, der Styl, bis jetzt noch ohne Schönheit, ohne Wohlthat, das Bild lebhafter Gedanken-Operation, die in sich noch keine Vollendung fühlt und mag. Es ist dasselbe Bild, die Gedanken der laufenden Kultur durcheinander zu würfeln, hie und da für ein Fragezeichen zu gruppiren, wie es sich in den Romanen darstellt, es sind algebraische Versuche der Gestaltung. Dies alles in ein Buch algebraischer Beispiele zusammengebunden, hat mit Aufgaben und versuchten Formeln, mit Witz und Alloirien für den literarischen Liebhaber vielen Werth, aber es ist freilich nirgends diejenige eigene, fest ruhende, in sich fertige Schöpfung, welche eine Existenz für Dauer und Erquickung in sich trüge. Es wäre vorlaut, dem 38jährigen Manne die Aussicht auf eine solche Schöpfung abzusprechen, er ist so begabt und so wendungsfähig, daß wir uns jeder Ueberraschung von ihm versehen dürfen, und es steht uns vielleicht eine Offenbarung seines Wesens bevor, welche all die vorliegenden Zugänge zur Erklärung Gutzkows als falsche erweist.

Ludolf Wienbarg.

Hier ist das ein Uebelstand, was bei Gutzkow ein Vortheil wäre. Die Stetigkeit ist ein wenig starr und unproduktiv. Der vielen Bewegungen halber, die viel Raum, Zeit und äußerliche Theilnahme in Anspruch nehmen, muß man bei Gutzkow weitläuftiger sein, als Kern und Resultat verdienen. Hier wird man der wenigen dargebotenen Gesichtspunkte halber zu größerer Kürze genöthigt, als wünschenswerth scheint für den dogmatischen Ernst, unter welchem sich modernes Prinzip bietet. Armuth im Schaffen ist nicht zu verkennen. Und besonders bei allem neuen Thema der Literargeschichte heischt man zunächst und mit Recht Thaten und wieder Thaten. Die Behauptung an sich hat noch wenig gebolfen in der schönen Welt, sie wird erst etwas, und bleibt, und geht gleichsam über den berechenbaren menschlichen Kreis hinaus, wenn sie mit und hinter der That kommt. Die Fahneninschriften, welche jede neue Schule vor sich betrug, sind niemals der ganze Gewinn für die Literatur, so wie Schößling und Wurzel des Baumes kaum Garantie für einen Baum, aber nicht der Baum sind. Erst dasjenige, was den Muth und die Kraft hat, über den theoretischen Anfang hinauszugehen in die unberechenbare Möglichkeit des thatsächlichen Kreises, was hinausgeht selbst auf die Gefahr, die äußerliche Anknüpfung mit dem theoretischen Anfange zu verlieren, erst das wird wahrhaft lebendig.

Wienbarg, aus Altona gebürtig, gesellte sich 1834 mit seinen „ästhetischen Feldzügen" zu der modernen Literatur, die ihr Organ damals in der eleganten Zeitung hatte. Diese Feldzüge waren eine rasche, muthige That, die beste Wienbargs. An den Endpunkten ästhetischer Frage wurde vielleicht für eigentlich Innerstes neuer Gestaltung wenig beigebracht, weil sich die Vorstellung mehr in einem allgemeinen Triebe nach Fortschritt und Aenderung verhielt; die Einzelnheiten der Forderung waren wohl auch meistentheils schon in gelegentlicher Kritik ausgedrückt, aber es war doch ein eleganter, ein geistig erregter und jedenfalls ein entschiedener Versuch, die jüngere Literatur-Bestrebung in einem größeren Zusammenhange zu zeigen. Er war auch auf Publikum und junge Schriftwelt sehr eindrucksvoll. Wienbarg hat

besonders für die Jugend jenen Zauber des Ernstes, der dogmatischen Ueberzeugtheit und Strenge auch in Dingen, die zunächst erst gegen dogmatische Vereintheit gerichtet sind. Dadurch wirkt er und fesselt, und man müßte hoffen, daß diese Anlage für dogmatisches Zusammenschrumpfen und für Sprödigkeit flüssiger und aller möglichen Schöpfung weniger hinderlich würde, sobald die Geburt neuer Literatur weniger erschwert und die Freiheit in solcher Literatur weniger bedenklich würde. Diese Geburt war allerdings bisher so umstellt von Hindernissen, daß jeder Einzelne nur unter allerlei Wendung diesen oder jenen Theil eines Profils zeigen konnte, und daß just die Strebenden auf's Leichteste an einander irre werden mochten. Wienbarg, in geringem Kreise producirend, war dabei am Meisten übeln Eindrücken auf sich selbst ausgesetzt. Seine Erschaffung moderner Welt drängt nicht aus schöpferischem Triebe, und ist deßhalb nicht empfänglich für das zunächst Ueberrechenbare, sondern sie pocht auf neue Bildungsschemata, die sich, aus alter, aus klassischer Schönheitswelt und neuem Freiheitstriebe reproducirt, zusammengestellt haben. Dabei kann es der Entstehungsweise nach an harten, der Geschmeidigkeit unfähigen Bestandtheilen nicht fehlen. Dies dringt sich zu einem gewissen Vortheile der stylistischen Darstellung auf, sie durch eine vordrängende Festigkeit des Hintergrundes sträff und stolz haltend. Fiele in dies einstweilige abschließende Formengerüst ein schöpferischer Lebenshauch, so dürften wir einer interessanten Erscheinung gewärtig sein. Was Wienbarg schöpferisch versucht hat, ein bescheidener Novellen-Ansatz in den „Wanderungen durch den Thierkreis", hatte zunächst noch seinen besseren Reiz im Ausdrucke einer Meinung, einer Bildungsansicht; die künstlerische That und Erfindung war noch gering. Seine übrigen Schriften halten sich noch leiser in dem Beweise des gelegentlichen Raisonnements und der Beschreibung. Er hat zwei Bändchen über „Holland" gegeben, die in knapper Schilderung manchen geschmackvollen Anspruch erfreut oder doch gelockt haben. Außer einigen Kritiken und ein paar Vorlesungen über altdeutsche Literatur, hat er zuletzt wiederum aus Beschreibung einer Existenz auf Helgoland ein Bändchen zusammengestellt. Hier erscheint der dürftige Stoff mit seinen streng dogmatischen Athemzügen schon in etwas forcirter und manierirter Weise; auf die

Länge gestattet man der magern Hervorbringung nicht mehr den finsteren Anspruch, welcher sich in den weiten Mantel hüllt, man denkt an die Theaterdraperie, man wird ungeduldig und verlangt etwas, etwas nämlich, was mehr ist als das Symptom von Gesinnung. Für letztere reicht ein kurzer Charakter aus, der im bürgerlichen Leben sehr willkommen; in der Literatur ist das zu wenig, da verlangt man Talent und die Thaten des Talents.

Theodor Mundt

ist in literarischer Thätigkeit außerordentlich regsam, und im Versuche mit mancherlei Formen regsam. Mag man auch sagen, daß er dabei nicht überall glücklich sein könne, zum Beispiele nicht in dramatischer, wo er in einer „Komedie der Neigungen" einen modernen Novellenton ohne Gelingen in Lustspielabtheilungen versetzt hat. Mag man sagen, es fehle selbst seinen Erzählungen an jener Weihe und Unmittelbarkeit der Erfindung, welche außerhalb der doktrinären Absicht entstehe und zeuge, sie seien Produkte der Bildung und nicht des Genius. Sind wir etwa in der Lage, uns hierbei hoch zu überheben? Ist nicht unsere ganze Zeit jetzt darauf angewiesen, in den Baumschulen der Bildung Trost zu suchen? Das Glück des Genius ist uns allerdings von größtem Werthe, aber ein talentvolles Streben der Bildung, was sich, wie bei Mundt, zu seinen Organen der Bemerkung ausbilde, was sich als talentvolle Vermittelung zwischen ganz unterschiedenen Lagern der menschlichen Einsicht, Kunde und Empfänglichkeit bietet, ein solches Streben, rastlos, mannigfaltig und in vielen Theilen gesegnet, ist uns in gewissen Stadien eben so nöthig und immer schätzenswerth. Mundt stammt aus Berlin, und diese Stadt ist auch seine stehende Heimath geblieben, wie weit und wie oft er sich neuester Zeit in „Spaziergängen und Weltfahrten" davon entfernt hat. Seine Studienrichtung war im Wesentlichen auf eine akademische Lehrstelle angelegt, und was er zuerst der Literatur zubrachte, kleine Novellen, „das Duett", „Madelon oder die Romantiker in Paris", „der Basilisk" sah viel mehr einer willkommenen Dilettantentheilnahme ähnlich, als

einer streng schönliterarischen Absicht. Die Absicht eines Berufes schien dagegen ganz deutlich angekündigt in einer künstlerisch-wissenschaftlichen Darstellung, womit er in den Blättern für literarische Unterhaltung, das Hegelthum satirisirend, auftrat. Gruppe hatte dies in anderer Wendung mit den „Winden“ gethan, Mundt that es mit der philosophischen Humoreske „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien“ auf eine andere sehr behende Art. Aber die Mischung der Fähigkeiten in ihm war doch anders und lebendiger, als daß er mit dem Antheile an eintheilender Form begnügt gewesen wäre: in einer kleinen Form, — wenn der Ausdruck verständlich ist für den halben Roman, der mit kleinen Verhältnissen sich vorzugsweise in Ideenanregung verhält, und noch nicht frei in den Romanschwung ausgreifen kann oder will, — in den „modernen Lebenswirren, Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers“ näherte er sich entschieden den Interessen moderner Literatur. 1835 trat er mit „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen“ mitten hin in die gefährlichsten Kreise einer spekulativen Belletristik, das Thema der Frauenemancipation mit Zuversichtlichkeit aufnehmend. Hervorstechend an ihm ist bei solcher Theilnahme, daß er sich mit dogmenbegieriger Strenge in Prinzipien hineindenkt und athmet, welche zunächst nur dogmenfeindlich spekulirend aufgetreten sind. Dieser leidenschaftliche Ernst für alle Wendung der Tendenz ist bezeichnend an ihm. Er ist dem Dichter nicht eigen, dem der Hintergrund einer unerschöpflich reichen Welt niemals entweicht Angesichts einer Tendenz; er hängt aber auch mit den besten Vorzügen Mundts zusammen. Mundt nämlich hat ein Talent der Einschmiegung in die inneren Gänge und Windungen einer Tendenzwelt, wie wir es nur bei begabten Frauen finden, bei Frauen, denen in der Hingebung eine immer neu gebärende Kraft verliehen, denen die Aufnahme und Vertheidigung zum schöpferischen Akte erweitert ist. So verfolgte Mundt mit völliger Hingebung die Tendenz der Prosa, welche sich neuerer Zeit so siegreich darstellte. Er focht den Gedanken einer nothwendigen Prosa bis zu dem Punkte der Hoffnungslosigkeit durch, daß der schöne Prosaausdruck nicht nur der einstweilige Rubikon unserer literarischen Welt, sondern der wirkliche Endpunkt dieser Welt sei. Was er solchergestalt in einem liebevoll bedachten, ja innig, fleißig und anmuthig geschriebenen

Buche „die Kunst der deutschen Prosa“ historisch vergleichend darlegte, das brachte das Vorurtheil so wie das Recht eines Begriffes Prosa zum Abschlusse, der in vager Haltung uns noch lange im Unsichern geblieben wäre ohne das Mundt'sche Buch. Bescheiden wir uns, bescheidet sich auch wohl Mundt selber jetzt nicht mehr mit dem geforderten Resultate dieses Buches, als sei der Prosa-Ausdruck ein wünschenswerthes und höchstes Ende, so behält das Buch doch darin einen vollen Werth, daß es in seiner Hingebung an die Frage diese Frage selbst zu einem Wendepunkte gefördert habe.

Allerdings umschließt solche Eigenschaft Mundts die Gefahr des Fanatismus, und ihr entgeht auch Mundt nicht allewege. Aber es ist in ihm, in seinem liebefähigen Charakter die Ausgleichung gebeten, und der Drang, literarisch zu vereinen, durch solche Vereinigung zu handeln, gibt ihm die Ausgleichung stets wieder praktisch in die Hand. Mundt hat sich dadurch ausgezeichnet, daß er für Sammeläußerungen in der Literatur den thätigen Sinn und das erfolgreichste Geschick an den Tag gelegt hat. 1834 und 35 redigirte er die Monatsschrift „Jedidias“, seit 1838 leitet er die Vierteljahrsschrift „der Freihafen“ mit bestem Sinn und Erfolge.

Mundts neuere Schriften sind besonders Schilderungen und Betrachtungen, denen die Reisen nach Paris und London zum Grunde liegen, und die unter dem Titel „Spaziergänge und Weltfahrten“ erschienen sind. Die Mundt'sche Art, sich bei jedem gebotenen Stoffe in die angrenzende Kombination sozialer Welt zu vertiefen, wie sie aus ächten inneren Bedürfnissen gebildet sein will, gibt diesen Schriften einen ernsten Hintergrund, der den Leser zu eigener Mitthätigkeit lockt, und der den gefälligen Eindruck eines Styles hervorhebt, welcher nicht sowohl mit vorspringender Kraft erobert, als mit stillem Nachhalte gebildeter und innen belebter Form einnimmt.

Für die modern-wichtige Frage über das Weib hat sich Mundt noch eine ganz besondere Gelegenheit dargeboten. Dies ist Mundts persönliche Bekanntschaft mit Charlotte Stieglitz, jener unglücklichen Gattin des Dichters Stieglitz, welche sich selbst das Leben nahm. Dies war so erschrecklich überraschend, es war in den allein wahrscheinlichen Motiven so räthselhaft, daß es die

zartesten Kombinationen aufregen mußte über die weibliche Natur, und über gesellschaftliche Stellung des Weibes. Wer möchte läugnen, daß es ein Symptom von Krankhaftigkeit gewesen! Von Krankhaftigkeit des Individuums und eines allgemeinen Verhältnisses. Und Mundt ist oft in Gefahr, an all den Phänomenen das wärmste Interesse zu zeigen, welche gleich der Perle mehr dem kranken als dem gesunden Prozesse angehören. Alle doktrinäre Thätigkeit lebt darin, denn die Noth der Bildung gebiert die Doktrin. Die poetische Fähigkeit streift nur daran, sie rettet sich hindurch in Tod oder Gesundheit.

Gehört es hierher, über die That selbst der Charlotte Stieglitz abzuurtheilen? Schwerlich. Sie gehört einer besonderen poetischen Theilnahme. Persönliche Verhältnisse, persönliche Motive sind da zu suchen. Hierher gehörte nur die Frage, ob die That ein Symptom der Zeit gewesen oder nicht, in welcher Ausdehnung der Gang und die Stimmung heutiger Kultur beigetragen zu so unglücklichem Ausgange. Und hierfür denn müßte man vergleichen, was die Frau an schriftlichem Gedankenzeugnisse hinterlassen. Mundt theilt dies in dem Buche mit „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal." So weit es ihn betrifft, ist es das wärmste Buch, was er geschrieben, dasjenige, was unzweifelhaft von poetischem Hauche belebt ist, und worin alle Vorzüge dieses Schriftstellers an Wohlthätigkeiten zusammentreten. So weit es die unglückliche Charlotte betrifft, zeigt es unverkennbar, daß persönliche Anlage und Stimmung bei weitem größer und wichtiger sind als Einflüsse und Tendenzen der Zeit. Es handelt sich viel mehr um einen merkwürdigen Charakter als um ein Zeugniß unserer Tage. Die Zeit seit 1830 im inneren Deutschland neigt überhaupt mehr zu Plänen und Kombinationen, als zu äußerster That, und die vorliegende Gedankenwelt dieser Frau geht nirgends in die kühnsten Windungen des herrschenden Gedankens, zeigt weder etwas besonders Ausgebildetes, noch etwas Außerordentliches. Kurz, das Ereigniß hat nur unbedeutende Berührungspunkte mit unserer Bildungsgeschichte. Es wird es auch Niemand inniger einschmiegen in größeren Beziehungen, es wird es Niemand geistreicher verknüpfen als Mundt gethan.

Mundt hat besonders ein aufmerksames Publikum unter denen, die von wissenschaftlichen Studien ausgehend an schöner Literatur

Theil nehmen, und wenn bloße Sprachforscher wie van der Hagen solche vermittelnde Stellung Mundts wegwerfend beurtheilen, so zeigen sie wohl mehr Unkenntniß als bösen Willen. Denn die deutsche Pedanterie der Wissenschaft, welche den todten Stoff höher schätzt als den durchgeisteten Stoff, betreibt wirklich mit einem religiosen Eifer die Sorge, geschichtliche Forschung leide durch geistreiche Leute, und wenn ein sonst belletristisch schreibender Mann wie Mundt die deutsche Prosa historiographisch behandle, so könne man nicht nachdrücklich genug versichern, es sei dieß nicht die herkömmliche Weise, und es lasse sich daraus nichts lernen.

F. C. Kühne.

Dieser Autor, seit 1835 als Redakteur der Zeitung für die elegante Welt mehr in den Vordergrund kommend, hat sich meist Arm in Arm mit Mundt gezeigt, so daß man gewöhnlich beide als streng zu einander gehörig betrachtet. Auch Kühne begann mit Novellen ohne besonders anspruchsvolle Physiognomie, von denen eine „die beiden Magdalenen" am schärfsten sich abzeichnete. Auch er schien von streng wissenschaftlichen Studien nur bisher der schönen Literatur sich zuzuwenden, und eine Novelle, „die Quarantaine im Irrenhause" rang unter Hegel'scher Terminologie und Erbschaft einen schweren Kampf mit dem Geschmacke, der für ein Thema schöner Literatur unerläßlich ist. Auch er verrieth oft jene Ausbrüche von fanatischer Fachheit, die von einem geläuterten Grunde schöner Bildung ausgeschlossen sein sollen; auch er neigte — und zwar in noch stärkerem Grade als Mundt — zu der unästhetischen Wahl der Bilder, welche in Eingeweiden, in körperlicher Krankheit oder Unart das entsprechende Zeichen für geistige Merkmale sucht.

Aber die letzten Jahre haben beide verschiedenartig entwickelt. Den gemeinschaftlichen Fehlern ist Jeder auf seine Weise mehr oder minder ausgewichen, und in schön wissenschaftlichem Warfe ist Jeder nach einer eigenen Seite gerathen. Mundt ist einer dogmatischen Absicht näher geblieben, Kühne hat in den „Klosternovellen" eine freiere Form ergriffen, und hat darin das Beste

seiner bisherigen Schriftthätigkeit zu Wege gebracht. Diese Novellen, vom religiosen Herzensdrange ausgehend, von der Jugend dieses Dranges beginnend, zeichnen dies in einem jungen Franzosen aus der Hugenotten-Zeit mit geschmackvoller Sparsamkeit, mit feiner Kraft, mit hingebender Wärme. Sie schwellen sich im Verlaufe zu breiter poetischer Frage, und schlängeln sich da, wo die poetische Grenze nur von vorlauter Doktrin überschritten wird, sehr anmuthig und bis zum Schluß im Reize nicht ermattend, in historische Charakteristik hinein. Das Thema ist mit malerischem Talente gewechselt und belebt, und ein wohlthuender musikalischer Geschmack übernimmt den einstweiligen Schluß, ganz wie man es in heutiger Zeit von einer poetischen That erwarten und heischen darf. Es bezeichnet ganz Gutzkow's unglückliche Hand, daß er in diesem liebenswürdigen und besten Buche Kühne's nichts als tadelnswerthe Weichlichkeit finden kann, während er wohl die unreifere „Quarantaine" lobenswerth fand. Kühne hat offenbar einen seltenen Fortschritt gemacht; denn man findet eine so wohlthuende Form nicht so bisher, ohne auch in sich selbst eine glückliche Herrschaft gefunden zu haben.

Das Journal und seine sonstige Arbeit, die meist auf Kritik und Charakteristik geht, richtet er gern auf die Seitenpartieen der Zeitgeschichte, auf die intimeren Seitenpartieen der Charaktere. Man vermißt dabei oft jenen Feldherrnblick, der ohne Umschweif das Centrum der Dinge bezeichnet, aber man wird entschädigt durch eine emsige und geschickte Ausarbeitung des Charakters oder der Situation von dem Punkte aus, den Kühne einmal zum Ausgangspunkte gewählt hat. In diesem Betrachte geben zwei Bände „Männliche und weibliche Charaktere" sehr werthvolle Aufschlüsse und Ausführungen über moderne Personen und Verhältnisse. Sie sind durchgehends sauber und fein geschrieben, und zeigen da, wo das Terrain philosophischer Schulkenntniß berührt wird, eine selbstständig ausgedrückte, und in diesem Ausdrucke anmuthig gehaltene Macht. — Wenn Kühne wirklich die Gefahr überwunden hat, welcher er früher oft unterlag, die Gefahr predigender Breite, und die Gefahr einer jachen Zornigkeit, so dürfen wir von seinen feinen Mitteln das Glücklichste erwarten. Jener Breite hat er sich schon mehr und mehr entkleidet, und ein Bildungsstandpunkt, von dem aus die

Klosternovellen entstanden sind, muß eine Polemik von selbst verläugnen, wie er sie früher einmal gegen Schlesier geführt, und wie sie sich später noch, wenn auch nur mit einzelnen Ausdrücken, in den übrigens so nothwendigen Krieg gegen Gutzkow eingedrängt hat.

Kühne ist 1806 in Magdeburg geboren, und ist in Berlin ein Zuhörer Hegels gewesen. Das polizeilich-literarische Edikt, welches ein junges Deutschland konstituirte, hat Kühne's Namen nicht in das Verbot eingeschlossen. Er gehört aber allem Wesentlichen nach in jenen Kreis der Anschauung und des Ausdruckes, der dem Staate so bedenklich und so ungewöhnlicher Maßregeln bedürftig erschien.

Es ist nun noch eine beträchtliche Zahl jüngerer Autoren übrig, die meist in Verwandtschaft mit den Tendenzen des jungen Deutschlands aufgetreten sind. Selbst die Wenigen, welche sich dagegen verwahren, oder die Einzelnes bekämpfen, sind ursprünglich derselben Blutsfarbe. Aber es ist wohl nicht an der Zeit, sie einzeln aufzuführen. Theils ist ihre Physiognomie noch nicht ausgebildet, theils ist eben darum der Eindruck, welchen sie hervorgebracht, noch nicht groß und wichtig genug, um eine specielle Darstellung heischen zu können. Sobald das Eine oder das Andere eintritt, wird der nothwendige Nachtrag nicht verabsäumt werden.

Inhalt des vierten Bandes.

32. Hegel.

Seite

Die Hegel'sche Schule. — Die Geschichtsschreiber.

Umriß des Hegel'schen Systems. — Leben und Bildungsgang Georg Wilhelm Friedrich Hegel's; nähere Ausführung seiner Lehre; die Aesthetik und die Philosophie der Geschichte. 3

Die Schule. — Abschluß der Philosophie oder nur ihrer Geschichte? — Die Trennungen der Schule. Gabler, Göschel. Logischer Pantheismus. — H. Fichte, Braniß, Chr. H. Weiße. — Rosenkranz. 23

Einzelne Theile der Gesammtphilosophie, deren lebendige Verbindung Rosenkranz; die Naturphilosophie, C. H. Schulz; Psychologie, Mußmann, Wirth, Rosenkranz; die Rechtsphilosophie, Ed. Gans; Moralphilosophie; Philosophie der Geschichte; Asverus, Hotho, Rötscher, Ruge, Vischer; Geschichte der Philosophie; Übersicht. — David Fr. Strauß „das Leben Jesu." — Kampf H. Leo's gegen die s. g. jung hegel'sche Schule. 31

Die Geschichtsschreibung in Deutschland. Nach langer Pause vorbereitete Studien; Begründung der Historiographie in Göttingen durch Gatterer, Schlözer und Spittler; Heeren, Plank. — Johannes von Müller. — Woltmann. — Nachfolger Müllers: v. Hormayr und Pfister. — Ausbleiben einer klassischen genialen Gewalt. 51

Neuere vaterländische Historiker; — Luden; einzelne Zeiträume. Allgemeine Weltgeschichte; — Schlosser, Raumer, Leo, Ranke. 65

Historische Hilfsmittel; Specialgeschichten; Monographien. 73

Kunstgeschichte; die Literaturgeschichte. — Gervinus. 75

Publizistik — Fr. v. Gentz. Das moderne Altdeutschthum; die Verfassungsgarantien. — Seit der Julirevolution bis 1835 der abstrakte Liberalismus; die Modification und Reaction. — Verhalten der Hegel'schen Richtung dabei. — Die regsamen publizistischen Talente der Gegenwart. 81

33. Die junge Literatur.

Seite

Jugend und Freiheit; die socialen Fragen. Das Abstammungsverhältniß zu Goethe und Hegel; die Julirevolution nur ein Grenzstein. 93

Drama und Roman: die mittelmäßige theatralische Unterhaltung; das Studium des englischen Drama's. Uechtritz und Schenk. — Die Theaterkritik. — Prinzessin Amalie von Sachsen; Bauernfeld; Halm; Eduard Arnd. 98

Dietrich Christian Grabbe 104

Carl Leberecht Immermann 114

Die Klippen der dramatischen Versuche. — Die Lyrik, neue Epoche durch Heine. 119

Friedrich Rückert 123

August Graf von Platen-Hallermünde 126

Chamisso. — Gaudy, Sallet, Wolff, Kopisch, Stieber. 130

Die Oestreicher: Zedlitz und Andere.

Anastasius Grün. — H. Stieglitz 136

Julius Mosen 138

Freiligrath und Beck 141

Der Roman: W. Hauff, Zschokke, Pegnet 144

Carl Spindler. — L. Storch 148

Emerentius Scävola 151

v. Rehfues 152

v. Rumohr. — **Waagen, Dermold** in kunstkritischer Beziehung. 154

Heinrich König 156

Leopold Schefer. — **Ed. Duller** und **Wiese** 159

v. Sternberg. — Romantalente 166

Fürst Pückler-Muskau 170

Die handelnde junge Literatur. — Börne und Heine 177

Ludwig Börne 180

Der journalistische Terrorismus und die Denunciation: **Wolfgang Menzel.** Das junge Deutschland: Laube, Gutzkow, Wienbarg, Heine, Mundt, polizeilich verboten. 185

Rahel und Bettina 203

Varnhagen von Ense 208

Das junge Deutschland. 213

Heine 217

Carl Gutzkow 227

Ludolf Wienbarg 240

F. G. Kühne 246

BIBLIOTHEK

Regiſter.

Abälard, Band I. Seite 143. Ab. und Heloiſe, eine Tragödie, IV. 119. — Gedicht von Wolf, 133.
Abdt, Thomas, II. 108.
Abecken, IV. 84.
Abel, Gegner Kants, II. 291.
Abelin, Joh. Phil., I. 322.
Abgeſang, in den Dichtungen der Meiſterſänger, I. 118., bei den Minneſängern, 159.
Abraham a St. Clara, I. 321.
Abſchatz, Hans Aßman von, I. 310.
Ackermann, Johann, I. 229.
Acta eruditorum, I. 318.
Adelung, Joh. Chriſtoph, IV. 76.
Aeneas Sylvius Piccolomini, I. 187, 194.
Aeſthetik, deren Stellung zu Leſſings Zeit, II. 69 f. 98. 101. 117., Jean Pauls, III. 294. Hegels, IV. 13 f. — der Gartenkunſt, IV. 173 f.
Agricola, Johann (Schnitter), I. 216.
— Rudolph, I. 187.
Agrippa von Nettesheim, I. 226.
Ahasverſage, I. 167. 218., von Goethe zur Bearbeitung vorgeſetzt, III. 360, von Moſen behandelt, IV. 139 f.
Albert, Heinrich, I. 272.
Albertini, Baptiſt von, III. 259.
Albertinus, Aegidius, I. 273.
Albertus Magnus (von Bollſtädt), I. 144, 153.
Alberus, Erasmus, I. 231.
Albini, IV. 98.
Albrecht von Eyb, I. 178.
Albrecht von Halberſtadt, I. 121.
Alcuin, I. 21.
d'Alembert, Jean le Rond, II. 276.
Alexandersage, deren Bearbeitung, I. 120.
Alexandriner, deren Einführung, I. 256.
Alexis, Willibald (Häring), III. 221., IV. 213.
Allemannen, I. 15., das Allemanniſche, 27.
Alliteration, I. 18.
Alphabeth, deſſen Bildung, I. 7.

Alphart's Tod, I. 64.
Altdeutsche Periode, I. 15 f., — altdeutsche Baukunst, I. 151, also von Goethe benannt, III. 346, — altd. Malerei, I. 153.
Althochdeutsche, das, I. 13 f. 17.
Altsächsische Evangelien-Harmonie, I. 19.
Alxinger, Joh. Baptist von, II. 199. 200 f.
Amadis, der, I. 218.
Amalie, Herzogin-Regentin von Weimar, II. 143.
— Prinzessin von Sachsen, IV. 100 f.
Amarantes (Herdegen), I. 250.
Amelungen, die, I. 8. 9. 66.
Amis, Pfalz, vom Stricker, I. 115.
Amthor, Christoph Heinrich, I. 310. 313.
Analytische Methode der Philosophie, I. 287.
Ancillon, Friedrich, III. 100. IV. 91.
Andreä, Joh. Valentin, I. 253. 255.
Angelus Silesius (Scheffler), I. 271.
Angely, IV. 98.
Anno, der heilige, Lobgesang auf ihn, I. 116., — entdeckt 260.
Anselm von Canterbury, I. 143.
Apel, Joh. Aug., III. 213.
Archenholz, Joh. Wilh. von, IV. 66.
Ariost, I. 253, deutsch übersetzt, 256.
Arius, I. 137. Arianer, 10.
Aristotelische Philosophie, I. 141, neue Würdigung durch die hegelsche Philosophie, IV. 37.
Arnd, Eduard, IV. 103 f.
Arndt, Johannes, I. 218.
— Ernst Moritz, III. 205.
Arnim, Ludw. Achim von, III. 158. 161. f., 124. 139., ironische Auswüchse bei ihm, 122, — Schriften, 162; Gräfin Dolores, 162 f., die Kronenwächter, 163., Isabelle von Aegypten, 162, das Athenäum, 115. 126. 146, Ausflüge mit Hölderlin, 209, Vorwort zu Marlows Faust, 424 (sämmtl. Werke 1839 herausgegeben von W. Grimm).
— Bettina von, geborene Brentano, s. Bettina.
Arnold, Gottfried, I. 272. 322.
Artur, Gralfred, I. 51.
Artus, König, I. 92, Stammland der Sagen über ihn und seine Paladine, 51, Sagenkreis, 85 f.
Asceſe, die, I. 136.
Aschbach, IV. 53.
Assig, Hans von, I. 310.
Aß, Friedrich, III. 103.
Athis und Prophilias I. 120.
Aufklärer s. Anton Alexander, Graf von, s. A. Graun.
Auffenberg, Joseph von, III. 213. 228.
August Emil Leopold, Herzog von Gotha, III. 296. 299.
Augustinus, I. 138.
Aventinus (Joh. Thurmayer), I. 193.
v. Aprendoff, Kornelius, II. 45.
Ayrer, Jakob, I. 229.
Bade, Joseph Maria, III. 224.
Bachmann, IV. 7. 34.
Bacon, Francis, von Verulam, I. 237. 281. 285 f.
Bader, Franz von, III. 106. 107.
Baggesen, Jens, II. 211.
Baierische Chronik, I. 193.
Balde, Jacob, I. 271.
Balsamo, Joseph, s. Cagliostro.
Baltisch, Franz (Hegewisch), IV. 90.
Bar, ein Gesang der Meistersänger, I. 159.

Barden. I. 6.
Bardesanes, I. 136.
Bardili, Christoph Gottfr., II. 295.
Barlaam und Josaphat, I. 122.
Barrius. I. 6.
Barthold, IV. 75.
Baserow, Joh. Bernh., II. 276. Goethe's Bekanntschaft, III. 359.
Basilides, I. 136.
Basilius, I. 137.
Bauer, Bruno, IV. 24, 26.
Bauernfeld, IV. 101.
Baukunst, mittelalterliche, I. 151 f., byzantinische und gothische, 152.
Baumann, Nicolaus, I. 176.
Baumgarten, Alex. Gottlieb, II. 70, 275.
Bayle, Pierre, I. 297.
Baythoffer, IV. 24, 40.
Beattie, Johannes, II. 277.
Bechstein, Ludw., III., 254, 424.
Beck, Christian Daniel, IV. 66.
– Karl, IV. 141 f. 143 f. 151. (Ein Band „stille Lieder" erschien 1840 und die Tragödie „Saul" ist für die Bühne gedruckt.)
– Sigmund, II. 295.
Becker, Karl Friedrich, IV. 71, 76.
Beda, I. 142.
Beer, Michael, IV. 135.
Beer, s. A. v. Binzer.
Behelm, Michael, I. 161.
Bellarmin, Robert, I. 242.
Bellinghausen, Graf v. Münch-B. s. Halm.
Benary, IV. 24.
Benecke, Georg Friedrich, III. 231. Herausg. des Ebelsteins, I. 129.
Benkowitz, Karl Friedr., III. 424.
Benzel-Sternau, Karl Christian, Graf zu, III. 320.
Berg, Franz, Gegner Schellings, III. 98.
Berger, J. E., III. 103, 110.
Berkley, I. 237.
Berlichingen, Götz von, seine Selbstbiographie, I. 219. Goethe's Dichtung, III. 353 f., 346, 351, 352, für die Bühne bearbeitet, 405.
Bernhard von Clairvaux, I. 144.
Berthold, Franziskaner, I. 132, 193.
Besser, Johann von, I. 314.
Bettina von Arnim, geborene Brentano, IV. 203 f. 205, 206, III. 159, 161, 222, 439, IV. 179.
Beyer, II. 199.
Beza, I. 235.
Bibel, deren Einfluß auf die Romantik, I. 32., deutsche Uebersetzung, 210 f., – die weltliche Bibel s. v. w. der Freidank, I. 128.
Biese, IV. 37.
Binzer, August von, IV. 168.
Birch-Pfeiffer, Charlotte, III. 215.
v. Birken, Siegmund, I. 268, 274, 322.
Blasche, Gegner Schellings, III. 95, 104.
Blum, Karl, IV. 98.
Blumauer, Aloys, II. 201 f. 199.
Blumenhagen, III. 213, 217.
Blumenorden, der gekrönte, I. 250.
Boas, Eduard, I. 270.
Bodmer, Joh. Jacob, II. 18 f., IV. 75, sein Einfluß auf Wieland, II. 131 f.
Böckher, Joh., I. 321.
Böhme, Jacob, I. 237 f.
Börne, Ludwig, IV. 180 f. 219, 231, III. 221, 314, IV. 96, 98, 177, sein publizistischer Einfluß, IV. 88, Maßstab der Beurtheilung über ihn, 80; unter dem Gesichts-

punkte der Freiheit, 94; sein Einfluß auf den Styl, 219.
Boëthius, I. 141.
Böttiger, II. 155 f., Kenner des Alterthums, IV. 72; thätig für Kunstgeschichte, 75.
Bogusławski, Karl Andreas von, II. 211.
Bohse, August, I. 311. 321.
Boje, Heinrich Christian, II. 180.
Bollstädt, Adalbert von, (Albertus Magnus III.) I. 141.
Bonaventura, I. 144.
Boner, der Ritter Gottes, I. 129.
Bonnet, Karl, II. 276.
Borr, IV. 72.
Bouterwek, Friedrich, II. 295. 312. IV. 76.
Brachmann, Louise, III. 213.
Brahis, IV. 29. 27.
Brant, Sebastian, Verfasser des Narrenschiffes, I. 178., von Priamein, 177.
Braunschweiger Reimchronik, I. 117. — Stadtrecht, 132.
Brawe, Joachim Wilhelm von, II. 29.
Brechtel, I. 254.
Bredow, Gabriel Gottfr., IV. 71.
Breidenbach, Bernhard von, I. 162.
Breitinger, Joh. Jacob, II. 18 f. 14.
Bremische Beiträge, II. 23.
Brentano, Clemens, III. 159 f. 124. 139, ironische Auswüchse deselben, 122. f. Schriften, 159.
Brinkmann, Carl Gustav von, II. 315.
Breitschneider, Karl Gottlieb, III. 244, IV. 39.
Brenner, Christoph Friedr., III. 224.
Brockes, Barthold Heinr., I. 313. sein Einfluß auf Wieland, II. 128.
Bronikowski, III. 217.
Bronner, Xaver, III. 213.
Brown, IV. 173.
Brückner, II. 196.
Brüderschaft der Jünger der ewigen Weisheit, deren Regel, I. 195.
Brummer, Johann, I. 228.
Bruno, Giordano, I. 237.
Buch der Liebe, I. 162.
— von den sieben weisen Meistern, I. 164.
Buchdruckerkunst, deren Erfindung, I. 184. 162.
Buchholz, Andreas Heinrich, I. 271. 274.
Buchner, August, I. 262. 269.
Buchsbaum, Siet. I. 161.
Buchstabe zur Buchstabenschrift, I. 7.
Burdeus, Franz, I. 303.
Büchner, Georg, IV. 256.
Büdeler, der, I. 192.
Büdeler, Friedrich Ludw., III. 221.
Bülau, IV. 91.
Bünau, Heinrich, Graf von, I. 322, II. 112.
Bürger, Gottfried August, II. 181. III. 125.
Büsching, III. 231, IV. 75.
Bühl, IV. 25. 36.
Burgundische Chronik, I. 169. 193.
Burkart von Hohenfels, I. 169.
Burschenschaft, die, III. 203, IV. 87. 221.
Bußgesänge, I. 174.
Butschky, I. 271.
Byron, George, IV. 215 f. 225. 226. 227.
Byzantinischer Baustyl, I. 152.
Cagliostro (Joseph Balsamo), II. 151.
Calderon, übersetzt von W. Schlegel, III. 129. 131.

Calker, II. 312.
Calvin, I. 225. 264. Ausbreitung seines Glaubens, 240.
Campanella, Thomas, I. 237.
Camre, Joach. Heinr., II. 276. IV. 76.
Camrens, IV. 74.
Canitz, Ludw. Fr. Rudolph von, I. 310. 314 f.
Carlyle, Thomas, III. 439. 420.
Carpocrates, I. 136.
des Cartes, René, I. 237. 253. 282. 289 f.
Carteſius, ſ. v. w. des Cartes.
Carus, III. 438 f., über Goethe's Fauſt, 427.
Caspar von der Rön, I. 64. 68. 175.
Caſſiodor, I. 141.
Celtes, Conrad, I. 177. 187.
Chamiſſo, Adalbert von, IV. 130 f. 120. 210. Bearbeitung der Fauſtſage, III. 424. (Eine Geſammtausgabe der Werke und eine Stereotyp-Ausgabe des P. Schlemihl hat Jul. Ed. Hitzig 1839 beſorgt.)
Chanſons, I. 53.
Charakteriſtiken der jungen Literatur, IV. 212. 232. 247.
Chaudrun, I. 75.
Chemnitz, Bogislav Philipp von, I. 322.
Chrétien von Troyes, I. 51.
Chriſt, Joh. Friedr., II. 115. IV. 72.
Chriſtenthum; Weſen und Ausbildung, I. 133 f., Aufnahme und Einfluß auf die Poeſie, 10 f. 79, Schwinden der chriſtlichen Idee in der Philoſophie, 279 f., Herder's Anſicht, II. 222. f., vom Hegel'ſchen Standpunkte, IV. 27. 44., die hiſtoriſche Kritik von Strauß, IV. 43 f.
Chroniken: älteſte, I. 169. 193, im Nachmittelalter, 218 f., in Reimen, 116. 117, lateiniſche, 21.
Chryſoſtomus, I. 137.
Cid, der, bearb. von Herder, II. 241. Operntext von Grabbe, IV. 111.
Cieszkowski, Auguſt von, IV. 51.
Claudius, Matthias, II. 199. 196.
Clauren, H. (Heun), III. 218. 213. Parodie Hauff's, III. 218. IV. 145. 146.
Clemens VIII., Papſt, I. 242.
Cöllner Reimchronik, I. 117. — Kirchenſtreit, IV. 48. 82.
Coleb rooke, III. 139.
Collin, Heinr. Joſeph von, II. 212.
Condillac, II. 276.
Conteſſa, Karl Wilhelm, Salice-, III. 227.
Conradi, IV. 31.
Copernikus, I. 237.
Coſmitzer Concil, I. 183.
Couſin, IV. 38.
Cramer, Joh. Andreas, II. 22. 29. 49. Gellerts Biograph, 26. — K. G. III. 213. 217.
Creuzer, III. 251. IV. 193.
Cronegk, Joh. Friedrich von, II. 29.
Crouſaz, II. 275.
Cruſe, III. 221.
Cruſius, Chriſtian Ernſt, II. 275.
Dach, Simon, I. 272.
Dahlmann, Friedr. Chriſtoph, IV. 89.
Dalberg, Johann von, I. 187.
Dalberg, Wolfgang Heribert von, ſein Verhältniß zu Schiller, III. 22. 24. 27. 31. 33, zu Jean Paul, 299.
Danaïs, Peter, I. 255.
Dante, I. 181., Ueberſetzungen, IV. 133.
Daub, Karl, IV. 8. 38. 40., ſein

Schüler und Biograph Rosenkranz, 34.
Daumer, III. 104.
David, Lucas, I. 219.
Ben David, Lazarus, II. 294.
Decius, Nicolaus, I. 224.
Dedekind, Friedr. I. 229. 322.
Deinhardstein, Ludwig Franz, IV. 98.
Deismus, II. 288.
Dellbrück, Joh. Friedr. Ferd., III. 427.
Denis, Michael, II. 45. 146.
Depping, II. 74.
Deßler, Wolfgang Christoph, I. 272.
Detmold, IV. 156.
Deutsche Ordens Reimchronik, I. 117.
Deutschland, junges, siehe Junges Deutschland.
Devrient, Ludwig, III. 226.
Deycks, III. 427.
Dialektik, I. 141. Dialektiker, wer ein solcher heißt, 286.
Didaktische Dichtung, deren Werth, I. 124 f., im Nachmittelalter, 231.
Diderot, II. 276., übers. von Göthe, III. 404.
Dietmar (von Merseburg) I. 21.
— von Ast, I. 56.
Dietrich von Bern, I. 61. f. — Ahnen und Flucht zu den Hunnen, I. 64.
Dingelstedt, Franz, über Freiligrath, IV. 143.
Dippold, IV. 66.
Docen, III. 231. IV. 75.
Döring, Georg, III. 217.
Dohm, G. K. W. II. 180. 196.
Doketen, I. 136.
Dommerich, II. 18.
Drärler-Manfred, IV. 135.
Drama: dessen Anfang, I. 177. Anlage dafür im Mittelalter und später 227, im siebzehnten Jahrhundert, 266, zu dessen Schluß, 322, in neuester Zeit, IV. 98. 118. 119.
Dramaturgisches: von Lessing, II. 67, von Schiller, III. 33. 38, von W. v. Schlegel, 128. f., von Tieck, 176. f., von Göthe, 388, von Börne, IV. 181. f.
Drollinger, Karl Friedrich, II. 14.
Droysen, IV. 72.
Düntzer, III. 427.
Dürer, Albrecht, I. 215.
Duller, Eduard, III. 254. IV. 164 f., über Grabbe, 106 f.
Dunker, Max, IV. 71.
Dusch, J. J. II. 49.
Eber, Paul, I. 224.
Eberhard, Pfaffe, Verfasser der Gandersheimer Reimchronik, I. 117.
— Johann August, II. 50. 109. 275. III. 237. Kants Gegner, II. 294.
Ebert, Johann Arnold, II. 28. 22.
— Egon, IV. 135.
Ebnerin, Marie, I. 193.
Echtermeyer, Th., IV. 25, über den Simplicissimus, I. 275.
Ecke's Ausfahrt, I. 62.
Eckehard, I., von St. Gallen (nicht Eckhard), I. 20.
Eckermann, III. 419. 421. 431. 440.
Eckstein, von, IV. 91.
Edda, celtische, I. 92.
Edelstein, der, I. 129.
Eginhard, I. 22.
Eidgenössische Chronik, I. 193.
Eichendorf, Joseph von, III. 229 f., 190. 202.
Eichhorn, IV. 66. 76.
Einsiedel, Fr. Hildebr. von, III. 436.
Ekkart, I. 193.

Eleonore, Erzherzogin von Oeſterreich, I. 163.
Elloresleres, ſ. u. Fiſchart.
Elifabeth von Naſſau-Saarbrück, I. 163.
Elſaſſiſche Chronik, I. 193.
Empirik, wer ein ſolcher genannt wird, I. 286.
Enen, I. 120.
Encyklopädiſche Bildung, I. 284. 297, Encyklopädiſten in Frankreich, II. 276.
Enke, III. 427.
Engel, Joh. Jakob, II. 108. 276, ſeine Vorrede zu Mendelſohns Vertheidigung Leſſings, 103.
Epgen von Repgow, I. 131.
Epigramme, des ſpäteren Mittelalters, I. 177, der erſten ſchleſiſchen Schule, 268, am Schluß des 17. Jahrhunderts, 311, vergl. auch Xenien.
Erasmus von Rotterdam, I. 187. 189.
Erdmann, IV. 37. 38. 40. 41.
Erek und Enite, I. 94.
Erigena, Scotus, I. 112.
Erkenbold, I. 164.
Erneſti, Joh. Auguſt, IV. 52. der Populärphiloſophie angehörig, II. 275. III. 337, ſein Einfluß auf Leſſing, II. 60. 63. 124.
Erwin von Steinbach, I. 153, Goethe's Aufſatz über ihn, III. 346.
Eſchenbach, Wolfram von, I. 54. 104, ſeine Armuth, 174, ſeine Stellung zum Mittelalter und Gottfried von Straßburg, 95. 109. 114, Biſſr. des Wilh. von Oranſe, 83, bearbeitet die Gralsſage, 95, und die Alexanderſage, 120, ſein Antheil am Titurel, 99. 102, ob Verfaſſer des Lohengrin, 105, ob Biſſr. des Landgraf Ludwig von Thüringen, 116.
Eſchenburg, Joh. Joach., II. 276, Biograph Hagedorns, II. 17.
Eſchenmayer, C. A., II. 312. IV. 44, Schellings Gegner, III. 98. 99.
Eyck Verhaltung, I. 64.
Eulenſpiegel, Tyll, I. 165. 166.
Evangelium Johannis, I. 7.
Evangelienharmonie Otfrids, I. 19.
Ewald, Georg Heinr. Aug., IV. 73.
Eyb oder Eybe, Albrecht von, I. 194.
Eyke von Repgow, I. 131.
Fabeln: im Mittelalter, I. 129, im Nachmittelalter, 231, in neuerer Zeit, II. 26. 210.
Fabliaux, die, I. 52.
Falk, Joh., über Goethe, III. 431.
Fallmerayer, IV. 72.
Faraday, III. 95.
Faſtnachtsſpiele, I. 167. 229.
Fauſtſage, I. 166 f., III. 422 f., Proſabearbeitung, I. 218. Dichtungen, IV. 122 f. 124. 125.
Fechner, (D. Mireſi) III. 324.
Feder, Joh. Georg Heinr., II. 276, Gegner Kants, 294.
Feierabend, I. 162.
Feind, Barthold, I. 313.
Ferdinand II., Kaiſer, I. 243.
Ferguſon, II. 277.
Fernow, IV. 76.
Fleuchtersleben, von, IV. 136.
Feuerbach, Ludw., IV. 24. 37. 50.
Fichte, Johann Gottlieb, II. 296 f. 279, III. 88. 98. 114. 346, ſein Verhältniß zu Schiller, III. 56, zu Schelling, 98. 99, ſein Einfluß auf Fr. Schlegel, 149.
— Immanuel Hermann, IV. 28. III. 110, IV. 6. 27.

Fierabras, I. 162.
Finkenritter, der, I. 166.
Firmamentsweis, die, I. 159.
Fischart, Johann Friedrich (Menzer, Elleposkleros, Reznem), I. 219. 230.
Fischmenzweiler, s. v. w. Fischart.
Flathe, Ludw., IV. 72.
Flatt, F., Gegner Schellings, III. 99.
Flecke, Konrad, I. 114.
Flemming, Paul, I. 269, geistlicher Liederdichter, 264.
Florenz, s. Eichendorf.
Flos und Blankflos, I. 114, ob zur Karlssage gehörig, 83, bearbeitet im Buche der Liebe, 162.
Foe, Daniel de, I. 321.
Förster, Fr., III. 205. IV. 75. Herausgeber Hegels, IV. 8.
Follenius, Emanuel Friedr. Wilh. Ernst, III. 205.
Forster, Joh. Georg Adam, IV. 85.
Fortunat, die Mähr vom, I. 166, Prosabearbeitung, 218.
Fränkische Periode, I. 15. f.
Frank, IV. 101.
Franke, August Hermann, I. 320. 310.
— Johann, I. 272.
— Sebastian, I. 217.
Frankenreich, das, I. 15.
Frauenlob, Heinrich, I. 166.
Freidank, der, I. 128.
Freiheit, vom Standpunkte der jungen Literatur, IV. 93 f.
Freiligrath, Ferdinand, IV. 141 f. 120. III. 190.
Friedrich I., Barbarossa, I. 50.
— II., deutscher Kaiser, I. 117. 119.
— II., der Große, König von Preußen, sein Verhältniß zur deutschen Literatur, II. 23. IV. 84.
Friedrich III., deutscher Kaiser, I. 181.
Fries, Jacob Friedrich, II. 295. 312, Gegner Schellings, III. 98, sein Roman: Julius und Evagoras, IV. 165.
Frisch, II. 50.
Frischlin, Nicodemus, I. 229.
Frisius, Friedrich, I. 322.
Fröhlich, A. E., III. 259.
Irrgedank, der, I. 128.
Fürst, Orientalist, IV. 73.
Fulda, II. 50.
Funck, von, IV. 66.
Gabler, Georg Andreas, IV. 7. 24. 25.
Gärtner, Karl Christian, II. 28.
Gagern, Heinr. Wilh. Aug., IV. 88.
Galfred Artur, I. 51.
Gallitzin, I. 237.
Galliarden, eine Liedes- und Sangesform, I. 230.
Gallisch, II. 199.
Gallizin, Amalie, Gräfin von Schmettau, Fürstin, II. 247, deren Kreis, II. 277. Goethe's Besuch, III. 387.
Gandersheimer Reimchronik, I. 117.
Gans, Eduard, IV. 34 f. 24, Kampf gegen Savigny, 35, Herausgeber Hegels, 35.
Ganshein, Johann, I. 169.
Gartenkunst, IV. 173. f.
Garve, Christian, II. 109. 276, Gegner Kants, 291.
— Karl Bernhard, III. 260.
Gasse, I. 51.
Gaßner, Pater, II. 150.
Gatterer, J. Ch., II. 124. IV. 52.
Gaudy, Franz Bernhard Heinr. Wilh. von, IV. 132 f. 131. 134. (geb. d. 19. April 1800, starb den 5. Febr. 1840 in Berlin).

Gaupp, Ernst Theodor, IV. 74.
Gebäude, eine Versart der Meistersänger, I. 159.
Gedike, Friedr., II. 199.
Gedrut, I. 169.
Geiler von Kaisersberg, I. 178.
Geistlichkeit, fränkische, I. 15 f., geistliche Schauspiele, 177.
Gelblöwenhautweis, die, I. 159.
Gellert, Christian Fürchtegott, II. 23 f. 22.
Genie, III. 350.
Genofeva, I. 164, von Tiek, III. 171, vom Maler Müller, 180.
Genossenschaft, die deutsch gesinnte, I. 247.
Gentz, Friedrich, IV. 85 ff. 212. seine Beziehung zur romantischen Schule, III. 150.
Gerbert, I. 21. 143.
Gerhard, Paul, I. 271.
— Ed., III. 252.
Gerlach zu Limburg, I. 169.
St. Germain, (Aymar und Marquis de Betmar,) II. 150.
Gerstenberg, Wilhelm von, II. 45.
Gervinus, Georg Gottfried, IV. 80. f., seine Behandlung der Literaturgeschichte, I. 96. 97. III. 134. IV. 76 f., über Goethe, III. 443.
Gesätz, als Strophe der Meistersänger, I. 118.
Gesellschaften, literarische im 17. Jahrh., I. 245. 246 f., zu Anfang des 18. Jahrh. in Leipzig, II. 14 f. — Die deutsche, I. 250, Leipziger deutsche, II. 14, der freien Künste, II. 15, fruchtbringende, I. 246, der Pegnitzschäfer, I. 250, der poetische, I. 250, II. 14.
Geschichte, deren Konstruktion, I. 280 f., deren Auffassung, III. 93, deren Philosophie, IV. 18 f. — der Philosophie, IV. 24.
Geschichtsschreibung, I. 322, IV. 51 ff. Schiller's, III. 52, der Belletristik, III. 127.
Geschmack, dessen Wichtigkeit in der modernen Literatur, I. 251 f.
Geßner, Salomon, II. 42 f.
Geyler, Johann, I. 194.
Ghibellinen, I. 147.
Giseke, Nicol. Dietrich (Köszeghi), II. 29. 22. 49.
Giordano Bruno, I. 237.
Glasmalerei, I. 153.
Glaßbrenner, Adolph, III. 324.
Gleim, Joh. Wilhelm Ludwig, II. 39 f., sein Verhältniß zu Wieland, II. 144.
Glossarien, geistliche, I. 7. 20.
Glosse zum Evangelium Johannis, I. 7.
Gnostik und Gnostiker, I. 136.
Göckingk, Leopold Friedrich Günther von, II. 197. 199.
Goeli, I. 169.
Görres, Joseph, III. 150 f. 166. 169. 121. über Mythus 251. — Schriften: Athanasius, IV. 48, die Triarier 48, der rheinische Merkur 87. — Literarhistorike., IV. 75.
Göschel, Karl Friedrich III. 115. 427. IV. 24. 25 f.
Goethe, Joh. Wolfgang von, III. 325 ff. I. 203., sein Kunstsinn, III. 340. 341, thätig für Kunstgeschichte, IV. 75, als Naturforscher, III. 409, seine Correktheit des Stils 398. — Verkehr mit Eckermann, III. 419. 421, mit Meyer 376. 380. 394, mit Riemer 419. 421, mit Fr. v. Staël 403 f., mit F. A. Wolf 393. 402. 404. 405, mit dem Schauspieler Wolf 402. — Die

Verbindung mit Schiller, III. 4. 47. 65 f. 393 f., sein Verhalten zu Kants Philosophie, II. 238. 292, seine Theilnahme für Hamann, II. 254, für Jung Stilling, III. 233, die Polemik gegen Wieland, II. 140. 147, gegen die Romantik, III. 165, sein Urtheil über Hegel, III. 446, über die schwäbische Schule, III. 218, sein Gegensatz zu Jean Paul, III. 269. 281 f., sein Einfluß auf die junge Literatur, IV. 95. 96. 199. 217, Rahel und Bettina gegenüber, IV. 206. — W. Schlegels Kritik über ihn, III. 132, Angriffe Börne's, IV. 191, Menzels, IV. 191. 193.

Schriften: Lieder, III. 366, Alexis und Dorä 393, die Braut von Corinth 394, der westöstliche Divan 412 f. 395, Noten zu dessen Verständniß 413. 415, Euphrosine 397, der Gott und die Bajadere 394, der neue Pausias 393, römische Elegien 385, venetianische Epigramme 385, Xenien 394. 67. — Achilleis, III. 397 f., Hermann und Dorothea 394. 390. 391, Plan zur Nausikaa 378, Reinecke Fuchs 389. 390. 391, Hans Sachs 371. — Egmont, III. 369. 367. 368. 379. 381, theatralisch bearbeitet von Schiller 84, Faust 422 ff. 346. 350. 381. 393, erster Theil 368. 406. 426, zweiter Theil 395. 421. 426 f., die Erklärer 427, Gen von Berlichingen 353 ff. 346. 351. 352, für die Bühne bearbeitet 405, Iphigenia 374. 422. 423, Mahomet übersetzt 399, die natürliche Tochter 399 f. 402 f., Plan eines W. Tell 401, Tasso 382 f. 377. 381. 422. — Clavigo, III. 362 f., die Geschwister 371, die Laune des Verliebten 339. 367, Claudine von Villa bella 367, Rameau's Neffe von Diderot, übers. 404, Stella 367. 368. — Singspiele, III. 367. 381. Elpenor 372, Epimetheus 428, Epimenides 412, Erwin und Elmira 367, die ungleichen Hausgenossen 384, das Jahrmarktsfest 358, Palaophron und Neoterpe 401, Prometheus 428, Proserpina 371, Zauberflöte fortgesetzt 384, Prolog zu Barths neuesten Offenbarungen 358, der Bürgergeneral, III. 390. 391, Götter, Helden und Wieland 358. 364, die guten Frauen 401, der Groß-Kophta 378. 385. 389, Hanswurstis Hochzeit 364. 366, Lila 371, der neue Paris 329, der Triumph der Empfindsamkeit 371, die Vögel 372, das Vorspiel 402. — die Aufgeregten, III. 390. 391, Unterhaltungen der Ausgewanderten 390. 391 f., Wilhelm Meisters Lehrjahre, III. 394 ff., 69. 373. 384, Bekenntnisse einer schönen Seele 343, W. Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden 415 f. 407. 411. 412, IV. 206, die Wahlverwandtschaften, III. 394. 387. 407 f., Werthers Leiden 356 f. 352, Morphologie, III. 415. 411. Abhandlung über die Zwischenknochen 385. Metamorphose der Pflanzen 384. 397. 411. Farbenlehre 409 f. 385. 406. Diderot von den Farben 398, und Theorie übersetzt 401. Die juristische Doctordissertation 347. — Charakteristik Winkelmanns, II. 113. 111, III. 404. IV. 211. Ph. Hackerts Leben, III. 406. Uebersetzung Cellini's 394. Aufsatz über altdeutsche Baukunst

346. Kunst und Alterthum 415. 412. Propyläen 394. — Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, III. 409. 363. 364. 387. Harzreise im Winter 370. Die Wanderung von Genf auf den Gotthard 372. Die italienische Reise 374. 412. Das römische Carneval 381. Briefwechsel mit Schiller, III. 393 ff., mit Klopstock 361, mit Merk 363. 435, mit Zelter 439, mit einem Kinde, IV. 208.
Göttling, IV. 75.
Göttinger Dichterverein, II. 178 f., Hüseriker III. 123, IV. 52.
Göze, Johann Nicolaus, II. 40 f.
Göze, theologischer Streit mit Lessing, II. 82 f. 74. 78.
Gotha, August Leopold Emil, Herzog von, III. 296. 299.
Gothen, I. 5, gothischer Dichtungskreis des Mittelalters 58. 59, gothischer Baustil, 152.
Gotter, Friedr. Wilhelm, II. 179, sein Verkehr mit Goethe, III. 351.
Gottfried von Strasburg, I. 59, dessen poetischer Charakter 106. f. 113, Opposition gegen Wolfram von Eschenbach, 95. 109. 114, seine dramatische Anlage, 227.
Gottsched, Joh. Christoph, II. 14, IV. 75, dessen Einfluß, I. 316 f.
— Louise Adelgunde Victorie, geb. Kulmus, II. 16.
Grabbe, Dietrich Christian, IV. 104 f., III. 190. 425.
Graff, III. 231, IV. 75.
Gräff, Joachim, I. 229.
Gräter, III. 231, IV. 75.
Graf, der heilige, I. 97, Stammland der Sagen von ihm, 51, Sagenkreis, 85 f., 95 f.
Greflinger, Georg, I. 316.
Gregor von Nazianz, I. 137.
Gregor von Nyssa, I. 137.
— XIII., Pabst, I. 242.
Greifenson, Samuel, I. 275.
Gries, Uebersetzer des Dante, IV. 133.
Griesbach, II. 124.
Grillparzer, Franz, III. 189. 198 f. 195.
Grimm, Gebrüder Jacob und Wilhelm, III. 231, IV. 75.
— Jacob, Herausg. des Hildebrandliedes und des Wessobrunner Gebetes, I. 18.
Griseldis, I. 164, Drama von Halm, IV. 101.
Grotius, Hugo, I. 253. 289. IV. 83.
Grün, Anastasius (Ant. Alex. v. Auersperg), IV. 136 ff., III. 190, IV. 120. 134.
Gruppe, IV. 75. 243.
Gryphius, Andreas, I. 266.
— Christian, I. 310.
Gudrun, I. 75.
Gutzkow, Karl, IV. 227 ff. 200, Verhalten zu Menzel, IV. 198. 200. 201, Verhältniß zum jungen Deutschland, 200. 202, sein Stil, 220, Ausspruch über die schwäbische Schule, III. 249, über Goethe, 415, über Kühne, IV. 247. — Schriften: Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, 232. Blasedow und seine Söhne, 220. 235. 237, Briefe eines Narren an eine Närrin, 231, Jahrbuch der

Literatur, 233, Herausgabe der Lucinde, III. 239, IV. 234, Maha Guru, 235, Nero, 236, öffentliche Charaktere, 232, die rothe Mütze und die Kapuze, 232. 233, Seireen, 235, Seraphine, 235. 236. 237, Wally die Zweiflerin, 200. 234. (In den Jahren 1839 und 1840 sind „Richard Savage“ und „Werner“ von G. auf die Bühne gebracht worden, auch hat er eine Tragödie „Saul“ geschrieben.)
Haase, Karl, III. 210. 305.
Hadlaub, Joh., Meißer, I. 56. 169.
Häberlin, Franz Dominicus, IV. 52.
Häring, S. W. Alexis.
Hagedorn, Friedrich von, I. 313. II. 11 f.
Hagen, Gottfried, Verfasser der Gothaer Reimchronik, I. 117.
— Friedr. Heinr. von der, III. 221. IV. 75, Ausg. des Heldenbuches, I. 76, des Manessischen Kodex, 57, sein Urtheil über Mundt, IV. 246.
Hahn, II. 194. IV. 76.
Hahn-Hahn, Ida, Gräfin von, IV. 168. (Außer „neue Gedichte“ und „Venetianische Nächte“ erschienen 1839 „Astralien“ und „der Rechte“, und 1840 „Jenseits der Berge“.)
Hainbund, der Göttinger, II. 178 f., frühere Theilnehmer, 196 f., Goethe's Berührung damit, III. 351.
Haltrich, III. 228.
Halle, III. 123. 124, IV. 210, Hallischer Dichterkreis, II. 39 f.
Haller, Albrecht von, II. 11 f.
— Carl Ludwig von, III. 102. IV. 87.
Hallmann, Joh. Christian, I. 310. 322.
Halm, Friedrich (Graf von Münch-Bellinghausen), IV. 101 f.
Haltaus, II. 50.
Hamann, Johann Georg, II. 247 f., 271., III. 301. 351, Gegner Kants, II. 294, seine Einwirkung auf Goethe, III. 351.
Hamerken, Thomas, s. Th. a Kempis.
Hammer-Purgstall, Joseph von, IV. 72.
Hammerlein, Thomas, s. Th. a Kempis.
Hanke, I. 310.
— Henriette, III. 222, IV. 168.
Hanswurst, dessen Einführung ins Schauspiel, I. 229, Abschaffung durch Gottsched, II. 16, Lessings Urtheil über den Harlekin, II. 75.
Harpel, I. 3. 7.
Hardenberg, Friedrich von, s. Novalis.
Harder, Konrad, I. 166.
Harmonismus Leibnizens, I. 298.
Harring, Harro, III. 125.
Harsdörfer, Georg Philipp, I. 250. 274. 321.
Hartmann, II. 109.
— von der Aue, I. 55, Verfasser des Iwain, 94, des armen Heinrich, 117.
Hasler, I. 254.
Hauff, Wilhelm, IV. 145 f., III. 221, der Mann im Monde, III. 218, IV. 146.
Havemann, Wilhelm, IV. 71.
Hebel, Joh. Peter, III. 218.
Heeren, Arn. Herm. Ludw., IV. 51. 66.
Heermann, Johann, I. 271.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, IV. 3 f., I. 293. II. 278, Lebensdata, IV. 6 f., Umriß der Lehre, IV. 9 f., Herausgeber seiner Werke, IV. 8. 13. — Hegelsche

Pantheismus des Systems, IV. 27. 28. Die Naturphilosophie, 32. Das Aesthetische, 37. — Annäherungspunkt an Fichte, II. 302, sein Verhältniß zu Schelling, III. 94 95, zu Solger, 104, zu F. Schlegel, 119, zu Schleiermacher, 216, zur romantischen Schule, 116. 118. 123, sein Einfluß auf Historiographie, IV. 51, auf Staatswissenschaft, 90 f., auf die junge Literatur, 95. 96. — Krause's Einwand gegen ihn, III. 110. Schellings Tadel, 111. — Sein Urtheil über die kritische Philosophie, II. 287, über Schiller als Aesthetiker, III. 58, über Goethe, III. 416, über Paller, 102, über die Schlegel, 119, über Hirt, IV. 15, über die Aristotelischen Einheiten, III. 135, über den christlichen Mythus, IV. 41.

Hegel'sche Schule, IV. 23 f., deren Partieen, 23, ihre praktische Wendung, 50.

Hegelingen, die, IV. 50.

Hegewisch (Franz Baltisch), IV. 89.

Hegner, Ulrich, IV. 147.

Heidelberg, III. 121.

Heine, Heinrich, IV. 213 ff. III. 190. 413. IV. 88. 96. 108, als Lyriker, IV. 121. 122. 123. 169. 177 ff., seine publizistische Einwirkung, IV. 183, das Verhältniß zum jungen Deutschland, IV. 201. 202, den Hegelianern gegenüber, III. 123, sein Urtheil über die romantische Schule, III. 118, Tiecks Angriff gegen ihn, III. 176, der Streit mit Platen, IV. 126, Ausspruch über Gutzkow, IV. 228. — Schriften: Buch der Lieder, IV. 214, französische Zustände 224, Vorrede zu Kahldorf über den Adel 224, die romantische Schule, III. 163. IV. 221, Reisebilder, IV. 213. 224, der Salon 225. 226, Tragedien 213.

Heinrich IV., Kaiser, I. 56.

— VII., Kaiser, I. 181.

— von Alkmar, I. 176.

— von Breslau, I. 56. 157.

— Frauenlob, I. 160.

— von Meissen, I. 56.

— von Morungen, I. 56.

— von Mügeln, I. 160.

— von München, Fortsetzung der Weltchronik, I. 116.

— von Nördlingen, I. 193.

— der Teichner, I. 178.

— von Veldegk, I. 55, ob Verfasser des Herzog Ernst 119, Verfasser der Eneit 120.

— von Vriberg, Fortsetzung von Tristan und Isolde, I. 112.

Heinrichs, III. 427, IV. 8.

Heinroth, Johann Christian Aug. (Traumund Wellentreter), III. 106.

Heinse, Wilhelm, II. 166 f., seine Beziehung zur romantischen Schule, III. 179. IV. 233.

Heinsius, Daniel, I. 253.

— Otto Friedr. Theod., IV. 76. Ramlers Biograph, II. 41.

Heinze, Valentin Aug., II. 18.

Heise, IV. 76.

Heldenbuch das, I. 59 f., dessen Gestalten 9.

Helvetius, II. 276.

Hemmerlein, Felix, I. 187.

Hemsterhuis, II. 277 f.

Hengstenberg, Ernst Wilhelm, IV. 49.

Henning, von, IV. 36, seine phi-

losophische Stellung 24, Herausgeber Hegels 8.
Henrici, I. 322.
Henke, Heinr. Phil. Konrad, IV. 52.
Heräus, Karl Gustav, I. 315.
Herbart, Joh. Friedr., II. 316 f. Gegner Schellings, III. 98.
Herbert, de Cherbury, Eduard, I. 237. 288.
Herbort von Fitzlar, I. 121.
Herdegen, Johann, I. 250.
Herder, Johann Gottfried von, II. 214 f., seine Ideen, II. 222 f. 228, III. 378. 379. IV. 19. 65, als Historiker, IV. 61, seine Theilnahme an Hamann, II. 245. 251. Gegner Kants, II. 281, seine Freundschaft mit Jean Paul, III. 281. mit Goethe, III. 344. 346. 377 f., seine Vorliebe für Lafontaine, III. 216.
Herloßsohn, III. 221.
Hermann, Gottfried, III. 251.
— Nicolaus, I. 224.
— von Sachsenheim, I. 175.
Hermes, Joh. Timotheus, II. 48.
— Karl Heinrich, III. 108. 109.
Heun, s. Clauren.
Heyden, von, s. E. Scävola.
Heydenreich, C. H., II. 294.
Heymonskinder, die, I. 80, in das Volksbuch aufgenommen 162, bearbeitet von Bechstein, III. 254.
Heyne, Christian Gottlob, III. 251. IV. 52. 72.
Hieronymus Schenk von Sumaume, I. 175.
Hildebrandlied, das, I. 16. 18.
Hillebrand, III. 110.
Hippel, Th. G. von, III. 307 ff.
Hirschfeld, IV. 173.
Hirt, Aloys, III. 380. IV. 75. Hegels Urtheil über ihn, IV. 15.
Historiographie, I. 322. IV. 51 ff.
Hitzig, Jul. Ed., Biographie Hoffmanns, III. 191, Werners 195, Chamisso's.
Hobbes, Thomas, I. 237. 288.
Hölderlin, Joh. Christian Friedr., III. 208 f.
Hölty, Ludw. Heinr. Christoph, II. 180.
Hofbauer, J. C., II. 294.
Hoffinger, Biograph Geßners, II. 43.
Hoffmann, (Amadeus) E. T. W., III. 188 ff. 231, seine Schriften 191, Meister Floh 189, Undine 191.
— Heinrich von Fallersleben, III. 231, Literarhistoriker, IV. 75, Auffindung des Ludwigsliedes im alten Text, I. 19.
Hofmann von Hofmannswaldau, Christian, I. 307.
Hogarth, erläutert durch Lichtenberg, II. 198.
Hohenstaufen, die, I. 147 f.
Holbein, IV. 98.
Holbach, Baron, II. 278.
Holtei, Karl Ed. von, III. 424. IV. 98.
Holzwart, Gegner Schellings, II. 98.
Hommel, IV. 52.
Hormayr, Joseph von, IV. 63, österreich. Plutarch, III. 211.
Horn, Franz, IV. 76.
Hosbach, Biograph Speners, I. 320.
Hotho, Heinrich Gustav, IV. 36, seine rhetorische Stellung 24, Herausgeber Hegels 8. 13. 36.
Howald, Ernst von, III. 227.
Hüllmann, IV. 24.
Hufeland, G., III. 294.

Hug und Wolfdietrich, I. 77. als Drama 229.
Hug Scharfer. I. 163.
Hugo von Langenstein, I. 124.
— von St. Victor, I. 141.
— von Trymberg, I. 129.
Humanismus und humanistische Philosophie, I. 186 f. II. 7.
Humboldt, Alexander von, III. 438. IV. 73.
— Wilhelm von, III. 437 f. IV. 73. Verhältniß und Briefwechsel mit Schiller, III. 76.
Hume, David, I. 297. II. 276.
Humor, III. 294 f.
Hunold, I. 310. 311. 312.
Huß, I. 182.
Hutten, Ulrich von, I. 189. IV. 83.
Hypistace, I. 51.
Jacob, C. H., II. 294.
Jacobi, Friedrich Heinr., II. 309 f. 279, sein Verhältniß zu Mendelssohn 102, zu Wieland 144 f., seine Theilnahme für Hamann 252; Gegner Kants 291. Fichte's 302, und Schellings, III. 98; seine Verbindung mit Goethe, III. 359. 386 f.
— Georg, II. 42. 141.
— Woldemar, IV. 165.
Jacobs, Friedr., III. 221. IV. 72.
Jahn, Friedrich Ludwig, III. 205. IV. 76, sein: deutsches Volksthum, V. 87.
Jarke, IV. 90.
Ickelsamer, Valentin, I. 216.
Idealist, wer ein solcher genannt wird, I. 286. Idealismus Schillers, III. 15. Idealphilosophie, I. 237. Schellings III. 91. 92.
Idyll, dessen Einführung, I. 256.
Jean Paul Friedrich Richter, III. 261 ff. IV. 195, sein Vergleichungspunkt mit Schefer, IV. 163 f., sein Briefstil, III. 280, seine Theilnahme für Hamann, II. 253, Beschwörung Fichte's, II. 302, Einführung Hoffmanns, III. 191, die Freundschaft mit Herder, III. 281. Verhältniß zu Goethe, III. 269. 281, sein Einfluß auf Börne, IV. 181, Menzel über ihn, IV. 195.
Schriften: Vorschule der Aesthetik, III. 294, Clavis Fichtiana, 287, Dämmerung für Deutschland, 298, Fibel, 298, die Flegeljahre, 293, das Freiheitsbüchlein, 296, die Friedenspredigt, 296, Grönländische Prozesse, 273, Hesperus, 279. 280, Komet, 298. 304, das Kompanerthal, 285, die unsichtbare Loge, 277. 278, Mondfinsternis, 284, Selina, 307, Siebenkäs, 280, Teufelspapiere, 275. 286, Titan, 280. 285. 291. — Briefwechsel mit Otto und mit Heinrich Voß, 304.
Jetteles, IV. 136.
Jena, Sitz der romantischen Schule, III. 123. 146.
Jerusalem, II. 19.
Jesuitenorden, der, I. 240 f.
Iffland, August Wilhelm, III. 225 ff. 214. 216.
Ilias, die deutsche, I. 60.
Illuminatenorden, II. 110. 153. 276.
Immermann, Carl Lebrecht, IV. 114 ff., III. 190, unter dem Gesichtspunkte der Freiheit, IV. 94; seine Fehde mit Platen, 126; seine Theilnahme für Grabbe, 111. (Münchhausen ist 1839 in 4 Bänden beendet erschienen.)
Jochmann, IV. 85.
Johann von Brabant, I. 157.
— oder Jansen der Enikel oder Enenkel, I. 117.
— von Soest, I. 164.

Johannes von Frankenstein, I. 124.
Johannes, Auslegung des Evangeliums, I. 7.
Johanneschriften, I. 135.
Jored, III. 139.
Jongleurs, I. 53.
Ironie, III. 121.
Iselin, II. 110.
Isidor von Sevilla, I. 141.
Isolde, I. 109 f.
Jude, der ewige, I. 166. 167. Prosabearbeitung, 218, vergl. Ahasver.
Judenthum, dessen Reformation durch Mendelssohn, II. 99 f. — Börne's, IV. 180; dessen Einfluß auf Rahel, IV. 201. 207; auf Heine, IV. 220. 222.
Jüdisches Element, I. 32.
Junges Deutschland, IV. 97. 213 ff., III. 116. 160. IV. 83. 177. 179; Menzels Bekehrung und Denunciation, IV. 202. 198 ff. 236. 237; dasselbe geächtet, 202. 236; seine Benennung, 201.
Junge Literatur, IV. 93 ff. 179, die officielle, 97, die handelnde, 177 ff., — deren Negation oder Zerrissenheit, 216, deren Stil, 218 f.
Jünger, III. 224.
Julius, Herzog von Braunschweig, I. 229.
Jung, Heinr., genannt Stilling, III. 232 ff., II. 271. III. 213, in Parallele mit Hamann, II. 256; Begegnung mit Goethe, III. 345. 365.
Iwain, I. 94.
Kästner, Abrah. Gotth., II. 23.
Kahlert, August, I. 266. IV. 169.
Kaiser, römisch-deutsche I. 147 f.
Kaiserchronik, die, I. 116.
Kanne, Joh. Arnold, III. 305.
Kannegießer, Karl Fr. Ludw., IV. 133.
Kant, Immanuel, II. 274 ff. III. 87. 88. 308, seine Persönlichkeit, II. 279, seine Gegner und Anhänger, II. 294 f., seine Bekämpfung durch Herder 215. 232 f., durch Hamann 257. — Hegels Urtheil über ihn, IV. 16.
Kanney, Thomas, I. 219.
Kanzleistil, dessen Einfluß auf die deutsche Prosa, I. 180. 195.
Kanzler, der, I. 157.
Kapp, IV. 36.
Karl, der Große, I. 20 f. 22, Lied vom Kaiser Karl 82.
— IV., Kaiser, I. 181.
Karlssage, die, I. 79 f., deren Stammland 81. 79; Forschungen über dieselbe 83.
Karsch, Anna Louise, II. 41.
Katholische Kirche, deren Bildung, I. 136, ihr Höhepunkt und Opposition dagegen 201 f., ihre Restauration 239, ihre Reform 249.
Kaufmann, IV. 98.
Keppler, I. 227.
Kerner, Justinus, III. 256 ff. 248. 255.
Kieser, III. 106.
Kiesewetter, J. G. C., II. 294.
Kinckelbach, Matthis Quad von, I. 219. 270.
Kind, III. 213. 217.
Kintler, Hans, I. 177.
Kirche, s. katholische Kirche.
Kirchenlieder, I. 175. 220 f., III. 232. 259; von Hippel, III. 312.
Kirchenväter, I. 137.
Kirchenversammlungen, I. 139, zu Trient 240.
Klai, Johann, I. 250, Dramatiker, 267. 274.

Klapproth, IV. 72.
Klassicität des Ausdrucks, I. 203.
Klein, G. M., III. 103.
Kleist, Ewald Christ. von, II. 22. 39.
— Heinrich von, III. 186 ff. Ausg. von Tieck, 176. 187.
Klingemann, Ernst Aug. Friedr., III. 215. 227. 424. 425.
Klinger, Friedr. Maxim. von, III. 434 f. 424. II. 147. IV. 83, sein Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt, III. 358; sein Einfluß auf die Romantiker, III. 179.
Klinsor von Ungerland, I. 55.
Klopstock, Friedrich Gottlieb, II. 29 f. 22. 23, seine Anregung auf Goethe, III. 332, und Verhältniß zu ihm, 361. 367. (Eine Gesammtausgabe ist 1839 stereotypirt erschienen.)
Kloß, Christian Adolph, sein Kampf mit Lessing, II. 77 f., Aufmerken gegen Herder 218.
Klüber, Joh. Ludw., IV. 52. 82.
Knapp, Albert, III. 259.
— Georg Christ., III. 257.
Knebel, Karl Ludw. von, II. 212. III. 161.
Knigge, Adolph Frz. Frdr. Ludw. von, II. 153.
Koberstein, Aug., IV. 76.
Koder, der Manessische, I. 56 f., der silberne 7.
König, Georg Jodr., IV. 88.
— Peinr. Joseph, III. 228. I. 156 ff.
— Ulrich von, I. 314.
Köpken, II. 199.
Köppen, Friedr., II. 247. 312. III. 98.
Körner, Theod., III. 206 f.
Körte, Gleims und Kleists Biografie, II. 40.
Kószeghi, s. Gieseke.
Köthen, Ludw. von Anhalt, I. 247.
Kolb, IV. 91.
Koncile, I. 139, zu Kostnitz, 183, zu Trient, 240.
Konrad von Kirchberg, I. 56.
— Pfaffe, I. 82.
— von Queinfurt, I. 175.
— Schenk von Landeggk, I. 157.
— von Würzburg, I. 56. 105. 115, Bearbeitung des trojanischen Krieges 121; Verfasser der güldenen Schmiede 124; Zabeldichter 129.
Kopisch, Aug., IV. 133.
Kosegarten, Ludw. Theobul. II. 210.
Kotzebue, Aug., III. 222 ff. 214. 215, Polemik gegen die Schlegel 127, gegen Goethe 401. 402.
Krause, III. 106. 110.
Kretschmann, Karl Friedr., II. 46. 146.
Kreuz, Kasimir von, II. 46.
Kreuzer, Georg Friedr., III. 251. IV. 165.
Kreuzzüge, I. 29. 43, deren Einfluß 140.
Kriegslieder, I. 166. 174.
Kriticismus, philosophischer, Kants, II. 280. Schellings III. 91.
Krüdener, Juliane von, geborne von Viebingshoff, III. 299.
Krug, Wilhelm Traugott, II. 295. IV. 88.
Krummacher, Friedr. Adolph, II. 212.
Kühne, Jerd. Gustav, IV. 246 ff., über Schleiermacher, III. 248.
Kürnberger, I. 56.
Kugler, Franz Theod., IV. 75.
Kuhlmann, Quirinus, I. 271.
Kunstgeschichte und Kritik, III. 380 f. IV. 75. 155. 156.

Labrer, eine satirische Liedergattung. I. 174.
Lachmann, Karl, III. 231. IV. 75, über den Verfasser des Nibelungenliedes, I. 55.
Lactanz, I. 138.
Lafontaine, Aug. H. J., III. 216 ff., 213. 214.
Lalenbuch, das, I. 165.
Lambert, I. 21. II. 276.
Lamprecht, Pfaffe, I. 120.
Landfriede zu Mainz, I. 131.
Lang, Ritter von, IV. 169.
Lange, Joachim, I. 314. II. 5. 274. — Rudolph, I. 187.
Langenschwarz, IV. 133.
Lanzelet vom See, I. 94 f., bearbeitet im Buch der Liebe, I. 102.
Laokoon, von Lessing, II. 69 f. III 211.
Laun, Friedr., III. 213.
Laurenberg, I. 272.
Laurin, der Zwerg, I. 63.
Lavater, Joh. Caspar, II. 258 f. 271. 153, sein Verhältniß zu Mendelssohn, 102, Begegnung mit Goethe, III. 345. 359. 367.
Law, Louis, IV. 168. 169.
Lazarus Ben David, II. 294.
Legenden, I. 124.
Lehmann, Christoph, I. 322.
Lehrgedicht, das, I. 124 f., dessen Standpunkt in einer Prosa-Zeit, 262 f.
Leiche, eine Gedichtform der Minnesänger, I. 118.
Leibnitz, G. W. von, I. 297 f., dessen Theodicee, 297, als Publizist, IV. 83.
Leipzig, Mittelpunkt der sächsischen Dichterschule, II. 22 f., III. 133.
Leipziger Schule und deutsche Gesellschaft, II. 14.
Leisewitz, Joh. Anton, II. 195 f. 91.
Lembke, IV. 73.
Lenau, Nicolaus (Nimptsch von Strehlenau), III. 254 f. 424, III. 248., IV. 134.
Lenz, Jac. Mich. Reinhold, II. 147, III. 349. 358. 424. 433 ff., IV. 83.
Leo, Heinrich, IV. 48, 49. 189, als Historiker, III. 46, IV. 69 f. 64. 66.
Leese, Franz, III. 345.
Lessing, Gotthold Ephraim, II. 55 ff. 22, IV. 75, sein kritischer Charakter, II. 59; Lebensverhältnisse, 61 f., sein Tod, 91; sein Verhältniß zu Mendelssohn, 66. 86. 102; der Nicolai'sche Streit, 77; theologische Kämpfe mit Goethe, 82; W. Schlegels Urtheil über ihn, III. 135.
Schriften: die Gedichte, II. 94; kleine Schriften, 63; Miß Sara Sampson, 67; Minna von Barnhelm, 69, III. 333; Laokoon, II. 69, III. 331; Hamburgische Dramaturgie, II. 72; Wolfenbüttel'sche Fragmente, 82 f., Nathan, 89; Plan eines Faust, III. 424, Ausgabe seiner Werke, II. 91. 98.
Leßmann, Daniel, IV. 169. 170.
Leuchsenring, III. 353.
Leutbecher, III. 427.
Lewald, Joh. Aug., IV. 101. 102.
Lichtenberg, Georg Christoph, II. 197 f., sein Streit mit Voß, 190. 197.
Lichtenstein, s. Ulrich von L.
Lichter, eine Art Stäbchen, I. 174.
Lichtwer, Magnus Gottfr., II. 46.
Liebe, Buch der, I. 102.
Lied, s. v. w. Strophe bei den Meistersängern, I. 118.

Liefländische Chronik, I. 219, in Reimen, 117.
Limburger Chronik, I. 169, 193. — Reimchronik, 117.
Lindner, C. G., Biograph Opitzens, I. 265.
— Friedr. Ludw., IV. 87. 222.
Liskov, Christian Ludw., II. 18.
Literaturgeschichte, IV. 75 ff. 194 f. 225, deren Philosophie und Abfassung, I. 280 f., A. W. Schlegels, III. 127, F. Schlegels, 144.
Livländische Chronik, I. 219. — Reimchronik, 117.
Locke, I. 291. 295 f., IV. 83.
Loder, III. 384.
Löbell, Joh. Wilh., IV. 71.
Löwe-Weimar, Franz, Uebersetzer Hoffmanns, III. 192.
Löwe, III. 427.
Löwen, II. 199.
Löwenhalt, I. 255.
Löwer, Valentin, I. 268.
Lohengrin, I. 105.
Lohenstein, Caspar Daniel von, I. 301. 306. 308 f.
Lohmann, Friederike, III. 222.
Logau, Friedr. von, I. 268.
Lorris, Wilh. von, I. 51.
Loffius, II. 276.
Luden, Heinr., I. 320, IV. 65. f. 64, seine „Nemesis", IV. 87.
Ludolph, Hieb, I. 322.
Ludwig von Anhalt-Köthen, Stifter des Palmenordens, I. 247.
Ludwigslied, das, I. 19.
Lundt, Zacharias, I. 269, 272.
Luther, Martin, I. 199 f., seine Bedeutung, 201 f., Lebensdata, 205 f., Erschaffung der Schriftsprache, I. 209; Bibelübersetzung, 210 f., seine Schriften, 214 f., die Tischreden, 218, — Kirchenliederdichter, 220 f., der Fabelform geneigt, 221; publizistischen Fragen gegenüber, IV. 83.
Lutolf von Seven, I. 157.
Maaler, Josua, I. 216.
Maaß, J. G., II. 294.
Magelone, die schöne, I. 162, als Drama, 229, Prosabearbeitung, 218.
Mager, IV. 23.
Mahlmann, Siegfr. Aug., III 213, 221.
Mailath, IV. 74.
Maimon, Salomon, II. 294.
Maimonides, Reformator des Judenthums, II. 99.
Mainzer Reichsabschied, I. 131.
Maler Müller, s. Friedrich Müller.
Maltitz, Gothilf August von, III. 221. 187.
Mandeville, I. 162.
Manes, I. 136.
Manesse, Rüdger von, und Manessischer Kodex, I. 56.
Manichäismus, I. 136, von Bayle adoptirt, 297.
Manneri, IV. 73. 74.
Manso, IV. 72. 76.
Marbach, Oswald, IV. 50.
Marheinecke, Philipp Konrad, IV. 38. 40. 49. 24. 26, Herausgebe Hegels, 8.
Mariana, I. 242.
Marlowe, sein Faust, III. 424.
Marner, I. 129.
Martergeschichten, I. 124.
Martin, Thomas, I. 254.
St. Martin, II. 276.
Masius, II. 151.
Mackow, I. 302.
Maßmann, Hans Ferdinand, I. 7, III. 205. 231.
Mastalier, Karl, II. 45. 146.

Matthesius, I. 218.
Matthison, Frdr. von, II. 206 f.
Maximilian, Kaiser, I. 184, ob Verfasser des Theuerdank? 176.
— von Bayern, I. 243.
Mayer, Karl, III. 248.
Megenberg, Cunrat von, I. 193.
Megerle, Ulrich (Abraham a Santa Clara), I. 321.
Meier, Georg Friedr., II. 18. 275.
— Ludwig von, I. 292.
Meilinger, II. 312.
Meiners, II. 276, III. 251.
Meißner, A. G., III. 213.
Meistersänger, I. 156 f.
Melanchthon, Philipp, I. 208. 226.
Melas, Theod. (Schwarz), III. 230.
Melissus, Paul, s. Schade.
Mellin, S. A., II. 204.
Melusine, Roman von der schönen, I. 163.
Mendelssohn, Moses, II. 99 f. 275, sein Verhältniß zu Lessing, 66. 81; Gegner Kants, 294.
Mengs, Raphael, II. 98. 113. 115.
Mentzer, s. Fischart.
Menzel, Wolfgang, IV. 190 f. 192 f., III. 442, seine Kritik, IV. 182. 190, III. 221, gegen Zschokke, IV. 147. 179; Literarhistoriker, IV. 76; Polemik gegen das junge Deutschland, IV. 50. 188. 190. 236. 237.
Schriften: Geschichte der Deutschen, IV. 66. 193 f.; Literaturgeschichte, 194 f.; Geist der Geschichte, 197. 236; Mährchen, 198; Streckverse, 192 f. 198.
Merk, III. 435. 350. 353, sein Urtheil über Clavigo, 362. 363; sein Briefwechsel, 363. 425.
Merkel, Polemik gegen die Schlegel, III. 127.
Merker, die Kritiker der Minnesänger, I. 159.
Merkur, der deutsche, II. 144. 148. 151. 155. 156.
Merlin, der Zauberer, I. 92.
Mesmer, Anton, II. 153. I. 236.
Meusel, J. G., IV. 53. 76.
Meyer, Frdr. von, III. 109.
— Heinrich, III. 376. 380. 394, IV. 15, Hegels Urtheil über ihn, IV. 15.
Meyern, F. W., III. 219.
Michaelis, II. 199, IV. 52.
Michelet, C. L., IV. 24. 36, seine Ansicht über die Persönlichkeit Gottes, 27, über christlichen Mythus, 45, sein Urtheil über Rosenkranz, 33, über Cousin, 38. — Geschichte der Philosophie, 6; System der philosophischen Moral, 36; Herausgeber Hegels, 8. 13.
Miller, Joh. Martin, II. 194.
Minnesänger, die, I. 44 f.
Mises (Fechner), III. 324.
Mittelalter, das, I. 27 f., dessen Poesie, 30.
Mittelhochdeutsche, das, I. 25 f., Uebergang desselben in die österreichischen Mundarten, 156.
Moderne Welt und Literatur, deren Eintritt, I. 243. 251, vergl. Junge Literatur.
Möhler, III. 108.
Mönch von Salzburg, I. 160.
Möricke, Eduard, III. 256.
Möser, Justus, II. 120, IV. 84. Goethe's Verhältniß zu ihm, III. 359.
Molitor, III. 109.
Monadenlehre Leibnitzens, I. 298 f.
Mone, Franz Joseph, III. 231, IV. 75.
Monmouth, Galfred von, I. 92.

Montaigne, IV. 82.
Montanisten, I. 136.
Montesquieu, IV. 83.
Morhof, Daniel Georg, I. 311, II. 10.
Moscherosch, Joh. Michael, I. 255. 272. 273.
Mosen, Julius, IV. 138 f., III. 228, IV. 119. 120. (Eine Tragödie „Otto III." ist 1840 auf die Bühne gebracht.)
Mosengeil, F., Herausgeber und Biograph C. Wagners, III. 200.
Moser, Friedr. Karl von, II. 125, IV. 84.
Mosheim, Joh. Lorenz, II. 49, IV. 52.
Motetten, I. 230.
Mügge, Theodor, III. 221, IV. 168, 169.
Mühlpfort, I. 310.
Müller, Adam, III. 150. 427, IV. 87, sein Verkehr mit Kleist, III. 187.
— Friedrich, III. 179 f.
— Friedrich August, II. 201, die Straußfedern, III. 167.
— Kanzler von, III. 440.
— Johannes von, IV. 54 ff.
— Ottfried, III. 252, IV. 72.
— Wilhelm, III. 190. 201, überf. Marlowes Faust, III. 424.
Müllner, Amandus Gottfr. Adolph, III. 197 f. 189. 195. — Menzels Polemik, IV. 194.
Münch, Ernst, IV. 74.
Münchhausen, Ableitung d. Schwänke desselben, I. 166; von Immermann, IV. 117.
Münster, Sebastian, I. 217.
Mundt, Theodor, IV. 242 ff. 202. 246, über Hippel, III. 311.
Murhard, Friedr. von, IV. 68.
Murner, Thomas, I. 232.
Musäus, Joh. Karl August, II. 17, die Straußfedern, III. 167.
Musenalmanach, Göttinger, II. 197, Hamburger, 197, Schillers, III. 67. 76. 393, Schlegels und Tiecks, III. 171, Chamisso's, IV. 132 (für 1840 von Ruge herausgegeben).
Muskatblüt, I. 160.
Mußmann, IV. 6. 32.
Mylius, II. 22.
Mysterien, geistliche Schauspiele, I. 177. 228 f.
Mysticismus, I. 186. 190 f.
Mythus, III. 251.
Narbonne, Markgraf von, I. 83.
Naogeorg, Thomas, I. 229.
Narrenschiff, Sebastian Brants, I. 178, Predigten über dasselbe, 198.
Nassau-Saarbrück, Elisabeth, Gräfin von, I. 164.
Nationalität, deutsche, deren Ausbildung und Blüthe, I. 201, ihr Verschwinden und erneuter Einfluß, II 8.
Naturalistische Philosophie, I. 186.
Naturphilosophie, deren Leiden, I. 186, III. 90. 87. Schellings, III. 92; erste Ideen bei Herder, II. 238.
Nazaräer, die, I. 136.
Neander (Neumann), I. 272.
— Joh. Aug. Wilh., sein Leben Jesu, IV. 44.
Neubeck, Valerius Wilh., II. 212.
Neuhochdeutsche, das, I. 197 f.
Neukirch, Benjamin, I. 307. 310. 314.
Neumann, Joachim (Neander), I. 272.
— Wilhelm, IV. 210.
Neumark, Georg, I. 247.
Newton, Isaak, I. 237. 288, bekämpft von Goethe, III. 409.

Nibelungenlied, das. I. 89 f., dessen Gestalten, 8, dessen Verfasser, 54, 55, sein Inhalt, 68 f.
Niclas von Wyl, I. 163.
Nicolai, Friedr. Christoph. II. 103 f. 276, IV. 83, seine Opposition gegen magische und katholische Umtriebe, II. 151. 152, Gegner Kants, 294; Polemik gegen die Schlegel, III. 127, sein Verkehr mit Tieck, III. 167; Travestie des Werther, II. 105, III. 357.
— Philipp, I. 224.
Nicolay, B., II. 291.
Niebuhr, Barthold Georg, IV. 72. 81.
Niederdeutsche, das, I. 16. 27, dessen Kräftigung, 156.
Niedersächsische, das, I. 16. 27.
Niemeyer, Aug. Herm., Schüler Kants, II. 294.
Nikolaus von Jeroschin, I. 117.
Nimptsch von Strehlenau, Nicolaus, s. Lenau.
Ninus, I. 157.
Nithart, I. 56.
Nominalismus, I. 143. 146.
Notker, I. 20.
Novalis (v. Hardenberg), III. 152 ff. 115. 442, Heinrich von Ofterdingen, 155; die Christenheit oder Europa, 157.
Novelle, deren frühestes Auftreten, I. 165, ihr Charakter, III. 407, und Unterschied vom Roman, IV. 187, Tiecks Begriff davon, III. 174, Rumohrs Behandlung, IV. 155, Schefers, 159.
Nunnenbeck, Lehrer des Hans Sachs, I. 226.
Oberlin, J. J., II. 80.
Octavian, Sage vom Kaiser, I. 162, Prosabearbeitung, 218.
Odyssee, die deutsche, I. 60.
Oehlenschläger, Adam (Olearius), I. 270.
— Adam, III. 184.
Oelsner, IV. 85.
Oerstedt, III. 95.
Ofterdingen, Heinrich, von, I. 54, Roman von Novalis, III. 155.
Oken, Ludwig, III. 106.
Olearius, Adam (Oehlenschläger), I. 270.
Olshausen, IV. 44.
Opitz von Boberfeld, Martin, I. 258 f.
Optimismus Leibnitzens, I. 300.
Origines, I. 137.
Orthodoxie, katholische, deren Bildung, I. 136.
Oswald, II. 277.
Otnit, I. 77, als Drama, 229.
Otfrid, I. 19.
Otto von Botenlaube, I. 56.
— von Brandenburg, I. 56, 157.
— von Passau, I. 193.
Ottokar von Horneck, I. 117.
Overbeck, II. 196. 199.
Pabst, III. 108.
Palmenorden, der, I. 247.
Pantheismus Spinoza's, I. 291. 293; Herders, II. 228. Mißbrauch der Bezeichnung, IV. 161.
Paracelsus, Theophrastus Bombastus von Hohenheim, I. 236.
Paradiesgärtlein von Arndt, I. 218.
Parcival, der, I. 54. 102 f.
Pauli, Johann, I. 166.
Paulus Diakonus, I. 21.
— Heinr. Eberh. Gottl., II. 194, III. 257, IV. 39. 257.
Pelagianischer Streit, I. 139.
Pellegrin, s. Fréd. de la Motte Fouqué.
Perthes, II. 192.

Pertz, IV. 74.
Peter von Dresden, I. 175.
— von Pisa, I. 21.
— der Suchenwirth, I. 169.
Petrik, IV. 162.
Petrus Lombardus, I. 144.
Peucer, III. 440.
Pfeffel, Gottlieb Konrad, II. 210.
Pfinzing, Melchior, I. 176.
Pfister, IV. 63.
Pfizer, Gustav, III. 248. 253.
— Paul, III. 253, IV. 89.
Philipp, der Karthäuser, I. 121.
Philologie, I. 188.
Philosophie, aristotelische, I. 143, realistische, idealistische und theosophische Richtung, 237, deren Wiederherstellung, 278 f., die Popularphilosophie, I. 297, II. 275. 288, IV. 39, neue, II. 274 ff., Kriticismus Kants, 278. 280 f., der transcendentale Idealismus Fichte's, 296 ff., Jacobi's, 309 ff., Herbarts, 316, Schellings, III. 87 f., Hegels, IV. 3 ff., ihre gegenwärtige Aufgabe, III. 96. — Schillers Geltung auf diesem Felde, III. 57.
Pichler, Caroline, III. 211.
Pickhart, s. Zischart.
Pietsch, I. 315.
Pirch, Otto von, IV. 74.
Pirkheimer, Willibald, I. 187.
Pischon, F. A., IV. 76.
Pius IV., Papst, I. 242.
Plank, II. 124, IV. 52. 54.
Plastische, das, I. 30.
Platen-Hallermünde, Aug., Graf von, IV. 120 ff. (Die gesammelten Werke sind 1839 in Einem Bande erschienen.)
Platz, IV. 72.
Plato und Platonik, III. 243. 242.
Plattner, Ernst, II. 276. Gegner Kants, 294.
Plouquet, II. 276.
Pölitz, Carl Ludwig, IV. 71.
Poliander, Joh., I. 224.
Politischer Zustand und Leben im Mittelalter, I. 147 f.; Versinken desselben, I. 79 f.; Entstehung der modernen Politik, 241; ihre Macht, 242; ihre Ausbildung zur Wissenschaft und deren Bearbeitung, IV. 81 ff.
Polo, Marco, I. 162.
Pommer'sche Chronik, I. 219.
Popowitsch, II. 50.
Popularphilosophie, I. 297, II. 275. 288, IV. 39.
Posgaru s. Suckow.
Postel, I. 310. 311.
Präameln, I. 177.
Prätzel, III. 213.
Predigten, I. 218, II. 49.
Preuß, IV. 75.
Preußische Chronik, I. 219.
Priameln, I. 177.
Price, Richard, II. 277.
Primisser, A., III. 230, IV. 75, Herausg. des Heldenbuchs, I. 76.
Prosa, deren Entstehung und Bearbeitung, I. 129 f., Durchbruch zu derselben vom Mittelalter, 179, Forschung über deren Gestaltung von Mundt, IV. 243. 244.
Publizistik, IV. 81 ff.
Pückler-Muskau, Hermann, Fürst von, IV. 170 ff. 162.
Pütter, IV. 52. 82.
Puffendorf, I. 289.
Purismus, I. 247, IV. 173. 219.
Pustkuchen, III. 301, 415, 441.
Pyra, Jacob Immanuel, II. 18.
Pyrker, Ladislaus, III. 213.
Don Quixote des Cervantes, deutsche

Uebersetzungen, I. 256, übersetzt von Tieck, III. 170 f. (auch neuerdings übersetzt und von Heine bevorwortet).
Rabener, Gottlieb Wilh., II. 26 f. 22.
Rahel von Varnhagen, IV. 203 ff., III. 430, IV. 179. 202. 207.
Rambach, II. 49.
Ramler, Karl Wilh., II. 41.
Ranke, Leopold, IV. 70. 64, seine Schule, 66. (Nach Vollendung dieses Buches erschien 1839 die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.)
Rationale Epoche, deren Perserrung, I. 241 f., Rationalismus, III. 237, IV. 39. 42.
Raumer, Friedr. von, IV. 66 f. 64.
Raupach, Ernst, III. 228. 213.
Ravennaschlacht, die, I. 65.
Realismus, dessen Ausgangspunkt und Ausbildung, I. 237, der Scholastiker, 143.
Redbuhn, Paul, I. 229.
Reck, K., über Goethe, III. 445.
Recke, Elisa von der, geborene Gräfin von Medem, II. 209.
Reform und Reformation, I. 200 ff., ihr Stillstand und Rückgang, 235 f., ihre Ausdehnung, 239, — alles Wissens, I. 278 ff.
Regenbogen, I. 160.
Reyberg, Aug. Wilh., III. 443, IV. 90.
Rehfues, von, IV. 132 ff.
Reichsabschied zu Mainz, I. 131.
Reid, Thomas, II. 277.
Reimarus, II. 82. 275. 289. Gegner Kants, 294.
Reimchroniken, I. 116. 117. des deutschen Ordens, ebend.
Reinalt oder die Heymonskinder, I. 80.
Reinaert Fuchs, I. 176.
Reindot von Dorn, I. 123.
Reinecke Fuchs, I. 28. 176, und vgl. unter Goethe.
Reinhard, III. 237.
Reinhard von Westerburg, I. 169.
Reinhart Fuchs, I. 28.
Reinhold, Leonhard, II. 152. 294, sein Einfluß auf Schiller, III. 55.
Reinmar der Alte, I. 56.
— von Zweter, I. 129.
Reisebeschreibungen, erste, I. 162.
Rellstab, Ludw., III. 221.
Relzem, s. Fischart.
Reuchlin, Joh., I. 187, mystische Schriften, 236.
Revolution, deren Eintritt und Zeitalter, I. 199 f.; die Julirevolution nur ein Grenzstein der jungen Literatur, IV. 96 f.
Rhabanus Maurus, I. 21.
Richey, Michael, I. 313.
Richter, Heinrich, IV. 31.
Riedel, II. 60. 77. 139. 140.
Riemer, Friedr. Wilh. (Sylvio Romano), III. 419. 421. 440.
Rieffer, II. 100.
Rinkhart, I. 229.
Ringoltingen, I. 163.
Ringwaldt, Barthol., I. 231. 234.
Riß, Johann, I. 271. 272.
Ritter, Carl, IV. 73.
Rittertum, das, I. 38 f.
Rittner, J. A., III. 103, IV. 6.
Robert, Ludw., III. 229. 429.
Robertson, Robert, I. 272.
Robinet, II. 276.
Röhr, Joh. Friedr., III. 237, IV. 39.
Rötscher, IV. 25. 26.
Rolandslied, das, I. 82.

Rollenhagen, Georg, I. 231.
Roman, dessen Uebergang aus dem alten Epos, I. 161 f., der Unterschied von der Novelle, IV. 167, alte satirische, I. 219. 322, der empfindsame, II. 47, der philosophische, II. 80, IV. 165 f., Schillers Talent dafür, III. 44, der moderne, IV. 98. 113. 118. 135 ff., der sociale des jungen Deutschland, IV. 200.
Romane, Sylvio, s. Riemer.
Romantik, im Mittelalter, I. 29 f., Rom. und romantische Schule, III. 113 f. 121. 136. 137. 140 f., Heine's Urtheil, 163, die romantisirende Nachfolge, 189 f.
Rommel, IV. 74.
Roncevalschlacht, I. 82.
Roscellin, I. 143.
Rosengarten, der kleine, I. 63.
— der grose von Worms, I. 9. 66.
Rosenkranz, IV. 32 f., seine philosophische Stellung, IV. 31. 24, seine literarhistorische, I. 97, seine theologische, IV. 38. 40, seine Psychologie, III. 32, sein Angriff gegen Schleiermacher, III. 246, Fehde mit Bachmann, IV. 34, — sein Urtheil über Daub, IV. 33, über Goethe's Wanderjahre, III 416 f.
Rosenkreuzerei, die, I. 255.
Rosenplüt, Hans, der Schnepperer, I. 115. 165, Dichter des Kriegs zu Nürnberg, 174, Fastnachtdichter, 176, Epigrammatik, 177.
Rosenroth, Knorr von, I. 271.
Rost, Joh. Christoph, II. 18.
— Leonhard, I. 311.
Roth, Nicolaus, I. 254.
Roth, IV. 76.
Rotarit, I. 76.
Rothe, Joh., I. 191.
Rother, I. 76.
Rotteck, Karl von, Historiker, IV. 67. 70, Politiker und Publicist 88. 89.
Rousseau, Jean Jaques, II. 276, IV. 83. 95.
Rubin, der, I. 157.
Rudolph von Ems (Hohenems) und Montfort, I. 56, Verfasser des Wilh. v. Orleans, 116, einer Weltchronik, 116, bearbeit. die Alexandersage, 120, Verfasser von Barlaam und Josaphat, 122.
— von Habsburg, I. 179.
Rückert, Friedr., IV. 123 f., III 190, IV. 120. 121. 122.
Rüdiger, Andreas, II. 275.
Rühs, IV. 73.
Ruge, Arnold, IV. 36 f., seine philosophische Stellung, 24, Kampf mit Leo, 48 f.
Rumohr, Karl Friedr. von, IV 151 ff.
Russow, Peter, I. 219.
Rust, IV. 25.
Sachs, Hans, I. 161, seine Würdigung u. Lebensverhältnisse, 224 ff.
Sachsen in Nordwestdeutschland, I 15 f.
— Amalie, Prinzessin von, IV 100 f.
Sachsenspiegel, I. 131.
Sack, II. 49.
Sächsische Dichterschule, II. 22 ff.
Sängerkrieg auf Wartburg, I. 84.
Sallet, Friedr. von, IV. 133.
Salat, Jakob, II. 312.
Salis-Seewis, Johann Gaudenz von, II. 208 f. 199. 205.
Saphir, Karl Friedr. Moritz, früher Moses, III. 323.

Satire, poetische, deren Schöpfung, I. 272.
Saturnin, I. 136.
Savigny, Karl von, IV. 74. 88. Kampf gegen Gans, 35.
Scävola, Emerentius (v. Heyden), IV. 151 ff.
Schad, J. B., III. 103.
Schade, Caspar, I. 272.
Schall, Karl, III. 231.
Schaller, IV. 24. 26. 27. 40.
Schalling, Martin, I. 224.
Schaß, II. 199.
Schauspiele, geistliche, I. 177. 228.
Schede (Paul Melissus), I. 253. 254.
Schefer, Leopold, IV. 159 ff., III. 278, IV. 156.
Scheffler, Johann, I. 271.
Schelwig, III. 106. 109.
Schelling, Friedr. Wilh. Joseph von, II. 278, III. 87 f., Leben und Schriften, III. 90, Ausgangspunkt und Resultat seiner Philosophie, III. 87 f. 91 f., sein Widerspruch gegen Fichte, II. 302. 308, sein Verhältniß zu Hegel, III. 94. 95. 111, IV. 4. 6 ff., dessen Urtheil über ihn, IV. 16, Theilnahme Goethe's, III. 400, seine Gegner, III. 98, seine Schüler und Anhänger, 99, sein publizistischer Einfluß, IV. 88.
Schenk, Eduard von, IV. 99.
Schenkendorf, Friedr. Max von, III. 202 f. 190.
Scherer, IV. 73.
Scherenberg, Theod., I. 177.
Scherr, II. 50.
Schewyreff, III. 139.
Schildaer Anekdoten, I. 136.
Schildberger, I. 162.
Schiller, Friedrich von, III. 3 ff. 78 ff., sein Leben und Wirken, 8 ff., Quellen darüber, 7, seine Einwirkung auf das Theater, 83 f., seine Geltung als Philosoph, 87 f., als Geschichtsschreiber, 83, IV. 64. 65, sein Farbenstudium, III. 398, seine Verbindung mit Goethe, III. 4. 47. 66 f., sein Verhältniß zu Kant, II. 291 f., zu Fichte, III. 56, zu Reinhold, III. 55. — Urtheile über ihn von Wieland, II. 155, und Hegel, IV. 16. — Sein Ausspruch über Fr. von Stael, III. 403.

Schriften: die Gedichte, III. 12. 22. 78. 80 f.; die Kraniche des Ibikus, angeregt von Goethe, 400; die Künstler, III. 67. 394; die Räuber, III. 14. 17. 29; deren Selbstkritik, 21; Kabale und Liebe, 27. 29. 33; Fiesko, 23. 29; Don Carlos, 13. 32. 36. 40; Briefe darüber, 43; die Braut von Messina, 72; die Jungfrau von Orleans, 77. 85; Macbeth, 76. 84; Maria Stuart, 77. 85; W. Tell, 78. 85; dessen Anregung durch Goethe, 401; Wallenstein, 69. 73; Demetrius, 405; Turandot, 76; der Menschenfeind, 40; Bearbeitung früherer Dramen, 85 f.; — Geschichte des Abfalls der Niederlande, 45; der Geisterseher, 44; — über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, III. 14; die philosophischen Briefe, 13. 44; Briefe über die ästhetische Erziehung, 60; ästhetische Aufsätze, 60 f.; über naive und sentimentale Dichtung, 64; über das Erhabene, 63; — Thalia, III. 31. 38; die Horen, 55. 67. 76. 393; der Musenalmanach, 67. 76. 393; die

Recension über Goethe's Egmont, 84; über Bürger, II. 181. III. 56; der Briefwechsel mit Goethe, III. 55. 66. f. 80. 390. ff., mit W. von Humboldt, 76.
Schilling, Chronikenschreiber, I. 169.
— Gustav, III. 220 f.
Schiller, II. 50.
Schisma, das päbstliche, I. 182.
Schlabrendorf, Gustav, Graf von, IV. 85.
Schlacht vor Naben, die, I. 65.
Schlegel, Gebrüder, die älteren, II. 27. ff., die jüngeren, III. 125. ff., 114. 117. f.
— Joh. Elias, II. 27. 32.
— Joh. Adolph, II. 27. 29. 49. III. 125.
— August Wilh. von, III. 125 ff. 114. 117 f. 122; seine Verbindung mit Fr. v. Staël, III. 129. 139; seine Polemik, 126. 127; — Gedichte, III. 127; Jon, 128; Uebersetzung Shakespeare's, 126, und Calderons, 129; Charakteristiken, 127; dramaturgische Vorlesungen, 128 f; seine ästhetische Geschichtsweise, 127.
— Friedrich von, III. 130. ff. 114. 117. 122. 128. 139; seine Lebensverhältnisse, 146 f; sein Verkehr mit Fichte und Hegel, 149; seine Verbindung mit Schleiermacher, 239. 241; Aeußerung Tiecks über ihn, 177.
Schriften: Geschichte der Literatur, III. 145; Poesie der Griechen und Römer, 146; Lucinde, 116. 121. 146; das Athenäum, 115. 126. 146; Hercules Musagetes, 147; Alarcos, 147; die Europa, 147; das poetische Taschenbuch, 148; Vorlesungen über die neue Geschichte, 148; das deutsche Museum, 148; die Concordia, 148; Florentine, 148; Vorlesungen über Philosophie des Lebens, 148; Musenalmanach für 1802 mit Tieck, 171.
Schleiermacher, Friedrich, III. 234 ff., II. 221, III. 232. 234, IV. 39, der Theolog der Romantiker, III. 181. 213; seine Beredsamkeit, 235; seine Verbindung mit F. Schlegel, 239. 241; sein Einfluß auf Rosenkranz, IV. 34; Reden über die Religion, III. 235. 240; Weihnachtsfeier, 241. 243; Monologe, 241; Briefe über Lucinde, 146. 239. 241; Uebersetzung Plato's, 242.
Schlesier, Gustav, IV. 91; Würdigung Möser's, II. 121; Herausgeber von Genß, IV. 87.
Schlesische erste Schule, I. 251 f., zweite Schule, 304 f.
Schlözer, August Ludwig von, II. 124, IV. 52. 84.
Schlosser, Joh. Georg, III. 337, sein Verkehr mit Goethe, 350.
— Friedr. Christian, IV. 67 f. 64, sein Urtheil über Möser, 84.
Schmauß, IV. 66.
Schmid, Konrad Arnold, II. 28. 22.
— C. C. E., II. 294.
Schmidt, J. A., Gegner Schellings, III. 98.
— Ignaz, IV. 66.
— J. C. Ch., IV. 52.
— neuerer Historiker, IV. 73.
Schmolke, Benjamin, I. 310.
Schneider, Kunz, I. 160.
Schneller, IV. 74.
Schnepfenberg, I. 169.
Schneuber, I. 255.

Schnitter (Agricola), I. 216.
Schoch, Georg, I. 268.
Schön (starb 1839), IV. 91.
Schönaich, Christoph Otto von, II. 18.
Schönoorn, III. 127.
Schöne, III. 424.
Schöpfer, II. 151.
Scholastik, I. 133 f. 140 f.
Scholastici, 141.
Schopenhauer, Johanna, III. 222, IV. 169.
Schoppe, Amalie, III. 222.
Schorn, IV. 75.
Schottel, Georg, I. 277. 321.
Schottky, IV. 75.
Schreiber, der tugendhafte, I. 157.
— III. 424.
Schreivogel (West), IV. 135.
Schriftsprache, allgemeine, deren Gestaltung und Wichtigkeit, I. 212 f.
Schröder, III. 226. 215. 224.
Schröckh, Joh. Mathias, II. 122, IV. 52.
Schubart, Christian Frdr. Daniel, II. 203 f. 199, III. 427.
Schubert, G. H., III. 106.
Schuberoff, Jonathan, IV. 39.
Schütz, C. G., Schüler Kants, II. 294.
Schütze, Stephan, III. 213. 221. 440.
Schulz, J., Schüler Kants, II. 294.
— Carl Heinr., IV. 32.
— Wilhelm, IV. 88. 89.
Schulze, Ernst, III. 190. 199.
— Friedr. Joh., Herausg. Hegels, IV. 8.
— Gottlob Ernst, Gegner Kants, II. 294, und Schellings, III. 98.
Schuppe oder Schuppius, Joh. Balthasar, I. 272.
Schwab, Gustav, III. 253. 248.
Herausgeber W. Müllers, 201, Hauffs, IV. 146.
Schwabe, Joh. Joachim, II. 22. 20.
Schwabenspiegel, I. 132.
Schwäbische, das, I. 27.
Schwäbische Schule, III. 247 ff. 190. 213; Goethe's Urtheil, III. 248; Gutzkows Ausspruch über dieselbe, 249.
Schwänke, I. 165.
Schwanenorden an der Elbe, der, I. 250.
Schwanenritter, Sage vom, I. 105.
Schwarz, s. Melas.
Schwedenborg, Emanuel, II. 152.
Schweinitz, David von, I. 271.
Schweizerchronik, I. 218.
Schweizerschule, II. 14. 18 f.
Scott, Walter, III. 217. 220, IV. 148.
Scotisten, I. 145.
Scotus, Joh. Duns, I. 145.
Scultetus, Andreas, I. 265.
Seidel, III. 228.
Seydelmann, III. 227, Darsteller des Carlos im Clavigo, 362.
Seidl, J. G., IV. 135.
Seifried, I. 120.
Selneccer, Nicolaus, I. 224.
Semilasso, s. Fürst H. Pückler-Muskau.
Semler, II. 289, IV. 52.
Sengler, III. 108.
Sentimental, dessen Begriff, I. 205; der sentimentale Roman, 47.
Seume, Joh. Gottfr. III. 221. 313.
Shakspeare, William, IV. 141, III. 128 f.; Auflehnung Platners gegen ihn, 129; übersetzt durch W. Schlegel, III. 128. 129. 131. 135. 136, und Tieck, 173, durch Kaufmann, IV. 98.
Siebenpfeiffer, IV. 88.

Sietze, IV. 36.
Siegwart, II. 194. 206.
Sigfried, der hörnene, I. 8. 60, in das Volksbuch aufgenommen, 162, als Drama, 229.
Silesius, Angelus (Scheffler), I. 271.
Simplicissimus, der abenteuerliche, I. 275.
Singenberg, von, I. 157.
Singspiele, erste, I. 229.
Sinnenwelt und Sinnlichkeit, bei Schiller, III. 15. 22; der Romantik, 116; nach Jean Pauls Ansicht, 283. 284; bei der jungen Literatur, IV. 154, zumal dem jungen Deutschland, IV. 198. 200. 225. 229. 234.
Sixtus V., Papst, I. 242.
Smith, Adam, II. 277.
Snell, II. 294.
Sociale Fragen, IV. 94. 200.
Soden, von, III. 424.
Soester Fehde, die, I. 174.
Solger, III. 103 f., IV. 15.
Sonett, dessen Einführung, I. 256.
Sonnenberg, Franz Anton Jos. Ignaz Maria von, II. 211.
Spalding, II. 49.
Spangenberg, I. 239.
Spanisches Theater, herausgeg. von W. Schlegel, III. 128.
Spazier, D., über Jean Paul, II. 261, Gründung der Zeitung f. d. eleg. Welt, III. 127.
Spee, Frdr. von, I. 253, 255, 271.
Spener, I. 310. 320.
Speratus, Paul, I. 224.
Spieß, Chr. H., III. 213, die Löwenritter, 217.
Spindler, Carl, IV. 148 ff.
Spinoza, Baruch oder Benedict, I. 291 f., als Publizist, IV. 83, sein Einfluß auf Goethe, III. 359. 364.
Spittler, L. Th. von, IV. 53. 61. 84, sein Urtheil über Schiller als Historiker, 65.
Strickmann, Anton Matthias, II. 196. 199.
Spruchsprecher, I. 160.
Staatswissenschaft, IV. 81 ff.
Stadtrein, der, I. 18.
Stadtrecht, Braunschweiger, I. 132.
Stägemann, Fr. Aug. v., III. 207.
Staël-Holstein, Frau von, III. 403, die Verbindung mit Schlegel, 129. 139.
Stahl, III. 105 f.
Stark, II. 151.
Stattler, Gegner Kants, II. 294.
Staudenmeyer, III. 108.
Steffens, Henrich, III. 99 f. 131. 180 f., Aeußerung Tiecks über ihn, 178.
Steinbach, I. 321.
Steinmar, I. 169.
Stenzel, IV. 66.
Sternberg, A. von, IV. 166 ff.
— Caspar, Graf von, III. 439.
Steudel, IV. 44.
Stewart, II. 277.
Stiefel, I. 237.
Stieglitz, Heinrich, IV. 137. 140.
— Charlotte, 244 ff.
Stieler, Caspar von, I. 277. 321.
Stilling, s. Jung.
Stöber, IV. 124.
Stollberg, Christian Graf von, II. 186 f.
— Friedrich Graf von, II. 186 f., sein Streit mit Voß, 190 f., die Schweizerreise mit Goethe, III. 366.
Stollen, die, in den Gedichten der Meistersänger, I. 118, bei den Minnesängern, 169.

Storch, Ludwig, III. 221, IV. 151.
Stosch, II. 50.
Strafer und Reizer, I. 174.
Strauß, David Frdr., IV. 34 ff., III. 255, IV. 38, Zuhörer Schleiermachers, III. 241, IV. 45. — seine Eintheilung der Hegel'schen Schule, IV. 24, das Leben Jesu, III. 41 f. 25. 30, Streitschriften, 44, gegen Menzel, IV. 197. 198, über J. Kerner, III. 256, über Rosenkranz, IV. 33.
Straßburger Chronik, I. 193.
Streckfuß, IV. 133.
Der Stricker, I. 56, Bearbeitung der Roncevalschlacht, 82, der Pfaffe Amis, 115.
Sturzebecher, (Storzebaker), Klaus, I. 165.
Sturz, Helfrich Peter, II. 125. 37.
Stuhmann, III. 102.
Suabediffen, III. 110.
Suckow, III. 441 f.
Süßkind, J. G., III. 98.
Sulzer, Joh. Georg, II. 109. 70. 275.
Supranaturalismus, III. 237.
Sylvester, II., Pabst, I. 143.
Symbolik, III. 251.
Symbolische, das, I. 30.
Tabulatur, die, I. 159.
Tacitus, als deutsche Literaturquelle, I. 5.
Tafelrunde des Königs Artus, I. 93.
Talander, I. 321.
Tannengesellschaft, die aufrichtige, I. 247.
Der Tannhäuser, I. 56.
Tanhuser, I. 169.
Tarnow, Fanny, III. 221.
Tasso, Torq., I. 253, deutsch übers. 256. — s. auch unter Goethe.
Tatian, I. 20. 136.
Tauler, Johann, I. 175. 192.
Tertullian, I. 138.
Tetens, II. 276.
Teutleben, Caspar von, I. 242.
Thanner, J., III. 103.
Theater, Schillers Antheil für dasselbe, III. 82 f., W. Schlegel über dasselbe, 129, sein Verhältniß zur Literatur, 215. 222, — s. auch Drama und Dramaturgisches.
Theaterkritik, IV. 98. 99. 100.
Theobald, Zacharias, I. 219. 322.
Theodor von Mopsvestia, I. 137.
Theodorus, I. 142.
Theologie, III. 237. 239 f. 243. 244. —, die deutsche, Schrift eines Frankfurter Geistlichen, I. 195.
Theosophie, I. 237.
Thiersch, Frdr., IV. 72.
Thomas von Aquino, I. 145. — a Kempis (Hamerken oder Hammerlein), I. 236.
Thomasin von Zerclære (Tirkeler), I. 128.
Thomasius, I. 303. 318 f., II. 275.
Thomisten, I. 145.
Thümmel, Moritz Aug. von, II. 161 f.
Thüringische Chronik, I. 193.
Thun, Graf, II. 151.
Thurmayer, Johann, I. 193.
Tieck, Ludwig, IV. 164 ff., III. 121. 131. 139, III. 195, Mittelpunkt der Verehrung des englischen Drama, IV. 92, sein Verhältniß zu Wackenroder, III. 164 f., Verkehr mit Nicolai, 167; seine Theilnahme für Grabbe, IV. 109, Aeußerung über F. Schlegel und Steffens, III. 177. 178; Menzel über ihn, IV. 195 f., seine Polemik, III. 176.
Schriften: Abdallah, III. 167, W. Lovell, 116. 168, Karl von

Berneck, 168, die Volksmährchen, 169, romantische Dichtungen, 169, der gefiedelte Kater, 168. 169, der Autor, 171, Kaiser Octavianus, 172, Genovefa, 171, Phantasus, 172, Mährchen und Zaubergeschichten, 173, Novellen 173. 175, der Cevennenkrieg, 173, der Tod des Dichters, 174, Dichterleben, 175, die Straußfedern, 167, poetisches Journal, 171, Musenalmanach, 171, Dramaturgische Blätter, 176, Uebersetzung des Don Quixote, 170, Shakespeare's, 173. 176, Ausg. und Biographie von Novalis, 152, der Minnelieder, 171, Lenzens, 433.
Tiedemann, II. 276, Gegner Kants, 294.
Tiedge, Christoph August, II. 209. 199. 205.
Tieftrunk, J. H., II. 294.
Tirol von Schotten, I. 129.
Titio, s. S. Brant.
Titrel, II. 294.
Titurel, der, I. 54. 99 f.
Topfer, IV. 98.
Ton und Töne, eine Parkart der Minnesänger, I. 118, und der Meistersänger, 159.
Treitzsauerwein von Ehrentreitz, Marr, I. 185.
Treupelikansweis, die, I. 159.
Tridentiner Concil, I. 240.
Tristan und Isolde, I. 109 f., ob zum Gralkreise gehörig? 95; bearbeitet im Buch der Liebe, 162.
Trojanischer Krieg, Bearbeitungen desselben, I. 121, als Roman, 162.
Tromlitz, III. 217.
Trosendorf, I. 258.
Troubadours, I. 51 f.
Trouveren, I. 51.
Trorler, III. 101 f. 110, IV. 7. 24.
Tscherning, Andreas, I. 268.
Tschirnhausen, Walther von, I. 303.
Tschudi, Aegidius, I. 218.
Tucher, Hans, I. 162.
Turheim, s. Ulrich von T.
Türk, IV. 71.
Türlin, s. Ulrich v. d. T.
Turpinus, I. 51, sein Bericht über das Rolandslied, I. 82.
Tzschirner, II. 123.
Uechtritz, von, IV. 99. 108.
Uhland, Ludwig, III. 250 f. 254. 247. IV. 119.
Ulfilas, I. 7.
Ulrich, Anton von Braunschweig, I. 274.
— von Eschenbach, I. 129.
— Fürterer, I. 175.
— von Lichtenstein, I. 56. Vitr. des Frauendienst, 117.
— von Turheim, Zusätze zu Wilhelm v. Orange, I. 83, Fortsetzung von Tristan und Isolde, 112.
— von dem Türlin, I. 83.
— von Winterstetten, I. 157.
— von Zatzhoven, I. 91.
Unger, II. 109.
Universitäten, deren Gründung, I. 182.
Urania, II. 209.
Urban VIII., Papst, I. 243.
Uz, Johann Peter, II. 40. 22.
Valentinus, I. 136.
Valle, Piedro della, I. 162.
Varnhagen von Ense, IV. 208 f. III. 438 f. 403. IV. 74, Herausgeber Rahels, IV. 203, Charakteristik Leuschenings, III. 353, Mittheilung über die natürliche Tochter, III. 399, Biograph von Gentz, IV. 85. 212, Biographieen, IV. 211, Denkwürdigkeiten, IV.

211. (Eine neue Folge der Denkwürdigkeiten hat mit 1840 begonnen.)
Vater, IV. 72.
Vatke, IV. 24. 38. 47.
Velde, van der, III. 213. 217.
Veldegk oder Veldeck, Heinrich von, I. 55, ob Bfsr. des Herzog Ernst? 116, Bfsr. der Eneit, 120.
Veltheim, I. 316, dessen Schauspielergesellschaft, 266.
Verstorbenen, Briefe eines, IV. 170.
Villanellen, eine Lied- und Sangesform, I. 230.
Vischer, Fr., III. 255. 256. IV. 36, über die Erklärer des Faust, III. 327 f.
Vogel, III. 215. IV. 140.
Voigt, R., III. 321.
Volksbücher, I. 161 f.
Volkssagen und Romane, I. 161 f.
Voltaire, II. 276. IV. 85.
Volz, Hans, I. 160. 176.
Vondel, van der, I. 266.
Voß, Abraham, II. 191, 193.
— Heinrich, II. 191, Briefwechsel mit Jean Paul, III. 304.
— Johann Heinrich, II. 188 f. IV. 72, sein Streit mit Stolberg, II. 191, über Mythus, III. 251. 252. IV. 193, Verhältniß Goethe's zu ihm, III. 402.
— Julius von, III. 425.
Vulpius, III. 213. 217.
Waagen, IV. 156.
Wachler, Ludw., IV. 65. 76.
Wachsmann, III. 217.
Wachsmuth, Wilh., IV. 72.
Wackenroder, III. 164 f.
Wackernagel, Wilhelm, III. 331. IV. 75.
Wagner, Ernst, III. 199 f.
— H. L., III. 435.
— Jacob, III. 98. 99.
— Karl, Herausg. von Merk, III. 435.
Waiblinger, Wilhelm, III. 209 f., Phaeton, 210, Bilder aus Neapel, 211. (Eine Ausgabe letzter Hand in 7 Bänden mit Biographie von H. v. Canitz ist 1840 erschienen.)
Wald, IV. 76.
Waldis, Burkard, I. 231.
Walther von Metz, I. 56. 157.
— von Aquitanien, dessen Zucht, I. 20.
— von der Vogelweide, I. 56, seine Dichtungsform, 118; ob Verfasser des Freidank, 128; Uhlands Schrift über ihn, 251.
Wandsbecker Bote, II. 190. 199.
Warbeck, Perk. I. 192.
Warnick, s. Wernicke.
Warnkönig, IV. 74.
Wartburgkrieg, der, I. 54 f.
Wasserleiter, Godwin, I. 217.
Weber, C. J., III. 318 ff.
— Veit, I. 169.
— Wilhelm, I. 160.
Weckherlin, I. 252. 253. 255, sein Leben und Schriften, 256.
Wegscheider, III. 237, IV. 39.
Weichmann, I. 313.
Weichselbaumer, III. 228.
Weiller, von, II. 312. III. 98.
Weimar, II. 123; das Oppositionsblatt daf., IV. 87.
— Karl August, Großherzog von Sachsen, III. 436. 421; seine Bekanntschaft mit Goethe, 361. 367, mit Schiller, 76.
Weigel, I. 237.
Weisbaupt, II. 119. 153. 294.
Weiße, Christian, I. 310. 322.
— Christian Felix, II. 10. 42 f.
— Christian Hermann, IV. 28 f. III. 119. IV. 36. 42, seine Ansicht

über die Perſönlichkeit Gottes, IV. 48. über Goethe's Fauſt, III. 427. 428, IV 30.
Weiſe, eine, bei den Meiſterſängern, I. 159.
Weisflog, III. 193.
Weiß-Kunig, I. 185.
Weiſſenthurn, Fr. von, III. 215.
Weitzel, IV. 88.
Welcke., IV. 88.
Weltliche Bibel, die, I. 128.
Wencken, I. 250.
Wenzel, I. 310.
— P., III. 228.
— König von Böhmen, I. 56.
von dem Werder, Dietrich, I. 256.
Werder, IV. 24.
Werner, Zacharias, III. 193 ff.
Wernher, Pfaffe, I. 121.
Wernicke, I. 310, 311.
Wernigk, ſ. Wernicke.
Werthers Leiden, von Goethe, III. 356 f. 362, Leſſings Urtheil, 79. Traveſtie Nicolai's in Werthers Freuden, II. 105, III. 357.
Weſſenberg, von, III. 259.
Weſſobrunner Gebet, das, I. 19.
Weſt (Schreivogel), IV. 135.
Wetzel, IV. 88.
Widerſang, ein, I. 169.
Wieland, Chriſtoph Martin, II. 127 f. 30, IV. 83, ſeine Stellung zu den Wunderthätern, II. 150, ſein Einfluß auf den jungen Goethe, III. 337, deſſen Spott, III. 358, ſeine Lady Johanna Gray, II. 134, Agathon, 137, Ueberſetzung des Shakeſpeare, 139, der goldene Spiegel, 142; der deutſche Merkur, 144. 148; Alceſte, 147. 148; Ariſtipp, 157. — Geſammtausgaben, II. 154 (eine neue iſt 1840 veranſtaltet worden).
Wienbarg, Ludolf, IV. 240 ff. 201. (Von die Dramatiker der Jetztzeit iſt 1840 ein Heft über Ulland erſchienen.)
Wiese, Sigismund, III. 218, IV. 165, 164.
Wigalois, I. 94; bearbeitet im Buch der Liebe, 162.
Wigamur, I. 94.
Wilhelm, die Matoc, I. 176.
— von Occam, I. 146.
— von Oranſe, I. 83.
Wilken, IV. 66.
Wilkina Saga, I. 59.
Willamov, II. 46.
Willehalm, der heilige, I. 83.
Williram, I. 20.
Willkomm, Ernſt, über Grabbe, IV. 111.
Wilſon, IV. 139.
Windiſchmann, III. 109.
Winsbecke, die, I. 128.
Winkelmann, Joh. Joachim, II. 111 ff. 99 f. 98, IV. 72, — und ſein Jahrhundert, von Goethe, II. 113. 114, III. 404; ſein Einfluß auf Goethe, III. 312.
Wirat von Grafenberg, I. 94.
Wirth, IV. 32. 88. 89.
Wittekind, I. 21.
Withof, Lorenz, II. 16.
Witte, Karl, III. 231, IV. 133.
Wittel, I. 229.
Wölfner, II. 151.
Wolf, Chriſtian von, I. 303, II. 4 f.; Lobſchrift auf ihn, II. 17; ſeine Gegner, II. 274 f.
— Friedr. Aug., III. 245 f., III. 72; ſein Verkehr mit Goethe, III. 393. 402.
— Schauſpieler, III. 226. 402.
Wolfenbüttel'ſche Fragmente, II. 92.
Wolff, O. L. B., IV. 133.

Wolfhart, I. 229.
Wolfram, Bearbeitung des trojanischen Krieges, I. 121.
— von Eschenbach, s. Eschenbach.
Woltmann, Karl Ludwig von, IV. 59 f. 57; Biograph J. v. Müllers, 57. 61.
— Caroline von, IV. 62.
Wüstlutus, s. Fischart.
Wulfila, s. Ulfilas. I. 7.
Wyle, Nicolaus von, I. 187.
Xenien, Schillers und Goethe's, III. 67. 394. auf Jean Paul, 282.
Yb oder Ybe, Albrecht von, I. 191.
Zachariä, Justus Friedr. Wilh., II. 28. 32.
Zasius, Ulrich von, I. 94.
Zeitschriften, crit. I. 318; im Streite der Leipziger und Schweizer, II. 20. 23; Lessings Zeiten, II. 64. 66. 69. 72. 77. 82. 84; Nicolai's, II. 105; Wielands, II. 114. 148. 151. 155. 156; des Hainbundes, II. 180. 197. 195. 199. 203. 204. 211; der Romantiker, III. 115. 126. 127. 147. 171. 187; Müllners, III. 197; der Hegel'schen Philosophie, IV. 34. 37; der alt-lutherischen Protestanten, 49; des modernen Altdeutschthums, IV. 87; des Liberalismus, 89; der Reaction, 90; Börne's, IV. 181. 184; Menzels, 191. 192. 193. 194; Gutzkows, 228. 236. 237; Mundts, 244; Zeitung für die elegante Welt, deren Gründung, III. 127; Organ der jungen Literatur, IV. 240, leitet deren Bruch mit Menzel ein, 198; gegenwärtige Redaktion, 246.
Zedlitz, von, IV. 131. f.
Zelter, III. 439.
Zernin, II. 22.
Zesen, Philipp von, I. 247. 274. 321.
Ziegler, I. 215. 268.
Ziegler von Klipphausen, I. 309.
Zimmermann, II. 109, und Goethe, III. 361.
Zinkeisen, IV. 72.
Zinkgref, Julius Wilh., I. 232. 268.
Zorn, Kunz, I. 160.
Zschokke, Heinrich, III. 220. IV. 146. ff.
Zwingli, Huldrych, als Reformator, I. 225, als Schriftsteller, 217. f.

BAYERISCHE STAATS-

Berichtigungen für den vierten Band.

Seite	8,	Zeile	6 v. o.	statt	Heinrichs	lies:	Hinrichs.
„	14	„	3 v. o.	„	beliebigen	„	beliebig.
„	15	„	9 v. u.	„	Homers	„	Homes.
„	22	„	5 v. o.	„	Naturschauer	„	Naturschauen.
„	36	„	3 v. o.	„	den	„	in den.
„	51	„	2 v. o.	„	Schlußphilosophie	„	Schulphilosophie.
„	52	„	3 v. o.	„	Maskoo	„	Maskov.
„	72	„	17 v. u.	„	berühmt	„	gerühmt.
„	135	„	6 v. u.	„	Vogel	„	Vogl.
„	138	„	6 v. o.	„	Wirksammes	„	Wirksames.
„	162	„	6 v. u.	„	Weltalter.	„	Weltalter
„	162	„	5 v. u.	„	Menschheit.	„	Menschheit
„	168	„	4 v. u.	„	Empfindung	„	Erfindu
„	171	„	16 v. o.	„	Vortheilen	„	Vorur: en.
„	197	„	1 v. o.	„	Kostens	„	Kostum.
„	203	„	3 v. u.	„	dem	„	den.
„	204	„	15 v. u.	„	Leid.	„	Leid
„	227	„	7 v. u.	„	stützenden	„	stutzenden.
„	230	„	1 v. u.	„	vorsehen	„	versehen.
„	235	„	4 v. u.	„	Werneuchenen	„	Werneuchener.
„	235	„	2 v. u.	„	sonst	„	fast.
„	241	„	3 v. o.	„	Vereintetheit	„	Vereintheit.
„	245	„	16 v. u.	„	an	„	in
„	246	„	19 v. u.	„	bisher	„	beiher.
„	246	„	12 v. u.	„	Fachheit	„	Jachheit.
„	247	„	18 v. o.	„	bisher	„	beiher.

Berichtigungen für den ersten Band.

Seite	9.	Zeile	6 v. o.	statt	durch	lies:	doch.
„	20	„	19 u. 22 v. o.	statt	Eckhard	„	Eckehard.
„	23	„	16 v. o.	statt	unterhalb	„	oberhalb.
„	31	„	2 v. o.	„	irgendwo	„	irgendwie.
„	56	„	11 v. u.	„	Hirchberg	„	Kirchberg.
„	60	„	7 v. o.	„	sagen: eine	„	sagen eine.
„	82	„	15 v. o.	„	von Sticker	„	vom Stricker.
„	83	„	8 v. u.	„	Norbonne	„	Narbonne.
„	88	„	12 v. u.	„	eitirt	„	citirt.
„	91	„	11 v. o.	„	Natur	„	Nation.
„	93	„	8 v. o.	„	Sommerfett	„	Sommerset.
„	115	„	4 v. u.	„	von „Sticker"	„	vom „Stricker".
„	119	„	2 v. o.	„	geistige	„	geistliche.
„	133	„	10 v. o.	„	zusammenschließt	„	zusammenschießt
„	136	„	10 v. o.	„	regierten	„	regierte.
„	136	„	11 v. o.	„	Bardesanus	„	Bardesanes.
„	136	„	14 v. o.	„	Seele	„	Secte.
„	139	„	14 v. u.	„	zusammengeschlossener	„	zusammengeschossener.
„	147	„	15 v. u.	„	Turnier	„	Turiner.
„	150	„	1 v. o.	„	Hohenstaufen	„	Hohenstaufe.
„	157	„	11 v. o.	„	zeichnet. Besonders	„	zeichnet, besonders
„	162	„	8 v. o.	„	Fortuna's	„	Fortunats.
„	166	„	5 v. o.	„	Möllen	„	Mölln.
„	166	„	8 v. o.	„	Paul's	„	Pauli's.
„	169	„	18 v. u.	„	Reinhard	„	Reinhart.
„	172	„	7 v. u.	„	träume	„	träumet.
„	194	„	8 v. o.	„	Jungelnig	„	Jungeling.
„	201	„	18 v. o.	„	Kurzen	„	Herzen.
„	203	„	4 v. o.	„	Streiche	„	Striche.
„	212	„	10 v. o.	„	Mattheus fier=	„	Matthesius er=
„	220	„	6 v. u.	„	bloßer	„	großer.
„	222	„	3 v. u.	„	dahinten	„	dahinter.
„	224	„	10 v. o.	„	werden	„	worden.
„	225	„	18 v. o.	„	und	„	als.
„	227	„	19 v. o.	„	bestreite	„	befreite.
„	227	„	20 v. o.	„	Vortheile	„	Urtheile.

Seite	127,	Zeile	21 v. o.	statt	Standpunkte	lies:	Standpunkte.
„	231	„	5 v. u.	„	um	„	von
„	246	„	19 v. o.	„	nachliegende	„	nahliegende.
„	255	„	4 v. o.	„	Dnaifius	„	Danaifius.
„	256	„	1 v. u.	„	ablegende	„	ablegende.
„	258	„	1 v. o.	„	rückt	„	gerückt.
„	272	„	16 v. u.	„	Tharan	„	Tharau.
„	291	„	13 v. u.	„	Am	„	Im.
„	295	„	9 v. u.	„	in	„	im.
„	297	„	1 v. o	„	Engländer	„	Engländern.
„	310	„	6 v. u.	„	Zinfendorf	„	Zingendorf.
„	314	„	18 v. u	„	lange	„	Lange.
„	320	„	17 v. u.	„	schöpferisch,	„	schöpferische
„	326	„	17 v. o.	„	Sangeslust	„	Sangeslust.
„	327	„	13 v. o.	„	Gnile	„	Gnite.
„	330	„	18 v. o.	„	Hauptmenge	„	Hauptwege.
„	332	„	17 v. u.	„	Budeus	„	Budeus.
„	332	„	10 v. u.	„	Glitzhausen	„	Kilzhausen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Verlag von H. Hartfet in Leipzig.

Der Schatten Wilhelm.

Eine geschichtliche Erzählung

von

Heinrich Laube.

1883. Geheftet Mark 3. — Gebunden Mark 4. —

In eingehender Weise wird das Buch in zwei bedeutenden kritischen Instituten besprochen. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, 1884, 262. Beilage berichtet, — nachdem sie sich über eine neue Erzählung St. Milow's ausgesprochen hat, Folgendes.

Ein schrofferer Uebergang als der von Milow auf Laube läßt sich nicht leicht denken: die beiden gleichen einander wie Süd- und Nordpol. Ist Milow ganz Nerv, so ist Laube ganz Kraft; der eine ist empfindsam, in sich versenkt, eine österreichische Poetennatur ganz und gar, der andere resolut, dreist zugreifend, ein realistischer, norddeutscher Schriftsteller. Diese Eigenthümlichkeiten Laube's läßt seine neue Novelle „Der Schatten Wilhelm" vollauf erkennen. Sie ist weitaus das Beste unter allem, was der beliebte Autor in den letzten Jahren veröffentlicht hat, ja noch mehr, sie ist in ihrer Art etwas Vollkommenes. Nicht in der äußeren Handlung liegt der Werth, dieselbe ist nicht einmal sonderlich originell. Zwei Väter stehen sich feindselig gegenüber. Der eine, ein verbauerter Baumeister, ist starrsinnig und zäh, der andere, ein auf sein Bürgerthum eingebildeter Fleischermeister, heißblütig und jähzornig. Der Sohn des einen liebt des andern Tochter und die Tochter hinwiederum den Sohn. Die feindlichen, stahlharten Väter sagen nein, und erst nach mannigfachen Verirrungen und läuternden Unglücksfällen reichen sich die Brummbären die Hände und geben ihren Segen. Dieses Thema hat sich mancher Dichter zum Vorwurf genommen. Man braucht gar nicht

an Shakespeare's „Romeo und Julie" zu denken; die Feindschaft zwischen den Vätern liebender Kinder bildet auch das Motiv der klassischen Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller und des gewaltigen Drama's „Der Erbförster" von Otto Ludwig. Aber während diese Werke einen tragischen Ausgang nehmen, schließt der „Schatten Wilhelm" mit einer glücklichen Ehe. Das Originelle und Schöne an dieser Erzählung ist Darstellung, Ausführung, Form. Daß doch die Kritik so einseitig ist! Daß sie den Leser immer nur mit dem Stoff einer Dichtung vertraut machen kann! Wenn sich der Kritiker noch so lebhaft und tief eindringend mit der Form beschäftigt, so vermag er von ihrer Bedeutung doch nur eine schwache Vorstellung zu geben, es ist, als wolle er Musik schauen und Malerei hören lassen. Der Laube'schen Novelle gegenüber befinden wir uns in einer ähnlichen Lage. Man thut am besten, sie ganz als „Genre" zu betrachten. Sie gleicht einem niederländischen Gemälde, das die alltäglichsten, einfachsten Vorgänge mit entzückender Formvollendung und liebevoller Ausführung des Détails behandelt. Im „Schatten Wilhelm" ist alles Kleinmalerei, Détail. Aber keines dieser Détails möchte man entbehren, jedes ist nothwendig und alle zusammen bilden ein strenggeschlossenes, einheitliches Ganzes. Darum ist die Novelle in Bezug auf die Composition ein Kunstwerk.

Ihr menschlicher Gehalt ist in zweifacher Hinsicht beachtenswerth. Zum ersten was den historischen Hintergrund, zum zweiten was die Charakteristik anbelangt. Die Novelle enthält eine reizende Beschreibung des Lebens und Webens in einer ganz kleinen Stadt Nordschlesiens vor siebzig Jahren. In der kleinen Stadt sieht es gar altväterisch aus, es gibt kein Klavier, sie hat nur ein Reitpferd, welches, sobald es sein Reiter durch die Gäßchen traben läßt, ungeheures Aufsehen erregt, in der kleinen Stadt lebt nur ein Baron, sie kennt keine Zeitung, nicht einmal ein Wochenblättchen, die Leute brauchen fast gar kein Schreibpapier, sie lesen nichts, ausgenommen etwa die Liedertexte im Gesangbuche. Jeder Neuerung bringen die guten Schildbürger Mißtrauen und Verachtung entgegen, des Vaters Gewerbe ist dasjenige des Großvaters und der Sohn muß das nämliche ergreifen. Nur einem Mädchen von Adel wird die Bezeichnung Jungfrau zu Theil, und wenn sich eine Bürgerliche so tituliren läßt, so macht das böses Blut. Schwierig ist es, ein Gläschen Wein in der kleinen Stadt zu bekommen; nur bei hohen Festen gelangt er in bescheidenem Maße zum Vorschein, denn Fremde besuchen kaum die

kleine Stadt und die Einheimischen denken nicht daran, Wein zu trinken, sie halten am Biere fest; den Wein kennen sie eigentlich nur aus dem Liede von Claudius: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben.“ Die Formen, unter denen sich das Leben dieser deutschen Kleinbürger von anno damals äußert, haben in ihrer Dürftigkeit etwas Komisches und zugleich Rührendes, zumal für uns moderne Großstadtbewohner, die wir in großen Zügen zu leben gewohnt sind. Diese biderben Menschen wissen zu ihrem Glücke nichts vom herben Daseinskampfe und von toller Lebenshast, von Maschinengedröhn und Fabriksstaub, von all' den aufwühlenden und beunruhigenden Elementen, welche der Gegenwart ihr charakteristisches Gepräge verleihen. Weil Laube die damaligen kleinen und kleinlichen Lebensformen mit treuer Gewissenhaftigkeit darstellt und das Zeitcolorit in deutlichen Farben zeigt, darum hat sein „Schatten Wilhelm“ culturhistorische Bedeutung. Er nennt die Erzählung auch „geschichtlich“, und zwar mit größerem Rechte als mancher moderne Romancier, der vielbändige Romane auf den Büchermarkt wirft, in denen mit Alterthümelei geflunkert wird. Die deutschen Kleinbürger selbst lernen wir mit all ihren Vorzügen und Fehlern kennen. Es sind gesund-kräftige, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelte Menschen voll Stolz, voll Redlichkeit, voll Humor und voll Derbheit. Laube hat sie mit gewandtem Griffel realistisch gezeichnet. Ein Vorzug ist, daß sein Realismus niemals in Raffinirtheit ausartet und durch eine Fülle feingeistiger Züge gemildert wird. Wenn es einem Schriftsteller gelingt, in seinem Greisenalter ein Buch wie diesen „Schatten Wilhelm“ zu schreiben, so deutet dies auf einen Ueberschuß an geistiger und physischer Kraft hin, welchen wir zu achten verpflichtet sind.

Und in Sievers' akademischen Blättern I. S. 9 gibt Wilhelm Brandes folgende Kritik des Buches:

Ein neues Buch vom alten Laube*, man möchte auch sagen: ein junges Buch, denn eine Frische des Empfindens und eine Freudigkeit des Wiedergebens spricht aus diesen Blättern, wie man sie bei keinem Siebziger erwarten, aber bei manchem Zwanziger vergebens suchen dürfte. Eine geschichtliche Erzählung hat Laube seinen „Schatten

* Der Aufsatz wurde vor dem Tode Laubes geschrieben. O. S.

Wilhelm' genannt, Zeit: 1810, Ort der Handlung: Schlesien. Wer aber das Buch in die Hand nähme in der Erwartung, Preußens Leidenszeit, Wiedergeburt und Erhebung darin geschildert zu finden, würde sich enttäuscht finden: nichts der Art, wie ‚Isegrimm' und ‚Vor dem Sturme'; von der Noth des Vaterlandes, von den Weltbegebenheiten draußen dringt kein noch so schwacher Ton in das weltverlorene Landstädtchen, das den Schauplatz der Geschichte abgibt; sie arbeiten und genießen, freien und lassen sich freien, als ob es gar keinen Napoleon und kein verstümmeltes Preußen in der Welt gäbe, und fast verwunderlich berührt es einen, wenn in der letzten Zeile der letzten Seite der Name des Freiherrn von Stein zum ersten Male und zwar ziemlich gewaltsam herangezogen wird. Und doch ist es eine geschichtliche Erzählung in ganz hervorragendem Sinne, und von ganz hervorragendem Werthe, nicht obgleich, sondern weil sie statt historischer Ereignisse nur historische Zustände zum Untergrunde hat: kleinbürgerliches Leben im Anfange des Jahrhunderts, vor dem großen Aufschwunge der Geister, in all seiner Beschränktheit und Steifständigkeit, aber auch in seiner Ehrenhaftigkeit und seiner zähen Kraft, in gewissem Sinne ein realistisches Gegenstück zu ‚Hermann und Dorothea' — das hat Laube geben wollen, und es ist ihm vortrefflich gelungen.

Um das tüchtige, liebenswerthe Paar, das im Mittelpunkte unseres Interesses steht, gruppirt sich hier eine Unzahl zum Theil wahrhaft klassischer Charakterköpfe. Welch' ein köstlicher Halunke ist vor allem der „Wachtmeister" Kiesel, ein Mustermitglied jenes längst ausgestorbenen Kollegiums, das in dem Kleistschen Richter Adam einen unübertrefflichen Vorsitzenden gefunden hat — Spitzbube vom Scheitel bis zur Sohle, aber ein philosophischer Spitzbube mit so vielen humoristischen Zügen, daß der Aerger über seine Nichtsnutzigkeit vor dem Behagen an seiner Komik nicht aufzukommen vermag. Geht bei dieser mit besonderer Liebe behandelten Figur die Zeichnung hier und da ins Groteske, so sind dafür die übrigen Menschen aus Dorf und Stadt bei aller Laune, mit der der Dichter auch ihre Gestalten gebildet hat, durchweg frei von jeder Karrikatur. Aus welchem Kernholze sind namentlich die beiden feindlichen Väter geschnitten, der alte Bauer Schatten und der Fleischhauer-Aelteste Lamprecht, wie echt und mit wenigen Strichen lebendig gemacht sind selbst die episodischen Nebenfiguren, die Mutter Schönfeldern, der Doctor Knopf, der Pastor Primarius, der Schützenhauptmann Claus, kurzum die

ganze ehrsame Bürgerschaft bis herab zum Tambour Hooraz. Nicht minder lebenswahr, als diese alte Generation, die außer dem Stadtkutscher Schiller keinen anderen des Namens kennt, sind die Vertreter der Jungen gezeichnet, voran der wackere Wilhelm Schatten selber, der außer anderen Zeugnissen steigender Kultur auch den ersten Band Goethe ins Städtchen bringt, wie andererseits „Fräulein“ Amelie Sternbach sicherlich nicht verfehlen wird, seiner Zeit für Clauren Propaganda zu machen.

Hinter dem Interesse an den Charakteren tritt dasjenige, welches die Handlung an sich erweckt, etwas zurück: es geschieht wenig in dem Buche, zumal die Liebesgeschichte, die den Kern abgibt, ist, obwohl es ihr weder an lieblichen noch an großartigen Momenten fehlt, doch naturgemäß schlicht bürgerlich in der Erfindung. Aber um diesen Kern schließt sich eine ganze Reihe mit behaglichster Laune ausgeführter Genrebilder aus dem Leben der Kleinstadt, obenan das Schützenfest, die wohl für ein etwaiges Minus der romanhaften Erfindung entschädigen können. Man hat Laube so oft und noch ganz vor kurzem wieder den Humor gänzlich abgesprochen — ‚Schatten Wilhelm‘ ist ein schlagender Gegenbeweis, ein erfreulicher Zuwachs unserer nicht überreichen humoristischen Literatur, werth und ganz dazu angethan, ein Volksbuch in edlerem Sinne zu werden. Daß es in mehr als einer Hinsicht seine Schwächen hat, inhaltlich hin und wieder zu sehr in die Länge gezogen erscheint, sprachlich die allbekannten Eigenschaften der Laubeschen Diktion, den gedrungenen, kurzathmigen, oft wie zerhackten Satzbau, die Gleichgültigkeit gegen Rhythmus und periodische Abrundung und manches Andere der Art zuweilen unangenehm hervortreten läßt — ich weise hier namentlich noch auf die formlose Erklärung von sprachlicher und historischer Eigenthümlichkeit selbst innerhalb direkter Rede (S. 46) hin, die wie ein Hohn auf die Notenwirthschaft des antiquarischen Romans anmuthet — das alles vermag weder die Wirkung, noch den bleibenden Werth des Buches zu beeinträchtigen. Ein Umstand aber erhöht diesen Werth noch um ein Bedeutendes, wie er andererseits die überaus glückliche Lösung der festgestellten Aufgabe zum Theil erklärt, der Umstand nämlich, daß es die eigene Jugend des Dichters ist, die er in diesem Buche hat lebendig werden lassen. Wer die ersten Kapitel von Laubes ‚Erinnerungen‘ mit dem ‚Schatten Wilhelm‘ vergleicht, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß die Mehrzahl, vielleicht alle Gestalten der Erzählung einst wirklich in des Dichters Geburtsorte

Sprottau daheim gewesen sind. Was zunächst die „Schatten“ betrifft, so finden wir sie in Laubes eigener Familie wieder: sein Großvater, der sich vom Bauerjungen zum Stadtbaumeister emporgearbeitet, war im Alter wieder auf das Dorf zurückgekehrt, wie „Schatten senior“, nachdem er den Sohn in jene Stellung hatte einrücken lassen, seine Mutter war die Tochter des Fleischhauer-Aeltesten. Aber auch Nebenfiguren, wie der Pastor Primarius, der die Gedächtnißlücken mit Versen von Paul Gerhard ausfüllt, oder der philanthropische Baron aus Kurland, begegnen uns bereits in den ‚Erinnerungen‘. So hat denn die Erzählung neben ihrem künstlerischen Werthe noch die aktuelle Bedeutung einer, wenn auch poetisch zugestutzten Schilderung der Menschen und Verhältnisse, unter denen Laube das erste für die ganze geistige Entwickelung so wichtige Decennium seines Lebens zubrachte, und mag also, bis der Dichter etwa eine ungeschminkte Darstellung seiner Jugendwelt geben wird, immerhin als eine Quelle für das Verständniß seiner eigenartigen Persönlichkeit benutzt werden.

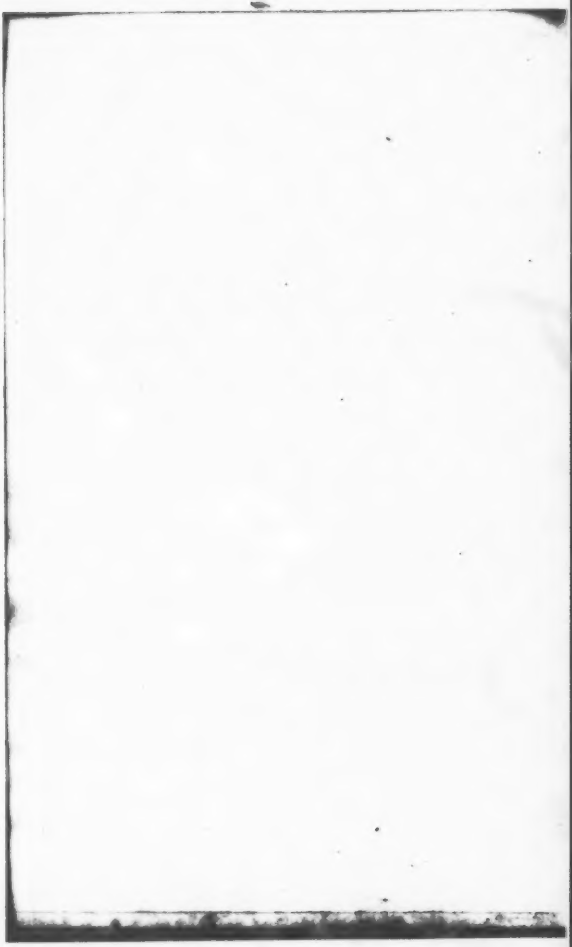
Ruben.

Ein moderner Roman

von

Heinrich Laube.

Leipzig,
Verlag von H. Haeſſel.
1885.



†

Ruben iſt die letzte Arbeit des Verfaſſers.

Er hat den Roman im Frühjahr 1884 zum Abſchluß gebracht. Anfang Juni las er ihn einem engen Freundeskreiſe vor. Die erſte Veröffentlichung in der „Neuen Freien Preſſe“ hat er noch angeordnet, aber nicht mehr erlebt.

Am 1. Auguſt 1884 iſt Heinrich Laube geſtorben.

I.

Moſes hieß der Mann, welcher da am Wege ſaß. Der Weg kam von Trieſt heraus. Er war jedoch nicht die Landſtraße, ſondern ein ſchmaler Fahrweg, welcher etwa ein Stockwerk höher lag, als die nach Süden führende Landſtraße. Er reichte nur bis zu einer Villa, welche dort an der Höhe lag inmitten eines Gartens.

Moſes ſah ſich zuweilen um nach der Villa, es war aber dort kein Menſch zu ſehen. Er ſchien heiteren Muthes zu ſein, wenigſtens verzehrte er mit offenbar gutem Appetite ſein Abendbrot, ein Stück trockenen Brotes.

Moſes war auch wirklich eine heitere Natur, obwohl er nur ein Trödeljude war, welcher alte Kleider und ſonſtigen Plunder zum Verkaufe herumſchleppte. Ein Bündel ſeiner geringen Waare lag neben ihm auf dem Boden.

Es war gegen Abend, und die Sonne war nahe daran, ins adriatiſche Meer zu tauchen, welches dunkelblau da unten Wellen ſchlug. Rothgolden lag ihr Schein auf der hohen und ſteilen Bergwand, welche hinter Trieſt zum Karſtgebirge aufſteigt. Es war Spätfrühling, und die Wärme wäre ſchon läſtig geworden, wenn nicht eine friſche Briſe vom leicht bewegten Meere herauf geweht hätte.

Was machte der Trödeljude hier außen, wo es nichts zu ſchachern gab? Ja, er war eine Ausnahme von ſeinen Standesgenoſſen, er war ein Naturfreund. Vielleicht weil

er da oben hinter den Bergen in ärmlicher Hütte aufgewachsen war und viele Jahre die Ziegen gehütet hatte. Er hatte sich da an die freie Natur gewöhnt und suchte sie gern auf, wenn es da unten in dem heißen Triest schwül wurde.

„Sie kommt heute nicht!“ sagte er leise vor sich hin, als er sich eben wieder umgeschaut und vor der Villa Niemanden gesehen hatte. „Ah, der Ruben!“ fuhr er fort, „der Ruben!“

Der schmale Fahrweg nämlich endigte wohl bei der Villa, aber ein schmaler Fußweg schlängelte sich zwischen blühenden Hecken am Berge hinauf, und auf diesem Fußwege kam soeben ein junger Mann daher, welcher Ruben hieß.

Und noch mehr! Als dieser Ruben am Garten der Villa war und in den Fahrweg herabstieg, da erschien eine weibliche Gestalt unter der Veranda und trat in den Garten herab.

Moses wendete sich mit dem ganzen Körper rückwärts, Ruben blieb an der Gartenecke stehen, und Beide betrachteten aufmerksam das junge Mädchen — denn es war ein junges Mädchen, und zwar ein bildschönes. „Augenscheinlich sehr jung, höchstens sechzehn“ — flüsterte Moses — „höchstens! Und so schlank!“

Schwebenden Ganges trat sie an einen Rosenstock, pflückte eine Rose, führte sie an ihr reizend griechisch geformtes Näschen und blickte dabei über's Meer hin, weder den Ruben noch den Moses gewahrend.

„Sie genießt den Abend“ — flüsterte Moses — „ah, so kurz!“

Das Mädchen wendete sich nämlich langsam und ging nach der Villa hinauf, oben aber unter der Veranda kehrte sie noch einmal ihr Köpfchen zurück, um noch einmal aufs dunkle Meer zu schauen. Dann verschwand sie in der Villa.

Jetzt schritt auch Ruben weiter und stand im nächsten Augenblicke vor Moses.

„Was machst denn du hier?“ — sagte er, verbesserte aber sogleich seine Rede, indem er hinzusetzte: „Hier giebt's doch kein Geschäft für Sie, Moses.“

„Warum wollen Sie nicht beim „Du“ bleiben, wie alle Welt, Herr Ruben?“

„Weil ich kein Recht habe zu diesem geringschätzigen oder vertraulichen Ausdrucke.“

„Nennen wir ihn vertraulich und bleiben wir dabei, Herr Ruben, ich bitte.“

„Bitte?“

„Ja. Von Ihnen möcht' ich vertraulich behandelt werden, ich hab' Sie gerne und freue mich, daß Sie die Dame gesehen haben. Sie ist prächtig. Nicht wahr?“

„Kennst du sie?“

„Donna Camilla heißt sie. Ich komm' in die Villa zum Bedienten, der schöne Westen liebt, und zur Köchin, die bunte Schürzen braucht. Donna Camilla ist nur zu Gaste hier; sie stammt aus Ancona und besucht ihre Tante in der Villa, die reiche und stolze Frau Müller, die sich Signora Molitore schreibt und nennen läßt, und die Unsereinen verachtet. Sie hat auch Recht.“

„Warum?“

„Weil ich ein Jude bin. — Haben Sie jetzt die Signorina Camilla zum ersten Male gesehen?“

„Ja.“

„Hui! Das wär' eine für Sie, wenn Sie nicht auch — Hab' viel gesehen, viele! Ich gucke danach von Jugend auf, aber so einen Schatz noch nie. Nicht wahr?“

„Ich habe auch noch nie so was Herrliches gesehen.“

„Was Herrliches, freilich! Setzen Sie sich auf den

Stein! Sie ſind ja ganz weg, ich ſeh's. Ihre Augen ſind wie gefroren. Ja, ſo geht's, wenn ein Engel auf der Jacobsleiter herunterkommt. Setzen Sie ſich!"

Ruben war wirklich wie betäubt. Der Anblick des Mädchens ſchien ihn entrückt zu haben aus dieſer Welt. Er hörte kaum und verſtand nicht gleich, was der Moſes ſchwatzte.

Wer hätte auch in dem Trödeljuden einen Schönheitskundigen ſuchen wollen! Und doch war er ein ſolcher. Wie er die Vorzüge ſeiner alten Kleider anzupreiſen wußte, ſo beſchrieb er jetzt mit Zungenklatſchen alle reizenden Eigenſchaften dieſer Camilla; die duftende Jugend, die ſchönen Arme, das Lockenhaar, und erſt die Augen!

„Mach' mir den Bruder nicht verrückt!" rief plötzlich eine dritte Stimme.

Sie gehörte dem Bruder Rubens, dem Manaſſe. Er war aus der Villa gekommen und ſtand jetzt dicht bei ihnen.

Ruben und Moſes, ſtanden auf zwei Steinplatten, welche aufgerichtet am Wege lagen, wahrſcheinlich beſtimmt, in die Villa geholt zu werden, und Manaſſe, den Moſes beim graurothen Barte zerrend, lachte hell auf, indem er ſagte: „Von der ſchönen Italienerin faſelſt du wohl? Du willſt dich alſo nicht verbeſſern, Moſes, nein?"

„Mein Lebtag nicht?" antwortete dieſer und lachte auch.

„Ein armer Trödeljud und verliebt bis zu den grauen Haaren!" fuhr Manaſſe fort.

„Und warum denn nicht?" erwiederte Moſes. Niemand kann mirs verwehren und wohlgethan hat mirs mein Lebenlang. Ich frag' nicht nach Eſſen und Trinken, ſchöne Mädchen machen mich ſatt.

„Du heißeſt der Trödel-Don-Juan und der Rabbiner wird dich nächſtens ins Gebet nehmen."

„Wird er? Er wird nicht. Was geht's ihn an, was geht er mich an! Ich bin ja auch still und sittsam dabei."

„Und warum hast du denn nicht geheiratet, da du doch so verliebt bist?"

„Geheiratet?! Eine garstige Schicksе vom Beisenstiele weg? Wer nähme mich denn sonst? Und was hätt' ich an ihr? In ein paar Jahren ist sie fett und sieht alt aus. Mir aber hing sie am Bündel, oh! Nichts da. Ich kann ja die ganze schöne Jugend haben, die immer wieder aufwächst, ich kann sie haben, weil ich nichts verlange als das Anschauen. Aber beim Herrn Bruder hier hat sie eingeschlagen."

„Was heißt eingeschlagen?"

„Die Jugend da drin, die Camilla."

„Also richtig, von der sprachst ihr."

„Ich nur, der Herr Bruder spricht keine Sylbe."

Ruben machte eine ablehnende Bewegung, sagte aber kein Wort; er starrte nach wie vor aufs Meer hinaus, auf welchem die untergehende Sonne in tausend Farben spielte.

„Du hast die Camilla gesehen? Zum erstenmale? Wie kommst du hieher?"

Moses antwortete für Ruben: „Vom Berge herunter, auf dem Fußsteige ist er gekommen, hat sie, nicht wahr, Herr Ruben, zum erstenmale geseh'n, und nun ist er fertig. Das geht so: man verliert den Verstand. Ich brauche manchmal acht Tage, um ihn wiederzukriegen. Nachdem ich den Engel hier zum erstenmale geseh'n, hat's vierzehn Tage gedauert. Seit vierzehn Tagen lauf' ich jeden Abend hieher, um sie wiederzuseh'n, und jetzt erst verläßt mich die Dummheit, seit ich sehe, wie der Engel unserm ernsthaften Herrn Ruben den Kopf verdreht."

Manasse blickte aufmerksam auf seinen Bruder, schüttelte

den Kopf und sagte endlich: „Steh' auf, Ruben. Wir müssen nach Hause: der Abend sinkt. Der Vater wartet mit dem Talmud, und du weißt, wie er schilt, wenn wir zu spät kommen. Was dies Mädchen da drin und die ganze Villa betrifft, so geh' vorbei, ohne umzuschauen. Die Leute da drin hassen uns Juden, und zwar arg. Ich kenne sie. Ein fetter Abbé, welcher mit dem Mädchen aus Ancona gekommen, macht kleine Geschäfte an der Börse, und ich bin sein Galopin. Soeben bin ich bei ihm gewesen und hab' ihm Abrechnung gebracht; die Frau Müller-Molitore, welche dazukam, hätte mich beinahe angespuckt — heda, Marcia! Wo denn hin?"

Dies galt einem jungen Dienstmädchen aus der Villa, welche vorüberging. Sie antwortete mit einem unverständlichen slavischen Laute und stieß Manasse unsanft zur Seite, als er sie beim Kinn anfassen wollte.

„Marcia ist spröde, so lange noch ein Sonnenstrahl schimmert," sagte Moses; „trotzdem ist Herr Manasse besser d'ran als sein Herr Bruder, denn er sucht sich die derben Weibsbilder aus; die sind leichter zu haben."

„Moses, du bist ein Schwätzer. Komm', Ruben!"

Er faßte den Bruder unter dem Arm und zog ihn fort. Ruben sah noch einmal rückwärts nach der Villa und ließ sich fortführen. Moses blieb sitzen.

Dieser Moses war ein wunderlicher Patron. Schön war er nicht. Wer verlangt denn das auch von einem Trödeljuden? Die Blattern hatten das Gesicht zerrissen in früher Jugend, und später waren die Sommersprossen gekommen, sogar breite Sommerflecke, welche die Gesichtszüge zudeckten. Er hatte nämlich rothes Kraushaar, und damit ist stets eine feine, weiße Haut verbunden, welche selten der Gefahr entgeht, von der Sonne befleckt zu werden. Aber in dem garstigen Gesichte blitzten ein Paar kleine, sehr lebhafte Augen hervor, braun-

grüne Augen, welche wohl auch nicht paßten zum rothen Blondin. Auch dicke, aufgeworfene Lippen verschönerten ihn nicht. Aber hinter den Lippen saßen weiße, gesunde Zähne, und der Körper unter dem Kopfe war schlank und geschmeidig, obwohl er schon mehr als fünfzig Jahre alt und obwohl das krause Kopf- und Barthaar schon angegraut war.

Als junger Bursch war er fortgelaufen oben im Karstgebirge, wo seine Eltern in einer dürftigen Felsenschlucht eine Hütte besaßen und ein schmales Stückchen Acker. Die Ziegen, dies eigensinnigste, hartnäckigste Thier, waren ihm zuwider geworden, und sein Vater hatte ihm erzählt, daß hinter den kahlen Bergen ein großes Wasser läge und daß es an dessen Rändern sehr schön wäre; mit einem kleinen Handel könnte man da ein reicher Mann werden.

Reich? Das war's nicht gerade, was ihn lockt. Aber schön!?

Als er auf der Flucht bis nach dem Opcinaberge gekommen, da hatte er gezittert wie Espenlaub, bei der Aussicht auf das Meer und Triest unten, und in einem Dauerlaufe war er hinunter gerannt.

Um nicht zu verhungern, hatte er Anfangs betteln müssen, und im Vaterhause der Brüder Ruben und Manasse hatte er immer einen Kreuzer bekommen. Dies Haus hatte er deßhalb immer geliebt, und den aufwachsenden Knaben Ruben und Manasse hatte er sich freundlich zugedrängt, nachdem ihm übrigens seine jüdische Abstammung Hilfe gebracht. Der Rabbiner hatte entdeckt, daß er recht aufgeweckten Geistes wäre, und hatte ihn zu kleinen Diensten bei sich behalten. So war er auch in die Judenschule gekommen und hatte sich durch rasche Auffassung hervorgethan. Allmählich aber hatte ihn der Rabbiner naseweis befunden, und endlich hatte er ihn fortgejagt, weil der junge Moses freche Fragen gestellt über Sachen des

Glaubens. Die Frau des Rabbiners indessen hatte ihm zum Abschied einen Gulden geschenkt und ihm gerathen, mit diesem Gulden ein paar alte Kleidungsstücke zu kaufen und mit ihnen zu handeln; denn er sei von munterer Rede, und das werde ihm forthelfen.

So war's geschehen; er hatte ihm fortgeholfen. Ein kleines Talent war ihm zu statten gekommen: er hatte in der Schule ein wenig Zeichnen gelernt, und das übte er weiter, sobald er ein Blatt Papier erwischte. Am Hafen sitzend, zeichnete er Schiffe und Schiffer und hinten das Meer. Der Anblick des Meeres und hinter ihm des Gebirges machte ihm Vergnügen, es war eben etwas vom Künstler in ihm. Seine abgezeichneten Schiffer besonders fanden Anwerth; er verkaufte sie manchmal für ein paar Kreuzer, am sichersten, wenn sie karikirt und komisch waren.

Das setzte er fort, weil dies namentlich dem Veitl Spaß machte. Veitl war ein alter bissiger Jude, welcher einen kleinen Gassenladen hielt mit Büchern, vorzugsweise mit alten abgegriffenen Büchern. Der Laden war eigentlich nur ein Loch, ins Eckhaus hinein ausgebrochen, sechs Schritt lang, sechs Schritt breit. Darin saß der alte Veitl seit vierzig Jahren, und ihm hatte Moses eine seiner Schiffer-Karikaturen zum Verkaufe angeboten. „Bist du verrückt? Wer kauft solche Sudelei!" hatte Veitl gesagt. Aber darauf war ein Gespräch gefolgt, bei welchem der sonst verdrießliche Veitl in seinen langen grauen Bart hinein gelacht hatte über den frischen Gelbschnabel seines Glaubens. Und der Moses war wieder gekommen, und hatte dem Veitl geschickte Handdienste geleistet beim Ordnen der alten Scharteken. Er hatte sich als Laufbursche nützlich gemacht für Bestellungen und fürs Abholen einer Wiener Zeitung, welche Veitl von der Post bezog. Vom Postamte bis zum Veitl las Moses die Zeitung, und

las ſie dann dem Veitl vor, welcher kranke Augen hatte. So unterrichtete er ſich und wurde dem Veitl nöthig und immer bekannter. Er las auch deſſen alte Bücher und empfahl dieſelben mit Nachdruck den nachfragenden Käufern, und vor allen Dingen hörte er dem Veitl aufmerkſam zu, wenn dieſer ſchimpfte.

Veitl ſchimpfte gegen die ganze Welt, ſogar gegen die Juden, die ſich niederträchtigerweiſe mit den Chriſten vermiſchten; er war ein altjüdiſcher Fanatiker. Moſes war gar nicht gläubig, aber er war klug genug, ſein Maul zu halten. So wurde ſein Verſtand geübt, und er lernte den Talmud genauer kennen, von welchem Veitl mehrere Exemplare hatte. Der Talmud iſt der Turnplatz der Juden, Moſes lernte turnen. Er verlor zwar manche Zeit für ſein Trödelgeſchäft, aber er lernte. Er konnte auch halbhungrig leben, und endlich übergab ihm Veitl auch für ſeinen Trödelkram bedenkliche Flugſchriften. Dieſe brachte Moſes hie und da an den Mann, und dafür gab ihm Veitl kleine Tantièmen. Außerdem vervollkommnete er ſich im Karikaturzeichnen, denn in Veitl's Laden konnte er Papierfetzen haben. Er porträtirte abſonderliche Käufer zum Spaße Veitl's, der die entſtellten Geſichter gern ſah, weil er den Aerger liebte. Dies waren lauter bekannte Trieſter Perſonen, und in manchem Hauſe kaufte man ſie ihm ab oder gab ihm ein paar noch leidliche Hoſen dafür, weil man jenen Perſonen den Spott gönnte. Solchergeſtalt kam Moſes allmählich in die Höhe, und da ihn Veitl in ſcheltender Weiſe auch über die Börſe unterrichtete, ſo ſchlich Moſes bald auch um die Börſe herum, kriegte hie und da eine Botſchaft aufgetragen, wenn er ſie galoppirend beſorgen konnte. Er galoppirte, beſorgte genau und wurde ſo nach und nach verwendet als Botenläufer. Sein Trödelkram wurde faſt Nebenſache, er gewann auch ohne ihn

seinen Unterhalt. Aber er behielt ihn bei, er brachte ihn mit aller Welt in Berührung, und das liebte er.

Als er jetzt bei untergehender Sonne da bei der Villa auf dem Steine saß, da hatte sein Leben schon über fünfzig Jahre gedauert, hatte sich nach allen Seiten ausgedehnt und hatte ihm ein kleines Vermögen eingetragen. Er kannte die ganze Stadt und alle Privatverhältnisse in derselben und war dabei immer ein Naturfreund geblieben, ein gemeiner Künstler, wie er zu sagen pflegte. Als solcher blieb er auf dem Steine sitzen, nachdem die beiden Brüder fortgegangen waren, und blickte unverwandt aufs Meer, über welches die letzten Sonnenstrahlen gelb und roth tanzten. „Wer das malen könnte!“ sagte er vor sich hin. Ein Ruck und die Sonne war verschwunden, eine bunte Dämmerung fiel nieder und eine scharfe italienische Stimme schrie in sein Ohr:

„Was machst du hier, Jude? Was hast du zu spionieren? Pack' dich fort!“

Und dazu fuchtelte ein Stock vor ihm durch die Luft.

Das Alles kam von einem jungen eleganten Manne, welcher sein Spazierstöckchen vor der Nase des Moses niederhieb.

Moses fuhr in die Höhe und sagte: „Pardon, Signore Cavaliere, ich war eingeschlafen.“

Der Cavaliere ging in die Villa. Moses blickte ihm nach. Solche Behandlung war er gewohnt, aber von diesem Herrn schien sie ihn zornig aufzuregen. Dieser Cavaliere war ihm besonders zuwider und er meinte auch zu wissen, daß dieser Geck — so nannte er ihn still vor sich hin — sich die schöne Camilla aneignen und sie fortführen werde. Schöne Mädchen waren eben seine schwache Seite. Er war verliebt von früh auf und jetzt in den Fünfziger Jahren um kein Haar minder. Aber ach! sein ganzes Leben hin-

durch, ohne die geringſte Erwiederung von einem halbwegs hübſchen Frauenzimmer zu finden. Darum hatte er ſich allmählich gewöhnt mit dem Anblicke zufrieden zu ſein. „Man lernt auch hungern," ſagte er.

Hierher vor die Villa kam er ſeit vierzen Tagen jeden Abend, um das ſchöne Mädchen zu ſehen. So was nannte er ſeine Lebensfreude. Auch ins Haus hinein war er ſchon gedrungen und hatte dem Diener eine ſchöne Weſte, der Marcia eine bunte Schürze für ein Spottgeld zugeſteckt, um wiederkommen und die ſchöne Camilla an ſich vorübergehen ſehen zu können.

Daß ihm ſolch eine Roſe nicht blühte, das wußte er nur gar zu gut, aber dieſer ſchnöde Cavaliere, der da eben eingetreten, machte es ihm klar, daß er dieſem groben Geck die Roſe nicht gönne und daß er ihm alle erreichbaren Prügel zwiſchen die Füße werfen möchte. „Ja," ſagte er nach einer Pauſe, „ja, wenn ein ſchöner, liebenswürdiger Mann, der auch dir angenehm iſt, käme, und — richtig, der Ruben! Dawider hätteſt du nichts, ſolch ein prächtiges Paar würde dir ſogar Freude machen."

Und ſo war es. Schöne Leute zu vereinigen, das erquickte ihn. Er hieß auch bei manchen Leuten der Kuppler Moſes, und zu dieſem Titel lachte er ſtill vor ſich hin.

Freilich, freilich! Zu Ruben und Camilla da mußte er doch den Kopf ſchütteln und ſich ſagen: Das geht nicht, das iſt unmöglich. Der Ruben iſt wie du ein Jude, und in dieſer Villa haßt man nicht nur die Juden, man verachtet ſie wie Ausſätzige.

Dies denkend — es war unterdeß ſtockfinſter geworden — ging er endlich auch nach der Stadt — nein, er kehrte noch einmal um und kroch vorſichtig bis zur Veranda hinauf. Innen waren die Lampen angezündet, er konnte durchs

Fenſter hineinſehen — richtig, er ſah Camilla, vor welcher katzenbuckelnd der Cavaliere ſtand. Er wurde gegen den Kerl ſo wüthend, daß er unvorſichtig Geräuſch machte und eiligſt ſtiehen mußte. Auf dem Fahrwege unten wiederholte er fluchend: Nein, der Schuft ſoll ſie nicht kriegen, der Ruben ſoll verſuchen — ach, Moſes — ſchloß er betrübt — du wirſt ein Dummkopf!

II.

Die beiden Brüder, Ruben und Manaſſe, waren um dieſelbe Zeit in ihrem väterlichen Hauſe angekommen. Es lag in einer engen Gaſſe. Sein Geſchäftslocal hatte der Vater mehr nach dem Meere zu in einer Hauptſtraße. Dort hielt er eine Wechſelſtube. In kleinem Style, aber ſehr ſolid. Er galt für wohlhabend und war geachtet. Geſucht freilich nicht, denn er war nicht zugänglich und vermied jedes unnütze Geſpräch. Er ging als orthodoxer Jude jeden Morgen in die Synagoge, arbeitete den ganzen Tag in ſeinem Comptoir und war gegen Abend in ſeiner Behauſung, um ſtets bei Kerzenſchein mit ſeinen Söhnen im Talmud zu leſen.

Er wohnte zu ebener Erde mit ſeiner Frau in einem großen Gemache, an welches Schlafzimmer grenzten und ein kleiner Salon. Dieſer war für Frau Ruth — ſo hieß die Frau — welche zuweilen von jüdiſchen Frauen beſucht wurde.

Er ſelbſt, Abraham Schmuel geheißen, war ein kleiner Mann von ſechzig Jahren mit dünnem grauen Haupthaar und langem grauen Barte. Sein Geſicht, von ſtreng orientaliſchem Typus mit gebogener Naſe, hatte etwas Vergrämtes, ſein Weſen zuweilen etwas Heftiges, er war nervös.

Er ſaß jetzt wie jeden Abend in der Mitte des Zimmers

an einem runden Tiſche, auf welchem drei Bücher lagen und auf welchem ein ſilberner Armleuchter ſtand mit drei brennenden Kerzen.

Frau Ruth ſaß in einer Ecke des Zimmers auf einem Lehnſtuhle. Sie hatte ein kleines Tiſchchen vor ſich, auf welchem ein Buch lag und eine elegante Lampe ſtand. Sie las nicht, ſondern lehnte ſich zurück in den Seſſel und ſah vor ſich hin. Hohen Wuchſes, war ſie noch eine ſchöne Frau, obwohl fünfzig Jahre alt, wohlbeleibt, von weißgelbem Teint mit ſchwarzen Augen und ſchwarzem Haar, welches eine ſchmale, vergoldete Haube, der Vorſchrift entgegen, ungenügend einhüllte. Ihre fleiſchige, ſchön geformte Hand lag auf dem Buche, und in ihrem edel geſchnittenen Antlitze lag ein ſtilles Behagen.

In dem dunkel tapezierten Zimmer herrſchte eine Zeit lang vollſtändiges Stillſchweigen.

Endlich ſagte Vater Abraham mit ſcharfer Stimme: „Wo bleiben wieder die Knaben?“

So nannte er hartnäckig die erwachſenen Söhne. Ruben war vierundzwanzig, Manaſſe dreiundzwanzig Jahre alt.

„Sie werden ſchon kommen,“ erwiederte Ruth, „Ruben hat heute das Klavier ſtimmen laſſen zum Geſange.“

Das Klavier ſtand ihr gegenüber in der andern Ecke des Zimmers. Vater Abraham warf einen Blick dahin und zuckte mit den Achſeln. Er war nicht muſikaliſch; Ruth aber war es.

Da traten die Söhne ein und ſagten: „Guten Abend!“ Manaſſe trat zum Vater, Ruben zur Mutter und küßte ihr die Hand. Sie ſtreichelte ihm die Wange.

„Die Sterne leuchten vom Himmel!“ ſagte wie vorwurfsvoll Vater Abraham.

„Soeben erſt,“ erwiederte Manaſſe, und er wie Ruben

ſetzten ſich an den Tiſch. Jeder ſchlug ſein Buch auf, den Talmud, nachdem der Vater die Zahl der Seite genannt.

Nun las Vater Abraham einen langen Satz vor, ſehr langſam und mit ſtarker Betonung einzelner Worte. Dann ſchwieg er, legte die Hand auf ſein Talmudbuch und ſprach: „Ihr kennt den Satz?“

„Ja,“ ſagten beide Söhne.

„Iſt was zu ſagen? Was zu fragen?“

„Nichts, nichts; Alles klar,“ ſagte Manaſſe.

„Klar? ja“ — ſprach Ruben — „aber auch richtig? Ich erhebe Einwand.“

„Welchen?“ rief Vater Abraham in ärgerlichem Tone.

Nun entwickelte Ruben ſeinen Einwand und es erhob ſich ein Disput mit dem Vater, der von Seiten des Vaters immer lebhafter, ja gereizt wurde, bis Ruth aus dem Hintergrunde rief: „Abraham!“

„Natürlich immer für ihn!“ — ſprach der Vater gegen ſie hin — „immer. Dein Sohn Ruben entfernt ſich alle Tage weiter von den Gedanken in Zion. Nach Samaria hat er ſchon lange geneigt, jetzt iſt er nahe bei Golgatha.“

„Höre ihn ſingen“ — ſprach Ruth — „und Du wirſt erkennen, daß ſeine Seele in Zion wohnt. Singe, Ruben!“

Ruben ging ans Klavier, ſpielte eine Einleitung mit ſicherer Fertigkeit und ſang alsdann ein Lied der Synagoge mit ergreifendem Ausdrucke.

Er hatte eine hohe Baritonſtimme von wunderbarem Klange und von hinreißender Weichheit. Selbſt der ſtrenge Vater widerſtand ihr nicht und ſenkte ſein Haupt tief auf den Talmud. Es war wohl vorzugsweiſe der kirchliche Geſang, welcher ihn ergriff, aber er ergriff ihn mächtig. Frau Ruth trocknete ſich die Augen, nur Manaſſe ſchien gleichgiltig zu bleiben. Er war auch nicht muſikaliſch, war

auch im Grunde nicht religiös, obwohl er immer dem Vater zustimmte.

Ruben blieb am Klavier sitzen und phantasirte, weich, stürmisch, wunderlich. Der Eindruck, welchen er draußen von Camilla empfangen — man könnte vielleicht sagen erlitten — befing ihn gänzlich. Die Mutter sogar meinte, aus dieser phantastischen Musik Ungewöhnliches, Drohendes herauszuhören und sie stand auf.

Da erhob sich auch Vater Abraham, machte eine abweisende Bewegung gegen Ruben hin und sagte zu Manasse: „Nimm die Bücher mit; lösch aus!"

Er ging mit Manasse ins Nebenzimmer, nachdem dieser die Kerzen ausgelöscht. Ruth trat zu Ruben, welcher weiterspielte. Sie legte die Hand auf sein Haupt; er pausirte.

„Ist Dir etwas begegnet, mein Sohn?"

„Ja, Mutter. Ich glaube, ich bin ins Herz getroffen, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen, ob ich mich betrüben soll. Seh' ich den Vater an mit dem Talmud, so muß ich mich betrüben, denn für meine Lebensbahn erblick' ich da nur die Wüste, die brennende Sonne, keine Handbreit Schatten, keine Handvoll Wasser für meinen Durst. Seh' ich aber nach ihr hin" —

„Ein Mädchen?"

Er nickte mit dem Kopfe.

„Von den Christen?"

Er nickte wieder.

„Also ein Unglück!"

„Nein, nein! Ich war nie so glücklich."

„Geh' morgen hinüber zur Rebekka! Sie liebt dich, sie ist schön, sie ist reich."

„Sie ist mir fremd, wildfremd." Manasse war während dieser Reden ins Zimmer zurückgekehrt und zu ihnen

getreten. Das ſchien ſie gar nicht zu ſtören. Er war nicht der Liebling der Mutter, ſondern des Vaters, und obwohl der Vater gewiß nichts erfahren ſollte von dieſer Angelegenheit, ſo zeigte doch weder die Mutter noch Ruben ein Bedürfniß, vor Manaſſe ſtillzuſchweigen. Das Familienband war ſo eng, daß Jeder des Andern ſicher war und Mutter wie Ruben nicht daran dachten, Manaſſe könnte etwas an den Vater verrathen, was dem Bruder Schaden brächte. Als demnach Ruth ohne Unterbrechung weiter fragte: „Wer iſt das Mädchen?“ da antwortete Manaſſe ruhig: „Die junge ſchöne Italienerin draußen bei der Frau Molitore.“

Er hatte ja draußen und beim Heimgehen erkannt, daß Ruben von einem ſtarken Eindrucke betroffen worden. Er fuhr alſo fort: „Sie heißt Camilla — den Vaternamen weiß ich nicht, und iſt zum Beſuche bei der reichen Molitore, ihrer Tante.“

„Warten, Kinder, warten! Vor dem Vater ſchweigen! Du biſt ſo aufgeregt, Ruben, daß ich — nein, Kind, ſo hab' ich dich ja nie geſehen! Sonſt biſt du ja ſanft und beſonnen. Faſſe dich. Solch eine plötzliche Aufregung vergeht wieder, ſie wird vergangen ſein, wenn du geſchlafen haſt. Auf Wiederſehen morgen! Manaſſe, hilf ſorgen, daß er zeitig zu Bett geht und nicht mehr ſpricht. Geht, geht!“

Dabei ſchob ſie Ruben ſeinem Bruder zu. Manaſſe nahm Ruben unter den Arm und führte ihn wie einen Kranken in den erſten Stock hinauf, wo Jeder ſein Zimmer hatte.

Ein ſo ungleiches Brüderpaar! Manaſſe, klein und dürftig gebaut, mit einem ſtark jüdiſchen Geſichte, vorſpringender gebogener Naſe, rabenſchwarzem dicken Haar und ſchwarzen Augen, welche ein wenig ſchielten, mit ſcheinbar zu langen Armen und dicken, großen Händen. Ruben daneben ſchlank und ziemlich hoch gewachſen, mit einem edlen Antlitze, in welchem große braune Augen herrſchten.

Ebenſo waren ſie verſchieden im Charakter. Als Manaſſe den Bruder in ſein Zimmer gebracht, ſagte er — bis dahin hatten Beide geſchwiegen — und lachte dazu laut: „Was machſt du für ein Geſäures? Ein bildhübſches Mädchen und ein bildhübſcher Junge, das paßt ja zuſammen. Ob's weiter zuſammengeht, wer fragt denn ſogleich danach! Du willſt ſie wieder ſehen, du willſt ſie allein ſehen —"

„Manaſſe!"

„Ja doch! Eins nach dem Andern. Morgen iſt auch ein Tag," und ich hab' dem feiſten Abbate morgen eine kleine Summe Geldes zu bringen — er ſpielt klein wie ein kleines Kind an der Börſe — da komm' ich wieder ins Haus, und da werd' ich mich weiter umſchau'n, was zu machen ſei, umſchau'n, ſo weit ſie's zulaſſen; denn ſie ſchieben mich gern vor die Thür, weil ich ein Jude bin, aber das Mädchen iſt ſtill dabei, wer weiß! Du ſiehſt ja nicht aus wie ich, du ſiehſt aus wie ein Cavalier, wer weiß! Nur Geduld! Du wirſt ihr gefallen. Wenn ich dich vor ſie bringen kann, iſt's zwar eine Dummheit, aber es geht mir ebenſo, wenn ich ein hübſches Mädchen ſeh', man wird auf der Stelle des Kukuks, man handelt an. Ich hüt' mich freilich vor den Vornehmen, aber am Ende, du biſt auch anders als ich und haſt mehr Chance. Alſo Courage! Der Moſes muß uns helfen, der kennt alle Schliche. Ich ſuch' ihn morgen früh auf. Bis dahin ſchlaf', ſchlaf' und träume. Wenn ich ausſähe wie du, da hätt' ich die ſchönſten Träume. Gute Nacht!"

III.

Am nächſten Morgen, noch ehe er gefrühſtückt hatte, ging Manaſſe aus, um dem wunderlichen Bruder behilflich zu

ſein. Die Thür Rubens hatte er nur eine Ritze breit aufgemacht, ehe er fortgegangen. Er hatte nur ſehen wollen, ob er auch ſchliefe. Er ſchlief.

Wie wollte er helfen? Er wußte es ſelbſt noch nicht, aber er wußte, daß in Trieſt ein Menſch vorhanden wäre, der für jedes ſchwierige Ding Rath ſchaffen konnte. Dieſer Menſch war der Moſes.

Manaſſe kannte die Schlafſtelle — mehr traute er ihm nicht zu — des Moſes nicht, aber er war ſicher, ſie beim Antiquar Veitl zu erfragen. Dahin ging er und war ſehr ärgerlich, als er den kleinen Bücherladen noch verſchloſſen fand. Für dieſen Fall hatte jedoch der umſichtige Moſes geſorgt, er hatte auf die Ladenthür einen kleinen Zettel geklebt, welcher beſagt: Moſes ſchläft im Hinterhauſe, drei Treppen hoch, rechts.

Es war eine ſteile Wendeltreppe, und Manaſſe hatte wenig Athem, als er oben war, und rechts neben einer ſchmalen Thür einen Briefkaſten aus Pappe entdeckte mit der Inſchrift: Moſes, ein Mädchen für Alles.

Er klopfte gar nicht an, ſondern trat ein. In ein winzig kleines Zimmerchen mit einem kleinen Fenſter. An dieſem Fenſter ſtand Moſes in einem derben Négligé, will ſagen in ein paar ledernen Unterhoſen — ſie konnten für ein Menſchenleben halten — und in einem grobleinenen, aber ganz ſaubern Hemde. Er fütterte einen Kanarienvogel und bot ein Genrebild dar, als er ſich umwendete mit ſeinem rothgrauen Kopfe und Barte. Die kleinen Augen ſtachen friſch wie Lichtſtrahlen auf Manaſſe los. „Still!“ rief er dem piependen Kanarienvogel zu. „Herr Manaſſe kommt wegen des Ruben und der ſchönen Camilla.“

„Woher weißt du das?“

„Ich hab' mir die Dummheit ſchon geſtern Abend vor-

gestellt und der Karst hat sie mir heute wiederholt. Schauen Sie nur, welch hübsche Lücke mir da die Dächer und Schornsteine gelassen haben, so daß ich die Karstberge sehen kann, über welche die Morgensonne herüberkommt. Ist das nicht schön? Na, ist die Welt für den garstigen Moses schön, warum sollte sie's nicht auch für den schönen Ruben sein? Erst recht. Setzen Sie sich da auf den kleinen Strohsessel, er ist noch nicht zerrissen. Hier hab' ich noch einen zweiten — ja, ich bin möblirt!" — auf den setz' ich mich. Nun reden Sie! Was Sie wollen, darüber hab' ich mich gestern beim Einschlafen zersonnen: wie wir nämlich die Villa draußen erstürmen können ohne Mord und Todtschlag. Denn todtschlagen dürfen wir den Cavaliere doch nicht, obwohl er's verdient, aber beseitigen können wir ihn, und das muß Nummer Eins werden."

Manasse verstand nicht Alles, aber er setzte sich, und sah sich um in dem kleinen Raume, welcher eine dürftige Lagerstätte zeigte und einen Tisch mit Büchern, Notenheften, Papierblättern, Couverts, Briefmarken, Tintenfaß und Stahlfedern.

„Was für ein Cavaliere?" fragte er.

„Sie kennen ihn nicht? Gut. Ich kenne ihn, und ich sag' Ihnen: Wenn wir den nicht fortschaffen, dann kann ich Ihren Bruder nicht in die Villa bringen. Denn dafür sind Sie doch hier herauf zu mir gekraxelt."

„Ja. Mein Bruder ist wie betäubt."

„Ich war's auch, als ich das Mädchen zum erstenmale sah."

„Du?"

„Ja, ich. Auch ein häßlicher Mensch ist ein Mensch. Das sollten Sie eigentlich wissen. So 'ne Schönheit — Gott Israel's, ist das eine! — schlägt einen empfindlichen Menschen durch und durch. Ich kann sie nicht kriegen, nicht wahr?"

„Was?“

„Laſſen wir's gut ſein, ich kenn' den Cours, und ich hab' mir's abgewöhnt, eiferſüchtig zu ſein. Zum Verluſt noch 'ne Plage? Nein. Es freut mich, die Schönheit an den ſchönen Mann zu bringen, und Ihr Herr Bruder iſt ein ſchöner Mann. Er iſt der Schönſte in Iſrael von ganz Trieſt. Aber von Iſrael. Waih geſchrien, da liegt der Hund begraben. Na gut, wir kommen eben, ſo weit wir kommen. Damit wir aber überhaupt zu was kommen, muß, wie geſagt, der Nota weg — Nota heißt er, der Cavaliere. Der kennt den Herrn Ruben gewiß, ſchon aus Neid. Vom Kaffeehauſe kennt er ihn, von überallher kennt er den Ruben Schmuel. Denn es ärgert die Italiener, daß ein Jude ſchöner ſein ſoll, als ſie. Wenn er den Ruben draußen in der Villa findet, da ſchreit er: Jeſus Maria! der Kerl iſt ja ein Jüd! Signora Molitore, das iſt ein veritabler Jüd! Und dann ſchreit die Signora: Hinaus! Hinaus! Denn ſie haßt unſer Volk. Alſo das bleibt Nummer Eins, den Nota aus Trieſt zu verjagen. Bezahlen Sie mir drei Stadtpoſtbriefe, und ich bring' ihn fort bis heut Abend. Gut. Was dann? Dann ſoll der Ruben in die Villa gebracht werden, wenn er ſicher iſt vor dem Nota. Aber wie? Wiſſen Sie's?“

„Nein.“

„Aber ich werd's wiſſen. Neulich, Abends, bin ich an Ihrem Hauſe vorbeigegangen, an Ihres Herrn Vaters Hauſe, und bin ſtehen geblieben, weil ich einen Geſang gehört habe, einen Geſang aus der Synagoge. Gott Abraham's, war das ein Geſang! Unſer Vorſänger muß ſich davor verſtecken. Das war Herr Ruben, Ja?“

„Ja!“

„Na, da haben wir's, das wird der Weg. Sie müſſen wiſſen, daß ich den Veitl dahin gebracht habe, jeden Monat

ſich neue Muſikalien aus Wien kommen zu laſſen auf meine Rechnung. Er bezahlt mir 5 Percent vom Verkaufe. Ich verkauf' ſie, und ſie bringen mehr als die beſte alte Hoſe. Die vornehmen Frauenzimmer kaufen ſie heftig, 's iſt Mode. Und draußen die Camilla denkt an nichts, als an Clavierſpielen, Singen und neue Muſikalien. Der Schafskopf von Bedienter draußen hat mir's geſteckt, und ich hab' ſchon zweimal meine Noten draußen angebracht für gutes Geld. Verſtehen Sie?"

„Noch nicht ganz."

„Alſo ganz. Heut' trag' ich ein neues Notenheft hinaus und laſſ' fragen, ob mich das Fräulein eine Minute lang anhören wollte. Ich hätt' was zu verzählen von einem neuen italieniſchen Sänger, der geſtern angekommen und im „Hôtel de la Ville" geſungen hätte zur Verſtaunung aller Leute. Phänomenal nennten ſie's. Er wollte nur ein paar Tage hier bleiben und nur in Privatcirkeln ſingen, er eile nach Wien. Er kenne hier Niemanden, und es wäre ihm Einerlei, wer ihn einladen wolle. Singen aber möcht' er im Privatcirkel, um hier bekannt zu werden, weil er ſpäter, von Wien zurückkehrend, im hieſigen Theater gaſtiren wollte. — Da wird ſie ſchrei'n: „Tante, Sie haben's gehört!" Und die Tante wird ſchrei'n: „Ja, ich hab's gehört, und bei uns, bei uns ſoll er ſingen, nur bei uns!" Und ich werde ſchrei'n: „Aber gleich, gleich, ſonſt holt ihn die Frau des Podeſtà! Geben Sie mir eine Karte, ich beſorg's, er kommt heut' Abends und ſingt, ſingt, Gott, ſo gewaltig!" — Da gibt ſie mir die Karte, und mit dieſer Karte geht der Ruben des Abends hin, ſieht ſie, ſpricht ſie, ſingt und bleibt da als ein Liebhaber, der auch phänomenal iſt. Na, bin ich der Moſes?"

„Ja, wenn's gelingt."

„'s wird gelingen," ſag' ich Ihnen. „Nur muß der

Nota heute noch fortgeschafft werden. Den Brief, vor dem er auf der Stelle ausreißt, schreibe ich gleich, und den für die Frau Molitore, und noch einen — nein, den schreiben Sie, damit es zweierlei Handschriften sind, und die drei Briefe geben wir geschwind auf die Stadtpost, das sind die ersten Auslagen, Summe neun Kreuzer."

Manasse zog sein Portemonnaie heraus und gab ihm ein Zwanzig-Kreuzerstück.

Moses wendete es um und um, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Sie sind eben nicht Ihr Bruder, sind nicht der Herr Ruben."

Manasse verstand's und reichte ihm einen Guldenzettel.

„Aber ich bitte," sagte Moses halblaut, „für die Zukunft kein Vermittler, nein, sondern directer Verkehr mit Herrn Ruben, ja?"

„Ja doch."

„Jetzt schieben Sie sich den Sessel hieher und schreiben Sie, was ich Ihnen vorsage. Ein kleines Papierblatt, nur ein kleines, das thut's, ich muß ja doch ein Couvert daran wenden, neue Auslage. Und drücken Sie nicht zu stark auf mit der Stahlfeder, es thut ihr weh und nützt sie ab. Also!"

Er dictirte, Manasse schrieb: „Cavaliere Nota, zur Irredenta gehörig, wird gesucht, wird verhaftet. Wo er verkehrt, folgt Hausuntersuchung. Ein Freund."

„Gut. Aber nein! Was ich vorhin gesagt, ist nicht gut. Mir, dem abgeschabten Trödeljuden, gibt die Molitore keine Karte. Die müssen Sie holen."

„Ich?"

„Sie. Haben Sie nicht gestern gesagt, daß Sie Geschäfte machen mit dem Abbate? Ja, Sie haben's gesagt. Zu dem also müssen Sie jetzt, noch Vormittags, gehen mit einer dummen Börsennachricht und müssen eilig thun. Sie

wollten einen wunderbaren Sänger hören, der um die Mittagsstunde vor dem Theater-Comité singen werde. Sie hätten ihm eine kleine Geldanweisung auszuzahlen und bei der Gelegenheit könnten Sie zuhören. Da hört's die Frau Molitore zum zweiten Male — dumm, dumm, dumm, mit der Stadtpost geht's nicht so schnell. Sie müssen also den Brief mit einem Dienstmanne hinausschicken, damit er gelesen ist, wenn Sie kommen. Da geben sie Ihnen die Karte. Basta. Jetzt muß ich schreiben und laufen. Nein, wieder nein! Auch für den Nota geht's nicht mit der Stadtpost. Der Brief käme erst zu ihm, wenn er ausgegangen wäre, das wär' gefehlt, da könnt' er Abends draußen sein, der Nota. Er wohnt im „Hôtel de la Ville" und schläft, der Taugenichts, bis um Elf. Der Brief muß an den Portier des Hotels abgegeben werden. Das darf ich nicht. Ein Brief von mir hat kein Ansehen beim Portier. Das müssen Sie thun, so im Vorbeigehen. Ich schreibe darauf „pressante". Bleiben Sie sitzen, ich schreibe gleich."

Und er schrieb: „Machen Sie, daß Sie fortkommen. Augenblicklich. Telegramme über die Irredanta sind angekommen. Nachmittags sollen Sie verhaftet werden. Uno socio."

Den Zettel steckte er in ein Couvert, adressirte an den Cavaliere Nota, setzte pressante hinzu, gab den Brief an Manasse und drängte diesen fort mit den Worten: „Um 1 Uhr bin ich auf dem Zimmer Ihres Bruders, dort das Weitere."

Kopfschüttelnd ging Manasse. Die Sache kam ihm doch bedenklich vor und er wollte erst mit Ruben darüber reden. Der Teufelskerl, der Moses, triebe es doch zu frech.

Moses, immer noch blos in den ledernen Unterhosen, machte nun seine einfache Toilette und schrieb dann noch

einen Zettel für Camilla, in welchem es hieß: Der Nota ist ein liederlicher Mädchenverführer, ein unehrlicher Mensch und verschuldet bis an die Nasenspitze. Er sucht die Erbschaft der Tante durch Sie zu fischen. Elvira. — Moses war Operngänger und kannte den „Don Juan". — Den Zettel steckte er in ein Couvert und als er die Marke darauf klebte, sagte er lachend: Zwei Dreiermarken hast du doch erspart. Und nun ging er nach zärtlichem Abschiede von seinem Canarienvogel, um den Brief in den Postkasten zu werfen, vor sich hin murmelnd: ein Liebesdienst, der ein Geschäft werden kann. Dabei wirst auch du sie öfter sehen. Aber piff, paff! Wenn auch der Anfang gelingt, wie dann weiter? Er bleibt ja doch ein Jüd. Was gehts dich an? Und am Ende bleibt er kein Jüd. Gott der Gerechte!

IV.

Ruben erwachte spät an diesem Vormittage. Er hatte lange nicht einschlafen können, alle Fibern in ihm waren aufgeregt gewesen und er meinte: Das gesehen zu haben, das zu empfinden, was sein ganzes Lebensglück bedeutete, sein ganzes Glück, Glück, das höchste Glück.

Er war bis daher ein ruhiger Mensch gewesen, ein denkender Mensch, wie seine Mutter sagte. Und nicht blos die Mutter sagte das. Von einer Liebschaft war nie die Rede gewesen bei ihm. Schöne Mädchen und Frauen hatte er mit Vergnügen angesehen, ohne daß ein besonderer Wunsch in ihm erweckt worden wäre. Und doch legten ihm die schönen Mädchen und Frauen den Wunsch der Annäherung nahe genug, denn er war ein schöner junger Mann, schlanken Wuchses, wohlgeschnittenen Antlitzes mit großen braunen

Augen, welche warm und entgegenkommend blickten. Das dunkelbraune Haar und der dunkle Vollbart beschatteten sein Gesicht vortheilhaft, denn die Farbe desselben war blaß und fein. Dazu ein weiches, wohllautendes Organ und, was mehr als Alles: ein angenehmes, bescheidenes Wesen. Nur etwas Rückhaltendes konnte man ihm vorwerfen.

Der jüdisch-orthodoxe Vater Abraham hatte es mit seiner Orthodoxie vereinbar gefunden, seine Söhne in allen Wissenschaften unterrichten zu lassen, dem jüdischen Grundsatze folgend: Lernen, lernen, alles Mögliche lernen. Sie hatten das Gymnasium besucht, Ruben bis zur Erledigung des Abgangs-Examens, Manasse bis zur vorletzten Classe; und Ruben hatte eine so große Freude am Studium gezeigt, daß er vom Vater erbeten, ihn noch ein Jahr an der Universität in Graz studiren zu lassen. Der Vater hatte selbst das, wenn auch ungern, bewilligt. Rückkehrend, war Ruben in das väterliche Bankgeschäft eingetreten und hatte sich sehr rasch die nöthige Geschäftskenntniß angeeignet. Der Vater war zufrieden gewesen, wenn er auch sagte: Manasse ist sorgsamer, Ruben treibts zu hoch. Das bezog sich auf die Börse. Ruben beobachtete die Börse mit großer Aufmerksamkeit. Er suchte den Verkehr mit wichtigen Autoritäten der Börse und diese behandelten den jungen Mann mit Wohlwollen. Namentlich war er bis zu intimem Verkehr mit einem Herrn Farmer gelangt, welcher für eine geheimnißvolle, aber äußerst kundige Person galt an der Börse. Er war ein Eingewanderter aus dem Norden und war zu Anfang Journalist. Aber nur in gewissem Sinne. Er schrieb zuweilen Leitartikel, wenn große Fragen auftraten, und diese machten großes Aufsehen, ja schienen directen Einfluß auf die Course zu haben. Seinem Rathe wollte man es zuschreiben, daß Ruben zuweilen kleine Posten an der Börse kaufte und ver-

kaufte, und daß er dies mit Glück that, so daß er in den Besitz eines selbstständigen Vermögens gekommen war.

Im Allgemeinen lebte Ruben ziemlich einsam. Außer mit Farmer pflegte er nur Umgang mit einigen Lehrern an den höheren Schulen und mit einem kleinen alten Herrn des Namens Belloni, einer stadtbekannten italienischen Persönlichkeit, welchen man den heiteren Philosophen nannte und welchen er immer im Theater fand, das heißt in der Oper. Das Schauspiel besuchte Ruben, wie alle Juden, sehr gern, und neben geschichtlichen Studien, welche ihn insbesondere anzogen, beschäftigte er sich mit schöner Literatur. In klassischen Dichtungen war er gründlich zu Hause und nebenher pflegte er sein ausgesprochenes Talent für Musik. Ungeschickt war er im geselligen Verkehr. Da war er scheu und wich neuen Bekanntschaften aus.

So war der junge Mann beschaffen, welchen plötzlich eine Mädchen-Erscheinung wie ein elektrischer Strahl durchzuckt hatte. Altmodisch ausgedrückt: welchen Cupido's Pfeil ins Herz getroffen.

Als er aufgewacht, hatte er sich in die Höhe gerichtet und sich besonnen. Die Morgensonne erleuchtete das ganze Zimmer und in ihrem Lichte erschien ihm die ganze Gestalt Camilla's. Augenblicklich wußte er, was ihm begegnet war. Und siehe da, er lächelte. Gestern darüber so schwermüthig, war er heute einfach glücklich. „Geschehe, was da wolle," flüsterte er, „dir ist großes Glück widerfahren. Es ist dir ergangen wie dem Romeo und wenn es auch dich zum Tode führen sollte, wie den Romeo, es ist doch ein höchstes Glück."

So sprang er auf und kleidete sich an. Hinaus! hinaus! um sie zu sehen! war sein Gedanke.

Da trat seine Mutter ins Zimmer, ging schweigend auf

ihn zu, umarmte und küßte ihn und sagte: „Bist du heute ruhiger, Ruben?“

„Ich bin ganz ruhig, denn ich bin glücklich.“

„Und wirst nichts unternehmen?“

„Alles werd' ich unternehmen, was mich dem göttlichen Mädchen näher bringt.“

„Ruben! Wohin kann das führen! Ein christliches Mädchen! Du bist ein Jude. Eine dauernde Verbindung ist nicht möglich.“

„Eine dauernde Verbindung? Ein Augenblick im Paradiese wird mit dem Tode nicht zu schwer erkauft!“

„Ruben!“

„Warum über die Zukunft sich ängstigen, wenn jeglicher Anfang noch fehlt. Sie kennt mich noch nicht und ob sie mich lieben wird, steht bei den Göttern.“

„Sie wird dich lieben, du bist ein liebenswürdiger Mann und die Frage um die Zukunft muß ja vor euch hintreten. Wie soll sie gelöst werden zwischen einem Juden und einer Christin? Du denkst doch nicht daran, den Glauben deiner Väter aufzugeben? Ruben?!“

Ruben sah sie groß an, erwiederte aber kein Wort.

„Ruben! Das stieße deinen braven Vater ins Grab!“

Das Schweigen Rubens war natürlich. Er war ein modern gebildeter Mensch und die religiöse Frage war ihm eine Frage der Bildung, nicht aber eine Frage des Herzens. Er hatte Lessings „Nathan“ mit Entzücken gelesen, der Glaubensunterschied war ihm gleichgiltig.

„Ruben!“ rief die Mutter, die Hände zusammenschlagend, „du schweigst?!“

Ruben blickte nach der Thür, welche geöffnet wurde. Manasse trat ein. „Was bringst du, Manasse?“ rief ihm Ruben entgegen. „Du bist mein braver Bruder, du bist schon ausgewesen, was bringst du?“

„Nichts als tolles Zeug. Der Moses hats ausgeheckt. Aber das geht nicht; das kann uns mit der Polizei zusammenbringen, ich kann nicht mitthun.“

„Was denn?“

„Er wird um Eins herkommen, da wirst du's hören.“

„So lange kann ich nicht warten, es duldet mich nicht im Zimmer. Ade, Mutter! Jag' die Wolken fort! Es scheint die Sonne! Ade!“

Er war mit seinem Anzuge fertig geworden und eilte von dannen.

Er eilte hinaus nach der Villa. Was er thun würde, wenn sie zu sehen wäre, er wußte es nicht, er schwamm in einem Taumel.

Ist es denn wahr, daß der erste Anblick eines Mädchens wie der Blitz einschlagen und eine unbeschränkte Neigung entzünden kann? Ja, es ist wahr. Ruben sah, hörte und wußte nichts von der ganzen Welt; das Antlitz dieses Mädchens, seine Gestalt, seine Bewegung waren ihm die ganze Welt.

Alle Fenster der Villa waren verhängt, kein Mensch war zu sehen, das Haus lag vor ihm wie ein verschlossener Schrank. Er wartete umsonst, aber er wartete hartnäckig, wie eine Schildwacht auf und ab gehend. Die Straße war menschenleer, sie führte auch nur bis zur Villa. Endlich kam ein Mensch. Was kümmerte er Ruben. Er sah sich gar nicht um. Aber der Mensch blieb stehen, und als Ruben bei seinem Hin-und-wiedergehen zurückkam, stand er vor Moses.

„Moses!“

„Herr Ruben! Wenn Sie so lange hier herumlaufen, bis man ein Fenster öffnet und Sie erblickt, da machen Sie unsern Plan sicher zu Schanden.“

„Welchen Plan?"

Und nun erzählte ihm Moses, was er mit dem Notenblatte vorhätte und daß er deswegen eben jetzt in die Villa hineingehen wollte. Das Fräulein sei immer am frühesten auf, manchmal gehe sie sogar am Berge hin spazieren. So habe er selbst sie zum ersten Male gesehen. „Da!" — fuhr er fort — „da, den Fußsteig hinauf, auf welchem Sie, Herr Ruben, gestern herabkamen. Wer weiß! Vielleicht thut sie's auch heute. Wandeln Sie da hinauf! Verliebte Leute haben mehr Glück als verständige Leute. Jedenfalls bring' ich Ihnen dort hinauf Nachricht, was ich ausgerichtet habe. Ein paar hundert Schritte oben steht eine Platane, unter ihr eine Bank, da warten Sie. Vielleicht — es legen sich weiße Wolken vor die Sonne — vielleicht kommt sie selbst, weil's schattig wird. Aber hurtig, fort, fort! Es wird ein Fenstervorhang aufgezogen und man darf sie nicht sehen!"

Ruben ging aber nicht sogleich. Sie selbst konnte es ja sein an dem geöffneten Fenster; er blickte starr hinauf — es war das Hausmädchen, die Marcia. Nun ging Ruben und Moses stieg die Treppe hinauf zur Villa, sofort ein Gespräch beginnend mit der Marcia und von einem wunderbaren Kopftuche sprechend, das er entdeckt, für sie entdeckt habe.

Ruben ging rasch auf dem engen Fußwege aufwärts. Man könnte sagen: er schwebte. Die Lust des Glückes trug ihn. Er war keinen Augenblick zweifelhaft, daß Camilla daher kommen werde wie eine Fee, denn der erste Rausch der Liebe betrachtet ja die ganze Welt als nur dazu vorhanden, um alle Gaben auszuschütten in den Schooß der Liebenden.

Die Umgebung trug reichlich das Ihrige bei zu seiner Verzückung. Das hoch aufsteigende Karstgebirge, oben baumlos, weil der Nordwind, Bora genannt, in diesem Winkel Alles niederwirft, Alles verwüstet und der Baumwuchs nicht

aufkommen läßt, dies Gebirge ist unten von einem Schmelze der Sonne gesegnet, welcher dem Gesträuche balsamischen Odem entlockt. Es duftete wie Weihrauch. Dazu der Anblick des tiefblauen Meeres, welches in Wellen hüpfte, seit die Sonne verschleiert war.

Er fand den breitästigen Platanenbaum, er fand die Bank und setzte sich, des Himmels gewärtig. Es konnte ja nicht anders sein, Camilla, sein Himmel, werde zu ihm herschweben. Nicht einmal ungeduldig war er, er wartete, er wartete getrost. Und wenn sie heute nicht kommt — sagte er sich — morgen wird sie kommen oder übermorgen.

Sie kam aber heute, sie kam wirklich. Es war Moses gelungen, das neue Notenblatt anzubringen. Dies Blatt vor sich hinhaltend, die Noten des Liedes — es war ein Lied — leise betonend, schritt sie daher auf dem schmalen Pfade wie eine Göttin, welche des Weges nicht zu achten braucht trotz ihres fliegenden lichten Gewandes, welches links und rechts an dem harten Gesträuch haften bleiben konnte, aber nicht haften blieb. Einer Göttin gelingt eben Alles, und an ihrer Göttlichkeit zweifelte Keiner, der dies Haupt, von rothgoldenen Locken umweht und mit florentinischem Strohhute bedeckt, anschauen konnte. Die Freude lachte aus diesen großen dunkelblauen Augen, von diesem halbgeöffneten kleinen Mund, von den leicht gerötheten Wangen, aus den leisen Gesangstönen, welche wie kräuselnde Wellen hüpften. Sie sah nichts weiter als ihre Noten, sie hörte nichts weiter als ihre tastenden Töne, und so stand sie mit einem Male neben Ruben und stieß einen leichten Schrei aus, als dieser, von der Bank auffahrend, ihr den Weg abschnitt. Denn er hatte auf das Meer hinübergeschaut und ihre Ankunft nicht wahrgenommen.

„Verzeihung!“ rief er.

„Ach, ich habe um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie in Ihrer Ruhe gestört," antwortete sie in gebrochenem Deutsch.

Dabei blickte sie auf ihn mit weit geöffneten Augen und als er, in ihren Anblick versunken, schwieg, setzte sie lächelnd hinzu: „Die Noten hier sind schuld, die ich studire. Die beigeschriebenen Worte kann ich nur langsam entziffern, weil sie deutsch sind."

Dabei hielt sie ihm, wohl unwillkürlich, das Notenblatt hin.

Er blickte, ebenfalls wohl unwillkürlich, gehorsam auf das Blatt, er kannte das Wiener Lied und fing an es mit halben Tönen zu singen.

„Ah, Sie sind musikalisch?"

„Ich singe und das Lied kenn' ich."

„O, bitte, singen Sie mir's vor!"

Und dabei setzte sich das noch ganz naive Mädchen auf die Bank und wiederholte in italienischer Sprache: „Bitte, bitte."

Ruben sang. Sie schlug leise die Hände zusammen und sagte leise: „Bravo, bravo! Ah, Sie singen, schön, sehr schön."

Dazu hatte sie ihren Strohhut abgenommen und ihr volles lockiges Haar fröhlich geschüttelt. „Oh, oh!" rief sie aber plötzlich, „die Sonne, die Sonne kommt — ich danke, addio!"

Das Notenblatt zurücknehmend, stand sie auf, bedeckte ihr Haupt wieder mit dem Strohhute und ging auf dem schmalen Pfade weiter, sich nochmals umwendend, nochmals Dank sagend und sich sogleich wieder in das Studium des Notenblattes vertiefend.

Ruben sah ihr nach, ohne ein Wort zu sagen. Ihr zu folgen, wagte er nicht: junge Liebe ist bescheiden. Wie

eine Statue stand er eine zeitlang da, bis ihn eine Hand an der Schulter berührte.

Es war Moses. Er lachte über's ganze Gesicht und sagte halblaut: „Dableiben! Sie muß zurückkommen, es gibt keinen andern Weg. Und ja keinen Namen nennen, wenn sie fragt, ja nicht! Schmuel heißt Jude, und damit wär's aus. Hui! Da kommt sie! Mich darf sie nicht sehen. In der Gasse hinter der Villa wart' ich auf Sie."

Und er huschte gebückt den Weg zurück nach der Villa.

Camilla hatte ihn nicht gesehen, denn sie hielt immer noch das Notenblatt vor sich hin und sang, diesmal fast laut.

Als sie dicht bei ihm war, wollte Ruben zurücktreten, um Raum zu geben, und er sank auf die Bank zurück. „O, Pardon!" — sagte sie lächelnd — „Sie noch da! Ich danke nochmals; ich kann's beinahe. Das Lied ist hübsch. Addio!"

Ihr Kleid streifte an seine Knie, und er zitterte wie Espenlaub. Er blieb aber sitzen, bis sie verschwunden war. Dann erhob er sich und eilte ihr nach in raschen Schritten — sie war in der Villa verschwunden.

Langsam ging er an der Villa vorüber die Straße entlang. Er war wie im Traume und blieb gedankenlos stehen, als ihn Moses anredete.

„Wie hineinkommen in die Villa?" sagte Moses.

„Ja," erwiederte Ruben, ohne ihn anzusehen.

„Die alte Tante," fuhr Moses fort, „lag noch im Bette und ließ mich nicht hinein. Ich konnte nur die vorübergehende Camilla anreden, und als ich von dem italienischen Sänger im „Hôtel de la Ville" sprach, welchen sie einladen sollte, da rief dies Camilla ins Zimmer hinein zur Tante. Diese aber antwortete: „Nicht doch!" Da ging die Camilla fort. Es wird indeß schon wirken, wenn der Bruder Manasse herauskommt und dasselbe erzählt."

Ruben verſtand nicht, fragte aber auch nicht, ſondern ging ſtumm neben ihm weiter.

„Nur einen Namen, einen italieniſchen, müſſen Sie wählen, — führ Moſes fort — „vielleicht, der Ehrlichkeit halber, nur Schmuel überſetzen. Schmuel kommt wohl von Samuel, alſo Samuele, Signor Samuele, ja? Gerechter! Da kommt der Nota! Iſt der ſo dreiſt, noch Abſchied zu nehmen, eh' er ausreißt! Der darf Sie nicht ſeh'n, Herr Ruben! Treten Sie da in den Thorweg!"

Sie waren ſchon in der Häuſerſtraße, und Ruben ging gehorſam, ohne weiter zu fragen, in das offene Haus hinein.

„Du biſt ſchon wieder hier außen, Jüd! Du ſpionirſt wirklich, wie's ſcheint" — ſagte der herankommende Nota — „was haſt du hier außen zu thun, wo's keine Käufer gibt für deine Lumpen? Und wer war der Mann da, der mit dir ging? Ich hab' nur den Rücken geſeh'n. Was geht hier vor? Wer war's?"

„Das war ein wichtiger Mann vom Gubernium. Er ſitzt nahe beim Statthalter, und er hat mich gefragt, als er Sie kommen ſah: Iſt denn der Nota noch hier?"

„Was? Was hat er gefragt? Iſt denn der Nota noch hier, hat er gefragt?"

Nota hatte ein unruhiges politiſches Gewiſſen. Er ſagte barſch: „Geh' zum Teufel, Jud!" und er ging eilig weiter nach der Villa hinaus.

Moſes holte nun Ruben, der bis in den Hof des Hauſes gegangen war, und ſagte: „Es wird jetzt Zeit zum Rendezvous mit Ihrem Herrn Bruder. Er iſt auf Ihr Zimmer beſtellt. Gehen wir hin."

Unterwegs ſetzte er Ruben den Plan auseinander, vermittelſt deſſen er heute Abends als italieniſcher Sänger, etwa als Signor Samuele, in die Villa gebracht und dort ſingen ſollte.

Dabei wachte Ruben auf und rief: „Ja, ja, zu ihr!“ Die Art schien ihm ganz gleichgiltig zu sein, und als sie schon vor dem väterlichen Hause Manasse trafen, da fragte er nur heftig: „Hast du Alles besorgt?“

Manasse gestand, daß er ängstlich geworden und nichts besorgt habe.

„Auch den Brief nicht für den Nota?“ schrie Moses.

„Nein.“

„Oh, dann ist heute Alles vorbei. Der Nota ist schon auf den Beinen. Der kommt vor Mitternacht nicht in seine Wohnung, kriegt also auch heute den Brief nicht mehr, auch wenn wir ihn endlich noch abgeben. So lange er aber in Triest ist, kann Herr Ruben nicht in die Villa.“

Ruben schalt den Bruder, schalt ihn heftig, und dadurch wurde Manasse bewogen, den Brief sogleich im Hotel abzugeben und morgen Vormittags in die Villa zu gehen, um die Einladung des italienischen Sängers zu bewirken.

Manasse war ganz erschrocken über den Zorn seines sonst sanften Bruders.

V.

Der Cavaliere di Nota war wirklich, als er Moses begegnete, auf dem Wege nach der Villa Molitore gewesen. Nicht eigentlich nach der Villa, sondern nach dem Spazierwege am Berge hin. Auch er hatte Kunde erhalten, daß Camilla dort gerne des Morgens umherwandelte, und dies nur hatte den Langschläfer früher aufstehen lassen. Er liebte Camillen? Das wäre zu viel gesagt. Sie gefiel ihm ganz wohl, und er wollte sie heirathen. Heirathen, weil sie gegründete Aussicht hatte, eine reiche Erbin zu werden, die

Erbin der Signora Molitore, ihrer Tante. Die Schwester der Frau Molitore war die Gattin des Obersten Teodoro gewesen, und Camilla war die einzige Tochter dieses Obersten und ihrer Schwester. Diese Schwester, die Mutter Camilla's, war frühzeitig an einem Lungenleiden gestorben, der Oberst war Witwer geblieben und schickte seine Tochter ganz gern nach Triest zu der Tante, welche ihm versprochen hatte Camillen zu ihrer Erbin einzusetzen. Daß sich der Abbate zum Begleiter anbot, weil er Geldgeschäfte in Triest habe, und weil man bei der Signora Molitore sehr gut speise, das war dem Obersten ganz willkommen.

Der Cavaliere, welcher auch in Ancona wohnte, folgte unverweilt dem Abbate und der Camilla, um vermittelst der Tante die Heirath durchzusetzen. Die Notas waren ein gutadeliges Haus, und deshalb war er für die Tante der richtige Bräutigam, obwohl er nach leichtfertig verlebter Jugend von seinem väterlichen Erbe nichts mehr besaß und von Schulden lebte, wie man zu sagen pflegte.

Er war ein stattlicher Geselle mittlerer Größe mit scharf geschnittenem romanischen Antlitze, welches von feinem schwarzen Haare und ebenso schwarzem Vollbarte eingerahmt war. Heftigen Naturells, gewandt in der Rede, sogar leicht pathetisch im Ausdrucke, sobald Politik berührt wurde, spielte er in Triest den herrschsüchtigen Italiener, welcher es selbstverständlich fand, daß Triest zu Italien gehörte. Er war in kurzer Zeit ein Matador der sogenannten Irredenta geworden, welche die Eroberung Triests für Italien leidenschaftlich betrieb und ziemlich unverschämt betreiben konnte, weil die österreichische Regierung sich diesen Punkte gegenüber kraftlos oder wenigstens nachsichtsvoll erwies.

Camilla war bisher unaufmerksam neben ihm verblieben. Die immer wiederkehrende Declamation, welche er führte,

schien sie nicht zu interessiren. Sie war jung und milde und sprach wenig. Musik lag ihr am nächsten, und da Francesco di Nota mit einer sonoren Baßstimme sang, so fand ihre nähere Begegnung am Klavier statt. Er vermißte aber dabei jedes intimere Entgegenkommen von ihr, und das wollte er nun endlich erstürmen. Die Tante wünschte die freiwillige Zustimmung Camilla's.

Diesen Sturm hatte er heute vor. Es war ihm zugeflüstert worden, daß die Regierung nun doch einmal die Irredentisten fassen wollte, und da konnte er eingesperrt oder zur Flucht genöthigt werden. Es schien ihm also rathsam, das Verhältniß zu Camilla in feste Form zu bringen.

So gesinnt, schritt er an der Villa vorüber, den Bergpfad hinauf. Da begegnete er aber schon nach wenigen Minuten dem Abbate Salvo, welcher vor ihm still stand und sich den Schweiß abtrocknete. Das feiste kleine Männlein hatte soeben den Versuch gemacht, spazieren zu gehen. Der Versuch war mißlungen. Das Gehen auf unebenem Boden hatte ihn unangenehm angestrengt, er war bald umgekehrt und fluchte jetzt ärgerlich vor sich hin, wie sich's für einen Abbate gar nicht schickte.

„Warum so schlechter Laune?" fragte Nota.

„Corpo di Bacco" — sie sprachen Italienisch — „weil ich einen dummen Dottore habe. Der Mensch verlangt, ich solle jeden Tag wenigstens eine Stunde lang in der freien Luft umhergeh'n, sonst würde ich dick, und das Asthma würde mich frühzeitig ruiniren."

„Da kann er wohl Recht haben."

„Oh! Das Herumgehen ruinirt mich gewiß, das Asthma nur vielleicht. Also! — Kommen Sie mit uns frühstücken."

„Ist denn Camilla schon zu Hause?"

„Freilich! Sie wollte das Frühstück auf der Veranda richten lassen und hat mir anvertraut, daß frischer Seefisch und kleine Austern auf der Tafel erscheinen werden."

In der That fanden sie Camillen schon vor dem Hause. Der Diener ließ das Dach über der Veranda herab, um Schatten zu bieten, und der zweite Diener deckte den Tisch.

„Heut' nicht spazieren?" fragte Nota Camillen.

„Schon gewesen und Abenteuer erlebt" — antwortete sie.

„Was denn?" rief er und rief Signora Molitore, welche aus dem Hause trat.

„Geduld! Erst niedersetzen! Die Austern zuerst, Giovanne, für den Herrn Abbate! Er sieht ganz erschöpft aus."

„Ist er auch, ist er auch, brave Kleine."

Während sie nun dem Abbate die Austern vom Barte losschnitt, daß er blos zu schlürfen brauchte, und während die Anderen ans Speisen gingen — ein Couvert für den Cavaliere war von der Hausfrau sogleich befohlen worden — erzählte sie heiter, daß sie oben an der Platane einem jungen Manne begegnet wäre mitten in ihrem Probiren des neuen Liedes, welches sie nur langsam vom Notenblatte gelesen, und daß dieser junge Mann in der Geschwindigkeit die Noten abgelesen und gesungen hätte.

„Aber, Camilla, ein fremder Mensch!" rief die Hausfrau.

„Ja, aber er hatte eine wunderschöne Stimme und sang vortrefflich, vortrefflicher sogar als unser Cavaliere. Nach dem Frühstück wollen wir's am Klavier singen, Signor Francesco."

„Diavolo! Dahinter steckt etwas!" rief Nota. „Ich bin heute dem Trödeljuden da unten begegnet."

„Was heißt das?" sagte nun Signora Molitore, „heute Morgens hab' ich aus dem Bette durch die Thürspalte gehört, daß der Trödeljude da war?!"

„Von ihm hab' ich auch das neue Lied."

„Da haben wir's!" sagte Nota, „der Lump hat da eine Begegnung angezettelt."

„Aber, Camilla, hörst du?"

„Ach, Signor Francesco sieht überall Spitzbuben und schlimme Austriaci! Der junge Mann da oben saß so ruhig, daß er mein Kommen gar nicht bemerkt hatte. Ich war schuld, daß es zum Reden und Singen kam. Tante, den solltest du singen hören! Und Sie erst, Herr Abbate, mit Ihren feinen Ohren. Machen Sie ausfindig, Signor Francesco, wer es gewesen, und bringen Sie ihn heraus zu uns!"

„Das fehlte noch!" sagte Nota unmuthig. Unmuthig, denn sein „Sturm" war dadurch verhindert worden, und er mußte sich jetzt an das Singen am Klavier klammern, um mit ihr allein zu sein. Diese Gelegenheit am Klavier war ihm aber gar nicht angenehm, denn er war nicht sehr musikalisch. Camilla war ihm da überlegen und zeigte manchmal Neigung, ihn zu verspotten.

Dennoch mußte er's willkommen heißen und forderte am Schlusse des Frühstücks Camillen auf, ins Zimmer zu gehen und ans Klavier zu kommen.

Die Villa war im Quadrat gebaut und enthielt viel Räumlichkeiten. Unter ihnen auch einen Musiksaal, in dessen Mitte ein prächtiges Pianoforte stand. Er wurde als Gesellschaftssalon benützt und war reich möblirt. Sofas und Sessel von lichtem Holze stachen grell ab von der braunrothen Tapete und von ihrer ebenso braunrothen Sammtpolsterung. Deckenhohe Spiegel waren vorhanden, und das eine große Fenster war zugestellt mit hohen Blattpflanzen, welche fast bis an die Decke ragten. So war auch am hellen Tage die Beleuchtung gedämpft.

Camilla setzte sich sogleich an das Pianoforte, rief „Aufpassen!“ und spielte das Lied. Dann stand sie auf und lud Nota ein, nach dem aufliegenden Notenblatte die Composition zu studiren und einzuüben. „Ich warte draußen, bis Sie mich rufen,“ schloß sie.

„O nein! Hier bleiben Engel! Ich habe Ihnen ja Wichtigeres zu sagen, als die Klaviertasten wissen.“

„Ich aber habe nichts Wichtigeres zu hören, als Ihren Vortrag des Liedes.“ Und sie flog hinaus.

Draußen am Frühstückstische war der Abbate sanft entschlummert, und die Tante sah verdrießlich aufs Meer hinaus. Sie war meist verdrießlich. Vielleicht weil sie von Kränklichkeit geplagt und an den Lebensfreuden gehindert war. Zu diesen Lebensfreuden, welche ihr versagt wurden, gehörten in erster Linie große Gesellschaften, bei denen sie gern ihre Herrlichkeiten prahlerisch enthüllt hätte. Sie war reich und konnte ihren Reichthum nicht genießen. Mit Schrecken erlebte sie's, daß ihr ohnedies kleiner und schmaler Körper immer mehr abmagerte, daß ihr Gesicht zusammenschrumpfte und daß ihr Haar bleichte. Selbst die Stimme versagte ihr oft, weil ihr Leiden wohl das ihrer Schwester war und von kranker Lunge stammte. Als ob grelle Farben ihr blasses, dürftiges Aussehen erhöhen könnten, saß sie wieder wie gewöhnlich in einem weiten ponceaurothen Morgengewande da und rief Camillen entgegen: „Warum läufst du schon wieder fort vom Cavaliere?“

„Um ihn nicht zu stören im Studiren.“

„Du kommst ihm nirgends entgegen, und doch ist er ein wirklicher Cavalier von schönem, ritterlichem Wesen.“

„Heißt das ritterlich, wenn man immer so heftig spricht?“

„Ja, wenn man sich dabei so tapfer und vornehm benimmt. Er ist eine passende Partie für dich, und nur für

eine solche werd' ich dich zu meiner Erbin einsetzen, vielleicht sehr bald, denn meine Lebenskraft —"

„Still, Tante! Was das für Worte sind! Du siehst heute so frisch aus! Und deine Gesundheit hebt sich ja."

Mit diesen Worten umarmte und küßte sie die Tante, welcher dies wohl behagte. Freundlicher sprach sie nun in Camillen hinein, daß sie einem so stattlichen Manne wärmer begegnen sollte. Sie war heute bei Stimme und wurde im Lobpreisen Nota's so laut, daß der Abbate aufwachte und fragte: „Ist mein Börsengalopin, der Schmuel, gekommen?"

„Nein. Uebrigens sollte ein frommer Herr doch eigentlich nicht mit einem Juden verkehren."

„Sehr richtig!"

„Sie betrügen ja Alle."

„Ja, sie sind Kinder der Hölle."

„Der Hölle?" fragte Camilla erschrocken, aber ungläubig.

„Allerdings!" sagte Frau Molitore. Sie stimmte immer mit den Katholiken, das erschien ihr vornehmer. Sie war eigentlich protestantischen Glaubens und fuhr jetzt gegen den Abbate fort: „Nun also!"

„Ja," sagte der Abbate, „diese Juden rechnen aber am besten. Es verblüfft mich geradezu, wie dieser Schmuel in Viertelpercenten multiplicirt und dividirt."

„Signorina Camilla!" schallte es jetzt aus dem Salon heraus.

„Signor Francesco hat ausstudirt," sagte lachend Camilla und eilte hinein.

„Ein langweilig Lied!" rief er ihr entgegen und trommelte stimmungswidrig die Einleitung. Dann sang er mit harter Baßstimme los, bis Camilla aufschrie.

„Was ist?"

„Das war nicht richtig! So heißt es“ — und nun sang sie selbst die Stelle.

„Ah, Plunder! Das Zeug sagt mir nicht zu, es ist stockdeutsch, da findet sich Unsereiner nicht hinein. Lassen wir das deutsche Gedudel und setzen Sie sich lieber zu mir.“

Dabei zog er Camillen auf den zweiten Sessel, welcher vor dem Instrumente stand und begann nun seinen „Sturm“, das heißt eine phrasenreiche Liebeserklärung.

Trotz der Tante — das Mädchen schien bei aller Jugend einen festen Sinn zu haben — erlaubte sich Camilla, als er fertig war, ein helles Lachen und sagte: „Das haben Sie ja viel besser einstudirt als das Lied. Es klingt wie auf dem Theater.“

In diesem Augenblicke trat der Diener ein und überreichte ihr einen Brief mit den Worten: „Von der Stadtpost.“

„An mich? Ein Brief? Das ist schön. Ich bekomme sonst keine Briefe, man hält mich nicht für briefsähig.“

Sie sprang auf, öffnete das Couvert und las.

Es war der Brief von Moses, welcher den Nota arg herabsetzte.

Als sie gelesen, schaute sie mit großen Augen auf den noch ärgerlich dasitzenden Cavaliere und sagte dann: „Das muß ich der Tante zeigen.“

Rasch ging sie hinaus und fand die Tante im Lesen des zweiten Briefes von Moses begriffen, in welchem Nota als Irredentist und als gefährdet bezeichnet war.

Daß er zur Irredenta gehörte, das wußte sie längst und das befremdete sie gar nicht, im Gegentheil, sie hielt das für einen Vorzug. Sie gehörte zu den leider so häufigen und so kläglichen Mißgeburten unter den Deutschen, welche sich vor der fremden Nationalität gehorsam beugen. Und nicht blos das: sie unterwerfen sich gedankenlos, sie finden

servilen Sinnes die fremde Nation viel vorzüglicher als die eigene, sie verlassen und verrathen die eigene Mutter und gehen zu den Fremden über wie zu etwas Vornehmerem. Solch ein mißrathenes Kind war auch Frau Müller-Molitore: sie war ein italienischer Bastard geworden. In ihrem Hause wurde grundsätzlich nur Italienisch gesprochen, sie radebrechte es standhaft mit und alles Italienische galt ihr für vornehm.

Selbst die Irredenta. Diese italienische Verschwörung, welche Trient, Triest und das Küstenland von Oesterreich von ihrem Vaterlande abreißen will, fand sie charmant. Sie stieß also einen verächtlichen Laut aus, als sie den Brief zu Ende gelesen und griff nach dem Briefe, welchen ihr Camilla reichte.

Als sie aber auch diesen gelesen, da sprang sie auf und rief: „Das ist eine deutsche Verschwörung, eine deutsche Verleumdung, eine anonyme Nichtswürdigkeit — laßt mich allein!"

Sie hatte es nicht bemerkt, daß der Abbate schon fortgegangen war, und als nun auch Camilla ging, rief sie ihr nach: „Ich lasse den Cavaliere bitten, auf mein Zimmer zu kommen."

„Sogleich!" erwiederte Camilla und setzte mit einer schnurrigen Ernsthaftigkeit zu: „Er singt falsch."

Die Tante machte eine heftig abweisende Bewegung und ging ins Haus, ging in ihr Zimmer hinauf.

Nach einigen Minuten erschien Nota in diesem Prunkzimmer, wo Alles von Sammt und Seide und Gold strahlte. Sie saß auf dem Sopha und bat ihn, auf einem Fauteuil Platz zu nehmen. Dann reichte sie ihm beide Briefe.

„Niederträchtig!" sagte er, nachdem er gelesen.

„Und doch eine Warnung, die Zeit nicht zu versäumen. Die Regierung scheint wieder einmal Alpdrücken zu verspüren und über kurz oder lang werden Sie fort müssen.

Stellen wir also die Zukunft sicher. Sie bewerben sich um die Hand meiner Nichte?"

„Ja, Gnädigste, ja. Mit allen Kräften."

„Und Sie rechnen dabei auf die Dotation, welche Camilla von mir erhalten werde."

„Oh, oh!"

„Warum oh, oh? Sie sind von altem Adel, aber ohne Vermögen. Ich will meine Nichte standesgemäß verheirathet sehen. Die Familie Camillens, die Teodoris, sind von uraltem Adel. Sie stammt von Theodoros, einem berühmten Philosophen, welcher aus Griechenland zum Kaiser Marc Aurel höchst ehrenvoll als Rathgeber berufen wurde. Der Name ist also uralt und von großer Vornehmheit. Camilla wird meine Erbin, sie ist eine ausgezeichnete Partie und ich gönne sie Ihnen."

Er küßte leidenschaftlich ihre magere Hand.

„Nun fragt sich's: sind Sie einig mit Camilla?"

„Sie spielt noch die Spröde, aber —"

„Aber sie ist sehr jung, sie weiß noch nicht, was sie will. Dafür sind wir da. In adeligen Familien wählt das Familienhaupt für die Kinder. Dies Familienhaupt bin ich, denn der Oberst in Ancona hat mir die Bestimmung überlassen und ich bin entschlossen. Unter uns gesagt, junger Freund, Sie müssen sich noch fleißig üben im musikalischen Gesange, denn das Kind ist eine Gesangsnärrin und wird Ihnen entgegenkommen, wenn Sie fehlerlos singen. Also — was wollt' ich denn sagen?"

„Sie wollten sagen, daß Sie entschlossen sind —"

„Richtig! Entschlossen, eure Verbindung fest zu stiften, zunächst also euch gesetzlich zu verloben. Kommen Sie morgen Mittags mit einem Notar heraus, der meinige wird auch da sein. Da wollen wir die Ehepacten feststellen und wollen eure Verlobung festlich feiern."

Nach den letzten Worten wurde sie von einem heftigen Husten befallen und winkte dem wiederum die Hand küssenden Cavaliere, sie allein zu lassen.

Den Husten beklagend, aber sein Glück preisend, ging der zufriedene Bräutigam.

VI.

„Für heute ist Alles vorbei, aber morgen ist auch ein Tag, wenn wir den Nota [illegible] werden. Er muß den Brief kriegen und das Datum des Briefes muß geändert werden."

So sprach Moses zu den Brüdern vor dem Hause. Sie stiegen nun alle Drei hinauf und traten in Manasse's Zimmer. Manasse sah fragend auf Ruben. Dieser sagte fest: „Schreib!"

Er war übrigens still und ruhig, aber ersichtlich ganz entschlossen, Alles gutzuheißen und zu thun, was ihm Camilla nahebringen könnte.

Manasse schrieb, seine Handschrift möglichst verstellend, denn er war immer noch besorgt, und änderte den Inhalt dahin, daß Nota am nächsten Tage, das hieße „morgen", verhaftet werden solle. „Warum so?" — sagte Moses — „darum: der liederliche Mensch kommt erst in der Nacht wieder in seine Wohnung. Und da Herr Manasse keine Courage hat, diesen Brief dem Portier einzuhändigen, so werde ich zwanzig Kreuzer dranwenden und einen Dienstmann schicken. Ich gehe hinterher und sehe zu, daß der Brief richtig abgegeben wird. Nicht wahr, Herr Ruben?"

Er fragte wegen der zwanzig Kreuzer und Ruben verstand es so gut, daß er ihm eine Fünfgulden-Note gab.

„Nun, wie weiter?" fragte Moses. „Nichts, gar nichts

unternehmen in der Villa. Also auch den Abbate bis morgen warten lassen auf den Börsengalopin. Morgen erst geht Manasse hinaus und spricht nicht mehr von einem italienischen Sänger im „Hotel de la ville“, sondern von einem hiesigen Italiener, einem Particulier, welcher heute in einem Privatconcerte wunderbar gesungen und nach einem Abbate Salvo gefragt habe. In Ancona habe man ihm diesen Abbate als den feinsten Musikkenner geschildert und er glaube nicht zuversichtlich an seine Virtuosität, so lange ihn nicht dieser Abbate gehört und gelobt habe.“

Das wurde abgemacht. Wie ertrug nun aber Ruben die Pause von vierundzwanzig Stunden? Sehr gut. Seit er Camilla gesprochen hatte, war die Ueberzeugung gleichsam durch den Verstand in ihm gefestigt worden: sie ist dir Alles, sie ist der Inbegriff deiner Welt, nach ihrem Besitze wirst du trachten bis ans Ende deines Lebens.

Dadurch war eine freudige Ruhe in sein ganzes Wesen gebracht worden. Er sprach kein Wort darüber, weder zum fragenden Manasse, noch zur ängstlich forschenden Mutter. Zu dieser sagte er lächelnd: „Der Ungestüm und die Unklarheit sind vorüber, es waltet Friede in mir, stört mir den Frieden nicht durch Nachfragen.“

Noch ehe die Talmudstunde kam, saß er unten in der großen Stube am Klavier und phantasirte darauf. Die Mutter trat zu ihm, und zu ihr aufblickend, sagte er: „Die Musik ist voll wunderbaren Trostes; ich hab' mir auch ein Klavier gemiethet für mein Zimmer. Wenn's gut ist, werd' ich mir's kaufen.“

„Kaufen?“ Dies befremdete die Mutter nicht, denn sie wußte, daß Ruben schon seit einem Jahre eigene Geschäfte betrieb und recht ansehnlichen Gewinn erworben hatte. Er war in der That ein ganz praktischer junger Mann, und

er war ihr nie so ungewöhnlich aufgeregt, so seltsam erschienen wie jetzt.

Als der Vater kam, setzte er sich gehorsam an den Tisch und machte keinerlei kritische Einwendung gegen den Satz, welcher an die Reihe kam. Es war just ein Satz, welcher den Widerspruch herausforderte, und Vater Abraham sah überrascht vom Buche auf, als Ruben schweigend verblieb. Vater Abraham schüttelte den Kopf und schaute wie fragend auf seinen ältesten Sohn, als er das Talmudstudium beendete und aufstand. Und immer wieder das Haupt schüttelnd, ging er hinaus, als Ruben sofort ans Klavier geschritten war und den feierlichen Synagogen-Gesang anstimmte.

Er sang herrlicher als je und die Mutter mußte ihn zum Schlusse zwingen, denn er zerstöre seine Nerven.

Statt auf sein Zimmer zu gehen, schritt er aus dem Hause und schritt wieder hinaus zur Villa, welche ihn eben anzog wie der Magnet das Eisen. Er erwartete nicht, sie zu sehen, er wollte nur ihr nahe sein und ging da hin und her, obwohl es regnete. Durchnäßt kam er nach Hause, aber wohlgemuth.

Am andern Morgen — er lag noch im Bette — kam das bestellte Klavier. In die Mitte des Zimmers hieß er es stellen und stimmen, und als der Träger wie die Stimmer fort waren, stand er auf und fing an zu spielen.

Manasse kam und erzählte, daß Moses schon dagewesen mit der Nachricht, der Brief für den Cavaliere sei richtig abgegeben worden. Wahrscheinlich lese ihn dieser aber erst gegen Mittag, denn so lange schlafe er. Man müsse sich also heute noch in Acht nehmen vor dem schlimmen Italiener.

Um Mittag werde er — Manasse — zum Abbate hinausgehen und diesem erzählen, daß ein außerordentlicher

Sänger vor ihm ſingen möchte. „Du erwarteſt mich?“ ſchloß er.

„Ja.“

Er wartete aber nicht, ſondern kleidete ſich an, trat zu einem Regale, welches mit muſikaliſchen Heften bedeckt war — er hatte von Jugend an Muſikſtudien betrieben — und wählte ein Heft aus. Dies faltete er zuſammen und ſteckte es in die Bruſttaſche. Dann ging er aus dem Hauſe und ging ſeines Weges. Ein Liebender hat ja nur Einen Weg, den Weg zur Geliebten, und er iſt, weil von Liebe erfüllt, immer des ſichern Glaubens, er werde ans Ziel kommen.

Jetzt regnete es nicht mehr. Dies war ihm ein Zeichen, da auch die Sonne nicht ſchien, Camilla werde auf dem Bergſteige einherwandeln. Sie hatte ja geſtern Scheu vor der blendenden Sonne gezeigt, der bedeckte Himmel alſo werde ſie rufen.

In der Villa waren alle Fenſter verhüllt. Dies ſtörte ihn nicht. Ein leichter Wind wehte vom Karſt herab; das ermunterte ihn, er ſtieg den Pfad hinauf und ließ ſich auf der Bank unter der Platane nieder. Sein Vorſatz war: zu warten und zu warten, wäre es bis Sonnenuntergang. Er hatte eben, wie Liebende, nur Einen Gedanken. Dieſer Alles umfaſſende Gedanke werde ihn, meinte er, den ganzen Tag nicht verlaſſen und ihm die Zeit auf das Angenehmſte vertreiben, wenn Camilla unerwarteter Weiſe abgehalten würde, daherzukommen.

Und danach ſah es aus: Camilla war geſtern Abends beunruhigt worden. Die Tante hatte ſie auf ihr Zimmer rufen laſſen und hatte ihr angekündigt, daß morgen ihre Verlobung geſchloſſen werden ſollte mit dem Cavaliere di Nota.

„Ah!?“ hatte Camilla ausgerufen, und nach kurzer

Pauſe hatte ſie erklärt, „dazu ſei doch die Bewilligung ihres Vaters nothwendig.“

„Dein Vater iſt einverſtanden“ — hatte die Tante erwiedert.

„Davon weiß ich noch nichts, ich werde ihm ſchreiben“ — hatte Camilla bemerkt.

Sie war wirklich ruhig. Ihr junges Leben war von einer ſtillen Harmonie erfüllt und ſie ließ ſich nicht ſtören durch irgend eine Zumuthung.

Als nun die Tante dies Schreiben nach Ancona für unnütz erklärte und hinzuſetzte, daß ſie, die Tante, allein für die Zukunft eines unvermögenden Mädchens zu ſorgen hätte, Camilla aber trotzdem ſtockſtill verblieb, da war die Tante ſehr ungnädig geworden und hatte gerufen: „Undankbares Kind! Du ſiehſt, daß meine Krankheit mich ins Bett geworfen und ärgerſt mich noch! Aber auch hier vor meinem Bette, wenn mir nicht beſſer wird, ſoll morgen dein Leben ſichergeſtellt werden. Mein Teſtament liegt fertig da und wird morgen zum Abſchluſſe der Eheverbindung ſeine dich beglückende Rolle ſpielen. Geh' in dich und ſei morgen ein gutes Kind. Du kennſt die Welt noch nicht und mußt dich führen laſſen. Eine Neigung ſteht dir nicht im Wege, wozu alſo der Aufſchub?!“

Mit dieſen Worten hatte die Tante ſie verabſchiedet und Camilla war zum erſten Male gedankenvoll fortgegangen. Sie hatte zum erſten Male unruhig geſchlafen und war mit den Worten aufgeſtanden: „Nein, ich mag ihn nicht.“

Dann hatte ſie ſich an den Schreibtiſch geſetzt und hatte ihrem Vater geſchrieben, daß ſie dieſen Mann nicht möchte.

Nachdem ſie den Brief in ein Couvert geſchoben und adreſſirt hatte, war ſie ans Fenſter getreten und hatte hinausgeblickt, ob es noch regnet, und da es nicht mehr regnete,

ſo hatte ſie gemeint, ihre Unruhe werde vergehen, wenn ſie in die freie Luft ginge.

Und ſie ging hinaus auf den Bergpfad.

Heute ſah Ruben ſie kommen und ging ihr entgegen, ſie italieniſch begrüßend. Er hatte geſtern gehört, daß ſie unvollkommen Deutſch ſpräche, er aber ſprach geläufig Italieniſch.

Sie ſchien nicht überraſcht zu ſein und fragte lächelnd — o, dieſes unſchuldige Lächeln des kleinen Mundes war Seligkeit für ihn! — ob er wieder ein neues Lied habe.

„Ja und eines, welches Sie nahe angeht.“

„Mich?“

„Ja. Es preiſt Ihr Vaterland, preiſt Italien und iſt von einem unſerer größten deutſchen Dichter.“

„Ah!“

Er ſuchte ihr Raum zu geben, damit ſie zur Bank gehen könnte. Diesmal wollte er von dem ſchmalen Pfade nach dem Abhange zu ausweichen und ſtrauchelte. „Oh!“ rief ſie und ſtreckte die Hand aus, ihn zu halten. War das ein Glückesſchauer, der ihn durchbebte! Dann ging ſie voraus und ſetzte ſich auf die Bank, als ob ſich das von ſelbſt verſtände.

„Alſo“ — ſagte ſie — „wie klingt es?“

„Nicht ſo leicht wie das geſtrige und es braucht eigentlich Begleitung,“ ſagte er, das Notenblatt hervorziehend und ſich neben ſie ſetzend.

„Laſſen Sie hören!“

Er ſang mit halber Stimme: „Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n?“

„Italien!“ rief ſie, und als der Vers beendigt war, ſagte ſie zögernd: „Die Muſik klingt nicht italieniſch.“

„Sie braucht Klavierbegleitung und hier haben wir kein Klavier."

„Aber in unserer Villa haben wir ein treffliches Instrument und der Herr Abbate würde sich freuen" . . .

„Abbate Salvo?"

„Ja. . Kennen Sie ihn?"

„Nein. Aber ich möchte ihn kennen lernen, er soll ein trefflicher Musiker sein."

„Er hat ein feines Gehör und spielt Violoncell. Eben als ich fortging, spielte er im Salon. Wenn wir rasch gehen, finden wir ihn noch."

Ob er wollte! Ob ihn die Unbefangenheit des naiven Mädchens entzückte?

Eiligen Schrittes, Camilla voraus, gingen sie nach der Villa, traten sie in den Salon. Sie hatten unterwegs fast gar nicht gesprochen, Camilla hatte nur mehrmals lachend ausgerufen: „Der Abbate mit seinem Violoncell wird sich königlich freuen, deutsch singen zu hören!"

Ruben hatte sich schweigsam verhalten, weil er dachte, jede Aeußerung könnte zu Bemerkungen führen, welche Camillen stutzen machen und sie zum Stillstehen veranlassen könnten.

Da saß er wirklich neben dem Fortepiano, der kleine Abbate, und geigte auf seinem Violoncell, welches so groß war wie er. Ohne Unterbrechung spielte er weiter beim Eintritte der Beiden; er war mitten in einem Adagio und wiegte sein Köpfchen hin und her. Erst als das Adagio beendigt war, hielt er inne und sah auf wie ein Träumender.

„Unser Sänger von gestern, Papa!" — sagte Camilla. — „Er hat sich entpuppt als ein warmer Bewunderer des Abbate Salvo, des trefflichen Musikers. Sein Wunsch ist,

Sie ſpielen zu hören und dann ein deutſches Lied zu ſingen, welches unſer Italien verherrlicht."

„Zunächſt aber bittet er Sie" — ſetzte Ruben hinzu — dies wundervoll vorgetragene Adagio zu wiederholen."

„Sehr gern!" ſprach der Abbate und ſpielte noch einmal das Adagio und wiegte wie vorher ſein Köpfchen.

Camilla und Ruben, ganz einig im Schmeicheln, und Camilla unter ſchalkhaftem Lächeln, applaudirten lebhaft, als er fertig war und ihm fiel die Frage gar nicht ein: Wer iſt denn der Mann? Nein, das war ihm gleichgiltig, er ſchwamm in ſeiner Muſica.

„Jetzt" — rief Camilla — „jetzt das neue Lied anhören, Papa, und dann Ihre Compoſition des Trios für Violoncell, Klavier und Geſang, welches dort im Staube des Regals liegt, weil uns bisher der Sänger fehlte, denn Nota ſingt falſch."

„Ja, ja! Alſo das Lied zuerſt und dann meine Muſica."

Ruben ſetzte ſich ans Inſtrument, legte ſein Notenblatt auf, erfand dazu eine Einleitung und ſpielte ſie. Camilla ſtand zu ſeiner Linken, der Abbate rückte ſich mit dem Violoncell zu ſeiner Rechten. Dann ſang Ruben: „Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n." Das Land war ihm Camilla, und es lag ein Ausdruck in ſeinem Vortrage, welcher beide Zuhörer in hohem Grade anregen mußte, obwohl der Abbate nichts verſtand als die Worte Citronen und Orangen, welche er leiſe vor ſich hin wiederholte. Am Schluſſe des erſten Verſes aber rief er: „Merkwürdig, merkwürdig, gar nicht wie unſere Muſik und doch auch Muſik!"

„Weiter, weiter!" flüſterte Camilla. Sie war ſichtlich ſehr erregt. Sie verſtand ja die Worte und der Sinn derſelben ſchien einen eigenthümlichen Eindruck auf ſie zu machen.

Bei den Worten: „Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an, was hat man dir, du armes Kind gethan?“ griff sie an ihr Herz und ihre großen Augen wurden feucht.

Als er geendigt hatte, waren Alle still. Er sah zu ihr in die Höhe mit seelenvollem Blicke und ihr feuchtes Auge schien zustimmend zu antworten, als ob er gefragt hätte. Dann nickte sie ihm zu und sprach endlich: „Wunderbar! Ganz anders als unsere Lieder. Aber es trifft ins Herz.“

„Merkwürdig“ — sprach der Abbate — „aber nun —“

„Ja wohl, Papa, nun zu Ihrem Trio.“

Sie holte es herbei und legte es vor Ruben hin. „Ich bitte nur um einige Minuten, um mich zu orientiren,“ sagte er, und sie erwiederte: „Natürlich!“

Der Abbate kehrte seinen Stuhl wieder nach der früheren Richtung, stimmte sein Violoncell, summte eine Melodie und nickte dann, auf Ruben zeigend, Camilla zu, als wollte er sagen: „Dank dafür, daß du mir den Mann gebracht für mein Werk.“

Ruben intonirte ganz leise auf den Tasten die vorliegende Musik, welche ganz leichter Gattung war, fragte einige Male nach den Stellen, wo der Gesang eintreten sollte, erhielt rasch eifrige Auskunft vom Abbate und begann nun mit einem eigenen mächtigen Accord, indem er rief: „Violoncello!“ — „Ah!“ schrie der Abbate und fiel ein.

Die musikalische Fertigkeit Rubens brachte es zuwege, daß Klavierspiel und Gesang rasch und fehlerlos von statten gingen, und da auch das Violoncell des Abbate immer lebhaft dazutrat, so wurde das Musikstück prompt ausgeführt. Camilla rief bravi! über bravi! und der Abbate fiel Ruben um den Hals, fast weinend vor Freude.

Diese Gruppe wurde gestört durch den eintretenden

Diener. Er meldete von der oben im Bette liegenden Signora Molitore, daß sie den Herrn Abbate und die Signorina Camilla sofort zu sprechen wünschte.

Hatte sie von der Anwesenheit Rubens erfahren? Nein, ein Brief des Cavaliere Nota sei angekommen — sagte der Diener — und dies möchte wohl der Grund sein, daß sie die beiden Herrschaften sprechen wollte.

Die Herrschaften, an strenges Regiment gewöhnt, folgten denn auch sofort dem befehlenden Wunsche, und der Abbate sagte nur noch zu Ruben: „Sie kommen doch morgen wieder zu einer Wiederholung, ja?“ — Ruben sagte bereitwillig ja. Camilla aber reichte ihm die Hand und sprach: „Also auf Wiedersehen!“

Sie eilten, von der Tante scharf erzogen, dergestalt, daß sie vor Ruben aus dem Salon traten. Die Thür blieb offen und der langsam folgende Ruben blieb an der Schwelle betroffen stehen, betroffen, denn er sah seinen Bruder Manasse im Hausflur. Manasse grüßte den Abbate und zog Papiere aus der Tasche, der Abbate aber sagte: „Warten, mein Lieber, warten, ich komme herunter. Großes Talent dort von Tricit, großes!“ und dabei zeigte er auf Ruben.

Manasse, nicht minder betroffen beim Anblicke Rubens, hatte doch die glückliche Eingebung, des besprochenen Namens eingedenk zu sein und auszurufen: „Des Signore Samuele?“

„Ja, ja,“ antwortete der Abbate, „ich komme gleich herunter.“

Die neben ihm die Treppe hinaufsteigende Camilla hatte den Namen gehört und grüßte noch einmal mit der Hand und mit den Worten: „Also, Signore Samuele, morgen um dieselbe Zeit!“

Manasse blickte offenen Mundes auf Ruben, leise flüsternd: „Du hier?“ Ebenso leise verständigte ihn Ruben mit

dem Zusatze: „Nicht eine Silbe erwähnen vom italienischen Sänger, wie Moses vorgeschlagen, nur wenn der Abbate fragen sollte, antworten: Ein wohlhabender Privatmann."

Der Diener kam die Stiege herab, um Manasse ins Zimmer des Herrn Abbate zu führen, wie derselbe oben angeordnet habe und Ruben verließ das Haus.

VII.

Frau von Molitore saß aufrecht in ihrem Bette, als der Abbate und Camilla bei ihr eintraten. Sie hielt einen Brief in der Hand und schalt auf die österreichische Regierung in ungewählten Ausdrücken.

„Diese Regierung" — rief sie den Eintretenden entgegen — „will den Cavaliere heute Nachmittags verhaften. So schreibt er mir eilig. Er müsse deshalb augenblicklich abreisen und könne nicht zur Verlobung kommen. Hoffentlich ist er noch nicht fort. Lassen Sie sogleich anspannen, Abbate, und fahren Sie zum „Hotel de la ville". Ist er noch da, es ist ja kaum Mittag, so bringen Sie ihn sammt seinem Gepäck heraus zu uns. Im Mansardenzimmer oben kann er verborgen bleiben, wenigstens bis morgen. Ich bitte, Abbate, für Ihren Landsmann!"

Der Abbate war sehr erschrocken, er war ein furchtsamer Mann und erklärte stotternd, daß er als Fremder die einheimische Regierung um keinen Preis herausfordern dürfte.

„Dann schreiben Sie ihm rasch, was ich gesagt habe, dort an meinem Schreibtische!"

Er setzte sich und schrieb ungern — man konnte ja seine Handschrift entdecken. Aber er schrieb, was sie dictirte.

„Fahren Sie in die Stadt und geben Sie den Brief

beim Portier des „Hotel de la ville“ ab. Er soll ihn schleunigst dem Cavaliere einhändigen. Einen Gulden Trinkgeld für den Portier.“

„Das würde ebenfalls auffallen.“

„Herr Abbate!“

„Gefunden! Mein Börsengalopin wartet unten auf mich, ein junger Mensch mit raschen Beinen, der kann den Brief hinbringen.“

„Also vorwärts, vorwärts!“

Der Abbate ging hinunter zu Manasse und bat ihn, die Börsen-Angelegenheit bis morgen zu verschieben — „sie steht doch gut?“

„Ausgezeichnet!“

„Und diesen Brief beim Portier des „Hotel de la ville“ abgeben.“

Manasse sah die Adresse, dachte sogleich an Moses, nahm den Brief und eilte von dannen.

Er fand auch Moses im kleinen Buchladen Veitls — Veitl saß im Hintergrunde über seinem Kataloge — und erzählte ihm: „Was thun?“

Moses lachte und erwiederte: „Nichts. Höchstens den Brief lesen.“

„Warum nicht gar! Ich bin ja verantwortlich für die Abgabe.“

„Abgabe gibts nicht. Der Flegel von Cavaliere, der Rota, ist ja nicht mehr da.“

„Wer weiß! Und wenn ich morgen hinauskomme in die Villa, muß ich ja Auskunft geben über den Brief. Und wenn Ruben dann —“

„Still, der Veitl horcht!“ sagte Moses und zog den Manasse auf die Straße, ärgerlich sagend: „Wie können Sie sprechen von Ruben und der Villa vor den Ohren Veitls,

der ist ein Duckmäuser. Was Sie aber gesprochen, das sind lauter Scrupel, Scrupel vorn und hinten, weiter nichts. Der Nota ist fort, deshalb geh' ich heute zum Portier zu Ihrer Beruhigung, und wenn er sagt „fort", dann brauchen Sie den Brief nicht abzugeben und bringen ihn morgen wieder hinaus. Kommen Sie!"

Unterwegs erzählte Manasse dem Moses, daß er den Bruder in der Villa gefunden und zwar als einen willkommenen Gast.

„Die Liebe, die Liebe! 's ist unglaublich!" — schrie Moses. — „Ein schönes Gesicht ist mehr werth, als eine Million Guldenzettel, auch wenn die Guldenzettel sicher sind. Unsereins ist ausgespuckt von Jehovah! Pfui! Und überflüssig sind wir auch mit all unseren Rathschlägen, denn die Liebe macht Alles besser, sie braucht keine Rathschläge. Wie heißt das Facit? Man verhungert. — Sachte! sachte! Der Portier steht an der Thür. Bleiben Sie zurück! Wir gehören nicht zu einander."

Sie waren in die Nähe des Hotels gekommen und Moses ging zum Portier und sagte: „Ich soll fragen nach dem Cavaliere di Nota, Herr Portier."

Er erwartete die Antwort: „Der Cavaliere ist abgereist." Der Portier aber sprach mürrisch: „Numero Elf."

Das war ein Schlag ins Gesicht für den Moses, und verblüfft wußte er nicht gleich, was er sagen sollte, als der Portier sagte: „Was soll's, Jüd?"

Moses faßte sich und sagte: „Ich werd's ausrichten."

Nach diesen Worten ging er schleunigst weiter. Manasse folgte ihm und als ihm der immer noch verblüffte Moses diese Antwort mittheilte, da sagte Manasse: „Er ist also noch da und ich muß den Brief abgeben."

„Nein, nein!" rief Moses. Manasse aber mit dem Gewissen eines Geschäftsmannes kehrte wirklich um und gab dem

Portier den Brief zur Beſtellung. Der Portier nahm ihn, ohne ein Wort zu ſagen und trat ins Haus zurück.

Auf der andern Seite des belebten Platzes, um nicht wieder vom Portier geſehen zu werden, folgte nun Moſes dem raſch fortſchreitenden Manaſſe und holte ihn erſt ein vor dem Schmuel'ſchen Hauſe.

„Ich glaubs nicht, ich glaubs nicht!" — ſchrie er.

„Ich aber! Und nun müſſen wir den Ruben warnen."

Sie fanden Ruben in ſeinem Zimmer am Schreibtiſche. Er ſchrieb an einem Tagebuche, welches er ſich ſeit geſtern angelegt hatte. Zum erſten Male in ſeinem Leben. Früher hatte er dergleichen verlacht. Jetzt verzeichnete er jede Regung, welche ihm beim Anblicke Camillas durch die Seele gegangen, jedes Wort, das ſie geſprochen, jedes Lächeln, jedes Aufſchlagen oder Niederſchlagen des Auges. Dabei immer eine genaue Schilderung ihrer Perſönlichkeit; das in Locken wallende rothgoldene Haar, die großen Augen mit langen Wimpern, die feine griechiſche Naſe, den lächelnden kleinen Mund mit den kleinen, blendend weißen Zähnen, die Grübchen in den nur leiſe gerötheten Wangen, wenn ſie lachte, das Grübchen in dem runden, ſo feſt vortretenden Kinn, die graziöſe ſchlanke Geſtalt, die weiche Bewegung derſelben und die feine Hand. Zwiſchen die Beſchreibung der einzelnen Schönheiten aber ſchrieb er kurze Verſe, er, welcher niemals Verſe gemacht.

Er ſah kaum auf, als Manaſſe und Moſes eintraten und auseinanderſetzten, daß Nota nicht abgereiſt ſein könnte, und daß er alſo, Ruben, morgen nicht hinausgehen dürfte in die Villa

Statt irgend einer Antwort ſtand Ruben auf, ging ans Klavier und ſpielte einen triumphirenden Marſch.

Er war eben ganz der bürgerlichen Welt entrückt, er hörte, er ſah, er dachte nichts als ſeine Liebe.

Moses schlenkerte ärgerlich die Arme auf und nieder und sagte heftig: „Machen Sie sichs doch klar, Herr Ruben, daß Alles entzwei geht, daß Alles aus ist, ganz aus, wenn der Nota Sie draußen antrifft. Er schreit blos: Der Mensch ist ja ein Jude, wie kommt der Jude hieher?! Und da schreien die Anderen Alle mit und: „Hinaus mit dem Juden!“ heißt es und die Camilla erschrickt des Todes, daß sie zutraulich verkehrt hat mit einem Juden, und was thut sie in dem Schrecken? Sie greift nach ihrem Rosenkranze und betet, die Jungfrau Maria möge sie behüten vor Verunreinigung. Verunreinigung nennen sie's, verstehen Sie mich, Herr Ruben?“

Ruben spielte immer stürmischer seinen Triumphmarsch.

Moses und Manasse schwiegen bestürzt. Nein, Moses war nicht bestürzt, er sagte leise zu Manasse: „Gott der Gerechte, was ists für ein Glück, in Liebe zu stecken bis über die Ohren! Glück über Glück. Unsereins ist deshalb gar kein Mensch, nein, man ist nur ein kluges Thier, weiter nichts. Kommen Sie, Herr Manasse, wir müssen für ihn sorgen, er kann's nicht.“

Sie gingen fort und beschlossen draußen, daß Manasse am nächsten Morgen zeitig hinausgehen sollte, früher als Ruben, um vom Abbate herauszukriegen, ob auf den Brief Antwort gekommen, ob Nota noch in Triest sei. Wenn er noch da ist, dann müßte der Herr Bruder an Händen und Füßen gebunden werden. „Aber frühzeitig, Herr Manasse,“ schloß Moses, „denn der Herr Bruder ist im Stande, schon bei Sonnenaufgang hinauszulaufen.“

Und so geschah es. Als Manasse gegen 9 Uhr des Morgens in das Zimmer seines Bruders trat, war das Zimmer leer, Ruben war fort.

Der arme Manasse! Ihm waren diese abenteuerlichen Dinge so fremd! Und sie ängstigten ihn fortwährend, aber

die Liebe zu ſeinem Bruder nöthigte ihn doch, an alledem theilzunehmen. Er eilte zu Moſes, den er wieder bei Veitl fand. „Ruben iſt fort," rief er, „was thun?"

„Sie ſollen ſtille ſein vor dem Veitl," erwiederte dieſer halblaut und ging mit ihm.

„Was thun?" wiederholte Manaſſe.

„Trotz der frühen Stunde," antwortete Moſes, „zum Abbate gehen und von ihm erforſchen, ob Nota noch in Trieſt ſteckt. Eilen wir!"

Beide liefen hinaus. Manaſſe ging in die Villa; Moſes wartete auf dem Steine.

Schon nach einer Viertelſtunde kam Manaſſe wieder heraus. „Nun?" — Manaſſe zuckte die Achſeln. „Der Abbate hatte nicht Acht gegeben auf Manaſſe's vorſichtige Anſpielungen wegen des Nota. Die Anſpielungen waren ja leicht: er hatte den ihm anvertrauten Brief an den Portier abgegeben, und der Portier hatte ihn angenommen, alſo, hatte Manaſſe kühn hinzugeſetzt, war wohl der Herr Cavaliere im Hotel?" Dieſe halbe Frage hatte der Abbate nicht beachtet, ſondern hatte nur geſagt: „Ich danke für die Beſtellung," und war auf's Börſengeſchäft übergegangen.

„Futſch! Wir wiſſen alſo nichts. Und war Ihr Herr Bruder im Salon?"

„Ich glaube nicht; es war ſtill im Salon."

„Da kommt er!"

Ruben kam vom Bergpfade, kam von der Platane herunter. Dort hatte er träumend geſeſſen ſeit Anbruch des Tages. Nicht etwa Camillen erwartend, nein, ihrer nur gedenkend. An der vertrauten Stätte und nicht weit von ihr den über Berg und Meer aufſteigenden Tag genießend. Die Reize der Natur hatten ihn nie ſo gefeſſelt wie jetzt, da ſein Herz voll war von lauter Wohlbehagen.

Er hörte ruhig an, daß er nicht sicher wäre vor dem Nota und daß er deshalb nicht eintreten möge. Ruhig erwiederte er: „Man muß keine Stunde versäumen, in welcher man glücklich sein kann, auch wenn Gefahr droht. Das Glück ist sicher, die Gefahr nur möglich.“ Und so ging er in die Villa.

Sich den graurothen Haarbusch kratzend, sagte Moses: „Nun bleibt uns nichts übrig, als am Wege zu warten, ob der Nota kommt, und ihn, Gott weiß wie? aufzuhalten oder doch den Ruben abzurufen. Wie? Ich weiß es nicht. Vielleicht werd' ich sagen: Die Pest ist ausgebrochen in der Villa, und Sie werden nach dem Bruder laufen. Ach, das ist ein zähes Geschäft, aber zur Pleite führt es sicher. Dort ist eine Bank, setzen wir uns wenigstens und sprechen wir davon, ob die Creditactien heute steigen werden oder fallen.“ — „Steigen werden sie,“ sagte Manasse. — „Fallen werden sie,“ sagte Moses, während sie sich setzten.

Ruben dagegen trat mit der Sicherheit eines Nachtwandlers in die Villa und sagte zum Diener: „Der Herr Abbate hat mich herbestellt. Wollen Sie ihm sagen, daß ich im Salon warte.“

Und er schritt in den Salon, setzte sich ans Piano und spielte wieder seinen Triumpfmarsch.

Als er hinter sich die Thür gehen hörte, ging er über in das Adagio des Violoncell-Concertes. Der Schmeichler! Er wollte dem eintretenden Abbé Freude machen.

„Bravo! bravissimo!“ rief dieser gefühlvoll und setzte mit starker Stimme für den Diener hinzu: „Signorina Camilla sogleich rufen! Es sei der Signor Samuele da. Und sie möchte meine Noten mitbringen.“

„Ein neues Capriccio von mir“ — fuhr er fort gegen Ruben — „welches wir spielen wollen. Camilla studirt ihre Singstimme.“

Und nun entwickelte er dem aufmerksam zuhörenden Ruben den Charakter seiner neuen Musik, bis Camilla eintrat.

„Das ist ja liebenswürdig von Ihnen, Signor Samuele, daß Sie so früh kommen" — sagte sie lächelnd und reichte Ruben die Hand. Er nahm sie, küßte sie aber nicht. Das wäre zu viel gewesen für das junge Verhältniß! Auch hatte ihn der Name Signor Samuele ein wenig erschreckt. Die Unwahrheit gegenüber seiner so wahrhaften Empfindung berührte ihn unangenehm.

Man ging ohne weiteres ans Musiciren, wurde aber grell unterbrochen. Signora Molitore in einem recht unvollständigen und durchaus nicht verlockenden Négligé stürmte in den Salon, ein Blatt Papier in der erhobenen Hand haltend.

„Kaum einmal aufstehend" — rief sie — „wird man wieder umgeworfen! Da, Camilla, ließ das Telegramm aus Ancona! Dein Vater ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich schwer verletzt."

Camilla stieß einen schmerzlichen Schrei aus, las zitternd das Blatt, ließ es fallen und wendete sich zum Fortgehen, ausrufend: „Zu ihm! zu ihm!" Schluchzend verließ sie den Salon.

„Ich hab' mir's gedacht," sagte Frau Molitore, „sie hat eine närrische Liebe für ihren Vater. Aber nun, Abbate, nun" — jetzt erst bemerkte sie Ruben, welcher zur Seite getreten war, betrachtete ihn von oben bis unten, und sich wieder zum Abbate wendend, fragte sie barsch: „Dieser Herr?"

„Signore Samuele, ein außerordentlicher Musiker."

„Ja, was ich sagen wollte, wir können doch das junge Mädchen nicht allein reisen lassen, Sie müssen sich zur Begleitung rüsten, Herr Abbate."

„Oh!"

„Und ſchnell, denn das Kind wird nicht zögern. Sie hat wenig Gepäck.“

„Mein Futteral für's Violoncello!“ rief der Abbate dem Diener zu, welcher an der Thür ſtand.

„Laſſen Sie doch das Inſtrument hier! Sie werden ja zurückkommen.“

„Niemals zurücklaſſen, niemals.“

Und es hoch haltend, verließ er den Salon.

Frau Molitore, Ruben nicht weiter beachtend, folgte ihm auf dem Fuße, im Vorübergehen den Diener fragend: „Wann geht der nächſte Bahnzug nach Venetia?“

„Ich glaube nach Elf,“ antwortete dieſer.

Ruben hatte ebenſo ſchnell wie Camilla ſeinen Entſchluß gefaßt und folgte der Hausfrau, welche ſich nach der Treppe wendete, während er das Haus verließ.

Manaſſe und Moſes, von der Bank aufſpringend, eilten ihm entgegen und fragten beſorgt: „Er war da?“ — „Nein,“ erwiederte Ruben, ohne ſtillzuſtehen, „aber wir reiſen.“

„Reiſen? Wohin?“

„Nach Ancona. Moſes, wann geht der Eilzug nach Venedig?“

„Elf Uhr dreißig.“

„Jetzt iſt's?“

„Zehn.“

„Zeit genug. Vorwärts!“

VIII.

Moſes hatte ſofort dringend bemerkt: „Wenn alſo, wie es ſcheint, der Nota nicht mehr in Trieſt iſt, ſo wird er ſicherlich nach Ancona, nach ſeiner Vaterſtadt, gefahren ſein und Herr Ruben wird ihm dort begegnen.“

„Ich reiſe nicht nach Ancona, ich reiſe nur bis Ancona; hole einen Wagen vor unſer Haus. Ich nehme nur ein Handkofferchen mit und warte auf deinen Wagen.“

So geſchah es. Um elf Uhr war Ruben auf dem Bahnhofe. Manaſſe war mit ihm gefahren. Er war verblüfft, er war ſtumm. Sie führe nach Ancona, das war Alles, was er erfahren hatte.

Ruben trug ihm nun auf, den Eltern zu ſagen, daß er in einem dringenden Geſchäfte nach Venedig gereiſt ſei und wohl morgen ſchon zurückkehren werde.

Da wurde die Kaſſe geöffnet. Er nahm ein Billet erſter Claſſe und faßte Poſto in der Nähe der Kaſſe, die Ankunft Camilla's und des Abbate erwartend.

Sie kamen auch mit dem Diener, welcher das Gepäck beſorgte. Camilla eilig, unruhig, aufgeregt. Sie ſah zunächſt Ruben gar nicht, und als er ihr einen Schritt entgegentrat, da rief ſie: „Ah, Sie auch? Sie reiſen auch?“

„Ja. Der Herr Abbate, ein hilfloſer Mann, genügt nicht zu Ihrem Schutze.“

„Sie wollen —?“

„Ich will Sie beſchützen. Auch habe ich ein Geſchäft abzumachen in der Nähe von Ancona.“ „Nicht doch, Herr Abbate!“ — wendete er ſich zu dieſem, welcher eben zwei Billette zweiter Claſſe an der Kaſſe genommen hatte — „Nicht doch! Eine junge Dame kann nicht in der zweiten Claſſe fahren.“

Dabei nahm er dem Abbate die Billette aus der Hand und tauſchte ſie an der Kaſſe um in Billette erſter Claſſe, das Aufgeld ſchnell berichtigend.

Der Abbate ſchien das kaum zu bemerken. Er reichte Camilla den Arm, da ein Glockenzeichen gegeben wurde, um ſie auf den Perron zu führen, und der Diener nahm die

Billette von Ruben, um die Koffer und das Violoncell aufzugeben.

Ruben ſelbſt folgte auf den Perron, winkte einen Schaffner zu ſich, drückte ihm Geld in die Hand und ließ ein Halbcoupé mit drei Plätzen aufſchließen, den Abbé und Camilla einladend, da einzuſteigen.

Camilla ſchwieg zu alledem: ſie dachte wohl nur an ihren geliebten, gefährdeten Vater. Frühzeitig hatte ſie ihre Mutter verloren, und der Vater, ein würdiger Kriegsmann, war ihr Alles. Nur mit dem Gedanken an ihn beſchäftigt und im weltlichen Verkehre noch ganz naiv und unbefangen, fand ſie Ruben's Theilnahme gar nicht befremdlich. Sie ſah in ihm einen angenehmen Freund, half dem kleinen, dicken Abbé das Coupé erklettern und folgte ihm nach. Der Diener kam mit dem Gepäckszettel und den Billetten zurück, es ertönte das letzte Glockenzeichen, Ruben ſtieg raſch ein, und der Zug dampfte fort.

Manaſſe in ſeiner dauernden Verblüffung ſah ihnen nach und ſagte halblaut: „Unbegreiflich!“

„O nein, ſehr begreiflich“ — ſprach neben ihm Moſes mit fliegendem Athem — „nur ich habe Pech. Was bin ich gerannt, um das himmliſche Kind noch einmal zu ſeh'n in Trauer! Nix da! Ich bin ein nach unten hin verwunſchener Prinz, ein Schacherjude. Pfui, Jehovah!“

Die drei Abreiſenden ſaßen der Reihe nach, wie ſie eingeſtiegen waren: der Abbate drüben in der Ecke, Camilla in der Mitte, Ruben neben ihr in der Ecke. Niemand ſprach ein Wort. Der Abbate machte alle Anſtalt, einzuſchlafen. Camilla ſah vor ſich hin; ihr halbgeſchloſſenes Auge verrieth Angſt und Trauer, Ruben blickte bekümmert auf ſie. Er wollte nicht durch Reden ihre Empfindung ſtören.

So fuhren ſie ein paar Stationen weit, bis an der ſo-

genannten Dinerſtation länger gehalten wurde und alle anderen Reiſenden ausſtiegen, um zu ſpeiſen. Auch die Coupéthür neben Ruben wurde geöffnet, und da ſagte Ruben herzhaft: „Sie haben heute noch nichts genoſſen, Signorina, das iſt aber nothwendig, kommen Sie!“

Er ſtieg aus und ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen. Sie folgte ihm, ſetzte ſich an die Wirthstafel und aß.

„Aber der Abbate!“ rief ſie plötzlich.

„Er ſchläft; ich bringe ihm kalte Küche.“

Da lächelte ſie, und nachdem Fleiſch, Früchte und Brot in ein Papier gehüllt worden, gingen ſie wieder in ihr Coupé zurück. Jetzt ſtieg aber Ruben zuerſt ein, wie er ſagte, um den Abbate zu wecken und zu verſorgen, was ſich dieſer auch ruhig gefallen ließ. Solcherweiſe kam Camilla auf den Eckplatz, getrennt vom Abbate durch Ruben, welcher den kleinen Herrn bediente, bis dieſer ſich zurücklehnte und wieder einſchlief.

„Er ſchläft wieder“ — ſprach Ruben leiſe — „er hat keine Sorgen. Sie müſſen ſich auch den Ihrigen nicht vorzeitig hingeben, Ihr Herr Vater kann ja geheilt werden.“

„O, möchte er! Er iſt ſo gut und hat mich ſo lieb. Er allein in der Welt.“

„O nein, nicht allein,“ ſagte Ruben leiſe.

Sie blickte ihn an mit vollblickendem, vielleicht fragendem Auge.

Hiemit war ihr Schweigen gebrochen, und auf Ruben's Frage nach ihrem Vater und ihrer Familie erzählte ſie nun langſam, wie dieſe Familie beſchaffen wäre. Ihr Vater ſei der Einzige und Letzte ſeines Stammes, welcher bis auf die römiſche Kaiſerzeit zurückreiche. Ein Theodoros ſei aus Griechenland zu Kaiſer Marc Aurel gekommen, ein ſehr weiſer Mann, welcher den Kaiſer berathen und welchen der Kaiſer

reich beſchenkt und zum römiſchen Ritter erhoben habe. Aus dem griechiſchen Theodoros ſei Teodori geworden, und der Reichthum ſei verſchwunden. Sie ſelbſt, habe ihr Vater zu ſagen gepflegt, ſei eine echte Theodoros, denn ſie habe noch die griechiſche Naſe und Stirn. Deshalb ſei ihre Familie auch vielleicht ſo gut chriſtlich, weil der griechiſche Apoſtel Paulus ihr Landsmann geweſen.

Das war ein ſchmerzliches Wort für Ruben.

„Weil aber," fuhr ſie fort, „der Reichthum aus der Familie verſchwunden, hat mich der Vater nach Trieſt geſchickt zur Schweſter meiner Mutter, welche mich zu ihrer Erbin beſtimmt hat. Das ſagte mein Vater recht traurig, als er mich zum letztenmale umarmte. Sie haben wohl noch Vater und Mutter?" ſetzte ſie hinzu.

„Ja," antwortete Ruben, „aber eigentlich nur eine Mutter."

„Was heißt das?"

„Mein Vater lebt in einer Gedankenwelt, welche mir fremd geblieben iſt, ja welche mir widerſtrebt."

„Ah, welch eine Gedankenwelt?"

Und nun erklärte ihr Ruben die ganze Entwicklung ſeiner Jugend, welche genährt worden ſei von den Idealen der heutigen Zeit. Dies that er höchſt ausführlich mit allem Aufwande poetiſchen Schwunges. Dies juſt mißbilligte ſein Vater, deſſen Ideen in einer vergangenen Zeit wurzelten, in einer überlebten Zeit. Er vermied dabei die Worte Religion und Glaube ſorgfältig und ging lebhaft darauf ein, als Camilla nach Einzelheiten fragte, nach Büchern und nach Dichtern. Sie bekannte ſich als recht unwiſſend und bat um Belehrung.

Was konnte Ruben erwünſchter kommen! Er wurde von unerſchöpflicher Beredſamkeit, ſie aber vergaß ihre Trauer und fragte unabläſſig. So ſchilderte er ihr das ganze Leben

eines denkenden und trachtenden Menschen und das unbeschreibliche Glück, wenn solch ein ehrlicher Mensch einem weiblichen Wesen begegnete, welches ihn verstehe, welches sich ihm zuneige, welches ihn — das entscheidende Wort Liebe sprach er jedoch nicht aus.

Es wurde auch nicht ausgesprochen während der ganzen Fahrt, obwohl der Abbate ununterbrochen schlief.

Ließ er es unausgesprochen, weil er Camillen nicht so früh damit überraschen wollte, weil er von dem überraschten, scheuen Mädchen eine Abweisung fürchtete? Nein! Seine Neigung war so tief und sicher, daß sie meinte, keine Eile nöthig zu haben, daß sie meinte: das gegenseitige Verhältniß werde von selbst sprechen, wenn es gegenseitiges Verhältniß sei oder werde.

So kamen sie unter steten Fragen von ihrer Seite, unter langen Schilderungen des Lebens und der Bildung von seiner Seite an die letzte Station vor Ancona, und nun mußte er Abschied nehmen. Abschied, denn der Hinweis des weitsichtigen Moses auf den gefährlichen Cavaliere di Nota war nicht nöthig gewesen; er selbst wußte, daß dieser Nota ihn oft im Kaffeehause gesehen, daß er ihn kannte und daß er ihn verächtlich als Juden bezeichnen würde, wenn er ihn neben Camilla sähe. Es war Ruben klar, daß die Tante Molitore die Abreise Camilla's sofort telegraphisch nach Ancona gemeldet haben würde und daß Nota leichtlich schon im Bahnhofe den Zug erwarten und Camilla abholen könnte.

Dem war auch so. Nota war Tags vorher noch mit demselben Zuge nach Ancona abgereist und die Tante hatte an seine Abreise glauben müssen, da er auf ihren Brief keine Antwort gegeben. Sie hatte ihm wirklich die heutige Abreise Camilla's telegraphisch angezeigt mit der Aufforderung, sie auf dem Bahnhofe zu empfangen.

Ruben ſagte alſo jetzt zu Camillen: „Signora Camilla, in einigen Minuten ſind wir in Ancona und ich muß Abſchied nehmen.“

„Ancona! O Gott, und über unſeren Geſprächen habe ich meinen armen Vater vergeſſen!“

„Sie werden ihn beſſer finden, als Sie gefürchtet.“

„Und Sie, Sie wollen mich nicht bis zu ihm begleiten?“

„Ich würde nur ſtören.“

„O nein. Er wird Ihnen danken für Ihre Beſchützung ſeiner Tochter; er iſt ſo gut und immer dankbar.“

„Ich muß leider zurück nach Trieſt.“

„Sie ſind alſo nur meinetwegen —?“

„Ich wäre ſehr glücklich, wenn Sie mir ein Telegramm ſchickten, wie Sie Ihren Vater gefunden.“

„Gern. Adreſſe Signore Samuele — Wohnung?“

„Nicht nöthig. Telegraphenamt und Poſt kennen mich. Ich nenne auch die Poſt, weil ich hoffe, Sie ſchenken mir ſpäter einige Zeilen über die fortſchreitende Geneſung Ihres Herrn Vaters.“

„Jo, ja.“

„Und ob und wann Sie wieder zu Ihrer Tante kommen.“

„Sobald mein Vater hergeſtellt iſt. Dann ſingen wir wieder.“

Die Glocke läutete, ſie waren im Bahnhofe von Ancona.

„Da iſt Nota!“ — rief ſie — „er bringt Nachricht von meinem Vater.“

Und eiligſt ſprang ſie aus dem Coupé, als es geöffnet wurde und eilte zu Nota. Er war wirklich da, ſtand in einiger Entfernung von ihrem Waggon und muſterte die Ausſteigenden. Er hatte ſie noch nicht geſehen, als er ihre Stimme hörte. Sie rief: „Mein Vater lebt?“

Er wendete sich und sprach unbedacht: „Noch lebt er.“

„Noch! Heilige Jungfrau! Zu ihm, zu ihm!“

Und fort eilte sie aus dem Bahnhofe. Nota folgte ihr, sie aber rief ihm zu; „Nein, nein! Helfen Sie dem Abbate!“

Unterdessen hatte Ruben den Abbate geweckt und hatte ihm den Gepäckschein in die Hand gedrückt. Dann hatte er selbst, sein Kofferchen in der Hand, das Coupé rasch verlassen. Er sah noch die davoneilende Camilla und den Nota, welcher ärgerlich stehen geblieben war auf Camilla's letzte Worte.

Es stürmte in Ruben, ihr doch die Hand zum Abschiede zu reichen, die Hand! und die Gefahr des Nota hinter sich werfend, ging er stracks des Weges, welchen Camilla gegangen. Er führte an Nota vorüber. Sah ihn dieser? Doch wohl nicht. Seine Aufmerksamkeit wurde vom Abbate in Anspruch genommen, welcher nach seinem Violoncell schrie. Nota erwiederte heftig: „Das läuft ja nicht fort.“

Camilla stieg schon in einen Wagen, als Ruben hinauskam. Sie sah ihn, streckte ihm die Hand entgegen und sprach: „Ach, was bin ich in Angst! Noch! hat er gesagt, der Garstige. Ich telegraphire, ich schreibe. Vorwärts, Kutscher, zum Obersten Teodori!“

Der Wagen setzte sich in Bewegung, sie nickte noch einmal freundlich mit dem Haupte; aber Ruben sah, daß Thränen über ihre Wangen liefen.

Er sah ihr lange nach und sprach leise: „Mein Engel!“ Der Abbate weckte ihn. Sein Rufen nach dem Violoncell drang bis heraus und um ihm auszuweichen, wendete sich Ruben nach der Seite.

Es gelang ihm nicht. Gerade nach der Seite, welche er einschlug, lag die Gepäckkammer, und er stand plötzlich

vor Nota, welcher auf den Abbate und dessen Instrument wartete.

Nota wendete sich zu dem Abbate hin und fragte mit lauter Stimme: „Was will denn der Triestiner Jude hier?"

Der Abbate hatte nur Acht auf die Gepäckstücke und antwortete nicht.

IX.

Dieses Begegnen Nota's hatte Ruben abgehalten, nach Ancona hineinzugehen, die Wohnung des Obersten Teodori zu erfragen und wenigstens von Außen umzuschauen, wo seine Camilla weilte. Er war mit dem nächsten Zuge nach Triest zurückgekehrt.

Er war ruhig und heiter. Sein Liebesglück schien ihm gewonnen und er harrte auf ein Telegramm Camilla's. Deshalb war sein erster Gang aufs Telegraphen- und Postamt, um seine Adresse abzugeben für Telegramme und Briefe.

Den folgenden Tag erst ging er zu den Eltern hinunter. Sie blickten fragend auf ihn, der Vater mit strenger Miene, aber ohne ein Wort der Frage, die Mutter innig. Er antwortete der Mutter heimlich, sie möge getrost sein, er sei glücklich, die Zukunft sei Gottes. Da stieß ihn Manasse an und sprach leise: „Der Vater? Was sagst du dem Vater? Du bist gestern nach deiner Rückkunft doch Abends nicht zum Talmudlesen gekommen und er will auch wissen, was denn das für ein Geschäft sei, welches dich zum Reisen nöthigte."

Ruben zögerte mit der Antwort; feierlich, langsam sprechend, sagte er: „Du hast Recht; ich muß wegen der Zukunft den Streit aufnehmen, ich muß über den Talmud mit dem Vater sprechen."

So kam er denn am Abende zur Talmudſtunde ins Wohnzimmer. Vater Abraham und Manaſſe ſaßen ſchon vor ihren Büchern und Ruben trat zum Tiſche. Er ſetzte ſich nicht und als der Vater auf ihn blickte, ſprach er mit milder Stimme: „Lieber Vater, ich habe dir anzuzeigen, daß ich zunächſt nicht mehr theilnehmen werde an unſeren Talmudſtunden.“

Vater Abraham richtete ſich kerzengerade auf und fragte: „Warum nicht?“

„Die heutige Bildung,“ antwortete Ruben, „hat mich in Zweifel geſtürzt, ob dieſe dialektiſche Form eines Religionsbuches, welches doch kein eigentliches Religionsbuch iſt, meinen Geiſt nicht verwirrt und irreführt. Laſſ' mir Zeit, dieſen Zweifel durch ſtilles Nachdenken zu beſeitigen.“

„Reformjude!?“ ächzte Vater Abraham.

„Nein. Oder richtiger: Ich weiß noch keine Bezeichnung. Sobald ich im Klaren bin, werd' ich zu dir treten und dir mein Herz ausſchütten.“

Nach dieſen Worten verließ er langſamen Schrittes das Zimmer. Vater Abraham ſank auf ſeinen Seſſel zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Die Mutter, hinten im Zimmer, war aufgeſtanden und blickte kummervoll dem Sohne nach. Manaſſe ſtand aufrecht da und ſah traurig und fragend auf den Vater. Dieſer nahm endlich die Hände vom Geſichte, winkte Manaſſe, fortzugehen und ſchaute nach der Zimmerdecke, mit den Lippen ein unverſtändlich Gebet murmelnd.

Ruben war langſamen Ganges bis an die Thür gekommen. Da blieb er ſtehen, ſah zurück und ſchien unſchlüſſig zu werden. Die Mutter aber machte eine kaum bemerkbare Bewegung mit der Hand: er möchte gehen. — Er ging.

Sah die Mutter voraus, was kommen mußte und wollte sie die Einleitung fördern? War sie keine gewissenhafte Jüdin? — Jedenfalls war sie eine liebende Mutter, welche ihren Ruben glücklich sehen wollte.

Vor dem Hause blieb Ruben betroffen stehen. Betroffen über das, was er gethan. Den Vater so hart berührt zu haben, that ihm bitterlich leid. Aber kann ich anders — sagte er leise vor sich hin — kann ich denn anders? Es geht um meine Wahrheit, es geht um mein ganzes Leben.

Wankend schritt er von dannen, dem Hafen zu. Er suchte wohl die freie Luft des Meeres.

Es war ein milder Abend, der Mond stieg eben am westlichen Himmel aus dem Meere empor und brachte einen kräftigen Lufthauch mit sich. Zahlreiche Menschen wandelten am Kai umher. Sie erschienen Ruben in dem bleichen Lichte wie Geister. Er blickte Niemandem ins Angesicht, er blickte nur in sein Inneres und war erschrocken, als ein Mann dicht vor ihm stehen blieb und ihn am Weitergehen verhinderte.

„Sie sehen und hören ja nicht, junger Freund? Wo haben Sie denn Augen und Ohren?“ sagte der Mann.

Ruben antwortete nicht, aber er streckte dem Manne seine Hand entgegen, wie einem Menschen, welchen man gern hat.

Dieser Mann, mittelgroß und von kräftiger Gestalt, mochte kaum 40 Jahre alt sein und hieß Farmer. Sein Gesicht hatte etwas Verwischtes mit feiner Nase, appetitlichem Munde und kleinen, scharfblickenden Augen. Etwas Verwischtes vielleicht darum, weil er glatt rasirt war. Die Stimme klang angenehm.

Ruben kannte ihn seit einem Jahre und hatte immer seinen Umgang gesucht. Er hielt ihn für den gescheidtesten

Mann in Triest, wo er einmal plötzlich aufgetreten war. Man wußte nicht, woher er kam, woher er stammte. Er war an der Börse erschienen und hatte ein niedrig stehendes Papier gekauft. Dieses Papier war in den nächsten Tagen gestiegen und gestiegen, der Fremde hatte einen großen Gewinn damit gemacht. Dann war er verschwunden; der Eine sagte, er sei nach Wien, der Andere sagte, er sei nach Paris gereist. Aber er war wiedergekommen und hatte wieder in unerwarteter Weise gekauft und wiederum zu großem Gewinne. So war er bald ein reicher Mann und eine höchlich respectirte Person an der Börse geworden. Daneben meinte man ihn zu erkennen in auffallenden Zeitungsartikeln, welche Handels- und Ge[illegible]teressen in ungewöhnlicher Weise besprachen. Mehrere M[illegible] wenn kritische Fragen an der Börse herrschten, waren auch Broschüren erschienen, welche die kritischen Fragen in überraschender Richtung behandelten und welche man ebenfalls diesem Herrn Farmer zuschrieb. Jedermann hatte seine Bekanntschaft gesucht, er war aber fast überall aalglatt ausgewichen; nur mit jungen Leuten sprach er mitunter eingehend und unter diesen jungen Leuten hatte er stets Ruben ausgezeichnet, welcher ihm besonders zu gefallen schien.

Ruben war immer nur an die Börse gekommen, um die Course zu notiren für des Vaters Geschäft und hatte nie gekauft oder verkauft. Farmer hatte ihn lachend gefragt, warum er das nicht thäte und Ruben hatte geantwortet, daß er das nicht genügend verstände. „Wollen Sie's lernen?“ hatte Farmer gesagt. „O ja!“ hatte Ruben erwiedert und dann war Farmer auf eine Auseinandersetzung eingegangen, welche hohe Politik und ganz gewöhnliche Kaufmannsfragen fast humoristisch vermischte. Ruben hatte gelacht und das Gespräch war auf andere Dinge übergegangen, meist auf

Fragen moderner Bildung, sehr anregend für Ruben. So hatte sich zwischen ihnen ein intimer Verkehr entwickelt.

„Ganz ernstlich" — sagte jetzt Farmer, indem er Ruben unter den Arm nahm und weiter mit ihm schritt — „ganz ernstlich: es muß etwas Besonderes mit Ihnen vorgehen. Sie haben ein neues Gesicht und sind in den letzten Tagen ein paarmal an mir vorübergegangen, ohne mich zu sehen. Sie schauten ersichtlich nur in Ihr Inneres. Sind Sie etwa verliebt?"

„Ich glaube nicht, daß man es so nennen kann."

„Aha! Das sogenannte Höhere! Glückliche Jugend, welche sich die gemeinsten Dinge verklärt. Ich könnte Sie beneiden. Und Erwiederung finden Sie naturgemäß. Sie sind ein schöner Kerl und haben ein liebenswürdiges Wesen. Es ist also im guten Gange? Wie?"

„Gestatten Sie mir statt der Antwort eine Frage: Halten Sie es für möglich, daß ich mich mit einem kleinen Kapitale selbstständig etabliren und eine selbstständige Existenz finden kann?"

„Aha! Das Nest soll vorbereitet werden. O ja. Aber, Freund Ruben, das duftet nach Heirath und Hausstand. Sind Sie des Teufels, in so jungen Jahren? Auch wenn die Braut und Frau steinreich wäre. Sich ins Gefängniß setzen fürs ganze Leben! Das taugt nichts. Wenn man heirathen zu müssen glaubt, dann wenigstens nicht eher, als bis man in die Vierziger-Jahre gerathen ist. Dann paßt zur Noth ein junges Mädchen. Sie verblüht erst, wenn man selbst zu Ende geht mit Liebeswünschen. Abschütteln diese Gedanken, Freund Ruben, abschütteln!"

„Der Gedanke hätte ohnedies einen langen Weg vor sich: ich bin ein Jude."

„Und die Herzensdame ist keine Jüdin. Na, der Weg

wäre nicht lang und nicht ſchwierig. Sie würde Jüdin oder Sie würden Chriſt. Meines Wiſſens ſind Sie ja jetzt ſchon, was man confeſſionslos nennt, das heißt: Ihr Sinn iſt keinem confeſſionellen Glauben zugethan. Nicht wahr?"

„Ja."

„Alſo! Sie können demnach die Confeſſion annehmen, wie es paßt für die Herzallerliebſte, denn darauf ſcheint es anzukommen."

„Kennen Sie meinen Vater?"

„Den alten Abraham Schmuel? Freilich. Da liegt's wohl. Allerdings gilt er für einen orthodoxen Juden."

„Das iſt er auch, und zwar mit Leib und Seele."

„Und Sie ſind ein guter Sohn, der ihm nicht den Schmerz anthun möchte?"

„Er könnte ihn ins Grab ſtürzen."

„Und deshalb müſſen Sie Jude bleiben, ſo lange er lebt? Um ſo beſſer! Das ſchützt Sie vor dem dummen Streiche einer Heirath. Um ſo beſſer! Bleiben Sie Jude."

„Und tragen Sie die Geringſchätzung der Welt weiter und laſſen ſich von der Geſellſchaft ausſchließen, welcher Sie übrigens ganz angehören!"

„Man gewöhnt's, und man verliert nicht viel dabei."

„Man verliert ſein Leben."

„Ich genieße mein Leben vollſtändig, obwohl man auch mir nachſagt, daß ich ein Jude ſei. Man ſagt es Jedem nach, der Geſchäfte macht."

„Aber Sie ſind kein Jude?"

„Wie Sie's nehmen wollen, getauft bin ich. Aber meine Mutter war eine Jüdin. Ich hab's erſt erfahren, als ſie geſtorben war. In Schweden gibt's wenig Juden, und meine Mutter zog mich auf in Stockholm wie ein Judenkind. Ich war noch nicht zehn Jahre alt, da verlor ich ſie, und mein

Vater, ein tapferer Schiffscapitän, brachte mich nach Kopenhagen in die Schulen, welche dort gut sind. Als ich sechzehn Jahre alt war, holte er mich ab und brachte mich nach London in ein Bankierhaus, damit ich rechnen lernte, und als er Abschied von mir nahm, gab er mir einen Pack Papiere, die versiegelt waren. „Die öffnest du erst," sagte er, „wenn du mich nach einem Jahre nicht wiedersiehst; ich gehe auf eine lange Fahrt." Er kam nicht wieder, und in den Papieren fand ich unter Anderm meinen Taufschein und ein kurzes Schreiben meiner Mutter, in welchem stand, daß sie eine Jüdin gewesen und daß es ihr lieb wäre, wenn ich zum Glauben ihrer Väter überträte, zum Judenthum."

„Und Sie haben den Wunsch Ihrer Mutter erfüllt?"

„Daß ich ein Narr wäre! Ich bin ohne Sentimentalität und das ist mir bisher gut bekommen. Es ist nachtheilig, Jude zu sein, ich geb' es zu, weil die europäischen Leute ein Vorurtheil haben gegen Juden. Schachergeist und Hochmuth stecken auch wirklich tief in den Kindern Israels, und ich fürchte: Eins davon, den Hochmuth nämlich, hat auch mir meine Mutter vererbt. Daran kann ich wohl einmal zu Grunde gehen. Na kurzum: Geld oder Geldeswerth war nicht in den Papieren, ich mußte mir selber helfen. Das habe ich denn auch zu Stande gebracht, indem ich das Herz in Ruhe ließ und nur den Verstand in Bewegung setzte. Uebrigens macht es mir manchmal Spaß, wenn mich in vertraulichen Augenblicken die Juden als ihren Glaubensgenossen begrüßen. Ich lächle klug und geheimnißvoll, und so sind sie im Geschäfte Alle für mich eingenommen."

„Das mag weltklug sein, lieber Herr Farmer, aber meinem Wesen entspricht es nicht und für meinen Lebensgang hat es keine Bedeutung."

„Doch, Freund. Es bedeutet: gleichgiltige Dinge gleich-

giltig behandeln. Laſſen wir die Frage fallen. Sie ſind eben noch ſentimental. Das wird ſich mit der Zeit verlieren. Sprechen wir alſo von Ihrem Etabliſſement. Das wird nöthig ſein für Ihren Charakter, und es iſt auch nicht ſchwer. Magere Einkünfte wird es freilich bringen, und es fragt ſich deshalb gleich, oder vielmehr ich frage: Haben Sie Vertrauen zu meiner Kenntniß der Geſchäfte?"

„Ein vollſtändiges."

„Gut. Dann frage ich weiter: Wollen Sie unter meiner Führung Ihr Glück an der Börſe verſuchen, um ſchnell reich zu werden?"

„Auf der Stelle."

„Wohl geſprochen. Sehen Sie das artige Haus an da vor uns" — ſie waren im Geſpräche vom Hafen zurück in die Stadt gekommen. — „Daß wir gerade hieher gekommen ſind, iſt ein gutes Zeichen für unſere Zukunft neben einander. Ich bin nämlich abergläubiſch. Ob zu meiner Unterhaltung oder weil man doch irgend was glauben will, ich weiß es nicht. Kurz, ich bin's, und gerade heute Nachmittags habe ich mir dies Haus im Innern beſehen, weil ein Zettel an der Thür klebt, der es zum Verkaufe ausbietet. Mein Verſtand ſagt: Farmer, du mußt irgendwo einen feſten Beſitz haben, ein immeuble heißt's bei den Franzoſen, der dir bleibt, wenn die Börſe eines Tages Dummheiten macht und du all dein Geld verlierſt. Darum fiel mir heute ein, dies Haus zu kaufen. Jetzt ſtehen wir unvermuthet bei hellem Mondſcheine vor demſelben, indem wir Zukunft escomptiren, Sie und ich — da ſpringt mein Aberglaube in die Höhe und ruft: Dies Haus und dieſer ſchüchterne Jude Ruben Schmuel bringen dir Glück, kaufe das Haus, zieh' in den erſten Stock und errichte zu ebener Erde dem Ruben eine Wechſelſtube! Sie iſt gut gelegen hier, nahe am Hafen mit dem Ausblicke

auf Schiffe und Waſſer, hier in dieſem hübſchen Hauſe werden wir neben einander gute Geſchäfte machen. Ja?"

„Ja, wenn ich —"

„Keine Einwendung! Raffen Sie morgen Alles zuſammen, was Sie an baaren Mitteln haben können für die Wechſelſtube und erwarten Sie mich morgen Nachmittags um 2 Uhr hier an der Hausthür. Ich komme und kaufe und wir richten uns ein. Jetzt gute Nacht; mich erwartet eine Schöne ohne Sentimentalität."

Denſelben Abend noch erzählte Ruben dies Geſpräch ſeinem Bruder Manaſſe, der ſehr erſchüttert wurde von dieſer Erzählung, es aber doch unternahm, am andern Morgen dem Vater die Hauptſache mitzutheilen, die Hauptſache nämlich: Ruben will ein eigenes Wechſelgeſchäft gründen unter der Firma Samuele und Compagnie, damit es ſich unterſcheide von der Firma Abraham Schmuel.

Er that dies wirklich, als er um 9 Uhr mit dem Vater ins Comptoir ging.

Der Vater blieb ſchweigend ſtehen und ſagte nach einer Pauſe: „Er ſchämt ſich des Judennamens Schmuel, ſchämt ſich ſeines Vaters."

„Nein, Vater. Schmuel heißt italieniſch Samuele. Schmuel iſt eine Zuſammenziehung des Namens Samuel."

Schweigend ging Vater Abraham weiter, und erſt als ſie ins Comptoir traten, winkte er Manaſſen, ihm in das kleine Zimmerchen zu folgen, welches neben der Wechſelſtube war. Dort ſetzte er ſich nieder und holte tief Athem. „Manaſſe," ſagte er dann, „dein Bruder geht in die Irre, er kommt in die Wüſte. Du ſollſt neben ihm bleiben, um ihn zu ſtützen. Ich bin müde, ich taug' nichts mehr. Geſtern hab' ich mich verrechnet um drei Gulden fünfzig Kreuzer; es iſt aus mit mir, ich ſchließe meine Stube."

„Vater!“

„Ich ſchließe meine Stube. Geh' du zum Ruben und tritt zu ihm in euer neues Geſchäft. Euer halbes Erbtheil werd' ich euch auszahlen. Es kann ſich ſehen laſſen und reicht zu für euren Anfang. Kauft und verkauft ehrlich, hütet euch aber vor der Börſe. Die iſt ein Walfiſch, der ſelbſt einen Propheten verſchlingt. Ich kann nur noch beten und werd' nicht mehr lange leben. Der Gott meiner Väter gebe, daß ich nicht noch Schmach erlebe an meinem älteſten Sohne und daß ich nicht mit Schande in die Grube fahre.“

Als Manaſſe dem Vater noch den Börſencours ins Comptoir gebracht, eilte er in großer Aufregung zu dem Hauſe am Hafen, wo ihn Ruben erwartete. Er fand ihn auch und theilte ihm mit, was der Vater beſchloſſen. Farmer kam dazu und rief: „Bravo!“

Das Haus wurde gekauft, die Wechſelſtube wurde eingerichtet, und die Firma R. Samuele und Comp. wurde angeſchlagen. Compagnie bedeutete Manaſſe's Theilnahme.

Schon am nächſten Vormittag brachte Manaſſe die ſtattliche Summe des halben Erbtheils und ſetzte ſich hinter das Zahlgitter.

Farmer ließ vom Tapezierer den erſten Stock höchſt comfortabel einrichten, und Ruben bezog den links liegenden Theil des Erdgeſchoſſes.

Natürlich wurde Freund Moſes herzugerufen. Er ſollte als Ausläufer eintreten ins neue Geſchäft und ſollte ein Cabinet beziehen hinter Ruben's Wohnung. Des Anſtandes halber jedoch ſollte er ſeine fadenſcheinige, ſchlotterige Kleidung ablegen und ſie mit einer ſoliden bürgerlichen vertauſchen.

Als er das hörte, kraute Moſes wie gewöhnlich ſeinen grauen Kopf und ſchüttelte ihn. Sein hochgelegenes Stübchen

mit dem Kanarienvogel könnte er nicht aufgeben, ſchon des Kanarienvogels wegen nicht, denn der brauchte die ſchöne Ausſicht. Und die ſchlotterige Kleidung ſei ihm Bedürfniß: er würde melancholiſch, wenn ihm die Kleider feſt am Leibe klebten. Herkommen werde er ja doch jeden Tag und Aufträge beſtellen.

Farmer hatte wohl Antheil an dem Widerſpruche; Moſes ſcheute dieſen Herrn von der Börſe. So toll und immer glücklich ſpeculiren zu können, das beunruhigte, das war ihm unheimlich. Er ſagte es ausdrücklich zu Ruben: „Mißtrauen Sie dem Herrn Farmer! Kaufen und verkaufen Sie nicht, wie er räth. Er muß einmal den Hals brechen, und dann brechen Sie den Ihrigen mit. Verſtand iſt das Beſte, was es gibt, aber unnatürlicher Verſtand muß einen Fehler haben.“

Ruben hatte auch übrigens gar keinen Grund, hohen Muthes zu ſein; es kam keine Zeile, kein Wort von Camilla. Umſonſt fragte er täglich nach im Telegraphen- und im Poſtamt, es war nie etwas angekommen.

Dennoch blieb er ſeiner Zuverſicht getreu. Er ſagte ſich: „Die Krankheit des Vaters wird ſie ganz in Anſpruch nehmen“ — und er wartete geduldig.

Einer Gattung von Inſtinct war er gefolgt, als er begonnen hatte, ſich eine bürgerliche Exiſtenz zu gründen und Wohlhabenheit anzuſtreben, ſelbſt unter großem Wagniß mit Farmer. Es ſollte Alles vorbereitet ſein, Camillen eine ſichere Stätte zu bieten.

War er denn Camillens ſo ſicher? Es war ja doch kein Wort mit ihr gewechſelt worden über ſolche Zukunft, ja kein Wort darüber, ob ſie zu ihm gehören wollte!

Allerdings nicht. Aber das ſtörte ihn nicht. Wir gehören zu einander — das war ſein Gedanke. Nein,

kein Gedanke: er dachte es nicht, es verſtand ſich ihm von ſelbſt.

Und ſo ging er jeden Morgen nach ſeiner Rückkehr hinaus zur Bank unter der Platane, ſetzte ſich dort nieder und ſchaute aufs Meer hinaus, einer Zukunft mit ihr gedenkend wie eines Himmelreiches. Dann erſt ging er gleichſam nebenſächlich an die Einrichtungen ſeines neuen bürgerlichen Lebens, ſeines Geſchäftes.

Eines Morgens — er hatte ſich verſpätet — fand er die Bank unter der Platane beſetzt. Er kannte den kleinen, feiſten Mann mit ſchneeweißem Haar und kohlſchwarzem Schnurrbart, er kannte ihn ohnehin, wie ihn ganz Trieſt kannte. Sein Spitzname lautete: „Der kleine Epikuräer“. Uebrigens hieß er Signor Belloſi, und er war ein wohlhabender alter Junggeſelle, den Jedermann liebte, wohl darum liebte, weil er Jedermann zu lieben ſchien. Farmer ſagte von ihm: Er hat nichts zu thun, als ſich wohl zu befinden, er iſt der glücklichſte Fips. Sechzig Jahre iſt er alt geworden in Freuden, und er wird hundert Jahre alt werden, denn er ärgert ſich niemals und freut ſich über Alles. Er gehört zu den echten Italienern, welche von Horaz abſtammen und keiner Sorge Raum geben.

„Recht, recht!“ rief er jetzt Ruben entgegen, „recht, daß Sie auch einmal hieherkommen in der guten Jahreszeit; ehe es zu heiß wird. Jede Woche einmal geh' ich jetzt hieher, um die Natur aus erſter Hand zu genießen. Dieſer Blick, dieſer Duft und das gelinde Wehen des Seewindes! Nach einem guten Frühſtück iſt man hier an richtiger Stelle. Sie heißen jetzt“ — und nun ſprach er Italieniſch, während er vorher mit Schwierigkeit Deutſch geſprochen hatte — „nicht wahr, Sie heißen jetzt Signore Samuele?“

„Ja, Signore.“

„Das klingt ja auch melodischer als Schmuel. Ich bin soeben nach Ihnen gefragt worden. Dort in der Villa der Signora Molitore."

„Ah?!"

„Ja. Ich frühstücke immer bei ihr, wenn ich hier herauf gehe. Bin ein alter Freund des Hauses, des seligen Signor Müller, der zu leben verstand und einen wunderbaren Weinkeller hinterlassen hat. Die Signora setzt mir immer einen Marsala vor, wie er in ganz Triest nicht zu finden ist."

„Und sie hat nach mir gefragt?" sagte Ruben unbedacht, statt das Thema fallen zu lassen. Unbedacht, denn sobald Bellosi dem Camilla-Geheimniß nahe kam, dann erfuhr es die ganze Stadt. Bellosi war die Geschwätzigkeit selbst. Er antwortete denn auch eifrig: „Ja, ja, sie hat nach Ihnen gefragt. Sie ist kränklich, kommt nicht aus ihrem Hause und erfährt nichts davon, was in Triest vorgeht. Da bin ich ihre Quelle für Stadtneuigkeiten, und so hat sie mich auch heute nach Ihnen gefragt. Ich wußte schon durch Farmer von Ihrem neuen Namen und konnte glatt und günstig aussagen über Sie. Dann hat sie mir von ihrer armen Nichte Camilla gesprochen die plötzlich nach Ancona ans Krankenbett gesprengt worden ist."

„Und hat sie gute Nachrichten von ihr?"

„Von ihr selbst gar keine. Aber vom Cavaliere di Rota hat sie welche. Er will die Camilla heirathen, und wird sie auch wohl heirathen."

„Was meldet er denn?"

„Er meldet, daß ihm der kranke Oberst Teodori sehr wohlwolle und daß der Oberst nach dem Wunsche der Schwägerin Molitore die Hochzeit veranstalten werde, sobald er vom Krankenlager aufstehen könne. Und die Aerzte erwarteten dies binnen vierzehn Tagen."

„Sie liebt ihn aber nicht!“ rief Ruben unvorſichtig.

„Ah, das wiſſen Signor? Ah, ah! Alſo darum in der Villa geweſen und muſicirt haben! Mein Compliment zu dem guten Geſchmack! Ja, dieſe Camilla iſt das ſchönſte Geſchöpf, das ich ſeit Jahren geſehen habe, und ich verſtehe mich darauf. Schönheit iſt eine wunderbare Erquickung. Und bei jungen Mädchen iſt ſie ſo unbewußt, da wirkt ſie zaubervoll. Das iſt für mich ein Genuß, der über Eſſen und Trinken geht, obwohl ich ſchon in den Sechzigern bin. Glauben Sie doch ja nicht, daß man im Alter nichts mehr davon verſpüre! Im Gegentheile. Je älter ich werde, deſto mehr entzücken mich junge Mädchen, die unſere Liebeserklärungen nicht mehr ernſthaft nehmen. Sie ſind doch ſehr ernſthaft, aber man muß ſich in Acht nehmen, leidenſchaftlich zu werden, denn wenn man durchfällt — und das iſt gewöhnlich — dann würde man ſich ärgern, und Aerger iſt Gift. Aber ein junger Mann wie Sie darf nicht verzagen, auch nicht einer Camilla gegenüber.“

„Aber wie kommen Sie zu ſolcher Vorausſetzung bei mir! Ich bin ein einziges mal in der Villa geweſen.“

„Tatata! Ich ſeh's Ihnen an der Naſenſpitze an. Und Sie ſonſt ſo intereſſant blaß ausſehender Mann, Sie ſind über und über roth geworden, als ich von Ihrer Liebe zu Camilla ſprach. Widerſprechen Sie nicht! Junge Liebe iſt das Juwel der Schöpfung. Verzagen Sie nicht! Hoffen Sie darauf los. Hoffnung iſt eine Himmelsgabe. Angekündigte Heirath iſt ja noch keine Heirath, und was Sie betrifft, ſo hat mich die Signora Molitore gefragt, ob ich den Signor Samuele kenne. Iſt alſo wohlgeſinnt, und ich konnte günſtig antworten, wie ich's liebe. Ich war, wie geſagt, durch Signor Farmer über Sie unterrichtet, ich ſpeiſe mit dieſem Wundermanne im „Hôtel de la Ville“, und gerade geſtern hat er

mir erzählt, daß er diesen hoffnungsvollen höchst begabten Jüngling Namens Samuele als einen Bankier etablirt habe, und der sind Sie ja doch?"

„Signor Farmer ist allerdings mein Gönner, aber das Uebrige —"

„Sehen Sie! Da konnte ich das Beste über Sie berichten bei der Molitore — à propos Molitore! Wissen Sie, daß der Name Molitore von mir herrührt?"

„So."

„Ja wohl. Sie liebt die Vornehmigkeit. Das merken Sie sich! Der Name Müller erniedrigte sie, loswerden wollte sie ihn, und darüber fragte sie mich. Ich sagte: „Nichts leichter als das! Schicken Sie eine runde Summe als Peterspfennig an den Papst nach Rom mit der ausdrücklichen Bitte um eine Zeile Empfangsbestätigung. In dieser Zeile möchten Sie Molitore genannt werden. Das ist geschehen: Der Abbate Salvo hat die Zeile gebracht, sie hängt in der Villa unter Glas und Rahmen, und so heißt sie seit der Zeit von Papstes Gnaden Signora Molitore. Ist das nicht hübsch? — Ach, dieser erfrischende Luftstrom. Den zu genießen muß man wandeln. Ich gehe also. Addio! Freue mich sehr Ihrer Bekanntschaft und hoffe, Sie beim Diner im „Hotel de la Ville" — gute Küche! — neben Freund Farmer wiederzusehen. Hoffe auch, Ihnen nützen zu können da unten. Addio!"

Und er ging, blieb aber noch einmal stehen und sprach mit heller Stimme: „Hollah, hollah! Sie sind Jude?"

„Ja."

„Das erschwert es sehr. Die Molitore haßt die Juden, und ohne die Molitore geht's nicht. Thörichte Leute seid ihr, ihr Juden. Thöricht, daß ihr so hartnäckig Juden bleiben wollt in christlichen Ländern. Man muß sich nicht

abſondern, das bringt immer Streit und Nachtheil. Meine römiſchen Vorfahren waren auch Heiden und ſind Chriſten geworden, um nicht abgeſondert zu bleiben. Laßt Euch taufen! Was koſtet denn das? Gar nichts. Und Ihr gewinnt Harmonie für Euer Leben. Harmonie iſt ja die Hauptſache. Wenn Sie die Camilla heirathen wollen —"

„Aber Signore!"

„Still! Dann müſſen Sie ſich taufen laſſen. Wollen Sie? Ich beſorg's, das macht mir Vergnügen. Wollen Sie?"

„Und die Harmonie in meiner Familie? Mein Vater iſt orthodox."

„Orthodox! Dies iſt das ſchlimmſte Wort; es trennt die Menſchen. Ich geh' ihm ſtets aus dem Wege. Na, jedenfalls die beſten Wünſche für Sie mit dem beſten Addio."

Nun ging er wirklich. Ruben blieb betroffen zurück. Sein Geheimniß war entweiht. Und wenn dieſer redliche Mann der Frau Molitore vorzeitig ſagte: Dieſer Samuele iſt ein Jude! — Oh!

Dazu die üble Nachricht von Rota, die Heirath! — Doch nein, das erſchütterte ihn nicht. Er ſagte ſich mit Zuverſicht: Camilla thut's nicht, ſie thut's gewiß nicht. Sie hat geſagt, daß ihr der Rota zuwider ſei, und ſie iſt einfach wahrhaftig, ſie wird auch einfach wahrhaftig handeln, ſie thut's nicht.

Sich alſo tröſtend, ging er in die Stadt zurück, ging wieder einmal aufs Poſtamt — o, da war er endlich angekommen, ein Brief aus Ancona, ein Brief von Camilla. Er lautete: „Ich habe meinem Vater die Augen zugedrückt, er lebt nicht mehr. Ach, dieſe Traurigkeit! Indem ich ihn pflegen konnte Tag und Nacht, hoffte ich immer noch — und nun! Der gute, liebe Vater; er ſieht mich nicht mehr, er hört mich nicht mehr, er ſpricht nicht mehr, ich ſteh' allein

in der Welt. Nein — haben Sie gesagt. Ich glaube Ihnen, und ich denke an Sie wie an einen Stab, welcher mich stützen wird. Camilla."

Ruben flog ins Telegraphenamt und telegraphirte ihr: „Stab und Stütze, so lange ein Odem in mir lebt. Weiteres brieflich."

Und nun eilte er in sein Zimmer und schrieb: Camilla möge ihm mittheilen, was für Entschlüsse in ihr auftauchten. Ob sie nicht eilen möchte, den Zudringlichkeiten Nota's auszuweichen und sofort nach Triest zurückzukehren. Hier sei sie sicher vor ihm, da er als Irredentist hier nicht geduldet werde, und hier könnten sie zusammen berathen über die Zukunft. Täglich gehe er zu der Platane am Berge und dort erwarte er sie.

Diesen Brief trug er selbst zur Post. Von da zurückkehrend, begegnete er Farmer, welcher nach der Börse ging.

„Holla!" rief dieser, „Ihr Antlitz strahlt ja, es ist gute Nachricht angekommen?"

„Ja, wenn auch zu hohem Preise."

„Aber doch hoher Gewinn?"

„Hoher Gewinn."

„Das soll gelten. Es lebe der Aberglaube! Ihr strahlendes Antlitz verspricht mir den Sieg bei einem großen Wagniß. Sie hoffen augenblicklich das Beste trotz großer Schwierigkeit?"

„Das Beste."

„Vogue la galère! So geschehe es denn in Ihrer glücklichen Hand. Stimmen Sie zu, so gehen wir augenblicklich in die Schlacht."

„Das heißt?"

Farmer setzte ihm nun auseinander, warum er im Begriffe stehe, für eine große Summe Papiere zu kaufen, denen er in nächster Zeit eine mächtige Steigerung zutraut. Nach-

richten aus Paris und Wien berechtigen ihn zu dem Wagniß. Ein Wagniß bleibt es immerhin, aber Ruben's glücklicher Tag ermuthigte ihn zu einem Unternehmen von großem Umfange. „Ich kaufe so viel," fuhr er fort, „daß ich ein Bettler werde, wenn es fehlschlägt, ein reicher Mann, wenn es gelingt. Wollen Sie Ihr ganzes jetziges Vermögen in die Schanze schlagen neben mir?"

„Um ein Bettler zu werden, wenn es mißlingt?"

„Oder ein wohlhabender Mann, wenn es gelingt."

Ruben war bereits ein klarer Verstand in Börsenfragen und hatte im Hinblick auf Camillen das dringende Bedürfniß, ein wohlhabender Mann zu werden. Er bat also Farmer, noch einen Augenblick stehen zu bleiben auf dem Wege zur Börse und ihm noch einmal in langsamer Rede das Für und Wider der Unternehmung auseinanderzusetzen.

Dies that Farmer, das Wider ebenso nachdrücklich hervorhebend wie das Für.

„Ich finde das Für überwiegend," sagte Ruben, „kaufen wir!"

Und sie kauften.

Von der Börse kommend, sprachen sie kein Wort mehr darüber. Farmer war geübt in Wagnissen; er liebte sie als nothwendige Reize seines Lebens; er blieb kalt dabei. — Ruben athmete, seit er Camillen gefunden, lauter Glück, unwandelbares Glück, er zweifelte gar nicht am glücklichen Erfolge des Wagnisses und ging mit Farmer seelenruhig zum Speisen ins „Hotel de la Ville".

„Halt!" sprach Farmer, „die Vorspannpferde nicht vergessen!"

Und er trat ins Telegraphenamt, um Telegramme nach Wien und Paris aufzugeben, welche den großen Kauf des bewußten Papieres verkündeten, mit dem Bemerken: Farmer, der Triester Börsenkönig, sei der Käufer. „Das stachelt,"

ſagte er lachend, und trat mit Ruben ins „Hotel de la Ville.“

Hier fanden ſie den Signor Belloſi einſam an einem runden Tiſche. Zum Vollgenuſſe des Mahles zog er es immer vor, ganz allein zu ſpeiſen, falls ſich nicht eine anmuthige Geſellſchaft darbot. Farmer und Ruben ſchienen ihm zuzuſagen, und er lud ſie ein, an ſeinem Tiſche den Speiſen und Weinen die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen.

„Eine Neuigkeit, Signor Samuele!“ rief er, „eine Neuigkeit für Sie! Signora Molitore hat mir ſoeben ein Billet geſendet. Darin ſteht, daß ſie ein Telegramm vom Cavaliere di Nota aus Ancona erhalten, welches ihr den Tod des Oberſten Teodori meldet. Sie bittet auch, beim Statthaltereirathe — ohne Namen, meine Herren, Discretion! — welcher mir befreundet iſt, abzuhorchen, ob die politiſche Strömung noch immer ſcharf fließe oder ob Nota jetzt es wieder wagen dürfe, nach Trieſt zu kommen. Heut' Abend ſeh' ich den Rath, morgen Vormittags will ich der Signora Beſcheid bringen. Soll ich Sie mitnehmen, Signor Samuele, um Sie dort einzuführen?“

„Ah! Dort alſo wohnt ſein Glück?“ rief Farmer.

Da kam's zu Tage, was Ruben von Belloſi gefürchtet: ſein Geheimniß wurde aufgedeckt.

Nun, dachte er, es iſt ja doch ein nothwendiger Weg zu deinem Ziele — und er nahm es dankbar an, von Belloſi vorgeſtellt zu werden.

„Kann man den Engel ſehen, dann möchte ich auch mitgehen,“ ſagte Farmer.

„Der Engel iſt noch nicht da,“ erwiederte Belloſi; „aber er wird wohl bald kommen. Uebrigens wird ſich Signora Molitore freuen, den berühmten Börſenkönig Farmer kennen zu lernen. Sie hat mich neulich gefragt, ob ich nicht den

kleinen Börsenschächer, den Abbate Salvo, mit Ihnen bekannt machen könnte, damit er des Verkehrs ledig würde mit einem kleinen Juden."

„Nein, nein, wenn der Engel nicht da ist — die italienisirte Frau Müller interessirt mich nicht."

„Aber sie ist hochwichtig für unsern jungen Freund hier, für Signor Samuele."

„Richtig. Also nehmen Sie mich mit."

X.

Trotz aller Sicherheit, welche Ruben fortwährend erfüllte, verließ ihn doch die Angst nicht vor der formellen Einführung ins Haus der Molitore. „Wenn du da frank und frei verkehrst" — sagte er sich — „so bist du auch allen unerwarteten Besuchern des Hauses ausgesetzt. Unter diesen Besuchern können solche sein, welche dich kennen und welche der Frau Molitore sagen, daß du ein Jude bist."

Er athmete also auf, als Bellosi am nächsten Tage sagen ließ: er hätte den Stadthaltereirath nicht angetroffen, der Besuch bei Frau Molitore müßte also verschoben werden.

Dazu kam die Börsenfrage, welche Ruben in Anspruch nahm und zerstreute. Das gekaufte Papier war wirklich gestiegen und Ruben wollte verkaufen.

„Nein, o nein!" rief Farmer, „warten, warten! Es wird höher steigen."

Farmer hatte Recht: am folgenden Tage kam der Cours von Wien und Paris noch höher, und Bellosi brachte die Nachricht, der Statthaltereirath sei verreist und der Besuch bei Frau Molitore müsse vertagt werden bis zu dessen Rückkehr.

Nun nahm die Börsenfrage die ganze Spannung in

Anspruch. Farmers Zuversicht bemächtigte sich nun auch Rubens. Daß auch am nächsten und nächstfolgenden Tage immer höheres Steigen des Papiers eintraf, das hatte etwas Berauschendes und drängte alle Gedanken in den Hintergrund.

Endlich rief Farmer: „Ich sehe ein Wölkchen in Wien aufsteigen, verkaufen wir!“ Und sie verkauften mit außerordentlichem Gewinne. Es war gerade so ausgegangen, wie Farmer vorausgesagt und Ruben konnte seinem Bruder Manasse eine große Summe ins Geschäft geben.

Manasse war erschrocken, fand die Summe ungeheuer und schrie: „Wenn du verloren hättest, wären wir bankerott! Ich bitte dich dringend, nicht weiter zu spielen. Jetzt haben wir ja genug fürs ganze Leben.“

Moses stand dabei in der Wechselstube, als das Geld in die Wertheim-Kasse verschlossen wurde und er stöhnte vernehmlich: „Jetzt nichts mehr thun, Herr Ruben, nichts mehr mit dem Herrn Farmer, der bricht gewiß noch das Genick.“

Als er dies gesagt, da trat Signor Belloſi ins Zimmer und rief: „Fertig machen, Signore Samuele, fertig machen! Wir gehen hinaus zur Molitore. Signor Farmer ist bereits unterrichtet, er wird gleich herunterkommen. Er ist sehr guter Laune und der Bescheid vom endlich wieder vorhandenen Statthaltereirathe klingt auch ganz günstig: der Cavaliere aus Ancona wird augenblicklich verhaftet, wenn er es wagen sollte, wieder nach Triest zu kommen. Außerdem haben Sie, wie mir Farmer sagt, ein gutes Geschäft gemacht, alle Sterne also stehen günstig. Das muß man wahrnehmen, man muß das Glück nicht zu Athem kommen lassen. Also vorwärts! Da ist Signor Farmer.“

„Vorwärts!“ rief auch Farmer und Ruben, betäubt von dem großen Glücksfalle, brachte nur halblaut seine Bedenken in Rede.

„Ueberflüſſige Sorge!“ ſagte Belloſi, „die Molitore verkehrt ja gar nicht mit den Trieſtinern, es kommt kein Menſch hinaus.“

„Und,“ ſetzte Farmer hinzu, „ins Haus gelangen müſſen Sie endlich doch, um ans Ziel zu kommen, alſo vorwärts!“

„Vorwärts!“ ſagte nun auch Ruben mit tiefem Athemzuge und erſchrak, als er ſich an der Hand ergriffen fühlte.

Moſes war's, der ſeine Hand krampfhaft drückte und flüſternd ſagte: „Thun Sie's nicht! Thun Sie's nicht! 's iſt zu früh.

Ruben legte ihm die Hand auf den Krauskopf und — ging.

Moſes aber eilte den drei Männern nach und ſagte zu Ruben: „Gehen Sie wenigſtens nicht beim Veitl vorbei! Er merkts, wo Sie hingehen, und er iſt Ihr Feind.“

Zurückkehrend in die Wechſelſtube, fiel Moſes auf einen Stuhl und ächzte: „Nur nicht noch den Veitl dazu!“

„Was willſt du denn mit dem Veitl?“ fragte Manaſſe.

„Der Veitl iſt ein Racker. Wenn er jetzt den Ruben vorbeigehen ſieht mit den beiden Herren und entdeckt, daß ſie mit ihm in die Villa gehen, dann iſt das Unglück fertig.“

„Was denn? Wie denn?“

„Der Veitl haßt unſern Ruben inbrünſtig.“

„Warum nicht gar! Weshalb denn?“

„Ruben war Veitls Stolz. Der ſchönſte, der nobelſte, der geſcheidteſte, der liebenswürdigſte junge Mann in Trieſt ein Jude! Ruben Schmuel! Und der ſchlägt um! Der verläßt den Talmud, verläßt den alten Vater, welcher jetzt zerbrochen tagsüber dreimal zur Synagoge wackelt in bitterem Gram. Solch ein Sohn, der ſeinen ehrlichen Schmuel-Namen in Samuel verwandelt, der nur noch mit Chriſten verkehrt,

einem christlichen Mädchen nachläuft und deshalb schon nächstens getauft sein wird."

„Das weiß er von der Camilla?"

„Der weiß Alles; in seine Bude kommt jet Klatsch. Er weiß, daß Ruben in die Eisenbahn gestiegen und mit ihr fortgefahren ist. Er weiß auch accurat, daß die Molitore die Juden haßt und daß er sich taufen lassen muß, wenn er das Mädchen kriegen will. Also: wenn er jetzt wieder den Ruben mit den beiden Herren in die Villa gehen sieht, da — da läßt er der Molitore stecken, daß der Ruben ein Jude ist und da ist die Geschichte aus, aus!"

„Woher weißt du denn das Alles?"

„Vom Veitl selber, heut' Morgen. Wenn der Racker in Wuth ist — und der Christenhaß mit einer Judentaufe bringt ihn immer in Wuth — da stößt er seine Gedanken heraus, als ob er zum Brechen eingenommen hätte. Und was dazwischen fehlt, das weiß ich auswendig."

„Ach, es wird nicht so arg sein und die Hauptsache bleibt doch, daß wir nun reich sind."

„Nein, Herr Manasse, das ist nicht die Hauptsache."

Moses hatte Recht mit dem Veitl und der Zufall kam auch noch diesem Veitl zu Hilfe. Ruben hatte nicht verstanden, was Moses mit den Worten gemeint: „Gehen Sie nicht beim Veitl vorüber, er merkt's, wo Sie hingeh'n." Er ging arglos an Veitls Laden vorüber; der Weg führte da hinaus zur Villa. Glücklicherweise jedoch war er nicht auf der Seite des Ladens, in welchem Veitl wirklich saß. Farmer ging auf dieser Seite. Aber das half nichts. Veitl sprach Farmer an mit den Worten: „Herr von Farmer, diese Broschüre sollten Sie kaufen! Sie ist eben aus Wien angekommen. Ein neues Eisenbahnproject, etwas für die Börse." Und dabei reichte er ihm ein schmales gedrucktes Heft."

„Ah!“ — rief Farmer — „einen Augenblick warten, meine Herren! Frau Molitore läuft uns ja nicht fort. Ich weiß von dem Eisenbahnprojecte. Was kostets, Veitl?“

„Lumpige fünfzig Kreuzer.“

Er zahlte sie und in der Broschüre blätternd ging er mit den Anderen weiter.

Veitl wußte genug.

Draußen in der Villa aber ging Alles glatt und gut. Frau Molitore war sehr erbaut, den berühmten Börsenkönig Farmer in ihrem Hause zu sehen, und sie war sehr artig gegen Ruben. Ja, sie sprach die Hoffnung aus, ihn bald wiederzusehen, wenn ihre arme verwaiste Nichte Camilla mit dem musikalischen Abbate in die Villa zurückkehren würde. Dann werde Signor Samuele wohl wieder die Güte haben, seinen schönen Gesang hören zu lassen. Sie habe der Nichte geschrieben, das Trauerhaus in Ancona zu verlassen und sogleich nach Triest zu kommen. Der Abbate habe auch schon telegraphirt, daß sie übermorgen eintreffen würden.

Ruben, entzückt über diese Nachricht, war einschmeichelnd artig und aufmerksam für die Tante. Er machte ihr auch offenbar einen günstigen Eindruck.

Bellosi frühstückte allein an einem Ecktischchen, und als sie zu ihm trat, um Kunde zu erhalten über die Meinung des Statthaltereirathes, da lobte er doch zunächst den vortrefflichen Marsalawein und setzte dann recht leise hinzu: „Dem Cavaliere di Nota müssen Sie dringend abrathen, jetzt nach Triest zu kommen. Er würde verhaftet werden.“

Sie stieß nun zornige Worte gegen die Regierung aus und Bellosi beschwichtigte sie nun seinem Charakter gemäß mit der eiligst erfundenen Nachricht: dies strenge System werde binnen vierzehn Tagen fallen, denn es komme ein verständiger neuer Statthalter, welcher die Milde selbst sein solle.

Alle Drei verließen die Villa ganz zufrieden. Farmer allerdings nur deshalb zufrieden, weil er sagen zu können meinte: „Diese alte Schachtel wird unserm Ruben nicht mehr lange im Wege stehen."

„Warum nicht?" fragte Bellosi.

„Sie hat ja die Schwindsucht!" antwortete Farmer.

„Pfui! Pfui!" sagte Bellosi, indem er sich schüttelte, „wer spricht vom Tode!"

Ruben eilte voraus nach der Stadt. Er war so voll von der nahen Ankunft Camillas, daß er kein Gespräch anhören, noch weniger eines führen konnte.

Die Reden Farmers waren auch nur geeignet gewesen, ihn zu verstimmen. Farmer sagte: „Ich bin ja doch ganz und gar ein Sanguiniker, aber ich kann hiebei für Freund Ruben keinen glücklichen Ausgang entdecken, so lange diese wälsche Närrin und Judenhasserin, diese abgeschmackte Frau Müller lebt. Sie wird nicht einmal zu gewinnen sein, auch wenn Ruben sich taufen läßt. Und kann er das? Er ist eine sentimentale Natur und will seinen Vater Abraham schonen. Deshalb genügts nicht, daß diese Tante aus der Welt fährt, der Religions-Zwiespalt bleibt bestehen, sie müssen also Beide sterben, die Frau Müller und der Vater Abraham."

„Pfui! Pfui!" sagte Bellosi.

XI.

Wenn der Mensch einer starken Empfindung anheimgefallen ist, dann beherrscht diese Empfindung ganz allein seinen Verstand und seinen Willen: er sieht nicht mehr, was um ihn her vorgeht.

Die Besorgnisse Farmers, so tief begründet sie waren,

sie kamen jetzt Ruben gar nicht in den Sinn. Er sah nur den Platanenbaum vor sich, unter welchem er harren und harren, die Ankunft seiner Geliebten erharren würde.

Der Zug von Venedig kam zu früher Morgenstunde nach Triest — in früher Morgenstunde schritt er hinauf zum Plateau und setzte sich auf die Bank.

Sie wird so früh nicht heraufkommen, sagte er sich, aber sie wird im Laufe des Vormittags kommen. Indem du sie erwartest, lebst du mit ihr.

Das Herz hat immer recht: sie kam. Die Sonne schien heiß vom Himmel. Das hätte sie abhalten können, aber sie kam. Der breite gelbe Strohhut leuchtete von weitem, die dunkle Kleidung, in welche sie gehüllt war, verklärend. Ihr nur schwach geröthetes Antlitz und die Fülle des goldrothen Haares leuchteten wie die Sonne zwischen dunklen Wolken aus ihrer schwarzen Trauerkleidung hervor.

Beide Hände streckte sie ihm entgegen, ohne ein Wort zu sprechen. Auch er sprach nicht. Ihre Augen standen voll Wasser, und schluchzend ließ sie ihren Kopf an seine Brust sinken, „mein lieber Vater" kaum verständlich sprechend.

Er führte sie zum Sitze auf der Bank und sagte: „Wir wollen uns sein Andenken immer lebendig erhalten."

„Ja, immer, immer!" — und sie hob ihr Haupt und blickte Ruben in die Augen, lange, lange, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Weder sie noch er sprachen ein Wort von Liebe; ein Fremder hätte sie für Bruder und Schwester halten können. Eins trat deutlich hervor: ein festes Zusammengehören.

Nun nahm sie das Wort und sprach rasch, ohne Unterbrechung: was der Vater noch Alles zu ihr gesagt, nachdem sie ihm erklärt, der Nota wäre ihr unangenehm und sie möchte ihn nicht heirathen. Auch er, hätte der Vater er-

wiedert, auch er möchte ihn nicht und dann hätte er ihr zugesprochen, sich tapfer gegen die Tante zu wehren, wenn sie auf dieser Heirath bestehe. Sein letztes Wort wäre gewesen: „Versagt sie dir deshalb ihr Erbe, dann verzichte auf dies Erbe, und wenn dir nicht ein Mann nahetritt, welchen du gerne magst, so gehe getrost in ein Kloster."

„Oh!" rief Ruben.

„Das ist nicht so schlimm, wie man glaubt; ich bin im Kloster erzogen worden."

„Die Tante wird ja zu bekehren sein, wenn sie Ihren dauernden Widerwillen sieht."

„Das steht nicht zu hoffen. Ich bin kaum ein paar Stunden in der Villa und sie hat von diesem Nota und mir viel mehr gesprochen, als von meinem Vater. — Aber, lieber Freund, nun Sie! Wie ist es Ihnen ergangen?"

Er erzählte, daß sich sein Vermögen überraschend vermehrt habe und daß er nun in seiner Lebensstellung gefestet und gesichert wäre.

„Wie mich das freut!"

Daß er ferner einen formellen Besuch gemacht habe bei der Tante und daß sie ihn eingeladen —

„Wiederzukommen? Herrlich! Wir werden nun spielen und singen und vertraulich mit einander reden. Nur wenn ich mit Ihnen rede, bin ich getröstet über mein Unglück. Aber den Platz hier unter der Platane wollen wir doch nicht vergessen, denn hier können wir am freiesten sprechen."

„Alle Tage?"

„Alle Tage!" — Jetzt aber muß ich heim. Ich bin nur entschlüpft und sie sollen meine Abwesenheit nicht bemerken, denn sonst fängt die Tante an, mir nachzuspüren und uns dies Platanenbänkchen zu verleiden oder gar zu verderben. Also Addio, Lieber — wie ist denn Ihr Vorname?"

„Ruben."

„Ah, Ruben? Das iſt ein ſeltener Vorname. Aber ich kenne ihn aus der Bibel. Meine Mutter, welche ſie eine Ketzerin ſchalten und welche doch engelsgut war, beſaß eine Bibel. Darin hat ſie mich leſen gelehrt. Wie oft ſpäter habe ich in dieſer Bibel geleſen! Meine Mutter ſah es gern. Im Alten wie im Neuen Teſtamente habe ich geleſen, obwohl ſpäter die geiſtlichen Frauen im Kloſter das nicht loben wollten. Ich habe mirs nicht verbieten laſſen. Im Alten Teſtamente kommt der Name Ruben vor. Aber jetzt muß ich heim, alſo Addio! lieber Ruben.

Die Trauer war überwunden, ſie lächelte, als ſie ihm zum Abſchiede die Hand reichte.

Ruben blieb noch eine Weile und dankte dem Himmel für die Gunſt, welche ihm geſchenkt wurde. Es fiel ihm nicht ein, daß ein beſtimmtes Geſtändniß gegenſeitiger Liebe noch immer nicht ausgeſprochen ſei zwiſchen ihm und Camilla. Der Baum der Liebe wuchs zu ihm empor ohne laute Verkündigung.

Als er endlich ging, fühlte er das Bedürfniß, doch einmal ſeine Mutter aufzuſuchen. Ihr wollte und konnte er anvertrauen, wie wohl es ihm erging, wie warm und glücklich ſein Herz ſchlage.

Der Weg führte an Veitls Buchladen vorüber. Da ſaß vorne Moſes und las. Den im Hintergrunde ſitzenden Veitl ſah Ruben nicht. Grüß Gott, Moſes — rief er — ſie iſt wieder da, es ſteht Alles gut.

Der vom Sitze auffahrende Moſes machte mit dem Arme eine Bewegung, als wollte er ihm den Mund zuhalten und ſagte leiſe: „Still! Der Veitl ſitzt hinten."

Ruben verſtand die Warnung wieder nicht und ſagte: „Ich will meine Mutter aufſuchen, ich hab' die Gute lange nicht geſehen."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Mit ihm fortgehend, erwiederte Moses: „Sie ist nicht zu Hause. Vor einer Viertelstunde hab' ich sie auf der Straße gesehen: sie führte den Vater in die Synagoge. Vater Abraham muß geführt werden, er ist gar gebrechlich geworden."

Das war ein Schatten, der auf Ruben fiel, und er seufzte.

„Wissen Sie was, Herr Ruben? Sie sollten einmal unsern steinalten Rabbi Aaron aufsuchen. Vielleicht schafft der Rath. Er ist wirklich fromm, aber auch weise. Er versteht die Welt, und wenn der mit Vater Abraham spricht, so macht er ihn vielleicht sanft."

„Du hast Recht, Moses. Wenn die Zeit kommt, werd' ich daran denken."

„Und hören Sie doch einmal endlich auf mich wegen des Veitl! Nehmen Sie sich in Acht vor ihm! Er spionirt nach der Villa draußen und jetzt haben Sie wieder was gesagt —"

Da kam Farmer des Weges daher und nahm Ruben in Beschlag, indem er sagte: „Neue große Chance, Freund, hören Sie zu!"

Er führte Ruben fort und Moses ging zum kleinen Buchladen zurück, seine unterbrochene Lectüre — es war eine Abhandlung über das Ehegesetz — wieder aufnehmend. Da brummte aber Veitl vom Hintergrunde her: „Was hast du immer noch zu verkehren mit dem schlechten Ruben Schmuel?"

„Warum schlecht?"

„Er ist ein schlechter Jude und wird Schande bringen über Israel, wenn der Nota nicht bald wiederkommt."

„Schande? Nota? Ich verstehe den Herrn Veitl nicht."

„Du verstehst mich ganz gut. Ich hab' zugehört neu-

ſich hier an der Ladenthür, wie du verhandelt haſt mit dem Manaſſe über den Rota, der ausreißen ſollt' nach Ancona. Du biſt auch ein ſchlechter Jüd."

„Nu, was weiter?"

„Was weiter? Wenn ich dem Rabbiner ſchildere, was für ein ſchlechter Jüd du biſt — du biſt im Stande, Schweinefleiſch zu freſſen! — ſo wird er dich ausſchließen aus der Gemeinde."

„Wie heißt ausſchließen? Ich bin ausgeſchloſſen genug und ich leb' nicht von den Juden, ſondern von den Chriſten. Der Rabbiner: Ich geh' doch manchmal zum alten Rabbi Aaron, bei dem ich als junger Menſch im Dienſte war. Kommt dem nur mit dem Ausſchließen! Damals wie ich bei ihm Stiefel putzte, war er auch voller Hitze, aber ſeine Frau war ſanft und gut, die hat ihn erzogen zur Sanftmuth, und als ſie ihm geſtorben, da war er zerknirſcht, was man ſagt matſch, und da hat er ſich immerfort bekehrt und gebeſſert und jetzt iſt er weiſe wie ein Prophet. Kommt nur zu ihm mit dem Ausſchließen, er kennt euch und er ſpricht ganz anders zu mir als der Herr Veitl und er ſchimpft nicht und er haßt nicht, gar nicht wie der Herr Veitl."

„Du biſt ein frecher Lümmel und ich werd' dich noch fortjagen aus meinem Laden."

„Das wär' koſtſpielig für euch, Herr Veitl, koſtſpielig. Denn es wird dann bald an Käufern fehlen für die dummen Bücher und ich könnte dann auch ganz genau den Leuten ſagen, wie ihr ſie übertheuert und ich könnt' mir ſelbſt einen Laden anlegen und euch Concurrenz machen, ich kenn's Geſchäft, Herr Veitl."

„Halt's Maul! Und verſieh die Kunden. Ich hab' einen Gang."

Veitl ging fort und Moſes ſah ihm nach. Er ſah

ihn zum „Hotel de la ville" gehen und da ſprach er mit dem Portier.

„Der macht uns noch ein ſchlimmes Geſäure," murmelte Moſes, ſetzte ſich und las weiter über Eherech.

Farmer hatte unterdeſſen Ruben zu überzeugen geſucht, daß wieder ein großer Schlag an der Börſe zu machen wäre und daß er wieder mit ihm kaufen ſollte.

Ruben hatte zerſtreut zugehört. Er war nicht in der Stimmung eines Börſengeſchäftes und erklärte zunächſt, daß ihm die Berechnung der Speculation nicht klar genug erſchiene, alſo auch nicht einleuchtend wäre.

„Verliebte Leute, wie Sie," ſprach Farmer mißmuthig, „ſind doch für alles Uebrige unbrauchbar. Ihre Schöne iſt wohl wieder in Trieſt?"

„Die Worte „verliebt" und „Schöne" paſſen nicht für mich, lieber Farmer. Allerdings iſt Camilla wieder da und allerdings bin ich augenblicklich außer Stande, Speculationen zu beurtheilen und mir anzueignen."

„Der richtige Augenblick für dieſe Speculation wartet aber nicht auf die Entwicklung eines Liebesverhältniſſes. Bis morgen muß Entſchluß gefaßt werden. Hier iſt eine aufgeſchriebene Skizze des in Rede kommenden Börſenſtandes. Leſen Sie dieſelbe. Morgen früh komm' ich, Ihre Einwilligung einzuholen. Ich brauch' ja dieſe Einwilligung nicht, aber ich habe die Schwäche, Sie reich machen zu wollen. Nehmen Sie's nur nicht übel!"

Er gab Ruben ein Blatt Papier und ging ärgerlich von dannen. — Ruben ſammelte ſich zu Hauſe, ſtudirte die Skizze und kam zu dem Entſchluſſe, nicht daran theilzunehmen. Die Berechnung erſchien ihm zu gewagt und er war ganz und gar nicht geneigt, auf ein Wagniß einzugehen, welches, mißlingend, ſeinen ganzen jetzigen Vermögens-

stand zerstören müßte. Dieser gute Vermögensstand war ihm eine unschätzbare Grundlage für sein Verhältniß zu Camilla. Es war ja deutlich, daß er überall Hindernisse und Widerstand finden würde, Camilla die Seinige nennen zu können. Diesen Hindernissen, diesem Widerstande gegenüber würde es von großer Wichtigkeit werden, ausreichend mit Geldmitteln versehen zu sein.

Farmer war sonst ein Langschläfer, aber am nächsten Morgen kam er schon um 9 Uhr von seinem ersten Stock herunter zu Ruben mit der heiteren Anfrage: „Na, also! Die Skizze hat Sie aufgeklärt und wir gehen heute gemeinschaftlich ans Kaufen."

„Nein, lieber Freund, ich bin nicht dafür."

„Was?!

„Und ich warne Sie vor dem Unternehmen. Es beruht auf zu kühnen Voraussetzungen, es ist ein durchaus verwegenes Spiel, ist ganz und gar Spiel und kann zum Verderben ausgehen."

„Der Schüler belehrt den Meister!"

„Nein. Aber er warnt den Meister."

„Bedanke mich. Sie stecken eben in Ihrer Liebschaft und werden nicht eher wieder verständig werden, bis Sie erfahren haben, daß alle Liebschaften zur Enttäuschung führen oder zur Langeweile. Addio."

Er war verletzt gegangen. Ruben bedauerte das, aber er meinte, es nicht ändern zu können. Jedenfalls beeinflußte dieser Streit seine Stimmung, als er hinaus ging zur Platane. Was er bisher außer Acht gelassen, jetzt schien es ihm höchst wünschenswerth, nämlich Camilla gegenüber das entscheidende Wort auszusprechen und eine entscheidende Antwort von ihr zu veranlassen. Die gleichsam bürgerliche Frage drängte ihn heute.

Camilla war heute die Erste; sie saß schon auf der Bank. Fühlte sie sich auch gedrängt? War in der Villa auch ein Zwang eingetreten?

Ja. Die durch Kränklichkeit überreizte Tante hatte ihr gestern Abends die peinlichste Scene aufgespielt und dadurch auch dies harmlos gutmüthige Mädchen zu Zorn und Erbitterung aufgestachelt. Camilla saß jetzt da auf der Bank wie eine monologisirende Theaterdame, laut vor sich hinsprechend und die Arme bewegend, als bekämpfe sie einen Feind. Sie wurde den daherkommenden Ruben gar nicht gewahr, und erst als er dicht bei ihr stand, hörte das halblaute Schelten und die Bewegung ihrer Arme auf. Zornigen Antlitzes sah sie zu ihm empor.

„Was ist? Was ist? Ihr liebes Gesicht ist ja ganz gespannt. Zürnen Sie?"

„Ja."

„Wem? Doch nicht mir?"

„Nein. O nein. Der Tante. Sie empört mich. Gestern Abends hat sie mich wieder gescholten, heftig gescholten und mich sogar schlimm und undankbar genannt, weil ich mir den Rota nicht aufdrängen lassen will. Und am Ende hat sie gesagt: ich ärgerte sie ins Grab, und sie werde ihr Testament abändern, sie werde mich enterben. Heute Morgens läßt sie sich krank melden und mir ihr Zimmer verbieten. Hab' ich da nicht Grund genug, mißmuthig zu sein?"

„Nein."

„O nein? Ich will fort, ich will nach Hause, ich will ins Kloster. Um ihrer Erbschaft willen laß' ich mich nicht zu dem Manne zwingen, der mir widerwärtig ist. Sie soll diese Erbschaft hingeben, wohin sie will, ich will lieber arm bleiben. Hab' ich nicht Recht?"

„Ganz Recht."

„Na also.“

„Aber gibt's denn nicht noch einen andern Weg, als den nach Hause und ins Kloster?“

„Welchen denn?“

„Liebe Camilla, schweigen wir ein paar Minuten gänzlich, damit sich Ihr Zorn niederlege und verschwinde. Er verstört Sie.“

„Ja, das ist wahr.“

Sie blickte vor sich hin eine lange Weile. Die Gesichtszüge milderten sich allmählig, und endlich wendete sie den Kopf zu ihm, sah ihn an und sagte: „Ja, der Zorn ist was Garstiges, er thut Einem weh. Jetzt ist er fort. Sie hatten Recht wie immer; Sie sind wohl ein sehr kluger Mann?“

„Sehr!“ erwiederte er lachend.

Und nun lächelte sie auch, bot ihm nachträglich die Hand zu einem „guten Morgen“ und sagte: „Aber noch Eins! Dies ist auch ärgerlich. Das slovenische Mädchen in der Villa, die Marcia, spürt mir nach. Sie schlich hinter mir her, als ich aus der Villa trat, und ich mußte ihr einen Auftrag für mein Zimmer geben, damit sie zurückginge. Sie wird der Tante erzählen, daß ich hier —“

„Einen Mann spreche. Kurz, liebe Camilla, Alles drängt dahin, daß wir uns einigen sollen zu einer festen Stellung, um all dieser Peinigung, all diesen Hindernissen ruhig ins Auge sehen zu können.“

„Was heißt das: eine feste Stellung?“

Ruben stand auf und ergriff ihre beiden Hände. Nun erhob sie sich auch. Schweigend sahen sie einander in die Augen, eine leichte Röthe flog über Camilla's Gesicht.

„Camilla“ — sagte er leise — „Tante, Erbschaft, Heimkehr, Kloster, alles das verliert seine Bedeutung, wenn wir Beide —“

Da ſtockte er, und Camilla wiederholte ebenſo leiſe: „Wenn wir Beide?“

„Wenn wir Beide einig ſind mit einander.“

„Ja, ſind denn wir nicht einig?“

„Ich weiß es nicht gewiß, ich hoffe es bloß, aber ich möchte es gewiß wiſſen.“

„Was denn?“

„Ich liebe dich, Camilla, und möchte wiſſen“ — er ſtockte wieder.

Die leichte Röthe in Camilla's Geſicht wurde eine glühende. Sie neigte ihr Antlitz dem ſeinigen zu und ſagte kaum vernehmbar: „Iſt Gernhaben ſo viel wie Lieben?“

„Damit fängt die Liebe an — aber —“

„Kein aber!“ — Und ihr Mund ſank auf den ſeinigen; es ward ein Kuß. Er drückte ſie ſanft an ſeine Bruſt, und als ſie, die goldenen Locken ſchüttelnd, ihr Köpfchen hob und ihm liebevoll in die Augen blickte, da ſagte er: „Willſt du mein Weib werden?“

„Ich will!“

„Nun habe ich für dich zu ſorgen.“

„Du Guter!“

„An Peinigung und Hinderniſſen wird es uns, auch wenn wir vereinigt ſind, nicht fehlen; aber wenn wir Beide dasſelbe wollen, dann werden wir ſtärker und werden wir hoffentlich ſtark genug, um ans Ziel zu kommen. Dich bedrängt die Tante, mich mein Vater.“

„Dein Vater lebt, ja?“

„Ja, mein Vater und meine Mutter, meine gute Mutter, leben.“

„So biſt du ja glücklicher als ich.“

„Und wenn dein Vater dir verboten hätte, mich zu

lieben und zu heirathen, wäre dir das nicht ein Hinderniß gewesen?"

„Ja."

„Vielleicht ein unübersteigliches?"

„Vielleicht."

„Siehst du!"

„Vielleicht auch nicht. Mein guter Vater hätte nachgegeben. Deiner thut's vielleicht auch."

Ruben schüttelte sein Haupt, sie aber blickte ihn zärtlich an und lehnte sich an seine Brust.

Er zog sie auf die Bank und fuhr fort: „Ach nein! Bei meinem Vater, fürchte ich, ist der Widerstand nicht zu besiegen."

„Warum denn nicht?"

„Sein Widerstand beruht auf tiefen Grundsätzen, und es kann die Gefahr eintreten, daß ich sein Leben aufs Spiel setze, wenn ich trotz seines Widerspruches dich zu der Meinigen mache."

„Um Gotteswillen! Was hab' ich ihm denn gethan?"

„Du hast ihm nichts gethan; er kennt dich gar nicht. Aber auch wenn er dich kennte und dich so liebenswürdig fände, wie ich — er würde dich zurückweisen als meine Frau."

„Ah! Ja, was sind denn das für tiefe Grundsätze?"

„Frage jetzt nicht danach. Der Augenblick wird kommen, in welchem ich sie dir deutlich erklären werde. Es bedarf dazu der Vorbereitung. Bleiben wir jetzt bei der Frage: „Was kann, was darf ich thun, wenn sein Leben in Gefahr steht?"

„Dann mußt du mich wohl verlassen!"

„So schnell gibst du mich auf?"

„Schnell? Wenn das Leben eines Vaters bedroht ist! — Das ist ja sehr traurig, lieber Ruben."

„Ja, das iſt es, liebe Camilla. Daneben bedeutet deine Tante mit ihrem Gelde herzlich wenig.“

„Alſo?“

„Alſo geduldig ſollen wir ſein, warten ſollen wir lernen. Kein Menſch kennt die Zukunft. Sie findet oft unvorhergeſehene Wege, ſie erweicht oft harte Grundſätze. Daraufhin werd' ich alle Anſtrengungen machen. Willſt du geduldig ſein, willſt du mit mir warten?“

„Freilich! — Aber was geſchieht, wenn die Tante auf dem Nota beharrt, wenn ſie mich zwingen will und ich fortgehen muß?“

„Dann gehſt du fort als meine ſtille Braut, und du geſtatteſt, daß ich jegliche Sorge und Anordnung übernehme für dein nächſtes Leben.“

„Ob ich's geſtatte?! Ich gehöre ja nun zu dir und nur zu dir. Eins wäre noch möglich, Ruben: Du haſt der Tante ſehr gefallen, vielleicht kannſt du ſie ſo gewinnen, daß ſie den Nota aufgibt und dich an ſeine Stelle ſetzt.“

„So eitel bin ich nicht, das zu hoffen. Aber wenn ſich dies auch ereignet, dann könnte ich ja doch nicht als Brautwerber auftreten.“

„Warum denn nicht?“

„Vergeßlich Kind! Eben meines Vaters wegen. Er wohnt in Trieſt; er würde das erfahren, und der Kampf auf Leben und Tod wäre da.“

„O Gott!“

„Geduldig ſein und warten, es liegt nichts Beſſeres vor uns.“

„Aber du kommſt in die Villa, wir werden uns ſehen. Nicht bloß hier — nein jetzt gleich kommſt du mit. Die Tante liegt oben im Bett und wir muſiciren unten.“

„Nein, Camilla. Dann erführe ja deine Marcia, daß

du mich hier geholt, und unſer Platz hier unter der Platane wäre verrathen.“

„Richtig.“

„Deine Tante ferner würde es unanſtändig finden, wenn ſie erführe, daß ich außerhalb der Viſitenzeit Vormittags in ihr Haus drängte. Nein, du biſt erſt angekommen, ich muß auch mit dem Beſuche warten, um nicht den Verdacht zu erwecken, daß ich bloß deinetwegen käme. Erſt übermorgen komm' ich zur Viſitenſtunde, und auch früher darfſt du morgen und übermorgen nicht gehen.“

„Oh!“

„Um die Aufmerkſamkeit der Marcia abzulenken und durch ihr Geſchwätz nicht unſere Platanenbank zu verlieren.“

„Das iſt aber — hui! hui! bück' dich, Ruben, damit ſie dich nicht entdeckt, ich ſehe das bunte Kleid der Marcia aus dem Hauſe kommen, und ſie wendet ſich hieher!“

„Geh' ihr eiligſt entgegen, damit ſie nicht näher kommen und mich ſehen kann. Und morgen wie übermorgen gehſt du nicht hieher! Eilig! Geh, geh! Der Himmel beſchütze dich!“

„Addio, Ruben! Das dumme Mädel! —“

Und ſie ging eilig auf die Villa zu.

XII.

Ruben war noch eine zeitlang ſitzen geblieben, rückwärts denkend und vorwärts ſinnend. Das Glück war erfüllt. Camilla gehörte ihm, die Herzensfrage war erledigt, zum Entzücken erledigt — nun mußte der Verſtand an die Reihe kommen.

Sein Sinnen ging dahin, wo und wie nun gehandelt werden müßte. Die Frage um den Vater war ihm die

Hauptfrage. Er wußte ganz wohl, daß auch dann, wenn er den Vater gewinnen könnte, noch schwere Hindernisse vorlägen, aber unter tiefem Athemzuge stand er auf und sagte sich: „Eines nach dem Andern! Zuerst der Vater — das schier Unmögliche.“

Langsam ging er den Bergpfad hinab. Er wollte zunächst, und zwar sogleich die Mutter aufsuchen. „Sie ist mild“ — sagte er sich — „sie kann und wird vorbereitend helfen.“

Zu seinem Erstaunen sah er unter der Villa auf dem Steine am Wege Moses sitzen.

„Was machst du hier?“

„Ich sitze Schildwache.“

„Für mich?“

„Ja. Und ich suche dabei auch Profit für mich. Er ist freilich kaum einen Kreuzer werth, weil ein Frauenzimmer mitspielt. Jehovah hat mich verzeichnet.“

„Was heißt das?“

„Marcia heißt das. Marcia heißt die Magd da drin. Sie kennen sie wohl noch gar nicht, Sie sehen sich eben nicht um, weil Sie Besseres zu sehen kriegen, na, die Marcia ist derb und üppig und grob. Mein Geschmack ist bei alledem nicht schlecht. Ihr Herr Bruder, der Manasse, hat ihn auch.“

„Was?!“

„Die Marcia gefällt ihm auch, und er ist jünger als ich und reicher. Er verdirbt mir's Geschäft. Ich hatte schon ein kleines Eckchen Aussicht, sie hatte mir schon einen gelinden Backenstreich gegeben, da ist der Manasse mit einem großen Geschenke vorgerückt, und da war sie gestern Abends hier, wo ich sie erwartete, bloß grob.“ Dabei sprach sie aber ein paar Worte dazwischen, welche mir verriethen, daß sie

der jungen Signorina auflauerte, sobald diese des Morgens den Berg da hinaufging, wie sie früher gethan. Signora Molitore würde sie gewiß belohnen, wenn sie ihr das anzeigte. Deshalb, Herr Ruben, bin ich hier. Manasse hatte mir gesagt, daß die Signorina angekommen, und da hab' ich gewußt, daß Herr Ruben auch gleich wieder — na, Sie waren doch noch früher hier als ich, und kaum hatte ich mich dahergesetzt, da kam auch schon die Marcia heraus und wendete sich nach links da hinauf. Ich aber rief sie an und sagte ihr: Marcia, am nächsten Ultimo — heut' ist erst der Fünfzehnte — erhältst du einen richtigen Fünfguldenschein, wenn du der jungen Herrin mit keinem Schritte mehr nachgehst. Da hat sie gelacht und hat gesagt, ich kann mit ihr reden, ich versteh' slovenisch, 's ist meine Muttersprache. Also da hat sie gesagt: „Was ist denn das Ultimo? — und als ich ihr erklärt, daß dies der Letzte des Monats wäre, da hat der Balg ganz klug erwiedert: Morgen ist besser als Ultimo. Na, also morgen! hab' ich gesagt. Hab' ich zu viel versprochen?"

„Nein, braver Moses. Jetzt komm' mit und schenk' mir deinen Rath."

„Rath? Mein Rath wäre, den Veitl todtzumachen bis morgen. Er versteht auch slovenisch, und wenn das Mädel an uns vorübergeht auf den Markt und ich sie anspreche, da kommt er immer gleich herangehumpelt und sagt ihr verliebte Anzüglichkeiten, der alte Bock. Das Mädel und der alte Bock sind Beide gefährlich."

„Nun, das Mädel wirst du bestechen, und der Veitl ist deine fixe Idee. Ich brauche deinen Rath wegen des alten Rabbi, den ich sprechen möchte. Du kennst den alten Rabbi Aaron?"

„Von meiner Jugend auf. Er spricht mich immer an,

wenn ich ihm begegne, und ſchilt mich. Aber mit freundlicher Stimme thut er's. Er iſt das Herz Iſrael's in Trieſt und verachtet mich nicht, weil ich nicht Alles glaube."

„Du kannſt ihn alſo ſprechen?"

„O ja. Er hat ein kleines Gärtchen hinter ſeiner Wohnung, da ſitzt er Mittags, wenn's keine Bora gibt, unter einem Feigenbaume, und da ſpricht er mit Jedem, der zu ihm kommt."

„Heute weht keine Bora, geh' alſo heute zu ihm. Das heißt — ich will ja deinen Rath hören — wenn du meinſt, daß es rathſam iſt, dich vorauszuſchicken. Du kennſt ja meine Lage und die Schwierigkeiten derſelben. Ich will eine Chriſtin heirathen und dabei doch meinen Vater nicht verderben."

„Kurz, Sie wollen ein Wunder."

„Du kennſt mich, du biſt mir geneigt, du wirſt ihm die Dinge und Perſonen günſtig ſchildern. Dann erſt, meine ich, wird es am Platze ſein, daß ich ſelbſt zu ihm gehe, und dann endlich ſoll meine Mutter den Vater Abraham zu ihm ſenden."

Moſes kratzte ſich wieder den Kopf und murmelte: „Ein Wunder ſoll geſchehen, ein Wunder! Na dafür iſt er ein Prophet. Ein Prophet muß eben ein Wunder verrichten können. Ich geh' alſo hin und bring' Ihnen zwiſchen Zwölf und Eins Beſcheid in Ihre Wohnung."

So trennten ſie ſich. Ruben fand, wie er gehofft, ſeine Mutter allein. Das Führen des Vaters in die Synagoge war ihr zu ſchwer geworden, Vater Abraham brauchte eine ſtärkere Stütze, und Andreas, der alte Hausdiener, hatte die Führung übernommen.

Sie ſchrie auf vor Freuden, als ſie Ruben's anſichtig wurde. Sie hatte ihn ſo lange nicht geſehen und führte ihn

die Stiege hinauf in sein verlassenes Zimmer, damit der zürnende Vater sie nicht stören könnte.

Oben ankommend, machte sie ihm sanfte Vorwürfe, daß er so lange fortgeblieben sei und sie ganz ohne Nachricht gelassen habe.

Er entgegnete, daß ihm dies unmöglich gewesen sei, so lange er unsicher geblieben, ob Camilla sein Liebesgefühl erwiedere. So lange habe er wie in einem Banne gelebt, in einem Banne, welcher jeden andern Gedanken, jede andere Thätigkeit ausgeschlossen habe. In einem Banne übrigens von himmlischem Zauber. Erst jetzt —

„Sie erwiedert deine Neigung?"

„Ja."

„Ich habe es nie bezweifelt. Und du wirst mir sie zuführen eines Abends? Kannst du?"

„Ich hoffe, wenn nicht eine voreilige Entdeckung uns auseinander sprengt."

„Sie weiß noch nicht, daß du ein Jude bist?"

„Nein!"

„Und wenn sie es erfährt, was glaubst du?"

„Ich glaube das Beste. Sie ist natürlich und unverbildet. Ihre Mutter war eine Evangelische, welche allein unter Katholiken gelitten und die Duldung schätzen gelernt hat. So kennt sie von ihrer Mutter her — die Evangelischen lesen ja das Alte Testament — unsere jüdische Geschichte und unsere Bedeutung für den Ursprung des Christenthums."

„Und sie wird nicht verlangen, daß du dich taufen lässest?"

„Das weiß ich nicht. Unter allen Umständen wird der Vater die entscheidende Person. Er wird meinen Uebertritt zum Christenthum nie zugeben."

„Nie.“

„Und wenn ich ihn vollzöge ohne seine Einwilligung, so könnte das ein Schlag für ihn werden, welcher —“

„Ja, Ruben, ja. So wie er jetzt ist, könnte das — er ist schon sehr schwach, er wird alle Tage schwächer und im Glauben immer reizbarer.“

„Um meinetwillen!“

„Ja. Aber nicht blos um deinetwillen. Das hat er kommen sehen von lange her. Vor'm Jahre schon hat er mir einmal nach der Talmudstunde gesagt: Der Ruben wird verloren gehen für Israel. Selbst der Manasse ist ihm kein Trost. Er nennt ihn stumpf und gedankenlos, und was noch wichtiger: auch in der Gemeinde mißfallen ihm Viele. Sie reden lau und flau — sagt er — Israel vertrocknet.“

„Wie viel weiß er von mir?“

„Das Aergste. Gestern hat ein Junge einen Brief gebracht. Darin lag ein Zettel und auf dem Zettel stand geschrieben: Dein Sohn Ruben liebt eine Christin, und damit er sie heirathen kann, wird er sich taufen lassen. — Der Vater zitterte am ganzen Leibe, als er mir den Zettel reichte. Vom alten Veitl ist der Zettel. Ich kenne die Handschrift von den Rechnungen, die er mir zugeschickt hat für gekaufte Bücher. Dieser Veitl ist der schlimmste.“

„Moses!“ dachte Ruben und sagte dann: „Vielleicht könnte Rabbi Aaron Einfluß nehmen auf den Vater.“

„Ich glaub's nicht. Der Vater tadelt immer den Rabbi Aaron, und nennt ihn altersschwach, schilt ihn verweichlicht.“

„Demnach zeigt sich kein Ausweg. Auch du, meine liebe Mutter, weißt keinen.“

Mutter Ruth umarmte ihren Sohn. Thränen fielen dabei auf sein Angesicht, und sie sagte fast schluchzend: „Geduld, Kind, Geduld! Warten, Warten!

„Dieſe Weisheit hab' ich heute ſchon Camillen gepredigt, aber ſie iſt recht dürr."

„Jedenfalls bringſt du mir deine Camilla hier herauf in dein altes Zimmer. Hieher kommt der Vater nie. Ich ſchmachte ja danach, deine Liebſte zu ſehen."

Herabgeſtimmt kam Ruben in ſeine Wohnung, wo ihn Moſes ſchon erwartete. Er hatte richtig den Rabbi geſprochen und rief ihm entgegen: „Geht gleich zu ihm! Er ſitzt im Gärtchen und erwartet Sie!"

„Wie hat er's aufgenommen? Wie hat er mich aufgenommen? Darin ſteckt's. Vorwürfe hat er mir gemacht, daß ich nicht in die Synagoge käme. Kleine Leute wie ich dürften nicht ihren Glauben hinſchleppen laſſen wie einen Lappen. Sie hätten nicht das Zeug dazu, ſich zu überheben. Ein Trödler wie ich wäre kein Staatsmann und dürfte nicht ſeinen Glauben vertrödeln wie ein paar alte Weſten. So? hab' ich geſagt, warum denn ſo? Warum macht ein weiſer Rabbi wie Ihr einen ſolchen Unterſchied zwiſchen kleinen Leuten und großen Leuten? Davon ſteht nichts in unſerm Glauben, nichts. Mein Kopf kann ſo hell ſein wie der eines Staatsmannes. Das hab' ich geſagt, und das war ihm doch zu arg. Er gab mir einen Backenſtreich mit ſeiner ſchwachen Hand und jagte mich fort. Da ſagte ich noch geſchwind: „Er darf alſo kommen, der Ruben?" — „Er ſoll kommen!" ſprach er und nickte mit dem kahlen Kopfe."

„Wie viel weiß er?"

„Er weiß Alles; der Racker Veitl iſt bei ihm geweſen. Den mag er aber nicht, das hab' ich ſchon gemerkt. Geh'n Sie zu ihm! Er thut Einem immer wohl, auch wenn er Einen ohrfeigt."

So ging denn Ruben und fand den alten Rabbi in ſeinem Gärtchen. Er ſaß da unter dem Feigenbaume, wie

ein Patriarch aus der Bibel, auf seinem Strohsessel mit Armlehnen. Ein kleiner Strohsessel ohne Lehnen stand neben ihm.

Er trug einen bis an die Knöchel reichenden dunklen Ueberrock, welcher an die Tracht polnischer Juden erinnerte, aber von grobem Tuche war und eine lange hagere Gestalt einhüllte. Auf dem völlig haarlosen Kopfe, dessen Haut glänzte, trug er ein schwarzes Seidenkäppchen, welches nur den Scheitel bedeckte. Das Gesicht war rosenroth, wie das eines jungen Mädchens, beherrscht von einer Adlernase, belebt von großen dunklen Augen unter buschigen schneeweißen Augenbrauen. Hinter den eingefallenen Lippen zeigten sich große Zähne von so matter Farbe, daß man sofort erkannte, sie seien künstlich eingesetzt. Vielleicht ein Zeichen, daß der hohe Achtziger ein praktisch moderner Mann geblieben. Dazu ein langer, bis unter die Brust reichender, ebenfalls schneeweißer Bart, welcher wohlgepflegt war.

Er winkte mit mageren, fein gegliederter Hand Ruben zu, und forderte ihn auf, sich auf dem kleinen Strohsessel niederzulassen. Die Stimme war schwach, aber angenehm.

„Ich kenne Sie recht gut, lieber Ruben" — sprach er — „ich habe Sie aufwachsen sehen, bin Ihnen nach Graz gefolgt und habe mir schon damals gedacht: die Wissenschaft wird diesem hoffnungsvollen jungen Manne viel zu schaffen geben neben einem Vater von strenger Orthodoxie. Die Orthodoxie sieht sich stets gefährdet von neuer Wissenschaft. Ich selbst habe das erfahren und mühselig durchgemacht. Ich war in der Jugend auch ein Eiferer, und bin langsam zur Einsicht gekommen, daß Sanftmuth von großem Werthe ist im Glauben. Man muß viele Stimmen hören, um sanftmüthig zu werden. Die Allgemeine Zeitung von Augsburg hat mir diese vielen Stimmen gebracht. Ich lese sie täglich

seit sechzig Jahren. Sie läßt Jedermann sprechen und durch Zufall oder durch höhere Fügung ist sie uns immer zugegangen, obwohl sie eigentlich zum alten Oesterreich gar nicht paßte. Endlich war dreißig Jahre lang ein unvergeßliches weibliches Wesen neben mir, mein Weib, die hatte ein Herz voll Liebe — wie Ihre Camilla auch wohl haben wird."

„Ja, Rabbi."

„Die muß man hören, die Frauen muß man hören. Sie beschwichtigen den Streit, welcher die Welt zerfleischen möchte. Der Streit ist nöthig zur Scheidung der Dinge, aber er muß ausgeglichen werden und das thun die Frauen. Die meinige that's redlich, die Ihrige wird's auch thun."

„Wenn sie nur die meinige wird!"

„Das ist sie schon. Die äußeren Formen sind Nebensache."

„Für uns leider nicht."

„Doch, Freund Ruben, doch. Was die Liebe in Ihrem Herzen aufgebaut hat, das kann Ihnen kein Rabbi und kein Statthalter mehr nehmen. Sprechen wir also von Ihrer besonderen Lage, welche mir der leichtfertige Moses geschildert hat. Sie wollen eine Christin und zwar eine Katholikin heirathen, sind aber ein Jude. Sind Sie das noch?"

„Ich glaube nein."

„So, so. Sie glauben nicht an unsere Grundlehren?"

„O ja. Aber nicht an alle Folgerungen, welche die Verbannung und Zerstreuung seit fast zweitausend Jahren mit sich gebracht."

„Ja, ja, das hat sie. Und Sie wären geneigt, aus dem Judenthume auszutreten?"

„Geneigt? Vielleicht nicht. Aber genöthigt."

„Um eine Christin heirathen zu können?"

„Nicht blos deshalb. Ich gehöre nicht mehr in den Gedankenkreis gläubiger Juden."

„Und was hindert Sie, zum Christenthume überzutreten?“

„Mein Vater.“

„Das ist ein guter Grund. Da werd' ich Ihnen schwerlich nützen können, denn Ihr Vater hört nicht auf mich. Es ist doch auch sehr befremdlich, daß ein alter Rabbi einem jungen Juden behilflich sein solle, das Judenthum zu verlassen.“

„Ja, der alte Rabbi jedoch hat Nathan den Weisen gelesen.“

„Das hat er —“

„Und verschließt sich nicht der Ansicht, daß Heuchelei in Glaubenssachen verderblich, Aufrichtigkeit aber einem ehrlichen Menschen geboten ist.“

„Sehr wahr. Aber jeder gute Mensch soll sich hüten, schweres Aergerniß zu verursachen. Besonders wenn dies Aergerniß seine Eltern trifft; denn diese stehen ihm am nächsten und ihnen ist er Alles schuldig. Könnte nicht vielleicht das Mädchen zu Ihnen übertreten?“

„Das hieße doch nur das Aergerniß auf die andere Seite schieben.“

„Sie hat, wie ich höre, gar keine Verwandten. Sie aber haben einen Vater, der über Ihren Glaubenswechsel zu Grunde gehen könnte.“

„Ihm also soll ich mein Leben opfern?“

„Er hat es Ihnen gegeben. Es ist auch zu viel gesagt, daß Sie hiebei ihm das Ihrige opfern sollen. Das Leben besteht nicht nur in den Wünschen der leidenschaftlichen Neigung. Auch wechselt das Leben fortwährend. Lassen Sie ihm Zeit. Er kann die Klippen beseitigen, es kann Ihre Gefühle abschwächen. Ich werde Ihren Vater zu mir bitten lassen, ich kann ihm jedoch nicht rathen, gleichgiltig zu

sein gegen seinen Glauben und es ist, wie gesagt, vorauszusehen, daß er auf seinem Widerstande beharrt."

Ruben stand auf und blieb eine Weile schweigend stehen. Dann sagte er: „Erlassen Sie sich eine Unterredung mit meinem Vater. Sie kann nach den Aeußerungen, welche Sie mir geschenkt, zu keinem günstigen Ziele führen. Uebrigens danke ich Ihnen, Rabbi, für die gewährte Audienz. Auch Sie können mir, wie sichs zeigt, nicht helfen. Leider! Jeder Mensch kann wohl nur sich selber helfen, wenn es um sein Inneres geht, um seinen Glauben, wie's die Priester nennen. Leben Sie wohl!"

„Wohl leben? Ich habe nicht mehr lange zu leben und es würde mich freuen, Sie wiederzusehen als einen gefaßten, beruhigten Mann, lassen Sie mich sagen: als einen frommen Mann."

„Das heißt als einen frommen Juden."

„Fromm kann man sein ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß."

Ruben ging. Er war sehr niedergeschlagen. Jetzt erst stand es klar vor ihm, daß es sich um Tod und Leben seines Vaters handelte. So lange das Liebesverhältniß noch nicht vollständig entschieden war, da waren alle Hindernisse im dunklen Hintergrunde verblieben, jetzt trat das schwerste Hinderniß, sein Vater, grell vor seine Augen und beängstigte ihn aufs Aeußerste.

Er ging an diesem und dem folgenden Tage Jedermann aus dem Wege, auf die Berge hinauf lief er, um seinen Gedanken zu entfliehen. Und doch wollte er sie sammeln. Was er früher für unmöglich gehalten, jetzt trat es ein: es war ihm unerwünscht, mit Camilla zusammenzutreffen, wie bestimmt worden war.

Traurig ging er hinauf zur Bank unter der Platane und erschrak fast, als er sah, daß Camilla ihn schon erwartete.

Sie war heiter, faſt ausgelaſſen und erzählte ſogleich, daß mit der unbequemen Marcia eine Veränderung vorgegangen ſein mußte, denn ſie wäre ſehr zuthunlich geworden und hätte heute gar keine Miene gemacht, ihr nachzuſchauen. „Aber was iſt dir, Ruben? du ſiehſt betrübt aus!“

„Ich bin es auch, liebe Camilla.“

„Warum? Dein Vater?“

„Ja, Camilla, mein Vater iſt die Urſache. Ich weiß jetzt beſtimmt, daß wir nicht Mann und Frau werden können, ſo lange er lebt.“

„Oh!“

„Und daß ihm ſorgfältig verſchwiegen bleiben muß, ich verkehrte mit dir und dächte an eine eheliche Verbindung mit dir.“

„Nun, ſo ſeien wir fein vorſichtig und recht verſchwiegen. Aber hieher wirſt du doch kommen und in der Villa wirſt du dich doch einſtellen, heute noch?“

„Wäre dies das Mittel, unſere Liebe zu verſchweigen?“

„Ah! Du denkſt doch nicht daran, daß wir uns nicht mehr ſehen ſollen?“

„Selten, unſcheinbar.“

„Das iſt aber wirklich traurig. Ich denke den ganzen Tag über nur an dich, ich ſpreche immerfort mit dir und nun —.“

„Mein liebes Kind, du mußt mir doch helfen, einen Schleier über uns zu werfen.“

„Ich hab' dir ja eben geſagt, daß Marcia —“

„Gut, gut. Hier in der Einſamkeit werden wir uns noch zuweilen ſehen können, ich werde auch meinen Beſuch, meine förmliche Staatsviſite in der Villa abſtatten, aber ich muß danach trachten, daß meinem Vater mit einigem Fuge geſagt werden kann: unſer Liebesverhältniß habe nichts zu bedeuten und ſei ſo gut wie abgebrochen.“

„Ruben!“

„Närrchen, es handelt ſich ja nur um den Schein.“

„Und iſt auch deine Mutter gegen mich? Du haſt mir ja geſagt, daß du noch eine Mutter haſt.“

„Eine ſehr liebe, gute Mutter.“

„Und doch iſt auch ſie meine Feindin?“

„Nein, nein! Sie iſt dir ſehr wohl geſinnt!“

„O, dann bring' mich zu ihr! Damit ich doch bei all der verlangten Entſagung einen Troſt habe.“

„Einen Troſt? Nun ja, das wird möglich zu machen ſein.“

„Nein, nein, nicht blos möglich, gewiß, gewiß! Und ſogleich, heute noch, heute! Ruben, ich bitte dich, heute.“

„Ungeſtümes Kind, du ahnſt nicht —“

„Ich ahne Glück und Freude, wenn ich deine Mutter küſſen kann.“

„Nun denn, wenn du einmal des Abends ungefährdet von der Tante abkommen kannſt —“

„Jeden Abend. Der Doctor hat ihr befohlen, immer vor Sonnenuntergang ins Bett zu gehen; da weiß ſie gar nicht, ob ich zu Hauſe bin oder nicht.“

„Alſo in den nächſten Tagen. Warum nicht heute? O, lieber Ruben, heute, heute!“

„Wohlan denn heute. Ich werde dich ſogleich bei meiner Mutter ankündigen und werde den Moſes beauftragen.“

„Wer iſt Moſes?“

„Ein Botenläufer, welchen wir dazu brauchen. Er kennt eure Marcia und wird ihr neuerdings Geld geben, daß ſie für unſern Dienſt gewonnen werde. Um 8 Uhr heute Abends wird er vor eurer Villa auf euch warten und ſobald du mit der Marcia aus dem Hauſe trittſt — denn du brauchſt ſie als weibliche Begleitung — wird er ohne zu fragen vor euch einhergehen bis zum Hauſe meiner Eltern. Dort wird er

stehen bleiben und ihr werdet eintreten, den alten Hausdiener nach meiner Mutter fragend. Er wird unterrichtet sein und meine Mutter wird dich empfangen."

„Prächtig! prächtig! Ein Abenteuer! Und wie freu' ich mich auf deine Mutter! Sie muß dir ähnlich sein."

„Man sagt es. Mit ihr kannst du unbefangen und freimüthig sprechen. Sie weiß Alles von uns und sie beschützt uns."

„Herrliche Frau! Sie wird auch deinen Vater umstimmen."

„Das kann sie leider nicht."

Was aber auch Ruben verneinen mochte, Camilla war nicht aus ihrer fröhlichen Stimmung zu drängen. Sie war eben jung und meinte Zeit zu haben für die Heirath. Und sie entwickelte eine Frische des Wesens, welche Ruben nie an ihr bemerkt hatte. Wie reizend lachte sie über all die kleinen Wendungen des Verschweigens, welche sie sich erfand! Und wie einnehmend erschien ihr schönes Antlitz unter der lachenden Heiterkeit! So hatte er es ja nie gesehen.

Er war ein ernster Mann, er war jedoch immer empfänglich für humoristische Aeußerungen, und diese Fröhlichkeit seines Mädchens wirkte so erfrischend auf ihn, daß seine trübe Gedankenwelt beinahe völlig zurückgedrängt wurde und er sich einem Geplauder hingab, welches unter Liebesleuten so anmuthig ist, weil es in seinen heiteren Wendungen auch die zärtlichen Wendungen aufnimmt.

Als sie schieden, war eine ganz neue Welt für ihn aufgetaucht und er sagte, nach der Stadt gehend: „Deine Camilla ist ein unermeßlicher Schatz."

Er ging also zu seiner Mutter. Diese war höchlichst erfreut über den angekündigten Besuch und sorgte sogleich nach Frauenart für alles scheinbar Nebensächliche. Das be-

gleitende Mädchen, die Marcia, mußte untergebracht werden. Ruben sollte also dem Manasse auftragen, heute Abends nach dem Talmudlesen auszugehen, denn sein Zimmer sei für den Aufenthalt des Mädchens bestimmt. Der Vater sei nicht zu fürchten, denn der bleibe Abends unverrückt in seinem Zimmer und den Andreas, den alten Hausdiener, werde sie schon unterrichten, daß er die Frauen die Stiege herauf führe. Sie selbst werde Camille in Rubens Zimmer nehmen, wo gar keine Störung zu befürchten sei.

Dann ging Ruben in seine Wechselstube und unterrichtete Manasse und den eben heranschlendernden Moses.

Beide waren ganz verblüfft. Moses am meisten und er fragte sofort: „In ein jüdisches Haus, Herr Ruben?"

„Ja, Moses."

„Sie weiß also?"

„Nichts weiß sie."

„Herr Ruben, das ist Courage. Der Rabbi hilft wohl, daß Sie so große Schritte machen? Hilft er?"

„Nein, Moses, er hilft nicht; wir müssen uns selber helfen. Fasse Muth, wie ich ihn heute gefaßt habe trotz schweren Kummers. Solch ein liebes Mädchen ist eine Zauberin und du hast ganz Recht, immer dein Liebesunglück zu beklagen. Aber seufze nicht so erbärmlich und bring' dies Geld — greif' zu! — weislich an bei der Marcia, welche du sogleich aufsuchen mußt. Das wird dich ja aufheitern!"

„Ach" — sagte er und blickte auf Manasse — „ich bleibe ja doch verzeichnet, ver . . .!"

Dennoch war ihm der Gang hinaus willkommen, der Gang zur slovenischen Venus, wie er sie nannte. „Wenn sie Gold kriegt," sagte er, „da lacht sie immer und ist menschenfreundlich. So sind wir Alle."

Er nahm ein blitzrothes Tuch mit sich, welches er für

ihre Schultern bestimmt hatte. „Das muß sie gleich probiren," meinte er, „sonst kriegt sie's nicht, und dabei siehst du ihr derbes Fleisch" — sie war nämlich von kräftiger Gestalt und von strotzender Gesundheit.

Er bestellte Alles genau und mit bestem Erfolge. Die Herrin lag oben krank und die Dienstleute hatten unten Freiheit. Auch mit leidlichem Erfolge für sich selbst, denn Marcia hatte nur in geringem Maße abgewehrt, als er beim Wechsel des Tuches ihre Schulter gestreichelt.

Abends saß er schon um halb 8 Uhr auf dem Stein und wartete, über die Glückseligkeit des Menschengeschlechtes philosophirend und dahin abschließend unter einem Seufzer: Genügsamkeit ist die Hauptsache.

Schlag 8 Uhr trat Camilla, tief verschleiert, mit Marcia aus dem Hause. Er erhob sich, pfiff halblaut eine lustige Melodie und ging voraus. Am Schmuel'schen Hause zog er die Glocke und trat mit einer graziösen Reverenz zurück. Dabei sah ihn Camilla erst näher und lachte. Andreas, der Hausdiener, öffnete. Camilla trat über die Schwelle, die ihr nachfolgende Marcia gab ihm einen Nasenstüber. Er war glückselig über den Nasenstüber und über den so nahen Anblick des lachenden Antlitzes Camilla's, welches er trotz des Schleiers wunderschön fand. Ein ewig Verliebter sieht auch durch ein Brett. Glückselig ging er von dannen, um Manasse aufzusuchen, denn warten sollte er nicht; den Rückweg würde Marcia allein finden.

Camilla blickte neugierig auf den Hausdiener, einen alten Burschen mit gekrümmtem Rücken, der auf die Treppe hinwies. Im Hause regte sich nichts. Der künstlerisch gearbeitete schwere Leuchter von Silber, mit welchem er vorleuchtete, fiel ihr auf. Sie wußte noch nicht, daß Juden kostbare Metallarbeiten suchen, vielleicht um werthvolles Eigen-

thum zu haben, wenn die stets gefürchtete Verfolgung hereinbräche. Oben wurde eine Thür geöffnet und eine ganz weißgekleidete Frau kam ihr entgegen. Es war Ruth. Sie hatte die Hausglocke gehört. Gestalt und Kopf wie Ruben, dachte sie, eilte hinauf und sank in die ausgebreiteten Arme Ruth's.

Ohne ein Wort wurde sie in Rubens Zimmer geführt, während der Hausdiener Marcia in Manasses Zimmer brachte, wo auch ein silberner Leuchter angezündet stand. Der Diener deutete auf einen Sessel und auf eine kleine Mahlzeit, welche der Tisch darbot, ehe er sie allein ließ.

Unterdessen war der fortwandelnde Moses wie von einem Ruck getroffen stehen geblieben. Warum? Der Nasenstüber wirkte nachträglich. Moses wurde eifersüchtig, eifersüchtig auf Manasse. Ruben hatte zwar angeordnet, daß Manasse an diesem Abende sein Zimmer nicht betreten sollte, aber Moses dachte jetzt daran: Wie wenn der verliebte Manasse doch einmal seinem Bruder nicht gehorchte! Er weiß, daß die Marcia in seinem Zimmer steckt. Könnte er trotz des Verbotes nicht kommen, in sein Zimmer hinaufsteigen und dort die Marcia umarmen? Sie darf nicht fort, sie muß sich's gefallen lassen. Er könnte! Also hier bleiben und die Hausthür bewachen.

Moses kannte alle verliebten Regungen und er hatte Recht: Manasse kam und war erst ärgerlich, dann zornig, als ihm Moses in den Weg trat.

„Was unterstehst du dich, Moses?"

„Ich unterstehe mich, die Anordnung des Herrn Ruben durchzusetzen."

„Was thuts denn meinem Bruder, wenn ich in mein Zimmer geh'?"

„Es thut ihm Schaden. Seine Geliebte soll nicht

wiſſen, daß ſie ſich in einem jüdiſchen Hauſe befindet; wenn Sie aber hinaufkommen, ſo wird das verrathen."

„Wieſo denn?"

„Sie ſehen ja geſchworen aus wie ein Jude. Fragen Sie gelegentlich die Marcia, ſie wird's Ihnen ſagen. Nun kommen Sie da ohne Umſtände in ihr Zimmer und Marcia erfährt, daß Sie da zu Hauſe ſind. Sie erfährt alſo, daß es ein jüdiſches Haus iſt. Das ſagt ſie der Camilla, wenn ſie mit ihr nach Hauſe geht, und ſo erfährt Camilla, daß ihr Ruben ein Jude iſt. Wollen Sie das Ihrem Bruder anthun? Und was wird er dazu ſagen?"

„Um was du dich Alles kümmerſt, weil du auch verliebt biſt! Als obs dir was nützen könnte bei der Marcia! Nichts wird dir's nützen!"

„Einerlei!"

„Und was ſoll die Marcia da oben allein ſo lange machen? Sie wird Dummheiten machen."

„Eſſen und trinken wird ſie und dann wird ſie ſchlafen. Sie iſt verſchlafen."

„Geh' zum Kukuk!"

„Nein, nicht zum Kukuk, ich bleibe hier. Sie könnten wiederkommen."

Brummend ging Manaſſe von dannen. Moſes aber ſetzte ſich auf die Thürſchwelle, indem er ſich ſagte: „So ſiehſt du Beide noch einmal, wenn ſie fortgehen."

Es ſchlug 9 Uhr. Da ſtand oben in Rubens Zimmer Camilla auf, um heimzukehren. Sie war ſo vertraut geworden mit Ruth, daß ſie ihr jetzt um den Hals fiel und ſie herzlich küßte als ihre Mutter. Was war der Inhalt ihrer Unterhaltung geweſen? Nur Ruben und Camilla. Ruth hatte alle Eigenthümlichkeiten ihres Sohnes geſchildert, natürlich beſonders ſeine Vorzüge, und Camilla hatte der Ruth

die Geschichte ihres jungen Lebens erzählt und darin war die Hauptsache gewesen: wie sie mit Ruben bekannt geworden, wie zu ihrer Ueberraschung eine Neigung entstanden, ein Gernhaben aufgewachsen und wie der Schelm, der Ruben, ihr mit einem Male klargemacht habe, daß sie ihn liebe. „Ich selbst hätte es nicht entdeckt," hatte sie geschlossen. „Ja" — hatte die glückliche Mutter hinzugesetzt — „er weiß Alles, mein Ruben, und so hat er auch gewußt, daß er nie ein schöneres und liebenswürdigeres Mädchen in der Welt finden könnte, als seine Camilla."

Wenn Zwei dieselbe Person lieben, so machen sie diese Person zu einer Gottheit und brauchen gar kein weiteres Thema zur Unterhaltung. Camilla hatte denn auch nichts gefragt, und Ruth hatte auch nichts gesagt, was zu einer näheren Erklärung hätte führen können. Camilla wußte, als sie Abschied nahm, nicht ein Wort mehr über Rubens häusliche und bürgerliche Verhältnisse, als sie vorher schon von Ruben selbst gewußt; sie hatte auch kein Bedürfniß gehabt, danach zu fragen.

Ruth zog den Klingelzug und bald darauf öffnete der Hausdiener mit dem silbernen Leuchter die Thür. Vorher hatte er rasch die Thür gegenüber aufgemacht und hatte die wirklich schlafende Marcia geweckt. Jetzt stand sie bereit zum Geleite auf dem Vorsaale verschlafenen Aussehens. Moses hatte sie richtig beurtheilt.

Auf der Treppe scherzte Camilla über den alten Hausdiener, welcher, vorausgehend, immer wieder stehen blieb, um ein Compliment zu machen, und rief der nachfolgenden Marcia zu: daran könnte sie sich ein Beispiel nehmen. Es nützt nichts, sagte sie zu Ruth in italienischer Sprache, sie hatte mit Ruth wie mit Ruben halb deutsch, halb italienisch gesprochen — es nützt nichts bei dieser Marcia, denn sie ver-

ſteht kaum ein paar Worte deutſch und kaum ein Wort italieniſch. Dabei lachte ſie laut wie ein ausgelaſſenes Kind.

Dies Lachen hatte eine unerwartete Wirkung. Ein lautes Lachen war in Abrahams Hauſe ſeit langer Zeit unerhört; es brachte zuwege, daß der alte Herr ſeine Zimmerthür öffnete, um zu ſehen, was da vorginge und daß er näher trat, als er ſeinen Andreas ſo feierlich vorleuchten und hinter ihm drei Frauen ſah.

Ruth erſchrak, ſie faßte ſich jedoch raſch und als ſie die letzten Stufen hinter ſich hatte, ſagte ſie, zu Camilla gewendet: „Mein Gatte.“ Und dann ſagte ſie zu Abraham: „Signorina Teodori.“

Camilla machte dem alten Herrn eine tiefe Verbeugung und zeigte ihm ein ſehr freundliches Geſicht.

Vater Abraham ſagte kein Wort, er hob nur ſeinen rechten Arm in die Höhe, und erſt als hinter den beiden fremden Frauen die Hausthür geſchloſſen war, faßte ſeine erhobene Hand den Arm Ruths und führte ſie in ſein Zimmer.

„Ruth“ — ſagte er da — „Ruth, auch du? Du bringſt die Chriſtin, die Schlange, welche uns im Innerſten bedroht, in mein Haus? Du kuppelſt das Unglück?! Eine Mutter lügt für ihr Kind.“

Sie ſprach: „Kein Gedanke! Sie iſt keine Schlange, ſie iſt das liebenswürdigſte Geſchöpf und nur freundſchaftlich unſerem Ruben zugethan, wie er ihr. Die Liebesgeſchichte deines abſcheulichen Veitl iſt ja eine bloße Klatſcherei. Die Signorina iſt die Braut des Cavaliere di Rota und ſie hat mich gerade deshalb beſucht, um dem Gerüchte zu widerſprechen, welches auch zu ihr gedrungen iſt, als ob ein näheres Verhältniß beſtehe zwiſchen ihr und Ruben. Wir möchten das Gerücht unterdrücken helfen, denn es könnte ihren jähzornigen Bräutigam in Aufregung verſetzen.“

XIII.

Hatte nun Camilla doch bemerkt, daß sie unter Juden gerathen sei bei dem Anblicke des Moses, des alten Hausdieners, des langbärtigen Vaters Abraham? — Nein! — Das Fremdartige war ihr allerdings aufgefallen, aber nur das Fremdartige. In ihrem elterlichen Hause war vom Judenhasse nie die Rede gewesen. Die Religions-Verschiedenheit zwischen Vater und Mutter brachte Duldung mit sich und im Kloster, wo sie bei erwachendem Verständnisse gewesen, hatte man nie von Juden gesprochen. Dazu kam die vorherrschend südliche Physiognomie der Menschen in ihrer Heimath, welche vielfache Aehnlichkeit hatte mit den israelitischen Köpfen und aus den Gebirgen im Süden von Ancona, aus dem alten Apulien und Campanien, aus den Abruzzen waren wohl öfters Landleute in die Stadt gekommen mit verwilderten Gesichtern und starken Bärten, welche sie im Vorübergehen gesehen. An solche fremde Herkunft hatte sie gedacht beim Anblicke Vater Abrahams und bei nächster Gelegenheit wollte sie Ruben danach fragen. Der Haupteindruck war ja doch die Mutter gewesen, welche mit so liebevoller Art ihr junges Herz gewonnen. Ja, auch Moses hatte eine Ableitung geboten in seiner merkwürdigen Garstigkeit. Der hatte ja so verwunderlich dreingeschaut, daß sie noch lange hinterher über ihn lachen mußte.

Ruben hatte es sich abgerungen, nicht hinzukommen, weil er von Marcia nicht gesehen sein wollte und weil er den reinen, vollen Austausch der Gefühle zwischen seiner Geliebten und seiner Mutter nicht verkürzen wollte durch seine Anwesenheit.

Am nächsten Morgen ließ ihm Ruth durch Manasse

mittheilen, was sie dem Vater gesagt, ohne die persönliche Begegnung zwischen Camilla und dem Vater zu erwähnen. Diese Verleugnung des Liebesverhältnisses sei für den Augenblick von Werth. Ruben nickte zustimmend.

Die Menschen täuschen sich ja so gern über die Zukunft. Jeder Tag braucht seinen Trost und den bereiten sie sich aus den zunächst liegenden Umständen, den Blick auf das Fernliegende verschließend.

Veitl jedoch, der Feind Rubens, sah weiter; er ruhte nicht. Als er am nächsten Morgen vor der Synagoge dem Vater Abraham begegnete und Abraham zu ihm sagte, er habe übertrieben mit dem Mädchen und seinem Ruben, denn die Christin habe ja ihren Bräutigam — da erwiederte er giftig: „'s ist nicht wahr! Von dem sogenannten Bräutigam weiß ich auch! Er heißt Nota, aber das Mädchen mag ihn nicht; sie will deinen Ruben und er will sie. Du wirst die Schmach Israels erleben, wenn du nicht einschreitest mit Gewalt."

Daß ein so echter Jude wie Abraham wankend werden konnte, das steigerte nur den Eifer des fanatischen Juden Veitl. Er entschloß sich nun, ein Stück Geld daran zu setzen, damit diese Schmach Israels abgewendet werde vom Judenthum in Triest. Geld wollte er dransetzen für Marcia.

Diese Marcia mochte man für unbedeutend halten, aber sie war ein Frauenzimmer, also in Liebesaffären eine Nummer Eins. Sie verstand es, die zärtliche Zudringlichkeit ihrer Juden auszunützen. Alle drei Juden, Veitl, Moses und auch Manasse waren ihr zuwider, aber sie kokettirte mit ihnen, um Geld zu gewinnen, um Geschenke zu erhalten. Sie war viel besser unterrichtet als Alle ahnten. Für Liebschaften haben eben Frauenzimmer mehr als zwei Augen, das ist ihr Beruf. Sie hatte Ruben gesehen, als er das erste Mal ins

Haus gekommen und da gesungen hatte. Das war ein Sonntag für sie gewesen, ein Sonntag, solch einen saubern Mann zu sehen und zu hören. Sie hatte auch seinem Gesange außen gelauscht. Das war ein begehrenswerther Mann, Santa Maria! hatte sie gesagt. Und der für die junge Herrin Camilla? O nein! Ihrer Eifersucht war es keinen Augenblick entgangen, daß Camilla ihn gern sah und daß er Camillen nahe rückte. Sie hatte ihn später den Bergpfad hinaufgehen sehen, und als Camilla eben dahin ging, da war sie im Klaren. Nur als sie im elterlichen Hause Rubens mit Camilla gewesen, da war sie unsicher geworden — er war nicht erschienen, was wollte Camilla dort? Sie hatte gemerkt, daß sie unter Juden wäre, Moses hatte sie ja geführt. Da sie aber Ruben nicht für einen Juden hielt, so begriff sie nicht —

Veitl klärte sie auf. Er war ihr ältester Anbeter, der sie nie vorübergehen ließ, ohne feixend eine Annäherung zu versuchen. Am nächsten Morgen nach der Abendvisite, als sie wie täglich auf den Markt ging, winkte er ihr, in den Laden einzutreten; Moses war nicht da. Sie schüttelte den Kopf, da zeigte er ihr Gold, und als sie darauf näher trat, gab er ihr einen ganzen Gulden und versprach noch mehr, wenn sie ihn auf dem Laufenden erhielte von den Vorgängen in der Villa. Dabei erfuhr er, daß Camilla in einem Judenhause gewesen und daß die Hausfrau sich gar zuthunlich erwiesen. Er schrie auf. Das war Abrahams Haus und Mutter Ruth war die Nichtswürdige, welche treulos wäre in ihrem Glauben! Nun sei's die höchste Zeit, alle Mittel dagegen aufzubieten.

Ruben ahnte nichts von dieser Gefahr und ging Mittags hinaus, um seine Visite abzustatten bei Frau Molitore.

Der Diener empfing ihn mit dem Bescheide, daß die

gnädige Frau zu Bett liege und Niemanden empfangen könne, daß er ihn aber bei dem Herrn Abbate und dem Fräulein melden wollte, welche im Salon wären. Er hörte darauf den Freudenruf des Abbate, welcher durch die ungenügend verschlossene Thür seine Stimme vernommen und ihm entgegenkam. Der kleine dicke Herr war entzückt über seine Ankunft und umarmte ihn. Camilla lächelte listig und machte ihm eine tiefe Verbeugung, sie war also immer noch guter Laune.

„Spielen und singen!“ — rief der Abbate — „spielen und singen! Ich hole sogleich meine neueste Arbeit, welche ich in Ancona componirt habe, ausgiebig für den Sänger Samuele, ich fliege.“ Und er schob sich mit Anstrengung hinaus.

Ruben und Camilla waren allein. Sie reichte ihm fröhlich beide Hände und sagte leise: „Ach, deine Mutter, wie hat sie mich erquickt! So gut ist sie, so lieb und herzlich! Aber dein Vater, der hat mich überrascht.“

„Mein Vater?! Den hast du —?“

„Freilich! Ich hab' ihn geseh'n.“

„Nicht doch!“

„Ja, doch. Als wir die Treppe herunter kamen, trat er aus seinem Zimmer und deine Mutter hat mich ihm vorgestellt.“

„Um des Himmels willen! Und —“

„Weiter nichts. Ich hab' ihn angelächelt und er hat kein Wort gesagt.“

„Gott sei Dank!“

„Sage mir, Ruben, stammt ihr aus den Abruzzen? Dein Vater hat mich an die Leute aus der Basilicata erinnert, welche mitunter zu uns nach Ancona kommen.“

„Mein Kind, wir stammen von viel weiter her, wir stammen aus Asien.“

„So weit?! Aber du siehst deinem Vater gar nicht ähnlich, du gleichst ganz der guten und noch immer schönen Mutter — geschwind, ehe der Abbate zurückkehrt; sehen wir uns morgen unter der Platane?"

Ruben zögerte mit der Antwort und der Abbate trat ein mit den Noten. Man ging sogleich ans Musiciren. Wie damals wurde zur Entzückung des Abbate dessen neue Composition von Beiden ausschweifend gelobt. „Ach, wie schade," rief er, „daß die arme Signora oben im Bett solche Ausführung einer Musik nicht hören kann!"

Da hatte Ruben den dreisten Einfall, sich an Camilla mit der Frage zu wenden: ob Signora Molitore ihn nicht vielleicht doch empfangen könnte, obwohl sie im Bett liege?

Camilla drohte mit dem Finger und flüsterte, unverständlich für den Abbate: „O Eitelkeit!" läutete aber dem Diener, sofort des Gedankens, daß dies der Tante schmeicheln und Ruben günstig einführen könnte. Sie trug also dem Diener auf, Rubens Wunsch der Tante zu melden.

Die Antwort lautete gnädig: Nach Verlauf einer Viertelstunde hoffe sie so viel Kraft gesammelt zu haben, den Herrn zu begrüßen.

Camilla war sehr erbaut von der Antwort und füllte die Viertelstunde mit Scherzreden aus, welche dem Abbate in Aussicht stellten, daß man nächstens ein Concert für zahlreiche Besucher veranstalten und ihn feiern werde.

Umsonst suchte Ruben sie durch Zeichen abzuhalten von solcher Rede und ihr begreiflich zu machen, daß zahlreiche Besucher nicht zu wünschen wären. Sie war eben seit ausgesprochener Liebe zwischen sich und Ruben von einer strahlenden Heiterkeit, welche sich durch nichts einschränken ließ. Ihr Gesichtsausdruck wurde allerdings dadurch so verschönert,

ihre Gestalt so graziös in Bewegung gesetzt, daß Ruben in Seligkeit schwamm.

Ihn bis zur Thür begleitend, flüsterte sie: „Gutes Glück zur Eroberung der Tante!“ und er nickte ihr lächelnd zu, obwohl ihm ja sonst solch eine Eroberung durch Schmeichelei ganz und gar fern lag. Camillens Aufforderung trieb ihn wirklich dahin, seine Natur zu verleugnen und der Tante schmeichlerisch nahezutreten.

Der Diener geleitete ihn hinauf und rief einem Mädchen zu, dem Signore die Thür zu öffnen.

Dies Mädchen war Marcia. Das Kammermädchen der gnädigen Frau war erkrankt und sie war zum Hilfsdienste bei der kranken Herrin befohlen worden. Sie sah jetzt Ruben zum ersten Male ganz in der Nähe. An der Zimmerthür stehen bleibend, blickte sie mit großen Augen auf den heranschreitenden Mann und schien die Aufgabe des Oeffnens ganz zu vergessen. Die stattliche Erscheinung des jungen Herrn schien sie höchlichst zu verblüffen. Ruben blieb stehen vor ihr und sagte lachend: „ich bitte!“ indem er sie vom Kopfe bis zum Fuße betrachtete. Sie wurde blutroth und machte mit ihrem bloßen, kräftigen Arme eine unsichere Bewegung nach der Klinke, ohne doch hinreichend auf dieselbe zu drücken. Vielleicht weil sie den Kopf ihm zugewendet hielt, als könnte sie ihn nicht genug anschauen.

Er griff denn selbst, an ihrem Arme und ihrer Hand hinstreifend, nach der Klinke, öffnete das Zimmer und trat ein.

Marcia war mit einem leisen Laute seitwärts getreten und blieb unbeweglich stehen, als die Thür wieder geschlossen war. Das war freilich ein ganz anderer Mann als ihr Veitl, Moses und selbst Manasse! Dem wäre sie auch ohne Geldgeschenke zu Diensten gewesen. Einen unarticulirten Laut ausstoßend, ging sie fort.

Signora Molitore saß aufrecht in ihrem Bette, kokett angethan wieder mit rothen Schleifen auf dem schneeweißen Hemde wie auf dem Spitzenhäubchen und auch auf den einfallenden Wangen mit einem feinen Roth von Schminke. Letzteres hätte sie so gar nicht nöthig gehabt, denn ihr Lungenleiden hauchte eine leichte Röthe über ihr Gesicht, eine Röthe, welche nicht übereinstimmte mit den Schleifen und der Schminke.

Sie streckte ihm ihre schmale weiße Hand entgegen, indem sie ihn willkommen hieß und er ließ sich, seiner Rolle entsprechend, herbei, diese Hand zu küssen und ihr freundlich in die Augen zu blicken. Ihre Augen hatten etwas Glänzendes und erleichterten ihm die Stimmung zum Entgegenkommen.

Der Sessel neben dem Bett stand bereit und als er sich niedergelassen, that sie sehr verschämt, daß er sie im Bett finde. „Ach" — setzte sie hinzu — „das hat leider keine Bedeutung mehr bei einer alten kranken Frau! Deshalb ist es doppelt liebenswürdig, daß Sie mir solchen Besuch machen. Sie sind wohl noch nicht verheirathet?"

„Nein, ich bin es nicht und habe wenig Aussicht, es zu werden."

„Ach; ein junger schöner Mann fände nicht ein zustimmendes Herz und eine bereitwillige Hand!?"

„Das nicht! Ich habe gefunden, was mich unaussprechlich beglücken könnte, ein herrliches Mädchen, welches meine Liebe erwiedert."

„Nun, und?"

„Meine und ihre Verwandten sind gegen unsere Verbindung."

„O, die werden sich ergeben. Wahre Liebe siegt immer. „Aber" — entschuldigen Sie den Eigennutz — „es ist nur

von Wichtigkeit, daß Ihr Herz gefesselt ist. Nun kann ich Sie um eine Gefälligkeit ansprechen."

„Gebieten Sie über mich, gnädige Frau."

„Sie könnten sich meiner Nichte Camilla annehmen."

„Sehr gerne. Wie meinen Sie das?"

„Das Mädchen ist trotzig. Sie widerstrebt der Verbindung mit einem höchst eleganten Cavalier, dem Ritter von Nota, einem jungen Manne aus altem Geschlechte. In ein altes, hoch angesehenes Haus einzutreten, ist ja doch für ein verwaistes Mädchen unschätzbar. Wenn Sie ihr das begreiflich machen wollten."

„Ihre Nichte hat kein Vermögen?"

„Sie erhält das meinige, wenn Sie den Nota heirathet; ich enterbe sie aber, wenn sie es nicht thut."

„Hegt sie vielleicht eine andere Neigung?"

„Kein Gedanke! Sie kennt gar keinen Mann und es würde ihr einen starken Eindruck machen, wenn ihr ein Gentleman wie Sie klar machte, daß sie mit ihrer Weigerung ihr ganzes Leben verdürbe."

„Ich werde Gelegenheit suchen, der jungen Dame zu schildern, in welche Gefahr sie gerathe ohne den Schutz eines Mannes."

„Sie werden mich sehr dadurch verpflichten. Es wird nicht leicht sein und nicht schnell gehen und ich müßte Sie bitten, mein Haus zu diesem Zwecke mit einiger Regelmäßigkeit zu besuchen."

„Eine Einladung, welche ich mit großem Danke annehme."

„Sobald ich etwas wohler bin und im Salon auftreten kann, werde ich auch für Unterhaltung sorgen. Der Herr Abbate ist von Ihrem Gesange entzückt, wir könnten kleine Concerte veranstalten und Zuhörer einladen."

„Ach nein, gnädige Frau! Ich scheue die Oeffentlichkeit, welche des Dilettantenwesens spottet."

„Zu bescheiden! Dann wenigstens Ihre Freunde, mit denen Sie das erste Mal hier waren, den berühmten Herrn Farmer und den glücklichen Bellosi, nicht wahr?"

„Ja wohl."

„Unter allen Umständen aber, ich bitte, kommen Sie fleißig und nehmen Sie sich meiner Nichte an."

Da trat Marcia ein mit einem Briefe, auf welchem „Pressant" stand.

„Vom Cavaliere!" rief Frau Molitore, nachdem sie ihn geöffnet, „von Nota. Der Ungestüme will durchaus herkommen, obwohl er hier politisch gefährdet ist."

„Und man ist neuerdings sehr streng gegen politisch verdächtige Italiener."

„Wirklich?"

„Sehr streng."

„Worauf wartest denn du, Marcia? Packe dich fort!"

Marcia war stehen geblieben und hatte unverwandt Ruben betrachtet.

Dieser benützte die Unterbrechung und empfahl sich mit erneutem Handkusse. Er eilte an Marcia vorüber, welche im Vorsaale stehen geblieben, offenbar um ihn wieder anzuschauen, die Stiege herunter nach dem Salon voll glücklicher Ungeduld, Camillen zu verkünden, was ihm gelungen sei. Er war ganz stolz auf das diplomatische Talent, welches er in sich entdeckt zu haben meinte. Die Liebe, meinte er in der Geschwindigkeit, befähigt eben zu Allem.

Er fand Camilla und den Abbate im heftigsten Musiciren. Sie führten ein Allegro aus in rasender Schnelligkeit. Der Abbate geigte, Camilla sang, als würden sie gepeitscht, und als Ruben in ihre Nähe gelangte, entfiel dem

erschöpften Abbate der Bogen, er sank an die Stuhllehne zurück, ließ beide Arme fallen und schloß die Augen. Camilla aber, Ruben mit einem muthwilligen Kopfnicken begrüßend, schloß mit einem übermüthigen Triller.

Sie war eben durch die ausgesprochene Liebe in ein durchaus muthwilliges Wesen verwandelt. Mit einem allerliebst schelmischen Ausdruck zeigte sie auf den dahin gesunkenen Abbate und sagte: „Wir haben redlich gearbeitet." Dann, Ruben hinweg führend, setzte sie leise hinzu: „Jetzt schläft er eine Stunde lang fest wie ein Murmelthier, und wir sind allein wie unter der Platane. Was hast du ausgerichtet? Komm! Dort hinter den offenen Fensterflügel, welchen der Vorhang zudeckt. So! Nun sprich!"

Sie war entzückt über seinen Bericht, welcher ja Ruben's Besuch und den näheren Verkehr mit ihr dauernd sicherte, und sie vergaßen Beide über dem nächsten Gewinn die unheildrohende Zukunft. So sind eben Liebesleute. Und sie mögen wohl Recht haben: der augenblickliche Besitz ist ja doch Besitz, das drohende Unglück ist nur Drohung.

Sie umarmten sich und waren der besten Dinge. Camilla sagte sogar mit lauter Stimme: „Bravo!" als sie den Abbate schnarchen hörte, so daß ihr Ruben den Leichtsinn verweisen mußte.

Aber die Störung ließ nicht auf sich warten, und zwar eine Störung, welche in die dunkle Zukunft hinein reichte. Die Thür ging auf, ohne daß sie es bemerkten, und es näherte sich Jemand, während sie Hand in Hand da standen und sich selig in die Augen blickten. Es war Marcia.

Camilla sah sie zuerst und trat ihr purpurroth entgegen mit der heftigen Frage: „Was willst du denn?"

Marcia reichte ihr einen Papierstreifen, auf welchem etwas geschrieben stand. Es war der Titel eines Buches, welches die Tante von ihr verlangte.

„So komm!“ rief Camilla und verließ den Salon. Marcia folgte ihr langſam, immer wieder auf Ruben zurückblickend.

Als Camilla wiederkam, ſchlug ſie die Hände zuſammen bei den Worten: „Dieſe Marcia hat uns geſeh'n, als wir —“

„Wir werden die Beſtechung erhöh'n. Solche Leute thun und verſchweigen Alles für Geld.“

Kurz, der Leichtſinn machte all ſeine Rechte geltend, und an den folgenden Tagen war Ruben immer Stunden lang im Salon, oft ſogar allein mit Camillen, und ſelbſt als die Tante ſo weit wieder hergeſtellt war, um im Salon zu erſcheinen, ereignete ſich nichts Störendes. Ruben verſicherte ihr in der Fenſterniſche, daß Camilla ſchon mit Ruhe von dem Cavaliere ſprechen hörte und eben ſo ruhige Bemerkungen über ihn machte, ja die Tante ſelbſt ſchien die brennende Frage um dieſen Nota beiſeite zu ſchieben. Offenbar gefiel ihr Ruben außerordentlich, und der behagliche Verkehr, welcher eingekehrt war mit der guten Laune Camilla's und mit dem ſteigenden Wohlwollen des Abbate konnte die Liebenden auf den Gedanken bringen: am Ende iſt die Tante dahin zu leiten, daß ſie den Nota völlig aufgibt und den Ruben dafür annimmt.

So bewegte ſich das Leben in der Villa angenehm, ſogar hoffnungsvoll für die Liebenden.

Das Verderben jedoch wachte aufmerkſam. Es hieß Marcia, welche dieſen Verkehr wie ein Spion beobachtete, und welche in Eiferſucht aufglühte. Sie hatte ſich bis zum Sterben verliebt in den ſchönen Ruben, war vollſtändig im Klaren über das Liebesverhältniß zwiſchen ihm und Camilla, und hatte das Bedürfniß, dieſes Liebesverhältniß zu zerſtören.

Als ſie alſo, wieder einmal auf den Markt gehend, von

Veitl gefragt wurde, ob Ruben noch in die Villa käme und wie die Sache stände — da erzählte sie schlankweg: er kommt alle Tage, die jungen Leute sind heftige Liebesleute, und die Tante ist auch gewonnen. Vielleicht schon in den nächsten Tagen gibt sie zu, daß sie einander heirathen.

Veitl sprühte Feuer und Flammen gegen den abtrünnigen Judensohn, setzte sich hin und schrieb einen Brief nach Ancona an den Cavaliere de Rota des Inhalts: der Jude Schmuel ist Hahn im Korbe draußen in der Villa der Signora Molitore. Camilla liebt ihn und die Molitore ist nahe daran, in die Heirath zu willigen. Sie weiß nicht, daß er Schmuel heißt und daß er ein Jude ist. Wer soll's ihr sagen?

Die letzte Frage ging darauf, daß Veitl daran gedacht hatte, die Marcia zu unterrichten, Ruben sei ein Jude, und sie mit dieser Nachricht zu beauftragen für Frau Molitore. Aber er hatte sich eingestehen müssen: die Nachricht von einer Magd des Hauses, welche unverständig redet, kann unbeachtet bleiben, man muß deshalb an die Hauptschmiede gehen. Diese ist der Cavaliere in Ancona. Veitl wußte von dessen Werbung um Camilla, wußte, daß er ein ruinirter Glücksritter, und folgerte, daß dieser Himmel und Erde aufbieten würde, einen Nebenbuhler in die Luft zu sprengen. Nur die Geldfrage quälte Veitl noch: ob er der Sicherheit wegen noch zehn Kreuzer opfern und den Brief recommandiren sollte.

XIV.

Wenn ein Schiff unter heftigen Windstößen herumgeworfen worden und nun plötzliche Windstille eintritt, da freut sich Jedermann auf dem Schiffe dieser Windstille. Man denkt

nicht daran, daß dieſe Windſtille, wenn ſie andauert, noch größere Gefahren bergen könnte.

So erging es den Leuten, welche mehr oder minder Antheil nahmen an dem Schiffe „Ruben und Camilla“. Weil draußen in der Villa Windſtille herrſchte, war Jedermann beruhigt.

Selbſt Moſes, der ſonſt ſo Mißtrauiſche. Die eingetretene Schweigſamkeit Veitl's und die erhöhte Bösartigkeit ſeines Blickes fiel ihm zwar auf, aber er ſah keinen Faden zur Beſorgniß. Er hörte mit Vergnügen, daß Ruben alle Tage draußen wäre, und ſo ſagte er eines Morgens wohlgemuth zu Ruben: „Wiſſen Sie, was ich im Ehegeſetze entdeckt habe zu Ihrem Glücke?“

„Na, was denn?“

„Die Civil-Ehe kommt auch den Juden und Türken zu ſtatten. Wenn ſich der Jude confeſſionslos erklärt, ſo traut ihn der Civil-Commiſſär mit jeder Chriſtin, und — die Ehe gilt.“

„Indem er ſich für confeſſionslos erklärt, verleugnet aber doch der Jude ſeinen Glauben.“

„Er verſchweigt ihn blos.“

„Und das würde ſich mein Vater gefallen laſſen?“

„Gefallen? Das iſt zu viel verlangt. Aber es wär' doch keine Taufe. Das Taufen nur verträgt der Jude nicht; da ſchreit er. Schauen Sie, was ich da gemacht habe, und kaufen Sie mir's ab zur Hochzeit.“

Es war eine Malerei um die Buchſtaben R und C, eingerahmt von geflügelten Engeln, welche einen garſtigen Juden an den Ohren zupften. Der Jude war nicht zu verkennen: es war Veitl.

Auch Belloſt zeigte beim Mittageſſen ſein volles Behagen, daß die Dinge in der Villa ſo gut ins Geleiſe ge-

kommen. „Ich habe“ — sagte er — „heute beim Frühstück draußen der Signora Molitore eine Partie nach Miramar vorgeschlagen, damit sie bei ihrer wiederkehrenden Gesundheit einmal herauskommt an die echte Seeluft. Das prächtige Schloß Miramar streckt sich auf seiner Landzunge so weit ins Meer hinaus, daß die Seeluft da viel eindringlicher und aromatischer in die Lungen strömt. Ich opfere mich und führe die Alte, Farmer führt seine Freundin Carmen, Sie führen Ihre Camilla, und der Abbate schlafft unbeweibt hinter uns her, wie es ihm zukommt, Marcia aber trägt einen Korb voll Sorbets zur Abkühlung des Mundes und Magens.“

„Das ist gescheit,“ rief Farmer, „meine Spanierin klagt über Langweile und wird ungezogen.“

Er hatte wirklich ein schönes Mädchen, welches auf dem Lloydschiffe angekommen war, zu seiner Freundin erhoben und in seinen ersten Stock eingeführt. Ruben war dies sehr unangenehm, aber er konnte es nicht hindern; gegen diese Partie aber nach Miramar unter Zuziehung dieser Carmen erhob er Einspruch. Der Weg von der Villa nach Miramar führte durch Triest, die Gesellschaft wurde von aller Welt gesehen, und er könnte deshalb durchaus nicht daran theilnehmen.

Bellosi fand das richtig, und verkündete jetzt erst, daß Signora Molitore ihn zu morgen Abends eingeladen und ihm aufgetragen habe, Herrn Farmer gleichfalls einzuladen. Es werde feierliches Concert sein.

„Bon!“ rief Farmer, „meine Spanierin singt zur Guitarre. Ich bring' sie mitsammt der Guitarre.“

Das war eine peinliche Verlegenheit für Ruben: eine Maitresse neben seiner Camilla! Er winkte Bellosi, dagegen zu sprechen, und dieser, jegliche Schicklichkeit befürwortend,

that es auch. „Dann müßte Carmen," ſagte er, „heute noch Viſite machen, und jetzt Nachmittags iſt es zu ſpät."

Farmer ſagte ärgerlich: „Dieſe Formalitäten ſind unausſtehlich". Ruben aber war peinlich daran erinnert, daß ſein Glück nicht die geringſte Berührung mit der Außenwelt vertrüge. Am Ende aber mußte doch einmal dieſe Berührung eintreten.

Farmer war in ſehr gereizter Stimmung. Die Börſen-Speculation, von welcher Ruben abgerathen, war ziemlich mißlungen. Aus dem Aberglauben, das Ruben's Glück dazu gehöre, hatte er ſie nicht in ganzer Ausdehnung unternommen und hatte deshalb weniger verloren; aber verloren hatte er. Dabei war noch eine Drohung aufgeſtiegen: er hatte auf eine neue Eiſenbahn eine große Anzahl Actien gezeichnet, und dieſe Eiſenbahn ſchien ganz ins Stocken zu gerathen. Es war dieſelbe, auf welche ihn die bei Veitl gekaufte Broſchüre aufmerkſam gemacht hatte.

Das Alles verſtimmte ihn. Weil er aber doch ein ſehr muthiger Menſch war, ſo ſtand er vom Tiſche auf mit dem Vorſatze, einen großen Börſencoup zu unternehmen.

Ruben ging voll trüber Gedanken heim und wurde noch verſtimmter, als ihm jene Carmen Farmer im Hausflur begegnete und mit verlangſamen Augen anblickte.

Alles erſchien ihm plötzlich in garſtiger Beleuchtung, ſelbſt die jetzt ſo zugängliche Villa draußen ſtellte ſich ſchief und störſam vor ſeinen Blick. Es war ja doch Alles auf Täuſchung gebaut, und es nöthigte ihn, im Verkehre mit Camilla ſich leichtfertig zu geberden und die Tante im Grunde zu betrügen. „Camilla" — rief er aus — „wird beſchädigt in dieſen Täuſchungen, deine Liebe, unſere Liebe wird zerſplittert, und unſere ſchöne Stimmung unter der Platane wird verweht."

Er fühlte das Bedürfniß, hinauszugehen auf den Bergpfad und sich auf die Bank zu setzen, wie man das Bedürfniß fühlt, freie Luft zu schöpfen. Sammlung! Sammlung! Wiederkehr zum reinen Seelenleben mit Camilla! So sagte er sich, und ging hinaus. Camilla zu finden erwartete er durchaus nicht. Morgen Vormittags vielleicht, meinte er, wenn ihr Bedürfniß eben so ist wie das deine.

Er saß still da oben, bis die Nacht aufs Meer sank, und gestärkt kam er nach Hause. Ziemlich früh am andern Morgen wanderte er wieder hinaus, und hegte nun bereits die Meinung, Camilla müßte auch kommen.

Sie war schon da. Es war ihr ebenso ergangen wie ihm.

Lustiger und tändelnder als er war sie gewesen bei seinen Besuchen in der Villa, aber auch sie hatte sich nach Sammlung gesehnt und war zur Platane gekommen in der stillen Hoffnung: Ruben wird da sein! Und da kam er ja wirklich.

Alle kleinen Sünden wurden gebeichtet, welche die Täuschungen der Tante mit sich gebracht, und herzlicher Trost wurde gesucht und gefunden in gegenseitiger Versicherung ehrlichster, innerlichster Liebe. Es wurde eine der schönsten Stunden ihres Lebens.

Dazu gehörte ihre naive Versicherung, daß sie erstaunliche Fortschritte in der deutschen Sprache machte. „Ich lese alle Tage und verstehe immer leichter!“

„Vortrefflich! Wir Deutsche sind ein ehrlich Volk und ein poetisches. Du wirst uns innerlich angehören, wenn du unsere Sprache völlig erlernst.“

„Das will ich auch, schon deinetwegen.“

„Und wie wird's dich freuen, unsere poetische Welt zu verstehen. Sie ist ganz anders als eure italienische. Ich

bringe dir die Bücher unſerer großen Dichter; die wirſt du leſen . . .“

„Mit Freuden.“

„Und wirſt mir dann erzählen, was für Gedanken und Gefühle ſie in dir erweckt haben.“

„Getreulich. Und nun noch Eins vor dem Scheiden. Was ich dir ſchon einmal geſagt und was du nicht glauben wollteſt, das wiederhol' ich jetzt: es kommt mir in der That möglich vor, daß die Tante den Nota aufgibt und dich an deſſen Stelle aufnimmt, weil du eben gar ſo liebenswürdig biſt.“

„Auf Wiederſehn heute Abends, denn es fängt an zu regnen.“

Es war dies der Abend des ſogenannten feierlichen Concertes. Den ganzen Tag über hatte es geregnet, eine Seltenheit in Trieſt, und Farmer mit Belloſi kam zu Wagen. Ruben war ſchon da. Er hatte Schiller's „Don Carlos“ mitgebracht und Camillen gegeben. „Das Buch iſt nicht gebunden“ — ſagte er leiſe — „damit es dir leichter in der Hand liegt. Moſes hat es friſch aus dem Buchladen geholt, und ich hab' es aufgeſchnitten. Dabei hab' ich an einzelnen Stellen verweilt, welche dich ſtärker berühren werden, und habe einen Einbug ins Blatt gemacht. Du wirſt mir ſagen, ob du die Stelle gefunden, welche ich gemeint habe.“

Dies ſagte er leiſe zu ihr, während der Abbate auf ſeinem Violoncell ſchon präludirte und die Tante im Zimmer umherging mit dem Diener, um die Blumen und Gewächſe in richtige Stellung zu bringen. Sie hatte ſogar einen Lorbeerbaum hereintragen laſſen. Sie war äußerſt guter Laune und wollte durchaus einen feſtlichen Charakter für dieſen Abend.

Belloſi lobte das höchlich und verſicherte mit Salbung:

„Der iſt der glücklichſte Menſch, welcher täglich darauf ſinnt, ſich ein Feſt zu bereiten. Wenn ich des Morgens beim Aufſtehen empfinde, daß Alles an meinem Körper in Ordnung iſt, dann ſag' ich: Hurrah! heut' iſt ein Feſttag, und wiederhole mir das im Laufe des Tages zehnmal, bis ich mich in behaglicher Zufriedenheit Abends wieder niederlege."

„Ohne den ganzen Tag über etwas gethan zu haben!" — rief lachend Farmer.

„Ich habe genoſſen, was können Sie mehr?"

„Den Genuß verdienen durch Thätigkeit" — ſagte lächelnd Ruben.

„Alſo thätig, thätig ſein!" rief der Abbate, ſtrich über alle Saiten des Violoncells und begann das Concert.

Das Muſikſtück gab Geſangsnummern für Ruben und Camilla, und Beide ſangen mit voller Hingebung, einander anſchauend und beſtügelnd. Es gelang vortrefflich, die Zuhörer applaudirten lebhaft und der Abbate ſelbſt ſchrie Bravo über Bravo, obwohl er ſich für den Schöpfer dieſer Muſica hielt.

Der Applaus rauſchte noch, da trat der Diener ein und ſagte leiſe zu Ruben: „Der Jude Moſes iſt draußen und will den Signore ſprechen, er hätte ihm etwas Wichtiges zu ſagen, und zwar augenblicklich."

„Zu Numero Zwei!" rief der Abbate und war verdrießlich, als Ruben, um Verzeihung bittend, hinausging.

Moſes ſtand im Hausflur, ging aber, als er Ruben kommen ſah, ihm mit der Hand winkend, durch die Hausthür auf die Veranda hinaus. Offenbar darum, daß die Dienerſchaft nichts hören ſollte. Sie war da verſammelt — Marcia darunter — um vom Concerte ſo viel als möglich zu genießen.

„Was iſt, Moſes?"

„Er iſt da.“

„Wer?“

„Der Nota.“

„Nein.“

„Ja. Ich hatte einen Brief in den Poſtkaſten auf dem Bahnhofe zu tragen. Juſt hatte ich ihn hineingeſteckt, da kommt der Zug von Venedig. Ich ſchaue hin, ob ich von den Paſſagieren Jemanden kenne und meine Dienſte antragen kann, und was ſeh' ich? Nota ſteigt aus und ruft einen Packer, daß er ihm einen Wagen beſtelle. Mich trifft der Schlag. Kommt er hier heraus in die Villa, denke ich, während Sie hier ſind, dann platzt die Bombe. Aber was thun? Wie verhindern? Ich find's. Ich haſſe den Kerl ohnedies. Ein Sicherheitswachmann ſteht da und hat Maulaffen feil. Geſchwind lauf' ich zu ihm und ſage: „Kennen Sie den Cavaliere di Nota?“ — „Nein.“ — „Dort ſteht er. Thun Sie Ihre Schuldigkeit!“ — „Was denn?“ — „Der Cavaliere gehört zur Irredenta.“ — „Ah!“ — „Ja. Schon vor ein paar Wochen ſollte er verhaftet werden. Da iſt er ausgeriſſen. Jetzt kommt der Freche wieder, weil er die hieſige Polizei verachtet. Gehen Sie hin, greifen Sie ihn!“ — „Da geht der Sicherheitsmann auf ihn zu, und ich kehre um, nehme einen Wagen — einen Gulden fünfzig Kreuzer koſtet er — und fahre hieher. Gehen Sie nicht wieder ins Haus, ſondern kommen Sie mit. In ein paar Minuten kann der Nota hier ſein, denn der Sicherheitsmann hat keine Ordre, der Nota macht ihm was vor, gibt ihm wohl auch einen Gulden, nimmt auch einen Wagen, und — holla! da kommt ein Wagen!“

„Nein.“

„Aber er wird kommen, wird gleich kommen. Gehen Sie nicht wieder ins Zimmer! Sagen Sie dem Diener was

zur Entschuldigung drin, etwas von einem schleimigen Geschäfte oder so was, und gehen wir, gehen wir!"

„Ohne Hut?"

„Nehmen Sie meinen. Mein Haarwuchs verträgt den Regen."

„Nein, Moses. So feige Flucht steht mir nicht an. Ich werde hineingehen und ruhig sagen, daß ich eines dringenden Geschäftes wegen abgerufen wurde."

„Unterdeß ist er da!"

„Nun dann, so sei er da, und der Kampf beginne. Ohne Kampf geht's doch nicht ab."

Und Ruben ging festen Schrittes in den Salon zurück; Moses stand da mit offenem Munde.

Camilla sah im Gesichte des Eintretenden die Verstörung und fragte leise: „Was ist's?"

„Rota kommt."

„Ah!"

„Soll ich bleiben?"

„Nein."

„Nein?"

„Nein, nein!"

„Nun denn," nach seinem Hute schauend, sagte er der näherkommenden Frau Molitore, er bäte um Entschuldigung, aber ein dringendes Geschäft erfordere sein augenblickliches Erscheinen in seiner Wohnung.

„Warum nicht gar!" rief Farmer, „so was gibt's ja gar nicht in Ihrem Geschäfte. Das kann nur eine Thorheit Ihres Bruders sein, der immer vor Aengstlichkeit zittert."

„Was es auch sei," rief Belloſi, „es wäre ein Fehler, wenn Sie fortgingen, ein Fehler gegen ein gesundes Lebenssystem!" Und dabei ergriff er Ruben's beide Hände. „Ein Fehler! Wir sind mitten in guter Stunde, die unterbricht

allenfalls ein ungeſchickter Zufall, aber nimmermehr der eigene Wille des verſtändigen Lebenskünſtlers. Ich laſſe Sie nicht los, ergeben Sie ſich! Ich kenne das Menu des Nachtmahls, es macht unſerer geſchmackvollen Wirthin volle Ehre."

Da ergriff Camilla einen Arm Belloſi's, und von der Berührung erfreut, gab er Ruben frei, während Camilla ſagte: „Der Herr iſt nicht ſo genußſüchtig und hat ein Pflichtgefühl."

Sie hatte ſeinen Hut ergriffen, reichte ihm denſelben und begleitete ihn nach der Thür, unbekümmert um das Geſchrei des Abbate: „Der zweite Theil des Concertes, der zweite Theil!" und um den Ruf der Tante: „Aber Camilla!"

Da hörte man von draußen eine laute Stimme: „Nichts da von Meldung!"

„Das iſt ja Nota's Stimme!" rief Frau Molitore, und in der aufgeriſſenen Thür erſchien auch wilden Geſichtes der Cavaliere de Nota.

„Wahrhaftig, es iſt ſo!" ſagte er, und ging auf das naheſtehende Paar zu, auf Ruben und Camilla, welche zurücktraten.

Und nun ſchrie er: „Ah, Signora Molitore, man ſchreibt mir nach Ancona, daß gemeine Juden in Ihrem Salon die Herren ſpielten, und richtig, es iſt ſo, wie ich ſehe. Kennen Sie dieſen Menſchen hier, welcher neben Camilla ſteht? Es iſt der Jude Schmuel. Er wechſelt Geld für kleine Percentche und gehört nicht in anſtändige Geſellſchaft."

Ein allgemeiner Aufſchrei folgte; Ruben aber, den Arm erhebend und „Schurke!" ſchreiend, ſtürzte auf Nota zu, um ihn niederzuſchlagen. Mit einem Sprunge jedoch war Farmer zwiſchen ihnen, drängte Ruben zurück und ſagte: „Vergreifen

Sie ſich nicht an dieſem italieniſchen Wichte, der ſich einen Cavalier nennt und ſich beträgt wie ein Kutſcher. Seine Berührung könnte anſtecken. Da, chriſtlicher Hanswurſt, meine Adreſſe, wenn Sie Courage haben und Näheres wiſſen wollen."

Mit dieſen Worten warf er dem zurückweichenden Nota ſeine Karte vor die Füße, faßte Ruben unter dem Arme und führte ihn nach der Thür. Dort wendete er ſich noch einmal um und rief: „Belloſi, vorwärts! Wir gehören nicht in ſolche Geſellſchaft, Frau von Molitore wird uns entſchuldigen."

Und hinaus ging er mit Ruben, die Thür ins Schloß werfend, daß es krachte.

Für Belloſi paßte der Zuruf: „Vorwärts!" durchaus nicht. Er war auf einen Seſſel geſunken, ebenſo Frau Molitore. Nur Camilla ſtand aufrecht da und ſah mit zornigem Blicke auf Nota.

Kein Laut wurde hörbar, bis ſich Nota zuſammenraffte, auf Camilla zuging und reden wollte. Dieſe aber wies ihn mit dem Arme zurück und ſagte: „Gehen Sie mir aus den Augen! Ich will Sie nicht hören und nicht ſehen."

Mit dieſen Worten verließ ſie den Salon.

Und nun erhob ſich Frau Molitore. Der Schreck war überwunden, der Zorn erwachte. „Nota!" ſtammelte ſie, „was iſt das für ein Betragen? Wie können Sie — vor allem Andern, woher wiſſen Sie, daß jener Mann wirklich ein Jude iſt? Wie wollen Sie das beweiſen?"

„Mein Gott! Ich kenne ihn ja aus dem Kaffeehauſe. Die ganze Stadt kennt ihn. Fragen Sie Herrn Belloſi hier! Es herrſcht darüber gar kein Zweifel. Ein anonymer Brief von hier hat mich in Ancona unterrichtet, daß dieſer Jude hier den Liebhaber Camilla's ſpiele, und da ich vorausſetzte,

es könnte dies nur geschehen, weil Sie die Herkunft dieses Menschen nicht kannten, bin ich hergereist, um Sie aufzuklären."

„Auf die Gefahr meiner Verhaftung bin ich hergeeilt, und die Polizei wollte mich auch schon auf dem Bahnhofe aufhalten. Aber ich trotze jeder Gefahr, um Sie, meine würdige Gönnerin, vor einer Unanständigkeit zu bewahren."

„Und Sie, Signore Bellosi," wendete sich jetzt Frau Malitore gegen Bellosi, „Sie wußten es, daß er ein Jude wäre, und haben ihn gleichsam hier bei mir eingeführt?!"

„Himmlischer Vater!" stöhnte Bellosi, „die Scene verdirbt mir ohnehin auf acht Tage den Appetit, und nun soll ich auch noch die Judenfrage verantworten. Als ob ich nicht wüßte, wie unangenehm diese Race ist, und wie sie uns das Leben versäuert mit ihren fremden Sitten, mit ihrem Knoblauch, mit ihrem Wuchergeiste, mit ihrem Schmutze, mit ihrer unehrlichen Feindseligkeit gegen uns Christenmenschen, mit ihrem Mangel an Ehrgefühl, mit ihren geschmacklosen Speisegesetzen u. s. w. Aber sie sind doch einmal emancipirt, sie sind reich und mächtig, sie gehören zur alltäglichen Geselligkeit; wem fällt's da ein, solches Geschrei über sie zu erheben, wenn er ruhig leben will!?"

„Mir fällt's ein. Darin hat der Cavaliere Recht, daß kein Jude in mein Haus gehört, noch weniger an die Seite meiner Nichte. Und ich mache Sie verantwortlich, Signor Bellosi, daß diese Geschichte nicht bekannt wird in Triest."

„Wie könnt' ich denn das verhindern?! Dort liegt ja die Karte des Herrn Farmer auf dem Boden; der gute, schweigende Herr Abbate — Schweigen ist in solchem Lärm das sicherste Mittel gegen die Nerven — wahrhaftig, der gute Herr Abbate bückt sich, wie schwer es seinem Leibesumfange fällt, er bückt sich und hebt die Karte auf, sie an

die richtige Adresse, an den Herrn Cavaliere zu überreichen. Dieser wird als Edelmann wissen, was die Karte bedeutet. Sie bedeutet eine Herausforderung, bedeutet ein Duell. Und da soll die Geschichte nicht bekannt werden! Ganz Triest erfährt sie dadurch."

„Bilden Sie sich ein, ich würde mich mit einem Juden schlagen?" sagte Nota verächtlich.

„Signor Farmer ist kein Jude und ist ein ungemein respectirter Mann; er gilt überall für gentlemanlike".

Pause.

Frau Molitore sagte endlich: „Damit Sie nicht verhaftet werden, Nota, müssen Sie ohnehin gleich wieder fort. So wird die Sache untergehen."

„Himmel und Erde!" schrie der Cavaliere und rannte im Salon herum.

Ihm war es darum zu thun, in der Villa zu bleiben und die erzürnte Tante zu einem entscheidenden Schritte gegen Camilla zu benützen. An die Duell-Lust der Börsenleute glaubte er auch nicht.

„Himmel und Erde!" schrie er noch einmal und fuhr fort: „Die Forderung der Börsenjuden nöthigt mich wirklich, noch hier zu bleiben. Hier bei Ihnen, gnädige Frau, wird man mich nicht suchen und Signor Bellosi wird als Cartellträger figuriren, den Zweikampf über die Grenze zu verlegen."

„Ich Cartellträger! Ich, der kein Blut sehen mag!"

„Sie sind mir's schuldig," sprach die Tante, „Sie haben mir den Juden ins Haus gebracht."

„Nein, Gnädigste, ich habe ihn hier gefunden."

XV.

Moſes war vor der Villa in Angſt und Schrecken ſtehen geblieben. Da kam der Wagen mit dem Nota. Wenn er nur ein Mittel gewußt hätte, den Wagen umzuſtürzen und den Nota zu erſchlagen! Aber er hatte keins gewußt und hatte zitternd gewartet. Da kamen Ruben und Farmer heraus, ſahen ihn nicht an, ſprachen kein Wort und gingen mit langen Schritten der Stadt zu. Moſes hinterher, mitunter trabend, weil die Herren gar zu weit ausſchritten und er doch erfahren wollte, was vorgegangen wäre und weil er auch zur Hand ſein wollte, wenn man ihm was auftragen möchte.

Da ſtand Ruben mit einem Male ſtill und wankte. Moſes ſprang hinzu und hielt ihn, Ein heftiger Ruck hatte ihn innerlich ſo erſchüttert, daß er die Macht verlor über ſeine Glieder.

„Was iſt?“ fragte Farmer. „Was iſt?“ — antwortete Ruben erſt nach einer Pauſe mit matter Stimme. — „Das Bedürfniß iſt da, einen Menſchen niederzuſchlagen, ihn niederzuſchlagen bis zur Vernichtung. Warum“ — fuhr er ſtärker fort — „warum ſind Sie dazwiſchen getreten, als ich ihn vor mir hatte! Es iſt wie ein wilder Hunger, meinetwegen ein thieriſcher Hunger, aber ich hab' ihn. Niederſchlagen, vernichten den Kerl — ach was ihn! Der Kerl iſt am Ende zufällig. Einen böſen Menſchen will ich zwiſchen den Fäuſten haben, einen böſen. Einen? Sie ſinds alle.“

„Man hört, daß Sie kein Chriſt ſind.“

„Und nicht vergeben können. Vergeben denn die Chriſten, daß wir Juden ſind?! Ich hab' immerfort vergeben, hab' mich aufgeweicht in Bildung, und jetzt iſt's einmal aus damit. Und wer iſt's denn, der mich dahin bringt, wie ein

Thier zu brüllen nach einem Schlachtopfer? Wer anders iſt es, als der Chriſt mit ſeiner heuchleriſchen Lehre von der Liebe ſeiner Feinde. Den Juden nennt er ſeinen Feind und wie behandelt er ihn?!"

„Die herrſchenden Menſchen haben immer Sklaven gebraucht. Ihr Juden ſeid jetzt die Sklaven."

„Seit zwei Jahrtauſenden! Und dabei predigen ſie immerfort ſalbungsvoll von Vergebung, von Menſchenliebe, von Freiheit und Gleichheit. Heuchelei! Zum Himmel ſchreiende Heuchelei. Bin ich etwas Anderes als ſie? Ich habe mich zu bilden geſucht nach dem Beiſpiele der Beſten unter ihnen, ich habe getrachtet nur Gutes zu thun, ich habe vom Glauben meiner Väter ausgeſchieden, was überlebt iſt und in die heutige Welt nicht paßt, und wenn ich einfach dahinleben will wie ſie, in aller Beſcheidenheit, da ſehen Sie mich verächtlich über die Achſel an und laſſen mich zur Noth ungeprügelt exiſtiren; wenn ich aber die Hand ausſtrecke nach einem Gute, welches mir der Himmel ſelbſt in den Schooß gelegt, da ſchreien ſie niederträchtig: Hinweg! Du biſt ein Jude. Nun denn, meine Geduld iſt erſchöpft, ich will niederſchlagen, ſo weit ich kann."

Moſes zitterte am ganzen Leibe und ſagte vor ſich hin: er hat Recht, er hat Recht, der Ruben.

„Ich hab' nichts dagegen" — ſprach Farmer — „daß Sie dieſen wälſchen Bengel Ihrem Zorne opfern, aber er wird nicht zu haben ſein für Sie. Er wird ſagen: einem Juden geb' ich keine Satisfaction."

„Da haben Sie's! Da haben Sie's!" ſchrie Ruben unter einem herzzerreißenden Lachen — „nicht einmal ſündigen, nicht einmal Blut vergießen darf der Jude, auch wenn er ſich hinterher richten und hinrichten laſſen will."

„Und doch, und doch!" unterbrach ihn Farmer — „Geduld! Ich kanns zu Wege bringen, daß er ſich ſtellen muß,

weil man von meiner jüdiſchen Mutter nichts weiß und weil ich nicht Jude genannt werde. Das Blut meiner Mutter muß doch wohl in mir aufbrauſen, denn ich bin auch fürs Niederſchlagen des Bengels, fürs Niederſchießen. Alſo! ich hab' ihn beleidigt, er hat meine Karte, mich muß er fordern. Angenommen! ſag' ich, aber in richtiger Reihe. Zuerſt hat Sie dieſer Herr Ruben einen Schurken genannt und die Arme gegen Sie erhoben, zuerſt alſo müſſen Sie dieſen Ruben fordern und müſſen ſich mit ihm ſchlagen. So lange Sie das nicht gethan, wiederhole ich vor aller Welt, daß Sie einen Schurken auf ſich ſitzen gelaſſen, daß Sie alſo ein Wicht ſind, Sie Herr Nota."

„Gut. Aber wo finden wir Jemanden, den wir zu ihm ſchicken können mit dieſen Bedingungen?"

„Die Polizei, meine Herren" — rief der vorſpringende Moſes — „die Polizei, die ihn einſperren läßt. Soll ich hingehen?"

„Nein," ſagte Ruben und Farmer zugleich, nein! Obwohl" — ſetzte Farmer hinzu — „der wälſche Hanswurſt es verdiente. Aber" — fuhr er nach kurzer Pauſe fort — „ich habe unſern Cartellträger, ich habe ihn."

„Wen?"

„Belloſi."

„Den weichlichen Epikuräer, welcher jedem Streite ſorgfältigſt aus dem Wege geht? Wie ſollte der —?"

„Er wird, er muß. Zu ſeinen Reizmitteln des Lebens gehört der Titel eines Gentleman. Vornehm zu ſcheinen, ein Gentleman zu heißen, iſt ihm unerläßlich. Wenn er ſich weigern ſollte, ſo erinnere ich ihn daran. Ich ſag ihm: Morgen erfährts die Börſe und von da die ganze Stadt, daß Sie feig ſind und keine Achtung mehr verdienen. Sie müſſen! Denn Sie allein kennen die ganze Sachlage, Sie

haben die Scene mit erlebt. Da fügt er sich; eine Furcht ist größer als die andere."

So waren Sie bis in die Nähe des „Hotels de la ville" gekommen. Farmer schlug vor, hinein zu gehen und das in der Villa versäumte Abendessen nachzuholen.

„Ich kann nicht essen" — sagte Ruben — „gute Nacht, Freund. Sie lassen mich wohl morgen wissen, was Sie mit Bellosi ausgerichtet."

„Nein, Ruben, Sie dürfen jetzt nicht allein bleiben. In Ihrer Aufregung, die ganz gerecht ist, könnten Sie eine Tollheit begehen. Der Regen hat aufgehört, gehen wir hier auf und nieder und besprechen wir die Hauptsache, denn Ihre Camilla ist ja doch die Hauptsache, alles Andere ist nur Lärm. Ihre Geliebte hat bis jetzt nicht gewußt, daß Sie Jude sind?"

„Nein."

„Nun hat sie's auf abscheuliche Weise erfahren."

„Auf die abscheulichste. Koth und Geifer auf mich gespien, mich als ein ekelhaftes Wesen bezeichnet. Oh, und nur ein Spottgegenstand vor mir, den ich allenfalls zerreißen kann, die ganze kindische Welt aber mit ihren schmählichen Vorurtheilen ungreifbar! Ich kann ihr nichts anthun als Fluch und Verachtung."

„Ach was! Camilla ist jung und unerfahren, sie wird nur erschreckt sein, weiter nichts."

„Wer mag das wissen! Ich weiß es nicht. Eben weil sie jung und unerfahren, stürzt sie vielleicht zusammen vor solcher Verachtung meiner Person wie unter erstickender Fluth."

„Diese Verachtung meiner Person tritt ja vor sie hin wie etwas Selbstverständliches. Das arme Kind sieht ja, daß gar kein Zweifel vorliegt, sondern die unfragliche Gewißheit: Der Jude ist ein nichtswürdiges, ja ekelhaftes

Weſen. Sie muß ja zurückſchrecken vor mir wie vor einem Gräuel."

„Sachte, ſachte!"

„Es handelt ſich ja um Neigung und Liebe! Wie kann Neigung und Liebe beſtehen bleiben, wenn alle Welt meine Berührung flieht wie die eines Verpeſteten?!"

„Nein, junge Liebe iſt auch eigenſinnig. Sie hat bisher Stich gehalten gegen das Nein der Tante, ſie hat ſich an Widerſtand gewöhnt — hoffen wir das Beſte."

„Da kommt Signor Belloſi!" rief Moſes, welcher an der Mauer eines Hauſes lehnte, an welchem die Herren hin und her vorübergingen. Moſes war faſt ſo erregt wie Ruben. Das Judenthum hatte ihm bisher nicht am Herzen gelegen, jetzt aber, als es ſeinem verehrten Ruben wie eine Schmach vorgeworfen wurde, da war er auf einmal auch ganz Jude.

Mit ſeinen Katzenaugen hatte er durch die Dunkelheit hin ganz recht geſehen: Signor Belloſi kam langſam daher. Langſam, denn er gab ſich alle Mühe, den ſtörenden Gram in Ruhe einzuwürgen und zu vergeſſen. Gerechter! da mußte er ſchon wieder erſchrecken, denn er ſah die beiden Kampfhähne leibhaft vor ſich. Schreck gehörte ihm zu den widerwärtigſten Empfindungen. Und nun mußte er Rede ſtehen und mußte das unpaſſende Wort „Cartellträger" hören.

Er ſchrie auf. Nein, er unterdrückte den Schrei, eine ſo heftige Aeußerung ſuchte er immer zu vermeiden, aber er verſuchte mit Feſtigkeit Nein zu ſagen.

Farmer brachte ſofort die Nutzanwendung des Wortes Gentleman in Rede, ja er brachte es in herbem Vortrage zur Geltung und ſchloß mit der Frage: „Und Sie wollen ein Gentleman ſein, Herr Belloſi?"

Es blieb dieſem nichts übrig, als mit ſtockender Stimme

Ja zu sagen und den verhängnißvollen Auftrag zu übernehmen. Morgen in aller Frühe wollte er hinausgehen in die Villa und an Nota die meritorische Herausforderung bestellen.

Moses war bei all seinem Zorne nicht für das Duell. „Da schießt ja der Nota auch" — sagte er — „und am Ende schießt er noch den Ruben über den Haufen!" — Er versuchte also, da man ihn ja bisher gleichsam als Bundesgenossen geduldet, d'rein zu sprechen. Und er sagte so vernünftig wie naseweis: „Soll ich nicht lieber gleich auf die Polizei gehen und anzeigen, wo der Nota steckt, damit man sich ihn gleich holt und einsteckt. Nicht wahr, Herr Bellosi?"

Bellosi schwieg diplomatisch, obwohl ihm diese Lösung die bequemste gewesen wäre. Als Gentleman mußte er schweigen. Farmer und Ruben aber sagten Nein und Farmer knüpfte daran die Bemerkung für Bellosi, daß die Duelle jenseits der Grenze auf italienischem Boden stattfinden sollten, bei Udine.

Bellosi wiederholte seufzend das Wort Udine, als ob diese Stadt in der Unterwelt läge und lenkte nach dem Eintritte ins „Hotel de la ville". „Etwas Leichtes," meinte er, „müßte man doch genießen, der erschrockene Magen müßte etwas zu thun haben, sonst käme er ins Stocken. Austern zum Beispiel und ein leichtes Geflügel mit dem leichtesten Wein, etwa österreichischen, der sonst nichts tauge, aber dessen Säure zum Zusammenziehen augenblicklich angezeigt wäre, zum Zusammenziehen, also zur Verringerung des Aergers. Vom Souper" — setzte er mit erhöhter Stimme hinzu — „war ja draußen nicht mehr die Rede, obwohl man dazu eingeladen war. Und am Ende war's so besser, denn so frisch auf die schlimme Scene wäre es Einem nicht bekommen. Treten wir ein."

Farmer folgte ihm, um ſich ſeiner noch genauer zu verſichern, Ruben aber folgte nicht, er ging nach Hauſe. Moſes an ſeiner Seite fragte kläglich, ob er ihm nicht zu irgend was gut ſein könnte bei ſolcher Noth?

Ruben antwortete nicht, aber er ſchüttelte ſein Haupt. Wüſt ſah es darin aus. Moſes ſagte ſeufzend gute Nacht an Rubens Hausthür und ging heim.

Nein, er ging nicht heim. Vor dem großen Hauſe, in welchem der Stadthalter wohnt, blieb er ſtehen, kratzte ſich den Kopf und rang nach einem Entſchluſſe. Sollte er nicht auf ſeine eigne Fauſt bei der Regierungsbehörde anzeigen, daß der ausgewieſene höchſt gefährliche Nota in Trieſt wäre bei Frau von Molitore —? denn wenn er gefaßt wird, ſo kann er ſich nicht mit Ruben ſchlagen, ſo ſagte Moſes vor ſich hin und ging an die Thür. Sie war geſchloſſen. Er hätte die Glocke ziehen und hätte läuten müſſen — aber vor dem Lärm fürchtete er ſich. Da öffnet der grobe Portier und wenn er einen erbärmlichen Trödeljuden ſieht, ſo ſchnauzt er ihn an und — nein, er zog die Glocke nicht, ſondern ging langſam nach ſeiner Klauſe. Dort wirſt du alle Gedanken anſpannen, etwas um Rettung auszuklügeln, meinte er. Er weinte und ſann und fand nichts und ſank endlich doch in unruhigen Schlaf.

Ruben ſchlief gar nicht. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb an Camilla, ſchrieb einen langen Brief, der kein Ende finden konnte, kein Ende, denn er beſchrieb ſein ganzes Leben, beſchrieb den Fluch des Judenthums, der als entſetzliche Ungerechtigkeit auf ihm laſtete und der, wie ungerecht er auch ſei, es dennoch mit ſich bringen könnte, daß Camilla ihn verließe. Er wäre darauf gefaßt. Sie möge getroſt prüfen, ob ſie des landläufigen Vorurtheils Herrin werden könnte, und wenn ihr dies unerreichbar ſcheine, ſo

möge sie ihn denn aufgeben und ihn seinem Schicksal überlassen, denn die fernere Verbindung mit einem antipathisch gewordenen Manne würde ja nur eine Qual für sie sein.

Nach solchem Begräbnisse seines Liebesglückes blieb er angekleidet auf dem Sopha liegen und schlief nun endlich ein.

Er fror und sein Körper zitterte durch und durch, aber er erwachte nicht; es bedurfte einer Störung, um ihn aufzuwecken.

Moses brachte diese Störung. Er hatte sich vor der Thüre eingefunden und lange, lange gewartet, endlich aber doch dreist die Thüre geöffnet, weil ihn die Furcht befiel, es könnte Ruben ein Unglück begegnet sein.

Das Geräusch der Thüre weckte Ruben. Er schüttelte sich vor Frost und bat Moses ihm einen Ueberrock zu reichen. Während dieser darnach ging, stand er auf und erblickte die beschriebenen Briefbogen auf dem Schreibtische. Was ihm der Schlaf verborgen, stand wieder vor ihm in schriftlicher Klarheit und entschlossen faltete er das beschriebene Papier, es in ein großes Couvert schiebend. Die Hände zitterten und versagten den Dienst, als er die Adresse schreiben wollte.

„'s ist keine Adresse nöthig" — sagte traurig Moses — „ich weiß sie schon und ich soll doch die Schrift hintragen zur Signorina?"

„Ja, Moses."

Moses zögerte mit der Antwort und sagte endlich: „Nein, das thu' ich nicht, das wäre falsch."

„Was?"

„Wenns Matthäi am Letzten steht, wie die Christen sagen, da darf man nicht schreiben, da muß man reden."

„Geh!"

„Nein. Geschriebenes läßt Zeit zur Ausrede, Gesprochenes nicht."

Ruben ſah ihn ſchweigend an. Er fühlte, daß dieſer Moſes Recht hatte, aber er war durchdrungen davon, daß die auf ihm laſtende Schmach des Judenthums zermalmend auf Camilla gefallen wäre. Er kam ſich vor wie ein Verbrecher, welcher durch Verſchweigung ſeiner Herkunft ein Verbrechen an Camilla begangen hätte.

„Nimm nur,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme, „und übergieb getroſt dieſe Schrift an das Fräulein. Es ſteht nichts mehr zu hoffen, wir ſind verflucht. Und geh' ſogleich!“

Moſes ging, aber unterwegs wurde er doch der Meinung, den Brief nicht abzugeben. Ja und Nein erwägend, kam er bis zur Villa und ſah dort Camilla eben aus dem Hauſe treten. Sie ging den Weg zur Platane hinauf, ohne ihn zu ſehen.

„Oh, das iſt ein gutes Zeichen,“ ſchloß er und kehrte um nach der Stadt, Ruben herbeizurufen.

Er hatte Recht. Camilla war beſtürzt worden durch den Vorgang, war aber durchaus nicht feindſelig geſinnt gegen Ruben. Im Gegentheil! Entrüſtet war ſie über die Behandlung, welche er erlitten. Eine Judenfrage gab es nicht für ſie. Im elterlichen Hauſe war davon nie die Rede geweſen und was ſie bei der Tante davon gehört hatte, das war ohne Eindruck an ihr vorübergegangen, weil dieſe Tante ja auf alles Mögliche ſchalt.

Jetzt erwartete ſie, daß früh am Morgen Ruben zur Platane kommen werde, eine Abrede zu treffen für die Zukunft, da ihm der Zutritt in die Villa verleidet worden.

Wenn alſo Moſes zu Recht kam und Ruben veranlaßte, ſogleich hinaus zu eilen, ſo war offenbar die Hauptſache gewonnen.

Er fand aber Ruben nicht mehr zu Hauſe. Dieſer hatte das Bedürfniß gefühlt ſich zu erwärmen und war

ausgegangen in raſchen Schritten. Wohin? Er wußte es nicht. Am Meeresufer weit hinaus war er gegangen, um Niemand zu begegnen, und Moſes hin und her laufend fand ihn nicht.

Jetzt fing es an zu regnen. Nun iſt's vorbei, ſagte ſich Moſes, denn nun kehrt Camilla ins Haus zurück, der günſtige Augenblick iſt verſäumt. Was nun? Nun mußt du wohl den Brief abgeben.

Wiederum zwiſchen Ja und Nein ſchwankend, ging er nochmals hinaus zur Villa. Unterwegs überholte er einen Mann, welcher langſam deſſelben Weges ging und zuweilen ſtehen blieb. Es war Belloſi. Unter ſeinem Regenſchirm, den er immer bei ſich führte, erblickte er ſeitwärts Moſes und fragte: „Wohin, Moſes?"

„Wohin? Weiß ich's?! — Soll einen Brief beſtellen, der gewiß Jammer und Elend bringt, oder ſoll ich ihn nicht beſtellen?"

„Nicht beſtellen, Moſes. Solche Briefe ſind Fehler. Man fehlt, weil man nicht warten kann.

„Die Natur wirkt immer zum Guten; auf Regen folgt Sonnenſchein. Nur abwarten. Iſt der Brief einmal abgegeben, dann kann man nicht mehr zurück."

Belloſi ſprach langſam und mit matter Stimme. Er war bedrückt. Denn er war auf dem Wege, die ihm widerwärtige Duellforderung an den Cavaliere Nota zu überbringen. Das war ſeinem Naturell ſo zuwider, daß er fortwährend überlegte, ob denn kein Ausweg zu entdecken wäre. Etwas Lüge ſollte ihn nicht ſtören, wenn er nur eine fände. Er blieb immer ſtehen und betrachtete Moſes eine Weile, erwägend, ob er den gewandten Trödeljuden nicht brauchen könnte in der Duellaffäre.

„Sagteſt du nicht geſtern Abend" — ſprach er endlich

leiſe — „daß du den Nota bei der Statthalterei anzeigen konnteſt?“

„Ja, und geſtern Abends hätt' ich's auch gethan, aber die Statthalterei war geſchloſſen.“

„Jetzt iſt ſie offen und Herr Ruben kann noch gerettet werden. Du haſt aber keine Courage?“

„Herr Ruben erlaubt's nicht.“

„Richtig, 's iſt auch nicht nöthig, du brauchſt nur jetzt dem Cavaliere zu ſagen, daß du's gethan haſt, daß binnen einer Stunde die Polizei ihn holen werde. —“

„Da ſchlägt er mich zu Boden der Nota.“

„Nein, dies verhindere ich. Ich folge dir auf dem Fuße, ich ſtelle mich zwiſchen Euch und du machſt, daß du fort kommſt.“

Moſes ſtand einen Augenblick ſtill und rief dann plötzlich: „Für unſern Ruben durch's Feuer.“ Ich gehe.

Und wirklich gingen Beide in die Villa. Dort ſtiegen ſie die Treppe hinauf, da der Cavaliere nach Ausſage des Dieners oben in der Manſarde wohnte. Auf dem Vorſaale des erſten Stockes jedoch gab es Moſes einen Ruck und er blieb ſtehen. „Ich fürchte mich,“ ſtöhnte er halblaut, „und Sie Signor ſind nicht ſtark genug, um mich zu ſchützen. Schläge aber vertrag ich nicht —“

Damit wendete er ſich zum Rückzuge, und da ſtand er unerwartet vor Camilla, welche aus einem Zimmer trat. In der Furchtaufregung all ſeine Vorſätze vergeſſend riß er Ruben's Brief an Camilla aus der Taſche und überreichte ihn denſelben ohne ein Wort zu ſagen. Dann eilte er die Treppe hinunter.

Camilla ging in ihr Zimmer um den Brief zu leſen, Belloſi ſtieg in die Manſarde zu Nota.

Der Brief machte die unglückliche Wirkung, welche Moſes

vorhergesehen hatte. Jetzt erst wurde Camilla verwirrt und betroffen. Verwirrt über die Judenfrage in Betreff Ruben's, da dieser seine ganze Frage und Klage darauf gründete, daß er allerdings ein Jude wäre. Das war also etwas überaus Schlimmes, was sie den Anderen nicht geglaubt hatte.

XVI.

Der Frühregen breitete sich aus, es wurde ein Regentag. Grau ringsum und naßkalt. Moses blieb an der Hausthür der Villa betroffen stehen, als ihm die Regenschauer in's Gesicht flogen, und sein erster Gedanke war: der arme Ruben! bei solchen Wetter läuft er außen umher — da erschien Marcia neben ihm und spannte einen großen Regenschirm auf. Sie ging in die Stadt zu ihrem Beichtvater, denn sie war fromm: da sie aber doch hören wollte, wie sich der schöne Herr Ruben nach dem gestrigen Spektakel befände, so lud sie Moses spöttisch ein, neben ihr herzugehen, und vom überragenden Schirmdache ein wenig zu profitiren. „Warum ist er so vornehm in seiner Liebhaberei, der Herr Ruben!“ sagte sie wie vor sich hin.

Wie wäre so nahes Geleit den verliebten Moses sonst willkommen gewesen! Jetzt achtet er nicht darauf, er sann nur auf Rath und Hilfe für Ruben und ging schweigend mehr neben dem Regenschirm als neben dem Mädchen einher, unbekümmert darum, daß er naß wurde. Sie schwatzte lachend über die große Entdeckung von gestern Abend, daß der schöne Signor Samuele nun doch ein Jude wäre, und wie sich Signorina Camilla jetzt schämte ihn angenommen zu haben als Liebhaber. Die Vornehmen wären so heikel. Wenn man ausschaute wie Herr Ruben, da sei's doch einerlei.

Es wurde Moſes zu arg, und er trat in eine Waſſerpfütze, daß ſie über und über beſpritzt wurde. Sie ſchrie und ſchimpfte, und er bog ab in eine Nebengaſſe.

Was ſollte er thun? Die Nebengaſſe führte nicht in's Freie dem Meere zu, ſo daß er Ruben ſuchen konnte, wie er einen Augenblick gewollt. Er kehrte alſo um, ſah die Marcia noch, folgte ihr nach, und bemerkte endlich, obwohl er ganz andere Gedanken hatte, daß ſie beim Veitl eintrat. „Schlange!“ ſagte er ſich, jetzt erzählt ſie dem alten Neidhammel unter Gelächter unſere Schmach, und der Skandal kommt unter die Leute, kommt auch zum alten Abraham. — Der Ruben hat Unglück.“

Das war nicht zu ändern und ihm blieb nichts übrig als in Ruben's Wohnung zu gehen, und zu fragen und abzuwarten.

Richtig, wie er gefürchtet. Ruben war nicht zurückgekehrt und Manaſſe kam ihm entgegen mit der Frage: „Wo iſt Ruben?“ Er mußte erzählen; Manaſſe ſchrie auf — da kam der Telegraphenbote und brachte Telegramme, eins für Ruben, zwei für Farmer, die er hinauftrug. Manaſſe riß das für Ruben auf. Es war eine Warnung in Betreff eines Geldpoſtens, welcher unſicher geworden ſei, und als er noch betroffen vor ſich hinſtarrte, hörte er Farmers heftige Stimme, welche eben ſeiner Dame zurief, ſie ſolle ihn ungeſchoren laſſen. Sofort polterte Farmer die Treppe herunter ſeine geöffneten Depeſchen in der Hand haltend. „Ruben?“ — „Nicht zu Hauſe.“ — „Er ſoll mich erwarten wenn er kommt.“ — Er ſelbſt aber eilte hinaus.

„Ein Unglück kommt nie allein,“ flüſterte Moſes. Ein Unglück nahte: es waren üble Börſennotizen eingetroffen.

Es verging eine Stunde peinlichen Wartens für Manaſſe und Moſes; es ereignete ſich nichts. Farmer kam nicht

zurück, Ruben kam nicht heim. Umſonſt lief Moſes bald in dieſe, bald in jene Straße, um den heimkehrenden Ruben zu entdecken, und ſoeben war er wieder troſtlos ins Comptoir zu Manaſſe gekommen, da trat Vater Abraham ein. Der alte Mann war ſichtlich aufgeregt, ſchwieg aber eine Weile und ſagte endlich: „Manaſſe, wo iſt Ruben?“

„Wir erwarten ihn Vater.“

„Vor der Synagoge hat der Veitl neben mir geſagt, der ſchöne Ruben hat eine Liebſchaft angezettelt mit einer Chriſtin, indem er ſich für einen Chriſten ausgegeben. Geſtern Abend iſt es aber an den Tag gekommen, daß er ein Hebräer iſt, und man hat ihn ſchimpflich aus dem Hauſe gejagt. Iſt das wahr, Manaſſe?“

Ehe Manaſſe antworten konnte, trat Farmer ein. Er hatte die Frage gehört und ſagte harten Tones zu Abraham: „Alter Herr, jedes Ding hat ſeine Zeit. Sie ſind ein Geſchäftsmann oder waren doch einer, ſie müſſen wiſſen was Geſchäft heißt. Es handelt ſich augenblicklich nicht um Liebſchaften. Verworrene Nachrichten ſind eingetroffen in unſerem Geſchäfte, laſſen Sie alſo alle Nebenſachen Ruben's ruhen, wir haben zu rechnen. Dort kommt er übrigens, der Ruben. Ueberlaſſen Sie ihn mir jetzt, wir haben dringend zu thun.“

Wirklich trat Ruben unter einem Freudenſchrei des Moſes in's Zimmer, naß von oben bis unten, bleich und verſtört.

Farmer hielt ihm ein Telegramm vor die Augen. Ruben las und nickte mit dem Kopfe.

„Ich will Dich doch ſprechen, Ruben,“ ſagte der alte Abraham.

„Nach erledigter Arbeit, Vater. Vielleicht komme ich Abends. Ueberlaſſen Sie uns jetzt unſerer Aufgabe.“

Abraham wendete ſich zum Fortgehen; nahe der Thür begegnete ihm der eintretende Belloſi.

„Ach, der unnütze Kram noch! rief Farmer und ſetzte mit erzwungenem Lachen hinzu: „Aber das kommt gelegen und paßt zur Stimmung.“

Belloſi zuckte leicht die Achſeln und ſagte: „Mir iſt's recht, wenn Sie nichts wiſſen wollen.“

„Na, was alſo?“

„Der Einfachheit wegen hab ich's aufſchreiben laſſen. Hier iſt es. — Und damit überreichte er ein beſchriebenes Blatt.“

Farmer las es und lachte wieder. Dann reichte er es Ruben. Dieſer las es ebenfalls und nickte wiederum mit dem Kopfe. — Vater Abraham ging von dannen.

Auf dem Blatte ſtand: „Um 2 Uhr 50 Minuten trifft der Zug in Udine ein. Vom Bahnhofe dort ſteh' ich zu Dienſten. Nota.“

Farmer rief nach dem erſten Stocke hinauf den Namen ſeines Dieners, und ſagte dann: „Unter vierundzwanzig Stunden können die Nachrichten von Wien und Frankfurt nicht da ſein, und während dieſer vierundzwanzig Stunden, die Spannung wegzutäuſchen, können wir dieſe Paſtete beſeitigen. Raſch, Johann! Iſt die Ladung bei den Piſtolen im Kaſten?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr.“

„So bringe den Kaſten herunter, und gib ihn unſerem tapfern Moſes.“

„Ich?“

„Ja. Nur Manaſſe muß hier bleiben wegen des Comptoirs. Kleiden Sie ſich um, Ruben. Wir frühſtücken noch Belloſi's wegen, Belloſi leiſtet uns Zeugenſchaft.“

„Bei dem Wetter?!“

„Sie müſſen. Dafür vorher das Frühſtück. Nota wird

bei seinen Landsleuten in Udine seine Zeugen finden, sonst hätte er gar nicht angenommen. Abgemacht?"

„In einer Bahnhofrestauration soll gefrühstückt werden?" fragte geringschätzigen Tones Belloſi.

„Mein Johann nimmt friſche Auſtern mit und ſpaniſchen Wein gegen feuchte Luft. Abgemacht?"

Es wurde nicht widerſprochen, und nach einer Viertelſtunde fuhr man in zwei Wagen nach dem Bahnhofe. Moſes mit dem Piſtolenkaſten auf den Knien. Er hielt ihn krampfhaft feſt, damit nicht etwa von der Erſchütterung da drin was losgehen könnte. Sein Gemüth war in vollſtändiger Unordnung, nur der Anblick des gleichmäßig ruhigen Rubens hielt ihn aufrecht.

Unter ſtrömenden Regen fuhr Farmer, Ruben, Belloſi mit dem Anhängſel Moſes nach dem Bahnhofe.

Eine unheimliche Geſellſchaft. Farmer ſpielte ein falſches Spiel gegen ſich ſelbſt, er wollte ſich übertäuben. Die Börſennachrichten waren ſehr übel, und erfüllten ihn mit Grimm. Sie betrafen die Spekulation, zu welcher er Ruben aufgefordert, und für welche Ruben ſeine Theilnahme abgelehnt hatte, und betrafen das Fiasko der Eiſenbahngründung. Da drohte nicht nur Geldverluſt im Großen, ſondern auch eine Niederlage ſeines Börſenverſtandes neben dem beſcheidenen Ruben — oh, oh, polterte es in ihm, welch ein albernes Treiben in dieſer Welt! Schießen wir einander todt, um uns die Grillen zu vertreiben! Ob dies nun mit einem Cavaliere Nota zuſammen hing, oder mit ſonſtwem, war ihm abſolut gleichgültig. Das Frühſtück war raſch abgemacht.

Jeder der vier ſetzte ſich in eine Ecke des Waggons, und nur Moſes kam nicht zur Ruhe; er wollte den Piſtolenkaſten neben ſich ſtellen, da rutſchte er aber, wie Moſes meinte, gefährlich, und unten auf dem Fußboden wurde er

doch bedenklich erſchüttert. Daneben mußte er für Ruben ſorgen, der ſein Fenſter nicht in die Höhe zog und vom einſtrömenden Regen betroffen wurde. Nur Belloſi war ganz unbefangen, er naſchte aus einer Tüte Bonbons und lächelte faſt. Es wurde ganz ſtill in dem Coupé, und Niemand verlangte etwas zu ſehen von der ſchwarz verhangenen Gegend draußen, auch nichts vom maleriſchen Miramar, an welchem man vorüberraſſelte.

Ruben ſchaute ohne Blick in die Dunkelheit hinaus; man konnte zweifeln ob er noch lebte.

Er lebte, aber wie ein Menſch, welcher weiter lebt, weil er immer noch vorhanden iſt, nachdem ihm der Werth des Lebens in Verzweiflung geſunken.

Von Hauſe fort am frühen Morgen war er umhergeirrt, eigentlich ohne zu denken. Umſonſt! Umſonſt! lautete das Wort, welches ihn beherrſchte. Das Geſchöpf, Menſch geheißen, nein, das Geſchöpf, Ruben geheißen, hat gar keinen Anſpruch zu machen, es wird bewegt, es wird geſchleudert, wie es die Winde bewegen und ſchleudern wollen. Ob es liebt, ob es haßt, das iſt ſo gleichgültig.

Vom Regenwaſſer überſtrömt hatte er ſich eine Zeitlang unter einen überhängenden Felſen geſetzt am Meere, und ſtarr den heranſchlagenden Wellen zugeſehen, um ſich zu ſammeln. Umſonſt! es blieb dabei, daß es in ihm ſprach: weil du als Jude geboren, gehörſt du in's Wilde hinaus; du gehörſt nicht in die Welt da drin in der Stadt! Gib dich auf, du haſt nichts zu fordern, du haſt nur zu dulden.

Auch der Zorn war aus ihm verſchwunden. Machtlos, machtlos hatte er ſich endlich mechaniſch erhoben und war in ſeine Wohnung zurückgekehrt. So ſaß er jetzt noch da ohne Abſicht, ohne Zweck.

Als der Zug in Udine ſtill hielt und die ſtumme Ge-

ſellſchaft ausſtieg, fragte Farmer den Belloſi: „Wie heißt der Gaſthof, in welchem wir uns treffen ſollen?“

„Wenn ich mich recht erinnere ſo —“

„Wenn Sie ſich recht erinnern, Herr?“

„Ja, mein Wertheſter, ich ſchlug den vor, deſſen gute Küche ich kenne, der Cavaliere wollte aber einen andern.“

„So bleiben Sie alſo zurück, und ſprechen Sie hier im Bahnhofe mit dem Cavaliere. Wir gehen in den erſten Gaſthof, der am Wege liegt.“

„Oh!“

„Und Sie bringen uns dorthin Beſcheid, ob er ſeinen Zeugen gefunden, und wo die Affaire ausgetragen werden kann.“

Belloſi blieb zurück, und die Uebrigen nahmen einen Wagen bis zum nächſten Gaſthofe; es regnete ununterbrochen.

„Das Wetter!“ ſtöhnte Farmer. „Zu einem Piſtolenduell muß man ja doch in's Freie hinaus, und dabei noch naß werden.“

Aergerlich beſtellte er, als man beim Gaſthofe ankam, zwei Zimmer und ein Mittageſſen. Im erſten Zimmer mußte Moſes zurückbleiben, er ging mit Ruben in's zweite, um mit dieſem die Reihenfolge beim Duell feſtzuſtellen.

„Laſſen wir es alſo dabei, Freund,“ ſagte er, „daß ich mich zuerſt mit ihm ſchieße, damit ihm jeder Einwand gegen Ihr Judenthum benommen wird. Sie ſind einverſtanden?“

Nach kurzer Pauſe — er ſammelte ſeine Gedanken für die Gegenwart — antwortete Ruben langſam ſprechend: „Nein, ich bin nicht damit einverſtanden, daß Sie einer Gefahr ausgeſetzt werden um meinetwillen. Ich bin ja die Urſache. In meiner Lage iſt nichts mehr zu ändern, es iſt Nebenſache, daß ich mein Glück verloren. Es handelt ſich nur darum, daß ich als Jude das Recht des Zweikampfes

haben ſoll, weil ich beleidigt worden bin. Nun denn, bin ich noch bekümmert um dieſes Recht? Nein. Mein Zorn gegen dieſen Nota iſt untergegangen in der größeren Noth, welche über mich hereingebrochen iſt. Er oder ein Anderer, das iſt ja einerlei, ſie denken ja alle ſo, und verwerfen mich als Juden."

„Wenn ich auf ihn ſchieße und ihn treffe, ſo morde ich. Ich morde, denn ich ſollte nicht ihn treffen, ſondern alle Chriſten, die mich verachten. Kann ich das? Nein. Will ich das? Nein. Jedenfalls wäre es ein Frevel, Sie Freund dafür auszuſetzen. Was bleibt übrig? die Frage nach meiner Courage, das heißt, ob ich mich hinſtellen will für die Kugel. Nun, dieſe Frage iſt kindiſch. Ich bin überſpannt, ich bilde mir ein, es ſei für mich nichts mehr zu hoffen, es ſei alſo ein Abſchied aus feindlicher Welt willkommen. Alſo —"

„Sie hören, wie verworren ich denke, folgere und ſchließe, Sie hören und ſehen, daß ich nichts mehr tauge. Fragen Sie denn dieſen Nota einfach und nachdrücklich, ob er ſich mir gegenüber ſtellen und auf mich ſchießen will, ich ſtelle mich. Möge er gut treffen. Will er nicht, ſo laſſen Sie ihn laufen, laſſen Sie mich laufen. Die Einzelnen können nicht retten, wenn die ganze Geſellſchaft ihr Verdikt geſprochen."

„Sie ſind demoraliſirt."

„Ja, bis zur Vernichtung. Ich bin ein Nichts, — was gibt's Schlimmeres?"

„Nun, ich bin anders. Auch mir geht's übel. Die Nachrichten des letzten Telegrammes ſind gefährlicher, als es auf den erſten Blick ſcheint, mein ganzer Beſitz iſt bedroht. Das ergrimmt mich, und mir iſt's erwünſcht, in die Welt hinein zu ſchießen. Ich denke an meine jüdiſche Mutter, und es iſt mir ein Vergnügen, dieſen frechen Chriſten auf

den Rücken zu werfen, eine Rache für die Judenschaft — da kommt Belloſi. Vorwärts, vorwärts, Belloſi! Wie ſteht's? Wo bleibt der Herr? Wir warten."

Belloſi ließ ſich nicht beeilen. Er hatte den Gaſtwirth an ſeiner Seite, und beſprach das Eſſen, welches aufgetragen werden ſollte. Leichthin antwortete er: „Sogleich Signore, ſogleich."

„Poztauſend, Belloſi, wie lange ſoll's noch dauern?"

„Gar nicht lange, die Sache iſt fertig. Ihrem Auftrage gemäß, hab' ich den Cavaliere di Nota angeredet, als der Zug hielt. Bezeichnenderweiſe blieb er im Waggon ſitzen und ſtreckte die Hand aus wie nach dem Himmel, welcher allerdings dunkel iſt." Ich gab das zu, ſagte aber doch: „Die Herren ſind da, ſie warten." Darauf erwiederte er: „Bei ſolchem abſcheulichen Regenwetter geht ein gebildeter Menſch nicht in's Freie hinaus, um Piſtolen abzuſchießen."

„Belloſi!"

„Darauf ſage ich: Signor Cavaliere, und Ihre Zuſage von heute Morgens? „O," antwortete er, „die bleibt beſtehen, nur Ort und Zeit ſind zu wechſeln. In Ancona, wenn's nicht mehr regnet, bin ich bereit von morgen an." Ich proteſtirte, aber die Bahnglocke läutete, er lachte, und der Zug ging fort mit ihm."

Allgemeine Stille folgte. Farmer hob den Arm, als wollte er Belloſi faſſen, und dieſer trat einen Schritt zur Seite, lächelnd trotz alledem. Da ließ Farmer den Arm wieder ſinken, der Uebergang der Gedanken in ihm vollzog ſich blitzſchnell, und er brach in ein Gelächter aus. Sich zu Ruben wendend, welcher ganz gleichgiltig blieb, ſagte er: „Wer hat uns ſo zu Narren gemacht? Dieſer Belloſi, welcher ſich vor dem Duell gefürchtet. Er hat das ganze

Abenteuer eingefädelt. Geſtehen Sie, Belloſi! ſonſt fordere ich Sie."

„Iſt das der Dank, daß ich all' meine Bequemlichkeit geopfert, und in dem Wetter mit hieher gefahren bin? Was kümmert mich denn die ganze Wirthſchaft? Der Cavaliere iſt auf gute Manier ausgeriſſen, das kommt ja euch allen zu Gute. Baſta. Der Gaſtwirth verſpricht eine gute Mahlzeit. Stärken wir uns, auf daß wir heiter mit dem Abendzuge nach Trieſt heimkehren vom leer gebliebenen Schlachtfelde."

XVII.

Bei der Rückfahrt hatte ſich der dunkle Wolkenhimmel allmählich gelichtet, und als die Geſellſchaft in Trieſt ankam, da ſchien die Sonne. Daraufhin ſagte Belloſi: „Die Natur macht es immer gut, man muß ihr nur Zeit laſſen."

Farmer war verſtimmt und trennte ſich ſchon am Bahnhofe von den Uebrigen. Ruben war unverändert ſchweigſam, aber, wie es ſchien, innerlich ruhiger. Wenigſtens beſchwichtigte er mit ſanftem Worte den zudringlich ſorgfältigen Moſes, welcher ſich durchaus tröſtend erweiſen wollte.

Im Zimmer allein mit ihm, fragte er doch endlich: „Hab' ich recht von dir gehört, Moſes, daß Signora Camilla heute Morgens oben geweſen iſt bei der Platane?"

„Wahr und wahrhaftig! ich hab's ja ſchon zehnmal geſagt. Und ſie ſchaute aus, glatt und unverändert wie Jemand dem kein Haar gekrümmt worden. Sie thun ihr Unrecht mit Ihrem Verdachte. Nur der Brief hätte wegbleiben und ich hätte ihn nicht abgeben ſollen. Die Dummheit iſt

aber gemacht, und jetzt sollten Sie rasch was Besseres schreiben, was Besseres."

„Nein, Moses, ich habe nichts mehr zu sagen. Zu sagen hätte sie, und sie wird schweigen. Im Grabe schweigt man. Zunächst muß ich dem Vater Wort halten, ich muß zu ihm, muß auch noch seine Vorwürfe hinnehmen."

So ging er denn — — Im elterlichen Hause kam ihm die Mutter entgegen, und führte ihn rasch in ihr Zimmer. „Der Vater," sagte sie, „ist sehr hinfällig, und es kann gefährlich für ihn werden, wenn er dich sieht und hört. Es vergehen ihm auch schon oft die Gedanken, er weiß kaum noch, daß er dich bestellt hat. Wie blaß siehst du aus, Ruben! Erfrisch dein Herz, und gib nicht Alles vorloren."

„Wie soll ich nicht, Mutter! Ich habe geglaubt, ich wäre ein Mensch wie ein Anderer. Ich wußte das; ich weiß es nicht mehr. Sie schämt sich meiner, Camilla. Alle Welt findet das natürlich, sie eben auch."

„Nein."

„Wie kannst du nein sagen?"

„Ich habe sie kennen gelernt damals, und ich weiß, daß sie rein ist und unverdorben." „Du hast noch keine Nachricht von ihr?"

„Keine."

„Sie wird erstaunt sein, wohl auch erschrocken über das Geschrei, welches die Anderen erhoben haben, aber weiter nichts. Ich werde versuchen, sie zu sprechen. Zunächst werde ich ihr schreiben. Schick mir den Moses, daß er den Brief zu ihr bringe — still, der Vater!"

Der alte Abraham trat in's Zimmer. An der Thür blieb er stehen, und sagte: „Da ist er; mein Ohr hat mich nicht getäuscht. Der Sohn geht dem Vater aus dem Wege,

der Sohn beſchimpft ſeinen Vater, ſein Haus, ſeinen ganzen Stamm."

„Zu viel! rief da plötzlich Ruben. Dieſer Vorwurf erbitterte ihn, die Erbitterung verwandelte ſeine ganze Stimmung. Er ging auf den Vater zu — die Mutter eilte zwiſchen Beide und führte den Vater zu einem Lehnſtuhle, damit er ſitze, denn die Kraft zum Stehen ſchien ihm zu gebrechen. Aber der Zorn des Alten ließ ſich nicht wenden; er ſchalt auf das Heftigſte in Ruben hinein, daß er das Blut der Seinen verläugnet und verrathen, daß er ſeine Neigung an eine Chriſtin verſchleudert habe, bis man ihn fortgejagt, bis man das Judenthum in ihm geſchmäht und angeſpien habe. Nicht du allein biſt gedemüthigt, wir ſind es Alle; nicht du allein biſt beſchädigt, wir ſind es Alle, denn es iſt wieder einmal laut geworden durch alle Gaſſen: ſie ſind ausſätzig, dieſe Juden, werft die Zudringlichen hinaus auf die Landſtraße."

„Zu viel, zu viel, alter Mann" — ſchrie Ruben faſt — „der Vater klagt den Sohn an, daß er ſein Sohn iſt. Warum verwirft man mich denn? Weil ich Abrahams Sohn bin, und Abraham will mich deshalb ſtrafen? Das wird Unſinn. Ich habe als Judenſohn mich beſchieden, an eine Verbindung mit der geliebten Chriſtin nicht zu denken, um den fanatiſch jüdiſchen Vater nicht zu kränken — war das nicht genug? Nein. Da man mich verachtet, weil ich ſein Sohn bin, greift er ſelbſt mir an Herz und Nieren und reißt die letzten vernünftigen Bande entzwei. Wohl! Bisher war ich ein Lamm, jetzt fühl's ich aber, daß ich —"

„Ruben, Ruben, mein Sohn, ſei ſtill!" unterbrach ihn die Mutter, indem ſie ihn umfaßte und erſt die Hand, alsdann den Mund auf ſeine Lippen drückte. Sie zitterte jetzt

auch, denn sie hatte ihren Ruben nie so gesehen, er war wirklich verwandelt.

Vater Abraham achtete nicht darauf, sondern fuhr fort in Schmähungen, Alles an Ruben vernichtend, auch sein geschäftliches Treiben. Alles sei unsolid an ihm bis auf die Firma und den Namen und bis zu dem heillosen Compagniegeschäft mit dem Schwindler Farmer, der auf dem Punkte stehe, zusammen zu krachen, wie seit einer Stunde bekannt geworden. „Also auch das noch," kreischte der Alte, „die Schande des Bankerottes auf mein Haus!"

Da trat hastig Manasse in's Zimmer, und ging, ohne wie sonst ängstlich den Vater zu beachten, stracks auf Ruben zu, ihn am Arme fassend und halblaut sagend: „Komm in's Comptoir Ruben, komm gleich! ich halt's nicht aus. Trotzdem es geschlossen ist wie jeden Abend, drängen sich Leute von allen Seiten in's Haus und wollen Wechsel präsentiren und Forderungen, weil du und ich morgen nicht mehr zahlen würden — ich weiß mir keinen Rath."

„Da haben wir's blank, wie ich gesagt," schrie der alte Abraham, „die Schande des Bankerotts fällt uns auf den Hals."

„Ich komme," sagte Ruben ganz gefaßten Tones, reichte der Mutter die Hand, und ging hinweg, kein Wort an den Vater richtend. Manasse folgte ihm.

Die grellen Vorwürfe des Vaters hatten wie eine ungerechte Uebertreibung heilsam auf Ruben gewirkt; die gesunden Kräfte in ihm hatten sich gesammelt, er war gleichsam nüchtern geworden, und als er vor dem Comptoir die fragenden Gläubiger fand, da erklärte er so trocken wie nachdrücklich, sie seien ganz und gar in Irrthum. Ihre Besorgniß sei völlig unbegründet, es habe keinerlei Unglück sein Geschäft betroffen, und wenn sie im Unglauben beharrten, so

möchten sie am nächsten Morgen um neun Uhr wieder kommen. Sie würden das Comptoir geöffnet finden und ihre Forderungen würden glattweg befriedigt werden.

Das klang in seiner Einfachheit wahrhaftig. Man glaubte ihm und ging fort. Er selbst aber rief Manasse neben sich, zeigte ihm sein Geschäftsbuch, welches vollständige Ordnung wie Sicherheit nachwies, und erklärte auch ihm: „ich werde von neun Uhr an am Zahltische sitzen und Jedermann befriedigen. Bis dahin laßt mich schlafen, ich bin sehr müde. Du, Moses, geh morgen früh zu meiner Mutter, sie wird dir einen Auftrag geben. Laßt mich!"

Sie gingen. Der erschrockene Manasse hatte vergessen auszurichten, was Farmer beim Fortgehen zu ihm gesagt: Ruben nämlich möchte sich nicht ganz ausgeben, er würde vielleicht einer Aushilfe bedürfen.

Ruben legte sich in der That zum Schlafen nieder, als ob er ganz dazu geeignet wäre. Er schien sich zu sagen: in Dir und um Dich ist Alles Uebertreibung; fasse dich still zusammen, lebe weiter ohne Anspruch, ohne Klage.

Und er schlief wirklich fest bis in den nächsten Morgen, bis Moses vor seinem Bette stand. Er kam schon von der Mutter Rubens, er hatte schon einen Brief von ihr in der Hand, und er fragte jetzt Ruben, ob er der Mutter gehorchen und den Brief in die Hände des Fräuleins bringen sollte.

„Ja, Moses, wenn du kannst."

„Warum soll ich nicht können! Wenn Sie nur erst wieder ein richtiges Menschenkind werden."

„Hoffen wir's. Geh mit Gott und sieh zu, daß du mir Nachricht von ihr bringen kannst."

Moses ging ohne Weiteres hinauf zur Platane. Es regnete nicht mehr, die Luft war still, er bildete sich ein, sie werde auch heute dorthin kommen.

Sie kam nicht. Das Warten machte ihn sehr unruhig. Er war überhaupt seit diesen Begebenheiten mit Ruben in ein Leben und in eine Thätigkeit hinein gerathen, die ihm neu waren und die ihn ungeduldig machten. Nur eine Stunde hielt er's aus, dann ging er langsam herab, auf die Villa zu. Vielleicht ließ sich da eine Gelegenheit entdecken. Es hatte aber nicht den Anschein. Die Fenster waren überall verhängt oder verdeckt und Niemand war sichtbar.

Seufzend setzte er sich auf den Stein an der Straße und sann nach. Hineingehen, hineindrängen ohne Weiteres! „Ja," wollte er eben sagen, da kam Marcia aus der Stadt mit ihren Markteinkäufen. Er blieb sitzen, sie blieb vor ihm steh'n und lachte.

Von der ist nichts zu haben — das wußte er ja; aber sein Geschäftsreglement lautete doch: man muß Alles versuchen. Er wollte reden trotz ihres offenbar höhnischen Lachens, und sie sollte auch reden, und so sagte er denn: „Wie kann man so schön sein und so schlimm. Die schöne Marcia hat neulich beim Veitl geklatscht, und so ist die Geschichte in die Stadt gekommen und hat Leute unglücklich gemacht."

„Wen denn?"

„Herrn Ruben. Was hat Ihnen denn der gute Herr gethan, daß Sie gegen ihn hetzen? Nichts hat er Ihnen gethan, gelobt hat er Sie neulich."

„Gelobt?"

„Freilich. Die schöne Marcia, hat er gesagt, hält leider nicht zur Signorina Camilla."

„Das hat er gesagt?"

„Das hat er gesagt und dann hat er gesagt: es sollte ihr Schaden nicht sein, wenn sie zu mir hielte und zur Signorina Camilla. Wie kann man sein, hat er geseufzt,

von außen ſo appetitlich wie dieſe Marcia und innen von ſo garſtigen Gedanken."

„Ich habe keine garſtigen Gedanken, aber zu thun iſt da im Hauſe nichts für ihn."

„Warum nicht? Warum könnte die ſchöne Marcia, die keine garſtigen Gedanken haben will, nicht dem Herrn Ruben den Gefallen thun und den kleinen Moſes hineinführen zum Zimmer der Signorina Camilla, daß er reden könnte mit ihr?"

„Weil die Frau Molitore dann die Marcia aus dem Dienſte jagte."

„Braucht ſie's zu wiſſen?"

„Nein und gerade jetzt würde ſie's auch nicht merken. Sie liegt."

„Sie liegt? Sie iſt krank?"

„Vor Aerger. Die Leute haben geſagt, ſie hätte einen Judenſalon. Das giftet ſie ſo, daß ſie umgefallen iſt. Vorher aber hat ſie das Fräulein Camilla heruntergeputzt wie einen Dienſtboten."

„Und was hat das Fräulein dazu geſagt?"

„Die ſagt kein Wort."

„Marcia, laſſen Sie mich zu ihr. Der Herr Ruben ſchenkt Ihnen, was Sie wollen."

„Was ich will?"

„Ja."

„Das müßt' er mir ſelber ſagen."

„Das wird er auch. Gehen Sie mit mir heim zu ihm, wenn ich drin geweſen bin bei dem Fräulein."

Das wirkte, zu großer Ueberraſchung des Moſes. Weil dieſe Marcia verliebt war in Ruben und es ihr lebhafter Wunſch war, zu ihm zu kommen, ſo nahm ſie den Moſes mit bis in eine Hausflur und hieß ihn dort warten. Sie wollte oben anfragen.

Er zappelte vor Vergnügen, ſo raſch ans Ziel zu

kommen und war der Meinung, ſich erſt ſpäter darüber den Kopf zu zerbrechen, was die Freundlichkeit der Marcia für eine Urſache haben könnte.

Sein Vergnügen war kurz: Der kleine Abbate trat aus einer Thür, ſah ihn, den ſo vergnügten Moſes und erhob ein Geſchrei: „Schon wieder ein Jude! Wo man hinblickt ein Jude! Hinaus mit dem Juden! Giovanne, Giovanne, herbei! Den Juden hinaus werfen, hinaus!“

Und Giovanne war zur Hand; er faßte den verblüfften Moſes am Arme und ſchob ihn zum Hauſe hinaus, die Thür hinter ihm ſchließend.

Moſes ſchaute offnen Mundes rückwärts nach der Villa. Der friedfertige, ſtille Abbate ſo grimmig! Welcher Aufruhr, welcher Zornesausbruch mußte da ſtattgefunden haben, daß ſelbſt dieſer Muſikus fanatiſirt worden war!

Moſes hatte Verſtand genug, den Rückſchluß zu machen; gar hoffnungslos für Ruben muß es in den Zimmern da drin ausſehen und gar hoffnungslos muß es ſtehen um Signorina Camilla.

Noch mehr, er dachte auch an ſich ſelbſt, an den Juden Moſes und fragte ſich: ſind wir wirklich Alle Canaillen?

Betroffen ſtand er da. Er hatte den Brief von Rubens Mutter noch in der Taſche; er hatte ihn ſelbſt überreichen und hatte abwarten ſollen und wollen, ob das Fräulein nicht zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Rubens Mutter zu gewinnen wäre. Was nun?

Marcia entſchied über das „was nun?“ Sie kam aus der Villa, lachte wiederum und forderte ihn auf, ſie zu Herrn Ruben zu führen.

Was hieß das mit dem Mädchen? Wenn es ihr darum zu thun war, in die Nähe Rubens zu kommen, warum hatte ſie doch Moſes einführen wollen? Wenn Moſes Nach-

nicht bringen konnte für Ruben, dann brauchte man ja sie nicht mehr.

Das wußte sie wohl, sie war ein schlauer, tückischer Dienstmädchen-Verstand. Sie kannte die augenblicklich durch Frau Molitore gereizte Stimmung des Abbate, sie hatte ihm beim Eintritte des Moses herzugewinkt, sie wollte darthun, daß ohne sie gar nichts zu erfahren, gar nichts auszurichten wäre in der Villa.

Das war ja gelungen, deshalb lachte sie jetzt und sagte: „Mir muß Herr Ruben schön thun, wenn er aus unserem Hause was erfahren will. Also zu ihm, Signor Moses."

Moses, neben ihr hergehend, betrachtete sie mit Erstaunen. Sie ist doch sehr hübsch — dachte er — am Ende ist sie auch sehr klug. Er fragte nach links und nach rechts und besonders nach ihren Wünschen und Gelüsten, und da sie übermüthig und unbedacht antwortete, so kam er auf den Gedanken, daß sie was Apartes von Ruben haben wollte.

Das Wetter hatte sich völlig ausgeheitert, es war ein schöner Morgen geworden und Signor Bellosi kam ihnen entgegen. Er wollte einen Spaziergang ins Freie machen und dabei einmal in der Villa nachfragen. Nicht blos, um gut zu frühstücken, sondern auch um etwas zu erfahren für Freund Ruben. Er hatte Ruben gern und zu seinen epikuräischen Eigenschaften gehörte es doch auch, ganz gern anderen eine Freude zu machen. Das gehörte ja zum eigenen angenehmen Behagen. Er fragte also zunächst Marcia, ob —

„Versuchen Sie ja nicht in die Villa zu gehn," sagte sie rasch, „'s ist dort Alles in Unordnung. Die Frau liegt und zu essen und zu trinken giebt's gar nichts mehr im Hause. Warten Sie einen Augenblick, Moses, der Veitl dort will mir was sagen."

Sie ging hinüber zu Veitl und Bellosi fragte nun

Moſes, was ſein Daherkommen mit dem Mädchen bedeute. Moſes erzählte, und fragte Signor Belloſi um ſeine Meinung.

„Sie wird Geld wollen von Herrn Ruben, vielleicht auch — bildſauber ſchaut ſie aus neben dem alten ſchmierigen Veitl. Daß ihr Juden euch ſo ſelten waſcht, das macht euch ſo viel Feinde. Dies Mädchen intereſſirt mich, ich werde mit euch geh'n."

Als ſie wieder zu ihnen kam, ſagte ſie: „Der Veitl macht mir bange. Bei Herrn Farmer und Herrn Ruben ſei Ausverkauf. Sie könnten ihre Gläubiger nicht bezahlen und würden eingeſperrt werden."

„Da iſt alſo nichts zu holen und Marcia wird nicht hingeh'n" — ſprach Belloſi und blickte ihr ſcharf in die Augen.

„O ja" — ſagte ſie — „ich gehe doch hin."

In der That fanden ſie viele Leute im Comptoir Rubens und ſahen, wie er anwies und auszahlte und wie es am Ende leer wurde, bis zuletzt Farmer kam, Ruben zur Seite führte und leiſe in ihn hinein redete. Ruben zuckte die Achſeln und ſagte laut: augenblicklich nicht.

Unter Zeichen des Unmuthes ging Farmer von dannen und jetzt erſt war Ruben ſo frei, um auf Moſes, Marcia und Belloſi zu achten. Moſes zeigte auf Marcia und Ruben ſprach: „in mein Zimmer."

Sie gingen in Rubens Zimmer. Belloſi zog ſich in einen Fenſterwinkel zurück und Moſes berichtete, wie es ihm ergangen und daß er nichts bewerkſtelligt habe, daß aber Marcia ſich erboten, Auskunft zu geben.

Ruben, lebhaft erregt, ſtreckte Marcia beide Hände entgegen und rief: „ſprich! ſprich!"

Marcia küßte ſeine Hand und ſprach nicht ſogleich.

Erſt als Ruben nochmals rief: „Sprich, was hat die Signorina geſagt oder gethan vorgeſtern Abend und geſtern?“

Nun begann Marcia in ſtockender Rede: „Als ich vorgeſtern Abend, nachdem Sie mit Herrn Farmer eben fortgegangen waren, in den Salon trat, da ſagte Fräulein Camilla pfui! o pfui!“

„Worauf? Gegen wen?“

„Gegen die Frau Molitore hin und ich glaube wegen der Juden. Dann ſchalt Frau Molitore, daß ſich das Fräulein mit dem erſten Beſten eingelaſſen habe und das Fräulein antwortete: ich habe ja doch nicht gewußt, daß er ein Jude war. Nun weißt du's — ſagte die Frau — und damit Baſta. Ausgelacht werden wir und das verdank' ich dir, es bringt mir eine Krankheit. Von jetzt an aber wird der Name nicht mehr genannt und du kennſt ihn nicht mehr. Verſtehſt du? Freilich verſteh' ich, ſagte das Fräulein, und nun ſchrie der Herr Abbate: Er iſt von dem Volke, welches unſern Heiland gekreuzigt hat, wie kann ein chriſtliches Mädchen da Wohlgefallen empfinden! — Das werd' ich auch nicht mehr, ſagte das Fräulein, ich hab' mich eben verſehen. Nun weiß ich's beſſer und nun iſt's vorbei.“

Ruben war während der Rede auf das Sopha geſunken, vor welchem er geſtanden, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Moſes war herangetreten und erhob beide Arme gegen Marcia, als wollte er ſie ſchlagen.

„Na, ich kann ja nicht dafür“ — ſprach ſie — „ich ſage wie's geweſen iſt. Vielleicht wird's beſſer. Ich werd' wiederkommen des Abends, wenn was vorfällt. Küß' die Hand.“

Und ſie ging. Es folgte Todtenſtille, bis Belloſi vom Fenſter vortrat, ſich einen Seſſel neben das Sopha rückte, verneinende Bewegungen mit erhobenem Arme machte und

endlich langſam ſagte: „Vergeſſen wir doch nicht, daß Dienſtboten verlogen ſind und Romane erfinden. Dieſe Marcia hab' ich ſchon lange beobachtet, weil ſie hübſch iſt, und da hab' ich bemerkt, daß ſie unſern Ruben mit den Augen verſchlingt. Jetzt that ſie's wieder, da ſie fortging. Die iſt verliebt in den ſchönen Ruben und ſie lügt wie gedruckt. Um Ruben zu ſeh'n, iſt ſie hergekommen und um ſeine Liebſchaft mit Camilla zu zerſtören, hat ſie aus Eiferſucht die Geſchichte mit dem „Pfui!“ erfunden. Daran braucht kein Wort wahr zu ſein.“

Moſes ſtöhnte: ah! Ruben zog die Hände vom Geſicht und ſtarrte Belloſi an.

„Das iſt doch weit hergeholt“ — ſagte dann Ruben halblaut — „denn was Moſes vor einer Viertelſtunde draußen erlebt hat von dem Abbate, das ſtimmte ja zu ihrer Ausſage.“

„O ja. Und dennoch meine ich: das Mädchen hat gelogen. Ich bin ein Feinſchmecker nicht blos für Eſſen und Trinken, ſondern auch für die Frauenzimmer, mit denen ich in jüngeren Jahren viel verkehrt habe. Ich kenne Camilla; nimmermehr ſpricht die „pfui“ in ſolchem Zuſammenhange und jetzt lockt mich's meinen richtigen Geſchmack zu beweiſen; jetzt geh' ich hinaus in die Villa und unterrichte mich. Denn das wird jetzt unterhaltend, das reizt wie eine unbekannte Speiſe.“

„Sie wollten —?“

„Ich will. Fröhlichen Entwickelungen gehe ich gerne nach, beſonders wenn ſie ſo intereſſant verwirrt ſind. Und ich ſetze voraus, daß ſich dies Pfui fröhlich entwirren wird. Ich liebe auch wie die Dienſtmägde Romane. Alſo ich gehe. Ich gelte draußen für neutral und werde zugelaſſen. Bis zum Diner bin ich wieder hier und berichte. Sie, lieber Ruben, möcht' ich nur noch warnen, ſich mit

Farmer zu verfeinden. Er iſt gefährlich. Vorhin hab' ich geſehen, daß Sie neben ihm die Achſeln zuckten. Wahrſcheinlich zu einer Geldforderung. Seien Sie weitſichtig, opfern Sie lieber eine Summe. Ade!"

Ruben rief ihm warme Dankesworte nach, ſagte aber doch zu Moſes: „Leider kann ich an ſolche Bosheit dieſer Marcia und an Belloſi's Erklärung derſelben nicht glauben. Was ſagſt du dazu, Moſes?

„Ich ſage, ſolch einem ſlovenischen Balge trau' ich Alles zu. Freuen wir uns über Belloſi's gutes Herz."

Belloſi ſelbſt freute ſich darüber auf dem Wege nach der Villa. Zufrieden ſagte er vor ſich hin: „Da ſchelten ſie immer auf mein Epikuräerthum und nennen's Lüſternheit! Falſch! falſch! Ich bin auch in dieſem Augenblicke Epikuräer, denn ich verſchaffe mir die Freude, dem braven Ruben einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen. Das iſt doch kein Gelüſte."

XVIII.

Als er eintrat in die Villa, war Marcia wieder die erſte Perſon, welche ihm begegnete. Sie ſchien zu erſchrecken und ſtammelte: „es wird Niemand empfangen."

„Du weißt und ſprichſt zu viel, Marcia. Ich höre aus dem Salon das Violoncell des Herrn Abbate und du wirſt erleben, daß mich der empfängt."

Sie wollte ſich in den Weg ſtellen, er ſchob ſie aber zur Seite und trat in den Salon. Da hörte er eine Weile dem Spiele zu. Der Abbate, ihm den Rücken zukehrend, bemerkte ihn nicht und ſpielte ſein Muſikſtück zu Ende. „Bravo! Bravo! wunderbar," ſagte Belloſi.

Der geſchmeichelte Abbate grüßte freundlich mit der Hand und ſagte dann: „Das Haus iſt traurig geworden, man muß ſich erfriſchen.“

„Und der Herr Abbate iſt fanatiſch geworden?“

„Ich?“

„Was mich höchlich verwundert hat an ſolch einem gewiegten Philoſophen und Künſtler.“

„Wie ſo fanatiſch?“

„Haben ja einen armen Juden mit den ſchlimmſten Worten aus dem Hauſe geworfen.“

„Ich?!“

„Ja, den kleinen Moſes. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Herr Abbate einen ſo wichtigen Volksſtamm wie die Juden verachten und verfolgen könnte, was ſonſt nur der gedankenloſe Pöbel thut. Dieſen Volksſtamm, welcher hiſtoriſch ſo wichtig iſt. Er hat uns ja den Heiland geſchenkt und hat allein unter den götzendieneriſchen Heiden die Lehre vom alleinigen Gott feſtgehalten und bewahrt. Ein guter Chriſt — und ein Abbate muß doch vor allen Dingen ein guter Chriſt ſein; ein römiſcher Abbate müßte doch, ſollt' ich meinen, den Juden dankbar und gefällig ſein.“

„Da können Sie wohl Recht haben. Mein Gott, man läßt ſich manchmal fortreißen. Die Hausfrau ſchrie ſo und da hab' ich aus Gefälligkeit mitgeſchrien. Eigentlich hat mich die Judenfrage bis jetzt nicht gekümmert. Uebrigens hab' ich neulich im Vorübergehn mit Vergnügen zugehört: ſie ſingen ſehr ſchön in der Synagoge.“

„Alſo reden Sie doch, wie es einem Abbate zuſteht, hier im Hauſe zum Frieden.“

„Sehr gern.“

„Was ſagt denn Signorina Camilla zu dem Streite?“

„Die ſagt gar nichts, aber ſie iſt wohl verſtimmt, ſie kommt nicht mehr herunter zum Singen.“

„Weil der Partner fehlt, der Signor Samuele; der ſingt doch vortrefflich.“

„Vortrefflich.“

„Und den liebt ſie, ſcheint mir.“

„So? Das kann wohl ſein. Aber der iſt eben —“

„Ein Jude. Alſo haßt ſie die Juden nicht?“

„Sachte, ſachte! Sie hat eben nicht gewußt, daß er ein Jude iſt.“

„Und was hat ſie denn geſagt, da ſie's erfahren?“

„Nichts. Ich glaube nichts. Gefragt hab' ich ſie nicht und die Hausfrau beklagt ſich, daß nichts herauszubringen ſei aus dem Mädchen.“

„Ich möchte ſie gern wieder einmal ſingen hören zu Ihrem reizenden Violoncell. Können wir ſie nicht herunter bitten laſſen?“

„Ja, das können wir. Aber ſie wird nicht kommen, weil es die Hausfrau nicht erlaubt.“

„Die Hausfrau liegt ja im Bette. Hält ſie denn von da die junge Dame am Stricke feſt?“

„Das glaub' ich wohl nicht, aber ſie hat ihr eine Kerkermeiſterin zugetheilt, die Marcia, die läßt ſie nicht heraus.“

„Und ſolche Einkerkerung eines unſchuldigen Mädchens dulden Sie, der Sie ein Mann der chriſtlichen Kirche ſind.“

„Ich hab' hier nichts zu befehlen, ich bin ein Gaſt.“

„Courage, Signor Abbate, holen wir uns die Sängerin, wir brauchen Muſik. Steigen wir hinauf, machen wir einen Sturm auf die Hausfrau!“

„Die Hausfrau liegt im Bette und Marcia läßt Niemand zu ihr.“

„Ein Dienſtmädchen! Seien wir Männer und beſeitigen wir das Frauenzimmer Marcia. Es muß wieder geſungen werden zum Violoncell, kommen Sie!“

Der Abbate lächelte und folgte. Auf dem Vorſaal oben fanden ſie richtig die Marcia, welche vor die Thür zum Zimmer der Hausfrau trat und ſie abwies.

Da ſtreichelte ihr Belloſi die Wange und ſagte vertraulich: „Unten im Salon wartet Herr Ruben; er will die Marcia ſprechen.“

„Ach!“ rief Marcia und wurde feuerroth.

„Schnell, ſchnell! Man läßt einen Liebhaber nicht warten.“

Marcia machte eine unklare Bewegung mit dem Arme, ging aber doch eiligſt die Stiege hinab.

„Ich hatte Recht. Und nun, Abbé, ohne Anklopfen hinein in die Feſtung!“

Er öffnete und trat ins Zimmer der Hausfrau. Der Abbate folgte ſchüchtern.

Sie lag allerdings im Bette und diesmal ohne rothe Schleifen. Sonſt war Niemand im Zimmer. Sie las einen franzöſiſchen Roman und ſchrie auf, als Belloſi unter Verbeugungen ſich näherte.

„Keine Wallung, meine Gnädige! Keine Aufregung! Sie haben Aerger genug gehabt in dieſen Tagen, Sie brauchen Entſchädigung, Sie brauchen ein wenig Freude. Die bring' ich.“

„Was ſoll das heißen?“

„Das ſoll heißen: Sie haben zu ſchwarz geſehen, indem Sie die Entdeckung eines Juden in Ihrem Salon Ihrem vornehmen Rufe für gefährlich erachtet haben. Das iſt Niemand eingefallen. Im Gegentheil. Man hat geſagt: Signora Molitore hat Geſchmack, den Adonis Ruben an ihr

Haus zu feſſeln und den Grobian Nota aus ihrem Hauſe zu jagen. Sie verſteht unſere Zeit. Man läßt die Schacherjuden nicht zu ſich, aber die Gentlemens unter den Juden die heißt man willkommen, man bekehrt ſie zum Chriſtenthum und erntet dafür das Lob der Kirche wie der guten Geſellſchaft. Nicht wahr, Herr Abbé?"

„Ja, ja," flüſterte dieſer.

„Das ſind extravagante Reden, lieber Belloſi" — ſprach ſie mit auffallend ruhiger Stimme — „an welche ich nicht glaube."

„Extravagant? Wiſſen Sie denn, wie ſich der ſogenannte Cavaliere di Nota benommen hat in einem Ehrenhandel mit dem Juden Samuele?"

„Brauch' ich das zu wiſſen?"

„Ja, recht ſehr. Der Jude hat ſich zum Piſtolenduell geſtellt wie ein Edelmann, der Herr Cavaliere aber iſt ausgeriſſen wie ein Lump. Ermeſſen Sie, was das für einen Eindruck gemacht hat in der guten Geſellſchaft. Man reißt ſich um Ruben Samuele."

„Belloſi?!"

„Wahr und wahrhaftig."

„Nun, wie dem auch ſei, ich muß ein unerfahrenes junges Mädchen zurückhalten, welches nicht weiß, wohin ſolche Bekanntſchaft führt. Mich, lieber Freund, führt das Alles ins Grab. Es iſt nämlich offenbar, daß Camilla auf alle meine Vorſtellungen nicht hört. Sie ſchweigt verſtockt und doch lieb' ich das Mädchen immer mehr. Was willſt du" — rief ſie der verſtört ins Zimmer ſtürzenden Marcia zu — „du haſt nicht aufgepaßt und die Herren hereingelaſſen. Du taugſt nichts. Jetzt geh' deiner Wege."

Als Marcia beſtürzt das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte Belloſi ſchweren Tones: „Dies iſt ein bedenklicher Dienſtbote."

„Warum bedenklich?“

„Sie iſt verliebt in Herrn Ruben Samuele.“

„Was?“

„Ihm ſtrömen eben alle Weiber zu. Um ihn zu ſehen, bringt ſie ihm Nachrichten hier aus dem Hauſe.“

„Warum nicht gar!“

„Vor einer Stunde erſt war ſie in ſeinem Zimmer — ich ſelbſt hab's geſehen — und ſchilderte ihm die Zuſtände hier in der Villa der Signora Molitore in der abſcheulichſten Weiſe. Gerade als ob Signora Molitore eine überſpannte Närrin wäre und ihre Nichte grauſam mißhandelte. Sie hielt das Mädchen in empörender Gefangenſchaft.“

„Freche Lügnerin! Frech. Oeffnen Sie jene Zimmerthür und Sie werden Camilla ſehen, die über Büchern ſitzt und ſtudirt.“

Belloſi zögerte keinen Augenblick, und während er nach jener Zimmerthür ging, ſetzte Frau Molitore hinzu: „Solch eine klatſchende Magd muß binnen 24 Stunden aus dem Hauſe.“

„Vierundzwanzig Stunden ſind zu lang,“ ſagte Belloſi noch, während er die Thür öffnete.

„Abbate, rufen Sie die nichtswürdige Perſon herein. Belloſi hat Recht. Ich jage ſie auf der Stelle fort.“

Das geſchah, und weil dies nicht ohne Hin- und Widerrede abging, ſo erhielt Belloſi Zeit zu einem Geſpräch mit Camilla.

Dieſe ſaß in der That über Büchern.

„Was ſtudiren Sie denn da, Signorina?“ fragte freundlichſt Belloſi.

„Die Geſchichte der Juden ſtudir' ich. In der Bibliothek des verſtorbenen Onkels hab' ich die Bücher gefunden.“

„Und die Juden beſonders intereſſiren Sie?“

„Ja wohl. Sie wiſſen doch, was wir erlebt haben. Die Tante aber billigte die Mißhandlung, weil ſie einen Juden traf und ſchalt mich, ſchalt mich immer heftiger, weil ich ihren Zorn nicht verſtand. Ich verſtand ihn wirklich nicht. Da holte ich mir dieſe Bücher, um das jüdiſche Volk kennen zu lernen.“

„Nun, und —?“

„Nun ich finde, daß es ein ſehr eigenthümliches Volk iſt, welches mit großer Aufopferung an ſeinem Glauben gehangen.

„Sie verachten alſo die Juden nicht?“

„Wie ſollte ich!“

„Und doch antworten Sie nicht auf Rubens Brief.“

„Sie wiſſen davon?“

„Ruben iſt in Verzweiflung, weil er aus Ihrem Stillſchweigen ſchließt, daß Sie in das allgemeine Vorurtheil gegen die Juden einſtimmen.“

„Wie ſoll ich antworten? Die Tante wünſcht nicht, daß ich das Zimmer verlaſſe und einen Boten hab' ich nicht. Marcia iſt Rubens Feindin.“

„Sie haben aber die Antwort aufgeſchrieben? Nehmen Sie mich zum Boten.“

„Ich habe nichts aufgeſchrieben, weil ich die ganze Sache nicht verſtehe. Sind denn die Juden ganz andere Menſchen als wir? Rubens Brief hat mich verwirrt. Er behandelt ſich ſelbſt darin wie einen Verbrecher und doch iſt er ehrlich und aufrichtig. Wie reimt ſich das? Warum denn Verbrecher? Da liegen Räthſel, die ich nicht auflöſen kann.

„Vielleicht kann ſie Ruben auflöſen, wenn Sie ihn ſprechen wollen.“

„Vielleicht. Aber ich kann ihn ja nicht ſprechen. Die abſcheuliche Marcia läßt mich nicht aus den Augen.“

„Marcia wird fortgejagt.“

„Ah!“

„Der Tante hab' ich ſoeben erklärt, daß ſie auf falſchem Wege ſei mit ihrem Judenhaſſe, ſie wird alſo Ihnen gegenüber nicht mehr an halbe Gefangenſchaft denken und Sie können getroſt zur Platane hinauf kommen, wo Ruben Sie erwarten wird.“

„Morgen?“

„Morgen früh, wenn die nervöſe Tante noch ſchlaft.“

„Belloſi!“ — rief jetzt die Tante im anſtoßenden Zimmer — „verderben Sie mir das Mädchen nicht mit Ihren freigeiſtigen Gedanken. Sie iſt ohnedies ſchon eigenſinnig genug.“

„Eigenſinn iſt Charakter, meine Gnädige“ — rief er laut, und indem er ging, wiederholte er für Camilla halblaut: „alſo morgen früh.“

Er ſetzte ſich alsdann noch eine Weile ans Bett zu Frau Molitore und machte ihr ſanfte Vorwürfe, daß ſie ihr Leben nicht zu genießen verſtehe, obwohl ſie von den günſtigſten Verhältniſſen umgeben wäre.

„Ach!“ — ſeufzte ſie — wie ſoll ich genießen, wenn ich immerfort geärgert werde!“

„Der Aerger kommt von Ihnen, nicht von Andern. Sie laſſen das Beſte, was Sie in ſich beſitzen, nicht aufkommen.“

„Was denn?“

„Die Liebe.“

„Ach, eine alte Frau und Liebe!“

„Es handelt ſich nicht um das Geliebtwerden — und das kommt auch — es handelt ſich um Liebe. Und

Ihnen liegt sie so nahe! Ein schönes, reines, edles Geschöpf, diese Camilla gehört zu Ihnen und ist bereit, Sie hingebend zu lieben, wenn Sie es ihr nur möglich machen. Thun Sie das? Es erwächst in ihr offenbar eine Neigung —"

„Zu einem Juden."

„Mensch ist Mensch und dieser ist ein liebenswürdiger Mensch. Das weiß Niemand besser als Sie selbst."

„Ich?"

„Ja Sie. Ihr guter Geschmack hat auf den ersten Blick für ihn gesprochen. Wäre es nun nicht natürlich, daß Sie freundlich zusähen und Liebe entwickelten für Ihre Nichte, um Liebe zu gewinnen von ihr und von ihm und sich selbst dadurch zu beglücken? Nicht?"

„Ich glaube gar, Sie sprechen von einer dauernden Verbindung mit einem Juden! Das geht ja gar nicht. Zunächst müßte er doch sich taufen lassen."

„Daran hindert ihn zunächst die Pietät für seinen Vater. Er ist ein guter Sohn, das ist viel werth. Und der alte Abraham wird nicht ewig leben."

„Alsdann sein eigener Stolz. Er ist stolz, ich weiß es: er wird sich nicht zum Uebertritt entschließen."

„Liebe überwindet Alles. Glauben Sie mir, einem erfahrenen Praktiker, und lassen Sie Ihr gutes Herz sprechen, um allen Aerger los zu werden. Darf er herkommen?"

„Wer?"

„Herr Ruben."

„Ei bewahre! Sie enthüllen sich also, Signor Belloni, als einen Kuppler. Das verbitt' ich mir. Lassen Sie mich allein, meine Nerven vertragen keine Geselligkeit mehr."

„Ich gehe, aber ich gehe getröstet. Ich kenne Ihr

Herz beſſer als Sie ſelbſt und weiß, daß es überzeugend ſprechen wird zu Ihrem eigenen Wohlſein.“

So ging er und erlitt unten im Hausflur noch eine heftige Scene von Marcia, welche ihr Bündel ſchnürte und ihm alles mögliche Schlimme wünſchte für ſeine Heldenthat gegen ein armes Dienſtmädchen.

„So arm und ſo falſch! Du haſt aber guten Geſchmack, Marcia, und das iſt was werth. Trachte nun auch, ein gutes Herz zu bekommen, dann wirſt du glücklich werden.“

Sie ſchalt hinter ihm her, er aber war ſehr zufrieden mit ſich und freute ſich königlich darauf, Ruben gute Botſchaft bringen zu können. „Ja“ — ſagte er ſich — „Belloſi, du biſt ein Herr Epikuräer und heut' wird dir, nachdem du dich ſo gut aufgeführt, Eſſen und Trinken doppelt angenehm ſchmecken.“

XIX.

Man verlaſſe ſich doch nicht auf hyſteriſche Weiber! Belloſi war noch gar nicht lange fort, da ſchlug das Wetter um bei Frau Molitore. Sie hatte zwar mit einiger Geneigtheit Belloſi's verſöhnlichen Vorſchlägen zugehört, aber da verdarb die häusliche Unbequemlichkeit die freundliche Stimmung. Die fortgejagte Marcia ſollte durch eine andre Magd erſetzt werden, die andre Magd erwies ſich jedoch ungeſchickt und Frau Molitore wurde gleich wieder bitterböſe. Camilla wurde vors Bett citirt und mit Vorwürfen überhäuft wegen ihrer ruchtlichen Neigung zu einem Juden. „Fehlt es dir denn an der natürlichen Empfindung,“ eiferte Frau Molitore — „daß der Jude ein fremdartiges, abſtoßendes Geſchöpf iſt?“

„Ja, die Empfindung fehlt mir.“

„Verstocktes, unreifes Mädchen!“

„Unreif mag ich wohl sein. Lassen Sie mir Zeit. Jetzt hab' ich so viel gehört von der Widerwärtigkeit der Juden, jetzt werd' ich Acht haben, wenn ich Signor Samuele wieder sehe, ob —“

„Du sollst ihn nicht wieder seh'n, ich verbiet' es.“

„Dann werd' ich auch nicht ins Klare kommen über Ihren Widerwillen, den ich nicht verstehe. Sind Sie Ihrer Sache so sicher, dann können Sie mich ja prüfen lassen.“

„Geh' mir aus den Augen! Du bist naseweis.“

Auf der andern Seite erfuhr auch Bellosi eine Enttäuschung. Er freute sich so, Ruben gute Nachricht zu bringen und als er in dessen Wohnung kam, fand er ihn nicht, sondern nur Manasse und Moses, welche in lebhafter Besorgniß waren um ihn. Er hatte sich nämlich bereit gezeigt, Farmer beizuspringen mit einer Geldsumme. Um Farmer aufzusuchen, war er ausgegangen und Manasse jammerte: wenn solche Summen aus unserm Geschäfte entnommen werden, dann laufen wir Gefahr unsern Verpflichtungen nicht nachkommen zu können, sobald die Leute wieder haufenweise an unsere Kasse dringen und das wird sicher geschehn, wenn man merkt, daß wir Farmer Geld gegeben.“

„Und steht es denn immer noch schlecht mit Farmer?“

„Immer schlechter. Die Course von Wien sind soeben wieder noch niedriger angekommen und Farmers Papiere sind von den Wiener Coursen abhängig. Er wird sich nicht halten können und Ruben wird auch unser Geld in diesen Abgrund werfen.“

Da kam Ruben, er hatte Farmer nicht gefunden.

Bellosi rief ihm entgegen: „Und Sie wollen sich ruiniren für einen Börsenschwindler?!“

„Ich muß mir leider nachſagen, daß ich anfangs auch ſo befangen war, Farmer das Geld abzuſchlagen. Jetzt ſchäm' ich mich dieſer Rohheit. Farmer hat ſeiner Zeit mir geholfen, er darf jetzt Beiſtand von mir erwarten."

„Falſch! Ein Börſenſpieler iſt ein Spieler und hat als ſolcher keinen Anſpruch auf Unterſtützung. Sie hilft ihm auch gar nichts, ſo weit ich Farmers Engagements kenne. Ihr ganzes Vermögen iſt nur ein Tropfen in dem Meere der Farmerſchen Verpflichtungen. Ihr Opfer nutzt ihm nichts und vernichtet Sie."

„Das wiſſen wir nicht. Oft entſcheidet bei ſolchen Fällen eine kleine Summe, wenn ſie am richtigen Orte zur richtigen Stunde verwendet wird. Ich aber kann mein Gewiſſen nicht mit Undankbarkeit belaſten."

„Ach, Sie verdienen gar nicht, was ich Ihnen bringe. Alſo! —"

Und nun erzählte er ausführlich.

Die Wirkung war zauberhaft. Ruben nahm Alles, was Camilla's nur angedeutete Empfindung betraf, als offen eingeſtandene Liebe und Treue. Gewiß hatte es trotz allem Jammers ſtill in ihm gelegen, daß ſie ihn nicht verleugnen werde, und ſo genügten ihm dieſe halben Zugeſtändniſſe, ja entzückten ihn. Er umarmte Belloſi und dankte mit hingebenden Worten. Dann erklärte er: „Ich muß ins Freie, macht hier was ihr wollt, nur zahlt Farmer die Summe, welche er verlangt und laßt mich heute und morgen unbehelligt von jedem Geſchäft."

Fort eilte er. Wohin? Natürlich zur Platane hinauf, obwohl er dort erſt am nächſten Morgen Camilla erwarten durfte.

Verblüfft von ſo ſtürmiſchem Gefühlsausbruche folgte ihm Moſes die nächſte Straße entlang. Er wußte ſelbſt

nicht warum und blieb endlich ſteh'n, ſich fragend, was ſeine Aufregung bedeute?

Er wußte auch das nicht. In der That war in den letzten Tagen eine Veränderung mit ihm vorgegangen: der Geſchäftstrieb war zurückgetreten, das fortwährende Mitfühlen des Liebeslebens, welches ſeinen verehrten Ruben auf- und niederſchwang, nahm ihm Sinn und Gedanken in Anſpruch und eine unbeſtimmte Sehnſucht war in ihm aufgeregt.

Dieſer Moſes war eine ſogenannte Natur und die Frage war in ihm aufgewacht: Kannſt du nicht auch ſo lieben wie Ruben? Es muß doch entzückend ſein. Wen denn? — Das Bild eines ſchönen Mädchens ſchob ſich vor den Sinn. Oh, oh, oh! rief er eben, nein, nein! — Das Bild war Marcia.

Und das Wunderlichſte war: ſie ſtand augenblicklich und perſönlich vor ihm. Das heißt: ſie ſaß vor ihm. Am Gaſſenladen Veitls, bis zu welchem er Ruben nachgelaufen war, da ſaß ſie und blickte Ruben nach, der vorübergeeilt war, ohne ſie zu bemerken. Bildſauber ſah ſie aus, das mußte ihr Feind eingeſtehen, und Moſes konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, wie ſehr er ihren moraliſchen Charakter verabſcheuen mochte: Eine Umarmung dieſes Mädchens wäre ein Opfer werth und er ſelbſt wäre bereit, dies Opfer zu bringen. Er ſtarrte ſie an, als wollte er ſie verſchlingen.

Veitl hatte ihr Unterſtand in ſeiner Junggeſellenwirthſchaft bewilligt, bis ſie einen neuen Dienſt gefunden und jetzt ſaß ſie als Lockmittel da vor ſeinem Laden, um Vorübergehende zum Stehenbleiben zu veranlaſſen. Mancher kaufte dabei eine Scharteke der ausgelegten Schriften, um länger ſtehen bleiben zu können. Veitl verſtand den kleinen Handel.

Als ſie endlich den Kopf wendete und Moſes gewahr

wurde, ſtreckte ſie ihm die Zunge entgegen, fuhr aber erſchreckt in die Höhe, als Moſes mit ausgebreiteten Armen auf ſie zuging — er wollte ſie wirklich umarmen, ſo überſpannt war er augenblicklich.

Marcia war in den Laden zurückgetreten, Veitl war herzugehumpelt und hatte ſich vor ſie hingeſtellt, Moſes mit Schimpfreden überſchüttend.

Dadurch ließ ſich Moſes fortreißen Dinge zu ſagen, welche dieſem Gelichter verborgen bleiben mußten, blos um Marcia und Veitl zu ärgern. Darunter deutlich genug, daß Ruben und Camilla trotz aller Verleumdung und Verhetzung zu einander kämen, mit einander glücklich würden. Und erſt als er ſah, daß Veitl und Marcia einander zuwinkten, wurde er inne, daß er eine Dummheit gemacht und ging weiter. **Wozu neuerdings die Freunde aufreizen?**

Die verliebte Stimmung aber blieb aufrecht. Eben hatte er Marcia umarmen wollen und jetzt, als er in die Nähe der Villa kam, tauchte das Bild Camillens, der ſchönen Camilla! vor ihm auf. Aus Reſpect vor Ruben wagte er es nicht, ſie umarmen zu wollen, aber anſchau'n, anſchau'n! Das war doch ein feines Feſt. **Und warum nicht?** Geh' hinein. Im ſchlimmſten Falle wirſt du hinaus geworfen. Nun, das wär' nichts Neues. Im günſtigſten Falle aber ſchlängelſt du dich an der alten Tante vorüber bis zur jungen Camilla und — ja richtig! übergibſt ihr, — du haſt ihn ja noch in der Taſche, den Brief von Rubens Mutter. Während ſie ihn lieſt, oder auch nicht lieſt, ſagſt du ihr in vertraulichem Tone — wie reizend wird ſie dazu dich anſchauen! — daß Ruben gerade jetzt oben bei der Platane ſei und auf ſie warte. Es wäre rathſam, ihn nicht warten zu laſſen, denn ob es ihr morgen früh gelänge, wie Belloſi geſagt, unbemerkt aus dem Hauſe zu kommen, das ſei doch ſehr zweifel-

haft, jetzt sei der Augenblick günstig, der vortreffliche Moses decke den Rückzug.

Das klang und klingt ja wie Schwindel, aber seine gespannte Verliebtheit hielt die überschwenglichsten Dinge für erreichbar und er eilte spornstreichs über die Villa hinaus, um nachzuschau'n, ob Ruben auch wirklich bei der Platane wäre. —

Ja, er war da. Hurrah! flüsterte er sich zu, hinein! Bring', wenn's nicht glatt abgeht, die Dinge in der Villa zum Knallen, das ist ja doch zuletzt unerläßlich, wenn aus der ganzen Geschichte etwas werden soll, und — er trat wirklich keck ins Haus.

Die Unverschämtheit hatte, wie so oft, ihr Glück in der Tasche, er traf es sehr günstig: in der Villa herrschte augenblicklich eine Art Siesta. Die kranke Hausfrau mit den erschöpften Nerven schlief und die Dienerschaft, für welche die unruhige Marcia fehlte, that desgleichen, sie faullenzte wenigstens in der Küche.

Unbemerkt kam Moses in den ersten Stock hinauf und öffnete dort die Thür zum Zimmer der Hausfrau. Er that es vorsichtig. Bellosi's Erzählung nach ging ja der Weg zu Camilla durch dieses Zimmer. Richtig, die Thür des folgenden Zimmers stand offen, er sah Signorina Camilla am Schreibtische und — Frau Molitore schlief, schlief fest.

Auf den Fußspitzen bewegte er sich an der schlafenden Dame vorüber der schreibenden Dame zu, der jungen! Ihre Schönheit ist noch feiner, als die der Marcia, flüsterte sein lüsterner Sinn, und an der Schwelle der offenen Thür blieb er stehen, sie mit Entzücken betrachtend.

Da regte sich Frau Molitore. Er war so frech, gar nicht zu erschrecken, sondern das Weitere ruhig abzuwarten. Es erfolgte auch nichts, Frau Molitore schlief weiter. Aber

Camilla, welche ihm bisher den Rücken gekehrt, drehte sich um und wurde seiner gewahr.

Wenn sie erschrak und schrie! Nein, sie schrie nicht, sie betrug sich wie eine Gefangene und fragte halblaut: „Was bringst du?“

„Einen Brief der Mutter hier! — und die Nachricht, daß er jetzt unter der Platane sitzen wird und daß ich Sie begleiten möchte bis an den Berg. Das Haus ist still und todt, Niemand wird Sie aufhalten.“

Camilla stand auf, nahm den Brief, legte ihn auf den Tisch und nickte mit dem Haupte. Dann griff sie nach Hut und Shawl und ging lächelnd an ihm vorüber durchs Zimmer der Tante hinaus. Das geschah so leise wie möglich, indem sie nach der Schlafenden zurückblickte. So still wie möglich folgte ihr Moses, ohne nach der Tante zurückzublicken, bis an den Aufstieg zur Platane hinauf. Dort blieb er zurück und sah ihr seufzend nach.

Er setzte sich auf einen Stein. Wacht halten wollte er nun seine aufgestörten Gefühle behaglich aufathmen lassen.

Stets ein armer Teufel, war er ganz zufrieden mit den idealen Genüssen, welche ihm in der letzten halben Stunde die schöne Marcia und Camilla gewährt hatten. Und auch außen war ja das Beste erreicht: Camilla ging soeben Ruben entgegen und eine Störung — halt, halt! er selbst konnte eine Störung aufgeweckt haben. Marcia! Er hatte geprahlt, hatte die wahrscheinlich Eifersüchtige herausgefordert. Marcia hatte Ruben vorübergehen sehen, sie konnte kommen und Alles verderben.

Was war da zu verderben? Nichts. Camilla ging so unbefangen dahin und grüßte schon von Weitem mit der Hand den erstaunten Ruben. An ihr schien jeglicher Zwiespalt unbemerkt vorüber gegangen zu sein.

„Warum ſo ſpät?“ rief ſie.

„Camilla, Engel, du zürnſt nicht?“

„Weshalb ſollt' ich zürnen? Daß du ein Jude biſt?“

„Ja.“

„Ich ſchau dich an: du biſt derſelbe, der du vorgeſtern warſt, als ich nichts von deiner Herkunft wußte. Laß dich betrachten! Ja du biſt unverändert, biſt ganz derſelbe, den ich vorgeſtern liebte, weshalb ſollt' ich zürnen?“

„Und das Vorurtheil der Tante und aller Uebrigen?“

„Hat mir gar keinen Eindruck gemacht. Setzen wir uns und erzähle mir, wie es dir ergangen. Nach deinem Briefe an mich, unruhig. Ohne Noth. Du hätteſt mir nicht mißtrauen ſollen.“

Kurz, die reine, volle Neigung zweier Menſchen zu einander zeigte ſich erhaben über den Dunſtkreis geſellſchaftlicher Vorſtellungen. Sie waren und blieben einig, einander anzugehören, und kamen überein, nun auch demgemäß zu handeln. Camilla war bereit, der Tante offen entgegen zu treten, ſobald Ruben ſie rufen würde, und Ruben war entſchloſſen, die Schonung ſeines Vaters hintanzuſetzen. Die ungerechte Behandlung, welche er neuerdings vom Vater erfahren, hatte ihn empört — da drang Lärm herauf zu ihnen. Sie hörten zankende, ſchreiende Stimmen. Marcia war gekommen und nur gewaltſam durch Moſes zurückgehalten worden.

Als er ſich ſtärker denn ſie erwieſen, war ſie zurück in die Villa gelaufen und hatte geſchrien: der ſchöne Jude entführt die Signorina Camilla! Und mit dieſem Schreien hatte ſie es dahin gebracht, daß Frau Molitore im Freien erſchien, um ihre Nichte zu retten. Ein Diener und eine Magd begleiteten ſie, und der unvermeidliche Moſes trat ihr als Parlamentär entgegen. Er hatte eiligſt Ruben und Camilla

unterrichtet von dem Ueberfalle durch den Feind, und versicherte jetzt der Frau Molitore, daß die Liebesleute ihr entgegen kämen, um ihre Befehle zu vernehmen.

Sie war außer sich. In unpassender und unzureichender Kleidung auf die Landstraße hinaus und erleben zu müssen, daß Ruben und Camilla ohne ein Zeichen von Verlegenheit ihr einfach anzeigten: sie hätten sich verlobt — und hofften auf ihren Segen — das war doch mindestens unerhört.

Es ereignete sich aber also.

XX.

Die Folgen dieses Vorganges waren außerordentlich. Frau Molitore war aus Rand und Band. Sie hatte schon, ehe Marcia geschrien die Abwesenheit Camillas bemerkt, und hatte den auf dem Tische liegenden Brief von Rubens Mutter gelesen. Solch intimer Verkehr mit Juden war zu entsetzlich.

Jetzt bei der unerhört festen Erklärung der Liebesleute, daß Sie zu einander gehören und sich nicht mehr trennen lassen wollten, stand ihr der Verstand still. Sie erwiederte kein Wort; sie konnte es nicht, so entsetzt war sie. Nur in's Zimmer! in's Zimmer! brachte sie heiser heraus gegen Camilla, und trieb sie in's Haus.

Camilla wendete sich im Gehen zu Ruben und sagte nur: „Es bleibt beschlossen, Ruben.“

Woher nimmt das Mädchen die Dreistigkeit?! dachte Frau Molitore.

Ruben rief ihr nach: „Uebernehmen Sie sich, gnädige

Frau, nicht gegen Camilla! Sie iſt ein freies Geſchöpf und ich werde Rechenſchaft von Ihnen fordern."

Dann ging er langſam nach der Stadt, Moſes hinter ihm, durch und durch erſchrocken. „Du biſt ſchuld! du biſt ſchuld!" ſagte er vor ſich hin.

„Beruhige dich, Moſes; kommen mußte es."

Marcia flog ihnen voraus. Veitl, der ſich natürlich auch eingeſtellt, konnte es ihr nicht gleich thun an Schnelligkeit und rief: „Sachte, ſachte, wir kommen zurecht. Der Menſch hat's ja ausgeſprochen, daß er die Chriſtin heirathen will, ſich alſo taufen laſſen muß. Das ſoll ſogleich die ganze Judenſchaft erfahren und der alte Abraham Allem voraus. Das bricht Ruben den Hals. Ich geh' zur Synagoge, geh' du zu deinen Bekannten und erzähl' es."

Bis zum andern Tage war das Alles verbreitet; die ganze Stadt wußte es. Nur der alte Abraham noch nicht. Es hatte ſich doch Niemand getraut, dem alten gebrechlichen Manne dieſen Schlag auszutheilen. Nur Veitl wäre deſſen fähig geweſen, aber er war dem Alten nicht begegnet. Abraham war unwohl und war nicht zum Tempel gekommen.

Sie war doppelt pikant, dieſe jüdiſche Begebenheit, weil ſie zuſammenfiel mit Farmers Börſenſchickſal, welches Ruben mit betraf. Farmer hatte die Hilfsſumme von Manaſſe eingefordert. Sie ſchien nicht zugereicht zu haben, denn es wurde klar und allgemein: der freche Spekulant Farmer iſt geſtürzt. Den Vormittag über war es zweifelhaft, ob er wenigſtens redlich zahlen würde, ſo weit er's vermöchte, oder ob er die Flucht ergreifen würde.

Letztere Abſicht hatte er aber durchaus nicht. Er ſagte Jedermann: „Man muß zahlen bis auf das letzte Hemd, wenn man wieder leben will; ein Betrüger muß verfaulen."

So hatte er den Tag über noch Alles auf eine Abend-

depesche gestellt, welche angekündigt war. Sie traf ein und war nachtheilig. Nun ergab er sich vollständig in den Untergang, und ersuchte den herbeigerufenen Freund Bellosi seine Maitresse auf das abgehende Dampfschiff zu begleiten. Ihre Neigung gehe wohl zu Ende mit seinem Besitze, und der Abschied müsse ihr erleichtert werden. Bellosi befragte sie und kam zurück mit dem Bescheide, die artige Dame Carmen hätte sich theilnahmsvoll geäußert über Signor Farmer. „Kann ich" — schloß Bellosi — „Ihnen noch etwas nützen, tapfrer Mann?"

„Ja" — erwiederte Farmer, indem er sich an den Schreibtisch setzte, „bitten Sie sogleich den Redacteur unsrer Zeitung, mir heute Nacht Platz zu lassen, für einen Artikel, welcher mein Börsenschicksal betrifft. Ich schreibe ihn jetzt, und sende ihm das Manuskript stückweise durch meinen Diener, welcher auffallender Weise noch nicht fortgelaufen ist."

Bellosi fand die Fassung des Hingerichteten lobenswerth, und ging. Farmer schrieb.

Am nächsten Morgen lasen die Triester, warum Farmers Spekulationen verunglückt wären. Nicht durch Schuld falscher Berechnung, sondern durch unberechenbaren Zufall. Der deutsche Kaiser sei mit einem Schnupfen aufgewacht; daraus hätte die Börse Krankheit und Gefahr in Scene gesetzt und alle Werthe verwirrt. Binnen zwei Tagen könnte die Verwirrung gehoben und er wieder ein reicher Mann sein, aber er behielte nicht die Zeit, das abzuwarten. Wie richtig seine Behauptung wäre, das wolle er beweisen. Eine Summe, welche das Haus Ruben Samuel — vorgestreckt, habe er nicht zu seiner Deckung benutzt, sondern er habe sie in demselben Papier angelegt, welches ihm jetzt den Hals breche. Nach einigen Tagen werde man erfahren, daß diese Summe ein glänzendes Geschäft gemacht habe.

Ruben selbst erfuhr dies erst am Morgen durch die Zeitungsartikel. Er fürchtete, man werde nun seine Kasse wieder überlaufen, weil sie geschwächt erscheint, aber nein, das geschah nicht. Der Artikel Farmers imponirte den Geschäftsleuten.

Uebrigens war Ruben in gedrückter Stimmung. Nicht bloß des Farmerschen Schicksals halber. Der tapfere Aufschwung gestern, gegenüber der Tante Molitore, war heute gesunken. Er sah ein, daß er seinen Vater, wie ungerecht auch dieser gegen ihn verfahren, doch den Schmerz eines Uebertritts nicht anthun durfte. Und doch war es in die Oeffentlichkeit gekommen, daß er es thun wollte.

Sorgenvoll hörte er Moses an, welcher am Morgen kam und erzählte, daß die jüdische Stadt durch einander laufe wie ein Ameisenhaufen. Farmers Bankerott und Rubens Taufe waren in Aller Munde.

Und seine Besorgniß erwies sich nur allzu begründet. Schon in den nächsten Stunden. Die Juden Triest's waren durch diese Vorgänge in lebhafte Bewegung gerathen, und sammelten sich in ungewöhnlicher Menge vor der Synagoge. Sogar der uralte Rabbi Aaron war da. Er hatte sich heraus gewagt, weil die Sonne warm schien. Um ihn gruppirten sich die Sprecher, unter ihnen Veitl, welcher sich hervorthat in Anklagen Rubens. „Sei still" — sagte der Rabbi — „dort kommt Abraham, der Vater Rubens. Er soll es von uns nicht erfahren, wenn er's noch nicht weiß."

Abraham wußte nichts. Seine Frau und Manasse hatten alle Nachrichten vor ihm verhehlt Er trat zum Rabbi, grüßte und fragte, warum so viel Menschheit da wäre.

Man wich aus mit der Antwort, denn der alte Mann sah so gebrechlich aus, daß man meinte, ein Schreck könnte ihn niederwerfen.

Zu derſelben Zeit, es war etwa zehn Uhr Vormittags, ſchrieb Ruben einen Brief an Camilla, um ihr auseinander zu ſetzen, daß er zu viel geſagt hätte für die Tante. Zu viel, indem er ſeine ſofortige Verlobung angekündigt mit Camilla. Wie ſehr das auch übereinſtimme mit ſeines Herzens Wünſchen, ſo hätte er ſich doch hinterher eingeſtehen müſſen, daß ſolch eine öffentliche Erklärung ein Frevel geweſen gegen ſeinen Vater. Es würde einen zerſchmetternden Eindruck auf den alten Mann machen, wenn es bekannt würde, daß ſein Sohn vom Glauben ſeiner Väter abgefallen wäre.

Ruben war noch nicht zu Ende mit dem Briefe, da hörte er Lärm im Hausflur, und hörte das heftigſte Zuſchlagen einer Thür. Es ſchien ihm als ob ein heftiger Ausruf Manaſſes dazwiſchen klänge. Er ſtand auf und ging hinaus. Es war nichts zu ſehen. Er trat in's Comptoir, wo Manaſſe das Wechſelgeſchäft zu führen hatte, und fand das Comptoir leer. Er wartete; Manaſſe kam aber nicht. Dafür ſtellte ſich ein bekannter Kunde ein, welcher eine kleine Summe in Mark gewechſelt haben wollte. Dieſer erzählte, daß vor der Synagoge ein großer Zuſammenlauf ſtattfände. Ein alter Jude ſei ohnmächtig zuſammengeſtürzt, und wie es heißt Todes verblichen.

Ruben erſchrak in beſonderer Weiſe ohne zu wiſſen warum? und rief den hereinſtürzenden Moſes heftig entgegen: „Was iſt? Was iſt?“

Moſes war athemlos, und konnte keine Worte finden. Mühſam brachte er endlich heraus: „Vater Abraham iſt todt.“

„Mein Vater! Um Gotteswillen —“

„Wie es geſcheh'n iſt? Wer mag's wiſſen, wer mag's ſagen! Der alte Mann iſt ganz ſchwächlich auf dem Platze angekommen, und juſt wie er den Aaron, den Rabbi begrüßt hat, da iſt er hingefallen.“

Moſes wußte mehr, aber er verſchwieg es, um Ruben zu ſchonen. Veitl hatte ihm zugerufen: „Da habt Ihr's! Man hat dem Vater Abraham geſagt, daß ſein Sohn Ruben ſich mit einer Chriſtin verlobt hat, und ſich taufen läßt — da hat den alten Mann der Schlag getroffen.“

Und andere Juden hatten den forteilenden Moſes nachgerufen: „Der Ruben iſt ein Mörder.“

Konnte er das ſeinem geliebten Ruben ſagen? Nein. Und Niemand ſagte es ihm. Ruben lief nach dem Hauſe der Eltern, wohin die Leiche gebracht worden war, und ſcheu blickten die Leute auf ihn, denen er begegnete, aber Keiner ſprach zu ihm. Auch die Mutter und Manaſſe ſagten es nicht. Sie wußten es nicht. Aber innerhalb einer Stunde wußte es ganz Trieſt.

Jüdiſche Leichen werden raſch begraben. Ruben hatte am Begräbniſſe theilgenommen und nichts erfahren. Mörder nannte man ihn, aber Niemand ſprach es laut.

Daß der alte gebrechliche Mann einem Schlagfluſſe ausgeſetzt war, hatte nichts Auffallendes, dennoch hatte Ruben die größte Noth, den Gedanken abzuweiſen, daß ſein Liebesverhältniß mitthätig geweſen wäre bei dieſem Todesfalle. Der Gedanke wich nicht von ihm.

Daran — ſagte er ſich — ſind die Menſchen ſchuld um Dich her; ſie gehen dir alle aus dem Wege. Thun ſie das, weil du nicht wahrhaftig Trauer empfindeſt, denn das große Hinderniß für dein Liebesleben iſt nun aus dem Wege geräumt? O, wie garſtig!

Farmer ſogar und Belloſi zogen ſich von ihm zurück. Sie entdeckten aus ſeinen Reden, daß er die wahre Veranlaſſung des Todes nicht kannte, und ſie wollten ihn ſchonen. Moſes blieb treu um ihn, aber nicht um die Welt hätte er ihn aufgeklärt.

So vergingen einige Tage — da erhielt er einen Brief von Camilla, der lautete: „Lieber Ruben, nun freilich sind wir verloren. Daß wir schuld sind am Tode deines Vaters, das lastet auf uns wie ein Verbrechen. O Gott! Wie hart, wie grausam ist es, uns so zu trennen? Ich weine und weine, und denke bei den Vorwürfen der Tante nur an das Kloster bei Ancona. Untreu werde ich dir niemals."

Was heißt das?! Es wurde schwarz vor den Augen Rubens, Was heißt das? „Moses komm her, lies diesen Brief, und sage mir was er bedeutet."

Nun blieb dem armen Moses nichts übrig, als einzugestehen, daß die Nachricht von Rubens Glaubenswechsel den Greis bis in den Tod erschreckt habe.

Dies war die Vernichtung selbst für den armen Ruben. Da gab's kein Hoffen mehr, gab's keinen Widerspruch.

In der natürlichen Empfindung jedes Menschen lag die Unmöglichkeit, daß zwei Liebesleute einander angehören könnten, nachdem der Vater durch sie getödtet worden. Schweigend, wortlos lebte er die nächste Zeit dahin. Aber fleißig. Als müßte er täglich eine Wolke zieh'n, über seinen Tag, wurde er thätiger Geschäftsmann, der er nie gewesen. Und wie zur gemeinen Entschädigung gelang in diesem Bereiche Alles. Vom verstorbenen Vater fiel ihm auch eine stattliche Erbschaft, zu, welche das Bankiergeschäft in Compagnie mit Manasse erweitern ließ, und die spekulative Thätigkeit mit Farmer nahm einen großen Aufschwung. Farmer hatte Recht behalten mit dem abgesonderten Anlageposten der Ruben'schen Summe: sie hatte Früchte getragen, hatte Mittel gebracht für Farmer selbst zu neuen Geschäften. Alles was unternommen wurde von Farmer und Samuele gedieh, und es hätte nichts gefehlt zu glänzender Einrichtung eines Hausstandes für Ruben, wenn die Braut nicht gefehlt hätte.

Ruben ſprach nicht mehr davon, auch nicht mit Farmer und Belloſi, welche nun wieder getreu mit ihm verkehrten. Getreu aber ſelten. Er lebte im Grunde allein. Daß die Menſchen ihn ſcheu anblickten, ja ihm ein Attentat auf ſeinen Vater nachſagten, das blieb ihm nicht mehr verborgen. Er empfand es täglich, ſtündlich. Nur Moſes, der ſich zu ſeinem Diener eingerichtet hatte, war ihm ein kleiner Troſt.

So vergingen einige Wochen — da ſagte er eines Morgens beim Erwachen, als die Sonne hell auf ſein Bett ſchien: „Moſes, heut will ich mich putzen. Bring mir meinen Geſellſchaftsanzug, ich will noch Vormittags, da die Sonne ſo voll ſcheint, einen Beſuch machen. Ahnſt du, wo?“

„Ja.“

„Nun?“

„In der Villa.“

„Solch ein aufmerkſamer Trödeljude kennt mich beſſer als die ganze Welt. Aber Camilla wird mich auch kennen, Sie wird, wenn ich überraſchend komme, doch auf der Stelle wiſſen, daß ich nicht ankämpfen will gegen das Schickſal unſerer Trennung, aber daß ich ſie abſolut noch einmal ſehen, daß ich Abſchied nehmen muß von ihr, ein ſtiller gefaßter Mann. Mir iſt, als würde dann eine faſt fröhliche Ruhe des Todes über mich kommen.“

„Aber die Tante.“

„Sie iſt doch eine Frau. Sie wird das Herzensbedürfniß kennen und wird es geſtatten, wenn es gar keine weitere Folge in Anſpruch nimmt, als den Blick des Auges, einen Händedruck, einen Abſchiedsgruß für dieſe Welt.“

Er ſprach ſo zu Gehör ſeines Moſes, unbekümmert darum, ob es für einen Trödeljuden verſtändliche Worte wären. Er mußte laut ſprechen. Und Moſes hatte in der letzten Zeit viel gelernt, er verſtand Alles.

So ging denn Ruben hinaus, und trat in die Villa. Er hatte sich nicht geirrt: Frau Molitore bei seinem Eintreten aufschreiend, wurde still als sie aus seiner herzlichen Rede vernahm, daß er keinen andern Anspruch machte, als den eines mündlichen Abschied's. „Dem Unglück" — sagte sie — „muß man Schonung gewähren."

Aber Camilla! Ach, wie selig erschien sie! Die Jugend ist ja begnügt mit dem Augenblicke, und es war ihnen ja nicht verboten — wenn sie einander auch nicht gehören durften — einander zu sagen: wie lieb sie einander hätten, so daß selbst Frau Molitore weinend aus dem Zimmer ging, damit sie das einander ungestört sagen konnten.

Sie weinte wirklich die Tante, weil sie gerührt war von all' den echten Herzenstönen — einmal war sie ja doch auch jung gewesen — und weil sie sich sicher gestellt wußte. Es sollte und konnte doch nur eine Zusammenkunft ohne Wiederkehr sein.

„Nicht zum letzten Male! O, nicht zum letzten Male! rief Camilla, als Ruben fortzing."

„Doch, mein Kind, doch" — sprach die Tante. „Der plötzliche Tod des Vaters hat entschieden, Rubens Empfindung hat das von selbst eingeseh'n, und öftere Begegnung zwischen dir und ihm würde der Welt wie ein Frevel erscheinen. Es widersprach auch deiner eigenen Empfindung."

Trotz alle dem gab es noch einen Menschen, welcher sich nicht ergeben wollte an die Hoffnungslosigkeit. Dies war Moses. Er wußte keinen Ausweg, er wußte keine Hülfe, aber er ergab sich nicht. Er war wie die kleinen Kinder, welche ungezogen zu sagen pflegen: aber ich will nicht.

Zu thun wußte er freilich auch nichts, aber er folgte dem richtigen Instinkte: Bei dem ungestümen Unglücke, dem Ursprunge des Unglücks so nahe zu treten wie möglich.

dem Urſprunge. Wer war denn immer der Feind Rubens geweſen? der nichtswürdige Veitl. Konnte der nicht —? Ja, was nützte es, ihm Bosheit nachzuweiſen; hier war doch die Wahrheit geſagt worden; Ruben hatte ja wirklich ausgeſprochen, daß er ſich mit der Chriſtin verlobt habe.

Dennoch blieb Moſes bei dem Kindergeſchrei: ich will nicht. Er fragte: Wo iſt's denn zum Klappen gekommen? Vor der Synagoge. Wer hat's denn ausgeſprochen? Das wußte er nicht genau. Der Rabbi Aaron iſt dabei geweſen, den muß man fragen. Aber der Rabbi Aaron war nicht zu ſprechen, der war an jenem Vormittage plötzlich krank geworden, der lag ſterbenskrank darnieder; Niemand konnte zu ihm.

Dieſe Dinge rumorten in Moſes. Deshalb ſuchte er der Marcia und dem Veitl wieder einmal nahe zu kommen, vielleicht fände er da einen Fußſteig.

Dazu bot ſich eine Anknüpfung. Als Ruben von der letzten Zuſammenkunft mit Camilla heimkehrte in der weichſten Stimmung von der Welt, und den noch ſinnenden Moſes in ſeinem Zimmer fand, wo er Möbel abſtäubte, da ſagte er, nachdem er ihn eine Weile ſchweigend betrachtet hatte: „Moſes, ich möchte dir gern etwas Gutes erweiſen, und ich kann's vielleicht, denn der Gelderwerb iſt groß geworden, ich bin wohlhabend. Da bin ich eben auf dem Heimwege am Laden Veitl's vorübergekommen, und der Veitl, welcher mich ſonſt haßt, hat mich gegrüßt. Das hat er ſonſt nie gethan, da muß etwas vorgefallen ſein, was? weiß ich nicht. Aber ich habe daran gedacht, daß du früher ſolch einen antiquariſchen Laden zu beſitzen gewünſcht haſt —"

„Ja, Herr Ruben, und gerade den vom Veitl."

„So gehe hin, und frage, warum er mich jetzt grüßt, und wie viel er haben will für ſeinen Laden. Der alte

Kerl verkauft vielleicht jetzt, er ſah verſtört und verfallen aus."

Ruben hatte ganz richtig geſeh'n. Moſes eilte ſogleich hin, und fand ihn wirklich verfallen, den alten Veitl. Der hat etwas Schlechtes begangen und das Gewiſſen bedrückt ihn — ſagte ſich Moſes.

Veitl ging auch ein auf den Verkauf des Ladens, und war kleinlauter, als ihn Moſes je geſeh'n. Während ſie um den Preis handelten — Zwei Juden! — ging Marcia vorüber, und trat einen Augenblick ein, bloß um Veitl zu ſagen: „Es ſei wieder nichts mit dem neuen Dienſte, welchen er ihr empfohlen. Wir haben kein Glück mehr" — ſagte ſie matt beim Fortgehn.

Und die auch! — ſagte ſich Moſes — wie iſt die herunter! Das Paar hat was begangen.

So fragte er denn Veitl, der ja damals auch vor der Synagoge geſtanden: „Wer hat's denn eigentlich geſagt zum alten Abraham, daß der Ruben —"

„Laß mich in Ruh, Moſes, mit der Geſchichte" — ſchrie Veitl — „und ſieh her —! Hier ſchreib ich dir den Preis auf für meinen Laden; ich will verreiſen. Kannſt du bezahlen, ſo bleib' ich im Wort bis heute Abend."

„Ich komme wieder" — ſagte Moſes und ging. Der Kopf dröhnte ihm. Er hatte nichts erfahren, aber er bildete ſich ein, der geſuchte Fußſteig liege um die nächſte Ecke. Er müſſe Herrn Ruben — nein! der iſt zu gutmüthig, den Herrn Farmer müſſe er zu Rathe ziehen, der ſei der Klügſte.

Farmer war ſeit ſeiner Kataſtrophe ein häuslicher Mann geworden, welcher faſt täglich Börſenartikel ſchrieb für die Zeitung, und welcher Ruben die Leitung der gemeinſchaftlichen Spekulation überließ, weil Ruben Glück im Spiel haben müſſe, da er Unglück in der Liebe habe. Und ſo fand

ihn auch Moses beim Schreibtische. Farmer empfing ihn freundlich; er war recht sanft geworden seit seinem Sturze. „Was bringst du, Moses?“

Ja, das war schwer zu sagen. Moses hatte mehr Ahnung als Anhalt. Er wußte auch kaum, wohin er strebte. Zunächst meinte er sagen zu müssen: die beiden Feinde Rubens, der Veitl und die Marcia sind verwandelt, so verwandelt, als ob sie ein Verbrechen begangen hätten; Welches? Wie? Und hat es einen Bezug auf Ruben?

Farmer hörte vortrefflich. Er ließ Moses Alles, was in ihm herumging, kunterbunt ausschütten, und als Moses nichts mehr zu sagen hatte, da schwieg er auch noch eine lange Weile. Endlich sagte er langsam: „Der Schlüssel zur ganzen Frage, welche unklar in dir wirthschaftet, liegt bei dem Alten. Führe mich zu ihm.“

„Zu wem?“

„Hoffentlich lebt er noch. Gestern sagte Jemand, er liege im Sterben — der Rabbi Aaron.“

„Ah! Ich glaube, das ist der rechte Weg.“

Es war die höchste Zeit. Der Tod saß dem steinalten Rabbi auf der Zunge. Das hatte gestern Jonas, des Rabbi Diener zu Moses gesagt.

„Hol mir den Jonas!“ sprach Farmer.

„O weh, der alte mürrische Grobian ist nicht zu haben.“

„Ist zu haben. So uneigennützig der Aaron, so eigennützig ist der Jonas. Er kommt öfters zu mir, damit ich ihm eine kleine Börsenanlage rathe. Hol' ihn heraus auf den Platz vor der Synagoge; dort wart' ich auf ihn.“

Beide gingen; Farmer wartete, Jonas, ein kleiner knochiger Alter kam. Als er hörte, der Signor Farmer wollte den Rabbi sprechen, da kratzte er sich den Kopf: „Der

Rabbi kann ja nicht mehr ſprechen ſeit dem Unfalle auf dem Platze.“

„Na, wer regiert denn alſo die Gemeinde?“

„Er regiert noch. Wenn ich ihm das Auge aufregle, da kann er ſchreiben.“

„Schreiben? Um ſo beſſer. Warſt du dabei, als der alte Abraham umfiel?“

„Nein; er war gerade umgefallen, als ich dazukam, um unſern ohnmächtig gewordenen Rabbi aufzufangen.“

„Und der Rabbi hat ſeit der Zeit wirklich kein Wort mehr geſprochen?“

„Kein Wort mehr. Der Schreck über den zuſammenſtürzenden Abraham iſt ihm auf die Zunge gefallen.“

„Weiß er was vorgeht in der Welt?“

„Nichts weiß er. Wozu ſollen wir's ihm ſagen! Er antwortet nur mit dem Bleiſtifte auf's Papier, wenn man ihn fragt.“

„Jonas, ein kleines ſolides Geſchäft liegt bereit für dich, wenn du übermorgen um zehn Uhr Vormittags zu mir kommſt, und wenn du mich jetzt zum Rabbi Aaron führſt.“

„Ah, das iſt nicht ſo leicht. Der Alte macht Einem ſchrecklich viel zu ſchaffen. Weil er ein Prophet iſt, will Alles von ihm profitiren. Das ganze Haus iſt voll zudringlicher Leute, die zu ihm wollen, um noch geſegnet zu werden. Da kann ich Euch nicht durchbringen.“

„Aber, ſagte Moſes — durch die kleine Thür, aus welcher der Rabbi ſonſt in das Gärtchen kam?“

„Die enge Stiege hinauf? Ja allenfalls. Kommen Sie Signor.“

Es war ein kleines Gemach, in welchem der ſterbende Prieſter lag. Unmittelbar am Fenſter lag er, damit er von der Sonne beſchienen wurde. So hatte er ſich's ausbedungen,

als er noch reden gekonnt. Halbliegend ſaß der Greis in einem Lehnſtuhle, eingehüllt in einen dunkeln morgenländiſchen Talar. Der volle weiße Bart reichte ihm bis unter die Bruſt, das Antlitz war tief gefurcht und regungslos, der Kopf völlig kahl, die Augen waren geſchloſſen. Vor ihm ein Tiſch, worauf ein kleines Pult zum Schreiben, eine große Bleifeder und eine Anzahl weißer Papierblätter. „Auf dieſe Blätter" — flüſterte Jonas Farmer zu — „ſchreibt er noch die Anordnungen für die Gemeinde."

„Und iſt ſein Geiſt noch klar?"

„Freilich, er iſt ja Prophet, der Mann des Wunders. Fragen Sie alſo, ich richt' ihn ſchon. Aber kurz; das Augenlid bleibt nur einige Minuten in der Höhe."

Und nun trat Jonas hinter den Lehnſtuhl und ſprach: „Rabbi, ein wichtiger Mann kommt mit einer Anfrage."

Der Rabbi nickte mit dem Kopfe, und Jonas ſchob ihm das Augenlid in die Höhe. Ein tief dunkles Auge blickte auf Farmer, und während dieſer fragte, drückte Jonas dem Rabbi die Bleifeder in die Hand, das kleine Pult nahe rückend mit einem Blatte Papier.

Farmer war durch die umher ſuchenden Reden des Moſes auf den Punkt geführt worden: Der Urſprung des Unglücks, der Vorgang vor der Synagoge, die Ausſage des Rabbi könnte eine neue Aufklärung bringen für Ruben, und in dieſem Sinne fragte er jetzt:

„Frommer Rabbi, wenn dein Geiſt noch auf der Erde weilt, ſo gib mir Antwort — du warſt ja immer gütig — Antwort auf eine Frage, welche zwei gute Menſchen betrifft. Deine Antwort kann ſie glücklich machen."

„Vorwärts! vorwärts!" flüſterte Jonas, während der Rabbi auf das Papier ſchrieb mit der Bleifeder.

Jonas las, was er geſchrieben. Es lautete: Frage!

„Erinnerſt du dich“ — fuhr Farmer fort — „deutlich des Augenblicks, da vor der Synagoge Abraham Schmuel zu dir trat, und gleich darauf todt niederfiel?“

Der Rabbi ſchrieb, Jonas las: Ja.

„Haſt du zu ihm geſagt, daß ſich ſein Sohn Ruben taufen laſſen wollte?“

Der Rabbi ſchrieb, Jonas las: Nein.

„Wer hat dies alſo geſagt?“

Der Rabbi ſchrieb und Jonas las: Niemand hat es geſagt. Es hat Einer geſchrien: Dein Sohn Ruben hat heute ſchmählich Bankerott gemacht. Beim letzten Worte ſchrie Abraham entſetzlich, und fiel auf mich. Er war todt, ich beſinnungslos.

Farmer und Moſes ſtießen gleichzeitig einen Freudenruf aus und Farmer ergriff den beſchriebenen Zettel, während der Rabbi, deſſen Auge ſich ſchloß, an die Lehne zurückſank, unbeſchriebene Papierſtücke aber auf den Boden fielen.

„Dank, Dank!“ rief Farmer. Jonas jedoch drängte ihn und Moſes nach der Thür in die enge Treppe hinein. „Wer, Jonas, wer“ — ſagte Farmer — „wer kann es ausgebracht haben, daß Abraham an der Nachricht von der Taufe ſeines Sohnes geſtorben wäre?“

„Es iſt gerufen worden, als ich den ohnmächtigen Rabbi fortbrachte, und es war die Stimme des Buchverkäufers Veitl.“

„Oh!“

„Der alte Abraham hat nichts mehr davon gehört, der war gleich mauſetodt, der hat den Bankerott nicht vertragen. Alſo übermorgen, Signor Farmer, komme ich.“

„Und wirſt willkommen ſein, braver Jonas“ — ſagte Farmer, und Jonas trat zurück, die Nebenthür inwendig ſchließend.

Farmer hielt das beſchriebene Blatt hoch vor ſich hin, „Gott ſei Dank!“ rufend, Moſes jubelte. Er verſtand, und laufend kamen Beide nach Hauſe.

„Warte!“ ſagte Farmer, ſetzte ſich und ſchrieb Folgendes: Der verehrungswürdige Greis Rabbi Aaron, im Sterben begriffen, hat noch ein gutes Werk verrichtet, er hat mit eigner Hand aufgeſchrieben, daß man Unwahres ausgeſprengt hat über den Tod Abraham Schmuels. Dieſer Tod iſt nicht veranlaßt worden dadurch, daß man erzählt hat, ſein Sohn Ruben wolle ſich taufen laſſen. Das hat Niemand erzählt, wohl aber iſt geſchrien worden, Abrahams Söhne hätten ſchmählichen Bankerott gemacht. Dieſe unwahre Nachricht hat den ſchwachen Greis Abraham ſo erſchreckt, daß er einem Schlagfluſſe erlegen iſt. Die eigenhändige Handſchrift des ſterbenden Rabbi, welche dies bezeugt, iſt in meinen Händen und kann Jedermann gezeigt werden. Farmer.

„Dies trage eiligſt in die Zeitung und erzähle es aller Welt, aber laß mir den Vorrang bei Ruben, ihm will ich es ſagen.“

Bei aller Freude verließ doch unſern Moſes der Kopf des Trödeljuden nicht, nachdem die höhere Sorge endlich überſtanden war. Er wollte jetzt gleich unterwegs ein Geſchäft machen, welches nach Ruben ihm am Herzen lag. Der Weg führte nämlich an Veitl's Laden vorüber, und dieſer Laden war ja ſein bürgerliches Ideal. Da blieb er denn ſtehen, und rief: „Herr von Veitl, leſen Sie einmal dieſe Schrift unſers Rabbi Aaron, Sie kennen ſie ja. Leſen Sie aufmerkſam! Ich trage ſie in die Druckerei. Ja, ja, es iſt nicht anders; wenn Sie auch kreideweiß werden. Nicht wahr, das iſt deutlich? Nun, das iſt Nummer Eins. Es gibt aber auch eine Nummer Zwei, die lautet: Wer hat's ausgeſprengt, daß Vater Abraham vom Schlage gerührt worden ſei, wegen

der Taufe Rubens? Wer? — Herr von Veitl. — Schreien Sie nicht umsonst, es sind Ohren- und Augenzeugen vorhanden. Was folgt daraus? Herr von Veitl in Gemeinschaft mit der Dienstmagd Marcia werden kriminaliter angeklagt, öffentliches Unglück angerichtet zu haben, durch Lüge und Verleumdung, und Herr von Veitl mit der Dienstmagd werden aus dem Weichbilde von Triest ausgewiesen, dabei wird es an Rippenstößen und Prügeln nicht fehlen."

Veitl starrte ihn an und war keines Wortes mächtig.

„Heute wird Nummer Eins in der Zeitung abgedruckt, morgen kommt Nummer Zwei, wenn nicht der von Veitl bis heut Abend seinen Laden verkauft und sich unsichtbar gemacht hat, denn ein so kriminal angespuckter Mensch darf nicht mehr Bücher verkaufen. Ihr habt den Preis für Euren Laden aufgeschrieben?"

„Hier."

„Ist um die Hälfte zu hoch. Diese Hälfte zahlt Herr Ruben bis Sonnenuntergang, wenn der von Veitl sammt seiner Gesponsin zur Nacht die Stadt verläßt auf Nimmerwiedersehen. Alsdann, aber nur alsdann bleibt Nummer Zwei in meiner Tasche. Verstanden? Gegen Abend komme ich mit dem Gelde und hole mir den Kaufschein."

Während Moses nicht just edelmüthig sich aufführte, ging Farmer hinunter zu Ruben. Er fand ihn, und reichte ihm stillschweigend die Originalschrift des Rabbi.

Ruben verstand nicht sogleich, so unerwartet kam das, und als Farmer mit dem Kopfe nickte und sprach: „Ja, ja, es ist die blanke Wahrheit, welche der alte Priester verkündet, da brach Ruben in einen Freudentaumel aus, welcher den nüchternen Farmer erschreckte. „Hinaus zu Camilla! hinaus!" schrie er und griff nach dem Hute —

„Nein," sagte Farmer und hielt ihn fest, „nein!"

„Warum nein?“

„Die Frucht nicht eher brechen wollen, als bis sie reif geworden. Da kommt Bellosi, unser Diplomat, er soll entscheiden, ob Frau Molitore so flugs zu gewinnen wäre.“

Bellosi, entzückt von der günstigen Wendung der Dinge, welche ihm in fliegenden Worten mitgetheilt wurde, drang noch strenger auf Zurückhaltung als Farmer. Frau Molitore, meinten Beide, ist auch jetzt nicht zu gewinnen, und ohne ihre Einwilligung ist man zu peinlichen Gewaltschritten genöthigt, welche selbst Camilla ablehnen kann.

„Also? — Also warten und operiren, ob sie zu gewinnen ist“ — sprach Bellosi mit einem Ernste, der selten bei ihm war. „Ich kenne diese zerfahrene, eitle Frau“ — fuhr er fort — „und ich halte es für kaum möglich, ihre Einwilligung zu erlangen.“

XXI.

Die Frage war: soll nicht Bellosi sofort hinausgehn in die Villa und das große Ereigniß verkünden, so daß die Tante früher unterrichtet wird als das große Publikum, welches erst am nächsten Morgen durch die Zeitung benachrichtigt wird?

Nein, rief man, das hieße den Eindruck zersplittern. Wenn morgen Vormittags ganz Triest in Bewegung geräth, wenn alle Welt davon spricht und zahlreiche Stimmen rufen: „O wie Unrecht hat man dem armen Ruben gethan!“ dann bildet sich von selbst ein Sturm um Frau Molitore. Sie wird dann nicht nur gedrängt, sie wird gehoben, und im Schwunge ruft sie: „Ja doch, ja doch, es sei! reicht Euch die Hände!“

Ganz mit Recht war Ruben nicht dieſer Meinung. Aber er glaubte, die Anſchauung der treuen Freunde achten und ſich derſelben fügen zu müſſen. Er blieb daheim, und machte ſich ein Feſt daraus, Moſes die Kaufſumme einzuhändigen für Veitl's Laden.

Das war wirklich ein Feſt: Moſes hatte ſein Ideal erreicht. Er ſprang in die Höhe vor Vergnügen, und bat Manaſſe gleich mitzugehn, damit die Uebergabe des Ladens vor einem Zeugen geſchehe. Das Wechſelgeſchäft Samuele war bereits ſo erweitert, daß einige Commis eingeſtellt waren, und Manaſſe ohne Schwierigkeit abkommen konnte zur Begleitung. Unterwegs ſchickte er einen Jungen zu ſeiner Mutter: ſie möchte ſofort zu Ruben eilen.

Sie fanden Veitl in heftigem Zank begriffen; man ſah nicht gleich, mit wem. Im hinterſten Winkel kauerte eine weibliche Geſtalt. Sie war in ein Tuch eingehüllt und ſchwieg. Es war Marcia und aus Veitl's Scheltreden ergab ſich, daß ſie ſich geweigert hatte, in ſeiner Geſellſchaft die Stadt zu verlaſſen.

Manaſſe, welcher ſie ja immer mit verliebten Augen angeſehen, trat zu ihr, während Moſes die Kaufſumme an Veitl einhändigte, und den Kaufſchein in Empfang nahm.

Manaſſe fragte ſie mitleidig, „ob er etwas für ſie thun könnte?“

„Ja,“ ſprach ſie mit ſchwacher Stimme.

„Was denn?“

„Führen Sie mich zu Ihrem Bruder, dem Herrn Ruben.“

Veitl hörte das, und wollte ſich widerſetzen, wurde aber von Manaſſe und Moſes beſeitigt. Moſes bemerkte trocken, daß Herr von Veitl in dieſem Laden nichts mehr zu ſagen, ſondern daß er den Laden zu räumen habe. So wurde er denn buchſtäblich hinausgeſchoben.

„Du gehst mit!“ rief er von der Straße herein.

„Ich gehe nicht mit“ — erwiederte Marcia.

Er zuckte verächtlich die Achseln, und ging endlich von dannen.

„Was willst du denn von meinem Bruder?“ fragte Manasse.

„Ich will ihn um Verzeihung bitten; mein Beichtvater hat mir's anbefohlen.“

„Weshalb? Was hast du ihm denn gethan?“

„Gelogen hab' ich zu seinem Schaden, wie's der Veitl gewollt hat, bis mir Angst geworden ist, als ich erfahren habe, in welches Unglück Herrn Ruben unsere Lüge gestürzt. Das hat mir keine Ruhe mehr gelassen, und ich hab' es beichten müssen. Mein Herr Beichtvater ist darüber außer sich gerathen, und hat es eine schwere Sünde genannt, welche nicht vergeben werden könnte. Ich müßte hingehn und eingestehn, daß der Veitl die Lüge ausgebracht. Auf einmal aber ist's heute herausgekommen ohne uns, und jetzt muß ich elend sterben, wenn mir Herr Ruben nicht seine Verzeihung schenkt. Mein Beichtvater spricht mich sonst nicht frei, und ich komme in die Hölle! Glauben Sie mir's, und führen Sie mich zu Ihrem Bruder!“

Manasse sah fragend auf Moses. Jeder von ihnen war bisher verliebt gewesen in diese schöne Marcia, welche jetzt verstört und reizlos in ihrer Einhüllung zwischen ihnen stand — und keiner von Beiden dachte noch an Verliebtheit. Der strenge Beichtvater und das schreiende Gewissen des Mädchens bewegten sie ganz und gar.

Nach langem Schweigen sagte Moses: „Thun Sie ihr den Willen. Ich muß hier bleiben, denn der Laden braucht seinen Herrn.“

„So kommen Sie!“ sprach Manasse, und ging mit ihr zu Ruben.

Bei diesem war Mutter Ruth eingetroffen, und hatte die beglückende Nachricht mit dem Ausrufe begrüßt: „Hinaus, Ruben, hinaus! Keine Minute zögern und Camilla warten lassen!“

„Nein, nein!“ hatten Farmer und Belloſi wiederholt, und es war dann Schritt für Schritt festgestellt worden, wie am nächsten Vormittage vorgegangen werden sollte. Farmer übernahm es, fünf Personen hinauszusenden, welche sämmtlich Frau Molitore bestimmen sollten, sofort ihre Zustimmung zu geben, und Belloſi ebenso. Er legte besonderes Vertrauen auf den Hausarzt der Molitore, der sein Freund, und von größtem Einflusse auf Frau Molitore wäre. Ihre hysterische Kränklichkeit mache sie ganz abhängig vom Doctor Splenoli, und dieser — da wurde er unterbrochen. Zu allgemeinem Erstaunen trat Marcia ein mit Manasse, und Manasse berichtete, was die Anwesenheit Marcias zu bedeuten hätte. Sie wäre geständig, das falsche Gerücht gegen Ruben mit Beitl ausgebracht zu haben, und sie komme, die Verzeihung Rubens erbitten, denn sie könne nicht weiter leben, wenn ihr diese Verzeihung nicht gewährt würde.

Bei diesen Worten fiel Marcia vor Ruben auf die Kniee, schluchzte laut und küßte ihm die Hände.

„Nun spielen schon die Dienstmädchen Comödie!“ sagte Farmer, indem er mit Belloſi zur Seite trat.

„Irrthum, Irrthum!“ — sagte halblaut Belloſi — „hier ist Leidenschaft vorhanden. Das Mädchen liebt den Ruben heftig, Neid und Eifersucht hat sie zur Feindschaft geführt. Schauen Sie nur näher hin! Das Mädchen hat Race, mehr als Ihre verflossene Carmen.“

Ruben wollte sie in die Höhe heben, aber sie widerstrebte, und ihr Weinen wurde immer heftiger.

„Schlimmes Mädchen“ — rief Frau Ruth — „was

hat dir denn mein Sohn gethan, daß du ihn öffentlich verleumdet haſt?"

„Gethan?" — und dabei erhob Marcia das Haupt, und blickte mit durchdringendem Ausdrucke auf Ruben.

Dieſer Blick ſchien Ruth aufzuklären. Sie hob das Mädchen mit beiden Händen in die Höhe, und ſagte: „Was nun? Wer kann dich in Dienſt nehmen?"

„Ich" — ſprach Farmer, trat vor und ſetzte hinzu: „Geh hinauf, Marcia, in den erſten Stock, und warte auf mich. Ich werde dir mein Hausweſen anvertrauen unter der Bedingung, daß du jede Woche zur Beichte gehſt."

„Das nenn' ich Courage!" rief Belloſi.

„Ohne Courage kein Leben!" lachte Farmer.

„Komm mein' Kind" — ſprach Frau Ruth — „ich werde dich begleiten, und du wirſt mir geloben, ein braves Mädchen werden zu wollen. Steigen wir hinauf."

Sie führte Marcia aus dem Zimmer, und Manaſſe folgte. Er fand es immerhin angenehm, daß dies ſchöne Mädchen im Hauſe verbliebe.

Zu alledem verhielt ſich Ruben ſchweigſam. Ihm mißfiel die ganze Verzögerung. Er wünſchte allein zu ſein, und allenfalls mit der Mutter noch an dieſem Abende etwas zu unternehmen, was Camilla in Kenntniß ſetzen könnte. Er hörte alſo kaum zu, wie Farmer und Belloſi Beſtimmungen trafen, welche Perſonen am nächſten Morgen hinausgeſchickt werden ſollten, und winkte der zurückkehrenden Mutter, ſie möge ihn befreien.

Sie verſtand ihn und ſagte: „Das Mädchen will nicht bleiben."

„Oh," rief Farmer, und ging hinauf mit Belloſi.

„Ich habe Marcia in unſer Haus geſchickt" — ſagte ſie nun zu Ruben — „Manaſſe führt ſie fort. Ich will ſie

behalten und nicht dem Herrn Farmer und dessen Courage überlassen. Und jetzt —"

„Ja wohl, Mutter, und jetzt anders vorgehn. Es ist falsch, dies erkünstelte Abwarten; es widerstrebt mir. Ich möchte hinaus."

Frau Ruth war nicht dagegen. Sie hatte noch dazu so eben aus Aeußerungen der Marcia die Ueberzeugung gewonnen, daß Frau Molitore ihrem Ruben persönlich sehr gewogen wäre, daß also Ruben die sicherste Aussicht des Gelingens hätte, wenn er sich unmittelbar an Frau Molitore wendete. Als gute Mutter hielt sie ja auch ihren Sohn für unwiderstehlich, und ihre Berathung schloß damit, daß sich Ruben um Farmer und Belloši nicht kümmern, sondern stracks hinaus eilen sollte in die Villa.

Der Abend war hereingebrochen, und es war ganz finster geworden im Zimmer, als Ruben aufsprang, und sich zum Fortgehn rüstete. Lärmendes Geräusch an den Fenstern hielt ihn auf. Es war ein Gußregen, der an die Scheiben schlug. Unter Donnerschlägen zitterte das Haus, ein schweres Gewitter wüthete über Triest; es war nicht möglich, aus dem Hause zu gehen.

Die abergläubige Mutter unterließ nicht zu sagen: es soll nicht sein! und da das wilde Wetter lange dauerte, so verstrich auch die Zeit, welche einen plötzlichen Besuch Rubens allenfalls noch gestattet hätte.

Die Stunde rennt auch durch den bängsten Tag. Auch für Ruben verging die Nacht, nachdem er spät die Mutter heimgeführt und bis gegen Morgen vergeblich den Schlaf gesucht hatte. Hoffnungen, Pläne, Besorgnisse hielten den Geist fortwährend wach. Erst als der Tag schon graute schlief er vor Erschöpfung ein, und schlief nun so fest, daß er geweckt werden mußte.

Dies that Moses, nachdem er lange gewartet hatte. Er gönnte Ruben die Ruhe, aber er war neuer Ladenbesitzer, und er mußte dem ersten Tage entgegen seinen Laden rechtzeitig öffnen. Dafür kam Anstoß, ein Brief an Ruben wurde abgegeben, und Moses erkannte die Schrift der Adresse. Es war die Schrift Camillens, und nun weckte er stürmisch den Langschläfer, eilte aber selbst unter Entschuldigung zur Eröffnung seines Ladens.

Der Brief aber lautete: „Eile herbei, lieber Ruben, eile ohne Verzug herbei, denn nur du kannst die Tante gewinnen. Frühzeitig — es ist schon eine Stunde her — kam Johann mit der Zeitung und zeigte auf eine groß gedruckte Stelle. Die Tante las und schrie auf; ich las, und jubelte. Nein! rief sie, juble nicht, es kann nicht sein, ich kann den Juden nicht annehmen, und Rubens Vater würde sich auch im Grabe umkehren, wenn sich sein Sohn taufen ließe. — Ach — erwiederte ich — er braucht sich ja nicht taufen zu lassen. Herr Bellosi hat mir gesagt, es gibt jetzt Heirathen ohne Priester. Der Bürgermeister schließt die Ehe, und sie ist ganz gültig."

„Confessionslos?" schrie die Tante! Ja, sagte ich, so heißt es, glaub ich. — Nimmermehr! — „Kurz, die Tante ist so schlimm, daß ich nun auch schlimm werde und meine: wir sollen uns nicht länger unterdrücken lassen."

Nachschrift. „Ich mache das Couvert wieder auf, weil Bellosi gekommen ist, und mir auseinander gesetzt hat, was diesen Vormittag unternommen werden soll. Dadurch würde die Tante, wie er sich ausdrückt, mürbe gemacht werden, und du würdest, erst gegen Mittag kommend, sie leichter zur Einwilligung bewegen. Letzteres hoffe ich zwar auch, denn dich liebt sie. Aber warum so spät kommen?"

Während Ruben dies las, begann Bellosi draußen in

der Villa schon die Belagerung. Er bat um ein leichtes Frühstück im Salon, wo er sich wie erschöpft niederließ. —

„Warum erschöpft?“ fragte verdrießlich Frau Molitore.

„Es wird Ihnen bald ebenso ergehn. Ich bin erschöpft, weil mich ganz Triest angefaßt hat, für Ruben Samuele. Jeder edle Mensch müsse für ihn wirken; der Himmel selbst habe ja gesprochen durch den Mund des sterbenden Priesters.“

„Ein Jude für einen Juden!“

„Verhärten Sie sich nicht, würdige Freundin! Sie sind ersichtlich zu was Großem berufen, zum Auslöschen brennender Vorurtheile, zur Anerkennung der vortrefflichen Civilehe. Nicht wahr, Signor Abbate?“

Er war wirklich so dreist, den bestürzten Abbate so zu fragen, und als dieser in der Geschwindigkeit „Ja, ja!“ gesagt, setzte er hinzu: „die Confessionslosigkeit ist wirklich für diesen bürgerlichen Zweck ein genialer Ausweg, und da helfen Sie gewiß mit, nicht wahr, Herr Abbate?“

Der Abbate war in all diesen Dingen so unschuldig, unwissend und konfus, daß er fragte, „ob man seine Empfehlung nach Rom wünschte, der heilige Vater werde gewiß —“

„Lassen Sie sich doch nicht zum Besten halten“ — rief Frau Molitore — „von diesem Spötter Bellosi. Er unterschätzt unsern Verstand.“

In der That hatte sich Bellosi übernommen, und die Angelegenheit nicht gefördert, sondern verschlimmert. Die Dreistigkeit seiner Laune war schuld; er sah dies ein, und wurde nun ganz ernsthaft, als nach und nach die Besuche ankamen, welche er veranlaßt hatte.

So zahlreiche Besuche an einem Vormittage konnten Frau Molitore nicht im Zweifel lassen, daß eine Demonstration

Stimme: „Da wären wir denn so weit, daß wir Sklavendienst unter uns einführen!“

„O nein!“ — sagte Frau Molitore, indem sie mit beiden Händen Frau Ruth in die Höhe hob, und als sie ihr nun nahe ins Antlitz blickte, rief sie aus: „Wunderbar! Ganz das Angesicht und der Ausdruck Rubens, welcher mich immer sympathisch —“

„Ruben!“ rief Camilla. Ruben war eingetreten. Alles wendete sich zu ihm, und Camilla flog ihm entgegen. Er aber ging zur Frau Molitore, ergriff ihre beiden Hände, und sah ihr tief in die Augen. Dann küßte er ihr die Hände, und in die Augen der zitternden Frau traten Thränen. Alles war todtenstill.

Endlich sprach Ruben: „Segnen Sie, gnädige Frau, meinen Bund mit Camilla. Wir glauben, der Himmel selbst habe uns zusammengeführt. Hat er doch nun auch das Hinderniß beseitigt, welches durch den falschen Bericht über den Tod meines Vaters entstanden war. Dies hat doch gewiß Ihr Herz gerührt, ein Herz, welches für Camilla immer ein gütiges Mutterherz gewesen ist. Glauben Sie mir, glauben Sie uns: wir werden Ihnen liebende dankbare Kinder sein.“

Das Gesicht der bisher harten Frau schien verändert, schien erweicht zu sein, es flossen Thränen über ihre Wangen herab.

„Sie selbst liebt wirklich den Ruben!“ flüsterte Bellosi dem Farmer zu, — und in der That, es ging Mächtiges vor in ihrem Innern, sie rang umsonst nach Worten. Es entstand eine lange Pause; man sah und hörte nur, daß sie mühsam athmete. Jedermann aber erwartete ein beglückendes Wort von ihr — da zerstörte der gedankenlose Abbate den Moment. Er hatte sein Violoncell ergriffen, und rief: „Da ist endlich Signor Samuele wieder, er wird uns mein Duo vortragen

mit Signorina Camilla, und die ganze Gesellschaft wird applaudiren."

Wie wunderlich betroffen sagte Niemand ein Wort. Camilla aber reichte Ruben die Hand, und führte ihn zum Piano, neben welchem der Abbate schon saß, auf seinem Cello präludirend.

Sie sangen, und in den schönen Stimmen sang ihr ganzes Herz mit — es entstand eine tiefe Rührung. Noch im letzten Takte näherte sich ihnen langsam Frau Molitore. Alle machten Platz, und Herr Wettermann sagte leise zu der Vorübergehenden: „Unser edler Bürgermeister erwartet das Paar, um es ehelich zu verbinden." Ruben und Camilla gingen ihr entgegen, und ergriffen ihre Hände, welche sie ihnen entgegenstreckte. Sie aber sprach mit schwacher Stimme: „Ich hindere nicht mehr, möget Ihr glücklich werden."

Allgemeiner Jubel, allgemeine Umarmung folgte, und dabei sagte Bellosi mit gedämpfter Stimme zu Farmer: „Eine confessionslose Ehe, und Gott sei Dank, wieder ein Jude weniger."

„Was? Sie hassen doch die Juden?

„Hassen?! Dies garstige Wort brauch ich nie. Aber es kann Einem doch eine Menschengattung lieber sein als die andere."

Er war also drei Wochen darauf ein fröhlicher Zeuge, als der Herr Bürgermeister das schöne confessionslose Paar traute.

Frau Molitore war auch zugegen, und fand, daß ihr Doctor Splenoli Recht gehabt: sie athmete körperlich leicht und fühlte sich angethan zu einem noch recht langen Leben. Es war ihr ein Fest, in ihrer Villa dem jungen Paare ein reizendes Nest einzurichten, und sie wunderte sich nachträglich alle Tage darüber, daß sie so lange hätte verstockt sein können, Ruben, obwohl ursprünglich Jude, sei doch ein gar lieber Schatz.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.